WIDENER
HN L21R 5



HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

Unter ständiger Mitarbeiterschaft
von A. Bebel, Fr. Mehring u. A.
redigiert von **Karl Kautsky**

Einunddreißigster Jahrgang * Erster Band

Verlag Detlev Auvermann KG · Glashütten im Taunus
1974

Soc 713.8 (31 pt 1)

HARVARD UNIVERSITY
LIBRARY
MAY 9 1975

F715

Unveränderter Neudruck der Ausgabe Stuttgart 1913
Mit freundlicher Genehmigung des Verlages
J.H.W. Dietz Nachf. GmbH, Hannover
Druck: Bläschke & Ducke GmbH, Darmstadt
Printed in Germany

Inhalts-Verzeichnis.

(A. bedeutet Artikel, F. Feuilleton, N. Notiz, R. Rezension, die Zahlen geben die Seiten an.)

I. Zeitgeschichte und soziale Zustände.

(Siehe auch II. und VI.)

1. Argentinien.

Thiessen, Cornelio, Der Sozialismus in Argentinien. A. 688

2. Asien.

k., Indiens Volksschulen. N. . . . 40

Spectator, Dr. Vosberg-Rekow, Asiatisches Jahrbuch. R. 742

Warandian, Mikael, Die „Daschnakzutiun" und die Emanzipationskämpfe im Orient. A. 281

3. Australien.

Baumeister, A., Das Antistreikgesetz in Queensland. A. 481

4. Balkanstaaten.

Austerlitz, Friedrich, Nach dem Kriege. A. 153

Hilferding, Rudolf, Der Balkankrieg und die Großmächte. A. . . . 73

Kabaktschieff, Christo, Fürstenbund oder Balkanrepublik? A. . . . 311

Kautsky, Karl, Der Krieg und die Internationale. A. 185

— Der Baseler Kongreß und die Kriegshetze in Österreich. A. 337

— Otto Bauer, Der Balkankrieg und die deutsche Weltpolitik. R. . . . 405

Pawlowitsch, M., Der Balkankrieg und die muselmännische Frage in Frankreich. A. 377

— Der Balkankrieg und die bürgerlichen Pazifisten. A. 574

— Zur Belagerung Adrianopels. A. . 713

Radesteijn, W. van, Balkanprobleme. A. 221

Rothstein, Th., England und die Balkankrise. A. 122

Wendel, Hermann, Balkankrieg. A. . 41

Zankoff, Assen, Die Balkankrise und die innere Zersetzung der Türkei. A. 193

5. China.

Rothstein, Th., Internationale Finanz und Politik in China. A. . . . 627

6. Deutschland.

Bebel, August, Eine Richtigstellung (zu den Artikeln von Kloth, S. 144 und Hilferding S. 168). N. 214

— Selbstberichtigung (zu „Eine Richtigstellung", S. 214). N. 304

Grumbach, S., Der „imperialistische Sozialismus". (Professor Charles Andler, „Action nationale".) A. 736

Hilferding, Rudolf, Das, was war. Eine Erwiderung (auf „Das, was ist" von Emil Kloth, S. 144). A. 168

— Die Erneuerung des Dreibundes. A. 458

— Totentanz. A. 745

— Taumel. A. 849

Kautsky, Karl, Ein Ketzergericht. A. 1

— Gerhard Hildebrand, Sozialistische Auslandspolitik. R. 36

— Ein Pronunziamento. A. . . . 55

— Aus dem württembergischen Hexenkessel. A. 602

— Ein logischer Hexenkessel. A. . . 727

— Parteipolemik. A. 838

Keil, Wilhelm, Eine Kette von Verstößen. A. 680

— Das württembergische Kapitalverbrechen. A. 811

Kloth, Emil, Das, was ist. Auch ein Epilog zum Parteitag. A. . . . 144

— „Das, was war." (Antwort auf Das, was war von Hilferding, S. 168.) N. 245

Lebedour, G., Ein fadenscheiniger Rüstungsvorwand. A. 929

Leinert, Robert, Die Junker als Nutznießer des Dreiklassenwahlrechts. A. 515

Meerfeld, J., An der Kette der Hierarchie. A. 265

Mehlich, Ernst, Lothar Engelbert Schücking, Das Elend der preußischen Verwaltung. R. 454

Mehring, Franz, Friedrich Naumann, Freiheitskämpfe. F. 117

Obuch, G., Oberverwaltungsgerichtsrat Blüher, Der Schutz der Arbeitswilligen. R. 958

Quarck, Max, Zum Preußentage. A. 489

Roßmann, Erich, Die Landtagswahlen in Württemberg. A. 563

Stadthagen, Arthur, Gegen Koalitionsrecht und Arbeiterschutz. A. . 585

Ströbel, H., Der preußische Parteitag. A. 553

Wendel, Hermann, Martin Berger, Pascal David und die politische Entwicklung Elsaß-Lothringens 1882 bis 1907. R. 178

— Emil Ludwig, Bismarck. R. . . 612

7. Frankreich.

Compère-Morel, Die Präsidentenwahl in Frankreich A. 617

k., Frankreichs Reichtum. N. . . . 181

k., Die Eheschließungen in Frankreich. N. 486

Leder, Z., G. Hervé, Mes Crimes ou onze ans de prison pour délits de presse, Modeste Contribution à l'Histoire de la liberté de la presse sous la troisiéme Republique. R. 741
Rappoport, Ch., Der Gewerkschaftskongreß von Havre. A. 22
— Berichtigung oder Vertuschung. (Zum Artikel von Jos. Steiner, Der Gewerkschaftskongreß von Havre, S. 331.) A. 374
Reybel, E., Die Beamten und der Staat in Frankreich. A. . . . 934
Steiner, Josef, Der Gewerkschaftskongreß von Havre. A. 331

8. Großbritannien.

Eckstein, Gustav, Die Lage der Textilarbeiter in Englisch-Indien. N. . 814
Köttgen, J., Das Frauenstimmrecht in Großbritannien. A. 665
Sachse, J., Eine kritische Phase der Arbeiterpartei. A. 722
Spectator, G. R. Porter, The Progress of the Nation. R. . . . 406

9. Italien.

Olberg, Oda, Emilio Pinchia, L'Impresa di Tripoli. R. 613

10. Japan.

Katayama, S., Die Steigerung der Lebensmittelpreise in Japan. A. . 766
Kummer, Fritz, Zu Nogis Tod. A. 65

11. Oesterreich-Ungarn.

Adler, Friedrich, Der Parteitag in Wien. A. 217
Varga, Eugen, Neue Kämpfe in Ungarn. A. 590
— Der Sieg der Reaktion in Ungarn. A. 881
—n., Statistisches aus Bosnien und der Herzegowina. N. 550

12. Persien.

Pawlowitsch, Michael, Die transiranische Eisenbahn und die englisch-russischen Beziehungen. A. . . . 30

13. Rußland.

Alexinsky, Gregor, Kann Rußland einen Krieg wagen? A. 668
Kameneff, G., Georges Stiekloff, La fraction socialdémocrate dans la troisième Douma. R. . . . 771
Redaktion, Die, Die Dumawahlen. N. 843
Spectator, Die Kriegsgefahr im fernen Osten. A. 777
Stiekloff, G., Die russischen Wahlen. A. 346
— Zu den russischen Dumawahlen. N. 581

14. Schweiz.

Grimm, Robert, Der Schweizer Parteitag in Neuenburg. A. 297

15. Vereinigte Staaten.

Schlüter, Herm., Zur Präsidentschaftswahl in den Vereinigten Staaten. A. 229
Schlüter, Herm., Zur Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten. A. . 321
— Das sozialistische Votum bei der amerikanischen Präsidentenwahl. A. 621
Simons, A. M., Kein Populismus in der amerikanischen sozialistischen Partei. (Erwiderung auf W. E. Walling, Agrarprogramm.) A. . . . 597
Walling, W. E., Das neue Agrarprogramm der Sozialdemokratie Amerikas. A. 521

II. Sozialpolitisches.

1. Agrarisches.

Andrée, Ernst, Güterpreise und Schutzzoll. A. 163
Braun, Otto, Landflucht, Seßhaftmachung der Landarbeiter und Sozialdemokratie. A. 494
— Landarbeiteransiedlung und Sozialdemokratie. A. 875
Compère-Morel, Die landwirtschaftliche Entwicklung in Frankreich. A. 466
Ebhardt, Ernst, Landwirtschaftliche Streitfragen. A. 446
Grumach, Dr. Wilhelm, Ansiedlung und Sozialdemokratie. A. . . . 607
Marchionini, Karl, Innere Kolonisation. A. 202
— Nochmals die innere Kolonisation. A. 898
Meyer, Ernst, Dr. Fritz Rothe, Die Fleischversorgung der Großstädte. R. 212
Rudolf, Albert, Der gegenwärtige Stand der amerikanischen Landwirtschaft. A. 82
Schmidt, Kaspar, Bayern und die Getreidezölle. A. 149
Spectator, Ein Agrarier für die Fleischeinfuhr. (Dr. J. N. Mueller, Fleischeinfuhr?) A. 61
Baillant, Edouard, Ein neues Agrargesetz. A. 16

2. Arbeitsrecht.

Häusgen, W., Dr. Flesch, Reform des Arbeitsrechtes, Prof. P. Arndt, Zur Reform des Arbeitsrechts. R. . . 772

3. Bäcker.

Laukes, A., Der Kampf gegen die siebentägige Arbeitswoche im Bäcker- und Konditorgewerbe. A. 576

4. Bauarbeiter.

Winnig, August, Zur Tarifbewegung im Baugewerbe. A. 731

5. Bildungswesen.

Schulz, Heinrich, Ein Stück Kulturarbeit. F. 409
Schuster, Bernhard, Bürgerlicher Buchhandel, Parteibuchhandel und Bildungsarbeit. A. 400

6. Binnenschiffer.

Müller, Paul, Zur Revision des Binnenschiffahrts- und Flößereigesetzes. A. 942

7. Erziehung.

Arnulf, Grundfragen der Erziehung. (Otto Rühle, Grundfragen der Erziehung.) A. 768

8. Gewerkschaften.

Eckstein, Gustav, L. Jouhaux, Les Tendances Syndicales, Le Syndicalisme Français; Johann Sassenbach, Le Syndicalisme Allemand. R. 38

— William English Walling, Labor Union Socialism and Socialist Labor Unionism. R. 180

Braun, Adolf, Fr. Selter, Über die Einführung von Tarifverträgen in den Großbetrieben des Maschinenbaues und verwandten Betrieben. R. 841

Rjasanoff, N., W. W. Scher, Geschichte der Gewerkschaftsbewegung der Buchdrucker in Moskau. R. 101

Seidel, Richard, Die Gewerkschaften in der Wirtschaftskrisis. A. . . . 508

Umbreit, Paul, Dr. Otto Hommer, Die Entwicklung und Tätigkeit des Deutschen Metallarbeiterverbandes. R. 39

Woldt, Richard, Großindustrie und Gewerkschaftsarbeit. A. . . 749 801

9. Holzarbeiter.

Pappe, Hermann, Die Tarifbewegung in der Deutschen Holzindustrie. A. 569

10. Jugendbewegung.

Peters, Max, Joseph Kipper, Die sozialistische Jugendbewegung in Deutschland. R. 693

Weimann, Richard, Wie gewinnen wir die Jugend zwischen dem achtzehnten und einundzwanzigsten Lebensjahre? A. 449

11. Jugendschutz.

Braun, Adolf, Neuere Literatur über die jugendlichen Arbeiter. A. . . 543

Schlesinger, Therese, Wilhelmine Mohr, Das sittlich verwahrloste Mädchen. R. 519

12. Kommunales.

Braun, Adolf, Dr. Albrecht Penk, Die Lage der deutschen Großstädte. R. 453

13. Lebenshaltung.

Braun, Adolf, Dr. Karl Tyska, Die Lebenshaltung der arbeitenden Klassen in den bedeutenderen Industriestaaten. R. 179

Eckstein, Gustav, Proletarische Ernährungsverhältnisse. A. . . 359 390

k., Die Sterblichkeit der Kapitalisten und Arbeiter. N. 102

k., Die Steigerung der Preise der Nahrungsmittel. N. 551

Spectator, Professor Dr. Franz Eulenburg, Die Preissteigerung des letzten Jahrzehnts. R. 302

Wilhelm, Albert, Der Rheinschiffbau und die Lebenshaltung der deutschen und holländischen Werftarbeiter. A. 906

14. Petroleummonopol.

Diamand, Hermann, Die Petroleumindustrie in Österreich. A. . . . 290

Hue, Otto, Über Monopole. A. . . 384

Spectator, Das Reichspetroleummonopol. A. 129

Wurm, Emanuel, Reichs- oder Bankmonopol? A. 305

15. Privatangestellte.

Hoch, Gustav, Die Wahlen der Vertrauensmänner für die Angestelltenversicherung. A. 96

— Die Konkurrenzklausel und die Handelsangestellten. A. 477

Meyer, Martin, Zur gewerkschaftlichen Bewegung der Bankbeamten. A. . 93

16. Reichstagswahlen.

Kolb, A, Die Wahlreform der Liberalen und die Sozialdemokratie. A. 91

17. Schule.

Fleißner, Hermann, Der Kampf um die Volksschule in Sachsen. A. . 794

Major, Gustav, Die Schule und die psychopathischen Kinder. N. . . . 844

18. Versicherungsgesetze.

Hoch, Gustav, H. Mattutat, Führer durch das Versicherungsgesetz für Angestellte; H. Seelmann, Die Reichsversicherung; Dr. Herm. Hog, Die Reichsversicherungsordnung; Dr. Franz Hoffmann, Die Neuordnung der Sozialversicherung in Deutschland. R. 450

— Zusammenstellung der Entschädigungssätze, welche das Reichsversicherungsamt bei dauernden Unfallschäden gewährt hat. R. . . . 910

Molkenbuhr, Hermann, Die Rechenfehler in der Witwen- und Waisenversicherung. A. 887

III. Sozialismus, Sozialphilosophie und politische Oekonomie.

(Siehe auch I. und VI.)

1. Allgemeines.

Askew, J. B., Gustaf Steffen, Das Problem der Demokratie. R. . . 694

Eckstein, Gustav, Karl Marx' Vermächtnis. A. 817

Kautsky, Karl, Der jüngste Radikalismus. A. 436
Much, O., Theodor Hertzka, Das soziale Problem. R. 38
Pannekoek, Anton, Marxistische Theorie und revolutionäre Taktik. A. 272 865
— Zum Schluß. A. 611
Wurm, Emanuel, Republiken. Staatsbürger-Bibliothek, Heft 24. R. . 152

2. Geschichte des Sozialismus.

Bernstein, Ed., Wie es im Jahre 1885 stand. Ein Beitrag zur Geschichte der Wahltaktik der Sozialdemokratie. A. 431
Deutsch, Julius, Der Wiener Hochverratsprozeß. R. 177
Eckstein, Gustav, Karl Diehl, Über Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus. R. 67
— Georges und Hubert Bourgin, Le Socialisme Français de 1789 à 1848. R. 334
Marx, Karl, Eine Massenaktion im Jahre 1835. Mit einer Vorbemerkung des Herausgebers N. Rjasanoff. A. 6
— Marx über Proudhon. Mit einer Vorbemerkung des Herausgebers N. Rjasanoff. A. 821
Mehring, Franz, John Spargo, Karl Marx. F. 422
— Minna Kautsky. A. 457
— Zur Geschichte der „Rheinischen Zeitung" von 1842. F. 711
— Ein Parteijubiläum. (Ferdinand Lassalles Offenes Antwortschreiben.) A. 793
Rjasanoff, N., Vorbemerkung zu Karl Marx, Eine Massenaktion. A. . . 6
— Marx und seine russischen Bekannten in den vierziger Jahren. A. 715 757
— Vorbemerkung zu Marx über Proudhon. A. 821
— Marx' Bekenntnisse. A. 854
Sachse, J., Brougham Villiers, Modern Democracy. R. 956
Steklоff, G., Eine Enzyklopädie des Sozialismus. A. 537
— Paul Louis, Le Parti Socialiste en France. R. 645
Umbreit, Paul, Theodor Bömelburg. A. 121
Wendel, Hermann, Jules Vallès. F. 105

3. Politische Oekonomie.

Bauer, Otto, Die Akkumulation des Kapitals. A. 831 862
Eckstein, Gustav, Bernhard Mehrens, Die Entstehung und Entwicklung der großen französischen Kreditinstitute. R. 99
Grempe, P. Max, Der Sieg des Großkapitals in der Kinobranche. N. . 774
Jäckel, Hermann, Eine Revolution in der Spitzenindustrie. A. 530
k., Die ökonomische Entwicklung in England, Deutschland, Vereinigte Staaten und Frankreich. N. 181
k., Die Goldproduktion. N. 246
Kautsky, Karl, Dr. Johannes Kinkel, Die sozialökonomischen Grundlagen der Staats- und Wissenschaftslehren von Aristoteles. R. 302
Mehring, Franz, Ein Gigerl. (Sombart, Krieg und Kapitalismus.) F. 711
Meyer, Ernst, Kriegsbörse. A. . . 240
Molkenbuhr, H., Gefahren für das Kapital. A. 134
Pannekoek, Anton, Theoretisches zur Ursache der Krisen. A. 780
Spectator, Emil Mißig, Preisentwicklung in der Montanindustrie seit 1870. N. 213
Steklоff, G., Georges Renard und Albert Dulac, L'Evolution industrielle et agricole depuis cent cinquante ans. R. 580
Varga, Eugen, Goldproduktion und Teuerung. A. 557
Werner, G., Die Kapitalskonzentration im Ruhrbergbau. A. . . . 138
Wibaut, F. M., Die Qualifikation der Fabrikarbeit. A. 208

IV. Kunst und Literatur.

F. R., Konrad Hänisch, Schiller und die Arbeiter. F. 663
Geck, Ad., Eine Hymne des proletarischen Kämpfertums. (Die Hekatoncheiren von Karl Weiser, komponiert von Elsäßer.) F. 118
Grötzsch, R., Hermann Wagner, Das dunkle Tor. F. 664
— Franz Diederich, Krieg. F. . . . 711
— A. v. Bestenhof, Das Gesetz der Bestie. F. 261
Hoernle, J. J. Rousseaus Bekenntnisse. F. 923
J. O., Robert Grötzsch, Verschrobenes Volk und andere Erzählungen. F. 424
Linke, Felix, Zahlenmystik. F. . . 702
Mehring, Franz, Wilhelm Herzog, Heinrich von Kleist. F. 116
— Einiges über Gustav Freytag. F. . 249
— Über Sprache und Stil. (Eduard Engel, Deutsche Stilkunst.) F. . . 649
— Zehnmal mehr als Goethe. F. . 664
— Otto Ludwig. F. 697
— Friedrich Hebbel. F. 913
— Aus Hebbels Tagebüchern. F. . 928
Sommer, B., Neureligiöse Propheten. F. 706
Wendel, Hermann, Anatole France, Les dieux ont soif. (Die Götter dürsten.) Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. F. 260

Wendel, Hermann, Artur Schnitzler, Gesammelte Werke. F. 262
Windholz, J. L., Das Geschäft und die Künste. F. 414
Wittner, Otto, Ein Künstlerroman. (Wilhelm Schäfer, Karl Stauffers Lebensgang.) F. 656

V. Naturwissenschaft, Hygiene und Technik.

Lipschütz, Dr. Alexander, Hugo Ribbert, Die Bedeutung der Krankheiten für die Entwicklung der Menschheit. R. 547
Olberg, Oda, Havelock Ellis, Rassenhygiene und Volksgesundheit. R. . 243
Reitz, Adolf, Geheimnisse des Kleinsten. F. 917
Wagner, Dr. Georg, Die Aufgaben der populären medizinischen Literatur. A. 540
Woldt, Richard, Technisch-wirtschaftliche Rundschau. A. 172

VI. Geschichte, Urgeschichte und Ethnologie.

Ludwig, G. G., Drei Gestaltungen des Prometheus. F. 111 225 419 660
Manasse, Waldeck, Ein Brief Treitschkes. F. 927
Mehring, Franz, Das Oktoberedikt von 1807. A. 46
— Ein historisches Rätsel. F. . . . 263
— Die Städteordnung von 1808. A. 425
Mehring, Franz, Treitschkes Briefe. A. 639
— Heinrich Cunow, Die Parteien der großen französischen Revolution und ihre Presse. F. 710

VII. Zeitschriftenschau.

Eckstein, Gustav . 102 182 695 910
Köttgen, J. 70 215 455 615 775 879.
Pohl, O. 335 488 815
Schlesinger, Anna 407 583 647 846
Stiekloff, Georg . . 247 742 959

VIII. Feuilletonbeilage.

Nr. 56 (S. 105 bis 120). Nr. 57 (S. 249 bis 264). Nr. 58 (S. 409 bis 424). Nr. 59 (S. 649 bis 664). Nr. 60 (S. 697 bis 712). Nr. 61 (S. 913 bis 928).

IX. Ergänzungshefte.

Heft 14.
Cunow, Heinrich, Zur Urgeschichte der Ehe und Familie.
Heft 15.
Lafargue, Paul, Die französische Sprache vor und nach der Revolution. Übersetzt von Karl Kautsky jun.
Heft 16.
Kautsky, Karl, Die Wandlungen der Goldproduktion und der wechselnde Charakter der Teuerung.

Autoren-Verzeichnis.

(Die Zahlen geben die Seiten an.)

Adler, Friedrich, Artikel: 217.
Alexinski, Gregor, Artikel: 668.
Andreé, Ernst, Artikel: 163.
Arnulf, Artikel: 768.
Askew, J. B., Rezension: 694.
Austerlitz, Friedr., Artikel: 153.
Bauer, Otto, Artikel: 831, 862.
Baumeister, A., Artikel: 481.
Bebel, August, Notiz: 214, 304.
Bernstein, Eduard, Artikel: 431.
Braun, Adolf, Artikel: 543. Rezension: 179, 453, 841.
Braun, Otto, Artikel: 494, 875.
Compère-Morel, Artikel: 466, 617.
Cunow, Heinrich, Ergänzungsheft Nr. 14.
Deutsch, Julius, Rezension: 177.
Diamand, Herm., Artikel: 290.
Ebhardt, Ernst, Artikel: 446.
Eckstein, Gustav, Artikel: 359, 390, 817. Rezension: 38, 67, 99, 180, 334. Notiz: 814. Zeitschriftenschau: 102, 182, 695, 910.
F., R., Feuilleton: 663.
Fleißner, Hermann, Artikel: 794.
Geck, Adolf, Feuilleton: 118.
Grempe, P. Max, Notiz: 774.
Grimm, Robert, Artikel: 297.
Grötzsch, R., Feuilleton: 261, 664, 711.
Grumach, Dr. W., Artikel: 607.
Grumbach, S., Artikel: 736.
Häusgen, W., Rezension: 772.
Hilferding, Rudolf, Artikel: 73, 168, 458, 745, 849.
Hoch, Gustav, Artikel: 96, 477. Rezension: 450, 910.
Hoernle, Feuilleton: 923.
Hue, Otto, Artikel: 384.
J. O., Feuilleton: 424.
Jäckel, Hermann, Artikel: 530.
k., Notiz: 40, 102, 181, 246, 486, 551.
Kabaktschieff, Christo, Artikel: 311.
Kamenеff, G., Rezension: 771.
Katayama, S., Artikel: 766.
Kautsky, Karl, Artikel: 1, 55, 185, 337, 436, 602, 727, 838. Rezension: 36, 302,

405, 953. Notiz: 843. Ergänzungsheft Nr. 16.
Keil, Wilhelm, Artikel: 680, 811.
Kloth, Emil, Artikel: 144. Notiz: 245.
Kolb, A., Artikel: 91.
Köttgen, J., Artikel: 665. Zeitschriftenschau: 70, 215, 455, 615, 775, 879.
Kummer, Fritz, Artikel: 65.
Lafargue, Paul, Ergänzungsheft Nr. 15.
Lankes, A., Artikel: 576.
Leder, Z., Rezension: 741.
Ledebour, G., Artikel: 929.
Leinert, Robert, Artikel: 515.
Linke, Felix, Feuilleton: 702.
Lipschütz, Dr. Alexander, Rezension: 547.
Ludwig, G. G., Feuilleton: 111, 255, 419, 660.
Major, Gustav, Notiz: 844.
Manasse, Waldeck, Feuilleton: 927.
Marchionini, Karl, Artikel: 202, 898.
Marx, Karl, Artikel: 6, 821.
Meerfeld, J., Artikel: 265.
Mehlich, Rezension: 454.
Mehring, Franz, Artikel: 46, 425, 457, 639, 793. Feuilleton; 116, 117, 249, 263, 422, 649, 664, 697, 710, 711, 913, 928.
Meyer, Martin, Artikel: 93.
Meyer, Ernst, Artikel: 240. Rezension: 212.
Molkenbuhr, Herm., Artikel: 134, 887.
Much, O., Rezension: 38.
Müller, Paul, Artikel: 942.
—n., Notiz: 550.
Obuch, G., Rezension: 958.
Olberg, Oda, Rezension: 243, 613.
Pannekoek, Anton, Artikel: 272, 365, 611, 780.
Pappe, Hermann, Artikel: 569.
Pawlowitsch, Mich., Artikel: 30, 377, 574, 713.
Peters, Max, Rezension: 693.
Pohl, O., Zeitschriftenschau: 335, 488, 815.
Quarck, Max, Artikel: 489.
Rappoport, Ch., Artikel: 22, 374.
Ravesteijn, W. van, Artikel: 221.
Reitz, Adolf, Feuilleton: 917.
Reybel, E., Artikel: 934.
Rjasanoff, N., Artikel: 6, 715, 757, 821, 854. Rezension: 101.
Roßmann, Erich, Artikel: 563.
Rothstein, Th., Artikel: 122, 627.
Rudolf, Albert, Artikel: 82.
Sachse, J., Artikel: 722. Rezension: 956.
Seidel, Rich., Artikel: 508.
Schlesinger, Anna, Zeitschriftenschau: 407, 583, 647, 846.
Schlesinger, Therese, Rezension: 519.
Schlüter, H., Artikel: 229, 321, 621.
Schmidt, Kaspar, Artikel: 149.
Schulz, Heinrich, Feuilleton: 409.
Schuster, Bernhard, Artikel: 400.
Simons, A. M., Artikel: 597.
Sommer, Feuilleton: 706.
Spectator, Artikel: 61, 129, 777. Rezension: 302, 406, 742. Notiz: 213.
Stadthagen, Artur, Artikel: 585.
Steiner, Josef, Artikel: 331.
Stiekloff, Georg, Artikel: 346, 537. Rezension: 580, 645. Zeitschriftenschau: 247, 742, 959.
Ströbel, H., Artikel: 553.
Thiessen, Cornelio, Artikel: 688.
Umbreit, Paul, Artikel: 121. Rezension: 39.
Vaillant, Edouard, Artikel: 16.
Varga, Eugen, Artikel: 557, 590, 881.
Wagner, Dr. Georg, Artikel: 450.
Walling, W. E., Artikel: 521.
Warandian, Mikael, Artikel: 281.
Weimann, Richard, Artikel: 449.
Wendel, Hermann, Artikel: 41. Feuilleton: 105, 260, 262. Rezension: 178, 612.
Werner, G., Artikel: 138.
Wibaut, F. M., Artikel: 208.
Wilhelm, Albert, Artikel: 906.
Windholz, J. L., Feuilleton: 414.
Winnig, August, Artikel: 731.
Wittner, Otto, Feuilleton: 656.
Woldt, Richard, Artikel: 172, 749, 801.
Wurm, Emanuel, Artikel 305. Rezension: 152.
Zankoff, Assen, Artikel: 193.

Die Neue Zeit

1. Band Nr. 1 Ausgegeben am 4. Oktober 1912 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Ein Ketzergericht.

Von **K. Kautsky.**

Daß der Ausschluß Gerhard Hildebrands die lebhafteste sittliche Entrüstung aller liberalen Biedermänner herausfordern würde, war selbstverständlich und nicht weiter zu verwundern. Im „Berliner Tageblatt" stöhnt Herr Theodor Wolff in den herzbrechendsten Tönen über diesen Ausschluß und kommt zu dem Schlusse: „Es wirkt unerträglich, wenn in einem Lande und in einer Zeit der Geistesverfolgung und der geknechteten Überzeugung auch eine Volkspartei dem Bekennermut Respekt und Schonung versagt."

Derlei Ausbrüche brauchen uns nicht weiter zu beschäftigen. Es genügt, sich zu erinnern, welchen Respekt und welche Schonung kürzlich erst dasselbe „Berliner Tageblatt" für den Bekennermut des Obersten Gädke aufbrachte, den es, nicht als Politiker, sondern als militärischen Sachverständigen, in dem Moment aufs Pflaster warf, wo Gädkes demokratischer Bekennermut Herrn Mosse unbequem wurde.

Die Liberalen haben ein Recht, über den Ausschluß Hildebrands ärgerlich zu sein, denn damit wird ihnen das Hintertürchen verschlossen, durch das sie bürgerliches, imperialistisches Denken in die Sozialdemokratie zu schmuggeln hofften.

Der Ärger der Liberalen ist also berechtigt und braucht uns nicht zu kümmern. Ernster dagegen ist es, daß es eine Reihe Genossen gibt, die sich durch das Geschrei der Liberalen und der Freunde Hildebrands in unseren Reihen verblüffen lassen und wirklich glauben, wegen seiner Überzeugungen dürfe niemand aus der Sozialdemokratie ausgeschlossen werden, die eine Partei freier Forschung und vollster Meinungsfreiheit sei. Durch den Ausschluß würden wir zu einer Kirche, der Parteitag zu einem Ketzergericht. Es fehlt nur noch, daß Gerhard Hildebrand zum Giordano Bruno des zwanzigsten Jahrhunderts proklamiert wird.

Ich habe schon früher einmal darauf hingewiesen, daß die Forderung vollster Meinungsfreiheit eine Forderung an den Staat ist. Auf eine Partei angewendet, wird sie zur Sinnlosigkeit, denn eine Partei bildet

eben die Vereinigung aller jener, die in der Politik im wesentlichen die gleichen Ziele mit gleichen Mitteln anstreben, also in dieser Beziehung der gleichen Meinung sind. Die Partei ist eine Organisation des Kampfes mit bestimmten Mitteln für bestimmte Ziele, also eine Organisation des Kampfes gegen alle, die sich ihrem Streben widersetzen, die andere Überzeugungen verfechten. Die Bekämpfung bestimmter Meinungen ist ihre Aufgabe, ihre raison d'être.

Trotzdem wird immer und immer wieder das Wort von der Kirche und dem Ketzergericht vorgebracht. Die äußerliche Ähnlichkeit, daß hier wie dort über einen Menschen wegen seiner Überzeugungen geurteilt wird, ist gar zu bestechend. Und doch braucht man nur ein bißchen tiefer zu sehen, um zu erkennen, daß die äußerliche Ähnlichkeit in der Praxis der Kirche und der der Partei in Wirklichkeit den vollendetsten Gegensatz verbirgt.

Schließt denn die Kirche diejenigen ihrer Mitglieder aus, die von den in ihr maßgebenden Anschauungen abweichen? Wenn sie das täte, würden wir sie nicht wegen ihrer Intoleranz angreifen, sondern wegen ihrer Ehrlichkeit preisen. Aber weder der katholischen Kirche noch irgend einer der protestantischen Staatskirchen fällt es ein, ungläubige Mitglieder auszuschließen. Wollten sie das tun, wollten sie jeden aus ihrer Gemeinschaft weisen, der kein strenggläubiger Christ in ihrem Sinne ist, wie viele Mitglieder dieser Kirchen würde man heute noch finden?

Mit dem Ausschließen waren die christlichen Gemeinden nur so lange, und oft sehr rasch, bei der Hand, als sie die lebhafteste Opposition gegen die herrschenden Klassen und deren Staatsgewalt bildeten. Damals, in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, hielten sie streng darauf, alle Elemente von sich fern zu halten, die im Widerspruch zum Gesamtcharakter der Bewegung standen.

Das änderte sich, als die Kirche Einfluß auf die Staatsmacht gewann und sie schließlich beherrschte. Jetzt suchte sie ihre Macht zu erweitern nicht mehr im Kampfe gegen die herrschenden Klassen, sondern durch deren Ausnutzung; die Gewinnung der Köpfe für bestimmte Überzeugungen durch geistigen Kampf trat jetzt zurück gegenüber der Gewinnung der Köpfe durch staatlichen Zwang. Jetzt begann die spezifisch kirchliche Unduldsamkeit. Sie äußerte sich nicht im Ausschließen, sondern im gewaltsamen Festhalten der Andersdenkenden, denen gleichzeitig jede Bekundung ihres abweichenden Denkens bei schwerer Strafe verboten wurde. Ein freiwilliger Austritt aus der Kirche ist unmöglich dort, wo die Kirche den Staat beherrscht. Er ist heute noch in manchem „freieren" Staat mit Erschwerungen und Belästigungen verknüpft.

Gerade das Gegenteil ist in der Partei der Fall. Sie hindert niemand am freiwilligen Austritt. Wir fordern auch von niemand, daß er sozialdemokratisch denken soll. Hildebrand mag denken und sagen und schreiben, was er will. Wir verkümmern niemand das Recht, seine Meinungen frei zu äußern. Wir können nur unmöglich jedem einzelnen das Recht geben, nach Belieben zu entscheiden, welche Meinungen sozialdemokratische sind oder nicht. Das Recht, darüber zu entscheiden, kann nur die Partei allein als Ganzes oder ihre höchste Vertretung, der Parteitag, haben, nie ein einzelner.

Wenn die Kirche ein Ketzergericht einsetzte, hatte dieses zu untersuchen, inwieweit die Anschauungen des Ketzers von denen der Kirche abwichen, um

zu entscheiden, ob er gezwungen werden solle, seine Äußerungen darüber zu widerrufen oder nicht. Weigerte er sich, dann sollte ihm jegliche Möglichkeit weiteren Forschens und Lehrens genommen werden. Wo die Kirche die nötige Macht hatte, sei es die katholische oder eine protestantische, scheute sie zu diesem Zwecke selbst vor der Todesstrafe nicht zurück.

Wenn unsere Partei über einen Genossen zu Gericht sitzt, um zu untersuchen, inwieweit die Anschauungen des Betreffenden mit denen der Partei zu vereinbaren sind oder nicht, fällt es keinem unter uns im Traume ein, einen Widerruf oder Verhinderung des Forschens und Lehrens zu verlangen. Es handelt sich bei einem derartigen Gericht nicht darum, einen armen Sünder zu verurteilen, sondern herauszufinden, ob die Differenzen seiner Anschauungen von den unserigen ein weiteres gedeihliches Zusammenarbeiten möglich machen oder ob es nicht für die Partei wie für den Dissentierenden am ersprießlichsten ist, wenn jeder Teil seine eigenen Wege geht. In Chemnitz dachte niemand daran, Hildebrand zu „strafen" oder in der Verkündung seiner Lehren hindern zu wollen. Nur unter sozialdemokratischer Flagge soll er das nicht mehr tun.

Das nennt Herr Wolff eine „erzwungene Befolgung des Tempelritus". Er scheint vom Zwang ebenso sonderbare Vorstellungen zu hegen wie vom Tempelritus.

Gegenüber diesem aufgeregten und — bei den Liberalen — sehr interessierten Gerede sei an die Ausführungen erinnert, die vor kurzem ein ruhiger und völlig unterinteressierter Forscher gelegentlich einer Besprechung von Lily Brauns Memoiren äußerte. In seinem Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung (2. Jahrgang, S. 458) führte der Wiener Professor C. Grünberg aus, es genüge nicht, um in einer Partei zu wirken, das Ziel mit ihr gemeinsam zu haben. Man muß auch auf demselben Wege zum Ziele gehen wie die anderen alle. Es sei denn, daß man imstande ist, sie auf neuen Bahnen mit sich zu reißen.

Wem das nicht gelingt, der darf sich nicht beklagen, wenn man ihn aus der Partei beseitigt.

Genau aber, wie in solchen Fällen jeder Verbandsangehörige volle Bewegungsfreiheit außerhalb der Organisation sich zu sichern berechtigt ist, darf hinwiederum dieser nicht das Recht abgesprochen werden, ihr nur äußerlich Zugehörige, die ihr unbequem werden und ihr Normalleben stören, zu exkommunizieren, auszuschließen. Macht sie von diesem Rechte Gebrauch, so übt sie nur, was ihr der Selbsterhaltungstrieb gebietet. Namentlich dann, wenn ihr aus dem Verhalten der Mitglieder reflex Verantwortlichkeiten erwachsen oder von Gegnern aufgebürdet werden könnten, die sie um ihrer selbst willen nicht tragen darf.

Jene, die davon betroffen werden, sehen sich nun freilich in der Regel als Opfer unleidlicher Intoleranz an. Daß sie über solche Klagen, beweist nur ihr eigenes Unverständnis und daß sie mit ungleichem Maße zu eigenen Gunsten messen.

Man sieht, Professor Grünberg hegt nicht die mindesten Besorgnisse, die Freiheit der Wissenschaft könne dadurch gefährdet werden, daß eine Partei ein Mitglied ausschließt, dessen Auffassungen mit den ihren unvereinbar sind. Und man wird nicht behaupten wollen, daß diesem Forscher die Freiheit der Wissenschaft nicht genug am Herzen liege. Vielleicht beruhigt das jene unter den Freunden Hildebrands, denen das Wort eines Professors mehr gilt als das eines simplen Parteigenossen.

Eines will ich zugeben: der Ausschluß eines ehrlichen, sympathischen Menschen wegen seiner Überzeugung ist ein peinlicher Schritt wie jede Hinausweisung eines anständigen Menschen aus einer Gesellschaft. Würdiger wäre es gewesen, Hildebrand hätte selbst erkannt, daß er nicht zu uns paßt, und wäre freiwillig gegangen. Da er aber eine Entscheidung des Parteitags durchaus erzwingen wollte, mußte sie gegeben werden. Hildebrand selbst hat sie heraufbeschworen.

Er war nicht der erste, der es tat. Es ist falsch, was in Chemnitz behauptet wurde, vor Hildebrand sei nie jemand wegen seiner Anschauungen aus unserer Partei ausgeschlossen worden. Ich erinnere an Friedeberg. Dessen Ausschluß berührte uns weit peinlicher als der Hildebrands. Friedeberg war nicht nur ein äußerst sympathischer Mensch, er hatte unserer Sache schon unter dem Sozialistengesetz und seitdem fast bis zu seinem Ausschluß die größten Dienste geleistet. Trotzdem mußten wir ihn ausschließen, als er syndikalistische antiparlamentarische Anschauungen entwickelte, die zu denen unserer Partei in schroffem Widerspruch standen. Friedeberg hat unsere Erwägungen sehr wohl zu würdigen verstanden und nie wehleidig über unsere Intoleranz gejammert. Wo waren aber damals alle die unentwegten Verfechter der unbedingten Meinungsfreiheit, die in Hildebrands Ausschluß eine unerhörte Schmach für unsere Partei sehen? Nach Friedebergs Ausschluß krähte kein Hahn. Aber freilich, Friedeberg hatte antimilitaristische und antiparlamentarische Propaganda gemacht im Gegensatz zu Hildebrand, der uns auffordert, in Rüstungsfragen hinter der Regierung zu stehen und diese auf der Bahn kolonialer Abenteuer vorwärtszudrängen.

Friedeberg stand allein, niemand von Ansehen in Deutschland gesellte sich zu ihm, keine Macht stützte ihn. Jene Ansichten dagegen, die Hildebrand im Gegensatz zu unserer Partei verficht, sind Ansichten der Machthaber, der herrschenden Klassen, der ganzen bürgerlichen Presse. Sollen wir deswegen verpflichtet sein, Hildebrand eine „Meinungsfreiheit" einzuräumen, die wir Friedeberg ohne den geringsten Widerspruch nahmen?

Wollten wir wirklich den verkehrten Grundsatz akzeptieren, daß wir Leute als Parteigenossen anerkennen, die in den wichtigsten grundlegenden Fragen in vollem Gegensatz zur Partei stehen, dann sollten wir diesen Grundsatz doch eher auf geächtete Meinungen anwenden und nicht auf die Meinungen der herrschenden Klassen, die uns mit allen Mitteln unterdrücken. Wir haben aber nicht die geringste Ursache, uns eine derartige Auffassung zu eigen zu machen.

Es kann sich in einem Falle wie dem vorliegenden bloß um die Frage handeln, ob die Ausschließung zweckmäßig ist. Das Streben nach Einheit und Geschlossenheit unserer Partei ist nicht das einzige Moment, das dabei in Betracht kommt. Nicht minder wichtig ist das Streben, die Partei gleichbedeutend zu machen mit der Masse der um Verbesserung ihrer Lebensbedingungen ringenden arbeitenden Klassen. Nun wurde behauptet, solange unsere Partei klein war, eine bloße Sekte darstellte, konnte völlige Übereinstimmung der Meinungen in ihr herrschen. Je mehr sie wachse, desto mannigfaltigere Elemente enthalte sie, desto verschiedenartiger auch die Meinungen, die sie umfasse, desto toleranter müsse sie werden.

Das sieht auf den ersten sehr bestechend aus, widerspricht aber den Tatsachen. Das chaotische Stadium bildet den Ausgangspunkt, nicht das Ziel

der Parteientwicklung. Solange unsere Partei noch keine feste wissenschaftliche Grundlage hatte und über keine praktischen Erfahrungen gebot, tastend ihren Weg suchen mußte, da wimmelte es in ihr von den mannigfaltigsten Anschauungen. Es gab bei uns in der Zeit vor dem Sozialistengesetz nicht bloß Lassalleaner, sondern auch Weitlingianer, Proudhonisten, Rodbertusianer, Dühringianer, Schäffleverehrer, sogar Bodenreformer und bloße Demokraten mit gutem Herzen. Am dünnsten waren die Marxisten gesät. Unmittelbar vor dem Kommen des Sozialistengesetzes bekamen wir gleich zwei wissenschaftliche Zeitschriften, aber von Marxismus war in keiner die Rede.

Die Entwicklung ist seitdem nicht in der Richtung größerer Mannigfaltigkeit, sondern größerer Einheitlichkeit vor sich gegangen. Und darin liegt nichts Wunderbares. Die Erfahrung und ihre methodische, wissenschaftliche Systematisierung bildet für auseinandergehende Meinungen weit weniger Raum als Phantasie und Gefühl. Die Phantasie schaltet frei, die Wissenschaft ist die Erkenntnis des Notwendigen; die Phantasie strebt nach Mannigfaltigkeit, die Wissenschaft nach Einheitlichkeit.

So zeigt auch unsere Partei um so mehr die Tendenz nach wachsender Einheitlichkeit, je größer der Kreis ihrer Erfahrungen und je mehr ihre Ziele und Mittel durch wissenschaftliche Erkenntnis, nicht durch bloßes Bedürfen und Sehnen bestimmt werden.

Dieser Tendenz wirkt freilich entgegen das Wachsen der Partei, das immer wieder neue Schichten mit eigenartigen Verhältnissen und eigenartigem Denken erfaßt, sowie der geschichtliche Fortschritt, der immer wieder neue Probleme aufwirft, für die unsere alten Erfahrungen und Erkenntnisse nicht ausreichen, und der immer wieder neue Tatsachen und Methoden der Erkenntnis zutage fördert, durch die manche alte Erkenntnis umgewandelt oder gänzlich aufgehoben wird.

Alles das kann zeitweise wieder ein chaotisches Stadium bei uns hervorrufen. Zurzeit ist jedoch nichts davon zu merken, eher wachsende Geschlossenheit und Einheitlichkeit nicht nur im Handeln, sondern auch im Denken.

Die Menge der Meinungsverschiedenheiten unter uns erheischt also in keiner Weise eine größere Toleranz, als unsere Partei in früheren Zeiten geübt. Oder besser gesagt, unsere Partei hat von ihren Anfängen an eine so weitgehende Toleranz geübt, daß die erheblichsten Meinungsverschiedenheiten dabei bestehen konnten. Wir brauchen in keiner Weise weitherziger zu werden, als wir ehedem gewesen.

Die größte Toleranz gegenüber inneren Meinungsverschiedenheiten hat aber nie dahin geführt, daß unsere Partei die Grenzen verschieben oder verwischen ließ, die uns von den benachbarten bürgerlichen Parteien trennten. Diese Grenzen aufs schärfste zu ziehen, ist eine Lebensnotwendigkeit für jede und namentlich jede sozialistische Partei.

Daran würde sich auch dann nichts ändern, wenn eine Massenpartei wirklich gezwungen sein sollte, durch ihre Ausdehnung weit mehr Meinungsverschiedenheiten Raum zu gewähren und sich mit ihnen abzufinden als eine kleine Sekte mit wenigen Mitgliedern.

So wie ein Großstaat ebenso eifersüchtig über seine Grenzen wacht wie irgendein Zwergstaat, so muß auch die kolossalste Massenpartei auf das sorgsamste darüber wachen, daß ihre Grenzen gegenüber den anderen Parteien nicht verschoben oder verwischt werden.

Wie weit wir auch die Toleranz gegenüber inneren Meinungsverschiedenheiten treiben mögen, so weit darf sie nicht gehen, daß niemand mehr bestimmt sagen kann, wo die Sozialdemokratie aufhört und der Liberalismus und Imperialismus anfängt.

Diese Grenzen wären zur Unkenntlichkeit verwischt worden, hätte man Hildebrands Anrufung des Parteitags damit beantwortet, daß dieser ihn auch noch weiterhin als Parteigenossen anerkannte. Sein Ausschluß hat die Grenzen unserer Partei gegenüber Liberalismus und Imperialismus wieder einmal scharf gezogen: darin beruht die Bedeutung jenes Aktes, die über die Bedeutung von Hildebrands Persönlichkeit hinausgeht.

Eine Massenaktion im Jahre 1855.

Von **Karl Marx.**

Vorbemerkung des Herausgebers.

I.

In seinem „Herr Vogt“[1] schreibt Marx, daß er niemals, weder direkt noch indirekt, vom Ausland in deutsche Zeitungen korrespondierte, mit einziger Ausnahme der „Neuen Oder-Zeitung“.

Seit Oktober 1849 diente diese Zeitung, in deren Redaktion ein alter Freund Wilhelm Wolffs, Moritz Elsner, saß, als Organ sämtlicher Fraktionen demokratischer Richtung. Aber die Reaktion bereitete dem Blatte einen schwierigen Stand. Eine Kaution von 5000 Talern, Entziehung des Postdebits und aller amtlichen Anzeigen, das indirekte und dennoch gut wirkende Verbot der Zeitung für den gesamten Beamtenstand — alles das hatte zur Folge, daß die Zeitung sich nur mit Mühe und Not halten konnte. Nicht besser ging es, als im April 1851 der damals sehr populäre Temme die Redaktion übernahm. Nach seinem Rücktritt — er folgte einem Rufe als Professor an die Universität Zürich — fungierte als Redaktion ein Kollegium, das aus Max Friedländer, dem Vetter Lassalles, Dr. Stein und M. Elsner bestand. Da die Situation noch weitere pekuniäre Opfer des Verlegers forderte, erklärte der letztere, er sei außerstande, die Verwaltung länger als bis zum 1. Januar 1855 fortzuführen. Um der demokratischen Partei das einzige noch bestehende demokratische Organ zu erhalten, entschlossen sich Friedländer, Stein und Elsner, die Zeitung zu übernehmen. Sie „taten alles,“ wie Elsner später im Namen der Redaktion erklärte, „was in ihren Kräften lag, um eine Zeitung herzustellen, deren sie sich nicht zu schämen brauchten“. Man sorgte für eine bessere Ausstattung der Zeitung: „Wir engagierten in London (Karl Marx), Paris, Wien und Berlin Korrespondenten.“[2] Trotz aller Bemühungen mußte die Zeitung mit Schluß des Jahres 1855 „der Gleichgültigkeit der großen Masse des Publikums unterliegen“. Es fehlte ihr an Inseraten, aber nicht an Konfiskationen. Und sie war viel zu ernst für ein Provinzblatt.

Die erste Korrespondenz von Marx erschien schon am 2. Januar.[3] Mit einer Unterbrechung im April arbeitete Marx für die Zeitung bis Dezember 1855. Wir

---

[1] Marx, Herr Vogt, London 1860, S. 153.

[2] Nur Marx ist genannt.

[3] „Von meinem Vetter habe ich,“ lesen wir in einem Briefe von Lassalle an Marx, datiert 7. Januar 1855, „seitdem ich Dir meinen letzten Brief schrieb, nichts wieder gehört. Neulich aber fand ich in der ‚Neuen Oder-Zeitung‘ eine Londoner Korrespondenz mit dem Zeichen X, die nach Stil wie Auffassung jedenfalls von Dir herrühren muß.“

finden dort mehr als 140 Korrespondenzen, darunter sehr viele, die einen schnell gemachten Bericht über die laufenden Ereignisse bieten, aber auch eine Reihe gründlicher ökonomischer, militärischer und historischer Artikel.[1]

Die hier abgedruckten Artikel gehören in das Gebiet der eigentlichen Korrespondenzen. Marx schreibt, als Augenzeuge einer gewaltigen Demonstration, die, nach einer langen Pause des politischen Stillstandes, die englische Metropole in fieberhafte Aufregung brachte. Daß diese Demonstration wirklich so revolutionär ausgesehen hat, wie Marx sie schildert, geht hervor aus einer analogen Schilderung, die von seinem Antipoden, Alexander Herzen, herrührt. Man muß sich die damalige historische Lage vergegenwärtigen, um zu verstehen, wieso in Marx wieder die Hoffnung auf eine nahe bevorstehende Revolution erwachte.

II.

Der Krimkrieg hatte in verschiedenen Emigrationen, die ihren Sitz in London, Paris und in der Schweiz hatten, eine große Aufregung hervorgerufen. Das offizielle England und Frankreich waren nur mit Widerwillen in den Krieg gegangen und hatten alles daran gesetzt, daß er im Rahmen eines Kabinettskriegs bleibe. Aber die Tatsachen haben ihre eigene Logik. Die Regierungen waren gezwungen, um den Krieg populärer zu machen, eine entsprechende Stimmung im „Volke" hervorzurufen und, selbst die Hüter der „Ordnung", einen gewissen Spielraum in der Agitation gegen den europäischen Gendarmen, den Zaren, zu gewähren und sogar offiziell eine entsprechende Phraseologie zu gebrauchen. Daher das Kokettieren mit der polnischen, italienischen und ungarischen Emigration.

Man hoffte, daß der Krieg in seinem Verlauf die revolutionäre Bewegung wieder in Fluß, daß er zugleich mit dem Zusammenbruch des Zarismus die endgültige Entscheidung einiger Fragen bringen werde, die in der Revolution von 1848 ungelöst geblieben waren. Und in der Tat zeigten sich schon 1854 verschiedene Symptome einer revolutionären Stimmung, die sich mehrten, als die Alliierten in der Krim und in der Ostsee nicht energisch genug gegen die Russen vorgingen.

In England, wo die Traditionen der Chartistenbewegung und die Sympathien für verschiedene unterdrückte Nationalitäten noch sehr lebendig waren, hatte sich die Lage besonders schlimm gestaltet. Die gesamte englische Militärorganisation brach in der Krim zusammen. Die Blüte der englischen Armee wurde dort im Laufe des Jahres 1854 gänzlich aufgerieben, und die Mißstände in der Versorgung der Armee und der Behandlung der Kranken spotteten jeder Beschreibung. Die Empörung in England war so groß, daß sogar jene „öffentliche Meinung", die in der „Times" ihr Organ hatte, in schroffster Weise sich gegen die Regierung auflehnte. Das Koalitionsministerium, das „Ministerium aller Talente", demissionierte am 1. Februar 1855, nachdem Roebuels Antrag auf Einsetzung einer Untersuchungskommission mit überwältigender Majorität angenommen worden war.

Zu den Lasten eines europäischen Krieges gesellten sich auch die Leiden einer Geschäftsstockung in einigen Zweigen der Industrie und des Handels. Im Februar 1855 brach eine Reihe von Hungerrevolten aus, die einen besonders bedrohlichen Charakter in London und Liverpool trugen. Einige sensationelle Verbrechen in den Kreisen der regierenden Kaste kontrastierten grell mit ihrer anmaßenden Haltung und Unfähigkeit, so daß sogar die „Times" eine Parallele mit dem Verbrechen Praslins von 1848 zogen.[2]

Und diesen Moment einer allgemeinen Aufregung wählte die kirchliche Partei, um die Agitation für die Verschärfung der Sonntagsruhe zu beginnen. Man wollte den Krieg als einen Vorwand für eine verschärfte kirchliche Propaganda benutzen.

---

[1] Die meisten militärischen Artikel rühren zweifellos, wie es auch in der „New York Tribune" der Fall ist, von Engels her.

[2] Der französische Herzog von Praslin ermordete am 18. August 1847 seine Gemahlin.

Wenn Waffen und Armeelieferungen versagten, sollten Gottesfurcht und Frömmigkeit helfen.

Diese pietistische Agitation rief die lebhafteste Erbitterung in den Massen hervor. Die Chartisten, mit Ernest Jones als Führer, die zu Ende 1854 auf dem sogenannten Arbeiterparlament in Manchester ihre Organisation erneuerten, taten ihrerseits alles, um diese Empörung der Massen gegen die herrschenden Klassen zu richten. Die Bedingungen für eine derartige Massenaktion waren sehr günstig, weil auch die kleinen Händler und das Kleinbürgertum dem Aufruf der Chartisten folgten. Außerdem kam einige Tage vor dem 24. Juni die Nachricht, daß am 18. Juni, dem Tage des Sieges bei Waterloo, die Alliierten in der Krim einen Sturm auf Sebastopol unternahmen, der mit einer schweren Niederlage endete.

Alles das erklärt genügend, warum die Demonstration am 24. Juni einen so revolutionären Charakter annahm. Aber sie bildete den Kulminationspunkt der revolutionären Stimmung. Das unmittelbare Ziel war erreicht, und die Massen waren zu heterogen, als daß die Chartisten, denen ein Rückhalt in starken Parteiorganisationen und Gewerkschaften fehlte, sie noch weiter zu treiben vermocht hätten. Schon die nächste Demonstration mißlang eigentlich. Und bald änderte sich die Situation.

Unter dem Stachel der Aufregung der Massen und der „öffentlichen Meinung", gepeitscht von den Enthüllungen der Untersuchungskommission, machte die Regierung, mit dem „Patrioten" Palmerston an der Spitze, verzweifelte Anstrengungen, um einen Erfolg in der Krim zu erreichen. Und mit dem Fall von Sebastopol schlug die Stimmung nicht nur in den „Massen", sondern auch in den Reihen der Londoner Arbeiter vollständig um. Jetzt, erwartete man, werde die Regierung auch weiter energisch vorgehen. Und die spätere Enttäuschung ergriff nur eine Minderheit, die zu klein war, um der Regierung ernste Schwierigkeiten bereiten zu können.

Marx, der die Illusionen der Emigration nicht teilte und kein Vertrauen in das Spiel Napoleons einerseits und Palmerstons andererseits setzte, aber sorgfältig alle Symptome einer Umwälzung in Großbritannien verfolgte, war der Überzeugung, die Revolution werde nur als Folge einer neuen Krise möglich, die kompliziert sei durch weitere große Unglücksfälle in der Krim. Das letztere trat nicht ein — mit dieser Möglichkeit hatte er gerechnet. In bezug auf die Krise aber irrte er sich von Anfang an.

Wie es aus seinen anderen Korrespondenzen, auch in der „NewYork Tribune", hervorgeht, glaubte er, daß das Jahr 1854 einen ganz analogen Wendepunkt bilden werde wie die Jahre 1825, 1836, 1847, daß der kommerzielle Zyklus wieder bei dem Punkte angelangt sei, wo Überproduktion und Überspekulation in eine Krise umschlagen. In diesem Falle hat sich Marx ebenso geirrt wie im Jahre 1853, wo er die fällige Krise erwartete. Vielmehr wurde, wie er selbst später eingestanden hat, das Jahr 1853 ein Jahr „krampfhafter Prosperität". Die maßgebende Industrie Englands war für Marx die Baumwollindustrie, und wirklich litt sie 1855 wie 1853 sehr stark. Und doch, trotz der großen Bedeutung dieses Industriezweigs in dem gesamten wirtschaftlichen Leben Englands, wurde schon zu Anfang der fünfziger Jahre der Schwerpunkt in die Produktion der Produktionsmittel verlegt. Die Krise in der Baumwollindustrie, so schwer sie für diesen Zweig war, wurde ebensowenig wie später während der Baumwollnot entscheidend für die gesamte Industrie. Sie blieb vielmehr eine partielle, zum Teil hervorgerufen durch die Stockungen des Zirkulationsprozesses des Kapitals. Daher zahlreiche Zahlungseinstellungen infolge der Schwankungen auf dem Geldmarkt. Dafür aber förderte der Krieg eine Reihe anderer Industriezweige, zum Beispiel die Leder-, Eisen-, Wollwarenmanufaktur, ebenso den Schiffbau und Bergbau; auch die Industrien, die ihre Rohmaterialien aus Rußland bezogen, litten sehr wenig, weil die betreffenden Waren nur einen Umweg über Preußen zu machen brauchten, das große materielle Vorteile aus seiner Neutralität zog.

Das Jahr 1856 wurde dann ein Jahr großer Prosperität auch für die Baumwollindustrie. Die von Marx lang erwartete Weltkrise kam erst 1857, und sie wurde wirklich der Anstoß zu einer umfassenden politischen und sozialen Umwälzung. Es gärte und kochte wieder, und die europäische Gesellschaft, die schon der Krimkrieg aus dem toten Geleise gestoßen, in das sie scheinbar nach 1848 hineingeraten war, trat wieder in eine neue politische Hochkonjunktur ein.

N. Rjasanoff.

* * *

Neue Oder-Zeitung.

Mittagsblatt. Breslau, Donnerstag, den 28. Juni 1855. Nr. 285.

X. London, 25. Juni. (Kirchliche Agitation.) Alt und historisch ist die Lehre, daß überlebte gesellschaftliche Mächte nominell noch im Besitz aller Attribute der Gewalt, nachdem ihr Daseinsgrund längst unter ihren Füßen weggemodert — fortvegetierend, weil unter den Erben schon Hader über den Antritt der Hinterlassenschaft ausgebrochen, bevor der Totenzettel gedruckt und das Testament eröffnet ist —, sich vor dem letzten Todeskampf noch einmal zusammenfassen, aus der Defensive in die Offensive übergehen, herausfordern statt auszuweichen und extremste Schlüsse aus Prämissen zu ziehen suchen, die nicht nur in Frage gestellt, sondern schon verurteilt sind. So jetzt die englische Oligarchie, so die Kirche, ihre Zwillingsschwester. Unzählig sind die Versuche innerhalb der Staatskirche, der hohen und der niederen, sich zu reorganisieren, die Versuche, sich mit den Dissidenten auszugleichen und so der profanen Masse der Nation gegenüber eine kompakte Macht herzustellen, rasch aufeinanderfolgend die religiösen Zwangsmaßregeln — der fromme Graf Shaftesbury, früher bekannt als Lord Ashley, konstatierte jammernd im Oberhaus, daß in England allein fünf Millionen durchaus nicht nur der Kirche, sondern dem Christentum entfremdet seien. „Compelle intrare“ (Zwinge zum Eintritt), antwortet die Staatskirche. Sie überläßt es Lord Ashley und ähnlichen dissentierenden, sektiererischen und übereizten Frömmlern, die Kastanien aus dem Feuer zu ziehen, die sie zu essen gedenkt. Erstes religiöses Zwangsmittel war die Beerbill, die alle öffentlichen Vergnügungsorte an Sonntagen schloß mit Ausnahme von 6 bis 10 Uhr abends. Sie wurde in einem dünnen Hause am Schlusse der Sitzung durchgeschmuggelt, nachdem die Frommen die Unterstützung der großen Bierwirte von London dadurch erkauft, daß sie ihnen die Fortdauer des Patentsystems, das heißt des Monopols der großen Kapitalien garantiert hatten. Dann kam die Sunday-Tradingsbill, die jetzt in dritter Lesung durch die Gemeinen gegangen und deren einzelne Klauseln eben im Komitee des ganzen Hauses debattiert worden. In dieser neuen Zwangsmaßregel war wieder die Stimme des großen Kapitals gesichert, weil nur Kleinkrämer am Sonntag handeln und das große Warenhaus durchaus bereit ist, die Sonntagskonkurrenz der kleinen Butike parlamentarisch aus dem Wege zu räumen. In beiden Fällen Verschwörung der Kirche mit dem Monopol des Kapitals, aber in beiden Fällen religiöse Strafgesetze gegen die niederen Klassen zur Beruhigung des Gewissens der vornehmen Klassen. Die Beerbill traf ebensowenig die aristokratischen Klubs, wie die Sunday-Tradingsbill vornehme Sonntagsbeschäftigungen trifft. Die Arbeiterklasse empfängt ihren Arbeitslohn spät am Sonnabend; nur für sie existiert daher der Sonntagshandel. Nur sie ist gezwungen, am Sonntag ihre kleinen

Einkäufe zu machen. Nur gegen sie ist daher die neue Bill gerichtet. Im achtzehnten Jahrhundert sagte die französische Aristokratie: Für uns Voltaire, für das Volk die Messe und der Zehnte. Im neunzehnten Jahrhundert sagt die englische Aristokratie: Für uns die frömmelnde Phrase, für das Volk die christliche Praxis. Die klassischen Heiligen des Christentums kasteiten ihren Leib für das Seelenheil der Masse; die modernen, gebildeten Heiligen kasteien den Leib der Masse für ihr eigenes Seelenheil. Dieses Bündnis einer liederlichen, verfallenden und genußsüchtigen Aristokratie mit der Kirche, gestützt auf schmutzige Profitkalküls von Biermagnaten und monopolisierenden Großkrämern, rief gestern eine Massendemonstration im Hydepark hervor, wie London sie seit dem Tode Geogs IV., des „ersten Gentleman von Europa", nicht mehr erlebt hat. Wir waren Zuschauer von Beginn bis zum Schlusse, und wir glauben nicht zu übertreiben, wenn wir versichern, daß gestern im Hydepark die englische Revolution begonnen hat. Die letzten Nachrichten aus der Krim bildeten ein wesentliches Ferment dieser „unparlamentarischen", „außerparlamentarischen" und „antiparlamentarischen" Demonstration. Lord Robert Grosvenor, der Urheber der Sonntagshandelsbill, hatte dem Einwurf, sein Gesetz sei nur gegen die armen, nicht gegen die reichen Klassen gerichtet, mit den Worten geantwortet: „die Aristokratie enthalte sich in großem Maßstab, ihre Diener und ihre Pferde Sonntags zu beschäftigen". In den letzten Tagen der vergangenen Woche war an allen Mauern Londons folgendes großgedruckte, von den Chartisten ausgehende Plakat zu lesen: „Neue Sonntagsbill zur Beseitigung von Zeitungen, Rasieren, Rauchen, Essen und Trinken und aller Arten von Nahrung und Erholung, leiblicher oder geistiger, die augenblicklich noch vom armen Volke genossen werden. Ein Meeting in freier Luft von Handwerkern, Arbeitern und den ‚Niederen Ständen' der Hauptstadt wird im Hydepark abgehalten werden am Sonntag nachmittag, um zu sehen, wie religiös die Aristokratie den Sabbat beobachtet und wie ängstlich sie ist, ihre Diener und Pferde an diesem Tage nicht ins Werk zu setzen. Siehe Lord Robert Grosvenors Rede. Das Meeting ist zusammenberufen für 3 Uhr an der rechten Seite der Serpentine (Flüßchen im Hydepark) nach den Kensingtongärten zu. Kommt und bringt eure Weiber und Familien mit euch! Damit sie profitieren von dem Beispiel, das ihre ‚Besseren' geben!" Man muß nämlich wissen, daß, was Longchamps für die Pariser, der Weg im Hydepark längs der Serpentine für die englische Hautevolee ist — der Platz, wo sie am Nachmittag, namentlich Sonntags, ihre Prunkkarossen und ihren Putz Revue passieren lassen und ihre Rosse tummeln, gefolgt von Lakaienschwärmen. Man wird aus dem obigen Plakat ersehen, wie der Kampf gegen Pfäfferei denselben Charakter annimmt wie jeder ernstliche Kampf in England, den Charakter des Klassenkampfes von Arm gegen Reich, Volk gegen Aristokratie, der „niederen" gegen die „besseren" Ränge. Um 3 Uhr waren auf dem angesagten Platze, auf dem rechten Ufer der Serpentine, auf den ungeheuren Wiesen des Hydeparks ungefähr 50 000 Menschen versammelt, die nach und nach durch Zugänge auch vom linken Ufer zu wenigstens 200 000 anschwollen. Man sah kleinere Menschenknäuel von einem Punkte auf den anderen fortgeschoben. Die zahlreich aufgestellten Konstabler

suchten offenbar den Urhebern des Meetings zu entziehen, was Archimedes verlangte, um die Welt aus den Angeln zu heben, einen festen Standpunkt. Endlich faßte ein größerer Haufen Posto, und Bligh, der Chartist, konstituierte sich als Präsident auf einer kleinen Anhöhe in der Mitte des Haufens. Er hatte kaum seine Harangue [Ansprache] begonnen, als Polizeiinspektor Banks an der Spitze von 40 knüttelschwingenden Konstablern ihm erklärte, der Park sei königliches Privateigentum und man dürfe hier kein Meeting abhalten. Nach einigen Pourparlers, worin Bligh ihm zu demonstrieren suchte, die Parks seien Eigentum des Publikums, und worin Banks erwiderte, er habe gemessenen Befehl, ihn zu arretieren, wenn er auf seinem Vorhaben beharre, unter ungeheurem Gebrüll der umstehenden Masse rief Bligh: „Ihrer Majestät Polizei erklären, daß der Hydepark königliches Privateigentum und daß Ihre Majestät dem Volke ihren Grund und Boden nicht zu seinen Meetings leihen will. Vertagen wir uns daher nach Oxfordmarket." Unter dem ironischen Ruf: „God save the Queen!" [Gott schütze die Königin] entrollte sich der Knäuel, um nach Oxfordmarket zu pilgern. Unterdes aber war Finlen, Mitglied des Zentralchartistenkomitees, an einen fernstehenden Baum gestürzt, Massen folgten ihm, umschlossen ihn in einem Nu in einem so engen und dichten Zirkel, daß die Polizei den Versuch aufgab, bis zu ihm vorzudringen. „Wir sind sechs Tage in der Woche geknechtet, das Parlament will uns noch das bißchen Freiheit am siebten rauben. Buße wollen sie tun, nicht an sich, sondern an uns, diese mit augenverdrehenden Pfaffen koalitionierten Oligarchen und Kapitalisten, für den gewissenlosen Mord, womit sie die Kinder des Volkes in der Krim geopfert haben." Wir verließen die Gruppe, um uns einer anderen zu nähern, wo ein Redner, der Länge nach auf den Boden gestreckt, in dieser horizontalen Situation seine Audienz haranguierte. Plötzlich erscholl es von allen Seiten: „Hin zum Fahrweg, hin zu den Karossen!" Unterdes hatte der Insult auf Equipagen und Reiter schon begonnen. Die Konstabler, die beständig Zuzüge aus der Stadt erhielten, trieben die Spaziergänger weg von dem Fahrweg. Sie trugen so dazu bei, auf beiden Seiten des Weges dichte Menschenspaliere zu bilden, von Apsleyhouse Rottenkow hinauf der Serpentine entlang bis nach Kensington-Gardens, mehr als eine Viertelstunde in der Ausdehnung. Das Publikum bestand zu etwa zwei Dritteln aus Arbeitern, zu einem Drittel aus Mitgliedern der Mittelklasse, alle mit Weibern und Kindern. Die Schauspieler wider Willen, elegante Herren und Damen, „Gemeine und Lords" in hohen Staatskarossen, galonierte Dienerschaft vorn und hinten, einzelne ältliche von Portwein erhitzte Herren zu Pferde passierten diesmal nicht Revue. Sie liefen Spießruten. Ein Babylon aller höhnenden, provozierenden, übelklingenden Laute, an denen keine Sprache so reich wie die englische, umwogte sie bald von beiden Seiten. Da das Konzert improvisiert war, fehlte es an Instrumenten. Der Chor mußte daher von seinen eigenen Organen Gebrauch machen und sich auf Vokalmusik beschränken. Und ein diabolisches Konzert war es von glänzenden, zischenden, pfeifenden, schnarrenden, knutrenden, murrenden, quäckenden, gellenden, ächzenden, rasselnden, quirksenden, knirschenden Tönen. Eine Musik, Menschen rasend zu machen und Steine zum Bewußtsein zu bringen. Sonderbares Gemisch dazu von Ausbrüchen echten altenglischen Humors und langverhaltender kochender Wut. „Go to the church!" (Geht zur Kirche) war der einzige artikulierte Laut,

der sich unterscheiden ließ. Eine Lady streckte beschwichtigend ein orthodox eingebundenes Prayerbook (Gebetbuch) aus der Equipage hervor. „Give it to read to your horses!“ (Gebt es euren Pferden zu lesen), donnerte das tausendstimmige Echo zurück. Wenn die Pferde scheu wurden, bäumten, bockten, ausrissen, Lebensgefahr ihrer eleganten Last drohte, erhob sich das Hohngeschrei lauter, drohender, unerbittlicher. Edle Lords und Ladies, unter anderen die Gräfin Granville, Frau des Ministers und Präsidenten des Geheimen Rates, wurden gezwungen, auszusteigen und Gebrauch von ihren eigenen Füßen zu machen. Wenn ältliche Gentlemen vorbeiritten, deren Tracht, namentlich der Hut mit breiten Krämpen, besondere Ansprüche auf Vollkommenheit im Glauben kundgab, erlöschten alle Wuttöne wie auf ein Kommando in unauslöschlichem Gelächter. Einem dieser Gentlemen riß die Geduld. Er machte wie Mephistopheles eine unanständige Geberde, er streckte die Zunge dem Feinde entgegen. „He is a wordcatcher, a parliamentary man! He figths with his own weapons!“ (Er ist ein Wortdrescher, ein Parlamentler! Er kämpft mit seinen eigenen Waffen!) erscholl es von der einen Seite des Weges. „He is a saint, he is psalm singing!“ (Er ist ein Heiliger, er singt Psalmen!) war die Antistrophe von der anderen Seite. Unterdes hatte der metropolitane elektrische Telegraph allen Polizeistationen angekündigt, eine Emeute im Hydepark stehe bevor, und sie auf das Kriegstheater verordnet. In kurzen Zwischenräumen marschierte daher eine Polizeiabteilung nach der anderen durch das doppelte Menschenspalier von Apsleyhouse nach Kensington-Gardens durch, jedesmal empfangen mit dem Volkslied:

Where are gone the geese?	(Wo sind die Gänse hin?
Ask hte police!	Fragt die Polizei!)

mit Anspielung auf einen notorischen Gänsediebstahl, den ein Konstabler vor kurzem in Clerkenwell verübte. Drei Stunden währte dieser Spektakel. Nur englische Lungen sind einer solchen Parforcetour fähig. Während der Aufführung hörte man in den verschiedenen Gruppen: „Dies ist nur der Anfang!“ „Das ist der erste Schritt!“ „Wir hassen sie!“ usw. Während auf den Gesichtern der Arbeiter Wut zu lesen war, sahen wir nie vorher in den Physiognomien der Mittelklassen ein so wohlgefälliges, selbstzufriedenes Lächeln sich abspiegeln. Kurz vor Schluß steigerte sich die Heftigkeit der Demonstration. Stöcke wurden gegen die Karossen geschwungen und die unendliche Lautdissonanz kam zu Wort in dem Ausruf: „You raskals!“ (Ihr Schurken!) Eifrige Chartisten und Chartistinnen durchwühlten während der drei Stunden die Massen und teilten ihnen Druckzettel aus, worauf in großen Buchstaben zu lesen war: „Reorganisation des Chartismus! Ein großes öffentliches Meeting wird in dem literarischen und wissenschaftlichen Institut Friar Street, Doktor Commons, nächsten Dienstag, den 26. Juni, abgehalten werden zur Wahl von Abgeordneten zu einer Konferenz für die Reorganisation des Chartismus in der Hauptstadt. Keine Eintrittskarten.“

Die Londoner Presse bringt heute im Durchschnitt nur einen kurzen Bericht über das Ereignis im Hydepark. Noch keine Leitartikel, mit Ausnahme von Lord Palmerstons „Morning Post“. „Ein Schauspiel,“ sagt sie, „im höchsten Grade schmählich und gefährlich, hat im Hydepark stattgefunden, eine offene Verletzung des Gesetzes und des Anstandes — eine

illegale Einmischung durch physische Gewalt, mit der freien Aktion der gesetzgebenden Gewalt. Die Szene darf sich nächsten Sonntag nicht wiederholen, wie gedroht worden ist." Zugleich aber erklärt sie den „fanatischen" Lord Grosvenor für den einzig „verantwortlichen" Urheber des Unfugs und den Herausforderer der „gerechten Erbitterung des Volkes". Als ob das Parlament nicht Lord Grosvenors Bill in drei Lesungen angenommen! Hat er etwa auch „durch physische Gewalt auf die freie Aktion der Legislatur" eingewirkt?

Neue Oder-Zeitung.

Mittagsblatt. Breslau, Donnerstag, den 5. Juli 1855. Nr. 307.

X. London, 2. Juli. (Die Aufregung gegen die Verschärfung der Sonntagsfeier.) Die Anti-Sonntagsbill-Demonstration wurde gestern im Hydepark wiederholt, auf größerer Stufenleiter, unter drohenderen Auspizien, mit ernsteren Folgen. Die düstere Aufregung, die heute in London herrscht, ist des Zeuge. — In den Plakaten, die zur Wiederholung des Meetings aufforderten, war gleichzeitig die Einladung enthalten, sich am Sonntag um 10 Uhr morgens vor dem Hause des frommen Lord Grosvenor zu versammeln und ihn auf seinem Kirchgang zu begleiten. Der fromme Herr hatte indes schon am Sonnabend London in einem Privatwagen — um incognito zu reisen — verlassen. Wie er von Natur mehr dazu berufen ist, andere zu Märtyrern zu machen, als selbst Märtyrer zu werden, hatte schon sein Rundschreiben in allen Zeitungen Londons bewiesen, worin er einerseits an seiner Bill festhält, andererseits zu zeigen sich abmüht, daß sie sinn-, zweck- und bedeutungslos sei. Sein Haus blieb den ganzen Sonntag besetzt, nicht mit Psalmsingern, sondern mit Konstablern, 200 an der Zahl. Ebenso das seines Bruders, des durch seinen Reichtum berühmten Marquis von Westminster. — Sir Richard Mayne, der Chef der Londoner Polizei, hatte am Sonnabend die Mauern Londons mit Plakaten besäet, worin er „verbot", nicht nur ein Meeting im Hydepark abzuhalten, sondern auch sich in „großen Massen" dort zu versammeln und irgendwelche Zeichen des Beifalls oder Mißfallens kundzugeben. Resultat dieser Ukase war, daß selbst nach dem Bericht des Polizeizirkulars schon um halb 3 Uhr 150 000 Menschen aus allen Ständen und jeden Alters im Park auf und ab wogten, und daß nach und nach die Menschenmasse zu Dimensionen anschwoll, die selbst für London riesenhaft und ungeheuerlich war. Nicht nur erschien London in Massenaufgebot; es bildete von neuem die Menschenspaliere an den beiden Seiten des Fahrwegs, längs der Serpentine, nur dichter und tiefer als am vergangenen Sonntag. Wer aber nicht erschien, war die Hautevolee. Im ganzen zeigten sich vielleicht 20 Wagen, davon die Mehrzahl kleine Gigs und Phaetons, die unbelästigt passierten, während ihre stattlicheren, weitbäuchigeren, hochbockigen und mehr galonierten Brüder mit den alten Ausrufen begrüßt wurden und mit dem Tönebabylon, dessen Schallwellen diesmal die Luft auf eine Meile im Umkreis erzittern machten. Die Polizeiukase waren widerlegt durch die Massenversammlung und ihr tausendmündiges Lungenexerzitium. Die Hautevolee hatte den Kampfplatz gemieden und durch ihre Abwesenheit die Souveränität der vox populi anerkannt. Es war 4 Uhr geworden, und die Demonstration schien aus Mangel an Nahrungsstoff in harmlose Sonntagsvergnügung zu verpuffen. Aber das war nicht die Rechnung der Polizei. Sollte sie unter allgemeinem

Gelächter abziehen, wehmütigen Scheinblick werfend auf ihre eigenen Plakate, die am Portal des Parkes in großen Buchstaben zu lesen waren? Zudem waren ihre Großwürdenträger zugegen, Sir Richard Mayne und die Oberintendanten Gils und Walter hoch zu Roß, die Inspektoren Banks, Derbin, Thenan zu Fuß. 800 Konstabler waren strategisch verteilt, großenteils in Gebäuden und Ambuskaden versteckt. Stärkere Abteilungen waren stationsweise an benachbarten Orten zum Zuzug aufgestellt. Die Wohnung des Hauptaufsehers des Parkes, das Pulvermagazin und die Gebäulichkeiten der Rettungsgesellschaften, alle gelegen an einem Punkte, wo der Fahrweg längs der Serpentine in einen Pfad nach Kensington-Gardens übergeht, waren in improvisierte Blockhäuser verwandelt, mit starken Polizeibesatzungen, zur Unterbringung von Gefangenen und Verwundeten eingerichtet. Droschken standen aufgepflanzt an der Polizeistation von Vinestreet, Piccadilly, um nach dem Kampfplatz zu fahren und von dort die Besiegten unter sicherem Geleit abzuholen. Kurz, die Polizei hatte einen Feldzugsplan entworfen, „energischer", wie die „Times" sagt, „als irgend einer, von dem wir noch in der Krim gehört haben". Die Polizei bedurfte blutiger Köpfe und Verhaftungen, um nicht ohne Mittelglied aus dem Erhabenen ins Lächerliche zu fallen. Sobald sich daher die Menschenspaliere mehr gelichtet und die Massen ferner ab vom Fahrweg in verschiedenen Gruppen auf den ungeheuren Räumen des Parks verteilt waren, faßten ihre Chefs Posto in der Mitte des Fahrwegs, zwischen den beiden Spalieren, und erteilten von ihren Rossen herab wichtigtuende Befehle rechts und links. Angeblich zum Schutze der vorbeipassierenden Wagen und Reiter. Da aber Wagen und Reiter ausblieben, also nichts zu beschützen war, begannen sie „unter falschen Vorwänden" einzelne Individuen aus der Masse herausgreifen und verhaften zu lassen, nämlich unter dem Vorwand, sie seien Pickpockets (Taschendiebe). Als diese Experimente zahlreicher wurden und der Vorwand nicht mehr Stich hielt, ein einziger Schrei durch die Massen lief, brachen die versteckten Konstablerkorps aus ihren Ambuskaden hervor, ließen ihre Knüppel aus der Tasche springen, schlugen blutige Köpfe, rissen hier und da ein Individuum aus der Menge (im ganzen sind 104 so verhaftet worden) und schleppten sie nach den improvisierten Blockhäusern. Die linke Seite des Fahrwegs ist nur durch einen schmalen Strich vom Wasser der Serpentine getrennt. — Durch ein Manöver drängte ein Polizeioffizier mit seiner Schar die Zuschauer hier dicht an den Rand des flüssigen Elements und drohte ihnen mit einem Kaltwasserbad. Ein Individuum, um dem Polizeiknüppel zu entrinnen, schwamm durch die Serpentine ans andere Ufer; ein Polizist setzte ihm aber mit einem Boot nach, erwischte ihn und brachte ihn triumphierend zurück. Wie hatte sich die Physiognomie der Szene verwandelt seit letztem Sonntag! Statt der Staatskarossen schmutzige Droschken, die von der Polizeistation zu Vinestreet nach den improvisierten Gefängnissen im Hydepark und von hier nach der Polizeistation auf und ab fuhren. Statt der Lakaien auf dem Bocke ein Konstabler neben dem versoffenen Droschkenkutscher. Statt der eleganten Herren und Damen im Innern der Wagen Gefangene mit blutenden Köpfen, zerzaustem Haar, entblößt, mit zerrissenen Kleidern, bewacht von konfiszierten Gestalten, aus dem irischen Lumpenproletariat in Londoner Polizisten gepreßt. Statt der wedelnden Fächer der sausende Lederknüttel (der Truncheon des Kon-

stablers). Die herrschenden Klassen hatten am vergangenen Sonntag ihre fashionable Physiognomie gezeigt, diesmal zeigten sie ihre Staatsphysiognomie. Der Hintergrund der freundlich grinsenden alten Herren, der modischen Stutzer, der vornehm-hinfälligen Witwen, der in Kaschmir, Straußfedern, in Diamant- und Blumenguirlanden duftenden Schönen — war der Konstabler mit dem wasserdichten Rocke, dem schmierigen Ölhut und dem Truncheon. Es war die Kehrseite der Medaille. Die Masse hatte sich vergangenen Sonntag die herrschende Klasse in individueller Erscheinung gegenüber. Diesmal erschien sie als Staatsgewalt, Gesetz, Truncheon. Diesmal war Widerstand Insurrektion, und der Engländer muß lange und langsam geheizt werden, ehe er insurgiert. Daher im ganzen die Gegendemonstration beschränkt auf Auszischen, Ausgrunzen, Auspfeifen der Polizeifuhrwerke, auf isolierte und schwache Versuche zur Befreiung der Gefangenen, vor allem auf passiven Widerstand in phlegmatischer Behauptung des Kampfplatzes. Charakteristisch war die Rolle, die die Soldaten, teils der Garde, teils dem 66. Regiment angehörig, in diesem Schauspiel übernahmen. Sie waren zahlreich vertreten. Ihrer zwölf Garden, einige mit Krimmedaillen dekoriert, befanden sich in einer Gruppe von Männern, Weibern und Kindern, worauf die Polizeiknüppel spielten. Ein alter Mann stürzte zu Boden, von einem Schlage getroffen. „Die Londoner Stifftaffs (Schimpfnamen für die Polizei) sind schlimmer als die Russen bei Inkerman waren," rief einer der Krimhelden. Die Polizei legte Hand an ihn. Er ward sofort befreit unter dem lauten Rufe der Menge: „3 Cheers für die Armee!" Die Polizei hielt es für ratsam, sich zu entfernen. Unterdessen war eine Anzahl Grenadiere hinzugekommen, die Soldaten bildeten eine Truppe, und umwogt von der Masse, unter dem Rufe: „Es lebe die Armee, nieder mit der Polizei, nieder mit der Sonntagsbill!" stolzierte sie im Park auf und nieder. Die Polizei stand unschlüssig, als ein Sergeant von der Garde erschien, sie wegen ihrer Brutalität laut zur Rede stellte, die Soldaten beschwichtigte und einige von ihnen überredete, ihm zur Kaserne zu folgen, um ernstere Kollisionen zu vermeiden. Die Mehrzahl der Soldaten aber blieb zurück und machte mitten unter dem Volke, in ungemessenen Ausdrücken, ihrer Wut gegen die Polizei Luft. Der Gegensatz zwischen Polizei und Armee ist alt in England. Dieser Augenblick, wo die Armee das „petchild" (das verwöhnte Kind) der Massen, ist sicher nicht geeignet, ihn abzuschwächen. Ein alter Mann namens Russell soll infolge der erhaltenen Wunden heute gestorben sein; ein halbes Dutzend Verwundeter befindet sich im St. Georgs-Hospital. Während der Demonstration wurden wieder verschiedene Versuche zur Abhaltung partieller Meetings gemacht. In einem derselben, bei Albertgate, außerhalb des von der Polizei ursprünglich besetzten Teils des Parks, haranguierte ein Anonymus sein Publikum ungefähr wie folgt: „Männer von Altengland! Erwacht, erhebt euch von eurem Schlummer, oder fallt für immer: leistet jeden Sonntag Widerstand gegen die Regierung! Geht zur Kirchenbill, wie ihr heute getan habt. Fürchtet nicht, die euch zustehenden Rechte herauszufordern, schüttelt vielmehr die Fesseln oligarchischer Unterdrückung und Gewaltherrschaft ab. Wenn nicht, so werdet ihr unwiederbringlich niedergeworfen werden. Ist es nicht eine Schande, daß die Einwohner dieser großen Metropole, der größten in der zivilisierten Welt, ihre Freiheiten den Händen eines Lord Grosvenor oder eines Mannes wie Lord Ebrington überantworten sollen! Seine Herr-

lichkeit fühlt das Bedürfnis, uns in die Kirche zu treiben und uns durch Parlamentsakt religiös zu machen. Das ist ein vergeblich Unternehmen. Wer sind wir, und wer sind sie! Betrachtet den gegenwärtigen Krieg. Wird er nicht geführt auf Kosten und mit dem Blute der produktiven Klassen? Und was tun die unproduktiven? Sie verhunzen ihn." Redner und Meeting ward natürlich von der Polizei unterbrochen.

In Greenwich, in der Nähe des Observatoriums, hielten die Londoner ebenfalls ein Meeting von 10 000 bis 15 000 Personen. Ebenfalls von der Polizei unterbrochen.

Ein neues Agrargesetz.

Von **Edouard Vaillant.**

Am 24. Mai dieses Jahres brachte ich in der französischen Kammer einen Gesetzentwurf ein, „der den Zweck verfolgt, die Teuerung und Arbeitslosigkeit zu mildern und die Lage der Arbeiter zu verbessern durch die Errichtung eines landwirtschaftlichen und industriellen Gemeinguts (domaine) des Staates und der Gemeinden und die fortschreitende Nationalisierung des Bodens".

Der „Vorwärts" brachte einige Paragraphen dieses Entwurfes mit einem kurzen Kommentar in Übersetzung.

Die „Leipziger Volkszeitung" veröffentlichte ein kurzes Resümee und eine Kritik. Diese Kritik erheischt nun um so eher eine Berichtigung von mir, als sie, persönlich zwar wohlwollend gehalten, mir ungenau und daher ungerecht vorkommt.

Ich ging von der Ansicht aus, der Entwurf könne unter den gegebenen Verhältnissen unsere Propaganda fördern und späterhin dann nutzbar gemacht werden, wenn einst in revolutionären Tagen die herangewachsene Macht des Proletariats in Aktion treten und die Frage des Grundeigentums lösen werde.

Es hat mir daher leid getan, daß mir die „Leipziger Volkszeitung" eine „reformistische Illusion" in die Schuhe schob, die in ihrer Naivität so weit ginge, von einem bürgerlichen Parlament der Gegenwart die Annahme, ja auch nur die Diskussion von Gesetzen zu erwarten, die die Expropriation des großen und mittleren Grundbesitzes und die Verwandlung des bäuerlichen Eigentums in einfachen Besitz bezweckte.

Da ich nun nicht will, daß ein Mißverständnis das freie Urteil derer trübt, auf deren Meinung ich den größten Wert lege, so wende ich mich an die Redakteure und Leser der „Neuen Zeit" mit ein paar Erklärungen, die ich ihnen hierüber schuldig zu sein glaube.

Schon früher hatte ich, um Fragen ähnlicher Art in Fluß zu bringen — wie „soziale Versicherung", „Ersetzung des stehenden Heeres durch Milizen mit selbstgewählten Führern" —, die Form von Gesetzesanträgen gewählt. Ich verhehlte mir die Bedenken dagegen keineswegs; sie schienen mir jedoch durch manche Vorteile wieder wett gemacht zu werden, vor allem dadurch, daß sie unserer Idee eine weitere Verbreitung in der Öffentlichkeit sicherten und sie mit größerer Genauigkeit erkennen ließen, was für uns so wichtig ist. Dasselbe habe ich jetzt wieder getan. Freilich, wie ich bemerke, auf die Gefahr hin, leichter mißverstanden zu werden.

Wenn ich damit rechnete, daß der Motivenbericht, den ich meinem Gesetzentwurf vorausschickte, gelesen werde, so war diese Rechnung vielleicht falsch. Jedenfalls war es die Voraussetzung, von der ich ausging, als ich die Aufmerksamkeit auf die Frage der Teuerung und der Arbeitslosigkeit lenkte, zweier Übel, die bei der Durchführung der vorgeschlagenen Lösung gemildert würden, sobald die Umwandlung des privaten in Kollektiveigentum, als Vorstufe des gesellschaftlichen Eigentums, anfing, eine gewisse Ausdehnung zu erlangen und sich geltend zu machen.

Ich will mich nun nicht mit einer wenn auch gedrängten Erläuterung meines Motivenberichtes zu dem Gesetzesvorschlag aufhalten; es wird genügen, seine allgemeine Tendenz kurz zu skizzieren. Ich kann mich um so kürzer fassen, als das Allermeiste für deutsche Sozialisten doch nur eine Wiederholung sein dürfte. In der letzten Zeit haben Karl Kautsky, Hilferding, Otto Bauer besser als jeder andere die kapitalistische Konzentration und Zentralisation in ihren neuen Erscheinungsformen und die fortschreitende Unterordnung des Industrie- und Handelskapitals unter das Finanzkapital untersucht. Sie haben den neuen Kurs der kapitalistischen Produktion aufgezeigt, ihre immer weiter gehende Kartellierung, ihre Organisierung mit Hilfe des Staates und seiner Zollgesetzgebung und deren Einfluß auf die Teuerung. Sie haben nachgewiesen, daß es für diesen neuen, stetig zunehmenden Kurs kein anderes Heilmittel, kein anderes Ziel und Ende geben könne als die völlige Vernichtung des kapitalistischen Systems und die Befreiung des Proletariats. Die Aufhebung der Zölle, vor allem der Korn- und Nahrungsmittelzölle könne nur eine unvollständige, freilich trotzdem sehr notwendige Erleichterung gewähren.

Die sozialistische Kritik hat nach Marx angesichts neuerer Tatsachen zeigen können, mit welcher Schnelligkeit der wachsende Aufschwung der Produktivkräfte den Bau der kapitalistischen Gesellschaft erschüttert und umformt und der neuen Gesellschaft den Boden ihres Aufkommens bereitet.

Die wachsende Kraft und Organisierung des Proletariats und seiner sozialistischen Elite sind für uns das beste Zeichen dieser revolutionären Entwicklung.

Für die positive, selbständige Aktion des organisierten Proletariats ist es von größter Wichtigkeit, die Richtlinien dieser Entwicklung bloßzulegen und zu erkennen; denn wir wissen, daß unsere Aktion nur dann Erfolg, revolutionären Erfolg haben kann, wenn sie mit dieser ökonomischen und sozialen Entwicklung im Einklang bleibt, in ihrem Sinne vorgeht und sie so beschleunigt.

Wir sehen, wie diese demokratische und soziale Aktion des organisierten Proletariats die Volksmassen mehr und mehr mit sich fortreißt, die Kapitalistenklasse zwingt, sich zu ihrem Schutze zu organisieren, den kapitalistischen Staat zum Weichen bringt, Bresche in ihn legt und ihm ebenso wie der Gemeinde immer mehr ihr Gepräge aufdrängt.

Diese Durchdringung von Staat und Gemeinde ist nicht nur der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung, sondern vor allem auch der eigenen Tätigkeit des Proletariats zu danken, das sich gewerkschaftlich organisiert und seine Vertreter in die Parlamente und Gemeinderäte schickt.

Bei dieser Gelegenheit habe ich mir die Bemerkung gestattet — und das ist mir als Optimismus vorgeworfen worden, trotzdem es einfach Konsta-

tierung einer Tatsache war —, daß bei Verstaatlichung eines privatkapitalistischen Unternehmens die Arbeiter eines Betriebs des Deutschen Reiches in ihren 110 Vertretern im Reichstag besseren Schutz finden würden als in einem Staate ohne allgemeines Wahlrecht, wo die parlamentarischen Vertreter der Arbeiter nur in einer kleinen Minderheit seien, wie im preußischen Landtag. Ebensogut hätte ich auch sagen können, daß die Arbeiter in Gemeindebetrieben besser in einer Stadt mit sozialistischer Gemeindevertretung daran seien als in einer mit nationalliberaler oder konservativer.

Die französische Bourgeoisie hatte in der Revolution dem landhungrigen Bauer die Gemeindeländereien vorenthalten, die sie ihm versprochen, und es vorgezogen, ihm als Brosamen von ihrem Herrenmahl den privaten Zwergparzellenbesitz zu geben, um ihn an der neuen Ordnung zu interessieren; dann nahm sie ihm so nach und nach die letzten Reste der alten gemeinsamen Feldmark, die ihm noch geblieben waren. Die Einschränkung der Feldmark bedeutete von jeher für den Bauer eine Verschärfung seines Elends und seiner Unfreiheit.

Indes erstand mit der steigenden Entwicklung des kapitalistischen Systems unter neuen Erscheinungsformen ein staatlicher Gemeinbesitz durch eine Reihe öffentlicher Einrichtungen und Arbeiten. Und heute geht die Tendenz der Entwicklung dahin, auch die großen privaten Bergwerksunternehmen, Eisenbahnen, Beleuchtungsanstalten usw. der Eigentumssphäre des Staates und der Gemeinden einzuverleiben. So sprach noch vor wenigen Wochen der Internationale Kongreß der organisierten Bergarbeiter, im Vertrauen auf ihre gewerkschaftliche Stärke und ihre sozialistische Vertretung in den Parlamenten, seinen Wunsch aus, diese Einverleibung zu vollziehen. Hier geht doch die soziale Entwicklung in einer bestimmten Richtung vor sich.

Mehr als in der Industrie scheint das Privateigentum seine konservative Unbeweglichkeit in der Landwirtschaft beizubehalten. Aber auch nur scheinbar. Die Kapitalien akkumulieren sich auch in ihr, die Arbeit wird immer mehr proletarisiert, die Fortschritte der Technik wälzen ihren ganzen technischen Apparat um, die Landwirtschaft industrialisiert sich, das Handelskapital wirft sich zum Herrn ihrer Produkte und ihres Marktes auf, und die bäuerliche Genossenschaft tritt ins Leben.

Schon zweimal hatte ich einen Entwurf eingebracht, der auf die Schaffung eines staatlichen und kommunalen Grundbesitzes abzielte. Die Gewerkschaften der auf diesem Besitz beschäftigten Arbeiter sollten unter Aufsicht des Staates und der Gemeinden die Leitung der Betriebe selbst übernehmen. Aber trotz staatlicher Subventionen zur Ausdehnung dieses Gemeinbesitzes, trotz der Hinzufügung landwirtschaftlicher Industrien sowie solcher Industriebetriebe, die die nationalisierten Naturkräfte ausbeuteten, mußte dieser Gemeindebesitz zu stationär bleiben, um rasch genug eine Rolle in der sozialen Umwälzung spielen zu können.

Dann kam Karl Kautsky mit seinem Vorschlag zur fortschreitenden Verstaatlichung des Bodens. Ich habe in meinem Motivenbericht seine beweiskräftige Darlegung übersetzt, die er in einer Artikelserie „Malthusianismus und Sozialismus“ [1] gegeben hat. Darauf brauche ich hier nicht weiter einzugehen.

[1] „Neue Zeit“, XXIX, 1, S. 620, 652, 684.

Durch die Vereinigung beider Vorschläge kam ein neuer, lebensvoller Vorschlag zustande, der seinen Schwerpunkt in die Entwicklungsmöglichkeit der — teils landwirtschaftlichen, teils industriellen — Gemeinde- und Staatsdomäne verlegt, und zwar durch die Verstaatlichung des Bodens, der Bergwerke und der damit zusammenhängenden Industrien so gut wie durch die der Naturkräfte und ihrer Ausbeutung.

Der Text des Gesetzesvorschlags wird zweifelsohne für den Nachweis ausreichen, daß in ihm enthalten sind: die Bildung und Ausbreitung des Staats- und Gemeindebesitzes, seine Bewirtschaftung durch die Arbeitergewerkschaften, die Art seiner Ausbeutung, seiner Arbeitsbedingungen, die Schaffung kommunaler und staatlicher Dienste, sein Verhältnis zu den Konsum- und Produktivgenossenschaften der Arbeiter.

Noch zwei kurze Bemerkungen zum Beschluß dieser leider nur zu mangelhaften Erklärung. Es handelt sich hierbei um die Schaffung eines einheitlichen Gemeinbesitzes. Die Staats- und die Gemeindegüter sollen sich nur durch ihre lokale Begrenzung unterscheiden, die ihnen durch ihre jeweiligen natürlichen und ökonomischen Verhältnisse wie durch die der Organisation, des Betriebs und der Leitung auferlegt wird, um praktisch ihre Leitung und Bewirtschaftung durch die genossenschaftlich und gewerkschaftlich organisierten Arbeiter aufs beste zu sichern. Aber die Funktionen — geschäftliche Verwaltung, technische Leitung, Produktion, Verteilung der Produkte, die hier wie dort dieselben sind und sein sollen, ebenso wie die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der assoziierten Arbeiter, die die Leitung in Händen haben — sollen für beide Domänen, die staatliche und kommunale, ökonomisch und sozial die gleichen sein.

Ein Einwurf, den ich übrigens vorausgesehen hatte, ist mir gemacht worden, nämlich der der Unmöglichkeit, die absolute Grundrente eines Grundstücks und damit auch die Höhe des Pachtzinses festzustellen, den der freie Kleinbauer zu zahlen hat, sobald er Staatspächter wird. Praktisch verschwindet diese Schwierigkeit vollständig. Wie aus Kautskys Vorschlag hervorgeht, kann dieser Pachtzins auf keinen Fall höher sein als der Zins der Hypothek, die das betreffende Grundstück tragen kann. Das ist tatsächlich eine Bedingung dafür, daß der Bauer freiwillig der Umwandlung seines Privateigentums in bloßen Besitz zustimmt. Innerhalb dieser für die einzelnen Örtlichkeiten praktisch bestimmten Maximalgrenze des Pachtzinses wird sich der wirkliche Pachtzins bewegen und allen individuellen, lokalen und allgemeinen Umständen Rechnung tragen.

Es ist ganz selbstverständlich, daß dies ganze schon begonnene Werk der Umwandlung des Privateigentums in Gemeineigentum auf Kosten des von der Kapitalistenklasse erworbenen Reichtums vor sich geht. Schließlich ist es auch leicht möglich, daß es in diesen Bestimmungen, die ja nur ganz allgemein gehalten sein können, trotz aller Bemühungen, genau zu sein, an unvorhergesehenen Mängeln, Lücken, ja selbst Irrtümern nicht fehlen mag. Der Leser der „Neuen Zeit" muß schon selber, wenn er sich die Mühe nehmen will, die Fehler ausmerzen, verbessern, berichtigen und korrigieren. Ich habe mein mir gestelltes Ziel vollständig erreicht, wenn es mir gelungen ist, seine Aufmerksamkeit und sein Nachdenken auf ein Problem zu lenken, das sie wirklich zu verdienen scheint.

* * *

Wir schließen uns dem Wunsche des Genossen Vaillant an, sein Gesetzentwurf möge von den Genossen geprüft und diskutiert werden. Er scheint uns in beachtenswerter Weise die Grundlagen zur Lösung eines schwierigen Problems der Agrargesetzgebung zu legen, und zwar eines Problems, das für unsere Beziehung zur Bauernschaft wie für die Bekämpfung der Teuerung in gleicher Weise wichtig ist. Seine Lösung wird den anscheinend so gegensätzlichen Interessen der kleinen Grundbesitzer und der Lohnarbeiter in gleicher Weise gerecht auf Kosten der Reichen, der Kapitalisten und der großen Grundbesitzer.

Die Frage, wann wir die Macht erlangen werden, Gesetze dieser Art durchzuführen, läßt sich mit Bestimmtheit nicht beantworten. Sie darf uns nicht hindern, heute schon den arbeitenden Massen in deutlichster Weise zu zeigen, was wir zu ihren Gunsten zu tun gedenken, wenn wir einmal die politische Macht gewinnen.

Gesetzentwürfe von der Art des vorliegenden dürften am besten geeignet sein, einen populären Anschauungsunterricht über unsere Ziele zu geben. Sie zeigen, wie sehr wir bestrebt sind, „positiv" zu schaffen, und daß uns daran nichts hindert als der Mangel an nötiger Macht, keineswegs aber die Unfruchtbarkeit unserer Ziele. Sie zwingen uns aber auch, den Schwierigkeiten solchen positiven Schaffens unser Augenmerk zuzuwenden.

Wir gedenken noch eine Reihe weiterer Arbeiten über ausländische Agrarverhältnisse und Agrarprogramme zu veröffentlichen, da die Agrarfrage wieder erhöhte Bedeutung für uns gewinnt.

Im folgenden geben wir die deutsche Übersetzung des Gesetzentwurfes, den Vaillant der französischen Kammer vorlegte. Die Redaktion.

* * *

Gesetzentwurf zu dem Zwecke der Linderung der Teuerung und der Arbeitslosigkeit und zur Verbesserung der Lage der Arbeiter durch Begründung eines landwirtschaftlichen und industriellen Gemeinguts (Domäne) der Nation und der Gemeinden und durch die fortschreitende Nationalisierung des Bodens.

§ 1. Es wird alljährlich im Staatsbudget eine Summe ausgeworfen, die notwendig und ausreichend ist, einen landwirtschaftlichen und industriellen staatlichen und kommunalen Gemeinbesitz herzustellen, auszudehnen und fortschreitend neu zu schaffen und seine Bewirtschaftung und Ausbeutung zu betreiben.

§ 2. Die Gemeinden werden je nach ihren Hilfsquellen und ihrem Anteil an der staatlichen Subvention an der Bildung und Bewirtschaftung des kommunalen und interkommunalen Gemeinbesitzes teilhaben.

§ 3. Die Aufgaben des staatlichen und kommunalen Gemeinbesitzes — Verwaltung, Leitung, Betrieb, Arbeit usw. — werden in einem besonderen Amte vereinigt und zwischen Staat und Gemeinde so geteilt, wie es den Interessen der Allgemeinheit wie des einzelnen Ortes am besten entspricht. Die Bewirtschaftung geschieht nach wissenschaftlichem Verfahren mit den vollkommensten Produktionsmitteln. Zu ihrer bestmöglichen Durchführung wird der Gemeinbesitz nach Wirtschaftsbezirken eingeteilt. Solche sind für den Gemeindebesitz eine einzelne Gemeinde oder eine Vereinigung von Gemeinden, für den Nationalbesitz ein ganzer Bezirk des Landes.

§ 4. Alljährlich wird eine bestimmte Summe nach einer vorhergehenden Untersuchung unter die Gemeinden verteilt. Sie kann je nach Bedarf vergrößert werden, darf aber von Anfang an nicht unter dreihundert Millionen sinken. Sie soll verwendet werden zur Herstellung, Erweiterung und Neu-

schaffung des kommunalen Gemeinbesitzes, für seine industrielle und landwirtschaftliche Ausbeutung und die entsprechende Schaffung neuer kommunaler Dienste, die sich den bisherigen angliedern.

Vor allem werden sobald wie möglich in den Gemeinden und Vereinigungen von Gemeinden Dienste zur Lebensmittelversorgung eingerichtet unter Mitwirkung der Konsum- und Produktionsgenossenschaften. Sie sollen die Produktion und den Verkauf (zum Selbstkostenpreis) von Lebensmitteln pflanzlicher (Korn, Mehl, Brot, Gemüse, Zucker usw.) und tierischer Herkunft (Vieh, Fleisch, Milch, Butter usw.) und die Erzeugung damit zusammenhängender Produkte, wie zum Beispiel pflanzlichen und mineralischen Düngers, betreiben und kommunale und interkommunale Speicher und Märkte einrichten. Es werden also sobald als möglich Mühlen, Bäckereien, Schlächtereien usw., Zuckerfabriken, Raffinerien usw., Speicher, Märkte und für sie eingerichtete Verkehrsmittel in das kommunale Gemeingut einbezogen werden.

§ 5. Die Staatsgelder, die notwendig und ausreichend sind zur Einrichtung, zum Betrieb und zur Entwicklung des staatlichen und kommunalen Gemeinbesitzes sowie zur Ausübung des Vorkaufsrechtes, das dem Staate bei jedem landwirtschaftlichen Besitzwechsel zustehen soll, werden durch progressive Erbschaft-, Kapital- und Einkommensteuer und das Monopol der Fabrikation, Reinigung und des Verkaufs von Alkohol aufgebracht.

§ 6. Wenn ein ländlicher Grundbesitz aus welcher Ursache immer seinen Besitzer wechselt, so steht dem Staate ein Vorkaufsrecht zu, das es ihm ermöglicht, solchen Grundbesitz dem Nationalgut anzugliedern und dem bisherigen Besitzer seine Bewirtschaftung zum allgemeinen Besten entweder des staatlichen oder kommunalen Gemeinguts zu übertragen.

Der bisherige Besitzer des dergestalt vom Staate erworbenen Privatgutes wird dadurch zum Staatspächter — gegen Zahlung eines Pachtzinses, der beschränkt wird durch den Abzug der absoluten Grundrente. Er bleibt Staatspächter so lange, bis er es mit Zustimmung des Staates vorzieht, zu gleichwertigen Bedingungen in die Bewirtschaftung der National- oder Kommunalgüter einzutreten.

Tritt in einem kleinbäuerlichen Grundbesitz ein Besitzwechsel ein, so sollen der Eigentümer, der ihn ursprünglich bebaut, und seine Nachfolger nicht von ihrem Boden getrennt und enteignet werden, sondern der Staat soll die Hypothekenschuld übernehmen, die Zinsen dafür bezahlen, während der kleine bäuerliche Grundeigentümer Besitzer bleibt und frei von jeder Grundsteuer Staatspächter wird.

Der Pachtzins, den dieser Pächter dem Staate zu zahlen hat, soll den Betrag der Differentialgrundrente nicht überschreiten, jener Rente, die allein aus dem Unterschied der Fruchtbarkeit oder der Lage der Grundstücke hervorgeht.

Der kleinbäuerliche Grundbesitzer darf also, indem er Staatspächter geworden ist, sein Land weiter bebauen. Er und seine Erben haben jederzeit das Recht, wenn sie es wünschen, durch einen neuen Kontrakt auf die direkte, persönliche Bewirtschaftung zu verzichten und sie der Staats- und Gemeindedomäne unter Zustimmung des Staates zu überlassen, um besser an den Vorteilen eines intensiven Großbetriebs teilzuhaben und in den Verband der damit betrauten Landarbeiter einzutreten.

§ 7. Die natürlichen Wasserkräfte, ihre Nutzbarmachung für die Landwirtschaft und die Werke für ihre Umwandlung in Elektrizität bilden einen integrierenden Bestandteil des Nationalbesitzes und sind je nach ihrer Lage und Stärke zu ihrer besseren Nutzbarmachung im allgemeinen oder örtlichen Interesse den staatlichen oder kommunalen Gütern zur Benutzung und zum Betrieb zuerteilt.

Dasselbe gilt von den unterirdischen Mineralschätzen: Steinbrüchen, Bergwerken usw.

§ 8. Der Betrieb und die Arbeiten auf dem Staats- und Gemeindegut werden von Arbeitern ausgeführt, die auf der Basis der Gleichberechtigung assoziiert und in den Gewerkschaften der Confédération générale du travail organisiert sind.

In ihren Arbeitsbedingungen sind alle notwendigen Garantien für Gesundheit und Versicherung mit inbegriffen. Zugrunde liegen ihnen im wesentlichen: volle Koalitionsfreiheit, der Achtstundentag, die englische Arbeitswoche, der gewerkschaftliche Lohntarif; und für Arbeiten besonderer Natur, auf die sich diese Bedingungen nicht ohne weiteres anwenden ließen, gleichwertige Bedingungen. Auf alle Fälle und um Überarbeitung zu vermeiden, soll der Lohn nach der Zeit bemessen werden.

§ 9. In jedem wirtschaftlichen — kommunalen, interkommunalen, regionären und nationalen — Bezirk des Staats- und Gemeindeguts wird — unter der Kontrolle entweder des Gemeinderats oder des Parlaments — die Leitung, Verwaltung und Führung der Arbeit und der einzelnen Unternehmungen von einem Bezirksausschuß ausgeübt. Dieser wird zu zwei Dritteln von den Delegierten der vereinigten Arbeitergewerkschaften gebildet, die zum größten Teile aus den Genossenschaftsarbeitern des Wirtschaftsbezirkes gewählt werden, zu einem Drittel von den Technikern und Verwaltungsbeamten, die von den Kontrollversammlungen, Gemeinderäten und dem Parlament gewählt werden.

§ 10. Ein Inspektionsdienst, der den staatlichen und kommunalen Inspektionsdienst ergänzen soll und dessen Mitglieder dieselbe Stellung genießen sollen wie ihre staatlichen und kommunalen Kollegen, soll von einer hinreichenden Anzahl von Delegierten der Confédération générale du travail gebildet werden, um die Arbeits-, Gesundheits- und Sicherheitsverhältnisse der Arbeiter an dem Staats- und Gemeindegut zu überwachen und zu kontrollieren.

Der Gewerkschaftskongreß von Havre.

Von **Ch. Rappoport** (Paris).

Dürfte man den Beteuerungen der Führer der Allgemeinen Arbeitskonfederation (C. G. T.) Vertrauen schenken, so gäbe es auf der weiten Welt keine großartigere, eigenartigere, mächtigere und vor allem revolutionärere Organisation als die französische Gewerkschaftszentrale, die „sich selbst genügt", das heißt sich allein imstande fühlt, aus eigener Kraft die bürgerliche Welt aus den Angeln zu heben.

Wenn wir uns aber der prosaischen Welt der harten Tatsachen zuwenden, wie sie uns auf dem Kongreß zu Havre (16. bis 21. September) wieder

vorgeführt wurden, so haben wir wenig Erfreuliches mitzuteilen. Die C. G. T. hat, um die soziale Revolution vorzubereiten, in der Kasse 800, sage und schreibe achthundert Franken und 1700 Franken Schulden! Wie eine Anklage gegen die Methoden der C. G. T. klangen die schlichten und kurzen Reden Sassenbachs, des Vertreters der deutschen, und Bergmanns, des Delegierten der belgischen Gewerkschaften. Sassenbach erzählte, ohne jemanden wehe tun zu wollen, von den 2½ Millionen Mitgliedern, von 24 Millionen Unterstützung für Streikende usw. Auch der belgische Vertreter führte ähnliches vor. Beide stellten das Zusammengehen mit der sozialdemokratischen Partei und die wohltuenden Folgen der gemeinsamen Aktion fest. Weder Sassenbach noch Bergmann beabsichtigten, den Schulmeister zu spielen. Allein die Tatsachen sprachen Bände und sprachen laut.

Die Worte der ausländischen Gäste können als eine gute Einleitung zu der Taktikdebatte betrachtet werden, die den Kongreß beherrschte. Wie immer, haben es die französischen Marxisten allein gewagt, den Finger in die Wunde zu legen. Viktor Renard, der allgemein geachtete Sekretär der französischen Weber, leitete die Diskussion durch ein sachlich und ruhig gehaltenes Referat ein.

Renard rügte vor allem die Angriffe des offiziellen Organs der C. G. T. „La Voix du Peuple" (Volksstimme) gegen andersdenkende Gewerkschaften des In- und Auslandes. Die syndikalistische Kritik stellte die Wirklichkeit auf den Kopf. An zahlreichen Tatsachen illustrierte Renard seinen leitenden Gedanken, daß die C. G. T. einen lebendigen Widerspruch darstelle. In ruhigem, fast väterlichem Tone wandte sich der erprobte Gewerkschaftskämpfer und überzeugte Sozialdemokrat an die Mitglieder des Kongresses mit ungefähr folgenden Worten:

Wir haben den ausländischen Kameraden keine Lektionen zu geben — ich glaube sogar, wir haben sie bei ihnen zu nehmen. Bei uns gibt es mehr revolutionäre Worte als Taten. Befreien wir uns von diesem Wortrevolutionarismus und blicken wir der Wirklichkeit ins Auge! In der Tat, während Sie überall den Föderalismus wollen, sehen Sie sich durch die gebieterische Notwendigkeit zu den Formen des Zentralismus getrieben. Um leben und sich entwickeln zu können, müssen alle Verbände ihre Verwaltung, ihre finanziellen Einnahmequellen zentralisieren, und die C. G. T. hat durch die Einführung der Konföderationskarte und des einheitlichen Beitrags, durch die fortschreitende Vermehrung ihrer Funktionäre, durch ihre vom Zentrum ausgehende Propaganda desgleichen getan. Nun hören wir, daß die lokalistische, föderalistische Aktion der Arbeitsbörsen nötig ist. Warum? Weil man im Einklang oder wenigstens in scheinbarem Einklang mit der anarchistischen Auffassung bleiben will. Wir aber ziehen die Klarheit, die Offenheit und die Logik vor. Man spreche es doch aus, daß die Zentralisation die einzige Form der Arbeiterorganisation ist, die gegenüber der Konzentration des Kapitals, gegen die Trusts und Aussperrungen möglich ist.

Dies ist im Ausland schon erkannt worden, gehen auch wir entschlossen diesen Weg! Sie wissen sehr gut, daß in Zukunft die Arbeitsbörsen ein Wuchergewächs am Leibe der großen Korporationen werden, wenn sie es nicht schon jetzt sind.

Ihre Aktion war nur gegen die Altersversicherung in ihrer ursprünglichen Form erfolgreich. Aber dazu bedurfte es der Mithilfe aller politischen und sozialistischen Organisationen. Man kann nicht verkennen, daß der eindrucksvollste Protest der eines sozialistischen Abgeordneten auf der Kammertribüne war. (Damit meinte Renard die Intervention Jules Guesdes.) Glauben Sie nicht, daß in der neuen Kampagne in der Frage der Altersversicherung und in der für die „englische Woche"

eine parallele Aktion der sozialistischen Partei in der Kammer und im Lande von höchstem Werte wäre?

Wir wollen keine Verschmelzung der beiden Organisationsformen, keine Unterordnung. Aber wir wollen, daß dieser schädliche Dualismus aufhöre.

Das Manifest[1] spricht vom Kampfe gegen das Unternehmertum und gegen den Staat. Die Autoren übersehen, daß die Organisationen in einem vom Staate gezogenen Rahmen leben. Wenn Sie das Programm des Manifests annehmen, wird der Staat gegen die Gewerkschaften Gewaltmaßregeln anwenden. Die Aufhebung des Staates ist aber ein politisches Ziel. Merken Sie nicht, Sie Antipolitiker, daß Sie hier Politik treiben? Und denken Sie daran, daß immer, wenn der Staat sich mit dem Unternehmertum verbindet, die Arbeiterklasse im Kampfe unterliegt. Erinnern Sie sich an die Streiks der Eisenbahner, der Seeleute, der Postbeamten! Jawohl, kämpfen wir gegen den Staat, aber gegen den Staat als Ausbeuter seiner Angestellten! Das Programm der Aufhebung des Staates würde die Gewerkschaften in eine politische Partei verwandeln und die Repressionsorgane des Staates gegen sie in Aktion bringen. Wir Reformisten aber wollen der politischen Partei den Kampf gegen den Bourgeoisstaat überlassen und der Konföderation die Aktion für bessere wirtschaftliche Bedingungen der Arbeiterklasse anheimgeben.

Sie wollen die „direkte Aktion". Wenn Sie darunter den gewerkschaftlichen Kampf ohne Intervention politischer Persönlichkeiten verstehen, sind wir einverstanden. Aber die Masse der Arbeiter ist noch nicht so weit. Sobald ein Konflikt ausbricht, sehen wir die Arbeiter diese Persönlichkeiten und die öffentlichen Gewalten als Schiedsrichter anrufen. Bei der Schwäche unserer Organisationen ist das nicht anders möglich. Sie wollen den Staat nicht kennen, er aber kennt Sie, und wenn ein Konflikt ausbricht, ist er als dritte Macht dabei. Damit müssen wir rechnen. In der gewalttätigen „direkten Aktion" aber sind wir immer der unterliegende Teil. Und gleich uns armen Reformisten suchen Sie dann eine friedliche Lösung mit Hilfe der Organe des Staates.

Unsere Taktik besagt: „Organisieren wir uns zuerst und suchen wir einerseits durch den Druck auf die Gesetzgebung, andererseits durch die korporative Aktion der Masse gegen die Unternehmer Schutzvorschriften und Verbesserungen zu erlangen. So sichern wir die wahre Neutralität der Gewerkschaften, so bleiben Sie im Einklang mit der Internationale. Geeint vermögen die sozialistische Partei und die Konföderation alles; veruneinigt sind sie ohnmächtig.

Renard, dessen Rede im ganzen ruhig, wenn auch mit gelegentlichen spöttischen Zwischenrufen angehört wurde, legte folgende Resolution vor:

In Erwägung, daß es Sache der konföderierten Gewerkschaften allein ist, sich souverän auf den Kongressen über die entscheidenden Punkte der Taktik und Doktrin auszusprechen,

erklärt der Kongreß, dem in der Presse veröffentlichten Manifest über diese Gegenstände gänzlich fernzustehen, dessen Autoren, obzwar sie als Funktionäre oder sonst den konföderierten Organisationen angehören, kein Mandat zu dieser Veröffentlichung hatten.

Er betont seine Sympathie für die sozialistische Partei, die gleich der Konföderation, wenngleich auf einem anderen Terrain, die Verbesserung der ökonomischen Bedingungen des Proletariats wie die vollständige Umgestaltung der ungerechten bestehenden Gesellschaft anstrebt.

Die C. G. T. rühmt sich ihres sozialrevolutionären Idealismus, und ihre Freunde in der sozialistischen Partei rechnen gerade das als ihr Hauptver-

[1] Kurz vor dem Kongreß veröffentlichten die Führer der C. G. T. ein Manifest gegen die Partei und ihre angeblichen Versuche, die C. G. T. ins Schlepptau zu nehmen.

dienst an. Wie man aus der Resolution sieht, will ihr Verfasser Renard die C. G. T. des sozialistischen Geistes nicht berauben. Er verlangt aber eine streng gewerkschaftliche Aktion. Renard hätte es sicher leichter gehabt, wenn er die sozialistische Partei aus dem Spiel gelassen und sich damit begnügt hätte, die syndikalistische Methode zu kritisieren oder, wie er sich selbst ausdrückte, eine „neue Orientierung", eine „Verfassungsrevision" der C. G. T. anzustreben. Allein er wollte das Problem im vollsten Umfange fassen. Die C. G. T. ist nun einmal zum Tummelplatz anarchistischer, antiparlamentarischer und antisozialistischer Elemente geworden. Die Sozialisten werden als „politische Streber" („Politiciens"), wenn nicht noch schlimmer bezeichnet und verschrien.

Was wurde Renard von der anderen Seite entgegengehalten? Die Ausführungen des Hauptredners der Syndikalisten, Victor Griffuehles', eines ehemaligen Mitglieds der blanquistischen Fraktion der Partei, der gegenwärtig eine führende Rolle in der C. G. T. spielt, beweisen genügend, daß die Arbeiterkonföderation — in der Theorie wenigstens — nichts gelernt und nichts vergessen hat. Renard, führte Griffuehles aus, wolle die Konföderation nach rückwärts entwickeln. Das werde nicht gelingen. Nicht sie solle von den Ausländern lernen, sondern diese sollen sich die C. G. T. zum Muster nehmen, die ihnen voraus sei. Die anderen Gewerkschaften leben in rückständigen Ländern; sie kämpfen, wie zum Beispiel in Belgien, für das allgemeine Wahlrecht, das „den Generalstreik nicht wert ist". „Wir fangen bereits an, uns vor dem allgemeinen Wahlrecht zu ekeln." „Die C. G. T. sei die Gesetzlosigkeit in Permanenz." Diese letzte phrasenhafte Erklärung ist geradezu unerhört und kann die schwersten Folgen haben. Sie drückt den schlimmsten Scharfmachern, die tagtäglich dasselbe behaupten, eine Waffe in die Hand. Sie entwaffnet die Lehrer, die jetzt wegen ihres Anschlusses an die C. G. T. in einem Verzweiflungskampf mit der Regierung stehen. Der kurze Sinn der langen Rede war: es bleibe alles beim alten. Die Gegnerschaft gegenüber der sozialistischen Partei gehört also zum eisernen Bestand der C. G. T.

Griffuehles klagte förmlich die Partei an, die C. G. T. einfangen zu wollen: die einen (die Jaurèisten) wollen es auf geheimen Wegen, die Marxisten ganz offen. Die Rede Griffuehles wurde mit großem Beifall aufgenommen.

Von den verschiedensten Seiten wurde mir versichert, daß die Mehrzahl der Kongreßmitglieder zu gleicher Zeit Mitglieder der sozialistischen Partei sind. Jedenfalls gab es deren eine gute Hälfte. Fast niemand protestierte aber gegen die Angriffe auf die eigene Partei. Bloß ein revolutionärer Sozialist und zugleich Parteigenosse, Clemzynski aus dem Jura, verteidigte halblaut die Partei. Man verzieh ihm diese heldenmütige Leistung, da er zugleich „die Originalität" des französischen Syndikalismus und die untergeordnete Rolle der sozialistischen Partei verfocht. Die übergroße Mehrheit stimmte ihm zu. Noch mehr. Ein Angestellter der Partei ergriff das Wort, um Renard öffentlich zu desavouieren. Das war auch dem gutmütigen Renard zu viel. Er brandmarkte auf der Tribüne diese unschöne Tat eines Sozialisten, der zugleich ein gemäßigter Reformist ist.

Der Kongreß bestätigte die Resolution von Amiens[1] (1906), der er folgenden Zusatz anfügte: „Der Syndikalismus, als die Offensiv-

[1] Siehe „Neue Zeit", XXV, 1, S. 230.

bewegung der Arbeiterklasse, betont durch die einzig autorisierte Stimme seiner Repräsentanten seinen Entschluß, seine Unabhängigkeit und Autonomie zu bewahren. Der Kongreß erklärt, nach wie vor sich Problemen fernzuhalten, die der proletarischen Aktion fremd sind, die seine teuer erworbene Einheit schwächen und das Ideal verringern könnten, dem das in den Gewerkschaften, Arbeitsbörsen und Fachvereinen organisierte, in der C. G. T. repräsentierte Proletariat nachstrebt." Die Resolution von Amiens soll die syndikalistische Verfassung bilden und die sogenannte Neutralität sichern. In der Tat aber ist sie indirekt gegen die sozialistische Partei gerichtet, da sie die sozialistische Partei in denselben Topf wirft mit allen anderen „Parteien und Sekten", was für die Partei der Arbeiterklasse die schlimmste Verurteilung bildet.

Die Reformisten aus der sozialistischen Partei, die, wie gesagt, sehr zahlreich auf dem Kongreß waren, ließen, der Taktik der „Humanité" folgend, Renard im Stich. Sie rechtfertigten diese Haltung damit, daß sie der Partei keine Niederlage zuziehen wollten. Sie zogen es daher vor, sich in der syndikalistischen Mehrheit zu verbergen, in ihr aufzugehen. Die Resolution Renards erhielt bloß die Stimmen der Weber. Mehr als tausend Mandate sprachen sich dagegen aus. Die syndikalistische Taktik hat also den glänzendsten Sieg auf dem Kongreß davongetragen, da sie ihre Gegner gespalten und erniedrigt hat.

Es ist aber ein wahrer Pyrrhussieg. Führer der C. G. T. wie Jouhaux, Yvetôt und andere haben wiederholt von einer Krise des Syndikalismus gesprochen, ohne auf sie näher einzugehen. Diese Krise besteht erstens darin, daß die stärksten Gewerkschaften eine ungewöhnlich große Zahl von Mitgliedern verloren haben. So haben die Bauarbeiter (Bâtiment) laut der Mitteilung ihres Sekretärs Nicolet 27 000 Mitglieder, die Eisenbahner, die zweitgrößte Gewerkschaft, gegen 60 000 bis 70 000, die Weber 7000 bis 8000 Mitglieder verloren. Die Katastrophe der Eisenbahner, die nach dem Streik von 1910 von 80 000 bis 90 000 Mitgliedern bis auf 20 000 gesunken sind, ist direkt der „syndikalistischen" Taktik zuzuschreiben, da der Streik unter den ungünstigsten Verhältnissen von den Anarcho-Syndikalisten nach der üblichen Methode — je schneller, desto besser — heraufbeschworen worden war. Es soll zugegeben werden, daß die C. G. T. von der Leitung dieses Streiks Abstand genommen hat. Sie wollte sich nicht durch einen aussichtslosen Kampf kompromittieren. Es wurden aber dabei die Regeln der syndikalistischen Theorie befolgt, nach der jeder Streik ein wohltuendes Stück revolutionärer Gymnastik ausmacht, unabhängig von seinen Resultaten.

Zweitens haben die wiederholten Niederlagen den inneren Glauben bei einer Anzahl von Syndikalisten tief erschüttert. Man beklagt sich allgemein in den syndikalistischen Reihen über den Mangel an Begeisterung. Da die Begeisterung der ganze Reichtum der Syndikalisten ist, so bedeutet dessen Mangel das Ende vom Liede. Drittens fehlt es der C. G. T. an der Unterstützung der Hervéisten und der „Guerre Sociale", des von Hervé mit großem Geschick geleiteten Organs. Nachdem Hervé während fünf Jahren die sozialistische Partei mit Hilfe der Anarchisten bekämpft und beschimpft hat, erklärt er sich nun für „die Abrüstung des Hasses". Er befürwortet sogar das freundliche Zusammengehen der C. T. G. mit der Partei. Während

die „Humanité“ kein einziges Wort zugunsten Renards und seines heldenmütigen Kampfes für die Partei verlor, veröffentlichte Hervé, an die Erklärungen Sassenbachs und Bergmanns anknüpfend, eine wirkungsvolle Verteidigung desselben. Und das geschieht in den Spalten der „Guerre Sociale“! Die „Guerre Sociale“, die einen Absatz von 50000 bis 60000 Exemplaren — fast ebensoviel wie die „Humanité“ — hat, war für die Taktik der C. G. T. eine kaum entbehrliche Stütze. Jetzt tobt der Kampf zwischen den syndikalistischen Wortführern der C. G. T. und Hervé.

Zusammengefaßt ist als Grund der Krise des Syndikalismus seine fortwährende Schwäche zu betrachten. Allmählich gibt die C. G. T. allerdings in der Praxis ihre Hauptdogmen auf. In den früheren Jahren wurde bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit mit dem Generalstreik gedroht. Er wurde viermal auf dem Papier erklärt, ohne daß man davon etwas zu merken bekam. Von der revolutionären Gymnastik wurde viel geredet und geschrieben.

Allmählich ist es anders geworden. Vom Generalstreik ist nichts zu hören. Statt der Eroberung des Achtstundentags durch die direkte Aktion, wie es im Jahre 1902 in Bourges beschlossen war, wird in Havre als Hauptaktion für die zwei nächsten Jahre die „englische Woche“ — Nachmittagsruhe des Sonnabends — mit Begeisterung in Aussicht genommen. In Bourges waren die Führer der Buchdrucker in Bann getan worden, weil sie den Neunstundentag vor dem Achtstundentag zu erkämpfen suchten. In Havre war ein Führer derselben Gewerkschaft zum Berichterstatter über die „englische Woche“ ernannt, und sein Referat wurde mit Beifall aufgenommen. Er betonte dabei, daß die Kampagne für die englische Woche unabhängig sei vom Kampfe für den Achtstundentag. Früher galten für viele der Antimilitarismus und der Antipatriotismus für die Hauptaufgabe der C. G. T. Jetzt wird „gedämpft“. Der Antimilitarismus wird in der Theorie beibehalten. Er ruft aber keine Begeisterung in der Mehrheit hervor. Die Debatte, die sich über dieses Thema entspann, war höchst bezeichnend. Man überließ es zwar einigen jungen Leuten ohne Ruf und Lebenserfahrung, die alten anarchistischen Phrasen zu wiederholen, die „Enthaltung“ von der Kaserne zu predigen. Die verantwortlichen Führer aber rieten von der Desertion ab, sie erwähnten mit keinem Worte den Militärstreik und warnten vor unnützen Agitationsreden auf dem Kongreß.

Eine der unmittelbaren Ursachen dieser „Dämpfung“ ist das niederträchtige Gesetz Millerand-Berry, das auf dem Wege der Überrumpelung in der Kammer zustande gekommen war. Nach diesem Gesetz wird jeder dienstpflichtige junge Mann, der drei Monate Gefängnis für antimilitaristische Verbrechen erhalten hat, in eines der besonderen Strafbataillone eingereiht. Es ist ein Ausnahmegesetz schlimmster Sorte, das bloß eine ganz verräterische bürgerliche Demokratie annehmen und dulden kann. Die Bekämpfung dieses Gesetzes wurde zu einer der Aufgaben des Kongresses. Man fand aber kein anderes neues Mittel als — die Erlernung der Esperantosprache zu empfehlen, damit die Betroffenen im Ausland Hilfe suchen könnten.

Auch in dem Punkte der Beiträge hat sich die C. G. T. unmerklich gemausert. Fast ohne Debatte wurde ein Antrag angenommen, der den Beitrag der Verbände für die Zentrale von 6 Franken für 1000 Mitglieder auf 10 erhöht. Immer mehr wird sich die C. G. T. gezwungen sehen, die gewerk-

schaftlichen Methoden der „niederen" nichtfranzösischen Rassen anzunehmen. So wurde sie gezwungen, eine ultrarevolutionäre Eisenbahnerorganisation abzuschütteln wegen Absplitterung und Sonderbündelei. Die Zahl der Widersprüche zwischen ihrer alltäglichen gewerkschaftlichen Praxis und der hochtrabenden übermenschlichen syndikalistischen Theorie mehrt sich mit jedem Tage. Die Syndikalisten gruben nach revolutionären Schätzen und sind froh, wenn sie reformistische Regenwürmer finden. Der nächste Kampf wird der Beseitigung dieses Widerspruchs gelten. Eins bleibt unerschüttert: die Gegnerschaft der Führer der C. G. T. der sozialistischen Partei gegenüber. Die Taktik der sozialistischen Partei gegenüber der C. G. T. trägt einen großen Teil der Schuld.

Unerschüttert bleibt auch das Selbstvertrauen der syndikalistischen Führer. Sie haben die meisten ihrer Theoretiker verloren. Georges Sorel, der bedeutendste, ging ins feindliche Lager über und liebäugelt mit der schlimmsten Reaktion. Selbst einer der Mitbegründer der C. G. T., Pouget, scheint schwankend zu sein. Die Jouhaux, die Griffuehles und die Yvetôt fahren aber fort, an die Herrlichkeit des alleinseligmachenden „revolutionären" Syndikalismus zu glauben. Die C. G. T., wie sie sie auffassen, sei der Inbegriff aller Wissenschaft, aller Tugenden, aller menschlichen Vollkommenheit. Was außer ihr ist, sei keinen Pfifferling wert. Die sozialistische Partei bestehe zur Hälfte (sic!) aus Kapitalisten und Arbeitgebern. Die C. G. T. allein vertrete die Arbeiterklasse.

Unverändert bleibt auch der Mangel an ökonomischen und historischen Kenntnissen bei den Führern. Die Debatte über die Teuerung war dafür ein lebendiger Beweis. Man entdeckte mit einemmal die Produktivgenossenschaft als ein wichtiges Heilmittel gegen die Teuerung.

Unter den Mitteln zur Bekämpfung der Teuerung wurden unter anderem die Erziehung der Hausfrauen und Boykott entbehrlicher Gebrauchsartikel empfohlen. Von Abschaffung der Zölle ist keine Rede.

Unerschüttert bleibt endlich das absurde Vertretungssystem — nach Gewerkschaften und nicht „nach Köpfen". Folgende Angaben, die mir die Sekretäre der betreffenden Gewerkschaften mitteilten, werden das Zufällige und Willkürliche dieses Systems genügend illustrieren.

Wenn wir die Vertretung auf dem Kongreß in Havre nach verschiedenen Gewerkschaften zusammenstellen, so erhalten wir folgende höchst lehrreiche Tabelle:

Gewerkschaften	Mitgliederzahl	Mandate
P. T. T. (Post, Telephon, Telegraph) . .	5800	63
Metallarbeiter	27000	165
Bäcker	10000	73
Bauarbeiter	52000	190
Lithographen	1700	14
Gärtner	1000	7
Zusammen	97500	512

Das sind alles, außer den Lithographen, notorisch „revolutionäre" Gewerkschaften.

Andererseits: stellen wie die „reformistischen" Gewerkschaften[1] zusammen, so erhalten wir:

[1] In diesem Zusammenhang bedeutet „reformistisch" etwas anderes als etwa die reformistische Richtung in der sozialistischen Partei. In der französischen Ge-

	Mitglieder	Mandate
Weber	35000	38
Eisenbahner	20000	43
Buchdrucker	12000	38
Bergarbeiter	25000	33
Transportarbeiter	25000	38
Gasarbeiter	12000	15
Angestellte	10000	30
Postbeamte	5000	15
Gesundheitsamt	7000	16
Seeleute	7000	10
Zusammen	158000	276

Also 276 fast ausschließlich „reformistische" Mandate vertreten 158 000 Mitglieder, während fast die doppelte Zahl der „revolutionären" Mandate (512) bloß 97 000 Mitglieder repräsentieren. Zusammen bilden die 788 Mandate ungefähr drei Viertel der Gesamtzahl der Mandate. Der Bericht geht über die Zahl der Mitglieder der kleinen Gewerkschaften mit klugem Schweigen hinweg. Wenn schon bei den großen Gewerkschaften die schreiendste Ungleichheit der Vertretung herrscht, so kann man sich leicht denken, was bei den kleineren Zwerggewerkschaften in dieser Richtung geleistet wird. Das oft zitierte Beispiel der „drei Vereinigten Schornsteinkehrer der Stadt Mans", die die Tausende Stimmen der Weber aufwogen, steht kaum vereinzelt da. Der Kongreß in Havre hat dieses schöne Vertretungssystem ohne Debatte beibehalten. Der Anarchismus will keine Gesetze der Mehrheit, findet es aber gut, daß eine kleine Minderheit willkürlich über die große Mehrheit schalte und walte. Es ist eine Art gewerkschaftlichen Preußens mit dem elendesten aller Vertretungssysteme. Die Weber wollten durch Verweigerung der Beiträge die Minderheit zur Gerechtigkeit zwingen, mußten sich aber dem Willen der übergroßen Mehrheit der Kongreßteilnehmer einstweilen fügen. Die Reformisten der Partei, die gegenwärtig ihre ganze parlamentarische Tätigkeit auf die Proportionalität der Wahlen konzentrieren, sagen kein Wort über den gewerkschaftlichen Proporz, um die verbündeten Syndikalisten nicht zu ärgern.

Unwillkürlich drängt sich dem Leser die Frage auf: Wie ist die Lebensfähigkeit der C. G. T. zu erklären? Die C. G. T. hat sich als lebensfähig erwiesen nicht dank, sondern trotz ihrer Methode. Sie ist lebensfähig und unzerstörbar, weil sie der einzige gewerkschaftliche Organismus Frankreichs ist. Sie wußte ihre Unabhängigkeit gegenüber der Regierung und den bürgerlichen Parteien zu bewahren. Alle Korruptionsversuche der Millerands, und der Briands mußten an ihrem gesunden Klasseninstinkt elend scheitern. Darin liegt die historische Berechtigung und das Verdienst der C. G. T. Die Arbeitermassen bringen ihr Vertrauen entgegen, weil sie wissen, daß sie auch auf ihren Irrwegen es ehrlich und ernst meint.

Auch der revolutionäre Idealismus kam ihr zugute. Die zahlreichen Enttäuschten suchten und fanden in ihr Zuflucht. Jede jahrhundertelang unterdrückte und versklavte Klasse läuft die Gefahr der Kleinmütigkeit,

werkschaftsbewegung gilt jeder als „reformistisch", der nicht Anhänger des „revolutionären Syndikalismus" der Jouhaux usw. ist. Es werden daher zum Beispiel die guesdistischen Gewerkschafter hier ebenfalls zu den „Reformisten" gerechnet.
(Anm. der Red.)

während die herrschenden Klassen ihren Willen zur Macht frei entwickeln können. In Frankreich existiert diese Gefahr nicht. Die Elite des Proletariats kennt aus Erfahrung und aus der Geschichte den kräftigenden und aufmunternden Rausch des Sieges. Sie unterschätzt nie ihre Kraft. Die Taktik der Offensive hält sie für die beste Taktik. Die C. G. T. stützt sich also auf das nationale Temperament und die historische Tradition. Die parlamentarische und demokratische Korruption, das systematische Renegatentum liefern ihr ein reiches Arsenal der besten Waffen.

Aber alle diese Vorzüge beseitigen nicht das Gesetz der gewerkschaftlichen Aktion, die sich naturgemäß auf den Boden der Gegenwartsarbeit konzentriert. Eine politische und revolutionäre Gewerkschaft im anarchistischen Sinne ist eine Sache der Unmöglichkeit. Daher die syndikalistische Krise. Daher die unzähligen inneren Widersprüche und die Sprunghaftigkeit der C. G. T. Auf dem Kongreß war sie gezwungen, sich, wie schon oben erwähnt, von den revolutionären Eisenbahnern zu trennen, weil die letzteren sich an der gewerkschaftlichen Einigkeit schwer versündigt haben. Die C. G. T. kann ohne Politik, ohne die sozialistische Partei tatsächlich nicht existieren. Bei jedem großen gewerkschaftlichen Kampfe muß die Partei im Parlament eingreifen. Sie wird dazu von den Interessenten aufgefordert. Der Antiparlamentarismus bleibt Phrase. Je weiter die C. G. T. sich entwickelt, je stärker sie wird, desto sicherer ist ihre Lossagung von der anarchistischen Phrase, die ein Element der Schwäche ist. Die antiparlamentarische Phrase verlangsamt ungemein die Entwicklung der Gewerkschaft zur Macht und zum gesunden Menschenverstand, sie kann diese Entwicklung aber auf die Dauer nicht verhindern.

Die transiranische Eisenbahn und die englisch-russischen Beziehungen.

Von **Michael Pawlowitsch.**

1. Die Vorherrschaft Rußlands auf dem persischen Markte.

Die Frage einer Persien durchquerenden Eisenbahn[1] beschäftigt die öffentliche Meinung in England und Rußland. Welches Ziel verfolgt die russische Regierung mit dem Bau einer Eisenbahnlinie quer durch Persien, die Rußland der Grenze Indiens näher bringen würde? Die gesamte unabhängige Presse Rußlands hat übereinstimmend nachgewiesen, daß die Herstellung dieses Verkehrswegs einen verhängnisvollen Schlag gegen die kommerziellen Interessen Rußlands in Zentralasien überhaupt und ganz besonders in Persien bedeuten würde. Nach den von der persischen Zollverwaltung über den Handelsverkehr im Jahre 1910/11 herausgegebenen statistischen Daten betrug der Gesamtwert der in Persien aus- und eingeführten Waren 859 934 534 Krans.[2]

[1] Die projektierte transiranische Eisenbahn soll ihren Ausgangspunkt in Baku am Kaspischen Meere haben. Von da soll sie über Resht nach Teheran führen, von wo eine Abzweigung nach Bagdad geplant ist, weiter über Ispahan und Kerman nach Bender Abbas am Persischen Golf, von hier endlich längs der Küste über Charbar nach Karachi, dem großen indischen Baumwollhafen an der Mündung des Indus.

[2] Ein persischer Kran ungefähr gleich 50 Pfennig.

Die folgende vergleichende Tabelle des Handelsverkehrs Persiens mit den wichtigsten Ein- und Ausfuhrländern führt diese in der Reihenfolge nach ihrer Bedeutung im Jahre 1910/1911 geordnet an:

Land	Einfuhr Krans	Ausfuhr Krans
Rußland	219559206	262226136
Britisches Reich	189665159	37412841
Türkei	15258388	40002678
Frankreich	13637802	13101022
Deutschland	13977445	2088500
Österreich-Ungarn	10847818	48924
Belgien	8136773	436411
Afghanistan	4125598	2411279
Italien	2781859	3974953
Maskat (Ostarabien)	153814	213889
China	403375	2337000
Vereinigte Staaten von Nordamerika	292138	5040194
Andere Länder	5858256	6135076
Summa	484507631	375426903

Von den 860 Millionen Krans, welche die Gesamtsumme des persischen Handelsverkehrs bilden, entfallen demnach auf Rußland allein 582 Millionen, also mehr als die Hälfte. Rußland stellt die Hälfte der nach Persien eingeführten Waren, während Persien nahezu 70 Prozent seiner Ausfuhrprodukte an Rußland abgibt. Daraus erhellt klar, daß Rußland die ökonomische Existenz Persiens beherrscht. Aber diese Situation wird unbedingt mit der Eröffnung einer transiranischen Bahn eine durchgreifende Änderung zuungunsten Rußlands erfahren. Denn welche Erzeugnisse liefert Rußland an Persien? Seine wichtigsten Exportwaren sind Baumwollstoffe, Zucker, Tee, Petroleum. Die Ausfuhr speziell an Zucker und Baumwollstoffen hat eine ebenso rasche als außerordentliche Ausdehnung erfahren, wie aus folgender Tabelle ersichtlich ist:

Jahr	Ausfuhr von Zucker nach Persien in Rubel	Ausfuhr von Baumwollstoffen nach Persien in Rubel
1908 bis 1909	11445880	6676000
1909 " 1910	13156060	8401902
1910 " 1911	18750639	9962800

Im Zuckerimport Persiens nimmt Rußland die erste Stelle ein, indem es nach und nach alle anderen Konkurrenten verdrängt: Indien, Österreich, Frankreich. Während es früher nur 60 Prozent des in Persien verbrauchten Zuckers lieferte, führte es im Jahre 1910/11 84 Prozent desselben ein und wird voraussichtlich binnen kurzem den Absatz dieses Artikels ganz an sich reißen. Dazu kommt, daß auch sein Export nach Persien an Tee, Naphtha und Petroleum in ähnlicher Weise steigt.

2. Warum widersetzt sich die russische Bourgeoisie dem Bau einer Eisenbahnverbindung zwischen Europa und Indien?

Die industrielle Vorherrschaft Rußlands auf dem persischen Markte steht außer Zweifel, sie nimmt dabei fortwährend zusehends zu und droht den Einfluß der schwächeren Mitbewerber endgültig zu verdrängen. Worauf

aber beruht diese Vorherrschaft? In der Beantwortung dieser Frage liegt die Erklärung, warum die Industrie- und Geschäftswelt, die liberale und oppositionelle Presse Rußlands einmütig das Projekt einer Persien durchquerenden Eisenbahnlinie verurteilen. Tatsächlich hat diese Vorherrschaft das Verbot der Durchfuhr der für Persien bestimmten Waren durch den Kaukasus zur Voraussetzung. Dieses Durchfuhrverbot wurde im Jahre 1883 erlassen. Von jenem Zeitpunkt an bis 1903, also durch zwanzig Jahre, konnte keinerlei ausländische Ware durch Rußland nach Persien gelangen. Seit 1903, das ist seit dem Eintritt Persiens in den internationalen Postverein, können für Persien bestimmte ausländische Waren als Postsendung von 5 Kilo Rußland passieren. Auf diese Weise sind im Jahre 1910/11 271 000 Postsendungen nach Persien gelangt, wodurch sozusagen das Verbot der Durchfuhr durch den Kaukasus umgangen wurde. Dennoch hat die russische Industrie, solange dieses Transitverbot bestehen bleibt, im Wettbewerb mit den Industrien anderer Länder einen ungeheuren Vorsprung, da diese ihre Erzeugnisse nur auf weitem Umweg, durch Kleinasien oder durch den Persischen Golf, einführen können. Aber niemanden in Rußland ist es unbekannt, daß dieses Verbot unbedingt fallen muß, sobald die Bahnverbindung von Europa nach Indien — mit Hilfe des internationalen, vornehmlich englisch-französischen Kapitals — hergestellt sein wird. Denn welchen Wert hätte eine Eisenbahn durch Persien nach Indien, wenn sie nicht Europa in den Stand setzte, seine Erzeugnisse nach Indien und Persien zu verfrachten? Angesichts der Rückständigkeit der russischen Industrie müßte dies jedoch dem russischen Handel nach Persien den Todesstoß geben und es würde, wie es die Moskauer Fabrikanten fürchten, der persische Markt sofort von ausländischen Waren überschwemmt werden. Insbesondere den Deutschen stünden zwei Transportwege zur Verfügung: die Linie Bagdad-Kanikin-Teheran und die russischen Eisenbahnen. Und diese Angst vor der Katastrophe, die der Ausbau einer indisch-europäischen Bahnlinie für den russischen Handel in Persien im Gefolge haben müßte, ist es, was die russische Bourgeoisie veranlaßt, sich dem Projekt so energisch zu widersetzen. Sobald nach der Potsdamer Kaiserbegegnung vom Oktober 1910 die Frage einer transiranischen Bahnlinie in den offiziösen Blättern aufgeworfen worden war, beschloß die Moskauer Bourgeoisie, ihrer Ansicht Ausdruck zu geben.

Am 10. November 1910 fand im Hause eines der angesehensten Moskauer Kaufleute, des Herrn P. R. Riabuschinsky, eine Konferenz statt, an der der Präsident des Moskauer Börsenausschusses A. Krestownikoff und mehr als sechzig Vertreter der Großindustrie des Moskauer Industriebezirkes teilnahmen. Nachdem Herr O. B. Klemm im Auftrag des Auswärtigen Amtes das Projekt eines transiranischen Bahnbaues in seinem Referat verteidigt hatte, sprach sich die Versammlung einstimmig gegen die Ausführung des Planes aus, da dieser den ökonomischen Interessen Rußlands in Persien direkt zuwiderlaufe. Zugleich machte die Versammlung geltend, daß das Projekt wohl durch die Großartigkeit der Vorstellung einer Weltverkehrsader von London nach Bombay Begeisterung erregen könne, vom geschäftlichen Standpunkt aber einer ernsten Prüfung nicht Stich halten und nur zu ungeheuren Verlusten führen könne. Dieser von den Vertretern der Moskauer Industrie

eingenommene Standpunkt wurde im November 1910 auch von der gesamten liberalen und oppositionellen Presse Rußlands geteilt. Nur die reaktionären Blätter machen weiter für den Gedanken einer transiranischen Eisenbahn Propaganda. Die anderen Blätter, der „Rjetsch", der „Ruskoje Slowo", die „Kiewskaja Misl", der „Utro Rossie", die „Odesskia Nowosti" — mit einem Wort alle unabhängigen Organe der Hauptstadt sowohl als der Provinzen haben in ganzen Reihen von Artikeln dargelegt, daß der Bahnbau gegen 400 Millionen Rubel kosten, eine schwere Last für das Volk bedeuten und, gleich der mandschurischen Eisenbahn, zu neuen Abenteuern verlocken und ein ungeheures Defizit hervorrufen müsse, da niemals und unter keinen Umständen der Verkehr an Reisenden und Waren ausreichend sein würde, um ein Reinerträgnis zu ermöglichen. In welcher Absicht betreibt also die russische Regierung mit Hintansetzung der Interessen der russischen Industrie die Verwirklichung eines Projekts, das von ökonomischem Standpunkt nur den Nebenbuhlern Rußlands auf dem persischen Markte zugute kommen kann und vom finanziellen Standpunkt als eine schwere Belastung des Budgets erscheint; denn es ist doch klar, daß Rußland, um fremdes Kapital heranzuziehen, genötigt sein wird, für eine gewisse Verzinsung zu garantieren?

Die Beantwortung dieser Frage ist einfach.

3. Neuen Abenteuern entgegen.

Indem die russische Regierung sich so für die Verwirklichung dieses ihr so am Herzen liegenden Projekts einsetzt, verfolgt sie keinen direkt ökonomischen Vorteil, wie er etwa durch Schutz der russischen Industrie in Persien erreicht werden könnte. Ihre Absichten gehen höher hinaus und sind auf ein strategisches Ziel gerichtet. Der Bestand einer Persien durchquerenden Eisenbahn würde die Chancen eines russischen Vorstoßes gegen ganz Zentralasien und Indien ungemein günstig verändern. Es ist wohlbekannt, daß die indoenglische Armee numerisch sehr schwach ist. Sie besteht im ganzen aus 41 Brigaden (236 000 Mann), deren größere Hälfte (21 Brigaden) längs der Nordgrenze aufgestellt ist. Gegenwärtig, das heißt solange die Bahn durch Persien noch nicht gebaut ist, genügt diese Armee zur Verteidigung dieser Grenzen, denn die im Norden Indien begrenzenden Wüsten und unzugänglichen Gebirge gewähren dem Eroberer nur zwei Einfallstore: den Kaiberpaß auf der Straße von Kabul nach Peshawar und den Bolanpaß auf der Straße von Kandahar. Daher sind auch die Hauptkräfte der englischen Truppen in der Nähe dieser beiden Pässe konzentriert, nämlich zwei Divisionen in Quetta, drei in Peshawar, vier in Rawal-Pindi. Unweit dieser Punkte befinden sich die unabhängigen Brigaden von Kohat, Derajet, Bonnu und vier weitere Divisionen, die in Lahore dislozíert sind. Die Verlegung des Sitzes der Regierung von Kalkutta nach Delhi — die am 12. Dezember 1911 während der Durbarfeste proklamiert wurde — verstärkt noch die defensive Bedeutung dieser Stellungen. Delhi liegt nicht, wie Kalkutta, abseits von den militärischen Stützpunkten der englisch-indischen Armee, sondern bildet vielmehr den Kreuzungspunkt der strategisch wichtigen Straßen, mitten zwischen den beiden Armeezentren, dem Hauptlager der Nordarmee in Rawal-Pindi und dem der Südarmee in Puna. Von Delhi aus kann die indisch-englische Zentralregierung bis zum letzten

Augenblick die Verteidigung der Nordgrenze leiten. Außerdem bietet die Verlegung ihres Sitzes von Kalkutta nach Delhi der indischen Regierung die Möglichkeit, ihre Beziehungen mit jenen eingeborenen Stämmen zu festigen, die ihr ihre besten Soldaten liefern, so den Pathanen des Pendschab, den Sikhs von Lahore, den Gurkas von Nepal und, südlicher, den Radschputen und den Mahratten — mit einem Wort: den kriegerischen und England ergebenen Stämmen, die im Augenblick der Gefahr zu Tausenden und aber Tausenden zum Schutze der englischen Herrschaft herbeieilen würden. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß derzeit die Nordgrenze Indiens besser geschützt ist, als sie es jemals gewesen. Aber dieser Schutz wird hinfällig, sobald die Bahn durch Persien fertiggestellt ist. Sind doch heute bereits die Truppen, die in den der indischen Grenze zunächst liegenden russischen Distrikten lagern, numerisch stärker als die ganze Nordarmee Indiens und der gesamten Besatzung dieses Landes nahezu gleich. Während Rußland noch bis zum Jahre 1909 im Militärbezirk des Kaukasus nicht mehr als zwei Armeekorps stehen hatte (Alexandropol und Tiflis), hat es heute dort ihrer drei. Im Norden des Militärbezirkes von Turkestan allein hat es um 40 Infanteriebataillone mehr als im Jahre 1908 und im Süden um deren 30 mehr als zu jener Zeit. Wohl unterhält Rußland im Militärbezirk von Turkestan nur zwei Armeekorps wie im Jahre 1908, jedoch umfassen diese 44 Bataillone gegenüber 33 von damals. Die Gesamtzahl der in den beiden Militärbezirken des Kaukasus und Turkestans dislozierten Truppen beträgt ungefähr (einschließlich der fünf bereits aufgezählten Armeekorps und der unabhängigen Brigaden der Sappeure, der Tirailleure, der Kosakeneskadronen und der Eisenbahnregimenter) 150 000 Mann. Sobald eine Eisenbahn nach Karachi führt, stellt bereits diese Armee von 150 000 Mann für sich allein einen gefährlichen Gegner der indischen Armee dar. Der ganze von Kitchener auf die Verteidigung der Pässe von Kaiber und Bolan begründete Plan wird illusorisch; es wird notwendig, bei Hyderabad neue Festungswerke zu errichten, eine Vermehrung der Armeekorps und damit eine bedeutende Erweiterung des indischen Militärbudgets wird unvermeidlich. Halten wir uns noch vor Augen, daß Rußland trotz aller Schwerfälligkeit seiner Mobilisierung und bei Benutzung von nur zwei Eisenbahnlinien imstande war, in der Mandschurei nahezu eine Million Truppen zu konzentrieren, so können wir uns einen Begriff davon bilden, welche Gefahr die Anfügung des russischen Bahnnetzes an das indische für die kleine indisch-englische Armee birgt. Demnach ist es nicht schwer, herauszufinden, welch ein furchtbares Pressionsmittel Rußland durch die Ausführung dieses Projekts gegen England in die Hände bekommt, da die „Nowoje Wremja" zu einer Zeit, wo dasselbe noch weit im Felde lag, bereits zu schreiben wagte:

Die englisch-indischen Truppen werden Rußland nicht verhindern, den Norden Persiens zu besetzen und zur russischen Provinz zu machen. Alles Ansehen, alle Macht, der ganz beträchtliche Einfluß, über den England in Asien verfügt, könnten das Schicksal Persiens nicht um einen Tag verzögern, sobald Rußland es für nützlich halten würde, sich mit demselben auseinanderzusetzen. England ist eine die Meere beherrschende Weltmacht, aber es wird unfähig sein, die Besetzung Teherans durch zwei Tirailleurbataillone zu verhindern, wenn Rußland einmal diese Maßregel beschlossen hat („Nowoje Wremja", 25. November 1911).

Spricht die „Nowoje Wremja" in diesem Tone, solange der Bau der persischen Eisenbahn ein bloßes Projekt ist, so kann man sich vorstellen, welche Sprache die offiziellen und offiziösen Blätter führen werden, sobald es der russischen Armee tatsächlich möglich sein wird, nicht nur nach Teheran, sondern auch nach Quetta, Nushki und Karachi vorzudringen. Vielleicht wird Rußland es gar nicht nötig haben, gegen England einen Krieg zu führen, sondern England wird sich bemüßigt sehen, mit ihm einen Allianzvertrag zu schließen, wie Italien es mit Österreich getan hat, was, nebenbei bemerkt, die Beziehungen dieser beiden Staaten durchaus nicht verbessert hat. Mit dieser furchtbaren Waffe versehen, kann Rußland einen genügend starken Druck auf England ausüben, um dieses zum Aufgeben seines bisherigen Standpunktes bezüglich des Rechtes der russischen Kriegsschiffe zum Verlassen des Schwarzen Meeres zu zwingen. So werden dem russischen Imperialismus zur Erreichung seiner Zwecke die beiden Wege nach Indien offen stehen: die Eisenbahnlinie und das Meer. Und dann wird es der Königin des Weltmeeres seinen Willen aufzwingen.

Die Politik kennt keine Sentimentalität. Noch gestern war Japan der Todfeind Rußlands, und doch ist dieses heute bereit, mit dem verhaßten Gegner ein Bündnis zu schließen; und ebenso ist es bereit, sein Verhalten gegenüber dem englischen Freund zu verändern, sobald dieser sich anschickt, ihm seine Pläne in Zentralasien und im Orient zu durchkreuzen. Schon jetzt sprechen unsere Imperialisten es offen aus, daß das befreundete England das Hindernis bildet, auf welches Rußland überall bei seinem Bestreben nach weiterer Ausbreitung stoßen muß.

„Ist es nicht die englische Vorherrschaft," ruft die „Nowoje Wremja" vom 21. Juni 1912 voll Entrüstung aus, „was uns gezwungen hat, uns im ganzen Orient zwischen steinerne Grenzwälle einzuschließen: im nahen sowohl als im mittleren und fernen Osten? Und ist es nicht ebenso diese Vorherrschaft, die auch in Zukunft unsere Entwicklung auf beiden Hemisphären beeinträchtigt?"

Auf diese beunruhigende Frage haben die Imperialisten nur eine Antwort: Unbedingt wird die maritime Vorherrschaft Englands die natürliche Entwicklung Rußlands im Sinne seiner Ausbreitung über beide Hemisphären hemmen, solange dieses nicht über Mittel verfügen wird, England zu zwingen, daß es aus Angst vor dem Verlust Indiens sich zum Handlanger seines mächtigen Verbündeten hergebe. Dieses Mittel kann nur die Eisenbahn durch Persien bieten; denn ist einmal diese gewaltige Heerstraße hergestellt, so wird die bloße Vorstellung eines Konflikts mit Rußland trotz der Unbesiegbarkeit seiner Flotte ganz England in Schrecken versetzen.

Die ungeheure Bedeutung, welche der Eisenbahn durch Persien vom strategischen Standpunkt zukommt, liegt für jeden russischen „Patrioten" klar am Tage. Hier liegt der Grund, warum unsere offiziöse Presse sich weigert, die bedeutenden Verluste in Rechnung zu ziehen, welche die Durchführung des Projekts aller Wahrscheinlichkeit nach verursachen wird, oder ihre Nützlichkeit vom Standpunkt der russischen Industrie und des Handels, insbesondere von dem der Textilwaren- und Zuckerfabrikation, zu prüfen. Das ist auch der Grund, warum der Ingenieur B. A. Rittich in seinem im Jahre 1901 erschienenen Buche „Die Eisenbahnlinie durch Persien" mit solchem Nachdruck auf die strategische Bedeutung der Bahn hinweist und zeigt, daß der Bau einer Eisenbahn durch Persien bis Bender-Abaß oder

bis zu einem beliebigen anderen Punkte des Persischen Golfes ganz Persien der Herrschaft der russischen Regierung ausliefert und die Frage der Teilung Persiens in eine nördliche Zone, welche Rußland, und eine südliche, welche England anheimfallen solle, von vornherein ausschließt. „Hier darf es keine Teilung geben, Persien muß uns allein gehören" (P. A. Rittich, S. 49).

Ist einmal Persien von einer Eisenbahn durchquert und sind die russischen Truppen von Teheran nur mehr durch einige Wegstunden entfernt, so wird die Teilung Persiens in eine englische und eine russische Einflußsphäre vielleicht noch durch einige Zeit als bloße Formsache bestehen bleiben, aber dennoch wird mit dem Ausbau des ersten Werst der Bahnlinie ein enormer Schritt zur Verwirklichung jenes Planes getan sein, den P. A. Rittich kurz und bündig in dem bereits oben zitierten Satze zusammengefaßt hat: „Hier darf es keine Teilung geben, Persien muß uns allein gehören." Die Zeit der Abenteuerpolitik ist für Rußland nicht abgeschlossen, sie hebt im Gegenteil aufs neue an mit noch nie dagewesener Wucht.

Literarische Rundschau.

Gerhard Hildebrand, **Sozialistische Auslandspolitik.** Betrachtungen über die weltpolitische Lage anläßlich des Marokkostreites. Jena 1911, Eugen Diederich. 63 Seiten.

Dies Schriftchen ist schon ein Jahr alt. Es enthielt keinen Gedanken, der es besonders beachtenswert gemacht hätte. Aber da jetzt die Stellung Hildebrands wegen seines Ausschlusses diskutiert wird, mag es erwähnt werden, obwohl seine Ausführungen unter den Ausschließungsgründen nicht figurierten, die sich bloß auf das ältere Werk Hildebrands stützten. Es zeigt deutlich, welches die praktischen Konsequenzen der angeblich rein akademischen Forschungen Hildebrands sind.

Er geht von der Anschauung aus, der Besitz von Kolonien stelle für ein hochindustrielles Land eine Lebensbedingung dar, und Deutschland und Italien hätten augenblicklich in erster Linie das dringendste Bedürfnis, ihren Kolonialbesitz zu mehren.

Das könnte natürlich nur auf Kosten einer anderen Macht geschehen, und die hat auch Hildebrand ohne weiteres gefunden: es ist die portugiesische Republik, die Haare zu lassen hat. Ihr Kolonialbesitz sollte unter Deutschland und Italien geteilt werden.

Das wird sich freilich nicht so einfach machen lassen, meint Hildebrand selbst, denn England und Frankreich sind Deutschlands geschworene Feinde in der Kolonialpolitik. Sie legen seiner kolonialen Ausdehnung jedes mögliche Hindernis in den Weg. Was folgt daraus?

„Wir sind mehr und mehr gezwungen, uns damit abzufinden, daß jeder Versuch, uns koloniale Domänen zu sichern, wie sie angesichts der weltwirtschaftlichen Entwicklungstendenzen für eine dauernd gesunde Fortentwicklung unumgänglich notwendig sind — daß jeder derartige Versuch auf der Seite Englands und Frankreichs den allerhartnäckigsten Widerstand auslöst" (S. 55).

Diesen Widerstand zu brechen, muß sich also die „sozialistische" Auslandspolitik Deutschlands zum Ziele setzen.

Dazu gehören Verbündete. Den richtigen Helfer bei seiner „sozialistischen" Auslandspolitik sieht Gerhard Hildebrand im russischen Zaren. Er hat nichts dagegen, daß die deutsche Diplomatie, um England zu schwächen, die persische Freiheit den russischen Henkern überliefert.

Die Ausbeutung der Schwäche freiheitlicher Staaten — Portugals und Persiens — und das Kriechen vor der anscheinend starken Autokratie sind angenehme Kennzeichen der sozialistischen Auslandspolitik unseres Märtyrers der Meinungsfreiheit. Die in Persien und Rußland wirklich gefährdete Meinungsfreiheit läßt ihn sehr kalt.

Aber ob mit oder ohne Verbündete, Deutschland muß gerüstet sein, um Englands und Frankreichs Widerstand gegen eine Beraubung Portugals gewaltsam zu brechen.

Natürlich würde Hildebrand ein friedliches Abkommen mit England und Frankreich, das den deutschen Kolonialbesitz ausreichend mehrt, vorziehen — das wird auch der ärgste Kolonialfanatiker tun. Aber er ist entschieden gegen den Frieden um jeden Preis. Kann Deutschland eine Erweiterung seines Kolonialbesitzes ohne Krieg nicht haben, dann scheut Hildebrand vor dem Krieg nicht zurück:

„Wir sind für den Frieden, aber nur für den Frieden auf Grundlage der Gleichberechtigung (das heißt, daß Deutschland an kolonialem Besitz hinter Frankreich und England nicht zurücksteht). Wir sind es der Zukunft unseres Volkes, der Zukunft unserer Kinder schuldig, daß wir die koloniale Sicherung der benachteiligten Volkswirtschaften (nämlich der deutschen und italienischen) erstreben und durchsetzen, mögen die Hindernisse so groß sein, wie sie wollen, mögen sie kommen, von wem sie wollen" (S. 63).

Entschiedener kann man zum Kriege gegen England und Frankreich nicht hetzen! Die Alldeutschen tun es auch nicht anders.

So nimmt es auch nicht wunder, wenn Hildebrand von den Friedensdemonstrationen unserer Partei nichts wissen will. Er kann nicht absolut jede Friedenspropaganda ablehnen, das tun auch die bürgerlichen Imperialisten vielfach nicht. Aber er lehnt jede wirksame Form der Friedenspropaganda ab, will nur eine solche unterstützen, hinter der die Kriegsdrohung lauert:

„Man kann diese Dinge (die Gegensätze zwischen den Kolonialstaaten) nicht beseitigen, wenn man sich darauf beschränkt, von Fall zu Fall zu operieren, oder wenn man gar die ungeheuer wertvolle und notwendige Friedenspropaganda ohne Rücksicht auf die tatsächliche Situation durch bloßen Protest gegen die Kriegshetze und bloße deklamatorische Proklamierung eines abstrakten Friedenswillens wirksam zu gestalten sucht. Das eine tun die europäischen Diplomaten, das andere tun die europäischen Arbeiter unter dem Einfluß unverständiger scheinradikaler Führung" (S. 61).

In diesem Lichte stellt also Herr Hildebrand die gewaltigen Friedenskundgebungen des westeuropäischen Proletariats vom Herbst des vorigen Jahres hin. So von oben herab wagt dieser politisch Obdachlose die machtvollen Kundgebungen entschlossensten Friedenswillens als „unverständige" Spielereien „scheinradikaler Führer" zu belächeln. Mit verständnislosem Hohne steht er einer welthistorischen Aktion jener Partei gegenüber, der er zumutet, sie müsse ihn als Genossen anerkennen.

Das schrieb er gerade zu der Zeit, als die Massendemonstrationen zur Erhaltung des Weltfriedens vor sich gingen, mit der Absicht, diese Aktionen zu durchkreuzen, und mit dem Bewußtsein, damit der Gesamtheit der Partei den Fehdehandschuh hinzuwerfen.

Sein Vorwort, das vom 22. September datiert ist, beginnt mit dem Bedauern, daß die Schrift um drei Wochen später erscheine, als geplant war. Sie hätte also gerade mit unseren Friedensdemonstrationen zusammenfallen sollen. Und Hildebrand betont dann ausdrücklich:

„Was sie (die Schrift) zum Schlusse als aktuelle Aufgabe der deutschen Sozialdemokratie bezeichnet, ist in Jena von der obersten, Richtung weisenden Instanz der Partei einmütig abgelehnt worden."

Es war nur konsequent, wenn die oberste Instanz der Partei in Chemnitz fast ebenso einmütig das weitere Verbleiben Hildebrands in unseren Reihen ablehnte.

Man muß sich nur wundern, daß er nicht freiwillig ging. Denn was hätte bei solchen Gesinnungen sein Verbleiben in unserer Mitte noch bewirken können? Nichts als ununterbrochene Störung unserer Arbeit, und zwar unserer wichtigsten praktischen Arbeit, der Friedensarbeit. Das kann unmöglich die Aufgabe sein, die sich ein Parteigenosse setzt. K. K.

Les Tendances Syndicales (Die gewerkschaftlichen Richtungen). **Le Syndicalisme Français** von L. Jouhaux. **Le Syndicalisme Allemand** von Johann Sassenbach. Brüssel, L. Urdal & Co. 46 Seiten. Preis 10 Centimes.

Die belgische Arbeiterbildungszentrale veranstaltete im Dezember 1911 eine Reihe von Vorträgen, in denen berufene Vertreter der verschiedenen Richtungen in der gewerkschaftlichen und politischen Arbeiterbewegung ihre Anschauungen darlegten und vertraten. Zwei dieser Vorträge, die sich auf die Gewerkschaftsbewegung beziehen, sind nun im Druck erschienen, um der Massenverbreitung zugeführt zu werden.

Zuerst vertritt L. Jouhaux, der Sekretär der französischen Gewerkschaftszentrale der „Konföderation der Arbeit" (C. G. T.), den syndikalistischen Standpunkt. Diesem stellt Sassenbach die Auffassungsweise und Praxis der deutschen Gewerkschaften gegenüber, und gerade erst diese Gegenüberstellung läßt das Wesen und die Unterschiede und Gegensätze der beiden gewerkschaftlichen Richtungen klar hervortreten. Die Ausführungen Jouhaux' lassen allerdings ein Verständnis dafür, daß die syndikalistische Auffassungsweise nicht die einzig mögliche ist, einigermaßen vermissen. Ein Teil seiner Darlegungen ist nicht der Schilderung der Theorie und Praxis des Syndikalismus gewidmet, sondern den Aufgaben und Zielen der Gewerkschaftsbewegung überhaupt. Da er sich zugleich auch mit verschiedenen „ethischen" Einwänden gegen die gewerkschaftlichen Kampfmittel auseinandersetzt, erfährt der Leser aus seinen Ausführungen nicht allzuviel über das Wesen und die Unterscheidungsmerkmale des Syndikalismus.

Die Ausführungen Sassenbachs aber füllen diese Lücke vorzüglich aus. Ohne ausdrücklich gegen den Syndikalismus zu polemisieren, stellt er diesem doch sehr wirkungsvoll die Überlegenheit der deutschen Kampfesmethoden gegenüber und zeigt, wie die Anschauungen, welche die Syndikalisten als ihre neuen revolutionären Prinzipien feiern, in der Tat nichts anderes sind als Ausdrücke eines wirtschaftlichen und gewerkschaftlichen Zustandes, den Deutschland schon seit Jahrzehnten hinter sich hat. Eben die ruhige Sachlichkeit dieser Darstellung dürfte den belgischen und wohl auch den französischen Arbeitern, für die in erster Linie die Vorträge und ihr Abdruck bestimmt sind, ein klares Bild von dem Wesen der beiden Gewerkschaftsmethoden des Kampfes und der Organisation bieten. Doch darf man der kleinen Schrift wohl auch darüber hinaus Verbreitung und aufmerksame Lektüre wünschen; denn der Streit der beiden Haupttendenzen der Gewerkschaftsbewegung, die sich am deutlichsten in der französischen C. G. T. und in der deutschen Generalkommission verkörpern, ist heute von dem größten Interesse für die gesamte Arbeiterschaft der Welt. G. Eckstein.

Theodor Hertzka, **Das soziale Problem.** Berlin 1912, Druck und Verlag von Georg Reimer. Preis broschiert 6 Mark.

Theodor Hertzka, der durch seine Utopie „Freiland" und seinen mißglückten Versuch der Errichtung eines Sozialstaats in Afrika bekannte Journalist und Schriftsteller, tritt mit einem neuen „Fund" auf dem Gebiet der Sozialwissenschaft vor das Publikum. Selbstverständlich ist auch diese neue Erkenntnis wie die früheren „eine der wichtigsten, die auf dem Gebiet sozialer Forschung bisher erlangt sind". Daß es Hertzka darunter nie macht, hat schon Kautsky in seiner ausführlichen Charakteristik Hertzkas („Neue Zeit", IX, 2, S. 680 ff.) bemerkt. Das neue Werk unternimmt es, darzustellen, wie „das von Natur aus freie Lebe-

wesen ‚Mensch'" durch die Religion zu einem Wesen der Knechtseligkeit geworden ist oder, wie Hertzka sich ausdrückt, „domestiziert" worden ist. Er führt aus, wie nur durch eine religiöse, innere Brechung des urwüchsigen Freiheitssinns die Spaltung der Menschheit in „Herren" und „Knechte" von der Wildheit des Menschen an durch alle Jahrhunderte möglich gewesen ist. Der zweite Teil zeigt uns dann die soziale Zukunft, die ein eigentümliches Gemisch kleinbürgerlicher und anarchistischer Ideen und Projekte darstellt. Das Wesentliche, die neue Erkenntnis, bietet der erste Teil.

Eine eingehende Kritik vom Standpunkt des Marxismus aus erübrigt sich. Der Marxist kennt die Abstraktionen „menschliche Natur", „Freiheitssinn", „Herr" und „Knecht" nach ihrem Ursprung und ihrer Bedeutungslosigkeit für sozialwissenschaftliche Untersuchungen zu gut, als daß gegen diese sozialwissenschaftlichen Grundbegriffe Hertzkas sich eine Diskussion verlohnte. Ein Sozialwissenschaftler, der die Geschichte der Klassenkämpfe, die eine gerade näher zu erklärende, fortlaufende Kette eigentümlicher, sozialer Erscheinungen bildet, zu einem abstrakten Gegensatz „Herr" und „Knecht", „Freiheitssinn" und „Domestikation" verflüchtigt, kennzeichnet sich als bürgerlicher Ideologe, der brauchbare, sozialwissenschaftliche Erkenntnis nicht zutage fördern kann. Immerhin mag das Werk gewissen Lesern, die gern die Augen vor dem grundlegenden Klassengegensatz verschließen, in den Kapiteln „Die Herrschaft über die Elemente" und „Die soziale Evolution" einen tieferen Einblick gewähren. Daß Marx „aufs gründlichste in die Irre gegangen", weil er „die menschliche Natur" nicht begriffen, versteht sich am Rande. Bei dem schnellen Fluge religionswissenschaftlicher Untersuchung aller Völker und Jahrhunderte fällt neben mancher lehrreichen Einzelheit das Fehlen jeder wissenschaftlichen Quellenangabe auf. O. Much.

Dr. Otto Hommer, **Die Entwicklung und Tätigkeit des Deutschen Metallarbeiterverbandes.** Ein Beitrag zum Gewerkschaftsproblem. Berlin, Verlag von Karl Heymann. 175 Seiten.

Es ist nicht neu, daß die deutsche Gewerkschaftsbewegung ein lohnendes Feld für volkswirtschaftliche Studien bildet. Zahlreiche Seiten des Gewerkschaftslebens haben auf diese Weise ihre Behandlung, manchmal auch Mißhandlung, und zahlreiche Verbände ihren Geschichtschreiber oder Vivisektor gefunden. Die deutschen Gewerkschaftsleitungen haben dabei den wissenschaftlichen Kreisen in der Regel großes Entgegenkommen bewiesen, ihnen ihre Archive geöffnet, Quellenmaterial zur Verfügung gestellt und alle möglichen Auskünfte erteilt. Sie haben dies stets vorbehaltlos getan, ohne Rücksicht auf die wissenschaftliche Richtung der verschiedenen Verfasser und auf deren Methoden der Verwertung.

Auch der Verfasser des vorliegenden Buches, das die größte Gewerkschaft des Erdballs behandelt, den Deutschen Metallarbeiterverband, ist von der Leitung des letzteren in der Beschaffung des von ihm benötigten Materials in liebenswürdigster Weise unterstützt worden, worüber er im Vorwort dankend quittiert. Vielleicht hielt er es für notwendig, seine Unabhängigkeit gegenüber denjenigen, die ihm die Quellen zu seinen Studien erschlossen, besonders stark zu unterstreichen, denn sein Buch ist eine Tendenzschrift gegen den Metallarbeiterverband mit ziemlich unverhüllter Betonung des Unternehmerstandpunktes und etwas verblümter Sympathie für die gelben Arbeiterorganisationen geworden. So verteidigt er die Tätigkeit der katholischen und evangelischen Geistlichkeit gegen den Verband als richtig „vom Standpunkt der Kirche und ihrer Vertreter" (S. 52). Er tritt ferner der Auffassung entgegen, als ob die Gründung der gelben Werkvereine in der Regel von den Unternehmern ausginge, und sucht sie in vielen Fällen als Schöpfung der Arbeiter selbst zu erklären. Es ist kaum anzunehmen, daß dem Verfasser der Zusammenhang der gelben Vereine mit den Betriebsleitungen so wenig klar geworden sein könnte, zumal er selbst eine Reihe von Beweisen dafür anführt, so die

Wohlfahrtseinrichtungen der Betriebe, die Gestattung von Agitation, Flugblatt- und Zeitungsverteilung im Betrieb, den Abzug der Werkvereinsbeiträge vom Lohnbureau und anderes mehr. Allerdings glaubt er nicht, daß die gelbe Bewegung allein restlos das Problem der Arbeiterorganisation lösen werde (S. 62). Indes sei es bei der Jugend dieser Bewegung unmöglich, ein abschließendes Urteil zu fällen.

Ohne ein Wort der Kritik gibt Hommer auf S. 66 eine gehässige Polemik des Generalrats des Gewerkvereins der deutschen Maschinenbauer und Metallarbeiter wieder, der den Deutschen Metallarbeiterverband als Koloß auf tönernen Füßen schmäht, dessen Macht den Arbeitgebern gegenüber gleich Null, der unfähig sei, die Arbeitermassen zu dirigieren, und daher den Arbeitgebern die Gewißheit gebe, mit dieser Organisation zu machen, was sie wollen. Dabei muß Dr. Hommer einige Seiten später berichten, daß dieser „Koloß auf tönernen Füßen", mit dem die Arbeitgeber machen, was sie wollen, bereits im Jahre 1907 393 Tarife für 11 443 Betriebe und 100 698 Personen durchgeführt hat, die Mehrzahl ohne Arbeitseinstellung, wogegen der Gewerkverein der Maschinenbauer 1909 nur 33 Tarife für 211 Betriebe und 1599 Personen aufweisen konnte. Von 398 Tarifen des Verbandes im Jahre 1909 hatten 61,85 Prozent der nach diesen Tarifen Arbeitenden eine Arbeitszeit von 9 Stunden und weniger, 32,90 Prozent eine solche über 9 bis 10 Stunden und nur 5,25 Prozent eine solche über 10 Stunden!

Ebenso kritiklos übernimmt der Verfasser die Argumente gewisser großindustrieller Arbeitgeberkreise gegen den Abschluß von Tarifverträgen, ja er findet sogar in dem Industrieverbandscharakter einen besonderen Hinderungsgrund dafür und scheint den Arbeitgebern darin recht zu geben, daß sie keine Neigung, Tarifverträge abzuschließen, zeigen, weil die rechtlichen Grundlagen fehlen, um die Arbeiter zum Einhalten der Verträge zu zwingen. Daß die Arbeitgeber die Tarifverträge weit öfter brechen als die Arbeiter, scheint dem Verfasser völlig zu entgehen.

Was das Buch sonst an wesentlichem Material enthält, ist den Jahrbüchern des Metallarbeiterverbandes entnommen und kann an dieser Quelle besser studiert werden als aus Hommers weder durch Sachkenntnis und Klarheit, noch durch ungetrübte Objektivität sich auszeichnenden Schrift. Ein Bedürfnis für derartige Monographien vermögen wir nicht einzusehen; sie könnten höchstens anderen Volkswirtschaftlern, die das Wesen der Gewerkschaften studieren wollen, das gesunde Urteil trüben. P. U.

Notizen.

Indiens Volksschulen. Man liebt es, die Herrschaft der Engländer in Ostindien als einen Segen für das Land zu preisen. Sie brächten ihm europäische Kultur. Wie wenig das der Fall, zeigt unter anderem die Statistik der indischen Volksschulen. Am 31. März 1911 zählte man in Britisch-Indien — ohne die Gebiete der eingeborenen Fürsten — eine Bevölkerung von 255 Millionen, aber nur 6 345 000 Kinder besuchten eine Schule — in Preußen mit bloß 38 Millionen Einwohnern betrug die Zahl der Schulkinder 1906 rund 4 Millionen, 3 858 000 allein in den öffentlichen Volksschulen! Von je fünf Dörfern sind in Ostindien immer noch vier ohne eine Schule.

Besonders vernachlässigt ist die Schulbildung der Mädchen. Unter den 6 300 000 Kindern, die eine Schule besuchten, waren nur 794 000 Mädchen!

Und dabei gelten die Engländer als Meister kulturbringender Kolonialpolitik. Sie sind aber auch derselben Meinung wie unsere Agrarier: je dümmer die Volksmasse, desto länger läßt sie sich die Ausbeutung gefallen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

1. Band Nr. 2 Ausgegeben am 11. Oktober 1912 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Balkankrieg.

Von **Hermann Wendel.**

So ist es denn gekommen, wie es mit fast unabwendbarer Notwendigkeit kommen mußte. Die vier Balkanstaaten Serbien, Bulgarien, Griechenland und Montenegro haben das Schwert gezogen, um den wirren Knäuel, der sich Orientfrage nennt, mit scharfem Hiebe zu durchhauen; die Türkei hat prompt wie ein Echo ebenfalls den Befehl zur Mobilmachung ihrer gesamten Streitkräfte ausgegeben, an der montenegrinischen Grenze ist schon seit Wochen ein munteres Geplänkel im Gange, und wenn sich trotz alledem die erschreckten westeuropäischen Diplomaten und ihre offiziösen Federfuchser gegenseitig in die Ohren flüstern, noch sei der Kriegsausbruch nicht vollzogene Tatsache, so haben sich doch die Dinge derart zugespitzt, daß nur ein Wunder die Kugel im Laufe zurückhalten kann. Aber selbst wenn sich dieses Wunder ereignen sollte, so wäre das ein Aufschub, aber kein Aufhub, so wäre das keine Lösung, sondern eine neue Verknäuelung.

Nirgends zeigt es sich in der Geschichte der Gegenwart so deutlich, daß die eherne Wucht wirtschaftlicher Tatsachen durch alle Ideologien und Papierfetzen hindurchschlägt, wie bei diesem Abschnitt der Orientfrage. Mag man sie noch so sehr mit nationalen und religiösen Schleiern behängen, das ökonomische Moment kommt doch immer wieder zum Vorschein. Die Frage dieser Balkanstaaten ist, an der Wurzel angepackt, schlecht und recht eine Magenfrage oder mit paradoxaler Zuspitzung: die ganze Balkanfrage materialisiert sich in dem serbischen Schwein!

Als nämlich der Berliner Kongreß von 1878 die kleinen Balkanstaaten, auf dem Aktenpapier wenigstens, verewigte, schien Bismarcks gerissene Staatskunst einen ganz besonders schlauen Streich vollführt zu haben: diese Serbien, Bulgarien, Montenegro und Rumänien wurden als Pufferstaaten betrachtet, jeder für sich zu klein, um mit einer Politik auf eigene Faust gefährlich zu werden, aber zusammen bedeutend genug, um dem Vordringen des Zarismus nach Konstantinopel eine Schranke vorzuschieben. Aber in

Wirklichkeit wurde das Gegenteil von dem erreicht, was man zu erreichen beabsichtigte: statt einer Bürgschaft der Ruhe wurden diese kleinen Staaten mit Ausnahme Rumäniens mit seiner gesicherten ökonomischen Basis am Schwarzen Meere eine Quelle steter Unruhe auf dem Balkan. In ihren engen und zum Teil ganz unmöglichen Grenzen fühlten sie sich mehr als unbehaglich und sahen sich politisch wie wirtschaftlich zu dem traurigen Schicksal verdammt, zu hangen und zu bangen in schwebender Pein und nicht recht leben und nicht recht sterben zu können. Je mehr der westeuropäische Kapitalismus in ihre waldursprüngliche Idylle hineingriff, Überkommenes auf den Kopf stellend und Eingewurzeltes zersetzend, desto fühlbarer mußte den einzelnen Staaten das Unhaltbare ihrer Lage werden.

Am übelsten war allezeit Serbien daran. Ein von der Natur reich begnadetes Land, birgt es in seinem Schoß Überfluß an Weizen, an Mais, an Pflaumen und ist vor allem das Schweineexportland, wie es im Buche steht. Aber sein Unglück ist, daß es keine Ausfallstore für seinen Überfluß hat. Als Absatz- und Durchfuhrgebiet käme zunächst Österreich-Ungarn in Betracht, aber die madjarischen Schweinezüchter sind die ebenbürtigen Vettern unserer ostelbischen Junker: sie wußten es durchzusetzen, daß eine extreme Schutzzollpolitik die Grenze gegen die serbischen Agrarprodukte verrammelte. Daher einmal ein Zollkrieg in den neunziger Jahren zwischen der Donaumonarchie und Serbien, daher auch um ein Haar ein wirklicher Krieg zwischen beiden Ländern, als 1908 die Umwandlung der Okkupation Bosniens und der Herzegowina in eine Annexion den Serben die Dauerhaftigkeit ihrer wirtschaftlichen Abhängigkeit von den Habsburgern vor Augen führte. Damals wurde das Schwert wieder in die Scheide gestoßen, aber die Frage war nicht gelöst, denn der Handelsvertrag, den die beiden Staaten 1910 abschlossen, war diktiert von den engherzigen Interessen der ungarischen Schweinejunker und brachte Serbien recht wenig Nutzen. So blieben nur zwei Ausfuhrmöglichkeiten für die serbischen Produkte: auf der Donau zu den Häfen des Schwarzen Meeres oder mit der Eisenbahn von Wranja über Üsküb nach Salonik und dem Mittelmeer. Beide Wege aber waren Umwege und verteuerten und erschwerten den Export um ein Beträchtliches. So wird denn seit Jahren die serbische Politik nur von dem einen Ziele geleitet, einen Zugang zur See zu erreichen — ein serbischer Hafen ist geradezu die Existenzfrage für diesen Staat, und das ist auch der reale Hintergrund all der oft zügellosen und ausschweifenden Träume von einem großserbischen Reich. An diesem Problem erwärmt auch die Nationalitätenfrage von einer toten Ideologie zu blutfrischer Wirklichkeit. Wäre nämlich nur für den größten Teil aller Serben Belgrad der staatliche Mittelpunkt, dann sähe die Sache schon ganz anders aus. Im Königreich sitzen nur zweidreiviertel Millionen, aber in Bosnien, Herzegowina, Ungarn, Kroatien, Slawonien, Dalmatien, Istrien gibt es unter österreichischem Zepter rund fünfeinhalb Millionen und unter dem Halbmond in Altserbien und Makedonien gleichfalls eine Million Serben. Die Zusammenfassung all dieser Serben unter einem Hut und die Errichtung eines Großserbenreiches schüfe allerdings ein politisch und wirtschaftlich lebensfähiges Staatengebilde mit einem großen inneren Markt, mit Küstenland, mit Ausfuhrhäfen, kurz, mit allen Vorbedingungen eines raschen ökonomischen Aufschwunges. Da unter der türkischen Lotterwirtschaft Losreißungsbestre-

bungen immer mehr Erfolg versprachen als im Bereich der starken österreichisch-ungarischen Militärmacht, so war in Altserbien, dessen Zentrum die albanische Stadt Prizren ist, und in Makedonien in der Gegend von Üsküb die serbische Irredenta besonders munter.

Ganz ähnlich, wenn auch nicht genau so, verhält es sich mit Bulgarien. Auch Bulgarien befindet sich aus wirtschaftlichen Gründen etwa in der Lage Savoyens, als Cavour die italienische Einigungspolitik begann. Die Angliederung all der makedonischen Landstriche, wo Bulgaren das Übergewicht in der Bevölkerung haben, ergäbe ein Reich, das für seine ökonomische Entwicklung eine ganz andere Basis hätte als heute, obwohl die Lostrennung Ostrumeliens von der türkischen Oberherrschaft im Jahre 1908 die bulgarische Seeküste um das Doppelte verlängert hat. Aber auch Bulgarien braucht einen unmittelbaren Zugang zum Mittelländischen Meer. Das ist der Kern der großbulgarischen Propaganda in Makedonien, die mit einer von Sofia aus organisierten Bandenbewegung allezeit die Welt noch mehr in Atem hielt als die großserbische Propaganda. Daß die Türkei sich all diesen Abtrennungsbestrebungen feindlich gegenüberstellte, kann um so weniger wundernehmen, als trotz aller Verwahrlosung Makedonien zu den besten und fruchtbarsten Gebieten des Ottomanischen Reiches gehört.

Allerdings ist auch eine friedliche Lösung dieses Konfliktes denkbar, der seit Jahrzehnten in immer höheren Flammen aus dem Gebälk des Balkans aufzüngelte, und die Sozialisten in den slawischen Balkanstaaten wie in der Türkei haben stets auf diese Lösung hingewiesen als die einzigen von allen Parteien, denen in ihrer bürgerlichen Mehrheit der Appell ans Schwert am nächsten lag. Sozialistische Einsicht aber betonte, daß eine Balkanunion der interessierten Staaten mit Einschluß der europäischen Türkei auf ökonomischer Basis mit einer gemeinsamen Zollgrenze allen Nationalitäten eine gedeihliche wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung verbürgen würde. Kurz nach der türkischen Julirevolution schien sich denn auch die Balkanunion aus dem Wolkenreich der Träume in Erdennähe herabzusenken. In dem ersten Rausche der Freiheit lagen sich alle Nationen des Osmanischen Reiches, wie in Kleinasien und Arabien, so auch in Makedonien, in einem Verbrüderungstaumel in den Armen und schwuren sich ewige Liebe und Treue. Nach der Niederwerfung des Aprilputsches von 1909 forderte das Komitee Einheit und Fortschritt in einer Proklamation ausdrücklich alle Nationalitäten auf, sich der Bewegung anzuschließen, und die allgemeine Wehrpflicht, die Mohammedaner, Christen und Juden, Türken, Bulgaren und Albaner gleichermaßen unter einen Khakifes brachte, sollte zum Sinnbild der nationalen Gleichberechtigung werden. Niemals erfreute sich die Türkei in Makedonien nicht nur, sondern auch in Sofia und Belgrad, größerer Sympathien als in jenen Tagen.

Dann aber kehrte die Revolutionspartei, das Komitee Einheit und Fortschritt seine national-chauvinistischen Tendenzen immer offener hervor, zentralisierte über Stock und Stein darauf los, setzte das Osmanentum in seine alten Privilegien als Herrenrasse wieder ein, und bald loderten statt der Freiheitsfeuer allenthalben die Feuer des Aufstandes: am Libanon wie in Kurdistan, in Albanien wie in Arabien. Am gefährlichsten waren die Aufstände in Albanien, die sich 1909, 1910, 1911 und 1912 mit der Regelmäßigkeit der Schneeschmelze einstellten, nicht nur weil sie am meisten Geld und

Blut zur Niederwerfung kosteten, sondern vor allem, weil sie Funken-über ein mit Zündstoff gefülltes Gebiet hinsprühen ließen. Unter und bei den Albanesen sitzen Bulgaren und Serben, und als jene, wie der Fachausdruck für Schkipetarenaufstände lautet, „in die Berge gingen", da wurden auch diese aufsässig, um so mehr, als sie unter der gleichen Unterdrückungspolitik des Komitees zu leiden hatten. Die holde Eintracht und der süße Frieden waren dahin. Die landesüblichen Banden bildeten sich wieder, die seit der Julirevolution wie von der Erde verschluckt waren, und unter Eisenbahnschwellen und Brückenbogen entfaltete sich in Gestalt von Dynamitpatronen und Sprengkapseln wieder die klassische Flora der makedonischen Bandenbewegung, und von Sofia und Belgrad gingen wieder die Emissäre der großserbischen und großbulgarischen Propaganda ins Land, die oft mit den seltsamsten Mitteln zugkräftig zu wirken sucht. So versichern Kenner, daß es kein Zufall sei, wenn ein ungewöhnlich hoher Prozentsatz von Gewinnen der serbischen Staatslotterie nach Altserbien fällt, dem ersehnten Ziel großserbischer Ausdehnungspolitik.

Aber Sofia und Belgrad hielten sich in berechtigter Hochachtung der türkischen Militärmacht selbst verhältnismäßig ruhig. Da kam vor einem Jahre Italiens Banditenüberfall auf Tripolis und der Krieg. Damals schrieben wir an dieser Stelle:[1] „Montenegro lauert nach Albanien hinüber, in Belgrad träumt man von dem Großserbenreich, Bulgarien hat längst den Großmachtskitzel, Griechenland schielt nach Kreta. Sie alle warten seit der italienischen Kriegserklärung fieberhaft gespannt auf ihre Stunde." Sie haben das ganze Jahr hindurch gewartet, und jetzt glauben sie den Schlag ihrer Schicksalsstunde zu vernehmen.

Zu diesem Ende mußten sich aber auf dem Hintergrund des Türkisch-Italienisch n Krieges die Dinge erst weiter entwickeln. Vor Beginn dieses Krieges schien das Komitee Einheit und Fortschritt, das nicht als parlamentarische Partei herrschte, sondern mehr als ein Gebilde nach Art der französischen Jakobinerklubs seine Gewalt ausübte, auf dem Höhepunkt seiner Macht zu stehen. Aber schon hatte sich ein gefährlicher Gegensatz zwischen ihm und dem Offizierskorps aufgetan, das mit unzufriedener Miene zusehen mußte, wie die Kastanien, die es aus dem Feuer geholt hatte, von den Zivilisten des Komitees verspeist wurden, und das mit der vom Komitee erstrebten Entpolitisierung der Armee sich durchaus nicht befreunden konnte. Der italienische Einfall nach Tripolis gab nun den Gegnern des Komitees reichlich Gelegenheit, gegen den Kriegsminister Mahmud Schewket Pascha zu wühlen, der lange Zeit als der mächtigste Mann in der Türkei galt und jetzt beschuldigt wurde, die Verteidigungsmaßregeln zum Schutze der afrikanischen Provinz sträflich vernachlässigt zu haben. Noch einmal gelang es der Komiteepartei, nach der Kammerauflösung durch schonungslosen Terror einen glänzenden Wahlsieg zu erringen, aber dieser Erfolg war auch ihr letzter und der Anfang vom Ende. Denn als im Juni dieses Jahres die Albaner zahlreicher denn je in die Berge gingen und der Türkei im Schkipetarenlande ernsthafte Schwierigkeiten erwuchsen, entfaltete die Militärpartei, gestützt auf und geschützt durch diese albanische Rebellion, in mehreren makedonischen Ortschaften zugleich die Fahne des Aufruhrs und drohte mit dem

[1] „Neue Zeit", XXX, 1, S. 65 ff.

Marsche auf Konstantinopel. Wie die Revolution vor drei Jahren, so stieg auch jetzt die Gegenrevolution aus den Bergen Albaniens nieder und drohte mit denselben Mitteln wie jene. Und sang- und klanglos wie damals Abdul Hamids Absolutismus brach dieses Mal die Herrschaft des Komitees zusammen. Eine Clique verschwand und eine andere, liberale Entente und Militärpartei genannt, nahm die Sitze der Macht ein, denn wo die Umsturzbewegungen so wenig in den Volksmassen wurzeln wie in der Türkei, bedeuten Revolution und Gegenrevolution nur Ablösung einer Cliquenherrschaft durch eine andere. Niemals aber hatte sich die Ohnmacht des herrschenden Osmanentums kläglicher offenbart als in diesen Sommertagen, da die Albaner in Scharen aus ihren Bergnestern herabstiegen, ohne Geld und ohne Fahrkarte die Eisenbahnzüge bestürmten, Üsküb überschwemmten und diesen Hauptort des Vilajets Kossowo, Sitz eines Armeekommandos und eine der bedeutendsten Städte der europäischen Türkei, mit einer Invasion hungriger Ratten bedachten, die alles ratzekahl fraßen — die türkischen Regimenter sahen Gewehr bei Fuß dem Treiben zu.

Solche Szenen staatlicher Machtlosigkeit mußten den serbischen und bulgarischen Kriegsfreunden den Kamm bedenklich schwellen lassen. Dazu kam dann vor einigen Wochen die Reformvorschlagsnote des Grafen Berchtold, die zwar von der Pforte als nichtexistierend betrachtet wurde, aber insofern die Kriegsluft der kleinen Balkanstaaten anstacheln mußte, als hier zum erstenmal, wenn man den gründlich mißglückten Versuch Rußlands vor zwei Jahren abrechnet, seit der türkischen Revolution eine europäische Großmacht sich in die inneren Angelegenheiten der Türkei einzumischen wagte. Österreich-Ungarn, dessen auswärtige Politik Saloniк als das Ziel ihrer Vormarschlinie unverrückbar fest im Auge behält, ist an sich zwar einer gewaltsamen Liquidation der Orientfrage nicht abgeneigt, aber sicher nicht in dem Sinne, wie es Bulgarien und erst recht Serbien anstreben. Denn wenn Serbien zupackt, wie es will, legt es zuerst die Hand auf den Sandschak Novibazar, und würde mit dieser Besitzergreifung den Habsburgern den Weg zum Ägäischen Meere verrammeln. Auf der anderen Seite ist der Zarismus zwar mit einer selbständigen Politik der kleinen Balkanstaaten auch nicht einverstanden, da er sie lediglich als Wachtstuben Rußlands betrachtet, aber die Eifersucht auf Österreich läßt ihn sie doch wieder einmal als Schrittmacher seines Vormarsches nach Konstantinopel gebrauchen. So steht Rußland sonder Zweifel hetzend und schürend hinter dem Vorgehen Serbiens und Bulgariens, Griechenlands und Montenegros, und mit Rußland als Rückendeckung ziehen diese vier Staaten jetzt das Schwert aus der Scheide.

Aber wenn Großmächte es auch in der Hand haben, ein Kriegsfeuerchen auf dem Balkan zu entfachen, so haben sie es doch, selbst allen möglichen guten Willen vorausgesetzt, nicht in der Hand, zu verhüten, daß die Flammen weiter greifen. Und wie leicht aus dem Balkanbrand ein Weltbrand werden kann, das braucht kaum noch auseinandergesetzt zu werden.

Zur Stunde lebt der Frieden noch, wenn er auch in den letzten Zügen liegen mag. Aber die internationale Sozialdemokratie tut gut daran, auf alles gefaßt zu sein: Balkankrieg, Weltkrieg und Weltrevolution!

Das Oktoberedikt von 1807.

Von F. Mehring.

Unter den nachjenaischen Reformen, die den preußischen Staat restaurierten, ist keine so bejubelt und keine so verdammt worden wie das Oktoberedikt von 1807. Schön feierte in ihm die Magna Charta des Staates, während Urjunker Marwitz bissig meinte, alle Ideologen und Philosophanten von der Garonne bis zum Niemen hätten ein Loblied darüber angestimmt. Die eine Ansicht war so übertrieben wie die andere.

Am nüchternsten von den Zeitgenossen urteilte der Kriegsrat Scharnweber, der bauernfreundlichste unter den preußischen Reformern, der im Jahre 1807 jedoch noch keine einflußreiche Stellung hatte. Auf den Lobgesang, daß durch das Oktoberedikt hunderttausend Familien in die natürlichen und unveräußerlichen Rechte der Menschen wieder eingesetzt worden seien, antwortete er: Das heißt, sie wurden von Bauern zu Taglöhnern herabgesetzt, und auf die Behauptung, daß niemand mehr für die ganze Lebenszeit an die Scholle gebunden sei, setzte er den Trumpf: Nein, denn er muß sich das Wegjagen gefallen lassen.

Viel auffallender noch als der Zwiespalt in den Ansichten der Zeitgenossen ist die Verschiedenheit der Auffassung, die auch unter den heutigen Historikern über die geschichtliche Bedeutung des Oktoberediktes besteht. Nicht etwa nur unter denen, die im allgemeinen über die damalige Zeit geschrieben haben, sondern auch unter den Spezialforschern gerade über die Reformgesetzgebung der nachjenaischen Zeit; bei G. F. Knapp, Max Lehmann, E. v. Meier und anderen findet man ganz abweichende Urteile über Wesen und Wirkung des Oktoberediktes. Indessen, so auffallend diese Erscheinung ist, so ist sie doch nicht unerklärlich. Sie ergibt sich aus jenem Halbdunkel, worin sich, wie Marx einmal sagt, die bürgerlichen Historiker bewegen, indem sie die Auflösung der feudalen Produktionsweise ausschließlich als Emanzipation der Arbeiter auffassen und nicht zugleich als Verwandlung der feudalen in die kapitalistische Ausbeutungsweise. In diesem doppelschlächtigen Wesen der bürgerlichen Freiheit finden sie sich nicht zurecht, auch wenn sie frei von allen loyal-patriotischen Vorurteilen sind, wie sie bei einzelnen mitspielen mögen.

Indem das Oktoberedikt das adlige Monopol des Großgrundbesitzes und die Erbuntertänigkeit der Bauern aufhob, hinkte es nicht nur der Gesetzgebung vorgeschrittener Länder nach, Englands, Frankreichs, Italiens, Dänemarks und Schleswig-Holsteins, auch Österreichs, sondern es nahm auch nur, wenigstens in dem zweiten Punkte, Tendenzen auf, die schon in dem vorjenaischen Preußen lebendig gewesen und sogar schon auf den königlichen Domänen in einzelnen Provinzen, namentlich in Ostpreußen, durchgeführt worden waren. Die Erbuntertänigkeit der Bauern war so allgemein als unerträgliches Hemmnis der landwirtschaftlichen Kultur anerkannt, daß bereits die preußischen Könige des achtzehnten Jahrhunderts gegen sie angekämpft und sie in ihrem eigenen Machtbereich als Großgrundbesitzer zu beseitigen begonnen hatten. Gegenüber den adligen Großgrundbesitzern hatten sie allerdings nicht mehr erreicht als den sogenannten Bauernschutz, den man beileibe nicht nach patriotischen Vor-

bildern mit dem verwechseln darf, was man heute Arbeiterschutz nennt. Der sogenannte Bauernschutz war in keinem Sinne ein Schutz der Bauern gegen ihre Ausbeutung und Unterdrückung durch die Junker, und mochte diese Ausbeutung noch so maßlos und unerträglich sein; deshalb hat sich kein Hohenzoller je einen Finger naß gemacht. Er hinderte die Junker nur am Bauernlegen; der Bauernacker durfte nicht geschmälert werden, um dem Landesherrn nicht seine Rekruten und Steuern zu verkürzen.

Um den Widerstand der Junker gegen die Aufhebung der Erbuntertänigkeit zu brechen, war erst die Schlacht bei Jena und der Friede von Tilsit notwendig. Dann aber arbeitete die ungestüme Presserin, die Not, verhältnismäßig schnell. Ehe noch Stein, als leitender Minister berufen, von seinem nassauischen Gute in Memel eintraf, wo der König noch immer residierte, war das Oktoberedikt fix und fertig. Da die französischen Truppen das Land nicht zu räumen brauchten, bis die für jene Zeit kolossale Kriegskontribution von 150 Millionen Franken bezahlt war, so beschränkte sich das königliche Regiment auf Ostpreußen und einen kleinen Teil von Westpreußen, auf Landesteile, die total verwüstet waren, weit mehr noch durch die russischen Bundesgenossen, die, um die russische Grenze zu decken, absichtlich eine Wüste aus dem Lande gemacht hatten, als durch die französischen Feinde. Eine Wiederherstellung des allgemeinen Wohlstandes war um so notwendiger, als die Einkünfte aus den preußischen Provinzen, die noch von französischen Truppen besetzt waren, in die französischen Kassen flossen, diese Truppen selbst aber vom Lande erhalten werden mußten. Dazu zwang ein besonderer Umstand, mit der Aufhebung der Erbuntertänigkeit nicht lange zu fackeln. Sie stand in dem benachbarten Herzogtum Warschau bevor, das Napoleon aus den ehemals polnischen Provinzen des preußischen Staates gebildet hatte, und erfolgte sie hier, ohne zugleich in Ostpreußen verkündet zu werden, so war eine massenhafte Flucht der Bauern nach Polen zu befürchten. Es ist gerade dieser Gesichtspunkt, der in den Verhandlungen der preußischen Behörden mit dem König über das Oktoberedikt mit aller Schärfe betont wird.

Solcher Behörden gab es zwei: das Provinzialdepartement (das heißt die Provinzialregierung Ostpreußens) und die Kombinierte Immediatkommission, die an Stelle des früheren Generaldirektoriums bis zur Ankunft Steins das Innere und die Finanzen verwaltete. Daneben hatte noch ein interimistisches Justizministerium mitzusprechen, das unter dem Kanzler v. Schroetter stand, dem jüngeren Bruder des Ministers v. Schroetter, der das Provinzialdepartement leitete. Beide Brüder gehörten zu den ostpreußischen Edelleuten, die im eigenen wohlverstandenen Interesse ihrer Klasse die Erbuntertänigkeit verwarfen, doch aber zu dieser Klasse gehörten, vor deren ernsthafter Opposition sie leicht zurückscheuten. Der Minister von Schroetter war ein naher Freund Kants gewesen, den er öfter auf seinem Gute als Gast beherbergt hatte, aber der Mann scharfer Konflikte war er so wenig wie Kant. Unter seinen Räten freilich, Friese, Morgenbesser, Wilckens, gab es härtere Köpfe; Morgenbesser war der Verfasser jener Schrift, die die Republik ohne Erbrecht befürwortet hatte, und von Friese sagt Lehmann, daß er der ausgesprochenste Smithianer unter den damaligen preußischen Beamten gewesen sei. Ehedem hatte auch Schön zu den Räten Schroetters gehört, aber er war nunmehr die treibende Kraft der Immediat-

kommission, der außer ihm nur bürgerliche Beamte angehörten (Altenstein, Klewitz, Niebuhr, Sack, Stägemann).

Der Stein kam ins Rollen durch einen Antrag des Ministers v. Schroetter, der den Ankauf einiger tausend Kühe aus der Staatskasse und unentgeltliche Lieferung des Holzes aus den Staatsforsten für das „Retablissement des Landes" empfahl. Diesen Antrag überwies der König der Immediatkommission, die ihn zwar billigte, aber als bloßen „Almosenplan" für ganz unzureichend erklärte. Ihr Gegenvorschlag, von Schön entworfen, ging dahin, die Hindernisse wegzuräumen, die dem nationalen Wohlstand im Wege ständen. In einem rein landwirtschaftlichen Lande wie dem Königreich Preußen (das heißt nach der damaligen Sprache der heutigen Provinz Ostpreußen) sei nur für die Blüte der Landwirtschaft zu sorgen, und diese sei durch zwei Maßregeln zu erreichen: erstens, indem man die Beschränkung in der Besitzfähigkeit der Grundstücke aufhebe (denn es vermindere den Wert der Rittergüter, wenn ihr Besitz dem Adel vorbehalten bleibe) und der Grundbesitzer freie Verfügung über sein Eigentum habe, und zweitens, indem man die Erbuntertänigkeit der Bauern aufhebe und ihnen ermögliche, ihre Kräfte nach freiem Ermessen anzuwenden. Konsequenterweise verhehlte sich Schön nicht, daß die freie Verfügung der Großgrundbesitzer über ihr Eigentum ihnen das unumschränkte Recht gebe, auch über das Land ihrer Bauern nach Gefallen zu verfügen, aber er wollte eine Reihe von Übergangsbestimmungen treffen, um nicht auf einmal in dem Nationalverkehr eine zu große Erschütterung zu erzeugen. Endlich verwies er auf die „Erbitterung der Erbuntertanen in Preußen", wo die Domänenbauern bereits frei seien und eine Gruppe freier Bauern, die sogenannten Kölmer, existiere, wozu dann noch die Aufhebung der Erbuntertänigkeit im Herzogtum Warschau komme. Indem er seinen Punsch à la Adam Smith mit einem Schuß kategorischen Imperativs à la Immanuel Kant mischte, meinte er, den Treuen dürfe kein schlechteres Los zuteil werden als den Untreuen.

An demselben Tage, wo die Immediatkommission diesen Bericht erstattete, am 17. August 1807, kam aber auch der Minister Schroetter mit einem neuen Bericht heraus, der auf das Konto seines damaligen Referenten Morgenbesser zu setzen sein wird. Er begann damit, womit der Bericht der Immediatkommission geendet hatte: der Vorgang des Herzogtums Warschau mache die Aufhebung der Erbuntertänigkeit unaufschiebbar. Sonst bewegte sich Schroetter in gleichem Gedankengang wie Schön, nur daß er die Frage nicht berührte, wie es mit der Verfügung über das Bauernland zu halten sei, und daß er noch einige andere Maßregeln zum „Retablissement des Landes" vorschlug, wie Aufhebung der Einfuhrverbote und des Fabrikzwanges, Vererbpachtung der Domänen usw. Schließlich beantragte Schroetter, ihn und seinen Bruder mit der Ausarbeitung eines entsprechenden Gesetzes zu beauftragen. Bereits am 23. August erklärte sich der König einverstanden mit dem Bemerken, daß er seit seinem Regierungsantritt unverrückt die Aufhebung der Erbuntertänigkeit erstrebt habe, was nicht sowohl für ihn als für seinen Kabinettsrat Beyme richtig war.

Schroetter wurde nun aber wieder schwächlich und vertraute seine Pläne einer Anzahl ostpreußischer Edelleute an, mit denen er wegen finanziellen Fragen zu verhandeln hatte. Diese Junker, dreizehn an der Zahl, ersahen sofort ihren Vorteil und sandten am 29. August eine Eingabe an den König,

ganz in dem Stile, wie ihn ihre heutigen Nachfahren noch lieben. Sie verwarfen die Aufhebung der Erbuntertänigkeit als den unvermeidlichen Ruin des Adels, doch erklärten sie sich bereit zu allen patriotischen Opfern, wenn sie ihnen nur halbwegs erträglich gemacht würden. Zuerst und vor allem verlangten sie für jeden Gutsbesitzer die freie Verfügung über seine Bauernhufen, so daß er sie ohne Einmischung der staatlichen Behörden nach seinem Belieben einziehen, anders benutzen, vergrößern oder verkleinern könne, unter der einzigen Bedingung, für jeden eingehenden Bauern eine Familie mit zwei oder drei magdeburgischen Morgen Acker anzusetzen. Sie wollten also den Bauern die persönliche Freiheit gönnen, wenn sie den Bauern zum Taglöhner machen durften, aber auch das nicht einmal unbedingt, denn in zweiter Reihe beanspruchten sie, daß die männliche und weibliche Nachkommenschaft der Bauern auch nach Aufhebung der Erbuntertänigkeit zu einem fünfjährigen Zwangsgesindedienst verpflichtet werden sollte, womit die für die bäuerliche Bevölkerung wohltätigste Wirkung der Aufhebung beseitigt worden wäre.

Der König war durch diese „Vorurteilslosigkeit" des Adels außerordentlich befriedigt, wie er ihm in seiner Antwort vom 3. September kundgab. Zwar sei die Aufhebung der Erbuntertänigkeit „durch die Schritte der benachbarten Regierungen zur Sache der dringenden Notwendigkeit" geworden, aber sie erfordere allerdings „große Behutsamkeit", und der Adel verdiene durch „freiere Disposition über seine Güter" einen Ersatz. Die beiden Schroetter lehnten nun zwar den geforderten Zwangsgesindedienst als „temporäre Erbuntertänigkeit" ab, aber der Hauptforderung der Junker gaben sie vollständig nach. In ihrem Gesetzentwurf vom 9. September wollten sie den Rittergutsbesitzern die Vollmacht geben, jeden nicht erblich angesessenen Bauern hinauszuwerfen, falls er dafür einen Taglöhner („einen Kätner oder Rattayer") ansetze. Dieser Entwurf ging nun wieder an die Immediatkommission, die einen Gegenentwurf vom 30. September einreichte, der sich mit ihren Ausführungen vom 17. August deckte, also eine Reihe von Übergangsmaßregeln befürwortete.

Zwischen diesen beiden Entwürfen hatte Stein die Entscheidung zu treffen, als er am letzten Septembertag 1807 in Memel eintraf. Gegen die Aufhebung der Erbuntertänigkeit konnte er nach seiner Vergangenheit nichts einwenden; schwieriger war für ihn die Frage, ob und inwieweit mit ihr auch der bisherige Bauernschutz hinfällig sei. Stein war sowohl Adels- wie Bauernfreund. Er wollte auch hier mittelalterliche Zustände auf moderner Grundlage aufrecht erhalten; das Band zwischen Gutsherrn und Bauer, „das Band der wechselseitigen Dienstleistung, des wohltätigen Einflusses, des Rates" sollte nicht zerrissen werden. Der Adel sollte seine bevorrechtete Stellung behalten, aber auch die Bauern sollten gegen die Übergriffe des Adels geschützt werden; als Stein mecklenburgische Zustände aus eigener Anschauung kennen lernte, schrieb er: „Die Wohnung des mecklenburgischen Edelmannes, der seine Bauern legt, statt ihren Zustand zu verbessern, kommt mir vor wie die Höhle eines Raubtiers, das alles um sich verödet und sich mit der Stille des Grabes begnügt." So war Stein ein abgesagter Feind des Bauernlegens. Dadurch kam er in schroffen Gegensatz nicht nur zu den Forderungen der ostpreußischen Junker, sondern auch zu den Konsequenzen, die die bürgerlichen Räte der Immediatkommission und des Pro-

vinzialdepartements aus ihren freihändlerischen Anschauungen zogen. Was er äußerstenfalls zulassen wollte, war die Einziehung von Bauernhöfen, die im Kriege so verwüstet waren, daß weder die Gutsbesitzer noch die Bauernwirte sie herstellen konnten oder wollten. Sonst verlangte er Aufrechterhaltung des Bauernschutzes, wie er bis 1806 bestanden hatte; dem Eigennutz der Reicheren und Gebildeteren müßte eine gesetzliche Grenze gesetzt und das Einziehen des Bauernlandes zu Vorwerksland (wie man den Ritteracker nannte) verhindert werden.

Allein von dieser gesetzlichen Einschränkung ist im Oktoberedikt nichts zu lesen. Es ging wie immer, wo eine unklare Utopie, wie Steins beabsichtigte Modernisierung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses, mit in sich klaren und konsequenten Anschauungen zusammenstößt. Stein wußte am letzten Ende nicht, worauf hinaus er eigentlich wollte, was man weder den bürgerlichen Reformern noch den ostpreußischen Junkern nachsagen konnte. So verschob er zunächst die Entscheidung und behielt sich in dem Edikt, das am 9. Oktober 1807 erschien, eine besondere Instruktion vor. Das Edikt selbst traf nur zwei positive Bestimmungen: über die Freiheit des Güterverkehrs und die Auflösung der Gutsuntertänigkeit.

1. Jeder „Einwohner unserer Staaten" ist, ohne alle Einschränkung in Beziehung auf den Staat, zum eigentümlichen und Pfandbesitz unbeweglicher Grundstücke aller Art berechtigt: der Edelmann zum Besitz nicht bloß adliger, sondern auch bürgerlicher und bäuerlicher Güter, der Bürger und Bauer zum Besitz auch adliger Güter. Niemand braucht zum Gütererwerb eine besondere Erlaubnis; auch fällt die bisher durch den persönlichen Stand der Besitzer begründete Einschränkung und Aufhebung gewisser gutsherrlicher Rechte fort. Dagegen darf auch der Edelmann „ohne allen Nachteil seines Standes" bürgerliche Gewerbe treiben.

2. Mit der Publikation des Ediktes entsteht fernerhin kein Untertänigkeitsverhältnis weder durch Geburt, noch durch Heirat, noch durch Übernehmung einer untertänigen Stelle, noch durch Vertrag. Zugleich erlischt das Untertänigkeitsverhältnis derjenigen Bauern und Bauernfamilien, die ihre Güter erblich oder eigentümlich besitzen. Und mit dem Martinitag 1810 hört überhaupt alle Gutsuntertänigkeit in „unseren sämtlichen Staaten" auf. Doch bleiben, „wie sich von selbst versteht", alle Verbindlichkeiten in Kraft, die den nunmehr freien Leuten vermöge des Besitzes eines Grundstücks oder vermöge eines besonderen Vertrags obliegen.

Die Bedeutung der beiden Bestimmungen ist in der unglaublichsten Weise übertrieben worden. Die erste hat angeblich die ständische Schichtung des friderizianischen Staates vernichtet und sozusagen ein modernes Staatsbürgerrecht geschaffen. Tatsächlich hatte der friderizianische Staat in Notfällen schon bürgerliche Rittergutsbesitzer zugelassen, aber ihnen dann die adligen Vorrechte versagt, die am Besitz eines Ritterguts hafteten (Gerichtsbarkeit, Ortspolizei, Kirchen- und Schulpatronat, Jagdgerechtigkeit, Steuerfreiheit usw.). Der einzige Fortschritt bestand nur darin, daß jedem Einwohner des Staates — mit Ausnahme der Juden — der Kauf von Rittergütern erlaubt, und wenn ein Bürgerlicher eines kaufte, ihm dieselben adligen Vorrechte eingeräumt wurden wie den Junkern selbst. Reiche Kapitalisten wurden so gewissermaßen in den Adelsstand „erhoben", aber irgend ein adliges Standesvorrecht wurde auch nicht mit einem Hauche angetastet.

Und selbst diese Gleichstellung hatte ihre bestimmte Grenze; die bürgerlichen Käufer von adligen Gütern nahmen an den adligen Vorrechten nur insoweit teil, als diese Vorrechte am Grund und Boden hafteten; die persönlichen Standesvorrechte des Adels blieben auch ihnen verschlossen, beispielsweise im Eherecht. Ein Edelmann konnte nach diesem famosen Edikt „ohne allen Nachteil seines Standes" zwar Flickschuster werden, aber keineswegs die Tochter eines bürgerlichen Rittergutsbesitzers heiraten, denn er ging dadurch aller Vorrechte verlustig, die an den Nachweis von sechzehn adligen Ahnen geknüpft waren. Man kann also im günstigsten Falle von dieser ersten Bestimmung des Oktoberedikts sagen, daß sie die kastenartige Abschließung der Stände durch die Geburt milderte. Aber die ständischen Einrichtungen als solche tastete sie nicht an. Das wäre auch am wenigsten nach dem Sinne Steins gewesen.

Die ganze Bestimmung hatte nur den Zweck, dem Adel wirtschaftlich aufzuhelfen, die Preise der Güter zu steigern und den Kredit der Gutsbesitzer zu stärken. Die adligen Gutsbesitzer wurden ferner von der Vormundschaft der Kriegs- und Domänenkammern befreit, die auch ihnen bei der Vererbpachtung ihrer Vorrechte und der Teilung des Gutes dreinzureden hatten, und sie durften die Kölmer auskaufen, was ihnen bis dahin verboten war, aus einem militärischen Grunde, weil nämlich die Söhne der Kölmer vorzugsweise als Unteroffiziere gebraucht wurden.

Wenn nun die erste Bestimmung des Oktoberedikts dem Adel die Freiheit des Eigentums verbürgte, so die zweite den Bauern die Freiheit der Person. Sie hob nur die Erbuntertänigkeit auf, nicht aber die Abgaben, Dienste, Fronden, mit denen die Bauerngüter als solche belastet waren. Die Bauern brauchten nunmehr kein Loskaufgeld mehr bezahlen, wenn sie das Gut verlassen wollten; sie bedurften nicht mehr der gutsherrlichen Zustimmung, um zu heiraten oder ein bürgerliches Handwerk zu erlernen; sie konnten nicht mehr gezwungen werden, eine dienstpflichtige Stelle anzunehmen. Vor allem aber waren ihre Söhne und Töchter vom Zwangsgesindedienst befreit; das war die für sie wohltätigste Wirkung des Ediktes, gegen die sich eben deshalb die Junker am heftigsten sträubten. In der Gegenrechnung standen nun aber — neben der Fortdauer aller dinglichen Lasten — die Fortdauer der adligen Gerichtsbarkeit und Ortspolizei, die es den Junkern ermöglichte, die Gesetze des Staates nicht auszuführen und sogar zu verheimlichen, also auch die Aufhebung der Erbuntertänigkeit für die bäuerliche Bevölkerung illusorisch zu machen, und endlich die Frage, ob mit der Erbuntertänigkeit auch der Bauernschutz gefallen sei.

Diese Frage mußte zuerst entschieden werden. Stein wandte sich zunächst an das Provinzialdepartement, das bei seiner Meinung beharrte, obgleich diesmal nicht Morgenbesser, sondern Friese der Referent war. Friese argumentierte ganz wie siebzig Jahre später die Nichts-als-Freihändler: „Es ist überhaupt für das Staats- und Nationalinteresse am vorteilhaftesten, wenn man einem jeden, solange er dadurch die Rechte seines Mitbürgers nicht verletzt, gestattet, sein eigenes Interesse auf seinem Wege zu verfolgen und sowohl seinen Fleiß als sein Kapital in die freieste Konkurrenz mit dem Kapital seiner Mitbürger zu bringen." Entweder habe der Bauer ein erbliches Anrecht auf seine Hufe, und dann werde er sich ihrer nur entäußern, wenn er sich dadurch verbessere. Oder er habe es nicht, dann dürfe der Ritter-

gutsbesitzer in der Verfügung über sein Eigentum nicht beschränkt werden. Es genüge, wenn er sich verpflichte, für jeden eingehenden Bauernhof eine Häuslerfamilie auf wenigstens zwei Morgen Gartenland anzusetzen.

Das war mehr, als Stein vertragen konnte; er schrieb an den Rand des Berichtes: Cessat in totum (Fort damit!). Er beauftragte nunmehr die Immediatkommission mit der Prüfung der Frage. Schön war im Grunde ganz einverstanden mit Friese, aber er lenkte bis zu einem gewissen Grade ein. Nur die Bauerngüter, die in Ostpreußen seit 1752 und in Westpreußen seit 1772 neu eingerichtet waren, gab er den Junkern bedingungslos preis, mit der sonderbaren Begründung, sie seien infolge eines erhöhten Wohlstandes entstanden, und da dieser Wohlstand durch den Krieg vernichtet worden sei, hätten sie keine Existenzberechtigung mehr. Von den Bauerngütern alten Ursprunges sollten die zu erblichem Rechte ausgetanen, die verhältnismäßig selten waren, geschützt bleiben. Die nicht erblichen Bauernhöfe aber, also die große Mehrzahl, sollten zusammengeschlagen werden dürfen, wenn die neu geschaffenen Etablissements nicht mehr als — *je nach* der Güte des Ackers — vier bis acht Hufen enthielten. Bauernland dieser Art sollte auch in Vorwerksland verwandelt werden dürfen, unter der Bedingung, daß die Gutsbesitzer für jede Hufe, die sie einzögen, eine andere Hufe, und zwar zu erblichen Rechten austäten. Auch diese Güter sollten die Größe von vier bis acht Hufen haben und freier Besitz sein: „ohne Dienst-, Mühlen- und Getränkezwang"; die Gutsbesitzer sollten von diesen neuen Bauern nicht mehr verlangen, daß sie frondeten oder ihr Getreide auf seine Mühle brächten oder ihr Getränke aus seiner Brennerei entnähmen.

Schön wollte also die Bauern nicht ganz opfern. Ihre Masse sollte zwar zu besitzlosen Taglöhnern herabgedrückt, aber ein kleiner Stamm freier Großbauern gerettet werden. Was ihn zu dieser Inkonsequenz bewog, war wohl das Vorbild der Kölmer, die er als eine Zierde seiner ostpreußischen Heimat betrachtete, und so wird es auch die Erinnerung an die freien und wohlhabenden Bauern Westfalens gewesen sein, die Stein veranlaßte, in noch viel ärgerer Inkonsequenz den Vorschlägen Schöns zuzustimmen und ihnen durch eine Verordnung vom 14. Februar 1808 gesetzliche Kraft zu geben. Schön schränkte sein Prinzip der alleinseligmachenden Konkurrenz einigermaßen im Interesse der Bauern ein, Stein aber vergaß seinen sittlichen Abscheu gegen das Bauernlegen im Interesse des Adels.

Die Februarverordnung von 1808 gehört untrennbar zu dem Oktoberedikt von 1807, deren Lobpreiser allerdings von ihr zu schweigen pflegen. Es ist ja auch bitter für den patriotischen Eifer, zu gestehen, daß diese berühmte Urkunde der Bauernbefreiung die Existenz der bäuerlichen Klasse schwerer gefährdet hat, als sie selbst im friderizianischen Staate gefährdet gewesen war. Es war ein Glück für die Bauern, daß die durch den Krieg mitgenommenen Gutsbesitzer nicht die nötigen Betriebsmittel besaßen, um das Bauernlegen in dem Umfang durchzuführen, den ihnen die Februarverordnung gestattete. Sonst wäre die Bauernklasse sofort in eine große Zahl von Taglöhnern und eine kleine Zahl von Besitzern sehr großer Stellen, eine Art Mittelding zwischen Bauern und Gutsherren, aufgelöst worden. Wenn nun aber das Schweigen, das in der patriotischen Legende über die Februarverordnung herrscht, sich einigermaßen durch die verhältnismäßig geringe Wirkung erklärt, die sie praktisch gehabt hat, so ist auf

den ersten Blick ganz unerklärlich, daß sie bei manchen Schriftstellern, die von ihr sprechen, als bauernfreundliche Maßregel erscheint. Aber dies Rätsel erklärt sich dadurch, daß die Junker sie aufs wütendste bekämpft haben, weil sie dem Bauernlegen noch gewisse Schranken setzte.

Soweit bei diesem wilden Ansturm das Interesse der landwirtschaftlichen Kultur geltend gemacht wurde, erhielt es die richtige Beleuchtung dadurch, daß gleichzeitig das Eigentumsrecht der Domänenbauern gesichert wurde. Es ist schon erwähnt, daß die ostpreußischen Domänenbauern bereits vor dem Oktoberedikt von der Erbuntertänigkeit befreit waren; nun bekamen sie durch Stein auch echtes Eigentumsrecht an ihren Hufen. Um irgendwelche Großmut des „sozialen Königtums" handelte es sich natürlich auch dabei nicht; der Domänenfiskus glaubte nur mit Recht ein gutes Geschäft zu machen, wenn er die Bauern auf eigene Füße stellte und nicht einmal eine Entschädigung verlangte; es genügte ihm, daß er die Unterstützungen los wurde, die er als Eigentümer des Grund und Bodens den Bauern in Notfällen zu leisten hatte (Ersatz der Hofwehr und des Zugviehs nach Unglücksfällen, Lieferung von Saatkorn und Brotkorn, wenn Mangel eintrat usw.).

Es war also nicht das Interesse landwirtschaftlicher Kultur, sondern wildeste Raubgier, wenn die Junker das Recht des unbedingten Bauernlegens verlangten und, solange es ihnen nicht gewährt war, dem Oktoberedikt den unerbittlichsten Krieg machten. Zunächst suchten sie es überhaupt zu verheimlichen, was ihnen, da sie in den Behörden saßen und Zeitungen so gut wie gar nicht existierten, wenigstens für die Bauern nicht, auch gut gelang. Und als die Bauern doch dahinter kamen, übertrumpften die Junker ihre Ansprüche nur. Lehmann sagt darüber in seiner Biographie Steins: „Sie ließen die klarsten Bestimmungen des Edikts unausgeführt. Sie gaben nicht nur diejenigen nicht frei, die sofort freigelassen werden sollten, sondern erstreckten die Untertänigkeit sogar auf bisher freie Leute. Sie weigerten sich, denjenigen, deren Erbuntertänigkeit erst 1810 erlosch, bei Unglücksfällen die Unterstützung zu gewähren, zu der sie verpflichtet waren. Sie warfen die Last der Einquartierung hauptsächlich auf die Bauern. Sie steigerten die Fronden dermaßen, daß ein hochgestellter Richter, selbst adligen Ursprungs, Baron v. Kospoth, erklärte: der Dienst beim Kartoffelbau sei nicht mehr zu leisten, denn die Verpflichtung der Untertanen habe sich um das Siebenfache vermehrt." Wenn aber durch diese nichtswürdigen und unverschämten Herausforderungen Bauerntumulte entstanden, wie namentlich in Schlesien, so requirierten die Junker zu deren Bändigung französisches Militär. Die gesalzenen Rechnungen, die sie dafür zu zahlen hatten, verbitterten ihnen allerdings dies patriotische Vergnügen.

Aber die Junker haben von jeher gewußt, weshalb sie schreien, schreien und abermals schreien. Über ihr Treiben in Schlesien schrieb der Kanzler Schroetter an Stein: „Es sind nicht die Untertanen, sondern die Gutsherren, die das Edikt vorsätzlich mißverstehen; es ist kein Wunder, daß die erbitterten Gemeinden tumultuieren; es sind die Gutsherren, die bestraft werden müßten, sie, die die Bauern zur Verzweiflung treiben." Aber derselbe Kanzler Schroetter wußte sich keinen anderen Rat vor den schreienden Junkern, als daß man ihnen doch den Mund stopfen möge, durch eine neue Gesindeordnung, die durch Einführung eines Zwangsgesindedienstes der

Aufhebung der Erbuntertänigkeit sozusagen das Herzstück ausgebrochen hätte.

Dafür war Stein nun freilich nicht zu haben. Seine Kampfnatur wurde durch das Toben der Junker nicht eingeschüchtert, zurückzugehen, sondern gereizt, vorwärts zu schreiten. Er sah jetzt ein, daß den Junkern, wenn mit der Aufhebung der Erbuntertänigkeit Ernst gemacht werden solle, die adlige Gerichtsbarkeit und Ortspolizei genommen werden müsse. Sie war in der Tat unverträglich mit dem Oktoberedikt; selbst Urjunker v. d. Marwitz hatte in seiner anmutigen Sprechweise erklärt, Gerichtsbarkeit, Ortspolizei, Kirchen- und Schulpatronat müßten fallen, wenn jeder hergelaufene Kerl ein Rittergut kaufen dürfe. Aber das war nur die beliebte Manier der Junker, eine ihnen unbequeme Neuerung durch deren angeblich abschreckende Konsequenzen zu verdächtigen. Sobald sich niemand dadurch schrecken läßt, pfeifen sie sofort die entgegengesetzte Melodie.

Vorläufig stieß Stein wieder auf die Opposition der beiden Schroetter, die er dadurch beseitigte, daß er dem Minister Schroetter befahl, die Behandlung der Sache an Friese und Morgenbesser, die beiden radikalsten Räte der Provinzialdepartements, zu übertragen. Stein benutzte dann auch das, damals noch sehr ungewöhnliche, Mittel der Presse. Unter anderem erschien in der Königsberger Zeitung ein Dialog, der die adlige Gerichtsbarkeit eine Winkeljustiz nannte zum Nachteil des natürlichen Rechtes; der Eßtisch, zu dem der Gerichtsherr den Gerichtsverwalter lade, sei ein Korruptionsmittel, das zwar unverdächtig aussehe, aber nichtsdestoweniger wie feines Gift wirke. Der Rittergutsbesitzer wurde in diesem Dialog mit einem Manne verglichen, der Kläger, Richter und Henker in einer Person sein wolle, und der Aktenwagen des Justiziarius, der auf den Hof gefahren kam, mit den Thespiskarren, wie sie vor der Errichtung stehender Bühnen einherzogen.

Die Junker aber setzten sich aufs hohe Pferd der Uneigennützigkeit. Die Patrimonialgerichtsbarkeit sei eine Last für sie, führte das ständische Komitee von Ostpreußen aus, die sie nur im Interesse des Gemeinwohls trügen. Gewöhnlich erließen sie die Sporteln, und meistens schlichteten sie die Streitigkeiten friedlich zur Zufriedenheit beider Teile, so daß es sehr viele Güter im Lande gäbe, wo jahrelang kein Gerichtstag gehalten werde. Jage man den Landmann zum Gericht in die Stadt, so verliere er Geld und Zeit, gewöhne sich ans Wirtshausleben, vernachlässige die eigene und die gutsherrliche Wirtschaft und schließlich kämen alle an den Bettelstab.

Stein ließ den Biedermännern durch Schön in einem Schreiben voll köstlicher Ironie antworten. Es sei höchst dankenswert, daß sie so schwere Lasten im Interesse des Gemeinwohls auf sich nähmen. Aber das sei ihnen auch nach Aufhebung der adligen Gerichtsbarkeit unbenommen. Sie könnten auch fürderhin Streitigkeiten zur Zufriedenheit beider Teile friedlich schlichten und die notwendig zu zahlenden Gerichtskosten für die Personen entrichten, die auf ihrem Gute wohnten. Überhaupt sollten sie in keiner Weise gehindert werden, Gutes zu tun, aber es ginge nicht an, daß jahrelang keine Gerichtstage gehalten würden. In einem wohlgeordneten Staate dürfe die Rechtspflege niemals ruhen. Worauf dann das Junkerkomitee wieder mit der Miene vollkommenster Unschuld verleugnete, was es eben beteuert hatte. Die angeblich kostspielige Patrimonialgerichtsbarkeit sei eine

sehr einträgliche Sache, für deren Verlust sie jedenfalls entschädigt werden müßten.

Nunmehr erkannten die Junker jedoch, daß mit Stein nicht zu spaßen war. Da ihr Witz ausgegangen war, so legten sie ihm eine Mine, und zwar der Sicherheit wegen gleich eine doppelte. Sie denunzierten der französischen Behörde einen franzosenfeindlichen Brief, von dem sie wußten, daß Stein ihn durch einen Kurier abgesandt hatte, und sie hetzten die Königin auf, deren leichtlebige Vergnügungssucht durch Steins Einschreiten gegen die höfische Verschwendung ohnehin gereizt worden war. Darüber stürzte Stein, und die agrarische Reform hatte einstweilen ein Ende.

Überblickt man ihren Verlauf, so liegt auf der Hand, daß die Junker den Sieg davongetragen hatten. Sie blieben im Besitz aller Standesvorrechte und im Genuß aller Abgaben und Fronden, die sie den Bauern im Laufe der Jahrhunderte aufgedrängt hatten. Das Oktoberedikt verbesserte wesentlich ihre wirtschaftliche Lage, und soweit es ihnen durch die Aufhebung der Erbuntertänigkeit einen wohltätigen Zwang antat, gewährte es ihnen in weitem Umfang das Bauernlegen, das ihnen selbst der friderizianische Staat verwehrt hatte. Das seltsamste aber war, daß dieser Erfolg den Junkern durch die bürgerlichen Reformer bereitet wurde. Die Junker wußten wohl, was sie wollten, aber ihr Wille schritt in einem plundrigen Mantel einher, dem die nackte Habgier aus allen Löchern lugte. Darüber warfen die bürgerlichen Reformer ein prunkendes Staatskleid neuester Fasson. Nicht aus Liebedienerei gegen die Junker, denn die Schön und Genossen waren in ihrer Art durchaus ehrliche Feinde der Junkerherrschaft. Auch verstanden sie vortrefflich die bürgerliche Freiheit, in dem historischen Doppelsinn, wonach der Arbeiter als freie Person über seine Arbeitskraft verfügen, aber auch frei sein soll von allen zur Verwirklichung seiner Arbeitskraft nötigen Sachen. Ihr Pech war nur, daß ihrer Theorie der lebendige Boden fehlte. Sie war eine importierte Ware; als Produkt einer fremden Wirklichkeit wurde sie dogmatisch auf Zustände angewandt, zu denen sie paßte wie die Faust aufs Auge.

Das wäre unmöglich gewesen, wenn die bürgerlichen Reformer eine selbstbewußte Klasse hinter sich gehabt hätten. Diesem Mangel suchten sie nun freilich auch abzuhelfen, indem sie nicht nur darauf bedacht waren, das Bauernlegen der Junker zu rechtfertigen, sondern auch die Fesseln der Städte zu lösen. Sie waren sogar verständig genug, dabei nicht Adam Smith oder Immanuel Kant zum Muster zu nehmen, sondern die praktischen Leistungen der französischen Revolution. Doch hiervon demnächst.

Ein Pronunziamento.

Von K. Kautsky.

Die Genossen Arons und Heine senden der Redaktion der „Neuen Zeit" eine Erklärung und ersuchen, sie mit den Namensunterschriften in der nächsten Nummer zu veröffentlichen. Es ist anzunehmen, daß diese Erklärung der gesamten Parteipresse zugeht und daher der großen Mehrzahl unserer Leser schon bekannt ist, wenn sie die vorliegende Nummer zur Hand bekommen. Trotzdem sei dem Wunsche der beiden Genossen willfahrt.

Die Einsendung lautet:

Erklärung.

Die Unterzeichneten bedauern den Ausschluß des Genossen Hildebrand durch den Chemnitzer Parteitag. Gleichgültig, ob oder wieweit sie Hildebrands Anschauungen billigen oder verwerfen, fürchten sie, daß der Beschluß eine Hemmung der wissenschaftlichen Forschung in der Partei zur Folge haben wird, und sehen darin einen Widerspruch zu dem alten sozialdemokratischen Grundgedanken, daß die praktische Politik der Partei auf der wissenschaftlichen Erkenntnis der Tatsachen zu beruhen habe.

Die Unterzeichneten erwarten, daß Hildebrand, wie er es auf dem Parteitag erklärt hat, sich nach wie vor als Sozialdemokrat fühlen und für die Sozialdemokratie arbeiten wird, und daß ein späterer Parteitag Gelegenheit finden wird, den Chemnitzer Spruch wieder aufzuheben.

W. Adelung, M. d. L. (Mainz); L. Arons (Berlin); E. Auer, M. d. L. (München); J. Bachus (Mainz); J. Bauer (Mainz); H. Bäuerle (Rüstringen); G. Behrendt (Hamburg); J. Bloch (Berlin); B. Borchardt (Berlin); H. Brosig (Breslau); Louis Cohn (München); Fr. Conrady (Mainz); E. David, M. d. R. (Berlin); H. Delp (Darmstadt); E. Dietzgen (Wiesbaden); C. Dittrich (Breslau); N. Eichenmüller (Nürnberg); A. Eisinger (Mainz); J. Eisenschnik (München); K. Eisner (München); J. Engelmann (Mainz); W. Engler, M. d. L. (Freiburg); Kath. Erber (Nürnberg); A. Erdmann, M. d. R. (Köln); E. Fischer, M. d. R. (Dresden); G. Gaertner (Nürnberg); G. Geisler (München); J. Greb (Mainz); M. Gruber (München); R. Grumbach (Freiburg); Helene Grünberg (Nürnberg); W. Hausenstein (München); J. Heiden (Frankfurt); W. Heine, M. d. R. (Berlin); A. Hepner (München); E. Herber (Fürth); R. Herrmann (Breslau); W. Herzberg (Nürnberg); C. Hoffmann (Bielefeld); Otto Hue (Essen); P. Hug, M. d. L. (Oldenburg); J. Hütsch (Darmstadt); P. Kampffmeyer (München); A. Kaufmann (München); G. Klomann (Mainz); W. Knoblauch (Darmstadt); A. Kobelt (Mainz); Karl Kollwitz (Berlin); Käthe Kollwitz (Berlin); F. Krämer (Nürnberg); M. Kratzsch (München); E. Kräuter, M. d. L. (Freiburg); G. Landsberg (Breslau); F. Laufkötter (Hamburg); Hugo Lindemann, M. d. L. (Stuttgart); A. Linke (Dessau); P. Löbe (Breslau); P. Maar (Nürnberg); Ph. Martgloff (Mainz); Hulda Maurenbrecher (Mannheim); Max Maurenbrecher (Mannheim); J. Meyer, M. d. L. (Oldenburg); Ad. Müller, M. d. L. (München); Paul Müller (Berlin); Ph. Müller (Breslau); J. Munk (Mainz); E. Neukirch (Breslau); Ch. Odenthal (Hamburg); J. Oertel (Nürnberg); R. Paulick (Dessau); A. Peikert (Breslau); H. Peus, M. d. R. (Dessau); F. Philipp (Breslau); W. Pichler (Mainz); L. Quessel, M. d. R. (Darmstadt); L. Radlof (Ludwigshafen); S. Rosenfeld (Berlin); G. Rössing (Nürnberg); A. Saenger (München); O. Schembor (Zittau); B. Schildbach (Mainz); M. Schippel (Berlin); Else Schlomer (Lübeck); J. Schlomer, M. d. B. (Lübeck); F. Schmid, M. d. L. (München); Konrad Schmidt (Berlin); H. Schneider (Nürnberg); M. Schneider (Nürnberg); J. Schnöcklein (Nürnberg); G. Scholich (Breslau); K. Schreck (Bielefeld); Wilh. Schröder (Berlin); A. Schulz (München); K. Schulz (Nürnberg); K. Schütze (Dessau); W. Seel (Mainz); Karl Severing (Bielefeld); G. Srowig (Breslau); A. Steiniger (Hamburg); Emmy Stock (Berlin); A. Stork (Darmstadt); E. Strauß (München); A. Strößner (Nürnberg); A. Südekum, M. d. R. (Berlin); R. Sußmann (Berlin); R. Thielberg (Hamburg); W. Thomas (Mainz); C. Tietze (Mainz); J. Timm, M. d. L. (München); A. Töpfer (Hamburg); M. Treu (Nürnberg); P. Umbreit (Berlin); G. v. Vollmar, M. d. R. (Soiensaß); G. Weill, M. d. R. (Straßburg); F. Weinläder (Nürnberg); A. Weißmann (Freiburg); Ph. Wiemer (Nürnberg); M. Wiener (Breslau); A. Winnig (Hamburg); R. Wissell (Berlin); G. Wolff (Breslau); J. Zadek (Berlin); H. Zeeh (Mainz); Wally Zepler (Berlin); H. Zwista (Nürnberg).

Ich betrachte mit den Unterzeichnern dieser Erklärung und in voller Übereinstimmung mit ihren Ausführungen über das Verhältnis von wissenschaftlicher For-

schung und praktischer Politik in der Sozialdemokratie den Ausschluß Gerhard Hildebrands aus der Partei als einen bedauerlichen Mißgriff und gebe mich mit ihnen der Erwartung hin, daß die Partei bei der ersten geeigneten Gelegenheit diesen Mißgriff wieder gutmachen wird. Zugleich glaube ich aber auch der Gewißheit Ausdruck geben zu sollen, daß dieser Ausschließungsbeschluß keinen wissenschaftlich arbeitenden Genossen veranlassen wird, im Forschen nach dem, was ist, zu erlahmen und im Bekennen des für richtig Erkannten zu ermatten.

Ed. Bernstein, M. d. R. (Berlin.)

So der Protest, der den Eindruck eines richtigen Pronunziamentos macht.

Natürlich soll keinem Parteigenossen sein gutes Recht verkümmert werden, an den Beschlüssen des Parteitags Kritik zu üben. Bisher geschah dies jedoch in der Weise, daß man Argumente vorbrachte, Beweisgründe. Die Protesterklärung sucht nicht durch die Wucht ihrer Argumente zu wirken — sie führt keine an —, sondern durch die Wucht der Namen oder, richtiger gesagt, durch die Zahl der Namen, denn unter den Unterzeichnern sind nicht wenige, die nur einem engeren Freundeskreise bekannt sein dürften, deren Namen ich wenigstens zum erstenmal lese.

Übrigens wirkt auch diese Zahl nicht überwältigend.

Das Verfahren, Argumente durch Namen zu ersetzen, ist sicher nicht wissenschaftlich. Eine sachliche Erörterung der Frage, inwiefern die Freiheit wissenschaftlicher Forschung durch den Ausschluß Hildebrands bedroht sein soll, ist bei diesem rein persönlichen Verfahren schwer möglich. Trotzdem sei sie versucht.

Hat der Parteitag etwa einen Versuch gemacht, Hildebrand an der Herausgabe weiterer Bücher und Schriften über seine besonderen Anschauungen zu hindern, oder hat er den Parteigenossen verboten, Hildebrands Arbeiten zu lesen? Mit nichten! Hildebrand kann nach wie vor schreiben, was er will, und die Genossen können lesen, was sie wollen. Wo ist da die Hemmung der wissenschaftlichen Forschung zu sehen? Darin, daß der Parteitag erklärt, Hildebrands Anschauungen seien nicht sozialdemokratische? Aber wenn der Parteitag sich die überflüssige Mühe hätte machen wollen, zu erklären, Sombart und Herkner, Adolf Wagner und Schmoller seien keine Sozialdemokraten, würde dadurch deren wissenschaftliche Forschung im geringsten gehemmt? Warum soll das gerade bei Hildebrand der Fall sein?

Die Erklärung der Freunde Hildebrands gibt nicht nur keine Gründe für ihre Ausführungen an, sondern ist auch so vorsichtig, jeder Formulierung eines bestimmten Grundsatzes aus dem Wege zu gehen, der unsere Haltung gegenüber der wissenschaftlichen Forschung bestimmen soll. Da sie aber gegen den Ausschluß Hildebrands protestieren ohne Rücksicht darauf, welches Hildebrands Anschauungen sind, ob sie sie „billigen oder verwerfen", sollte man annehmen, daß sie im Interesse der wissenschaftlichen Forschung fordern, jede Anschauung, sobald sie auf wissenschaftlichem Wege gewonnen, berechtige zur Mitgliedschaft in unserer Partei.

Nur unter der Voraussetzung dieses Grundsatzes wird ihr Protest verständlich. Aber man begreift wohl, daß sie sich scheuen, ihn ausdrücklich zu formulieren, denn er würde zu den absurdesten Konsequenzen führen. Mancher ist mit den Mitteln wissenschaftlicher Forschung auch zu der Überzeugung gelangt, die ganze Sozialdemokratie sei verkehrt und verderblich. Wie viele unserer Professoren, die als Studenten Sozialdemokraten waren,

sind diesen Weg gewandelt! Sollen Ergebnisse dieser Art ebenfalls zur Parteimitgliedschaft berechtigen, weil sie wissenschaftliches Gewand tragen?

Es ist offenbar, irgendeine Grenze muß gezogen werden, nicht jedes Ergebnis, zu dem jemand mit den Mitteln wissenschaftlicher Forschung gelangt, kann ihm das Recht zur Mitgliedschaft in der Partei geben. Jeder Forscher soll nach der Erkenntnis der Wahrheit streben ohne Rücksicht auf die praktischen Konsequenzen. Aber jeder soll auch darin ohne Rücksicht der Wahrheit die Ehre geben, daß er nicht Sozialdemokrat bleiben will, wenn seine Auffassungen liberale oder nationalsoziale geworden sind. Er hat das Recht, die Sozialdemokratie für seine abweichenden Meinungen gewinnen zu wollen. Dies Recht hat jeder, auch wenn er nicht Parteigenosse ist. Aber er hat nicht das Recht, sich der Sozialdemokratie aufzudrängen, wenn sich diese von seinen Anschauungen nicht überzeugen läßt.

Der Protest sieht in dem Ausschluß Hildebrands einen Widerspruch zu „dem alten sozialdemokratischen Grundgedanken, daß die praktische Politik auf der wissenschaftlichen Erkenntnis der Tatsachen zu beruhen habe".

Aber dieser „Grundgedanke" sagt doch nur, daß wir unsere Ziele und die Mittel zu ihrer Durchführung nicht aus bloßen gemütlichen oder ethischen Bedürfnissen, sondern aus der wissenschaftlichen Erforschung der kapitalistischen Welt zu gewinnen haben, und daß wir sie nicht von Fall zu Fall festsetzen dürfen, sondern in ein einheitliches, widerspruchsfreies System bringen sollen, das auf der Erkenntnis des gesellschaftlichen Gesamtzusammenhanges beruht.

Unser „Grundgedanke" kann unmöglich sagen, daß wir die gröbsten Widersprüche gegen dieses wissenschaftlich gewonnene System dann als vereinbar mit ihm anerkennen sollen, wenn sie ein wissenschaftliches Gewand tragen.

Das wollen wohl die Unterzeichner des Protestes auch selbst nicht sagen. Was soll aber dann der Hinweis auf den „alten sozialdemokratischen Grundgedanken"?

Wollten sie aber wirklich behaupten, dieser „Grundgedanke" verbiete es, jemand wegen Anschauungen, die in wissenschaftlichen Mäntelchen auftreten, aus der Partei auszuschließen, dann setzten sie sich mit sich selbst in Widerspruch, indem sie den Wunsch aussprechen, Hildebrand möge sich nach wie vor als Sozialdemokrat fühlen. Damit sagen sie doch selbst, daß in der Sozialdemokratie nur für sozialdemokratische Anschauungen Platz ist, nicht für jedes Resultat wissenschaftlicher Tätigkeit. Sie erkennen damit an, daß jemand, den seine Studien zu Anschauungen bringen, die nicht sozialdemokratisch sind, kein Anrecht darauf hat, in der Sozialdemokratie geduldet zu werden. Sie bezeugen damit, daß der Unterschied zwischen ihnen und der Mehrheit des Chemnitzer Parteitags nicht darin liegt, daß sie die Interessen der wissenschaftlichen Forschung wahren wollen, indes die Mehrheit der Partei sie mißachtet, sondern darin, daß sie unter sozialdemokratischen Anschauungen wenigstens zum Teil etwas anderes verstehen als die meisten Parteigenossen.

Wollten sie nur das konstatieren, würden sie kaum Widerspruch erfahren.

Energischer Widerspruch fordert ihr Protest dagegen deshalb heraus, weil er unter dem Scheine, die Freiheit der Wissenschaft zu wahren, etwas anderes verlangt: die Befreiung derjenigen, die Wissenschaftler sind oder sich als solche dünken, von den Schranken, die in der Partei für die gewöhn-

lichen Parteigenossen mit dem „beschränkten Untertanenverstand" aufgerichtet sind.

Und hier finden wir des Pudels Kern. Das jüngste Pronunziamento ist nur eine neue Bekundung des alten Strebens, den Intellektuellen in der Partei Sonderrechte zu gewinnen. Zuerst forderte man, die Abgeordneten (wenigstens der Landtage) sollten nicht durch Parteitagsbeschlüsse gebunden sein, dann sollte ein sozialdemokratischer Bürgermeister über Parteibeschlüssen stehen, jetzt soll der Parteitag nicht mehr bekunden dürfen, welche Anschauungen sozialdemokratische sind, welche nicht, wenn irgend ein Intellektueller sie äußert, der die Kunst versteht, Bücher zu schreiben.

Die Intellektuellen sollen alle Rechte eines Parteigenossen haben, aber nicht alle Pflichten.

Die überlassen die Männer der wissenschaftlichen Forschung ruhig den Proletariern.

Man braucht kein Verehrer der Politik der schwieligen Faust zu sein, wenn man sich freut, daß die Proletarier stets den Anspruch der Intellektuellen auf eine privilegierte Stellung in der Partei zurückgewiesen haben und hoffentlich auch in der Zukunft zurückweisen werden.

Denn derartige Anforderungen werden immer wieder gestellt werden. Wir haben darin eine Wachstumserscheinung unserer Partei zu sehen.

Daß Intellektuelle, die unserer Partei beitraten, früher oder später aus dem einen oder anderen Grunde an ihr irre wurden oder Tendenzen entwickelten, die unvereinbar mit denen der Partei waren, ist seit jeher vorgekommen. Viel seltener ereignete sich's bei Proletariern, die ja die Notwendigkeit des Klassenkampfes zusammenschmiedet.

Solange die Partei klein war, die Parteiarbeit sich im Nebenamt vollzog, die Zahl der Mandate gering, die sie zu vergeben hatte, da vollzog sich in solchen Fällen der Prozeß der Scheidung von der Partei meist leicht und geräuschlos. Anders heute, wo die Partei über so viele Redaktionsstellen und Mandate verfügt, wo so viele Existenzen mit der Partei verbunden sind. Da kann der Prozeß des Ausscheidens aus der Partei ein schmerzlicher werden, da liegt es für solche, die mit der Partei in Widerspruch geraten, nahe, sich diesem Prozeß dadurch entziehen zu wollen, daß sie die Partei zu größerer Weitherzigkeit veranlassen. Da werden sie, wenn das nicht gelingt, darin eine unerträgliche Hemmung ihrer Meinungsfreiheit erblicken.

In derselben Richtung wirkt ein anderer Faktor, und der ist vielleicht noch wichtiger, als der eben erwähnte: die stete Verschärfung der Klassengegensätze.

Solange unsere Partei und ebenso die gewerkschaftliche Organisation klein waren, bildete das Mitleid mit den proletarischen Massen ein starkes Motiv in der bürgerlichen Welt. Es erlischt in dem Maße, in dem das Proletariat erstarkt und die bürgerliche Welt mehr bedroht. Alle die Arbeiterfreunde, die eine Hebung des Proletariats wünschen und doch in ihrem Denken bürgerlich bleiben, sich eine andere als die bestehende Produktionsweise nicht vorstellen können, sie verlieren zusehends ihren Resonanzboden in der Bourgeoisie. Um praktisch zu wirken, fühlen sie sich gedrängt, zu der einzigen Partei zu gehen, in der praktische Arbeiterfreundlichkeit sich entfalten kann, zur Sozialdemokratie. Aber bei allem redlichen Willen wirken sie hier keineswegs förderlich.

Was die Intellektuellen dem Proletariat bringen können, ist einzig höhere wissenschaftliche Erkenntnis. Gerade diese vermögen aber Elemente nicht zu entfalten, denen es versagt bleibt, die bürgerliche Beschränktheit zu überwinden. Ihre Intelligenz reicht nur so weit, bürgerliche Anschauungen auf die proletarischen zu pfropfen, Konfusion und Streit, also Schwächung des Klassenkampfes herbeizuführen.

Sie wären höchst wertvoll, wenn sie im bürgerlichen Lager blieben und dort im Interesse der Arbeiterschaft wirkten. Wird ihnen das durch die zunehmenden Klassengegensätze erschwert, so wird es doch nicht ganz unmöglich gemacht, und alles, was sie dort für das Proletariat herausschlagen, ist Gewinn.

Man denke zum Beispiel an einen Abbe. Er hat höchst Anerkennenswertes geleistet, hätte aber nur schaden können, wäre es ihm eingefallen, als praktischer Politiker in unseren Reihen wirken zu wollen.

Trotzdem werden solche Versuche immer wieder von dazu untauglichen Personen unternommen. Nicht wenig wirkt dabei die Verlockung, auf solche Weise am bequemsten zu allgemeiner Beachtung zu gelangen.

Die bürgerliche Presse ist heute eifrig darauf aus, alles zu registrieren und an die große Glocke zu hängen, was als Annäherung an bürgerliches Denken in unserer Partei gedeutet werden kann. Schriftsteller, die völlig unbeachtet blieben, wenn sie etwa liberalisierende Gedanken als Liberale entwickelten, werden verhimmelt, wenn sie diese Gedanken als Mitglieder der Sozialdemokratie veröffentlichen. Welch großer Mann war Calwer, solange er Sozialdemokrat hieß. Seitdem er aufgehört hat, es zu sein, wird er allseitig ignoriert.

Und hier liegt die große Gefahr, die der „wissenschaftlichen Forschung" von Leuten wie Hildebrand droht. Ihre Wissenschaft verliert jede Bedeutung und hört auf, irgend jemand zu interessieren, sobald sie nicht mehr Parteimitglieder sind. Hildebrands „Forschungen" wurden bisher nicht wegen ihrer Bedeutung für unsere Erkenntnis beachtet, sondern wegen der Tatsache, daß ein Sozialdemokrat so unsozialdemokratische Äußerungen machen konnte.

Wie gering ihre wissenschaftliche Bedeutung, ersieht man daraus, daß sich in der ganzen Debatte um Hildebrand meines Wissens kein Parteigenosse auf seine Seite stellte. Seine Freunde sagen wohl, seine Anschauungen seien höchste Wissenschaft, aber sie seien falsch. Eine famose Vermehrung unserer „wissenschaftlichen Erkenntnis"!

In der „Bergischen Arbeiterstimme" finden wir folgende Zusammenstellung:

> Eine Billigung oder auch nur Verteidigung von Hildebrands sachlichen Anschauungen ist auf dem Parteitag von keiner Seite erfolgt, selbst die Genossen, die gegen seinen Ausschluß sprachen, rückten sachlich weit von ihm ab. So erklärte Genosse Müller-München: „Das Buch, dessen Tendenz weder ich noch ein anderes Mitglied der Kommission teilt usw.", und ferner: „Ich halte die ökonomischen und sozialen Betrachtungen durchaus nicht für schlüssig." Ebenso erklärte Genosse Dr. Grabnauer: „... daß Hildebrand in der Tat Anschauungen vertritt, die viel von dem abweichen, was die Partei sonst vertritt." Auch Genosse Heine sagte: „Hildebrand ist ein Eingänger, mit dem ich mich nicht identifiziere." Vor dem Parteitag hatte Heilmann-Chemnitz schon in einer dortigen Parteiversammlung erklärt, Hildebrands Buch habe so gut wie keine wissenschaftliche Bedeutung.

Sehr richtig. Seine ganze Bedeutung bestand darin, daß der Mann, der es schrieb, sich Sozialdemokrat nennen durfte und von der bürgerlichen

Presse als Beweis der beginnenden Abwendung der Sozialdemokratie von ihren Zielen und Überzeugungen gepriesen werden konnte.

Diese billige Reklame verliert jetzt Hildebrand. Das ist sicher sehr schmerzhaft für ihn, aber doch keineswegs eine Hemmung wissenschaftlicher Forschung. Man begreift indes den Schmerz so manches Unterzeichners des Protestes, dessen wissenschaftliche Bedeutung auf ähnlicher Basis ruht.

Unter den gegebenen Verhältnissen ist es naheliegend, daß immer wieder Intellektuelle in unserer Partei aufstehen, die den Versuch machen, die Schranken unserer Partei als Verfechterin bestimmter Grundsätze, bestimmter Ziele mit bestimmten Mitteln zu durchbrechen. Die politische Entwicklung schafft immer wieder den Boden dafür und erweitert ihn, der von Anfang an durch die Beschaffenheit der geistigen Arbeit gegeben ist.

Ich habe schon in meiner Schrift über die soziale Revolution darauf hingewiesen, daß die Entwicklung der materiellen Produktion wohl immer mehr den Boden für den Kommunismus vorbereitet, daß aber die geistige Produktion unter ganz anderen Bedingungen vor sich geht als die materielle. Sie entwickelt die Tendenz nach Individualismus und Anarchismus.

So komme ich auch zu dem Resultat, der „Typus einer sozialistischen Produktionsweise sei Kommunismus in der materiellen Produktion, Anarchismus in der geistigen" (S. 109).

Dieser Gegensatz zwischen der Art materieller und geistiger Produktion wirkt auf unsere Parteitätigkeit zurück. Die Menschen der materiellen Produktion sind weit leichter zu organisieren und zu disziplinieren wie die der geistigen Produktion. Diese neigen immer zu Disziplinlosigkeit und Anarchismus.

Das ist zu begreifen, aber in einer Organisation des proletarischen Klassenkampfes in keiner Weise zu dulden.

Wir können nur Intellektuelle brauchen, die gewillt und imstande sind, sich der für den proletarischen Klassenkampf gebotenen Disziplin unterzuordnen. Wer das nicht kann, der mag ein vortrefflicher Mensch, unter Umständen sogar ein bedeutender Forscher sein, zum Sozialdemokraten taugt er nicht. Der muß schon außerhalb unserer Partei für seine Ideale wirken.

Ein Agrarier für die Fleischeinfuhr.

Vor kurzem erschien eine beachtenswerte Schrift von Dr. J. N. Mueller über Fleischeinfuhr.[1] Schon vor einigen Jahren ist Mueller mit einer Denkschrift über die Fleischversorgungsfrage hervorgetreten, die er auf Grund hauptsächlich eigener Erfahrungen in Argentinien zu lösen sucht. Das genannte Werk soll, wie der Autor im Vorwort hervorhebt, in erster Linie dem Leser umfassendes Material für eine selbständige Beurteilung dieser Frage bieten. Er habe sich ganz auf offizielle, zum mindestens neutrale Grundlagen gestützt. Daß er aber in dieser Frage ganz objektiv urteilt, darf man wohl von einem Agrarier nicht erwarten. In der Tat ist Herr Mueller ein Agrarier durch und durch. Nicht nur tritt er für

[1] Dr. J. N. Mueller, Fleischeinfuhr? Betrachtungen über die Fleischversorgung Deutschlands, ihre Mängel, Gefahren und Sicherstellung. Berlin 1912, Verlag von Puttkammer & Mühlbrecht. Preis gebunden 2 Mark.

die Agrarzölle und die berüchtigten „sanitären" Maßnahmen ein, sondern er befürwortet auch nur eine kontingentierte Einfuhr von Gefrierfleisch. Trotzdem ist seine Schrift beachtenswert, und zwar nicht allein wegen der allerdings schon auch sonst bekannten Tatsachen, sondern hauptsächlich deshalb, weil Mueller den Agrariern einige recht unliebsame Wahrheiten sagt, die eben deshalb wertvoll sind, weil sie aus dem Munde eines Agrariers kommen.

Zunächst beschäftigt sich Mueller mit der Frage der Grundlagen unserer Ernährung und dem Mindestmaß der Fleischernährung. Er weist dabei darauf hin, daß nach den bekannten Hygienikern Rubner und Voigt der Mindestfleischbedarf einer erwachsenen Person 62 Kilogramm pro Jahr ausmacht; das Kaiserliche Gesundheitsamt reduziert dieses Quantum auf 55 Kilo. Aber auch dieser sehr niedrig angenommene Mindestfleischbedarf ist in keinem der letzten sieben Jahre wirklich gedeckt worden. Der berechnete Fleischkonsum stellt sich auf 52 bis 54 Kilo. Man weiß aber, wie unzuverlässig diese Zahlen über den Fleischkonsum sind. Es ist schon von mancher Seite (so auch vom Züricher Professor Eßlen) nachgewiesen worden, daß diese Zahlen viel zu hoch sind. Es ist ferner konstatiert worden, daß der wirkliche Konsum der minderbemittelten Familien bedeutend unter dem Durchschnitt steht. Mueller hebt noch ein neues Moment hervor: der Verbrauch von Fleisch setzt sich aus Fleischsorten verschiedener Qualität zusammen. Schweinefleisch macht rund 60 Prozent des gesamten Fleischverbrauchs aus; der Eiweißgehalt von Schweinefleisch ist aber um 18 Prozent niedriger als der von Rindfleisch. Um die erforderliche Eiweißmenge zu erhalten, müsse man dann mindestens 62,26 Kilo (bezw. 70,18 Kilo nach Voigt und Rubner) Fleisch verbrauchen. „Hinter diesem Satze bleibt aber der nachgewiesene Verbrauch mit 8,08 Kilo (bezw. 16,0) um 13 Prozent (bezw. 22,4 Prozent) denn doch in sehr erheblichem Maße zurück. Und so wird man," folgert Mueller, „zu dem Schlusse kommen müssen, daß es jedenfalls der Gesundheitspflege in den letzten Jahren nicht gelungen ist, die nach ihrem eigenen Gutachten als ausreichend anzusehende Fleischmenge dem Volke zur Verfügung zu stellen."

Schon die Konstatierung dieser Tatsache muß den Agrariern recht unangenehm sein. Aber es kommt noch etwas Schlimmeres. Unumwunden gibt Mueller zu, daß die Ursache dieser höchst beklagenswerten Erscheinung, die selbst für Deutschlands militärische Stellung gefährlich wird, in den hohen Fleischpreisen zu suchen ist, daß eben in der Preissteigerung eines für die Volksgesundheit und Kraftentwicklung unentbehrlichen Bedürfnisses das Bedenkliche zu sehen ist. Nun vertröstet man gewöhnlich den Konsumenten mit dem Hinweis darauf, daß die deutsche Landwirtschaft bald zur gänzlichen Emanzipierung des inländischen Konsums von ausländischer Zufuhr führen werde. Unbarmherzig zerstört Mueller diesen leichtfertigen Optimismus. Nicht allein, daß die Erfahrungen der letzten Jahre auf dem Gebiete der Viehzucht, wie sie in den Ergebnissen der Viehzählungen vorliegen, zu allem anderen eher als zu solchem Optimismus berechtigen, auch die Tatsachen des wirtschaftlichen Lebens widersprechen diesen optimistischen Erwartungen aufs entschiedenste. Die Viehzüchter widersetzen sich nämlich bewußt jeder Vermehrung des Viehbestandes, die die Vieh- und Fleischpreise drücken könnte. Wie kann man also erwarten, daß die einheimische Landwirtschaft demnächst selber den wachsenden Fleischbedarf decken werde, wenn die Agrarier die Produktion bewußt einschränken, um Fleischwucher treiben zu können? Was helfen alle Schutz- und Unterstützungsmaßnahmen, wenn die Agrarier die Fleischknappheit künstlich hervorrufen, um Wucherpreise zu erhalten?

Mueller erwartet dann auch sehr wenig von der Umwandlung der Moorländereien in Weideland, eine Umwandlung, die auf den Widerstand der Agrarier stoßen würde und die überhaupt, selbst im Falle unbedingter Konzentration auf

die Ziele der Viehzucht und höchster Anspannung der Kräfte (was von der preußischen Regierung gar nicht einmal zu erwarten sei), etwa in zehn Jahren so weit sein könnte, daß sie die Lücken in unserm Viehstapel wieder ausfüllt.

Daraus folgt nun für uns, daß wir die Vergesellschaftung des Grund und Bodens als die wirkliche Lösung auch der Fleischversorgungsfrage fordern müssen. Nur dann wird eine rationelle Viehzucht ohne Rücksicht auf die Preise eingeleitet werden können. Solange die Agrarier den Grund und Boden beherrschen, werden sie auch den Fleisch- wie den Getreidewucher treiben.

Mueller folgert jedoch nur, daß es notwendig ist, eine kontingentierte Menge von Gefrierfleisch einzulassen. Er sagt, die deutsche Landwirtschaft treibe Raubbau, verkaufe mehr, als der jährliche Herdenzuwachs erlaube. „Die Wahrheit über den Ernst der geschaffenen Lage darf man sich selbst nicht verhehlen. Das sind nicht die wahren Freunde der Landwirtschaft, die in ihr auch jetzt noch die Vorstellung von der unbegrenzten Leistungsfähigkeit ihrer Schlachtviehproduktion zu bestärken versuchen und den Anspruch auf die unbedingte Monopolstellung auf dem Markte lebendig halten, während sie sie auf der anderen Seite, um den Anforderungen des Marktes scheinbar gerecht zu werden, zu immer höheren, schon über das Maß einer wirtschaftlich gesunden Ausbeute hinausgehenden Leistungen antreiben. Die Steigerung der Intensivität der Viehwirtschaft in Verbindung von höchster Milch- und Fleischausbeute bei forcierender Nachzucht hat die gesunde Konstitution unserer Mutterkühe in manchen Herden bedenklich erschüttert, Scheidenkatarrh und Kälbersterben sind an der Tagesordnung und zehren im geheimen an dem Marke unserer Rindviehzucht, ohne daß eine öffentliche Seuchenkontrolle über ihre Verheerungen Buch führt. Es liegt in dem dringendsten Interesse unserer Viehzucht, mit dem in den letzten Jahren getriebenen Raubbau einzuhalten. Das ist aber nur möglich, wenn man sie von der sich selbst zugemuteten Überbürdung entlastet. Und so begegnet sich denn das wahre Interesse der verständigen, sich der Grenzen ihrer Kraft bewußten Produzenten mit dem bereits den Charakter einer ernsten Lebensfrage annehmenden Interesse der Konsumenten, deren Anspruch auf endliches Gehör mit jedem Tage wächst, in dem Suchen nach einem Ausweg aus dieser Schwierigkeit" (S. 57/58).

Diese sehr richtigen warnenden Worte Muellers müssen wir der Regierung und den Agrariern immer wieder vorhalten, um zu zeigen, daß die bisherige Wirtschaftspolitik nicht das Interesse der Landwirtschaft, sondern nur das eines Häufleins von Großgrundbesitzern auf Kosten der Landwirtschaft wahrnimmt. Von welcher Seite auch man die Frage des „Agrarschutzes" betrachtet, er erweist sich immer bloß als Schutz der Rente zum Schaden der landwirtschaftlichen Kultur.

Wenn Mueller selber nicht diese Schlußfolgerung macht, sondern sich bloß, wie gesagt, auf die Forderung der Einfuhr von Gefrierfleisch beschränkt, so deshalb, weil er die wahren Ursachen der von ihm selber konstatierten Erscheinung nicht begreift. Er meint, der so schädliche Raubbau sei auf die Aufforderung zurückzuführen, den Markt mit Fleisch zu versorgen. Wenn die Bauern ihr Rind oder Kalb auf den Markt bringen, so gewiß nicht deshalb, weil man sie dazu auffordert! Vermehren sie doch nicht ihren Viehbestand, obgleich man sie auch dazu auffordert! Nein, die Not, die hohen Steuern, die Teuerung zwingen den Bauer, sein Rind früh zu veräußern, und die hohen Viehpreise locken zum Raubbau an, während die Futtermittelzölle die Aufzucht im höchsten Grade zu erschweren. Mueller empfiehlt die Einfuhr von Gefrierfleisch, weil diese auf den Preis des einheimischen Fleisches nicht einwirke. Diese Annahme trifft nicht zu. Der Hinweis darauf, daß in London in gewissen Stadt-

vierteln hohe Fleischpreise gezahlt werden, beweist noch nichts. Denn in Deutschland sind eben die niedrigeren Qualitäten rasch im Preise gestiegen, was in London nicht der Fall war. Überhaupt kann Mueller unmöglich beweisen, daß sonst in London der Preis nicht noch höher gewesen wäre. Daß die englische Viehzucht trotz der steigenden Fleischeinfuhr sich mindestens ebensogut entwickelt wie die deutsche, ist ebenfalls kein Beweis dafür, daß die Einfuhr von Gefrierfleisch auf die Preisbildung keinen Einfluß habe, sondern nur ein Beweis gegen die Agrarzölle, die die Viehzucht erschweren. Wie dem aber auch sei, sollte die Preisentwicklung auch fernerhin in gleich rasendem Tempo vorwärtsschreiten wie bis jetzt, so wird sich der Raubbau noch verschärfen. Ja, Mueller, der die Zulassung von nur einer bestimmten Menge überseeischen Fleisches verlangt, rechnet schon mit diesem Raubbau als einer Tatsache. Man sieht, in welche Widersprüche Mueller selbst verfällt, weil er, die Schäden des Agrarschutzes einsehend, dennoch nicht aus seiner agrarischen Haut heraus kann.

Auf eine weitere Auseinandersetzung mit Mueller über die Notwendigkeit auch der Einfuhr von Vieh und frischem Fleisch sowie der Aufhebung aller Agrarzölle brauchen wir also nicht einzugehen. Wir empfehlen aber sein Werk den Genossen, da es jetzt eine brauchbare Waffe liefert. Spectator.

Zu Nogis Tod.

Von **Fritz Kummer.**

Kiten Nogi, der „japanische Moltke", ist seinem kaiserlichen Herrn freiwillig in das Reich der Schatten gefolgt. Am 14. September, als ein Kanonenschuß dem horchenden Volke die Abfahrt des toten Mikado von Tokio nach Kioto anzeigte, entleibten sich Nogi und seine Frau in ihrem Heime in Akasaki. Als Beweggrund dieses Doppelselbstmordes wird gesagt: Der ehemalige Samurai, der treue Anhänger des Sittenkodexes der feudalen Kriegerkaste, habe nicht in der Welt weiterleben wollen, aus der sein Herr, dem er ewige Treue geschworen habe, geschieden sei.

Diese Art Selbstopferung wird in Japan Junschi genannt. Sie wurde geboren von dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und an ihre Fähigkeit, im Jenseits dem gleichen Herrn dienen zu können. Der Junschi, der freiwillige Tod eines Vasallen oder auch gemeiner Untertanen beim Ableben des Herrn, galt im alten Japan für höchst ehrenvoll, wurde laut gepriesen, in der Poesie wenigstens, während sich die Praxis ziemlich ablehnend verhielt. Wie die Geschichtschreibung berichtet, habe der Junschi, die Selbstmordmanie, zuweilen so große Dimensionen angenommen, daß energisch gegen sie hätte eingeschritten werden müssen. Ob die Lust zur Selbstopferung wirklich so allgemein, die Junschifälle tatsächlich so zahlreich waren, wie erzählt wird, mag füglich bezweifelt werden; und es ist auch sehr wenig wahrscheinlich, daß nur heldenhafte Treue und untröstbare Trauer um den verblichenen Herrn die Selbstvernichtung vollführten.

Das blutige Ringen um die Oberherrschaft (Schogunat) und die kaum unterbrochenen Metzeleien der 270 Daymios (Teilfürsten) untereinander wurden durch keinerlei humanitäre Rücksichten gemildert. Der Rachedurst des Siegers befriedigte sich an den Besiegten. Was ihm von diesen in die Hände fiel, wurde durch das kürzeste Verfahren in das Reich der Ahnen versetzt. Pardon wurde nicht gegeben, auf Gnade nicht gerechnet. Diese kriegsrechtliche Maxime der asiatischen Kriegerkaste war zu oft durch die Erfahrung bestätigt worden, als daß über sie noch Zweifel hätten obwalten können. So sahen die Unterlegenen nur zwei Möglichkeiten vor sich: schleunigste Flucht oder Tod durch feindliche oder die eigene Hand. Wenn der Tod durch eigene Hand in vielen, nein in den meisten Fällen vorgezogen wurde, so hatte das seine guten Gründe. Auch die glücklichst verlaufene Flucht bedeutete für den beschäftigungslosen, hungernden, landauf landab Ge-

hetzten, zum Ronin gewordenen Vasallen ein qualvolles Dasein mit einem ruhmlosen Ende am Straßenrand oder in einer Felsenkluft, kurz ein Leben, dem der Tod vorzuziehen war. Allerdings nicht der entwürdigende, sang- und klanglose Tod des Kriegsgefangenen durch Feindeshand, sondern jener Tod, den der Patriotismus pries, der den Göttern und Ahnen gar wohlgefällig war, der in die Tafel der Geschichte eingegraben wurde, der im Volksbewußtsein fortlebte von Geschlecht zu Geschlecht: der Tod durch eigene Hand, der Junschi.

Und wie im Kriege, so im Frieden. Ob der Samurai durch eine Niederlage im offenen Felde seinen Herrn und damit Stellung, Heimat und Hoffnungen verlor oder durch natürlichen Tod, in jedem Falle dünkte ihm seine Lage höchst prekär. Der Zufall der Geburt hatte ihm einen bestimmten Herrn zugeteilt; von dessen Gnade lebte er, an diesen war er mit tausend Fesseln gebunden, mit seinen Mitteln erlernte er das Kriegshandwerk, durch seinen Willen war und verblieb er in der Kaste der Säbelträger, stand dadurch weit über dem gemeinen Volke, das er nach Gutdünken beherrschte und richtete. Hätte ihm die tief in den Seelenschächten seiner Rasse und Kaste verankerte, die angeborene, natürliche Untertanendankbarkeit nicht schon hohes Pflichtgefühl und ewige Treue gelehrt, so würde es die in der Hauptsache nur darauf eingestellte Erziehung getan haben. In der Treue, Dankbarkeit und Dienstwilligkeit gegen seinen Herrn erschöpfte sich der Lebenszweck des Samurais. Mit dem Verlust des angestammten Herrn kam der Verlust der Stellung, des Ranges und Brotes; ohne Herrn wurde sein Dasein öde und leer, überkam ihn das Gefühl der Überflüssigkeit, wußte er nicht mehr, für wen er eigentlich noch schaffen und leben sollte. Er wurde sich immer bestimmter bewußt, daß es das beste sei, dieses zwecklose Leben zu beenden, um seinem Herrn in der anderen Welt weiter dienen zu können. Von diesen Erwägungen bis zur Tat, zum Junschi, war nur noch ein Schritt, der um so leichter getan wurde, je härter die Unerträglichkeit dieses Lebens gefühlt wurde oder je stärker die Beispiele der Selbstopferung für den Herrn die Seele beeinflußt hatten.

Einmal entschlossen, zu sterben, konnte und durfte der Samurai nur die seinem hohen Stande geziemende Todesart wählen: er beging Harakiri, das heißt er schlitzte sich den Bauch auf. Oft schon ist die Frage aufgeworfen worden, warum gerade diese nicht gerade einfache Todesart gewählt wurde. Nach der Ansicht der altjapanischen Wissenschaft ist der Magen die Quelle des Lebens, der Sitz der Seele. Durch die Zerstörung der Seele glaubte man am schnellsten das Leben zu vernichten. Übrigens wurde durchweg die Todesqual abzukürzen versucht. Wie zahlreiche Holzschnitte erkennen lassen, postierte sich ein Freund neben dem auf dem Boden hockenden Harakirikandidaten, und sobald dessen Gesichtszüge und Bewegungen erkennen ließen, daß der fatale Schnitt in den Unterleib getan war, säbelte ihm die Freundeshand den Kopf blitzschnell ab.

Als das hehrste Beispiel der Selbstopferung für einen Herrn stehen die 47 Ronins scharf im Bewußtsein des japanischen Volkes. Ihr Leben und die Größe ihrer Tat wird in den Schulen und den Büchern des asiatischen Inselreichs in allen Tonarten besungen, ihre Gräber in Takanawa bei Tokio bilden jahraus jahrein das Ziel für Tausende von Pilgern; dem Fremden wird die Geschichte der 47 Ronins mit Ausdrücken der Bewunderung erzählt. Und jetzt beim Tode Nogis wird allenthalben auf die Seelenverwandtschaft zwischen den Ronins und Nogi, auf die Analogie der Beweggründe der Selbstentleibung beider hingewiesen. Dieser Hinweis ist in dieser Unbedingtheit nun keineswegs richtig. Warum opferten die 47 Ronins ihr Leben?

Asano, der Herr dieser Ronins, war von dem korrupten Oberzeremonienmeister Kira vor dem versammelten Hofstaat gedemütigt worden. Aus Wut darüber versetzte ihm Asano einen ungefährlichen Stich mit einem Dolche. Der Missetäter wurde verurteilt, seine Tat durch Harakiri zu sühnen. Dieses Urteil zog die Auflösung des Hofstaats des Teilfürsten und die Einziehung seiner Länder und Güter

nach sich und bedeutete für seine 300 Krieger Verlust von Heimat, Stellung und Brot. 47 von den brotlos gemachten Samurais waren bereit, die an ihrem Herrn direkt und an ihnen indirekt verübte Gewalttat zu rächen. Nach jahrelangem Umherirren und vielen Entbehrungen trafen sie in Tokio zusammen, um ihren Plan auszuführen. Am 14. Dezember 1702 überfielen sie Kiras Haus, töteten die Wache und Kira selbst. Sie wurden gefangen genommen und zu Harakiri verurteilt.

Liebe und Treue zum Herrn spielte hier sicherlich eine nicht unwichtige Rolle. Aber so hoch sie auch bewertet werden mögen, sie sind doch nur nebensächlich. In der Hauptsache war es die Vernichtung der Existenz, die wirtschaftliche Not, was die 47 Krieger zu einem Unternehmen trieb, über dessen Konsequenzen sich keiner im Zweifel sein konnte. Ein Leben voller Entbehrung und Unsicherheit schien den in der Verachtung der niedrigen Arbeit aufgewachsenen, von Standesdünkel besessenen Säbelträgern ein größerer Schrecken als ein rascher, ruhmvoller Tod. Wie viele der im Kriege unterlegenen, so standen auch die Samurais Asanos vor der Wahl, entweder hart für ihr Leben zu arbeiten, mit einer untergeordneten Stellung vorlieb zu nehmen oder freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Und auch wenn der überzüchtete Standesdünkel das erstere nicht verboten hätte, so würde Mut und Lust nicht dazu gereicht haben. So blieb nur das andere übrig. Die europäische Auffassung wird geneigt sein, diesen Mangel an Mut für den Daseinskampf als Feigheit zu stempeln; nicht so die (alt-)japanische. Diese betrachtete diese Selbstentleibung als höchst ehrenvoll und standesgemäß, bedeckte sie mit Ruhm und Bewunderung; die Geschichtschreiber deuteten diesen Selbstmord um in eine herrliche Tat der Treue und sorgten dafür, daß sie nicht aus dem Gedächtnis des Volkes schwand. Harakiri war (und ist) die Todesart der herrschenden Kaste. Wie man bei uns einem uniformierten Verbrecher einen Revolver zusteckt, damit er ohne Verfahren und Demütigung seines Standes das Werk der Justiz mit eigener Hand vollziehe, so wurde (und wird) in Japan dem Verbrecher von Stand nahegelegt, Harakiri zu vollziehen, damit er dem rohen Arm des Henkers entgehe.

Damit soll nun nicht gesagt sein, daß es in dem Asiatenstaat keine von edlen, inneren Motiven diktierte Selbstopferung für Herren und Kaiser gegeben habe oder gäbe. Aber diese war und ist hauptsächlich nur in den unteren Volksschichten zu finden. Zu welchen Opfertaten der japanische Untertanenverstand fähig ist, hat der Tod des Mikados gezeigt. Die herrschende Kaste war von jeher frei von Mystik, Religion, Dankbarkeit und anderen christlichen Tugenden. Aus der Kriegerkaste des alten Japan ist die Beamtenschaft des neuen hervorgegangen. Wie ehedem, so ist auch heute die herrschende Klasse Japans atheistisch, steht jeder Religion oder Theologie gleichgültig gegenüber, während das untere Volk noch tief in Bigotterie und Aberglauben steckt. Dazu wird ihm noch eine neue Religion mit dem Mikado als Gott und Dankbarkeit und Gehorsam gegen Kaiser und Regierung eifrig gelehrt. Der beste Teil der neuen Beamtenschaft ist durch die Schule des Freidenkers und Diplomaten Fukuzawa gegangen, des Mannes, für den die „Religion weiter keinen Nutzen hat, als den inneren Frieden zu gewähren, indem sie das Volk in seinem Joche hält". Daß sich ein Angehöriger einer herrschenden Klasse vom Schlage der Japans aus purer Anhänglichkeit und Trauer für seinen Herrn entleibt, ist wenig wahrscheinlich.

Der Graf Kiten Nogi war ein Samurai alten Schlages, der die Europäisierung seines Vaterlandes mit nicht gerade liebevollem Verständnis verfolgte. Als Direktor der Adelsschule hatte er Gelegenheit, gegen den unsteten, die Anschauungen und Privilegien seiner Kaste bedrohenden Geist der Neuzeit und gegen politischen Fortschritt anzukämpfen. Er hatte mit dem Säbel in dem Bürgerkrieg (1877), dann in China und der Mandschurei für den Ruhm und die Größe seines Landes gekämpft und mochte berechtigt sein, zu glauben, daß die obere und die höchste Stelle des Staates seinen Anschauungen Gehör schenken würde Diese Erwartung schien immer weniger in Erfüllung zu gehen. Er konnte Vorgänge genug

registrieren, die dartaten, daß der Gang der politischen Dinge einen anderen Weg nahm, als der Kopf des Samurais ihn vorzeichnete. Die Betrübnis über diese wenig erfreuliche Tatsache mußte nicht wenig gestärkt werden durch das Gefühl der Ohnmacht, bestimmenden Einfluß auszuüben. Dem Mikado Mutsuhito, der ihn zum Baron und dann zum Grafen ernannt hatte, war er zu Dankbarkeit und Achtung verpflichtet, mit ihm war er durch eine Anzahl angenehmer Erinnerungen verbunden. Von Mutsuhito war, wenn von irgend einem, noch Gehör, weiteres Avancement und maßgebendere Stellung im Rate des Staates und des Hofes zu erwarten. Mit dem Tode des 121. Mikados ging auch diese Hoffnung dahin. Daß von dem nun auf den Kaiserthron kommenden jungen Manne, dem starke Neigungen für europäische Anschauungen und Bildung zugesprochen werden, eine Einsetzung für die Ziele und Wünsche des unter dem Einfluß der Feudalzeit aufgewachsenen Direktors der Adelsschule nicht zu erwarten war, mußte auch einem Samurai vom Schlage Nogis einleuchten. Die Ursachen und Notwendigkeiten des neuen Kurses der hohen Politik konnte der im Gamaschendienst 63 Jahre alt gewordene Nogi nicht mehr erfassen. Was sollte er eigentlich noch auf dieser Welt? Den Gang der Dinge konnte er weder ändern noch verstehen, für seine Ideale war kein Platz mehr, mit seinem Kriegsherrn und Kaiser wurden seine letzten Hoffnungen zu Grabe getragen, seine Söhne lagen auf den mandschurischen Schlachtfeldern begraben. Die undankbare Welt hatte ihm alles genommen, Ideale, Hoffnungen und Söhne, und konnte ihm weiter nichts geben als Ärger und Enttäuschungen. Der alt, weltfremd und schweigsam gewordene Nogi war klug genug, den für seinen Namen und Ruhm vorteilhaftesten Moment zum Abgang von der Weltbühne auszuwählen: als der tote Mikado aus der kaiserlichen Burg zu Tokio getragen wurde, beging er modern-japanischen Harakiri, er schlitzte die Bauchwände ein wenig auf und schnitt sich dann die Kehle durch.

In der Geschichte Japans wird Nogi in der ersten Reihe der tapferen Soldaten stehen. Aber wenn sein Ruhm als Soldat und Feldherr längst verblaßt ist, wird er gleich den 47 Ronins im Volksbewußtsein als hehrstes Beispiel der Untertanentreue noch weiterleben, weil er sich — aus Dankbarkeit, Treue und Anhänglichkeit für seinen Herrn den Bauch aufschlitzte, um diesem im Jenseits weiterdienen zu können. Daß die Geschichte von Nogis Selbstmord in dieser Lesart der japanischen Nachwelt überliefert wird, dafür werden die Legendenschreiber sorgen.

Literarische Rundschau.

Karl Diehl, über Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus. Zwanzig Vorlesungen. Zweite, vermehrte Auflage. Jena 1911, Gustav Fischer. VI und 492 Seiten. Preis 6 Mark.

Der Mangel eines verläßlichen Führers durch die Geschichte des neueren Sozialismus macht sich immer mehr fühlbar. Über einzelne Männer und Zeiträume gibt es Monographien von verschiedenstem Umfang und Wert; eine wissenschaftlichen Anforderungen genügende zusammenfassende Darstellung fehlt uns bis heute. Unter den Versuchen, diesem Mangel abzuhelfen, nimmt Diehls Buch trotz all seiner Mängel jedenfalls einen viel höheren Rang ein als das bekanntere, nun schon in sechster Auflage erschienene Buch Sombarts: „Sozialismus und soziale Bewegung im neunzehnten Jahrhundert". Diehl hat, wenn auch vielfach ohne glückliches Gelingen, doch jedenfalls mit wissenschaftlichem Ernste den Versuch unternommen, den gewaltigen Stoff zu meistern und übersichtlich darzustellen.

Im Mittelpunkt dieser Darstellung steht natürlich Karl Marx und seine Lehre. Daß Diehl dieser nicht ganz gerecht wird, ist bei ihm als deutschem Professor geradezu selbstverständlich. Aber auch hier zeigt sich doch überall das ernste Streben, dem Stoffe gerecht zu werden. Allerdings hat dieses den Autor nicht vor einer Reihe von Irrtümern und Mißverständnissen bewahrt. Am deutlichsten treten diese

in der Behandlung der Werttheorie hervor. Die Einwände, die Diehl hier vorbringt, gehören zu den ältesten Ladenhütern liberaler Ökonomie. Natürlich fehlt auch nicht der Hinweis auf die „Widersprüche" zwischen dem ersten und dritten Bande des „Kapital". Charakteristisch ist aber, daß Diehl offenbar nie recht zur Reihe von Irrtümern und Mißverständnissen bewahrt. Am deutlichsten treten diese Klarheit gelangt ist, ob die Werttheorie für die gegenwärtige oder die künftige Wirtschaftsordnung gelten solle. Während er zum Beispiel auf der einen Seite den Einwand erhebt, daß auch die spekulative Tätigkeit des Unternehmers Wert schaffe, womit er also auf dem Boden der heutigen Wirtschaft steht, erklärt er andererseits wieder, die Arbeitswerttheorie sei durch die mißglückten Versuche mit Tauschbanken widerlegt; und S. 59 erzählt er seinen Hörern, indem er von der Güterverteilung im marxistischen Zukunftsstaat spricht: „Nach einem umständlichen Verfahren, das ich Ihnen hier des Näheren nicht schildern kann, soll berechnet werden, wieviel von gesellschaftlicher Arbeitszeit in jedem Gute enthalten ist." Es ist schade, daß Diehl diese Schilderung nicht ausgeführt hat, nachdem Marx sie zu geben unterlassen hat. Offenbar soll Diehls Andeutung auf die Preis- und Wertberechnung nach Marx hinweisen, die aber natürlich mit dem Zukunftsstaat gar nichts zu tun hat.

Für Diehl hat aber die Ausmalung des Zukunftsstaats große Bedeutung; nicht nur, weil er Gegner der materialistischen Geschichtsauffassung ist, zu deren Bekämpfung er einen Hinweis auf Stammlers „Wirtschaft und Recht" für genügend hält, sondern insbesondere auch, weil er (S. 62) erklärt, das Marxsche System sei „nicht weniger Utopie, nicht weniger ‚Phantasiestück' als alle übrigen sozialistischen und kommunistischen Systeme auch". Denn es „handle sich bei den sozialen Gestaltungen nicht um natürliche Entwicklungsvorgänge, sondern um willkürliche, von den Menschen geschaffene und nach menschlichen Ideen geordnete Gebilde". In der weiteren Ausführung dieser Argumentation zeigt sich wieder die auch sonst in dem Buche hervortretende Verwechslung von Technik und Wirtschaft, sowie die Verkennung des Charakters der materialistischen Geschichtsauffassung. Diehl erklärt zwar, diese Theorie ignoriere die menschlichen Ideen und Ideale keineswegs, er glaubt aber, der „evolutionistische Sozialismus" verfechte die Behauptung, „der Sozialismus müsse unabhängig vom Wollen, Wünschen und Meinen der Menschen kommen infolge einer naturgesetzlichen, notwendigen Entwicklung" (S. 11). Er versteht nicht, daß die materialistische Geschichtsauffassung gerade den Schlüssel bietet zum Verständnis, wieso ein bestimmtes Wollen, Wünschen und Meinen in den verschiedenen Gesellschaftsklassen entsteht, und welche Machtmittel den Klassen zur Verfügung stehen, um ihrem Wollen, Wünschen und Meinen auch Ausdruck und Wirksamkeit zu verleihen.

Dieser so falsch verstandene Marxismus steht aber nicht nur insofern im Mittelpunkt der Diehlschen Darstellung, als er die praktisch und theoretisch weitaus wichtigste Richtung des modernen Sozialismus darstellt, sondern insbesonders auch deshalb, weil Diehl mit seinem Buche eingestandenermaßen den Zweck verfolgt, nachzuweisen, daß der Einfluß des Marxismus, das heißt der Lehre vom Klassenkampf als Bewegungsprinzip der gesellschaftlichen Entwicklung, auf die internationale Arbeiterbewegung nicht, wie zum Beispiel Sombart behauptet, im Steigen, sondern vielmehr im Schwinden begriffen ist. Diehl sucht diesen Nachweis durch eine vergleichende Darstellung der sozialistischen Bewegung Deutschlands, Englands und Frankreichs zu erbringen. Dabei sucht er natürlich all das hervorzuheben, was mit der Auffassung des Marxismus in Widerspruch steht oder zu stehen scheint. Im Eifer der Beweisführung läßt er sich dabei allerdings manchmal zu recht gewagten Behauptungen hinreißen, so wenn er (S. 430) erklärt, daß für Bernstein, dessen „Voraussetzungen des Sozialismus" er übrigens als eine „hocherfreuliche Erscheinung" bezeichnet, „innerhalb der deutschen Sozialdemokratie kein Platz mehr ist". Hätte das einmal ein sozialdemokratischer Parteitag ausgesprochen, das Geschrei der liberalen Professoren wäre nicht gering ge-

wesen. Aber wenn auch vieles in Diehls Darstellung um des Beweises seiner falschen These willen schief ist, so ist sie doch gerade durch den Widerspruch, zu dem sie oft reizt, besonders aber durch die schonungslose Aufdeckung der Schwächen und Mängel, die der internationalen Bewegung des Proletariats noch anhaften, anregend. Freilich schöpft Diehl meist nicht aus den Originalquellen, sondern begnügt sich mit der Wiedergabe der Angaben, Ansichten und Urteile anderer Autoren. Seine Darstellung wiederholt daher auch deren Mängel, was sich zum Beispiel bei Saint-Simon, aber auch bei Owen unangenehm bemerkbar macht; aber im ganzen ist es ihm recht gut gelungen, die Hauptzüge der Entwicklung in klarer und übersichtlicher Weise herauszuarbeiten.

Bedauerlich ist es allerdings, daß sich auch in diese zweite Auflage seiner Schrift eine Reihe von tatsächlichen Irrtümern und Unrichtigkeiten eingeschlichen hat, die zum Teil geradezu überraschend sind. So wenn Marat als Kollektivist hingestellt wird (S. 15 und 234), oder gar wenn er die Februarrevolution als sozialistisch bezeichnet (S. 22) und die unglaubliche Behauptung aufstellt (S. 255), die nach dem Sturze des Julikönigtums eingesetzte provisorische Regierung sei „fast vollständig aus Sozialisten zusammengesetzt" gewesen. Daß Diehl noch an das Märchen von der wundertätigen Nacht des 4. August 1789 glaubt, darf da nicht wundernehmen. Von geringerer Wichtigkeit ist wohl, daß die Behauptung, das Wort „Sozialismus" sei zuerst von Joncières gebraucht worden, von Grünberg schon längst widerlegt wurde.

Eine Quelle sonderbarer Irrungen ist für Diehl, daß er nach dem Vorbild verschiedener anderer Historiker bestrebt ist, eine scharfe Scheidung zwischen „Sozialismus" und „Kommunismus" zu machen. In der Tat waren diese beiden Begriffe nicht immer identisch, beide haben aber in ihrer Bedeutung interessante Wandlungen erfahren, und es wäre wohl eine lohnende Studie, diesen Änderungen und ihrem sozialen Hintergrund näher nachzuforschen. Im allgemeinen darf man wohl sagen, daß die bürgerlich-wohlwollende Richtung eines Owen oder der Saint-Simonisten sich mit Vorliebe als Sozialismus, die proletarisch-revolutionäre Richtung eines Babeuf, Weitling oder der „Travailleurs Egalitaires" usw. sich als kommunistisch bezeichnete oder so bezeichnet wurde, obgleich das Beispiel Cabets sofort zeigt, daß auch diese Einteilung nicht ganz durchgreifend ist. Diehl aber erhebt ebenso wie zum Beispiel A. Menger die Verteilungsart im Zukunftsstaat zum entscheidenden Merkmal und gelangt so zu dem sonderbaren Ergebnis, Owen zu den Kommunisten (S. 43) und Weitling zu den Sozialisten zu rechnen (S. 59), worüber diese beiden selbst wohl nicht wenig erstaunt gewesen wären.

So muß man gegen Diehls Buch eine Reihe schwerer Bedenken erheben, selbst wenn man von den eigenartigen ökonomischen Anschauungen absieht, die der Autor zum Besten gibt, der zum Beispiel die Grundrente als arbeitsloses Einkommen dem Kapitalzins gegenüberstellt, der eine Erhöhung des Bodenwertes von einer „geschickten spekulativen Inangriffnahme von Böden in der weiteren Umgebung der Stadt" erwartet, und der zum Beispiel dem seligen Roscher die Entdeckung nachspricht, daß das Geld eine angenehme, allgemein beliebte Ware ist. Wie Hohn klingt es freilich, wenn Diehl (S. 66) sagt: „Gewiß ist zuzugeben, daß die harte Lebensnotwendigkeit die große Masse des Volkes zur Lohnarbeit zwingt, aber wer wollte verkennen, daß auch für diese Schichten der Bevölkerung innerhalb der individualistischen Wirtschaftsordnung eine größere Freiheit besteht als in einer sozialistischen Gesellschaftsordnung. Denken Sie an die Tausende von Arbeitern, die aus freier Entschließung (!) heute von ländlicher Arbeit zu industrieller Arbeit übergehen und innerhalb der industriellen Arbeit wieder von einer Branche in andere, an die Tausende anderer Arbeiter, die trotz ungünstiger Lohnverhältnisse in der altgewohnten Tätigkeit zu verbleiben vorziehen." ...

Trotz alledem aber kann man Diehls Buch keineswegs ganz ablehnen. In Ermangelung eines wirklich guten Führers durch die Geschichte des neueren Sozia-

lismus stellt es wohl immer noch das beste Buch dar, das heute diesem Zwecke dient. Gerade deshalb war es notwendig, auf seine Fehler und Schwächen ausführlicher hinzuweisen, wenn es auch nicht möglich war, alle hier anzuführen.

Diehls Buch erschien in zweiter Auflage im Jahre 1911, also gerade am Ende jener Epoche, in der oberflächliche Beobachter eine Abschwächung der Klassengegensätze beobachten zu können vermeinen mochten. Seither hat die allgemeine furchtbare Teuerung der Lebensmittel auf der einen Seite, das Überhandnehmen der imperialistischen Politik mit ihrem wahnsinnigen Wettrüsten, den rapide wachsenden Steuerlasten und dem völligen Stillstand der Sozialpolitik auf der anderen die Klassengegensätze zwischen dem Proletariat und den Besitzenden überall so geschärft, daß auch Diehl selbst wohl kaum mehr seine Behauptung vom Rückgang des Geistes des Klassenkampfes in der internationalen Arbeiterbewegung wird aufrechterhalten wollen. Eine detaillierte Widerlegung seiner Argumente erübrigt sich daher heute, sie werden auch kaum mehr einen Leser irreführen, der für die Erscheinungen des wirklichen Lebens nicht völlig blind ist.

Allerdings ist das Vordringen des Marxismus keine geradlinige Bewegung. Die höchst interessante Aufgabe aber, diese Bewegung auch nur zu skizzieren und darzustellen, kann im Rahmen einer Buchbesprechung nicht gelöst werden.

G. Eckstein.

Zeitschriftenschau.

Im Augustheft des „British Socialist" bespricht der Redakteur den **Londoner Hafenarbeiterstreik** und zieht folgende Lehren aus diesem Ereignis. Es ist wieder einmal bewiesen worden, daß es in der Regel die Arbeitgeber sind, die für einen Streik verantwortlich sind. Die Führer der Londoner Hafenarbeiter taten ihr möglichstes, um einen Ausstand zu verhindern. Die Arbeitgeber zwangen die Arbeiter jedoch zu einem Streik teils aus Rache für den Erfolg, den die Arbeiter im letzten Jahre erzielten, hauptsächlich aber, weil sie die Macht der Arbeiterorganisationen brechen und einige der Zugeständnisse wieder rückgängig machen wollten. Die Arbeiter sollten ferner aus dem Kampfe die Lehre ziehen, daß es in ihrem Interesse liegt, den Kampf zu vermeiden, wenn ihn die Unternehmer wünschen. Das ist allerdings selten möglich. Die Hauptlehre, die aus dem Kampfe zu ziehen ist, meint der Verfasser, ist jedoch die, daß Streiks im allgemeinen nichtig sind. Sie sind zwar selten zu vermeiden, aber selten bringen sie den Arbeitern Vorteile. Gewiß muß das Recht, die Arbeit niederzulegen, gewahrt werden, aber man sollte es, wenn es möglich ist, vermeiden, das Recht auszuüben. Die Furcht vor einem Streik mag dem Arbeitgeber Zugeständnisse abzwingen, in den meisten Fällen jedoch, wenn dieser bereit ist, einen Ausstand zu riskieren, weiß er, daß er dabei nicht verlieren wird.

In dem Augustheft der „Socialist Review" bespricht das Parlamentsmitglied Barnes das Thema **„Trade Unionismus und Streiks"**. Es ist eine volkstümliche Idee, daß die Gewerkschaften keine andere Aufgabe haben, als die Arbeiter für den Streik zu organisieren. Das ist aber ein ernsthaftes Mißverständnis, wie die Tatsachen und die Geschichte beweisen. Beantworten wir uns zuerst die Frage: Was rechtfertigt einen Streik? Bei den am schlechtesten bezahlten Arbeitern ist der Streik fast unter allen Umständen gerechtfertigt; unglücklicherweise sind sie am schwierigsten zum Kampfe zu bewegen. Wenn sie aber streiken, so gewinnen sie meist auch etwas, und im schlimmsten Falle können sie kaum etwas verlieren. Ein Streik in ihren Reihen ist gewöhnlich der erste Schritt zur Annäherung an das Heer der organisierten Arbeiter. Diese neuen Organisationen sollten sparsam mit ihren Mitteln umgehen und ihre Kräfte stärken. Aber oft sind die Kräfte solcher Organisationen in nichtigen Streiks um Dinge vergeudet worden, für die

ältere und stärkere Gewerkschaften keinen Kampf unternommen hätten. Der Londoner Transportarbeiterverband liefert ein Beispiel. Der Kampf wurde wegen eines einzigen Menschen begonnen, der sich weigerte, dem Verband beizutreten. Die Syndikalisten, die in Zukunft bei den Londoner Hafenarbeitern wenig Freunde finden werden, meinen, daß je größer das Kampffeld sei, um so besser sei es, und befürworten auch manchmal den wirtschaftlichen Krieg gegen die Allgemeinheit. Ein Bergarbeiterführer sagte nach Beendigung des Bergarbeiterstreiks, daß der nächste Ausstand wie der Dieb in der Nacht kommen und alle Berufe umfassen werde. Es ist närrisch, so zu reden. Ein Generalstreik mag gerechtfertigt sein, wenn die Größe des Kampfobjekts den Bürgerkrieg aufwiegt und die Arbeiterschaft stark genug organisiert ist, um auf einen erfolgreichen Ausgang des Streiks rechnen zu können. Aber von dem Generalstreik als der festen Politik der organisierten Arbeiterschaft zu reden, ist direkter Unsinn.

Gewiß werden die Streiks in Zukunft einen immer größer werdenden Umfang annehmen. Das aber gerade sollte die Arbeiterschaft bestimmen, danach zu sehen, daß sie nicht plötzlich kommen und die Gewerkschaften unvorbereitet finden. Eine Kette wird nicht stärker, wenn man sie verlängert, noch verspricht ein Ausstand notwendigerweise mehr Erfolg, wenn man ihn ausdehnt. Bricht das schwächste Glied, so ist der Streik verloren, wie im letzten Bergarbeiterstreik, der mit dem Erschöpfen der Hilfsmittel der südwalisischen Bergarbeiter zu Ende kam. Man hat die Haltung der Arbeitervertreter im Parlament während der letzten großen Ausstände getadelt. Zu Anfang des Bergarbeiterstreiks tadelte man sie, weil sie intervenieren wollten; beim Eisenbahnerstreik kritisierte man sie, weil sie wirklich eingriffen; beim Londoner Hafenarbeiterstreik tadelte man sie, weil sie nicht imstande waren, die Niederlage in der letzten Minute in einen Sieg zu verwandeln. Die Arbeiterpartei weiß wohl, daß die wirtschaftlichen Kämpfe immer mehr den Charakter sozialer Aufwallungen annehmen, mit denen sich das Parlament befassen muß. Die Gewerkschaften sollten daher die parlamentarische Arbeiterpartei konsultieren, und zwar nicht nach dem Ausbruch eines Kampfes, sondern von Anfang an.

Der Streik ist nicht die einzige Aufgabe der Gewerkschaften. In dem Maße, wie das Verständnis für soziale Probleme unter den Gewerkschaftern wächst, wird auch der Streik immer mehr als eine in Reserve zu haltende Waffe angesehen werden. Die Gewerkschaften sollten eine erzieherische und konstruktive Macht darstellen, die die günstigen Gelegenheiten ausnutzt und den wechselnden gesellschaftlichen Verhältnissen Rechnung trägt. Der Streik ist eine Waffe aus der Zeit, als die Arbeiterschaft noch politisch rechtlos dastand. Die Gewerkschaften müssen jetzt lernen, die moderne, wirksamere politische Waffe zu handhaben. Wo die Gewerkschaften am stärksten sind, dort gibt es die wenigsten Streiks; denn dort trägt der Arbeitgeber ihrer Macht stets Rechnung. Wie die Gewerkschaften den veränderten Daseinsbedingungen Rechnung tragen müssen, lehrt die Geschichte der „Amalgamated Society of Engineers". In der Ära des Neuunionismus führte die Gesellschaft zahlreiche kleine Streiks, bis schließlich die mit der Propaganda des Sozialismus wachsende bessere Einsicht ihrer Mitglieder und der Zusammenschluß der Arbeitgeber dieser Tätigkeit ein Ziel setzte. Die Ausdehnung des Kampffeldes führte zu einer Revision der Statuten der Gewerkschaft, wodurch der leichtherzige Eintritt in einen Streik unmöglich gemacht wurde. Von den Sorgen des stetigen Guerillakriegs befreit, konnten sich ihre Mitglieder anderen Aufgaben zuwenden. Sie nahmen Anteil an der Gründung der Arbeiterpartei, lieferten die Geldmittel zur Wahl und zum Unterhalt von fünf Parlamentskandidaten und beteiligten sich immer mehr an der Verwaltung der Gemeinden, der Genossenschaften und anderer Körperschaften. In der Periode von 1898 bis 1908 hat die Gewerkschaft die Zahl ihrer Mitglieder um 30 000 und ihre Geldmittel um eine halbe Million Pfund Sterling vermehren und die Löhne ihrer Mitglieder be-

trächtlich aufbessern können. Nach dieser Richtung hin müssen sich die Gewerkschaften entwickeln. Man darf nicht vergessen, daß unter den herrschenden kapitalistischen Verhältnissen die Grenzen, innerhalb welcher die Arbeiterschaft durch wirtschaftliche Kämpfe ihre Lage verbessern kann, streng gezogen sind. Die Arbeitgeber sind durch Monopole fast ebensosehr eingehemmt wie die Arbeiter selbst. Die Monopole können aber nur dadurch wirksam bekämpft und besiegt werden, daß die Arbeiterschaft die politische Macht erringt.

Im Anschluß an diese Besprechungen wird ein Artikel von Interesse sein, den der neue Sekretär des Transportarbeiterverbandes, Robert Williams, am 26. August im „Daily Herald" veröffentlichte. Er trägt den Titel „Die Sackgasse" (The Impasse). Man wird sich erinnern, wie nach dem Eisenbahnerstreik Syndikalisten und streiklustige Redner beständig mit einem großen allgemeinen Streik der Transportarbeiter drohten. Williams schildert diese Atmosphäre in humorvoller, aber treffender Weise: „Wenn der große konsolidierte Verband der Schornsteinfeger von Großbritannien, Irland und den Kolonien mit einem halsstarrigen vorstädtischen Arbeitgeber im Streit lag, mußten die Transportarbeiter die Arbeit niederlegen. Wenn sich die Assoziation der Eiscremeverkäufer weigerte, die Forderungen des allgemeinen Verbandes der Eiscreme- und Bratkartoffelkarrenschieber zu bewilligen, was war dann anders zu tun, als einen allgemeinen Streik der Transportarbeiter zu erklären?" Nach all diesem „Bühnendonner" waren wir, als der Streik wirklich kam, gänzlich unvorbereitet. Gewiß hatten die Arbeiter Anlaß zu Klagen, aber die Tatsache bleibt doch bestehen, daß 80 000 Mann streikten, um einen Menschen zu zwingen, der Gewerkschaft beizutreten. Man hätte von Anfang an dem Streik Grenzen setzen sollen. Ben Tillet sah als alter Kämpfer sehr klar, daß das Terain ungünstig war und riet vom Kampfe ab; aber die Mitglieder des Londoner Distriktausschusses konnten nicht zurückgehalten werden. Man glaubte, ein paar Tage der allgemeinen Arbeitseinstellung würden die Arbeitgeber zur Räson bringen, und erlitt Schiffbruch. Das war die Folge des Mangels an Organisation; nichts oder wenig war getan worden, um einen allgemeinen Streik vorzubereiten. Wie stand es zum Beispiel mit der Gleichförmigkeit im Verband? Einige Gewerkschaften standen gleich nach der ersten Woche des Kampfes mit leeren Kassen da; andere bezahlten drei, vier, fünf oder sechs Wochen Streikgeld. Wir redeten uns ein, die Leute kehrten nicht zur Arbeit zurück. Lord Devonport wußte es besser. Kann man die Leute, die die Arbeit wieder aufnahmen, mehr tadeln als diejenigen, die diese anarchische Konkurrenz zwischen den Gewerkschaften aufrecht erhalten? Wir bedürfen einer tätigen Propaganda, um den Gewerkschaftern die ersten Grundsätze des Gewerkschaftswesens beizubringen. Das Vertrauen der Streikführung zur Regierung war wirklich rührend. Lloyd George schien besser zu wissen als wir, wie es mit einem nationalen Streik stand; er sagte uns freimütig, daß die Regierung ihre Einmischung von dem Maße abhängig machen werde, in dem der nationale Streik erfolgreich sein würde. Wie gewöhnlich war die Regierung bereit, zu intervenieren, wenn der Sieg der Arbeiter wahrscheinlich schien, um sie dann um die Früchte zu prellen. Die Eisenbahner erlaubten ihren Mitgliedern, mit Streikbrechern zu arbeiten und diesen zu helfen. Das kann als Entschuldigung für die Fuhrleute angeführt werden, die, obwohl sie organisiert waren, Streikbruch übten. Beklagenswert war auch der Beschluß des Streikkomitees, den Transport von Nahrungsmitteln zu erlauben. Ein Teil der Fuhrleute durfte demnach arbeiten, eine Lage der Dinge, die der andere Teil nicht verstehen konnte. Ferner muß die Frage aufgeworfen werden: Weshalb sind die Eisenbahner dem Internationalen Transportarbeiterverband angeschlossen und weshalb weigern sie sich, trotzdem die Frage eines Anschlusses an den nationalen Transportarbeiterverband auch nur zu diskutieren?

J. Köttgen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

1. Band Nr. 3 Ausgegeben am 18. Oktober 1912 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Balkankrieg und die Großmächte.

Von **Rudolf Hilferding.**

„Bewegt von dem Gedanken, an der Stelle zu stehen, wo einer der ritterlichsten Herrscher aller Zeiten, der große Sultan Saladin geweilt hat, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der oft seine Gegner die rechte Art des Rittertums lehren mußte, ergreife ich mit Freuden die Gelegenheit, vor allen Dingen Seiner Majestät dem Sultan zu danken. Möge Seine Majestät der Sultan und mögen die dreihundert Millionen Mohammedaner, welche auf der Erde zerstreut lebend in ihm ihren Kalifen verehren, dessen versichert sein, daß zu allen Zeiten der deutsche Kaiser ihr Freund sein wird." Wilhelm II. am 8. November 1898 in Damaskus.

„Wann sich immer der revolutionäre Wirbelwind für einen Moment gelegt hat, dann wirft sich gewiß eine immer wiederkehrende Frage von neuem auf: die ewige Orientfrage.... Die Türkei ist die immer eiternde Wunde am Körper der europäischen Legitimität. Die Impotenz der legitimen monarchischen Regierungen hat sich seit der großen französischen Revolution immer wieder verdichtet zu dem einen Axiom: Erhaltung des status quo. Ein Testimonium paupertatis, das Eingeständnis der allgemeinen Unfähigkeit der herrschenden Mächte zu irgendeinem Fortschritt ist diese Übereinkunft, die Dinge zu lassen, wie sie gerade zufällig geworden sind. Myrmidonen der Mittelmäßigkeit, wie sie Beranger nennt, ohne historische Kenntnis oder Einblick in die Tatsachen, ohne Ideen, ohne Initiative, beten sie den status quo an, den sie selbst zusammengestümpert haben, wohl wissend, was für zusammengestümpertes und verpfuschtes Stück ihre Arbeit ist....

Aber die Türkei bleibt ebensowenig stehen wie die übrige Welt.... Den status quo in der Türkei erhalten! Wahrhaftig, ebensosehr mögt ihr versuchen, den stets nämlichen Grad von Fäulnis zu erhalten, in dem sich ein Pferdekadaver in einem gegebenen Moment befindet, bevor die Auflösung vollendet ist. Die Türkei verfällt und wird weiter verfallen, solange das gegenwärtige System des ‚Gleichgewichtes der Mächte' und die Erhaltung

des status quo dauert; und trotz aller Kongresse, Protokolle und Ultimata wird sie alljährlich ihren Teil von diplomatischen Schwierigkeiten und internationalen Streitigkeiten produzieren, genau wie jeder faulende Körper die Nachbarschaft mit dem gebührenden Anteil von Kohlenwasserstoffgas und anderen wohlriechenden gasförmigen Bestandteilen erfüllt.... Hätten die Türken nicht das Monopol auf die Zivil- und Militärgewalt, sie müßten bald verschwinden. Aber dies Monopol ist für die Zukunft unmöglich und sie sind zu allem ohnmächtig geworden, außer dazu, den Fortschritt zu hindern. Tatsache ist, sie müssen aus dem Wege. Behaupten, sie könnten nur verschwinden, um Rußland und Österreich an ihre Stelle zu setzen, hieße behaupten, daß die gegenwärtige politische Konstitution Europas für immer dauern werde. Und wer möchte eine solche Behauptung aufstellen?...

Die einzige Frage ist: Handelt Rußland aus eigenem freien Antrieb oder ist es nur der unbewußte und widerwillige Sklave des modernen Fatums — der Revolution? Die letzte Alternative[1] erscheint mir die wahrscheinlichere."

Seit Marx so 1853 in der „New Yorker Tribune" schrieb, wie haben sich seitdem die Zeiten geändert! Rußland und die Revolution, das schien Marx der Gegensatz, in dem die Geschichte der europäischen Menschheit sich bewegte. Das alte asiatische Rußland, der Hort der Legitimität und der Konterrevolution auf der einen Seite, und die demokratische Revolution, zu der sich Kleinbürgertum und Proletariat noch gemeinsam erheben sollten, auf der anderen. Und jede Pause in dem revolutionären Prozeß erfüllt von dem Vordringen Rußlands gegen Konstantinopel dem freien Meere zu und dagegen die revolutionäre Demokratie und Englands Kapitalistenklasse Seite an Seite gedrängt zum gemeinsamen Kampfe gegen asiatische Barbarei, zum Schutze des Balkans gegen Rußland!

Und wie anders die Situation heute. Die Revolution ist nicht mehr die demokratisch-politische Westeuropas und Deutschlands, sondern die soziale Revolution, die in Permanenz erklärt ist, die in täglich unermüdlicher Arbeit ihr Ziel verfolgt, die keine Gemeinsamkeit kennt weder mit den Herrschenden Englands, noch sonst mit einer der kapitalistischen Mächte. Und Rußland hat aufgehört, der äußerliche Gegensatz der Revolution zu sein, es hat die Revolution selbst im Leibe, und der stolze Hort der Legitimität liegt an den tausend Wunden, die ihm die Revolution geschlagen, darnieder. Nicht Rußland hat jetzt die Orientfrage gestellt, sondern die Revolution. Nicht die soziale Revolution Europas, aber die asiatische Revolution, die ebensowenig Respekt hat vor dem status quo und die das Fallende nicht halten kann, sondern es in den Abgrund stoßen muß.

Wenn wir heute die auswärtige Politik betrachten, dann gehen wir zunächst nicht mehr aus von dem Gegensatz zwischen Rußland und der Revolution. Daß selbst das Genie von Marx 1853 einer Vorstellung erlag, die uns, den Späteren, durch die lange Geduldprobe Ernüchterten, heute romantisch dünkt, beweist nur, wie unfertig die Welt des Kapitalismus, also die Welt des Sozialismus damals war. Uns erscheint heute als der die Politik bestimmende Gegensatz der Interessenkampf der imperialistischen Mächte und hier wiederum der Gegensatz zwischen Deutschland und England als der

[1] Karl Marx, The Eastern Question.

seiner inneren Natur nach umfassendste und bestimmende, alle anderen in sich aufnehmende Widerspruch, in dem sich die auswärtige Politik bewegt. Und die proletarische Bewegung steht nicht auf der einen oder anderen Seite, sondern jenseits; sie negiert durch ihre Internationalität die kapitalistische auswärtige Politik überhaupt und nicht als Bundesgenosse eines der Kämpfenden, sondern als Feind des Kampfes selbst erfüllt sie ihre historische Mission.

In der Orientfrage stoßen die Interessen fast aller Großmächte feindlich aufeinander, und auf den ersten Blick könnte es scheinen, als würden Rußland, Österreich und Italien viel näher von jeder Änderung berührt als England und namentlich Deutschland. Und doch kann der Balkankrieg welthistorische Bedeutung erst gewinnen im Zusammenhang mit und beherrscht von dem deutsch-englischen Widerstreit, wie auch die Aufrollung der Orientfrage gerade zu dieser Zeit nur durch diesen Gegensatz seine zureichende Erklärung findet.

Ihre Erfolge in der Türkei waren der Stolz der deutschen auswärtigen Politik überhaupt, und immer wieder konnte man hören oder lesen: so große Fehler auch sonst begangen worden sind, in der Türkei habe die deutsche Politik ausgezeichnet operiert. Und insbesondere die liberale Presse floß über von Lobsprüchen, und da die Erfolge in der Türkei zu den Mißerfolgen auf anderen Gebieten in so schreiendem Gegensatz standen, so war die Ursache klar: in Konstantinopel wirkte eben ein diplomatisches Genie, der Botschafter Freiherr v. Marschall, während in der Berliner Zentrale Unfähigkeit und Dilettantismus herrschte.

Gründlicher hat noch keine Legende Fiasko gemacht. Denn schon als vor einem Jahr Herr v. Marschall als Botschafter nach London ging, hatte Deutschland seinen Einfluß in Konstantinopel verloren, war England, wenn auch sicher nicht Freund, so doch Gebieter in der Türkei.

Und es mußte so kommen. War die türkische Politik das Rückgrat der deutschen auswärtigen Politik überhaupt, so stand im Mittelpunkt dieser Politik die Bagdadbahn. Sie war als großzügiges Geschäft von der Deutschen Bank begonnen worden. Bald aber drängte der politische den geschäftlichen Charakter immer mehr in den Hintergrund. Die Deutsche Bank strebte nach gemeinsamer Kooperation mit dem französischen und englischen Kapital, nicht nur um die finanzielle Basis des Unternehmens zu verstärken, sondern auch um die politische Unterstützung der beiden Länder zu gewinnen. Dies mißlang, weil die Türkei und Deutschland gewisse englische Bedingungen nicht erfüllen konnten oder wollten. Die Engländer wünschten zunächst, daß die Bahn der Küste entlang geführt werde, die Türkei machte dagegen strategische Rücksichten geltend, da eine solche Tracierung der Bahn bedeutet hätte, daß die Route im Bereich der Kanonen der englischen Kriegsschiffe gelegen wäre. Deshalb wurde die Bahn nicht, wie es vom reinen Geschäftsstandpunkt aus sicher zweckmäßiger gewesen wäre, als Küstenbahn gebaut, sondern über den Taurus geführt. Ebenso blieb das Verlangen Englands unerfüllt, allein die Kontrolle über das zum Persischen Golf führende Endstück zu erhalten. Die deutsche Politik verfocht dabei stets die strategischen Interessen der Türkei. Und da soll es eines besonderen Genies bedurft haben, um den deutschen Einfluß in Konstantinopel zum ausschlaggebenden zu machen?

Für England aber bedeutet die Bagdadbahn in dreifacher Beziehung eine Bedrohung. Der Ausbau der Bahn erst hätte die bisher nominelle Herrschaft der Türkei über Vorderasien allmählich zu einer wirklichen gestaltet. Die mehr oder weniger unabhängigen Stämme Arabiens wären in den türkischen Machtbereich hineingezogen worden, sie hätten mit ihrem kriegerischen Menschenmaterial die türkische Armee bedeutend gestärkt und die wirtschaftliche Erschließung der fruchtbaren zilizischen Ebene hätte die finanzielle Leistungsfähigkeit der Türkei stark gehoben. In Arabien aber herrscht heute der englische Einfluß, und die britische Politik ist um ihre Stellung in Vorderasien um so mehr besorgt, da durch diese Gebiete der künftige Landweg nach Indien, die Verbindung von Kairo nach Bombay, hindurchgehen soll.

Ferner bedeutete die Bagdadbahn für eine starke Türkei in Zukunft die Möglichkeit, die englische Stellung in Ägypten und am Suezkanal von der Landseite her anzugreifen; schließlich aber konnte eine militärisch starke Türkei am Persischen Golf England in Südpersien und Indien gefährlich werden. Und damit ja nicht das Tüpfelchen auf dem i fehle, verkündeten die deutschen Imperialisten diese strategischen Zwecke der Bahn ganz offen als das wichtigste Ziel auch der deutschen Politik und forderten die Aufnahme der Türkei in den Dreibund. Dabei waren sie in einer völligen Täuschung über die wirklichen Machtverhältnisse befangen. Man lese etwa, was das Orakel der deutschen auswärtigen Politik, Herr Paul Rohrbach, und sein Freund Jaeckh über die künftige Entwicklung der Türkei prophezeiten. Und als gar erst die Jungtürken ihre Revolution gemacht hatten, die Militärzöglinge des Freiherrn v. d. Goltz die Regierung in Konstantinopel beherrschten, da war des Jubels kein Ende, und der „aufgehende Halbmond" schien auch dem heiß ersehnten deutschen Weltreich hell zu leuchten.

In der Tat bedeutete die jungtürkische Herrschaft die Peripetie, den Höhepunkt des deutschen Einflusses, von dem es in jähem Falle rasch abwärts ging. Die Jungtürken schickten sich wirklich an, die Aufgabe, die ihnen Deutschland vorgezeichnet hatte, zu erfüllen. Sie suchten eine straff zentralisierte militärstarke Herrschaft der Ottomanen zu errichten, die Unabhängigkeit der einzelnen Teile in der europäischen wie in der asiatischen Türkei zu vernichten, aus ihrem Reiche eine moderne, durch die Bureaukratie zusammengehaltene, durch seine Armee furchtbare Großmacht zu schaffen. Und die deutsche Politik, die offizielle wie die inoffizielle, hielt das Gelingen für sicher, übersah alle wirklichen Machtverhältnisse, hatte keine Vorstellung von den ungeheuren Schwierigkeiten, aus einem national und konfessionell so zerklüfteten Lande, in dem alle Kräfte auseinanderstreben, aus einem Lande, in dem asiatische Barbarei, mittelalterlicher Feudalismus und moderner Kapitalismus feindlich zusammentreffen, eine staatliche Einheit zu machen. Die deutsche Politik hielt wirklich die Herrschaft der Ottomanen, weil sie über preußisch gedrillte Offiziere verfügte, für ebenso möglich wie etwa die doch so ganz anders begründete Herrschaft der preußischen Junker über das Reich. Und dieser primitive Analogieschluß, er war wirklich der Ausgangspunkt der deutsch-türkischen Politik, des anerkannt glänzendsten Teiles unserer auswärtigen Politik überhaupt.

In Wirklichkeit war und konnte die jungtürkische Revolution gerade wegen ihres militärischen und nationalistischen Charakters nicht der Beginn

einer neuen Türkei, sondern nur der letzte vergebliche Rettungsversuch der alten sein. Die Revolution mußte alle auseinanderstrebenden Kräfte entfesseln, die Türkei zu einem Schauplatz schwerster innerer Verwicklungen machen. Der spezifisch militärisch-nationale Charakter der siegreichen Revolutionäre führte notwendigerweise zu dem Versuch einer zentralistisch-ottomanischen Herrschaftsorganisation, der erst recht die unausbleiblichen Kämpfe bis zur völligen Unmöglichkeit einer friedlichen Lösung verschärfen mußte. Und zugleich mußte dieser Versuch der Türkei außer England auch Rußland zum Feinde machen.

Die englische Politik hat es bis jetzt nicht nötig gehabt, selbst den Schlag zu führen. Das besorgten für sie andere Mächte, in erster Linie die treuen Verbündeten Deutschlands. Schon die Umwandlung der Okkupation Bosniens in eine Annexion durch Österreich im Einverständnis mit Bulgarien, das sich gleichzeitig unabhängig erklärte, mußte die deutsche Stellung um so mehr erschüttern, als England an der Seite Rußlands gegen die Annexion, also für die Türkei Stellung nahm. Tödlich für den deutschen Einfluß aber wurde dann der Tripolisraub Italiens mit seinen Folgen: Sturz der Komiteeherrschaft, Aufstand in Albanien, Erneuerung des Bandenkriegs in Mazedonien, griechische Erhebungen im Archipel, Unruhen in Kleinasien, bis schließlich die innere Schwäche der Türkenherrschaft und der Italienische Krieg für die Balkanstaaten zur unwiderstehlichen Versuchung werden mußte, in den nationalen Befreiungskampf zu ziehen.

So endet die deutsche Politik in der Türkei mit einem vollkommenen Fiasko. Ihr Einfluß in Konstantinopel ist verloren, Deutschland erscheint als der Verbündete der Feinde der Türkei, als die Macht, die völlig versagt hat, als ihre Hilfe unentbehrlich war. Aber selbst wenn irgend eine Aussicht bestände, diesen Einfluß wiederzugewinnen, so würde seine Bedeutung gering sein; denn wie immer der Krieg ausgehen wird, eine langandauernde außerordentliche Schwächung der Türkei ist die unausbleibliche Folge, und der imperialistische Traum von der Erweiterung des Dreibundes zu dem Vierbund mit der Türkei ist definitiv ausgeträumt.

Es ist der Gegensatz zu England, der diesen Bankrott der deutschen Politik herbeigeführt hat. Er hat Deutschland zu dem Gefangenen seiner Bundesgenossen gemacht, deren Orientpolitik Ziele verfolgt, die der deutschen gerade entgegengesetzt sind. Er hat der Türkei selbst einen übermächtigen Gegner geschaffen und ihr Verderben beschleunigt. Im Einvernehmen mit den Westmächten hätte Deutschland in Vorderasien eine aussichtsreiche Wirtschaftspolitik verfolgen können, wäre die Bagdadbahn ein Mittel der Erschließung fruchtbarer Gebiete geworden. Im Gegensatz zu England mußte die deutsch-türkische Politik an den realen Machtverhältnissen scheitern, die stärkste Bestätigung der sozialdemokratischen Kritik, die von jeher die Verständigung mit den Westmächten gefordert hat. Zugleich zeigt es sich wieder, wie wichtig für die Sozialdemokratie eine konkrete Stellungnahme in den Fragen der auswärtigen Politik ist, wie blutleer und wirkungslos eine Politik wäre, die für die Probleme, die der Tag stellt, nur die allgemeine und selbstverständliche Antwort des Sozialismus hätte.

Wenn England gegen die Türkei, die unter Deutschlands Einfluß stand, vorgehen wollte, so war die Art seines Vorgehens gegeben. Die französische Okkupation Marokkos schuf in Italien die Stimmung für das Tripolis-

abenteuer, und die Stimmung verdichtete sich zur Tat, als England und Frankreich ihre Unterstützung gewährten. War aber so durch den Italienisch-Türkischen Krieg das Balkanproblem aufgerollt, so sprachen alle englischen Interessen im Gegensatz zu denen anderer Großmächte dafür, es jetzt zur blutigen Lösung kommen zu lassen.

Auch England hat der Gegensatz zu Deutschland große Opfer auferlegt, denn Rußland wußte ihn vortrefflich zu seiner Erpressungspolitik auszunutzen. Und die russischen Ansprüche wurden immer unerfüllbarer. In Persien schien England seine traditionelle Politik aufgeben, der russischen Besetzung Nordpersiens, der Schaffung einer englisch-russischen Landgrenze zustimmen, die bedrohliche Annäherung einer fremden Militärmacht an Indien dulden zu müssen. Zugleich mußte England zusehen, wie Rußland die chinesische Revolution zu einem aktiveren Vorgehen gegen das Riesenreich auszunutzen sich anschickte, wo Englands Einfluß vorwiegt, seine Handels- und Finanzinteressen jetzt schon sehr bedeutend sind. Schließlich wurde auch das Verlangen Rußland nach der englischen Zustimmung zur Öffnung der Dardanellen immer dringender. Aus allen diesen Verlegenheiten befreit England der Balkankrieg. Rußland muß jetzt seine ganze Kraft für die Entscheidungen im nahen Osten aufsparen und hat keine Zeit mehr für Abenteuer in Ostasien, wo England jetzt freie Hand bekommt. Und den Widerspruch gegen die Öffnung der Dardanellen kann England vorerst Österreich überlassen, das die Möglichkeit des steten Erscheinens einer russischen Flottenmacht im Mittelmeer als starke Bedrohung seiner Stellung empfinden muß.

Die Erreichung des Zieles der Schwächung der Türkei schien aber um so sicherer, da ja der Krieg mit Italien noch fortdauerte und die Beteiligung einer Großmacht von vornherein den Ernst der Situation für die Türkei und die Möglichkeit anderer Kombinationen ausschloß, die der englischen Machtstellung nur vorteilhaft werden konnten. Schließlich lag es in Englands Interesse, daß der Krieg ausbrach in einer Zeit, wo es der „Freund der Türkei" ist, also die Sicherheit hat, von Konstantinopel aus den Lauf der Ereignisse beeinflussen zu können, während seine Stellung zugleich bei den Balkanstaaten, namentlich in Griechenland, trotzdem eine starke, ja bei der Bevölkerung, wo Gladstones Eintreten einen unvergänglichen Eindruck hinterlassen hat, eine durchaus populäre ist. Freund der Türkei und doch nur auf ihre Schwächung bedacht, die Englands Stellung in Ägypten, Vorderasien, Persien und Indien stärken muß; Protektor des Islams, schon mit Rücksicht auf die 90 Millionen mohammedanischer Untertanen in seinen Gebieten, und zugleich Schützer der christlichen Balkanvölker; Entzünder des Krieges, ohne selbst am Kriege sich beteiligen zu müssen — es ist das Meisterstück einer Politik, die ihr Gesetz nur von den Tatsachen und den Interessen des weltbeherrschenden englischen Kapitals empfängt, und zugleich offenbart diese Politik, in ihrer Freiheit von jeder Moral und jeder Menschlichkeit, das bewunderte und nie erreichte Vorbild der Diplomatie aller anderen Großmächte, die ganz entsetzliche Verruchtheit, die die Fortdauer kapitalistischer Herrschaft für die Menschheit bedeutet.

Man begreift jetzt also das „Zögern Englands", seine plötzliche Abkehr von der Reformpolitik der früheren Jahre, seine behutsame Rücksichtnahme auf die türkische Regierung als ebenso viele Mittel, die Verhinderung des be-

ginnenden Krieges hintanzuhalten trotz der Bemühungen seines französischen Bundesgenossen, dessen Friedenstendenzen in dem Besitz von etwa 3 bis 4 Milliarden Balkanwerten ihre Begründung finden.

Die Unmöglichkeit der Verhinderung des Krieges schließt aber auch die Unmöglichkeit seiner Lokalisierung in sich. Denn nur noch ein Aufschub des Krieges zwischen den Großmächten ist denkbar, kaum noch eine dauernde Aufrechterhaltung des Friedens unter ihnen. Dazu sind die Interessengegensätze der unmittelbar benachbarten Großmächte zu groß.

Österreich-Ungarn erklärt mit steigendem Nachdruck, eine Besetzung des Sandschak Novibazar nicht zugeben zu können. Es handelt sich um den schmalen Landstrich, der Serbien von Montenegro trennt und durch den der Weg von Bosnien nach Saloniki zum Ägäischen Meer und über Albanien ans Adriatische Meer führt. Die Besetzung des Sandschaks durch Serbien und Montenegro würde Österreich seine einzige Expansionsmöglichkeit sperren. Dazu kommt, daß das Entstehen eines Großserbien an den Grenzen Bosniens die Südslawen, die von dem österreichischen Staate stets gepeinigt wurden, noch unzuverlässiger für ihn machen müßte, als sie schon sind, während von Serbien aus eine unablässige nationale Agitation in die südslawischen Gebiete Österreichs getragen würde. Zudem würde ein solches Großserbien gerade wegen seiner nationalen Politik der absolut verläßliche Bundesgenosse Rußlands gegen Österreich sein, das so bei jedem Konflikt mit Rußland vom Norden und Süden gleichzeitig bedroht wäre. Eine solche Verschlechterung der Machtstellung erscheint den ausschlaggebenden militärischen Kreisen der Monarchie als genügender Grund, eventuell mit Gewalt die Besetzung des Sandschaks zu verhindern.

Ein Vorstoß Österreichs würde also über kurz oder lang einen Gegenstoß Rußlands hervorrufen, da eine gewaltsame Verstärkung der österreichischen Stellung am Balkan diese Macht auf der Halbinsel ausschlaggebend machen und die kleinen Slawenstaaten ihrem Einfluß auf die Dauer unterwerfen würde, womit die jahrhundertlang verfolgte russische Orientpolitik völlig lahmgelegt wäre. Jedes eigene Vorgehen Rußlands wiederum würde den Gegenstoß Österreichs auslösen. Vor allem die für Rußland wichtigste Forderung der Dardanellendurchfahrt bedeutet, daß die Häfen an der montenegrinisch-albanischen Küste in die Verfügungsgewalt eines den Balkanstaaten verbündeten Rußlands kämen und für Österreich der Ausgang aus der Adria gesperrt wäre.

Die Fortdauer des Italienisch-Türkischen Krieges bringt eine neue Verschärfung, sobald Italien wirklich auch auf dem europäischen Kriegsschauplatz eingreift oder von der kleinasiatischen Seite gegen die Türkei vorgeht. Denn damit würde die Existenz der Türkei auf das äußerste bedroht; wird aber erst die Frage um die Herrschaft über Konstantinopel aufgerollt, so kann die Antwort nur der Krieg geben.

Schon jetzt ist die Erweiterung des Krieges das Wahrscheinlichere geworden. Weder in Österreich noch in Rußland steht die auswärtige Politik unter irgendwie wirksamer Kontrolle, und in beiden Staaten können sich die Tendenzen gegen einen Krieg nur schwer geltend machen. Weder das österreichische noch das ungarische Parlament übt eine direkte Kontrolle über die auswärtige Politik aus; diese steht den Delegationen zu, Ausschüssen beider Parlamente, die zu einem Drittel aus Herrenhausmitgliedern

bestehen, gesondert tagen und beschließen und nur einmal im Jahre auf kurze Zeit zusammentreten. Schon dies gibt der Regierung eine übermächtige Stellung. Dazu kommt die Zerrissenheit Österreichs und Ungarns in verschiedene sich bekämpfende Nationen, die Schwäche des Bürgertums, die ökonomische Rückständigkeit des Reiches, wo ein entwickelter Kapitalismus nur in Niederösterreich, Böhmen, Mähren und Schlesien, Nordsteiermark und Budapest zu finden ist, während die Masse der Bevölkerung aus deutschen, slawischen und madjarischen Bauern besteht. Wohl sind die Finanzen Österreichs nichts weniger als glänzend, seine Rente steht heute selbst unter der rumänischen und beinahe gleich mit der neuesten chinesischen Anleihe; aber das ist für die Regierung der Monarchie, hinter der die klerikale Thronfolgerpartei steht, kein durchschlagendes Hindernis.

Dagegen hätte sicher Rußland allen Grund, den Krieg zu fürchten. Zwar finanziell halten wir es, entgegen der weitverbreiteten Ansicht, für durchaus gerüstet. Die russische Staatsbank verfügt über den größten Goldschatz aller Notenbanken, und mit den annähernd 4 Milliarden Franken ließe sich ein Krieg auch aushalten, selbst wenn keine Anleihen im Ausland zu haben wären. Das ist ja wieder so eine schöne Blüte europäischer Finanzpolitik: so lange hat man Rußland die geforderten Anleihen bewilligt, bis es von den Gläubigerstaaten für den Ernstfall völlig unabhängig geworden ist und ihnen nur die Gefahr bleibt, die russischen Kriegskosten selbst zahlen zu müssen. Nun droht Rußland allerdings die Gefahr innerer Umwälzungen. Aber anderseits bedeutet ein Balkankrieg die Entfesselung aller nationalistischen Instinkte, die heute auch im russischen, expansionslüstern gewordenen Bürgertum ganz anders lebendig sind als vor der Revolution, und auch für die russische Regierung kann der Zeitpunkt eintreten, wo sie auch gegen ihren Willen in den Krieg hineingerissen wird, der für sie allerdings zu früh gekommen sein mag.

So ist die Gefahr der Erweiterung des Balkankriegs zu einem südosteuropäischen Krieg in nächste Nähe gerückt. Die möglichen Gegenwirkungen der herrschenden Mächte könnten vor allem von Frankreich und von Deutschland kommen. Beide Mächte haben in der Orientfrage zurzeit nur wirtschaftliche Interessen, die durch einen Krieg aufs äußerste beeinträchtigt werden. Aber ihre Vermittlung ist gehemmt, weil beide Mächte gegen ihre Bundesgenossen vorgehen müßten. Und das Bundesverhältnis ist nicht bestimmt durch die Stellung in der Orientfrage, sondern beide Mächte sind gebunden durch den deutsch-englischen Gegensatz, der auch dort trennend und lähmend wirkt, wo sonst die Vorbedingungen gemeinsamen Handelns gegeben sind.

Die nächsten Wochen können vielleicht schon die Entscheidung bringen, ob der Brand über den Balkan hinausgreift oder ob der Kapitalismus den Völkern noch eine Galgenfrist vergönnt. Vergegenwärtigt man sich, wie Großes vom kapitalistischen Standpunkt für jede der nächstbeteiligten Mächte auf dem Spiele steht, für Österreich der Vormarsch auf Saloniki ans Ägäische Meer und die Einreihung einer sonst feindlichen Bevölkerung in den eigenen Staatenverband; für Italien die Stärkung seiner Seestellung im Adriatischen und im Mittelländischen Meer, für Rußland schließlich gar der Besitz von Konstantinopel, so kann es nicht mehr als unmöglich gelten, daß trotz allem diese Mächte das ungeheure Wagnis des Krieges auf sich nehmen.

Tritt das aber ein, dann ist eine weitere Voraussicht kaum möglich, dann hängt die Entscheidung von den Waffen ab, auch die Entscheidung, welche anderen Mächte in den Strudel hineingerissen werden. Sicher ist nur das eine, daß England am ruhigsten den Zeitpunkt seines Eingreifens abwarten könnte.

Es ist der imperialistische Gegensatz der entwickeltsten kapitalistischen Staaten, der die Gefahr der Erweiterung des Balkankriegs zu einem Weltkrieg in sich schließt. Es wäre nur ein Symbol der Barbarei des Krieges, in dem alle Barbarei des Kapitalismus gipfelt, wenn in der Tat der Kanonenschuß des montenegrinischen Zwergdespoten das Signal zu dem großen Kriege gegeben hätte. Diese Welt, die so stolz auf ihre Zivilisation ist, in Tod und Verderben gestürzt, weil ein kleines, in seinen Bergen von ihr jahrhundertelang vergessenes halbwildes Volk barbarischer Hirten und Krieger ein Grenzstädtchen überfällt! Und alle Weisheit der Staatsmänner unvermögend, alle ungeheuren Machtmittel unaenügend, um einem König Nikita in den Arm zu fallen!

In Wirklichkeit spiegelt sich in diesem Widerspruch nur der ganze Wahnwitz einer Gesellschaftsorganisation, die die Menschheit, statt sie zu ihrer höchsten materiellen und geistigen Leistungsfähigkeit zu vereinen, in feindliche, bis an die Zähne bewaffnete Konkurrenten zerspaltet. Nur so konnte kommen, was jetzt eingetreten ist. Die internationale Besitzstandpolitik der neuesten Zeit, die an die Gleichgewichtspolitik der Frühstadien des Kapitalismus erinnerte, ist in die Brüche gegangen. Es kommt, wie wir es vor drei Jahren schrieben. „Der Entscheid über Krieg und Frieden ist nicht in der Hand der hochkapitalistischen Staaten allein gelegen, wo die Gegentendenzen gegen die kriegerische Entwicklung am stärksten ausgeprägt sind. Das kapitalistische Erwachen der Nationen des östlichen Europa und Asiens ist von Machtverschiebungen begleitet, die, auf die Großstaaten zurückwirkend, auch hier die vorhandenen Gegensätze zur Entladung bringen können." [1]

Seit Marx über die Orientfrage schrieb, hat sich auch die Stellung der Sozialdemokratie zum Kriege völlig geändert. Im Gegensatz zur bürgerlichen Zerrissenheit steht das Proletariat in internationaler Geschlossenheit da, und wenn es in einem einig ist, so in der Verwerfung des Krieges. Wir Marxisten verkennen auch heute so wenig wie Marx vor fünfzig Jahren die Bedeutung des Krieges als eines großen Motors der historischen Entwicklung. Wir begreifen auch den Kampf der Balkanvölker um ihre nationale und wirtschaftliche Emanzipation. Aber ihr Kampf ist nicht der unsere und die kriegerische Lösung nicht die des Sozialismus. Und ebensowenig nehmen wir Partei für eine der Mächte, die da unten in den Kampf eintreten wollen. Unsere Sache hat aufgehört, kriegerischer Entscheidungen kapitalistischer Nationen zu bedürfen, und im Kampfe gegen den Krieg, sei er, welcher er sei, wollen wir das Proletariat zu den Höhen der Macht führen. Wir verkennen nicht die ungeheuren revolutionären Wirkungen, die stürmische Beschleunigung des geschichtlichen Prozesses, die der kriegerische Zusammenprall europäischer Nationen mit sich führen muß, aber nur im Kampfe gegen die kriegerische Entwicklung, der uns frei von Verantwortung für die unsagbar

[1] „Finanzkapital", S. 423.

schrecklichen Folgen macht, können wir die Erben des Zusammenbruches der kapitalistischen Welt werden.

Deshalb fordern wir den Frieden und fordern insbesondere von der deutschen Regierung die unbedingte Wahrung der Neutralität und die absolute Nichteinmischung, wie immer auch die Ereignisse verlaufen mögen, und sind entschlossen, alle Mittel, über die wir verfügen, für die Aufrechterhaltung des Friedens einzusetzen. Welche Mittel angewendet werden können, ist eine Sache der Praxis, darüber können nur die Verhältnisse entscheiden und nicht leere pseudotheoretische Spekulationen.

Im übrigen können wir Sozialdemokraten und wir allein der heranbrechenden Götterdämmerung mit Zuversicht ins Auge sehen. Eine lange Wartezeit scheint ihrem Ende zuzueilen, und mit nur kleinen Variationen dürfen wir nach langen fünfzig Jahren den Ausspruch von Marx wiederholen: „Die einzige Frage ist: Handelt England aus eigenem freien Antrieb oder ist es nur der unbewußte und widerwillige Sklave des modernen Fatums — der Revolution? Die letzte Alternative erscheint uns die wahrscheinlichere."

Der gegenwärtige Stand der amerikanischen Landwirtschaft.

Von **Albert Rudolf** (Kansas).

Der amerikanische Landbau steht seit Jahrzehnten in engster Wechselwirkung zur internationalen, besonders auch zur europäischen Volkswirtschaft. Sei es, daß er Scharen europäischer Landproletarier und Kleinbauern aufnahm; sei es, daß die Größe seiner Ernten hohe oder niedrige Nahrungsmittelpreise für Europa bewirkte; sei es, daß die sinkende oder steigende Kaufkraft seiner Landbevölkerung verminderte oder vermehrte Arbeitsgelegenheit für europäische Industrieproletarier bedeutete. Wenn schon aus diesen Gründen die Entwicklung und der innere Bau der nordamerikanischen Landwirtschaft fortgesetztes Interesse erwecken muß, so muß es deren jeweilige Lage auch deshalb, weil sie das größte zusammenhängende Landwirtschaftsgebiet der Erde darstellt.

Seit dem Ende der Besiedlung der großen nordamerikanischen Prärie ist die räumliche Ausdehnung der amerikanischen Landwirtschaft in ein wesentlich langsameres Tempo eingetreten. Man stieß auf die trockenen Gebiete westlich der Prärie, die entweder nur durch Bewässerung oder durch äußerst intensive Bearbeitung fruchtbar gemacht werden konnten. Aber der Bau von Bewässerungsanlagen in den weiten Talebenen des Felsengebirges und der Sierra Nevada kann nur das Werk von Jahrzehnten sein. Dadurch wird die amerikanische Landwirtschaft ihre Fläche um 40 bis 50 Millionen Acres[1] vergrößern. Die Bearbeitung der nicht bewässerbaren aber tiefgründigen Ländereien in jenen Gegenden des äußeren Westens mit geringen Niederschlägen war bis vor wenigen Jahren überhaupt nicht möglich, weil das der damalige Stand der Landwirtschaft noch nicht zuließ. Heute ist es möglich, in Gegenden mit wenig Regen, wenn nur der Boden gut ist, dem Schoße der Erde bei zweckentsprechender Behandlung nicht nur überhaupt Erträge, sondern sogar gute Ernten abzugewinnen. Doch auch in diesem

[1] 1 Acre = 4046 Quadratmeter.

Falle geht die Besiedlung nur langsam vor sich. Daneben gibt es noch 60 bis 70 Millionen Acres Sumpfländereien, meist in den Südstaaten; auch hier wird es Jahrzehnte dauern, bis alle die geplanten großzügigen Entwässerungsprojekte ausgeführt worden sind. Wenn wir den hier genannten Flächen jene gegenüberstellen, um die sich die landwirtschaftliche Fläche während der letzten drei Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts vermehrte, so erkennen wir ohne weiteres die Geringfügigkeit der noch erschließbaren Flächen. Die Vergrößerung betrug 1871 bis 1880 zirka 100 000 000 Acres, 1881 bis 1890 zirka 100000000 Acres, 1891 bis 1900 zirka 200000000 Acres, aber im Jahrzehnt 1901 bis 1910 nur knapp 40 Millionen Acres, und dies Tempo der Zunahme wird weiter ständig zurückgehen. In diesen Zahlen sind die Weideflächen mit inbegriffen, also jene Flächen, die man gerade so liegen ließ, wie man sie bei der Besiedlung vorfand. Die vom Pfluge aufgebrochenen Flächen sind weit geringer. Die Vermehrung der dem Pfluge unterworfenen Fläche blieb im letzten Jahrzehnt um ein Drittel hinter der Vermehrung der Bevölkerung der Vereinigten Staaten zurück.

Diese verlangsamte Entwicklung, welche durch die Aufschließung der Getreide- und Fleischproduktion der kanadischen und argentinischen Ländereien für den Weltmarkt nicht ausgeglichen werden konnte, mußte im Zeitalter sich ausbreitender Industrialisierung steigende Weltmarktpreise für alle landwirtschaftlichen Produkte bedeuten. Und das um so mehr, als auch in europäischen Ländern die Industrieartikel herstellende Bevölkerung weit mehr wuchs als die Bodenprodukte erzeugende. Die Urbarmachung der großen nordamerikanischen Prärie war auf wenige Jahrzehnte zusammengedrängt und brachte schnell steigende Ernten — bei äußerster Ausnutzung des Bodens. Wir sehen nun zwar, daß überall in der Welt, unterstützt durch den Zwang der Dinge, Bestrebungen vorhanden sind, die Landwirtschaft intensiver zu gestalten, höhere Ernten aus dem Boden herauszuwirtschaften. Diese Bestrebungen sind in Amerika stärker und weit besser organisiert als anderswo. Aber sie haben bis heute noch nicht vermocht, ein Gleichgewicht zwischen landwirtschaftlicher und industrieller Produktion herzustellen.

Noch im vorigen Jahre[1] stellte das amerikanische Ackerbauministerium den Satz auf, daß die amerikanische Landwirtschaft in der Lage sei, den ständig steigenden Bedarf an Nahrungsmitteln der eigenen Bevölkerung zu decken. Dieser Satz ist nicht aufrechtzuerhalten. Die amerikanische Bevölkerung hat sich seit dem Jahre 1890 um 50 Prozent vermehrt. Während dieser Zeit stieg der Weizenertrag pro Acre aber nur um 16 Prozent, der Baumwollertrag pro Acre um 4 Prozent, der Tabakertrag um 15 Prozent, ebenso der Maisertrag um 15 Prozent. Diese Zahlen zeigen uns zwar steigende, intensivere Bearbeitung des amerikanischen Bodens, wobei allerdings von einer tatsächlich intensiven Wirtschaft heute noch keine Rede sein kann, wie wir weiter unten sehen werden. Doch stehen diese Steigerungen in einem ungünstigen Verhältnis zur Vermehrung des amerikanischen Volkes.

Die rapid zurückgehenden Ziffern der amerikanischen Weizenausfuhr bestätigen weiter unsere Zweifel an dem obigen Satze des amerikanischen Ackerbauministeriums. In den neunziger Jahren war es noch möglich, bei

[1] Siehe „U. S. Agricultural Yearbook", 1910, S. 27, erschienen Mitte 1911.

einer ungefähren Durchschnittsrente von jährlich 400 Millionen Bushel[1] 200 Millionen Bushel und mehr zu exportieren. Jetzt haben wir ungefähre Ernten von 700 Millionen Bushel, und die Ausfuhr beträgt weit weniger als 100 Millionen! Ähnlich liegt es mit Roggen und Hafer. Ganz auffällig ist auch der Rückgang der Maisausfuhr, ebenso der von Vieh und Fleisch. Die Maisausfuhr überschritt in den neunziger Jahren oft 200 Millionen Bushel jährlich, betrug aber im Jahre 1909 nur noch knapp 40 Millionen Bushel!

Die große Vermehrung der Bevölkerung ist eben hauptsächlich den Städten zugute gekommen. Im Jahre 1890 machte die städtische Bevölkerung erst 36 Prozent, im Jahre 1910 aber schon 46 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Da heute noch keine Anzeichen dafür vorhanden sind, daß sich diese Bevölkerungsverschiebung zugunsten der Landwirtschaft umändern wird, so muß damit gerechnet werden, daß im Jahre 1920 die städtische Bevölkerung, also die nicht Nahrungsmittel bauende, die ländliche überflügelt haben wird. Die Folge davon wird sein, daß eine Anzahl Agrarprodukte ganz von der amerikanischen Ausfuhrliste verschwinden werden.

Ohne jede weitere räumliche Ausdehnung könnten nun die amerikanischen Ernten verdoppelt und verdreifacht werden, wenn es möglich wäre, den extensiven Betrieb zu einem intensiven umzugestalten. Das ist gewiß möglich, aber darüber werden Jahrzehnte vergehen. Amerika hat den reichsten Boden der Erde, die amerikanische Landwirtschaft verfügt über die besten und die am meisten Menschenarbeit sparenden Maschinen. Trotz alledem rangiert es in bezug auf die relative Größe seiner Ernten unter den wirtschaftlich rückständigsten Ländern der Erde, steht in dieser Hinsicht mit Rußland und Indien ungefähr auf einer Stufe! So beträgt zum Beispiel die durchschnittliche Ernte beim Weizen in England 30 Bushel pro Acre (0,44 Hektar), in Deutschland 28 und in den Vereinigten Staaten nur 15!

Die Ursachen der geringen amerikanischen Ernten aller Agrarprodukte sind dieselben wie beim Baumwollbau (siehe „Neue Zeit", XXIX, 2, Nr. 48). Die Hindernisse, die einer schnell steigenden Baumwollproduktion im Wege stehen, stehen auch einer schnell steigenden intensiven Bewirtschaftung, wenn auch nicht in so starkem Maße, im Körner- und Futterbau gegenüber. Das amerikanische Ackerbauministerium arbeitet nach den großartigsten Gesichtspunkten, die innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft möglich sind, um die Intensität des Bodenbaus zu steigern; die großen Eisenbahnsysteme arbeiten in derselben Richtung, denn sie haben an steigenden Ernten ja ein kapitalistisches Interesse; ein Wald von Farmerzeitungen, Fachblätter mit meist vorzüglichem Inhalt, tut das Seinige. Aber durch den guten Willen, durch die Erkenntnis einzelner können wirtschaftliche Umwälzungen wohl gefördert, aber niemals allein herbeigeführt werden. Die im Wirtschaftsleben selbst liegenden Ursachen müssen die Triebkräfte abgeben. Welches sind sie in diesem Falle?

Als sich die Ansiedler über den amerikanischen Boden ausbreiteten, fanden sie eine Erde vor, die an natürlichen Pflanzennahrungsstoffen sehr reich war und im Westen und Süden zum Teil heute noch ist. Eine nur oberflächliche Bewirtschaftung ermöglichte die Bestellung weit größerer Flächen als in der Alten Welt. Später wurde durch vollkommene Geräte

[1] 1 Bushel = 35,237 Liter.

der Bodenbau in derselben Richtung gefördert. Der Bearbeiter des Bodens, in Amerika meist der Farmbesitzer selbst, fand dabei seine Existenz. Da nun durch diese Art der Bodenwirtschaft dem Erdreich immer nur Pflanzennährstoffe entnommen, aber niemals solche zugeführt werden, wird der Boden ärmer, erschöpft. Der Farmer sieht, daß ihm seine Farm weniger einbringt, seine Existenz schlechter wird. Er muß nun tüchtiger wirtschaften, um höhere Ernten seinem Lande zu entnehmen. Und so finden wir denn die auf den ersten Blick merkwürdige Tatsache: *je ärmer, je erschöpfter an natürlichen Pflanzennahrungsmitteln ein Land ist, desto größer sind seine Ernten!* Man vergleiche die oben angeführten Zahlen der Weizenerträge auf den seit Jahrhunderten und Jahrtausenden bearbeiteten Böden Englands und Deutschlands mit dem Ertrag auf dem jungfräulichen amerikanischen Boden! Man darf natürlich nicht Länder wie Rußland und Indien mit ihrem alten Ackerbau mit in Vergleich ziehen, denn in ihnen wird jede Entwicklung durch eine kleine Herrscherklasse unterdrückt, jeder Aufschwung verhindert.

In den amerikanischen Oststaaten hat die Erschöpfung des Bodens bereits seit längerer Zeit eingesetzt und sich nunmehr bis in die Staaten des Missouri-Mississippitales fortgepflanzt. Der Farmer, der sieht, daß sich sein Boden erschöpft, wird natürlich den Lehren einer intensiven Wirtschaft weit zugänglicher sein als einer, der noch auf unerschöpftem Boden sitzt.

Nun hat aber noch mit den steigenden Produktionspreisen eine ziemlich starke Steigerung der Landpreise eingesetzt. Im Jahre 1900 betrug der Durchschnittswert pro amerikanischem Acre 15 Dollar, im Jahre 1910 aber 32 Dollar. Der Farmer, der auf billigem Boden saß, hatte keine Ursache, steigende Ernten aus seinem Lande herauszuholen. Anders sein Nachfolger. Ihn kam das Land viel teurer, er hatte mehr Zinsen zu bezahlen, die Lebenshaltung ist kostspieliger geworden, er muß etwas intensiver arbeiten, um das Gleichgewicht wieder herzustellen.

Dem Zuge zu einer intensiveren Wirtschaft stehen nun freilich Hindernisse entgegen, von denen wir hier zunächst den Mangel an Arbeitskräften erwähnen. Der Zug nach der Stadt ist in der Neuen Welt mindestens ebenso stark wie in der Alten. Die Lebensbedingungen, die gesellschaftlichen Bedingungen stehen auf dem amerikanischen flachen Lande gewiß viel höher als irgendwo in der Alten Welt, und sie sind um so höher, je weiter wir nach dem Westen kommen. Aber vielen Farmern und Farmerssöhnen erscheinen doch die Lebensverhältnisse in der Stadt komfortabler. So haben viele Landbezirke ihre Bevölkerung in den letzten Jahren relativ und absolut vermindert, was mit einem Streben nach intensiverem Bodenbau im Widerspruch steht. Denn je intensiver der Bodenbau, desto mehr Arbeitskräfte beansprucht er. Ein auffallendes Beispiel, dem man noch beliebig viele anreihen könnte, bietet in bezug auf die Bevölkerungsverschiebung der Staat Kansas. Seine Gesamtbevölkerung hat sich während der letzten drei Jahre ständig vermindert, während seine Großstädte rapid gewachsen sind! Dieser Zug nach der Stadt wird sich nicht eher in einen Zug nach dem Lande umändern, bis die wirtschaftlichen Verhältnisse denen der Stadt überlegen sind.[1]

[1] Allerdings melden sich bei den hin und wieder noch erfolgenden Landeröffnungen der Bundesregierung stets bedeutend mehr Ansiedler, als gebraucht werden. Dort, wo dem Landproletarier, dem Bearbeiter des Bodens, die Verhält-

Ein der intensiven Wirtschaft weiter im Wege stehendes Hindernis ist das Pachtwesen. Mehr als ein Drittel der amerikanischen Farmer sind nur Pächter, deren Pachtverträge auf ein Jahr laufen. Im einjährigen Turnus ist aber eine intensive Bewirtschaftung einfach unmöglich. Wir verweisen hierbei wiederholt auf das, was wir in bezug auf den Baumwollbau in den Südstaaten, 29. Jahrgang, 2. Band, Nr. 48 dieser Zeitschrift, gesagt haben. Es bezahlt sich nicht für den Pächter, tierischen Dünger auf das Feld zu bringen, Klee oder Luzerne als bodenverbessernde Futterpflanzen anzubauen. Die Wirkung von alledem zeigt sich erst nach zwei oder drei Jahren, in welcher Zeit der Pächter vielleicht schon zwei oder drei andere Farmen als Arbeiter, der dem Kapitalismus die Rente aus dem Boden wirtschaftet, durchlaufen hat. Er kann aus dem Boden nur herausnehmen, kann ihm nichts geben. Wenn er nach Ablauf seines Pachtvertrags die Farm verläßt, ist sie eben um so und so viel ärmer. Zu alledem kommt, daß durch das Pachtwesen eine ungeheure Arbeit nutzlos vergeudet wird. Im Herbste müssen die Pächter nach allen Ecken und Enden rennen, um einen neuen Platz für das nächste Jahr aufzufinden, auf dem sie glauben, daß sich ihre Hoffnungen besser erfüllen werden. Und im Frühjahr ist viel Arbeit nötig, um Hausgeräte, Maschinen und Vieh und Futter nach dem neuen Platze zu transportieren. Wer einmal ausgangs Winter eine amerikanische Landstraße gesehen hat, muß sich wundern über die vielen hochbepackten Farmerwagen, die da nach allen Richtungen hin und her fahren; das alles sind unnütze Produktionskosten.

Wir sagten oben, daß die Verlangsamung des Tempos der räumlichen Ausbreitung der amerikanischen Landwirtschaft mit dem Zeitalter stark steigender Industrialisierung zusammenfiel und *steigende Preise für alle Agrarprodukte* bedeuten mußte. Der langsameren räumlichen Ausbreitung steht zwar ein Zug zu intensiverer Wirtschaft gegenüber, der aber heute noch nicht stark genug ist, einen Ausgleich herbeizuführen. Nach einer Zusammenstellung des amerikanischen Arbeitsamts [1] betrug der durchschnittliche Preis für alle Farmprodukte, wenn deren Durchschnittspreis 1890 bis 1899 mit 100 angenommen wird:

1896	78,3	1900	109,5	1904	126,2	1908	133,1
1897	85,2	1901	116,9	1905	124,2	1909	153,1
1898	96,1	1902	130,5	1906	123,6	1910	164,6
1899	100,0	1903	118,8	1907	137,1		

Wir sehen hier also zahlenmäßig festgestellt, wie mit dem Abschluß in der räumlichen Ausbreitung der amerikanischen Landwirtschaft die Preise für die Produkte der Farmer fast von Jahr zu Jahr gestiegen sind. Infolge der anarchischen Form der Produktenverteilung in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung kommt der Farmerbevölkerung von dieser Steigerung nur ein Teil zugute, doch mußte sich immerhin ihre Wirtschaftslage wesentlich heben. Das mußte um so mehr der Fall sein, als infolge des starken Zuges

---

nisse auf dem flachen Lande angenehm erscheinen, sehen wir das Verlangen nach Land stark hervortreten. Bei der jüngst im Staate Süd-Dakota stattgefundenen Landverteilung war die Zahl der Bodensuchenden fünfmal größer als die Zahl der vorhandenen Heimstätten. Also der Landhunger im Volke ist noch vorhanden.

[1] „Bulletin of the Bureau of Labor", Nr. 93.

nach dem Westen während der letzten drei Jahrzehnte ein beträchtlicher Teil der Farmer auf sehr billigem Lande saß. Sie hatten es entweder als Heimstätten der Regierung aufgenommen, in welchem Falle es ihnen gar nichts kostete, oder aber sie hatten es um einen Pappenstiel von der Regierung gekauft.

Während die Preise der Farmprodukte außerordentlich stark in die Höhe gingen, waren die Erzeugnisse, die der Farmer braucht, geringeren Preissteigerungen unterworfen. Das amerikanische Arbeitsamt hat über 85 Artikel, welche von der Farmerbevölkerung hauptsächlich gebraucht werden, Angaben gesammelt. Für dieselben betrug die Steigerung von 1899 bis 1909 12,1 Prozent, während in derselben Zeit für die zehn führenden Ackerbauprodukte sich der Preis um 72,7 Prozent hob.[1] Der Farmer hat an dem Preisumschwung ganz außerordentlich profitiert.

Wer heute einmal den amerikanischen Kontinent, nach welcher Richtung immer, durchkreuzt, wird schon vom Fenster des Eisenbahnwagens aus den wirtschaftlichen Aufschwung der amerikanischen Landwirtschaft feststellen können. Dieser ist allerdings in den Staaten des Ostens, Nordens und Westens weit größer als in dem zurückgebliebenen Süden. An Stelle der alten, nur für notdürftige Unterkunft berechneten Häuschen sind schmucke neue Häuser, an Stelle armseliger Bretterbuden umfangreiche Scheunen und Hühnerställe erstanden; große Futterspeicher für die Winterfütterung, an die vor zehn Jahren noch kaum ein Farmer dachte, sind errichtet worden. An vielen Orten stoßen wir auch auf Herden rassenreinen Viehes an Stelle wahllos zusammengewürfelten. Amtlich wurde der Wert der Gebäude in den landwirtschaftlichen Betrieben 1900 mit 3 556 000 000 Dollar, 1910 mit 6 294 000 000 Dollar berechnet. Treten wir in die Häuser der Farmer ein, so werden wir durch ziemlichen Komfort überrascht und finden unter allen möglichen nationalen und internationalen Industrieartikeln ganz sicher in jedem Farmerhaus Erzeugnisse deutschen Arbeiterfleißes.

Um ein Beispiel von den wirtschaftlichen Verhältnissen der Farmerbevölkerung zu geben, greifen wir ein kleines Landstädtchen heraus. Es ist die Stadt F. im Staate K. mit ungefähr 1000 Einwohnern und kann als Durchschnitt gelten. Den wirtschaftlichen Hintergrund für dieses Städtchen bildet die umliegende Farmerbevölkerung. Wir finden in dem Städtchen vor: eine große Eisenbahnstation, zwei Banken, vier elegante Kolonialwarenhandlungen, zwei nicht minder elegante Schnittwarenhäuser, zwei große Eisenwarenhandlungen, mehrere Ärzte und Zahnärzte, Automobilgarage, Telephonzentrale, mit der ein großer Teil der Farmer verbunden ist, usw. usw. Wir bemerken dabei, daß die Kaufläden einen durchaus großstädtischen Eindruck machen. Zu alledem kommt, daß über das Land zerstreut da und dort auch noch Warenhäuser zu finden sind. Man vergleiche nun mit diesem Städtebild ein deutsches Landstädtchen gleicher Größe, und man wird ohne weiteres erkennen, daß es sich um wirtschaftliche Verhältnisse handelt, die sich wie Tag und Nacht voneinander unterscheiden. Für Deutschland geht hierbei ganz besonders hervor, daß es alle Ursache hat, sich durch gute Handelsverträge den amerikanischen Markt nicht nur zu erhalten, sondern zu erweitern, um von der Kaufkraft des amerikanischen

[1] „U. S. Agricultural Yearbook", 1910, S. 29.

Volkes zu profitieren. Diese ist ungleich größer als die irgend eines europäischen, selbst des englischen Volkes. Als außerordentlich interessante Tatsache möchten wir hierbei noch feststellen, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse der Farmer und natürlich auch der anderen Bevölkerung in den Temperenzstaaten weit besser sind als in den sogenannten nassen Staaten. Jedes sehende Auge kann das erkennen.

Aus dem Aufschwung, dem verhältnismäßigen Wohlergehen der Farmer zu schließen, daß sie als Bearbeiter des Bodens etwa den vollen Wert für ihre Arbeit erhalten, wäre nun freilich ein Trugschluß. Der Zwischenhandel verschlingt einen großen Teil des Preises, den die Konsumenten für die Farmprodukte bezahlen. Um nur einige Beispiele herauszuheben, erwähnen wir, daß bei der Milch der Konsument über 100 Prozent mehr bezahlen muß, als der Farmer erhält, beim Rindfleisch 38 Prozent, beim Kohl 135 Prozent, bei Zwiebeln 260 Prozent, bei Apfelsinen 400 Prozent, bei Kartoffeln 80 Prozent, bei Geflügel 89 Prozent usw. Diese ungeheuren Unterschiede zwischen dem, was der Produzent erhält, und dem, was der Konsument bezahlen muß, haben Bewegungen ausgelöst, die darauf hinausgehen, den Zwischenhandel auszuschalten, und die sicher einen großen Umfang annehmen werden. Warum kaufen die Konsumenten nicht direkt von den Farmern? ruft das amerikanische Ackerbauministerium angesichts dieser großen Preisunterschiede aus und fordert beide Teile auf, Kaufs- und Verkaufsorganisationen zu gründen.[1]

Das hier in großen Strichen gezeichnete Bild der wirtschaftlichen Lage der Farmer ist nun freilich noch nicht vollständig. Wie wir bereits oben gesehen haben, sind viele der Farmer nicht Eigentümer des Bodens, den sie bebauen. Etwas über 37 Prozent der Farmer sind nur Pächter! In den Südstaaten sind es oft weit mehr als 50 Prozent (vergl. „Neue Zeit", XXIX, 2, Nr. 48), in den nördlichen Staaten weniger als 30 Prozent. Der Pächter stellt ungefähr das wirtschaftliche Element dar, das in Ostelbien der Landarbeiter darstellt. Dieser Vergleich kann freilich nur ein sehr grober sein. Denn der amerikanische Farmpächter ist wirtschaftlich weit mehr ein freier Mann als der deutsche Landarbeiter, und politisch ist er es jedenfalls durchaus.

In keinem Lande der Erde hat der Begriff Land je eine solche Rolle gespielt wie in Amerika. Land- und Eisenbahngesellschaften und sonstige Kapitalisten legten ihre Goldfäuste auf große Flächen jungfräulichen Bodens, der bei Wertsteigerung ungeheuren Gewinn versprach. Um aber auch regelmäßige Einnahmen aus den Ernten zu haben, hatten sie Leute nötig, die den Boden bestellten. Als gewöhnliche Arbeiter fanden und finden sich solche Leute nur sehr selten, oft überhaupt nicht. Und sie fanden sich um so weniger leicht in Zeiten, da genügend freies Land vorhanden war, das als Heimstätten (zu 160 Acres) in Besitz genommen werden konnte. Es waren die wirtschaftlich schwächsten Elemente unter den Farmern, die auch die wenigen Mittel nicht hatten, um die ersten Jahre auf freiem Lande überstehen zu können, die Land pachteten, was sie immer noch lieber taten, als es gegen festen Lohn zu bearbeiten. Sie sind als Pächter ganz gewiß nur die Lohnsklaven des Kapitalismus, für den sie das Gold aus dem Boden holen

[1] „U. S. Agricultural Yearbook", 1910, S. 26.

müssen. Wenn sie die oft wenig sichere Existenz des Pächters der sicheren des Farmarbeiters vorziehen, so offenbart sich eben darin das in der Brust des Menschen lebendige und jahrtausendealte Verlangen, möglichst als freier Mann auf freiem Grunde zu sitzen.

Was die Farmarbeiter anbetrifft, so bemerken wir, daß sie als Klasse, wie etwa ihre europäischen Kollegen, im weitaus größten Teil der Union nicht in Frage kommen. Trotz der verhältnismäßig guten Löhne — soweit in der kapitalistischen Gesellschaft von „guten" Löhnen überhaupt gesprochen werden kann — und der anständigen Behandlung, deren sich der Farmarbeiter bei größeren Farmern erfreut, will der Proletarier unter den Farmern doch nicht in das abhängige Joch des Arbeiters treten. Was dem europäischen Landproletarier nicht möglich ist, wird dem amerikanischen insofern möglich, als er seinen Landhunger durch Landpachtung stillen kann. Selbst in den Südstaaten, in denen nach dem Bürgerkrieg große Mengen Sklaven frei wurden, sehen wir, daß der Neger lieber seine Existenz als Pächter denn als Arbeiter fristet. Arbeiter bekommen die Grundherren nicht, also müssen sie ihr Land verpachten. Daher der in den Südstaaten ganz besonders hohe Prozentsatz von Pächtern. Wird nun auch der Landproletarier ein freier Mann dadurch, daß er pachtet, anstatt gegen festen Lohn zu arbeiten, so hat er doch dabei kaum mehr Aussicht, sich aus den Fesseln des Kapitalismus herauszuarbeiten.

Durch die seit bald fünfzehn Jahren fortgesetzten Preissteigerungen für Farmprodukte stieg der Ertrag, den der Farmeigentümer aus seinem Boden herauswirtschaftet, von Jahr zu Jahr. Die steigenden Preise kamen aber dem Pächter viel weniger zugute als dem Grundherrn; denn letzterer ließ sich gemäß den steigenden Preisen ständig steigende Pacht bezahlen. So hat der Pächter wenig Aussicht, sich aus dem Abhängigkeitsverhältnis dem Kapitalismus gegenüber herauszuwirtschaften. Er bleibt trotz seiner zwei oder drei Gespanne Pferde, seiner Kühe usw. nur Landproletarier, der sein Leben lang für den Kapitalismus die Scholle wenden muß. Sein Einkommen steigt aber nicht in dem Maße, daß er sich vom Pächter zum Eigentümer aufschwingen könnte. Während derjenige Farmer, der Eigentümer der von ihm bewirtschafteten Farm ist, durch die ständig steigenden Bodenpreise in den Wohlstand hineinwachsen mußte, wurde und wird es für den Pächter gerade infolge der hohen Landpreise immer schwieriger, Land zu kaufen, selbst Eigentümer zu werden.

Auffällig ist nun, daß trotz der steigenden Prosperität der amerikanischen Landwirtschaft sich die Zahl der Pächter prozentual weit stärker vermehrt als die Zahl der Farmer, die eigenen Boden bearbeiten. Wenn im Jahrzehnt 1890/1900 die Zahl der Pächter von 28 Prozent auf 35 Prozent sprang, so ist das leicht erklärlich, denn es war in den Zeiten schwerster Agrarkrisis. Schwache Elemente wurden aus ihrem Besitz herausgeworfen. Unaufhörlich steigende Preise für Agrarprodukte und ein weiteres Steigen der Zahl der Pächter von 35 Prozent auf 37 Prozent charakterisieren das letzte Jahrzehnt der amerikanischen Landwirtschaft. 2 Prozent mehr Eigentümer wurden vom Boden verdrängt, und um so viel mehr Land fiel dem Kapitalismus in die Hände.

Die amerikanische Farmbevölkerung ist bei weitem nicht so seßhaft wie die europäischen Bauern. Ein unstetes Hinundher ist ihr eigen, was sich

aus ihrer wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklung erklärt. Abgesehen von den Pächtern, die zum unaufhörlichen Wandern gezwungen werden, sind auch die bodenbesitzenden Farmer vom Wanderfieber besessen. Sie sind aus ihrer Vergangenheit daran gewöhnt, alte Wohnplätze zu verlassen und neue aufzusuchen. Und dem heutigen besitzenden Farmer fällt das auch deshalb nicht schwer, weil er beim Verkauf seines Landes stets Geld verdient. Die Landpreise steigen von Jahr zu Jahr. Er geht weiter nach dem Westen oder Süden und kauft neues, billigeres Land. Ein ungeheurer Besitzwechsel an Land ist die Folge. Die Zahl der Landagenten, die den Verkauf von Land betreiben, ist riesengroß. Sie sind, wirtschaftlich betrachtet, Schmarotzer am Volkskörper. Sie verdienen durch ihren Landhandel viel Geld, ohne auch nur das Geringste dabei für die Hebung des Bodenbaues zu leisten. Da nun der amerikanische Kapitalismus jederzeit gern sein Geld auch in Ländereien als der sichersten Anlage untergebracht hat und die Gelegenheit, Land, Farmen zu kaufen jederzeit sehr groß ist, so gelangt ständig mehr Boden aus den Händen arbeitender Farmer in kapitalistische Hände. Neben den großen Kapitalisten sind es unter den kleineren besonders Warenhausinhaber, Rechtsanwälte, Ärzte usw. usw., die wir oft als Besitzer mehrerer Farmen finden.

Ein weiterer Grund für die Zunahme der Pächter dürfte in der Abwanderung vermögend gewordener Farmer nach den Städten zu suchen sein. Die Söhne haben studiert oder sich der Industrie zugewandt, und dem Vater bleibt nichts anderes übrig, als seine Farm zu verpachten.

So erfolgt ständig eine starke Vermehrung der Pachtfarmen, die, wie wir oben gesehen haben, ein großes Hindernis auf dem Wege zu einem intensiveren Bodenbau bilden. Die gegenwärtige Gesellschaft steht dieser Entwicklung vorläufig machtlos gegenüber, so sehr sie alle Ursache hätte, sie zu bekämpfen.

Aus dem hier nur in sehr großen Strichen gezeichneten Bilde von dem heutigen Stande der amerikanischen Landwirtschaft und den Umwälzungen, die sie durchgemacht hat, ergeben sich Schlüsse von großer Bedeutung für die europäischen Industrieländer, besonders für Deutschland.

Wenn eine so leistungsfähige Landwirtschaft wie die amerikanische mehr und mehr in der Lieferung von Bodenbauprodukten für den Weltmarkt nachläßt und in wenigen Jahren kaum genug für die Bevölkerung des eigenen Landes wird liefern können, *so muß das weiter steigende Weltmarktpreise für Agrarprodukte bedeuten.* Diese Macht der Entwicklung wird die Zollschranken der verschiedenen europäischen Industrieländer niederreißen. Dadurch werden in den europäischen Industrieländern, die heute noch Agrarzölle haben, die Preise der Nahrungsmittel etwas herabgedrückt werden, aber ihre Neigung, zu steigen, wird bleiben.

Aus der amerikanischen Farmerbevölkerung hat sich in den letzten zehn bis zwölf Jahren eine außerordentlich kaufkräftige Bevölkerung entwickelt. Deutschland hat alle Ursache, zu trachten, daß der neue Handelsvertrag mit Amerika so gestaltet werde, daß dem Absatz seiner Industrieprodukte in Amerika ein erweitertes Feld offen steht. Da die Preise für Agrarprodukte aller Wahrscheinlichkeit nach weiter steigen werden, wird auch die Konsumkraft der Farmer sich weiter steigern. Beim Abschluß eines neuen Handels-

vertrags zwischen Deutschland und Amerika befindet sich allerdings Amerika heute in einer besseren Lage als vor zehn Jahren. Es ist bei weitem nicht mehr in so starkem Maße an der Ausfuhr seiner Agrarprodukte interessiert, braucht kein sehr großes Gewicht mehr auf die Erhaltung ausländischer Absatzgebiete für dieselben zu legen.

Wenn nun die amerikanische Landwirtschaft, die auf reichem Boden sitzt und mit den besten Maschinen arbeitet, ihre Erträge nicht so zu gestalten vermag, daß sie mit dem Wachstum der Bevölkerung des eigenen Landes Schritt halten, so ergibt sich daraus die Notwendigkeit, der Agrarfrage erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken. Das gegenwärtige industriekapitalistische Wirtschaftssystem bringt die Abwanderung notwendiger Arbeitskräfte vom Lande nach der Stadt mit sich. Es muß eine hervorragende Aufgabe des Sozialismus sein, die Agrarverhältnisse so zu gestalten, daß die Landwirtschaft wieder erhöhte Anziehungskraft gewinnt und jedem, der sich landwirtschaftlich betätigen will, die Möglichkeit eröffnet wird, dies als freier Mann auf unbelastetem Boden zu tun.

Die Steigerung der Bodenerträge, die intensivere Gestaltung des Bodenbaues, hat für die Alte wie die Neue Welt gleich große Bedeutung. Ein radikaler Schritt in dieser Richtung ist nur möglich auf sozialistischer Basis.

Die Wahlreform der Liberalen und die Sozialdemokratie.

Von **A. Kolb.**

In der kommenden Reichstagssession werden die Wahlrechtsanträge der Sozialdemokratie, der Fortschrittlichen Volkspartei und des deutschen Städtetages zur Beratung stehen.

Die Sozialdemokratie fordert die prinzipielle Form der Verhältniswahl: Gemäß den Quotienten (jeweilige Stimmenzahl auf einen Abgeordneten) in die Gesamtstimmenzahl im ganzen Reiche für jede Partei die Mandate.

Die Verhältniswahl der Liberalen hat ein anderes Aussehen. Der Proporz soll im kleinen ausgeübt werden, dazu hat man die Wahlbezirke erfunden, die sich aus 4 bis 5 jetzt bestehenden Wahlkreisen zusammensetzen. Innerhalb jeden Wahlbezirkes wirkt die Verhältniswahl auf die abgegebenen Stimmen aller Parteien. Als Beispiel diene: Die 5 Wahlkreise Minden, Herford, Bielefeld, Paderborn und Warburg bilden 1 Wahlbezirk mit 5 Abgeordneten. 1912 wurden daselbst 136 100 gültige Stimmen abgegeben, geteilt mit 5 ergibt den Quotienten 27 222. Auf die Sozialdemokratie fielen 35 200, das Zentrum 32 400, die Reichspartei 22 600, die beiden liberalen Parteien 20 700, die Konservativen 15 300, die Christlichsozialen 9500 Stimmen. Folglich erhalten Sozialdemokratie und Zentrum je 1 Mandat aus eigener Kraft, durch Unterstützung (das ist Verbindung der Listen) noch je 1 Mandat die Liberalen (+ 8000 der Sozialdemokraten), die Reichspartei (+ 5000 des Zentrums) und die Konservativen (+ 9500 der Christlichsozialen). Durch den jetzigen Wahlmodus haben Zentrum und Liberale je 2 Mandate und eines die Reichspartei. Natürlich geht der Ausgleich nicht in allen „Wahlbezirken" so glatt vonstatten, meistens bleiben sogar kleine Minoritäten unberücksichtigt, und dem Kuhhandel ist immer noch breiter Spielraum gelassen, wie auch obiges Beispiel zeigt. Die Einteilung in

kleine Wahlbezirke soll die lokalen Interessen berücksichtigen, in Wirklichkeit werden dadurch eine Anzahl in der Minorität bleibender Stimmen außer Rechnung gesetzt, die bei der prinzipiellen Form mitzählen.

Die Idee dieser Wahlreform ist der französischen entlehnt und so recht für die Gegenwart zugestutzt. Die blauschwarze Reaktion dominiert in einer Anzahl Wahlkreise in bestimmten Gegenden, die Anhänger der liberalen Parteien zerstreuen sich im Reiche und haben in einer ganzen Anzahl von Wahlkreisen starke Minoritäten. Dagegen kandidiert die Sozialdemokratie in allen Wahlkreisen, hat Wahlkreise mit starken Majoritäten, auch mit starken Minoritäten und eine größere Anzahl mit geringen Minoritäten. Der derzeitige Wahlmodus hat bis jetzt die bürgerlichen Parteien begünstigt; durch die allgemeine Ausdehnung der Sozialdemokratie (1890 noch 150, dagegen 1912 nur noch 43 Wahlkreise, in denen die sozialistische Stimmenziffer unter 1000 zählte) schlägt nun diese Wirkung allmählich ins Gegenteil um. Die Einteilung in kleine Wahlbezirke mit dem Proporz soll die Gunst den bürgerlichen Parteien erhalten, insbesondere den Liberalen. Die erst jetzt bekannt gewordene Einteilung der Wahlbezirke (die Norm ist 4 Wahlkreise) gestattet einen Überblick über die Wirkung dieser Wahlreform. Die 397 Wahlkreise des Reiches werden in 98 Wahlbezirke eingeteilt, und zwar 19 mit je 5, 67 mit je 4, 10 mit je 3 und 2 mit je 2 Wahlkreisen oder Abgeordneten. Die Quotienten in den einzelnen Wahlbezirken differieren zwischen 16 500 bis 115 000 Stimmen, folglich werden kleine Minoritäten meistens ausgeschaltet, wenn solche auch bei Verbindung der Listen manchmal in die Erscheinung treten. Bei Berechnung des Resultates über diese Wahlreform wurde für jede Partei eine selbständige Liste angenommen. Die Verbindung der bürgerlichen Listen würde somit das Resultat noch zu deren Gunsten beeinflussen. Das Resultat ist folgendes, und der Unterschied im Mandatbesitz der Parteien beträgt dann:

	Sozialdemokraten	Beide liberale Parteien	Alle konservativen Parteien	Zentrum	Partikularisten und Wilde	Zusammen
Zurzeit nach dem jetzigen Wahlmodus	110	90	70	92	35	397
Nach der liberalen Verhältniswahl	118	114	75	64	26	397
Sonach	+8	+24	+5	−28	−9	

Der Liberalismus erntet den Hauptgewinn. Da auch die Konservativen nichts verlieren, aber beträchtlich das Zentrum, weht aus der Reform die Tendenz der Bülowära; schon damals sprach man von einer liberalen Wahlreform.

Die liberale Wahlreform würde die schon bestehende kolossale Ungleichheit der Wählerrechte nicht beseitigen. Wird wohl durch Zusammenlegung mehrerer Wahlkreise zu Wahlbezirken diese Ungleichheit etwas gemildert, so bleibt doch noch folgende Spannung:

bei den Wahlbezirken von 59000 bis zu 456000 Wähler,
oder pro Abgeordneter von 18000 bis zu 114000 Wähler,

also besitzen erstere noch **siebenfaches** Stimmrecht gegen letztere.

Die Sozialdemokratie — eine andere Partei tut es ja nicht — müßte darum den Zusatzantrag stellen, die Wahlbezirke auszugleichen, indem die Durchschnittsziffer bei jeder Wahl der Wählerzahl pro Abgeordneter festgestellt wird, ferner an die Wahlbezirke, die durch die Entwicklung die Wählerzahl beträchtlich überschreiten, gemäß dem jeweiligen Quotienten ein oder mehrere Abgeordnete zuzuteilen. Die Durchschnittsziffer ergibt sich aus dem Ergebnis der letzten Wahl.

Für 1912 beträgt die Durchschnittsziffer für jeden Abgeordneten 36 200, ergibt sonach eine Norm des Wahlbezirkes von je 145 000 Wählern. Einige Abzweigungen sind natürlich erforderlich. Nach dem bestehenden Entwurf würde es dann statt 98 104 Wahlbezirke geben, und zwar 8 mit je 5, 83 mit je 4, 11 mit je 3 und 2 mit je 2 Abgeordneten, in Summa statt 397 409 Abgeordnete. Auf Preußen fielen durch den Ausgleich 245, auf die übrigen Staaten 164 Abgeordnete. Die Zahl der Wähler pro Abgeordneter differiert dann nur noch zwischen 32 000 zu 41 000. Die Wirkung in dieser Einteilung auf die Parteien ist dann (ebenfalls nach 1912):

Sozialdemokraten	Beide lib. Parteien	Alle konserv. Parteien	Zentrum	Partikularisten	Zusammen
130	117	73	65	24	409

Mandate.

Das Resultat zeigt schon besseren Ausgleich, wirkt gleichmäßiger wie die liberale Wahlreform, die bei 3 Millionen Stimmen den Liberalen 114, bei $4^1/_4$ Millionen Stimmen der Sozialdemokratie nur 118 Mandate zuweist. Es steht natürlich dahin, ob die geschilderte liberale Wahlreform Aussicht auf Annahme hat; außer der gesamten Linken müßten Nationalliberale und Polen, die durch Verbindung der Listen mit den Fortschrittlern auch gute Erfolge erhoffen, dafür stimmen. Auch dürfte erst die Praxis der französischen Wahlreform noch abgewartet werden. Die Sozialdemokratie erleidet keine Einbuße, kann für fortschrittlich wirkende Reformen stimmen, der Gang der Entwicklung, die stete und zunehmende Aufklärung der Wählerschaft, die immer mehr proletarisch wird, sichert ihr das gesteckte Ziel.

Zur gewerkschaftlichen Bewegung der Bankbeamten.

Von **Martin Meyer.**

Vor einigen Wochen ist der allgemeine Verband der Deutschen Bankbeamten gegründet worden, der auf gewerkschaftlicher Grundlage die Interessen seiner Mitglieder vertreten will. Hervorgegangen ist dieser Verband aus den Mitgliederreihen des Deutschen Bankbeamtenvereins, der seiner ganzen Struktur nach als gelber Verband bezeichnet werden muß. Dieser Verband umfaßt mit seinen 29 000 Mitgliedern beinahe die Hälfte aller deutschen Bankangestellten. In seiner Verwaltung sitzen zum großen Teil Prokuristen und Vertrauensleute der Großbanken.

Wer noch vor einigen Monaten von der Möglichkeit einer gewerkschaftlichen Organisation der Bankbeamten gesprochen hätte, der wäre nur einem spöttischen Lächeln begegnet. Es hatte sich im Laufe der Jahre zur Gewißheit herausgebildet, daß diese Schicht der Privatangestellten dem gewerkschaftlichen Gedanken am allerschwersten zugänglich sei.

Zwar hat die wirtschaftliche Entwicklung im Bankgewerbe Verhältnisse geschaffen, die mit den ererbten Vorurteilen gründlich hätten aufräumen können. An Stelle der früheren zahlreichen privaten Bankgeschäfte und kleineren Aktienbanken sind ungeheure Finanzinstitute getreten, die heute keine Neubildung mehr aufkommen lassen. Die kleinen Unternehmungen sind nicht nur fast vollständig aufgesaugt worden, sondern, soweit sie überhaupt noch existieren, in ein Hörigkeitsverhältnis zu den großen Instituten geraten. Damit schwand auch für die Bankangestellten jede Möglichkeit, einmal aus dem Abhängigkeitsverhältnis heraus zu eigener Selbständigkeit zu gelangen.

Hand in Hand mit dieser Entwicklung ging, wie in allen modernen kapitalistischen Betrieben, die Mechanisierung der Arbeit. Die jungen Bankangestellten erhielten nicht mehr wie früher eine durchgreifende allgemeine Berufsbildung, sondern blieben, falls sie nicht durch einen glücklichen Zufall oder Protektion auf höhere Posten berufen wurden, eingezwängt in irgendeine der vielen Spezialabteilungen. Dabei entwickelte sich schnell die Reglementierung der Arbeitsverhältnisse und der Druck, den die Direktionen auf das Heer der Angestellten ausüben.

Als gute Geschäftsleute verstanden die Bankdirektoren diese für sie günstige Konjunktur auszunützen. Die Gehälter der Angestellten bestehen heute zu einem ganz erheblichen Bruchteil aus Gratifikationen, die zu Weihnachten und beim Geschäftsabschluß verteilt werden. Es illustriert das Hörigkeitsverhältnis der Angestellten, wenn große Institute sich nicht scheuen, durch Vertrag festzulegen, daß diese Gratifikationen nur als freiwillige Gaben angesehen werden dürfen. Kündigt der Angestellte oder wird ihm gekündigt, so geht er jeder Vergünstigung verlustig. Es gibt wohl kaum ein besseres Mittel, sich willfährige, demütige Angestellte zu schaffen.

Auch an Versuchen, das Koalitionsrecht der Angestellten aus der Welt zu schaffen, hat es nicht gefehlt. Noch sind in aller Erinnerung die Vereinbarungen der D-Banken (Deutsche Bank, Dresdener Bank, Darmstädter Bank, Diskonto-Gesellschaft), die darauf hinausliefen, daß keiner der Angestellten bei einem der genannten Institute eine Anstellung finden konnte, ehe er nicht den Nachweis erbrachte, daß er sich in gekündigter Position befinde. Wäre dieser Versuch nicht durch einen Sturm der Entrüstung hinweggefegt worden, so hätte man damit erreicht, daß das Streben der Angestellten nach Besserstellung ein für allemal unterbunden worden wäre, weil wohl selten ein abhängiger Beamter den Mut finden wird, eine Stellung aufzugeben, ehe er sich die Gewißheit eines Engagements verschafft hat.

Es war seinerzeit der Zentralverband der Handlungsgehilfen, der die öffentliche Agitation gegen das Attentat auf die Angestelltenfreiheit einleitete. Die famosen Kontrakte mit den Gratifikationen haben den Banken allerdings einen ausreichenden Ersatz für die ihnen aus der Hand geschlagenen Koalitionsunterbindungen gegeben.

Über die Gehälter der deutschen Bankbeamten selbst existiert leider keine einwandfreie Statistik. Wohl hat die gelbe Organisation angeblich Erhebungen angestellt, deren zahlenmäßige Ergebnisse sie bisher nicht veröffentlichte, aus denen sie aber das Recht herleitet, von einer wirtschaftlichen Besserstellung der Bankbeamten gegenüber den Angestellten aus Handel und Industrie zu sprechen. Von einem großen Teil der Angestellten wird diese

Behauptung mit gutem Recht bestritten. Zu welchen Ergebnissen eine zuverlässige Gehaltsstatistik führen würde, zeigt wohl am besten die Tatsache, daß die Banken es auf Anregung der genannten Organisation abgelehnt haben, eine Gehaltsstatistik aufstellen zu lassen.

Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß die Unzufriedenheit unter den Bankangestellten von Jahr zu Jahr zunahm. Es bedurfte nur eines geeigneten Anstoßes aus den Reihen der Bankangestellten selbst, um diese Unzufriedenheit hell aufflackern zu lassen.

Die mehrfach genannte gelbe Organisation versuchte auch in Österreich Boden zu fassen. Dort besteht seit einigen Jahren eine gewerkschaftliche Organisation der Bankbeamten (die Organisation der Bank- und Sparkassenbeamten Österreichs), die zirka 80 Prozent aller in diesem Beruf tätigen Angestellten umfaßt. Es ist dieser Organisation gelungen, durch rein gewerkschaftliche Kampfmethoden: Massenversammlungen und Streiks, für ihre Mitglieder hervorragende Verbesserungen zu erreichen. So haben die österreichischen Bankbeamten eine vollständige Sonn- und Feiertagsruhe, den Frühschluß am Sonnabend und in einer Reihe von Anstalten auch das automatische Zeitavancement aus eigener Kraft erwirkt. Die darin festgelegten Gehaltseinkommen schwanken zwischen 6600 und 7100 Kronen nach zirka zwanzigjähriger Tätigkeit. Zum großen Teil kommen später noch Alterszulagen hinzu. Der Organisationstätigkeit ist es auch zu danken, daß eine gesetzliche Festlegung eines unbedingten Urlaubsanspruchs je nach der Dienstzeit von zehn Tagen bis zu drei Wochen gewährleistet wird.

Es war selbstverständlich, daß die österreichische Gewerkschaft nach ihren Kampferfolgen sich den Einbruch einer gelben Organisation nicht gefallen lassen wollte. Aus diesem Grunde wandte sie sich an die deutschen Bankbeamten durch Flugblätter, die einmal das Vorgehen des gelben Verbandes kennzeichneten, dann aber auch durch Gegenüberstellung der Erfolge der österreichischen Gewerkschaft und des Deutschen Bankvereins den Mitgliedern des letzteren die Augen öffneten. Die Folge hiervon war ein massenhafter Austritt aus der gelben Organisation und die Neugründung eines Verbandes, der nun ebenfalls durch gewerkschaftliche Kampfesmittel es der österreichischen Organisation gleichzutun versuchen will. Man zählt heute in diesem Verband bereits gegen 6000 Mitglieder.

In der deutschen Bankwelt steht man diesem Experiment mit großer Besorgnis gegenüber. Es hat auch bereits an Maßregelungen wegen der Zugehörigkeit zu dem neuen Verband nicht gefehlt. Eine vor wenigen Tagen stattgehabte öffentliche Protestversammlung, in der einige tausend Bankbeamte anwesend waren, beschäftigte sich mit der Maßregelung von drei Angestellten der Allgemeinen Leipziger Kreditanstalt.. Natürlich wird der einmal angefachte Kampfesgeist durch derartige Maßnahmen nur gestärkt werden.

Die junge Organisation hat zwar den Anschluß an die moderne Arbeiterbewegung, das heißt an den Zentralverband der Handlungsgehilfen noch nicht gefunden; sie hat ihn sogar direkt abgelehnt. Um so charakteristischer ist die jetzige Bewegung der Bankbeamten, denen die wirtschaftliche Entwicklung zwangsweise Verständnis für die Notwendigkeit gewerkschaftlicher Kampfesweise beigebracht hat.

Die Wahlen der Vertrauensmänner für die Angestelltenversicherung.

Von **Gustav Hoch.**

Ende dieses Monats finden im ganzen Reiche die Wahlen der Vertrauensmänner für die Angestelltenversicherung statt. Sie haben eine größere Bedeutung, denn die Vertrauensmänner haben die Beisitzer für die Rentenausschüsse, für die Schiedsgerichte, für das Oberschiedsgericht und für den Verwaltungsrat der Reichsversicherungsanstalt zu wählen sowie bei der Durchführung der Versicherung namentlich bei der Feststellung der Leistungen an die Versicherten mitzuwirken, soweit sie damit von den Rentenausschüssen betraut werden. Der Reichskanzler hat nun nachstehende Wahlordnung erlassen:

Die Vertrauensmänner und ihre Ersatzmänner müssen zur einen Hälfte Versicherte und zur anderen Hälfte Unternehmer der versicherten Angestellten sein. Die Vertrauensmänner der Versicherten und ihre Ersatzmänner werden von den versicherten Angestellten gewählt, die Vertrauensmänner der Unternehmer und ihre Ersatzmänner dagegen von den Unternehmern, und zwar in einem besonderen Wahlgang. Versicherte, die nicht mehr Angestellte sind, also auch berufsunfähige Empfänger von Ruhegeld, sind wählbar, aber nicht wahlberechtigt.

Als Wahlbezirk gilt in der Regel der Bezirk der unteren Verwaltungsbehörde. Der Wahlbezirk kann zur Stimmabgabe in mehrere Stimmbezirke geteilt werden.

Die Zahl der Vertrauensmänner beträgt für jeden Wahlbezirk, falls nichts anderes bestimmt wird, sechs. Wohnen im Bezirke einer unteren Verwaltungsbehörde mehr als 10 000 Versicherte, so kann die oberste Verwaltungsbehörde für je angefangene weitere 10 000 Versicherte die Zahl der Vertrauensmänner um zwei erhöhen. Für kleine Bezirke kann sie die Zahl der Vertrauensmänner bis auf zwei herabsetzen; oder sie kann mehrere solcher kleineren Bezirke zu einem Wahlbezirk zusammenfassen. — Für jeden Vertrauensmann werden zwei Ersatzmänner gewählt.

Wahlberechtigt ist, wer volljähriger Deutscher ist und im Wahlbezirk wohnt. Auch weibliche Personen haben das Wahlrecht. Nicht wahlberechtigt ist, 1. wer infolge strafgerichtlicher Verurteilung die Fähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Ämter verloren hat oder wegen eines Verbrechens oder Vergehens, das den Verlust dieser Fähigkeit zur Folge haben kann, verfolgt wird, falls gegen ihn das Hauptverfahren eröffnet ist, 2. wer infolge gerichtlicher Anordnung in der Verfügung über sein Vermögen beschränkt ist. — Als Ausweis der Wahlberechtigung dient für die versicherten Angestellten die Versicherungskarte, für die Unternehmer dagegen eine Bescheinigung, die ihnen die Gemeindebehörde des Betriebssitzes ausstellt.

Wählbar sind alle Wahlberechtigten; überdies aber auch solche Personen, die allen sonstigen Voraussetzungen für die Wahlberechtigung entsprechen, jedoch nicht im Wahlbezirk wohnen, dagegen hier beschäftigt werden oder ihren Betriebssitz haben.

Geleitet wird die Wahl von der unteren Verwaltungsbehörde.

Gewählt wird schriftlich nach den Grundsätzen der Verhältniswahl.

Die Vorschlagslisten sind getrennt für die Versicherten und für die Unternehmer aufzustellen, von mindestens fünf Wahlberechtigten zu unterschreiben und spätestens drei Wochen vor dem ersten Wahltag bei dem Wahlleiter einzureichen. — Kein Wähler darf mehrere Vorschlagslisten unterzeichnen; ist dies nicht

beachtet, dann ist die Unterschrift auf allen Vorschlagslisten zu streichen. — Niemand darf auf mehreren Listen vorgeschlagen werden. — Ist das trotzdem geschehen, so wird der Vorgeschlagene vom Wahlleiter aufgefordert, sich binnen einer Frist für eine der Listen zu entscheiden. Kommt er dem nicht nach, dann wird der Name auf allen Vorschlagslisten gestrichen.

Veröffentlicht werden alle gültigen Wahlvorschlagslisten durch den Wahlleiter, und zwar frühestens neun und spätestens drei Tage vor dem ersten Wahltag.

Ist nur eine Vorschlagsliste eingereicht, so gelten die darauf verzeichneten Personen ohne Wahl als gewählt.

Die Wahl ist öffentlich.

Jeder versicherte Angestellte hat eine Stimme. Von den Unternehmern haben: die, die bis zu 50 versicherte Angestellte beschäftigen, auch nur eine Stimme; dagegen die, die 51 bis 100 versicherte Angestellte beschäftigen, zwei Stimmen; die, die mehr als 100 versicherte Angestellte beschäftigen, drei Stimmen, und für je weitere angefangene 100 versicherte Angestellte eine Stimme mehr bis höchstens 20 Stimmen.

Gewählt wird durch Abgabe eines Stimmzettels. Die Stimmzettel dürfen nicht unterschrieben und weder mit einem Protest noch mit einem Vorbehalt versehen sein. — Sie müssen eine der vom Wahlleiter bekannt gegebenen Vorschlagslisten unverändert enthalten. Jeder andere Stimmzettel ist ungültig. Wer also auf seinem Stimmzettel den Namen des einen oder anderen Vorgeschlagenen durch neue Namen ersetzt oder einzelne Namen streicht oder hinzufügt oder auch nur die Reihenfolge der Namen ändert, macht seinen Stimmzettel ungültig. Dagegen genügt es, daß der Wähler die amtliche Bescheinigung der Liste angibt, für die er sich entscheidet, zum Beispiel Liste der freien Vereinigung für die soziale Versicherung der Privatangestellten oder Liste A.

Die Stimmzettel sind außerhalb des Wahlraums herzustellen. Die Reichsversicherungsanstalt liefert Umschläge, die mit ihrem Stempel versehen sind.

Die Abgabe des Stimmzettels muß der Wähler selbst ausüben. Er erhält im Wahlraum den Briefumschlag, steckt seinen Stimmzettel hinein, gibt den verschlossenen Umschlag einem dazu bestimmten Beamten, und dieser legt den Umschlag in eine Wahlurne. Hat ein Unternehmer mehrere Stimmen, so erhält er so viele Umschläge, wie er Stimmen hat, und hat die Umschläge mit je einem Stimmzettel abzugeben.

Die Unternehmer können — an Stelle der persönlichen Stimmabgabe — ihren Stimmzettel dem Wahlleiter innerhalb einer von diesem bestimmten Zeit brieflich einsenden unter Beifügung des Ausweises über die Wahlberechtigung. In diesem Falle händigt der Wahlvorsteher die Umschläge den Unternehmern vorher aus.

Nach Schluß der Wahl werden die Umschläge aus der Wahlurne genommen und gezählt. Hat die Stimmabgabe in örtlichen Stimmbezirken stattgefunden, so werden die Umschläge mit den Wählerlisten und der Niederschrift über die Wahl in einem versiegelten Paket unverzüglich, spätestens aber am dritten Tage, dem Wahlleiter übersendet. In keinem Falle jedoch dürfen die Umschläge geöffnet werden.

Zur Feststellung des Wahlergebnisses beruft der Wahlleiter zwei versicherte Angestellte und zwei Unternehmer als Beisitzer. Der Wahlleiter und die Beisitzer bilden den Wahlvorstand. Dieser öffnet die Umschläge. Befinden sich in einem Umschlag mehrere Stimmzettel, so gelten sie als ein Stimmzettel, wenn sie gleichlautend sind; andernfalls sind sie ungültig. Jeder gültige Stimmzettel zählt als eine Stimme.

Ermittelt wird, wie viele Stimmen für jede Vorschlagsliste abgegeben sind. Nach dem Verhältnis dieser Zahlen werden die Vertrauensmänner und Ersatzmänner auf die Vorschlagslisten verteilt. Ergibt sich hierbei Stimmengleichheit, dann entscheidet das Los. Für die Zuweisung der auf die einzelne Vorschlagsliste

entfallenden Sitze an die Vorgeschlagenen ist die Reihenfolge maßgebend, in der die Vorgeschlagenen in der Liste aufgeführt sind.

Zwei oder mehr Vorschlagslisten können — spätestens elf Tage vor dem ersten Wahltag — in der Weise miteinander verbunden werden, daß sie den Vorschlagslisten anderer Wählervereinigungen gegenüber als eine einzige Vorschlagsliste gelten. Die verbundenen Vorschlagslisten müssen als solche in der amtlichen Bekanntgabe der Vorschlagslisten bezeichnet werden. Für diese Vorschlagslisten werden die abgegebenen Stimmen zunächst insgesamt festgestellt. Dadurch können kleine Gruppen, von denen jede einzelne für sich keinen Gewählten bekommen hätte, zusammen so viel Stimmen haben, daß ihnen ein Sitz oder mehrere Sitze zufallen. Die auf sie insgesamt entfallenden Sitze werden nach dem Verhältnis der Zahlen der für jede einzelne Vorschlagsliste abgegebenen Stimmen verteilt.

* * *

Dies das Wahlverfahren nach der vom Reichskanzler erlassenen Wahlordnung. Das Versicherungsgesetz für Angestellte enthält über das Wahlverfahren nur einige ganz ungenügende Bestimmungen; nicht einmal die geheime Wahl ist hier vorgeschrieben. Unsere Genossen im Reichstag hatten sich allerdings bemüht, wenigstens das zu erreichen, daß die Wahl geheim sein muß. Die Regierungen ließen jedoch erklären, daß die geheime Wahl nicht gut möglich sei. Die bürgerlichen Parteien stimmten dem zu und lehnten den Antrag der Sozialdemokraten auf Festlegung der geheimen Wahl ab. Dabei teilte in der Kommission der damalige Abgeordnete Dr. Stresemann mit, die Vertreter der „nationalen" Angestelltenverbände — der sogenannte Hauptausschuß — hätten sich ausdrücklich damit einverstanden erklärt, daß von einer geheimen Wahl Abstand genommen werde.

Jedoch erreichten die Sozialdemokraten, daß auf Antrag der Freisinnigen der Reichstag einstimmig den Reichskanzler ersuchte, in der Wahlordnung tunlichst die geheime Abstimmung und die Sicherung des Wahlgeheimnisses anzuordnen. — Nachträglich haben sich die Geheimräte im Reichsamt des Innern davon überzeugt, daß die geheime Wahl ganz gut möglich ist; und sie haben dann auch in der Wahlordnung die geheime Wahl im allgemeinen zweckmäßig geregelt. Einiges ist jedoch zu beanstanden.

Vor allem fällt es auf, daß nicht für einen besonderen Raum gesorgt ist, in dem der Wähler unbeachtet den Stimmzettel in den Umschlag steckt. Eine solche Vorschrift haben wir bekanntlich für die Reichstagswahl. Die Vorschrift hat sich bewährt, ist ohne Schwierigkeit überall durchzuführen und sollte nicht fehlen, da sie zur Sicherung des Wahlgeheimnisses unentbehrlich ist.

Weshalb dürfen ferner nicht gleich nach der Wahl die Umschläge geöffnet werden? Das Öffnen der Umschläge und die Feststellung des Wahlergebnisses gleich nach der Wahl können am besten verhindern, daß die Stimmzettel in den Umschlägen nachträglich durch andere ersetzt werden. Nötig wäre nur gewesen, ausdrücklich vorzuschreiben, daß die Umschläge, bevor sie geöffnet werden, tüchtig durcheinanderzumischen sind. — Es mag sein, daß das Reichsamt des Innern absichtlich mit Rücksicht auf die bei diesem Verfahren vorgekommenen Unregelmäßigkeiten einen anderen Weg eingeschlagen hat. Dann hätte es aber für alle Fälle anordnen müssen, daß die Umschläge gleich nach der Wahl sorgfältig verpackt und versiegelt werden müssen.

Schließlich ist es nicht berechtigt, daß die Unternehmer ihren Stimmzettel dem Wahlleiter brieflich einsenden dürfen. Genau so wie die versicherten Angestellten können auch die Unternehmer persönlich ihre Stimme im Wahllokal abgeben. Bei dem brieflichen Verfahren ist es nicht ausgeschlossen, daß der Stimmzettel erst nach Prüfung durch andere Personen abgeschickt wird.

Das entscheidende Wort über das Wahlverfahren hat selbstverständlich die Erfahrung. Unsere Genossen werden jetzt Gelegenheit haben, genau zu beobachten, wie sich die einzelnen Bestimmungen der Wahlordnung bewähren. Dann muß es unsere Aufgabe sein, dafür einzutreten, daß die Wahlordnung berichtigt werde, damit das Wahlgeheimnis auch wirklich gesichert sei.

Literarische Rundschau.

Bernhard Mehrens, Die Entstehung und Entwicklung der großen französischen Kreditinstitute. (Münchener Volkswirtschaftliche Studien, herausgegeben von Lujo Brentano und Walter Lotz, 107. Stück.) Stuttgart und Berlin 1911, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. IX und 360 Seiten. Preis 8 Mark.

Je mehr die Produktion aufhört, eine Angelegenheit des einzelnen zu sein und Sache der Gesellschaft wird, je inniger die Verkehrsbeziehungen ineinander verflochten sind, eine um so größere Rolle spielen in der Volkswirtschaft die Banken als die Vermittler, die Beherrscher des Kredits, des gesellschaftlichen Kapitals. Diese Entwicklung macht sich in allen hochkapitalistischen Ländern geltend, in keinem aber hat das Bankwesen schon seit langer Zeit eine so große Bedeutung wie in Frankreich. Ein eigenartiger Ausdruck dieser Bedeutung und ihrer Anerkennung ist ja auch die große Rolle, welche das Bankwesen in der Geschichte des sozialistischen Denkens Frankreichs gespielt hat. Für Saint-Simon sind die Banken die Zentralpunkte des wirtschaftlichen Lebens, die Bankiers haben die ungeheuer wichtige Aufgabe, das Kapital der „Müßigen" an die Industriellen weiter zu geben und so fruchtbarer zu machen. Es ist kein Zufall, daß sich schon unter den ersten Schülern Saint-Simons Bankiers fanden wie Rodrigues und Enfantin, und daß noch bis in unsere Tage der Einfluß der Saint-Simonistischen Schule im französischen Bankwesen nachwirkt, daß eine Reihe der bedeutendsten Finanzmänner Frankreichs, ein Michel Chevalier, d'Eichthal, Bartholony, Talabot usw., vor allem aber die Brüder Pereire, die Gründer des Crédit Mobilier, Saint-Simonisten waren. Aber nicht nur bei den unmittelbaren Schülern und Anhängern Saint-Simons wie Enfantin stand die Bank im Mittelpunkt der sozialistischen Reformpläne; auch Louis Blanc dachte sein Werk der Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe gekrönt durch eine große zentrale Genossenschaftsbank, und sein Gegner Proudhon fand bekanntlich die „Lösung der sozialen Frage" in der „Volksbank".

In Frankreich greift aber auch das Bankwesen tiefer in das eigentliche Volksleben ein als in anderen Ländern. Charakteristisch dafür ist wohl die Tatsache, die Mehrens gleich eingangs seines ungemein interessanten Werkes mitteilt, daß unter den im Jahre 1907 von der Bank von Frankreich diskontierten Wechseln in Paris allein 236 000 über einen Betrag von 5 bis 10 Franken ausgestellt waren, und daß die Wechsel unter 100 Franken 48 Prozent der Gesamtzahl ausmachten. Allerdings findet diese Erscheinung ihr Gegengewicht und damit zum Teil auch ihre Erklärung in der geringen Verbreitung des Scheckwesens in Frankreich. Mit der weiten Verbreitung des Sparsystems und der Anlage der Ersparnisse in Wertpapieren sowie mit der Verbreitung des Wechsels auch in den Kreisen der Krämer und Handwerker hängt jedenfalls auch die merkwürdige, von Mehrens ausführlich

dargestellte Tatsache zusammen, daß in Frankreich eine Reihe staatlicher Beamter, die „Trésoriers-payeurs généraux", das sind die Chefs der Provinzialsteuerdirektionen, die Notare und selbst die Gerichtsvollzieher zugleich als Bankiers funktionieren oder doch Bankgeschäfte vermitteln. Dadurch erlangt die Staatsgewalt neuen Einfluß auf das Wirtschaftsleben und wird besonders in den Stand gesetzt, sich mit größter Schnelligkeit über die Rückwirkung eines politischen oder finanziellen Ereignisses auf den Staatskredit zu informieren.

Als Aufgabe seines Buches bezeichnet es Mehrens, „die Konzentration des Bankwesens in Frankreich zu schildern und zu erklären" (S. V). Zu diesem Zwecke verfolgt er hauptsächlich die Geschichte der vier nach der Bank von Frankreich größten Kreditinstitute, des Comptoir d'Escompte, des Crédit Industriel, der Société Générale und des Crédit Lyonnais. Auf die Gruppe der sogenannten Haute Banque, jene mächtigen Privatbanken, zu denen zum Beispiel das Haus Rothschild gehört, geht er nicht ein. Noch viel auffallender aber ist der Verzicht auf eine Darstellung des in vieler Hinsicht interessantesten Kreditinstituts Frankreichs, des Crédit Mobilier, jenes merkwürdigen Unternehmens, bei dessen Gründung und Fortführung sich phantastisches Welterlösertum und geschäftliche Gerissenheit, genialer Schwung und leichtfertiges Abenteurertum in so erstaunlicher Weise durchdrangen. Für die Geschichte dieses Unternehmens verweist Mehrens auf Plenges vor etlichen Jahren erschienene Studie.[1] Andererseits bietet Mehrens aber wieder mehr, als sein Programm verkündet, indem er in sehr lehrreichen Ausführungen die Frage behandelt, welche Rückwirkung die Bankkonzentration auf die französische Volkswirtschaft ausgeübt hat, insbesondere ob die Wirtschaftspolitik der Großbanken mit für die allgemeine Stagnation des französischen Wirtschaftslebens verantwortlich zu machen ist. Von besonderem Interesse sind hier die Untersuchungen über die Einwirkungen der Bank von Frankreich auf das Wirtschaftsleben des Landes und über ihre Währungspolitik, ferner die Behandlung der Frage der Beziehungen zwischen den Großbanken und der Börse, zwischen Großbanken und Provinzbanken, der Förderung der Industrie durch die Banken und des Kapitalexports. Interessant ist auch der Hinweis darauf, wie glänzende Geschäfte die französischen Banken an der Kriegsentschädigung vom Jahre 1871 gemacht haben.

Mehrens beschränkt sich übrigens nicht ausschließlich auf die Geschichte der Bankinstitute selbst, sondern sucht sie im Rahmen des ganzen Wirtschaftslebens darzustellen. Er entwirft deshalb ein anschauliches Bild von dem wirtschaftlichen Aufschwung zur Zeit des zweiten Kaiserreichs sowie des allgemeinen Stillstandes seit den siebziger Jahren. Von besonderem Wert ist der „Anhang", in dem mit wenigen Strichen ein Überblick über die jetzige Lage der wichtigsten Industriezweige geboten wird, und der auch für den großes Interesse besitzt, der sich nicht über das Bankwesen speziell, sondern überhaupt über die wirtschaftlichen Zustände und Aussichten Frankreichs informieren will.

Das reiche Tatsachenmaterial, das Mehrens zusammengetragen hat, läßt sich in einer kurzen Besprechung nicht zusammenfassen. Der wissenschaftliche Standpunkt des Autors tritt wenig hervor. Allenfalls zeigt eine Betrachtung über die Bedeutung des Kapitalexportes (S. 287), daß der Verfasser ein Anhänger der liberalen Schule ist, worauf auch die starke Betonung der Schäden hindeuten könnte, die der hohe Schutzzoll der französischen Industrie zugefügt hat.

Die Darstellung ist klar und übersichtlich, besonders in einigen Partien, so bei der Schilderung des großen Bank- und Börsenkrachs vom Jahre 1882 auch anschaulich und lebendig.

---

[1] Dr. Johann Plenge, Gründung und Geschichte des Crédit Mobilier, Tübingen 1908. Diese eigentlich als Verteidigungsschrift für die Pereires gedachte Schrift bietet neben einer sehr mangelhaften und vielfach irrigen Darstellung der Lehren Saint-Simons und seiner Schule ein sehr interessantes Bild des Crédit Mobilier.

Sein Urteil über den jetzigen Stand und die unmittelbare Zukunft der französischen Wirtschaft faßt Mehrens zum Schlusse seines Buches in folgenden Worten zusammen:

„Die außergewöhnlichen Umstände, die den großen Aufschwung unter dem Kaiserreich herbeiführten, wirken heute nicht mehr: das Eisenbahnnetz hat sich zwar bedeutend vergrößert . . ., aber die neuen Linien üben auf das Wirtschaftsleben nicht mehr einen solchen Einfluß wie die ersten großen Verbindungen zwischen den Hauptstädten des Landes; die Bautätigkeit stockt wegen der geringen Bevölkerungsvermehrung, und die Industrie macht nur langsame Fortschritte, weil die geringe Zunahme der Bedürfnisse, die Schärfe der internationalen Konkurrenz und die auf die Erhaltung des Bestehenden gerichtete Schutzzollpolitik die Schaffung von Neuanlagen beschränkt. Nur den Vorteil hat Frankreich vor anderen Ländern voraus, daß es über einen großen Kapitalreichtum verfügt und von den internationalen Krisen weniger betroffen wird, weil sein Wirtschaftsleben noch vorwiegend auf der Landwirtschaft und dem Kleingewerbe beruht."

Aber gerade wie sich über dieser agrarischen und kleinbürgerlichen Grundlage ein hochentwickeltes und stark konzentriertes Bankwesen erheben konnte, ist ein höchst interessantes Problem, zu dessen Lösung Mehrens' Buch viel beiträgt.

G. Eckstein.

W. W. Scher, Geschichte der Gewerkschaftsbewegung der Buchdrucker in Moskau. Materialien zur Geschichte der Gewerkschaftsbewegung in Rußland. (Russisch.) Moskau 1911, Verlag „Wissenschaft". Preis 1 Rubel 25 Kopeken.

Die junge russische Gewerkschaftsbewegung, die in den letzten Jahren das Schicksal der politischen Bewegung teilte, beginnt jetzt wieder, mit dem beginnenden Aufschwung, ihr Haupt zu erheben. Die grausame Reaktion, die ihre Orgien seit 1907 mit besonderem Raffinement trieb, war nicht imstande, diese Bewegung zu vernichten, es gelang ihr nur, ihr einen harten Stoß zu versetzen, der insbesondere die kleinen Gewerkschaften in den Hauptzentren und die gesamte Gewerkschaftsbewegung in den Provinzstädten am ärgsten traf. Und wenn der Kampfcharakter dieser Bewegung, der in den Jahren 1905 bis 1907 so viel Erfolge gebracht hat, in den Jahren 1908 bis 1911 schwächer geworden ist, so erklärt sich diese Tatsache in bedeutendem Grade auch dadurch, daß der politische Druck Hand in Hand mit einem ökonomischen ging, was die Chancen einer erfolgreichen Streikbewegung besonders verminderte. Mit dem neuen Aufschwung im russischen Wirtschaftsleben ist jetzt die Möglichkeit gegeben, das verlorene Terrain wieder zu erobern. Die russische Gewerkschaftsbewegung braucht nur an die glorreichen Traditionen des Kampfes der Jahre 1905 bis 1907 anzuknüpfen und, die selbstverständlichen Fehler dieser Sturm- und Drangperiode vermeidend, wieder energisch den Kampf um die Verbesserung der Arbeitsbedingungen aufzunehmen. In dieser Beziehung kann die Geschichte der zwar nicht langen, aber an Erfahrungen reichen Vergangenheit einen guten Dienst leisten. Und eines der interessantesten Kapitel in dieser Geschichte bildet die Geschichte der russischen Buchdrucker.

Die Eigenart der wirtschaftlichen Entwicklung Rußlands — das Fehlen einer alten Zunftorganisation mit ihren Traditionen und das Vorherrschen der Großindustrie — springt auch in dem russischen polygraphischen Gewerbe in die Augen. So sind in Moskau in Betrieben mit bis 15 Arbeitern 39,6 Prozent, bis 50 12,7, bis 100 7,7 und in Betrieben mit mehr als 100 40 Prozent aller Arbeiter beschäftigt (in Berlin nur 35,7, in Leipzig 23,0). Charakteristisch ist auch die rasche Vermehrung der kombinierten Betriebe, was zusammen mit der hochentwickelten Klassensolidarität den verhältnismäßig raschen Sieg der höheren Formen der Gewerkschaftsorganisation, des Industrieverbandes, erklärt. Und haben die großen Erfolge und die hervorragende Rolle, die die russischen Buchdrucker im Kampfe für die Freiheit der Presse gespielt haben, einige Erscheinungen des Berufs-

dünkels gezeitigt, so haben auch die späteren Niederlagen die Buchdrucker gelehrt, daß sie trotz ihrer privilegierten Stellung doch nur im gemeinsamen Kampfe mit den übrigen Schichten der Arbeiterklasse ihre Ziele erreichen können.

Und das lehrt auch die Geschichte der Buchdruckerorganisationen in Moskau, die den Gegenstand des obengenannten Buches bildet. Herr Scher hat sich die Aufgabe gestellt, einerseits die Entstehungsgeschichte und die Tätigkeit des Moskauer Buchdruckervereins, andererseits die Bedingungen und die Ursachen dieser Entwicklung zu erforschen. Persönliche Beziehungen mit den Führern der Gewerkschaftsbewegung haben ihm die Möglichkeit gegeben, das Material von den Arbeitern zu bekommen, und der Umstand, daß seine Abhandlung für das Nationalökonomische Seminar an der Moskauer Universität bestimmt war, hat ihm die Türen verschiedener offizieller Institute geöffnet. Außerdem hat er noch in einer früheren Arbeit die Ergebnisse einer von der Gewerkschaft veranstalteten Enquete, betreffend die Lage der Buchdrucker, verarbeitet. Und das reiche Material hat der Verfasser in vortrefflicher Weise verwertet. Es ist ihm gelungen, ein grelles Bild des Kampfes der Arbeiter und Unternehmer in einem der gewaltigsten Zentren der russischen Industrie zu entwerfen. Die Entwicklung des Buchdruckervereins von einer losen Streikorganisation bis zu einer wohlgeordneten Gewerkschaft ist in allen ihren Phasen ausführlich geschildert. Obwohl der Verfasser sich absichtlich im Rahmen eines Berufs hält, kann er nicht umhin, auch die allgemeine Arbeiterbewegung zu berühren, und so bildet seine gediegene Arbeit, trotz einiger „professoraler" Anwandlungen, einen sehr wertvollen Beitrag zur Geschichte der russischen Arbeiterbewegung. N. Rjasanoff.

Notizen.

Die Sterblichkeit der Kapitalisten und der Arbeiter weist sehr verschiedene Zahlen auf. In einer Studie im Juliheft des „Bulletin de la statistique générale de la France", die die Sterblichkeit in den einzelnen Berufen behandelt, verfaßt von Michel Huber, finden wir folgende Zahlen (Frankreich 1907 bis 1908):

Männliches Geschlecht.

	Jährliche Sterblichkeit pro 10000 Individuen jeder Gruppe			
	25 bis 34 Jahre	35 bis 44 Jahre	45 bis 54 Jahre	55 bis 64 Jahre
Gesamtbevölkerung	80	112	178	320
Unternehmer	64	82	127	244
Arbeiter	82	136	232	423

Man sieht, wieviel größer die Sterblichkeit der Lohnarbeiter ist, als die der so viel geplagten, sorgenschweren Unternehmer, und welch großes Risiko diese zu tragen haben, das ihre fetten Profite rechtfertigt. Der Arbeiter riskiert nichts als sein Leben, und das ist sehr wenig — wenigstens in den Augen des Kapitalisten.

Zeitschriftenschau.

Im Augustheft der „International Socialist Review" schreibt Gustavus Myers darüber, **„Wie kapitalistische Parteien finanziert werden"**. Die großen bürgerlichen Parteien, die Republikaner und Demokraten sowie auch die von Zeit zu Zeit auftauchenden „Reformparteien" stellen sich stets so an, als ob sie in prinzipiellem Gegensatz zueinander stünden. Untersucht man aber, woher sie ihre Wahlfonds beziehen, so sieht man eine merkwürdige Übereinstimmung; und in der Politik gilt auch die alte Regel: „Wes Brot ich esse, des Lied ich singe." Wenn Jay Gould beiden großen bürgerlichen Parteien zugleich Schmiergelder gab, folgte er damit nur einem alten Brauche, der auch heute noch besteht, wenn auch oft verhüllt. So berichtet ein von der New Yorker Staatslegislative eingesetztes Unter-

suchungskomitee, daß die Versicherungsgesellschaften regelmäßig große Summen den Wahlfonds sowohl der Republikanischen als auch der Demokratischen Partei zuführen. Wer steht aber hinter den großen Versicherungsgesellschaften? Dieselben Kapitalmagnaten, die fast die ganze Industrie und den Verkehr beherrschen, ein Morgan, der Beherrscher des Stahltrusts, des Dampfschifftrusts und einer Reihe anderer Riesentrusts und von 55 000 Meilen Eisenbahn, ein W. Rockefeller, der an 31, ein Rogers, der an 25, ein Vanderbilt, der an 20 großen Korporationen als Direktor oder Verwaltungsrat beteiligt ist usw.

Diese Männer kaufen sich Politiker und Parteien wie ein Kleinmeister sein Werkzeug. Und die Politiker, die am lautesten über Korruption und gegen die Verseuchung der Politik schreien, sind erst recht gekauft. Ein Brief des Eisenbahnkönigs Harriman, der an die Öffentlichkeit kam, enthüllte die engen Beziehungen zwischen ihm und Roosevelt. Im Jahre 1904 war Harriman nach New York geeilt, um 260 000 Dollar aufzubringen, „mit denen wenigstens 50 000 Stimmen dem Gegner abwendig gemacht und für Roosevelt gewonnen wurden". Sein eigener Beitrag war 50 000 Dollar. Aber auch von anderer Seite wurden solche Beziehungen Roosevelts bestätigt, und tatsächlich haben sich diese Zuwendungen für jene Herren auch bezahlt gemacht. So unterzeichnete Roosevelt als Gouverneur des Staates New York ein Gesetz, das die Sparkassen ermächtigte, ihre Gelder in den verwässerten Aktien einer Harrimanschen Bahnlinie anzulegen, wodurch dieser ein Gewinn von 32 Millionen zugeschanzt wurde.

Oft werden die Beziehungen, die Kapitalmagnaten zu beiden Parteien unterhalten, etwas verschleiert. So gibt sich der Multimillionär Thomas F. Ryan als Demokrat; sein Advokat ist aber der bekannte republikanische Politiker Elihu Root. Es ist daher begreiflich, daß Ryan alles daran setzte, daß auf einen Posten, dessen Inhaber ihm sehr gefährlich werden konnte, ein Schwager des Republikaners Roosevelt berufen wurde. Die Kandidatur Woodrow Wilsons wurde vor allem von George Harvey befürwortet, dem Herausgeber von „Harper's Weekly". Nachher stellte sich heraus, daß der wirkliche Eigentümer dieses Blattes J. Pierpont Morgan ist. Wilson muß das natürlich schon früher gewußt haben; aber erst als die Sache an die Öffentlichkeit drang, protestierte er gegen die ihm von dieser Seite gewährte Unterstützung.

Im Gegensatz hierzu steht nur die Sozialistische Partei, deren Wahlfonds einzig und allein aus den Monatsbeiträgen ihrer eingeschriebenen Mitglieder ohne Unterstützung von dritter Seite herrühren.

In einem Artikel „Hinter Kerkermauern" schildert Grace V. Silver die scheußlichen Marterwerkzeuge, die in kalifornischen Gefängnissen eingeführt und häufig angewendet werden, seit die Prügelstrafe durch Staatsgesetz verboten wurde. Aber Geld kann auch die Schrecken des Gefängnisses mildern. Mit Hilfe von Bestechung erlangt man eine gute Zelle, und ein Stückchen Tabak genügt, um einen Leidensgefährten zu veranlassen, einen Teil der Arbeit für einen zu tun, was der Aufseher nicht bemerkt, während andere Sträflinge, die ihr Pensum nicht leisten, furchtbar bestraft werden. Fast noch ärger als die Gefängnisse sind aber die „Besserungsanstalten für Jugendliche".

In der Septembernummer derselben Zeitschrift schreibt Robert Rives La Monte über „Den neuen Sozialismus". Noch vor zehn Jahren konnte ein Professor sagen, der einzige Sozialismus, der heute Hoffnung und Furcht errege, sei der marxistische. Heute kann man das nur mehr vom Sozialismus der Schule Tom Manns und William D. Haywoods sagen, der in England und Amerika gewöhnlich als industrieller Unionismus, in Frankreich als Syndikalismus bezeichnet wird. Allerdings ist diese Auffassung die konsequente Fortbildung der Lehren Marx', in dessen Schrift, wie La Monte behauptet, kaum eine Stelle zu finden sei, die beweist, daß er die Eroberung der politischen Gewalt als notwendige Vorbedingung zur Umformung der Gesellschaft betrachtet habe. Diese Überschätzung der

politischen Aktion rührt von Engels her, der seine Staatstheorie wieder hauptsächlich Morgan verdankt. Freilich ist der Streit zwischen den Vertretern des alten und des neuen Sozialismus mehr scheinbar als wirklich; denn in Zeiten des ernsten Kampfes mit dem Kapitalismus stehen sie Schulter an Schulter. So hat Jaurès in Frankreich den Eisenbahnern, Berger in Amerika den Streikenden von Lawrence die wichtigsten Dienste geleistet, und Bowman und Mann verdankten in erster Linie Lansbury ihre Freiheit.

Was den neuen Sozialismus vor allem auszeichnet, ist der Gedanke, daß die Gewerkschaftsbewegung aufhören solle, nur die Aristokratie der Arbeiter zu umfassen, und eine wirkliche allumfassende Klassenorganisation der Arbeiter werde, die stark genug wäre, mit oder ohne Hilfe politischer Parteien das kapitalistische Regime zu überwinden. Ist dies geschehen, so sollen die Gewerkschaften die Produktion selbst weiterführen.

Dieser neue Sozialismus beantwortet zwei Fragen, die heute den Sozialisten meist entgegengehalten werden: 1. Wie soll die Wirtschaft nach eurem Siege weitergeführt werden? Die Organisation, die den Sieg gewinnt, wird auch ohne Störung die Produktion weiterführen. 2. Die menschliche Natur müßte geändert werden, um den Sozialismus zu ermöglichen. Der neue Sozialismus antwortet, der Kampf um die Erringung des Sieges wird die menschliche Natur verändern, der Sieg wird erst dann möglich sein. Der neue Sozialismus ist darum auch friedlicher als der alte.

Am besten läßt sich der neue Sozialismus in den großen Streiks der letzten Jahre in England studieren. Seine beste prinzipielle Darstellung aber hat er in der Einleitung zum Programm der Industrial Workers of the World gefunden.

Was nun das Verhältnis des neuen Sozialismus zur politischen Aktion anlangt, so ist festzustellen, daß die Gewerkschaftsbewegung nur dort gedeiht, wo eine starke sozialistische politische Partei besteht. Daher sind die Anhänger des neuen Sozialismus wenigstens in Amerika zugleich auch gute und tätige Mitglieder der Partei, wie denn auch die Partei wieder anerkannt hat, daß zum Siege über den Kapitalismus auch eine starke und feste klassenbewußte Gewerkschaftsorganisation notwendig ist, die sich mit der politischen Partei zum Angriff auf den gemeinsamen Feind vereinigt.

Der neue Sozialismus ist daher wohl als das legitime Kind des alten anzusehen, er wird aber seinen Vater nicht auffressen. Vielmehr ist eine Synthese der beiden Richtungen notwendig. In Ländern wie England und Amerika, wo die revolutionären Gewerkschaften schon in ihren ersten Kämpfen eine so wirksame Unterstützung durch politische Sozialisten wie Lansbury und Berger erfuhren, wird voraussichtlich die Feindseligkeit gegen politische Aktionen, die hier und dort sich zeigt, bald völlig verschwinden. Die politische Propaganda und Agitation des älteren Sozialismus muß das Hauptmittel bleiben, durch das der „vollendete Sozialismus", das heißt die Synthese der beiden bestehenden Richtungen, das große Publikum über seine Ziele und Wege aufklärt und durch das er ihnen die Bedeutung der fortwährenden wirtschaftlichen Kämpfe klar macht. Wahrscheinlich wird aber in Hinkunft die politische Aktion an die zweite Stelle rücken und sich darauf beschränken, den von den revolutionären Gewerkschaften auf dem wirtschaftlichen Gebiet errungenen Siegen durch gesetzliche Festlegung Dauer und Allgemeinheit zu verschaffen.

Die Sorge für Palliativmittel, die früher durch sozialistische Parlamentarier erwirkt wurden, werde immer mehr Fortschrittlern wie Winston Churchill und Lloyd George in England und La Follette und Bryan (!) in Amerika überlassen bleiben können. Denn der Kapitalismus muß, gutwillig oder nicht, fortschrittsfreundlich werden, um sein Leben zu verlängern. So wenigstens meint Rives La Monte. G. E.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

feuilleton der Neuen Zeit

Nummer 56 o o o o o o o o o Ausgegeben am 18. Oktober 1912

Inhaltsverzeichnis: Jules Vallès. Von Hermann Wendel. Drei Gestaltungen des Prometheus. Von G. G. Ludwig. — Bücherschau: Wilhelm Herzog, Heinrich v. Kleist. Friedrich Naumann, Freiheitskämpfe. — Lose Blätter: Eine Hymne des proletarischen Kämpfertums.

Jules Vallès.

Von **Hermann Wendel.**

Aus dem Pariser Blutfrühling des Jahres 1871 ist ein Karton erhalten, der die Photographien von siebzehn hervorragenden Kommuneleuten aufgereiht zeigt. Die oberste Reihe wird links flankiert von Delescluze, der, flammender Fanatismus bis in jede Pore seines von neukaledonischer Haft siechen Leibes, als letzter die letzte Barrikade erklomm, um mit der letzten roten Fahne zugleich dahinzusinken, und links von Raoul Rigault, dem unbekümmerten Revolutionszigeuner, der am 24. Mai in der Rue Collard von einem Peloton Versailler sehr kurzerhand an die Mauer gepfeffert und mit Schüssen durchsiebt wurde — einen vollen Tag lag der Leichnam auf dem Pflaster, so noch dem Lebenden gleich die bürgerliche Ordnung störend. In der zweiten Reihe fällt Ferré auf, ein zermartertes Antlitz, stechende Augen hinter schief sitzendem Zwicker — die Ebene von Satory und die Kugeln des Standrechtes waren sein Los. In der untersten Reihe neben anderen zwei, denen die Lose günstiger fielen: ein wuchtiger Koloß, ungestüm als Maler wie als Rebell, der Umstürzer der Vendômesäule und einer veralteten Kunstanschauung, Gustav Courbet. Daneben, von einem Wald schwarzer Haare und schwarzen Bartes umrahmt, ein Gesicht, nicht sanft und nicht fromm, eine hohe bleiche Stirn, hinter der man ein Funkensprühen ahnt, und aus tiefliegenden dunklen Augen leuchtet die Flamme, die dieses Mannes Herz und Leben verzehrte. Das ist Jules Vallès.

Aber der Name Jules Vallès findet sich nicht nur in den Akten der Pariser Kommune, sondern er ist auch für alle Zeiten eingegraben auf den Tafeln der französischen Literatur. Vallès ist einer der eigenartigsten und eigenwilligsten Schriftsteller des modernen Frankreich, ein hinreißender Meister des geschriebenen Wortes, Naturalist, ehe es einen Naturalismus, und Impressionist, ehe es einen Impressionismus gab, und es gilt schon, was einer seiner Freunde, Leo Séché, von ihm schrieb: „Es werden drei oder vier Bände von ihm bleiben; die aber dauern, solange es eine französische Sprache gibt." Kein anderer spiegelt so wie er mit seinem Schaffen das Wesen und Wirken einer ganzen Generation und keiner muß so wie er aus dem Wesen und Wirken einer ganzen Generation erklärt werden.

Es ist jene Generation, die unter dem entsternten Himmel des zweiten Kaiserreichs einer eklen Zukunft ohne Glauben und Größe entgegenwuchs. Aus kleinbürgerlicher Enge stammte Vallès. Die Ehe, in der er am 11. Juni 1832 zu Puy-en-Velay in der Auvergne geboren ward, wurde versäuert durch die kärglichen Bezüge des Vaters, eines armen Teufels von Gymnasialschulmeisters, und versalzen durch die gallige Eifersucht der Mutter, einer

zur Karikatur verstädterten Bäuerin. Aus seiner eingezäunten Kindheit trug Vallès wenig mehr davon als die Erinnerung an zahllose Knüffe und Püffe, Kostentziehungen und Moralpredigten, durch die er zu einem nützlichen Mitglied der menschlichen Gesellschaft im kleinbürgerlichen Sinne, das will sagen: zu einem beflissenen Streber und wirbellosen Anbeter der gerade herrschenden Macht herangezüchtet werden sollte. Aber das trotzige Bauernblut, das er in den Adern hatte, schlug heiß und rot durch alle äußere Tünche durch: er bewältigte, dank seines scharfen Intellektes, die Schulwissenschaften auf dem Kolleg zu Nantes spielend, aber er dachte in aller Welt nicht daran, in die Fußtapfen seines Vaters zu treten und im ängstlichen Schritte des strebsamen Bürgers das Leben zu durchwandern. Am liebsten wäre er ein Mann der freien Luft geworden, Bauernknecht, oder wenn das nicht, etwas anderes, bei dem er seine Kräfte, seine Muskeln regen konnte — nur Schulmeister auf keinen Fall! Als er, mit dem Abiturientenzeugnis in der Tasche, auf dem Pariser Pflaster landete, voller Hoffnungen, voller Träume, voller Eroberungsdrang, fand er hier den Rahmen, in den er seine ganz individuelle Revolte gegen eine kleinbürgerliche Vergangenheit und Zukunft einspannen konnte: noch schien sich über den Straßen der Pulvernebel der Junischlacht nicht ganz verzogen zu haben, und hier und da leuchtete noch etwas von den goldenen Sonnenstrahlen der Februarrevolution. Vallès geriet bald, von dieser Luft in einen süßen Taumel hineingerissen, unter einen lärmenden Schwarm jungen Volkes, in dem jeder Wechsel auf die Zukunft zog und sich mit den Schultern seiner zwanzig Jahre gegen die immer schwerer lastende Reaktion stemmte. An verregneten Manifestationen und verratenen Putschs nahm Vallès strahlenden Auges und glühenden Herzens teil. Aber der Staatsstreich des 2. Dezember schlug mit den Gewehrkolben der bonapartistischen Soldateska alle Hoffnungen zu Scherben. Diesen Unheilstag ließ Vallès nicht schweigend und zähneknirschend über sich ergehen, sondern er gehörte zu den wenigen, die mit dem Rufe: Zu den Waffen! durch die Gassen fegten, nutzlos freilich und vergebens. Mit grausamer Deutlichkeit fühlte er nach geschehener Tat, daß hier nicht nur eine Fahne in den Staub sank, sondern daß einer ganzen Jugend die Jugend verdorben, die Zukunft geraubt und das Leben zerdrückt wurde. Für diese Jugend gab es nur zweierlei: entweder vor dem Götzen der Macht kapitulieren oder als Außenseiter das harte Brot der Verbannung im eigenen Vaterland brechen. Vallès kapitulierte nicht. Er nahm den Kampf auf und hielt ihn, oft lachend, oft mit zusammengebissenen Zähnen, durch bis zur letzten Patrone. Nachdem er dem Irrenhaus entwischt, in das ihn sein Vater im Namen der bürgerlichen Vernunft zeitlebens stecken wollte, trieb er als ein echter Bohémien auf den Wellen des Pariser Lebens. Wie auf einer Rutschbahn sauste er durch allerhand Pöstchen und Stellungen, ohne irgendwo Halt zu finden. Er schlüpfte hier unter und flog dort hinaus. Er schrieb Artikel von einer ätzenden Schärfe, die auch die Blätter der republikanischen Opposition aus Furcht vor der kaiserlichen Zensur nicht zu drucken wagten. Er suchte einmal in der Mairie des fünfzehnten Arrondissements Anker als bescheidener Schreiber zu werfen, aber dieser Versuch mißglückte genau so wie jener frühere, statt der Barrikade das Schulkatheder zu besteigen. Den angehenden Lehrer hatte man davongejagt, weil er in einer Ansprache seine Klasse leidenschaftlich zum Ungehorsam und zur Faulheit ermahnte, den

Magistratsschreiber schickte man fort, weil er in einem öffentlichen Vortrag über Balzac mit Sätzen um sich warf, die auf die Machthaber ähnlich wirken mußten wie Orsinis Handbomben. Aber in diesen Tagen heftete sich schon der literarische Ruhm an seine Fersen. Die nachmals unter dem Titel „Les réfractaires" gesammelten Artikel ließen seinen Namen von Mund zu Mund gehen, und ein bedeutendes Boulevardblatt warb ihn für ein Jahresgehalt von 18 000 Franken als Chroniqueur an. Sein erster Artikel begann zum Entsetzen des Herausgebers und der gut bürgerlichen Leser: „Ich bin stets von dem ehrwürdigen Aussehen der Galeerensträflinge tief berührt worden!" Der freie Falke trug eben zu scharfe Krallen und zu spitzen Schnabel, als daß er, ein gezähmter Stubenvogel, mit seinen Mätzchen das Wohlgefallen der Bourgeoisie hätte erregen können. So zerschlug sich das lohnende Vertragsverhältnis, und wiederum lag Vallès auf der Straße. Aber wohlgemut pflanzte er das Panier der Straße in einem Blättchen, „La Rue" geheißen, auf. Dieses Blatt, neben dem Héberts „Père Duchesne" als gesittete Konfirmandenlektüre erscheint, erlebte genau 33 Nummern — dann schnürte ihm die Justiz den Hals zu. Schon war Vallès nahe daran, zu verzagen, als mit großem Holterdipolter die Ereignisse des Jahres 1870 hereinbrachen. Sedan kam, die Republik, der Putsch des 31. Oktober — Teilnehmer natürlich Vallès — und dann die Kommune. Mit hellem Rufe begrüßte Vallès sie als die große „Konföderation der Schmerzen". Der Augenblick, seit so viel Jahren so ingrimmig ersehnt, war endlich da, und mit fieberhaftem Eifer machte sich Vallès, der selbst die rote Schärpe der Kommunemitglieder trug, ans Werk, die Straßen zu der Menschheit besserer Zukunft zu bahnen. Als dann der kurze Traum in Blut und Brand zerrann, gelang es ihm, sich vor der Mordlust der Versailler zu retten, nach Belgien, der Schweiz und dann nach England — ein Unbeteiligter, der das Pech hatte, ihm entfernt ähnlich zu sehen, ward für ihn von den Mordbuben mit Behagen zusammengeschossen und -gehauen. Im Londoner Exil aber schrieb Vallès das Werk, das seinen Namen am unvergänglichsten bewahren wird, eine Autobiographie in Gestalt eines Romans, neun Zehntel Wahrheit und ein Zehntel Dichtung, drei Bände umfassend und „Jacques Vingtras" genannt. Den letzten Band vollendete er in Frankreich, wohin ihn die Amnestie von 1881 zurückgeführt hatte. Der Tod machte den Schlußpunkt hinter das Werk. Am 14. Februar 1885 stand das stürmische Herz still, und als sie ihn zu Grabe trugen, demonstrierte das ganze revolutionäre Paris auf den Straßen: das Leichenbegängnis des Kommuneführers wurde zur ersten Heerschau all derer, die der herrschenden Ordnung offen oder geheim den Krieg erklärt hatten.

Neben Vallès saßen in der Kommune Köpfe, die, ausgerüstet mit sozialistischer Erkenntnis, tiefer in das Wesen der Dinge eingedrungen waren als er. Aber das kümmerte ihn wenig. Zwar stand er stets mit einer Art von dumpfer Ehrfurcht vor dem neuen Geiste, der in der Internationalen Arbeiterassoziation seinen Niederschlag fand, doch für sich selber machte er nie ein Hehl daraus, daß er kein Theoretiker war und von volkswirtschaftlichen Problemen herzlich wenig verstand. Nur ein lauter Rufer im Streite wollte er sein, ein Rebell, der andere zur Rebellion mitriß, nur den Haß wollte er lehren gegen eine Welt, die in ihrem ganzem Gefüge so hassenswert war. Wenn er sich dabei auf jemanden berief, war es Proudhon, der

anarchistelnde Kleinbürger, den er zur Not gelesen hatte und von dem er, gleich seiner ganzen Generation, wohl mehr beeinflußt war, als er zugestehen mochte. Vallès selbst nennt sich öfters einen Deklassierten, und er irrlichterte in der Tat zwischen den Klassen umher, aber er war eben ein deklassierter Kleinbürger, der maßlos war in den Explosionen seines ungestümen Temperamentes, dessen Wesen sich jedoch letzten Endes mit dem Wesen des Kleinbürgers deckte. Wäre er nicht eine Künstlernatur in jedem Blutstropfen, so ließe sich von ihm sagen, was Karl Marx, auf Proudhon zielend, von dem geistreichen Kleinbürger sagt, daß er bald mit seinen eigenen Widersprüchen spielen lernt und sie je nach Umständen zu auffallenden, geräuschvollen, manchmal skandalösen, manchmal brillanten Paradoxen ausarbeitet. Bei Vallès aber schmettert die Wucht seines Künstlertums alle Einwände dieser Art nieder: man hat seinen Stil mit dem Knattern einer Fahne im Sturmwind verglichen, in Wahrheit prasseln seine Sätze wie Gewehrsalven, und seine Artikel richten sich drohend auf gleich Barrikaden.

Daß Vallès rein aus individuellen Erlebnissen zum Revolutionär wurde, ist ein typisch kleinbürgerlicher Zug. Seit der ersten Grausamkeit seines Vaters und der ersten Quälerei seines Lehrers hatte er der Gesellschaft unversöhnliche Rache geschworen. „Weiß ich wirklich," fragt er sich einmal in seinem autobiographischen Roman „Jacques Vingtras", „warum ich die Schlacht will und was der Sieg bringen wird? Kaum. Aber ich fühle wohl, daß mein Platz dort ist, wo der Ruf erschallt: Hoch die demokratische, hoch die soziale Republik! Auf dieser Seite werden alle Söhne stehen, die ihr Vater ungerecht gefoltert, alle Schüler, die ihr Lehrer unter Schlägen gedemütigt, alle Professoren, die ihr Direktor beleidigt hat, alle, die durch Ungerechtigkeiten ausgehungert sind!... Ich habe genug Grausamkeiten gesehen, an genug Dummheiten teilgenommen, genug Traurigkeiten im Vorübergehen erspäht, um zu wissen, daß die Welt nichts taugt, und bei der ersten Gelegenheit werde ich ihr's mit Flintenschüssen sagen." Keine Zeit war ja auch so geeignet, ein Herz zum äußersten Widerstand anzustacheln, das von heißem Blute durchströmt wurde und sich nicht auf dem Markte feilbieten konnte. Auf erschütternden Seiten ist im „Jacques Vingtras" das Schicksal jener Jugend umrissen, die in der Stickluft des Kaiserreichs nicht zu atmen vermochte und deren Lebenssaft von den Miasmen vergiftet wurde. An einen Freund schreibt Vallès einmal das unsagbar bittere Wort: „Wir, die wir keine Jugend gehabt haben...!" Gehetzt und bespitzelt, stets mit einem Fuße im Staatsgefängnis Mazas, mußte diese Generation dem tollsten Tanze um das goldene Kalb zuschauen, den das ganze Jahrhundert gekannt, denn in der Treibhauswärme nach dem 2. Dezember entwickelte der französische Kapitalismus seine Produktivkräfte zu tropischer Pracht, es gab nur einen Gott: das Geld, und Bonaparte war sein Prophet. Oft hat Vallès diese bis ins Mark verdorbene Gesellschaft mit Ruten gestrichen, aber in einem Buche hat er sie mit Skorpionen gegeißelt: das ist „L'Argent" (Das Geld), 1857 anonym erschienen. Der größte Teil des Schriftchens ist technischen Darlegungen über das Wesen des Börsenspiels gewidmet und rührt kaum von Vallès her, aber in der Vorrede ist jeder Satz ein klatschender Peitschenhieb. Vallès tut, als wolle er mit den Börsenwölfen heulen: „Ich habe mich mit Literatur beschäftigt," beginnt er, „und dabei zwei Eingeweide eingebüßt, Herz und Magen; der Verlust

des Magens ist bitter." Jetzt will er statt der Literatur Geld machen, denn nur die reichen Leute können tugendhaft, liebenswürdig und vornehm sein, und nicht mehr auf dem klassischen Boden der Aufstände, sondern in den Banken und Börsen liegt die Zukunft Frankreichs. Er stößt den schrillen Kampfschrei aus: Es lebe das Geld! und meint, fast im Sinne des Kommunistischen Manifestes: „Man redet, scheint mir, von Unabhängigkeit und beschwört überall das Phantom der Freiheit herauf! Wo gibt es die Freiheit vollständiger und heiliger als bei dem Börsenmann? Ihr alle, Büchermacher, Advokaten, Professoren, Ärzte, seid jemandes Sklaven oder Diener einer Sache." Darum heißt es, auf dem gottlosen Altar des Egoismus die friedliche Religion des Zinsennehmens gründen. Darum heißt es, Geld gemacht, Geld gemacht, und wir können uns für eine traurige Vergangenheit rächen und uns kaufen, was das Herz begehrt: Liebe, Pferde und Menschen! So schließt diese blutigste aller Satiren auf den Mammonismus, die im Verdauungsschlummer ein Bankherrscher für bare Wahrheit halten könnte, ohne Ahnung von dem revolutionären Elan, der sich in diesen Zeilen aufbäumt.

Aber allen revolutionären Elan beschränkte Vallès auf die Tatkraft des einzelnen und wußte, darin ganz individualistischer Kleinbürger, nichts von der revolutionären Stoßkraft und dem revolutionären Zauber organisierter Massen. Darum verfiel er oft in einen verzagten Katzenjammer und gelangte schließlich auf derselben Linie zu seiner Theorie der Zerstörung. In der Klasse von morgen der Arbeiterklasse, verwurzelt, hätte er sich wohl fest auf die Erde der Gegenwart gestellt, das Land der Zukunft mit der Seele suchend und dieses Zukunftslandes durchaus gewiß. Aber in kleineren Bezirken heimatberechtigt, fühlte er die Vergangenheit wie eine ungeheure Last auf sich drücken. Darum nieder mit der Vergangenheit! Nieder mit den Toten! Sein Rebellentum hatte nie vor einer Schranke Halt gemacht, und der schneidende Wind seines Hohnes war auch in das Allerheiligste der radikalen bürgerlichen Republikaner gefahren: er spottete über die vermoderten Fetzen von 1793, mit denen sie sich zu behängen liebten, ihre Götter Robespierre und Saint-Just erschienen ihm, beim nüchternen Tageslicht besehen, als die Hanswürste der Demokratie, und der ehrwürdige Bänkelsänger der Spießbürgerrevolution, Béranger, war ihm gerade gut genug zum Witzereißen. Vollends in der Zeitschrift „La Rue" entfaltete er die mit dem Totenkopf geschmückte schwarze Fahne der Vernichtung. „Wir werden," verkündete er keck und kühn, „alle Aristokratien angreifen, selbst die des Alters und des Genies." Daß die Gymnasien und Gesetzbücher eines Tages wie Fackeln auflodern mußten, war ihm das mindeste. Wenn die Museen, wenn die Bildergalerien mit in Flammen aufgingen, war es auch nicht weiter schade drum, und auf Proudhons kunstfeindliches Banausentum wird man bei seiner Beweisführung hingewiesen. Er machte es sich leicht. An dem alten Tropf Homer, meinte er, dem lächerlichen Kerl Dante, dem hirn- und herzlosen Ungeheuer Shakespeare, an dem Einfaltspinsel Molière — was lag an ihnen und was verlor die Menschheit an ihnen! Besser alle bemalte Leinwand der Raphael, Rubens und Murillo zerreißen und zerfetzen, als daß ihres Ruhmes und Genies zerlastendes Gewicht auf der kommenden Kunst liegt! „Es lohnt nicht," warf er verächtlich seinen freidenkenden Zeitgenossen hin, „in den Tempeln das Tabernakel zu zerbrechen und die Kanzel

abzubauen und über die Unfehlbarkeit des Papstes ein Geschrei zu machen, wenn man mich zugleich einen Narren oder einen Frevler am Heiligsten heißt, weil ich in der Feuersbrunst eines Bombardements die ganze Erbschaft des Genies aufflammen sehen möchte." In diesem Zusammenhang gab er für die Kunst die Losung aus: Die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nur die Wahrheit!, forderte von den Schlachtenschilderern, daß sie die Kämpfe wiedergäben, wie sie sind, „verrückt, schrecklich, die Spitäler gefüllt, den Herd verlassen, das Vaterland verödet, den Typhus hier, die Hungersnot da, und die Verzweiflung und den Zusammenbruch", und er gestaltete nach dieser Forderung wahres und wirkliches Leben, lange ehe ein Zola kam und ein Patent als Erfinder des Naturalismus nahm und bekam. Aber mit seinem rebellischen Fanatismus, der verwegen nach jedem Joche griff, um es zu brechen, schlug Vallès bisweilen einen Purzelbaum bis in den Bereich des Grotesken. Das erste Joch, das dem Kinde in der Schule auferlegt wird, ist das der Rechtschreibung. Ganz folgerichtig wandte sich der glühende Hasser aller Schulweisheit, als ihn die Kommune zur Macht gebracht, mit einem Briefe, halb Ernst, halb Scherz, an seinen Amtsgenossen Protot und verlangte nichts geringeres als ein Dekret folgenden Inhaltes: „Da die Grammatik das größte aller Vorurteile und die dümmste aller Überlieferungen ist, verfügt die Kommune von Paris: Freiheit der Orthographie."

Solche Streiche mochten ein Überbleibsel aus den Tagen der Bohème sein, da er mit wilden Tollheiten sich samt seinen Kameraden bis zu Lachtränen kitzeln mußte, um die Tränen der Wut und der Verzweiflung zurückzudrängen. Auf diesem Felde liegt vielleicht das Stärkste von Jules Vallès: er ist d e r Dichter der Bohème. Freilich gilt Murger dafür. Aber in seinem berühmten Buche malt Murger mit rosigem Pinsel eine Kunstzigeuneridylle von lieblicher Unwahrscheinlichkeit, nach der in den Oberklassen unserer Gymnasien die poetisch angehauchten Muttersöhnchen Gelüste tragen. Die echte Bohème ist kein Spielplatz für Muttersöhnchen. Wie Vallès sie erlebt und für immer festgehalten hat, ist sie keine heitere Oase, sondern eine trostlose Wüstenei, und wenn Murger ihre Pfade mit Veilchen säumte, zeigte Vallès die scharfen Steine und spitzen Dornen auf ihrem Wege. Armut, Hunger und Obdachlosigkeit werden auch dann nicht vergnüglich, wenn man muntere Verse dazu hersagt, und zu dem Lager des Bohèmiens auf nacktem Erdboden, im durchweichten Lehm unter einer Ulme des Vorstadtgeländes verirrt sich keine Mimi und keine Musette. Vallès kannte das unerbittliche Elend des Bohèmedaseins allzugut, um einen lustigen Operettenstoff daraus zu formen: seine Seiten über das Pariser Kunst- und Literaturproletariat sind eine Anklage gegen die Gesellschaft und ein Schrei der Revolte.

Denn Vallès faßte die Bohème nicht wie Murger als eine zeitlose Zufallserscheinung auf, sondern schürfte nach ihren sozialen Wurzeln. Seine Bohème schoß als ein organisches Gewächs auf dem Sumpfboden des Kaiserreichs auf. Für die Jugend, die zu dem Ave, Cäsar! nicht die Lippen auseinanderzubringen vermochte, war die Bohème kein Durchgang, sondern die letzte Zuflucht. In seinem berühmtesten Aufsatz „Les Refractaires" knüpfte Vallès an die Bauernburschen unter dem ersten Kaiserreich an, zu deren verlorenen Weilern der Wind niemals Wolken vom Schlachtenrauch und Schlachtenruhm getrieben, und die, wenn die Aushebung sie zu den Re-

gimentern rief, sich lieber mit einer Flinte und einem Brotbeutel in die heimatlichen Wälder schlugen — sie wurden, wie der Fachausdruck lautet, Refraktäre. So kehrten als moderne Refraktäre alle jungen Stürmer, die sich dem dritten Bonaparte nicht verkaufen wollten, entschlossen der Gesellschaft den Rücken und lebten in den steinernen Wäldern der Großstadt ein Leben auf eigene Faust, ein Bohèmeleben als Antipoden der organisierten Massen, die damals freilich erst in lichten Schwärmen auftauchten. „Ich habe alles getrieben," bekennt Vallès, „was man treiben kann, wenn man keine feste Stellung hat — und Republikaner ist!" Derart war die Bohème nicht nur Existenzmöglichkeit für diese Jugend, sondern auch Kleinkrieg gegen die verhaßte Gesellschaft, und nicht umsonst spähten die Spitzel des Dezembermannes nach den Refraktären. Aber für viele bildete sie auch ein zäher Morast, in dem sie stecken blieben, und viele andere retteten sich, mürbe geworden, zu den lecker dampfenden Suppentöpfen der bürgerlichen Gesellschaft zurück. Auch Vallès war einmal nahe daran, als er der „Epoque", dem „Figaro" und dem „Evénement" seine spitze Feder gegen klingende Dukaten überlassen hatte. Doch er besann sich auf sich selbst und streckte die Waffen nicht, gleich wenig geneigt, von der Gesellschaft Pardon zu nehmen wie ihr Pardon zu geben. In den Tagen der Trübsal hatten ihm Wohlmeinende oft gut zugeredet: „Warum, zum Kuckuck, beschäftigen Sie sich mit Politik! Wenn Sie mit dem, was Sie im Kopfe haben, nur Literatur machten, Sie hätten die schönste Zukunft. So haben Sie Elend und Gefängnis...." Sicher hätte er angenehme Fahrt gehabt, wenn sein Schiff nur mit gangbarer literarischer Marktware, Romanen, Novellen und Plaudereien, befrachtet gewesen wäre. Er schlug es aus: die rote Rebellenflagge am Maste zog er nicht ein, und die drohenden Stückpforten nagelte er nicht zu. Ein Kämpfer wollte er sein und kein Literat. Und diese reine und unverlöschbare revolutionäre Glut seines unsteten Herzens, das doch so unbeirrt für die Sache einer besseren und freieren Menschheit geschlagen, söhnt aus mit den menschlichen und allzu menschlichen Zügen seines Wesens.

Gewiß war es reich an solchen Zügen. Doch die Zeit ist über sein Werk und Wesen hingestrichen wie ein reinigender Wind: was Spreu und Staub war, hat sie verweht, aber heller entfacht, was noch heute wie eine lohende Flamme zu uns herübergrüßt.

Drei Gestaltungen des Prometheus.

Von **G. G. Ludwig.**

Wer sich mit der Prometheusidee beschäftigt hat, geht wohl mit einer gewissen Begier an die Lektüre einer neuen Schrift über das alte Problem heran. Wer aber erwartet, in der 1909 gedruckten Antrittsvorlesung „Wandlungen des Prometheus" von Jonas Fränkel, Bern, neue Ideen und Anregungen zu finden, merkt bald, daß er sich geirrt hat, denn Fränkel gibt nicht mehr, als was von anderen Forschern schon vor ihm und besser gesagt worden ist.

Vergebens erwarten wir die Wandlungen der Sage, die die Überschrift ankündigt; nur in die äußerliche Veränderung der Formen, die der Mythos erlitten hat, werden wir eingeweiht. Die Arbeit ist eigentlich nichts weiter als ein Katalog, eine ziemlich vollständige Aufzählung aller der Dichtungen, die im Laufe der Jahrhunderte die Prometheussage behandeln, und in dieser Zusammenstellung liegt der einzige Wert von Fränkels Schrift.

Ich will nun versuchen, die Abhandlung Fränkels in den Punkten, die mir besonders wichtig erscheinen, und auf die auch in einer kurzen Vorlesung näher hätte eingegangen werden können, zu ergänzen.

Und zwar sind es drei Fragen, die ich herausheben möchte:

die Frage nach dem Ursprung der Sage und der Bedeutung des Feuerraubs, die Fränkel mit einigen kurzen Sätzen erledigt, indem er unbesehen die Sage von dem Feuerraub des Prometheus an den Anfang stellt und mit ein paar schönklingenden ideologischen Phrasen erklärt;

dann die Frage nach der Bedeutung von Goethes Prometheus, der als Bekenntnis des großen Dichters besonders interessiert;

und zuletzt möchte ich auf Spittelers „Prometheus und Epimetheus" kurz eingehen, der als neueste Prometheusdichtung vielleicht von besonderem Interesse ist.

1. Der Ursprung der Sage.

Fränkel sieht schon im ältesten Prometheus den Feuerräuber, der das Feuerwunder, „das die Menschen bis dahin nur am Himmel als der Götter Eigentum ... staunend und anbetend gewahrten ..., in ein Werkzeug eingefangen" hatte, was dem geängsteten Gemüt wie ein an den ewigen Göttern begangener Raub habe erscheinen müssen.

Fränkel versucht diese Auslegung aus den von Steinthal gegebenen Erklärungen der Sanskritworte manthana und Pramantha (aus denen sich das Wort Prometheus entwickelt hat) zu erhärten. Aber er geht nicht nur mit, sondern innerhalb seiner ethymologischen Methode fehl. Denn gerade nach Steinthal[1] und Kuhn[2], auf den jenes zurückgeht, hat nicht, wie Fränkel es darstellt, aus der Vorstellung des „Raubes an den ewigen Göttern begangen" das Sanskritwort manthana die „Bedeutung des Ansichreißens, Raubens in der Vorsilbe Pra" erhalten, sondern die Entwicklung ist umgekehrt gewesen.

Das „manthana" der Veden, von dem Fränkel seinen Feuerraub herleitet, hat ursprünglich gar nicht die Bedeutung des Raubens gehabt, sondern, da ja die Tätigkeit erst das Wort schaffen kann, so mag hier aus der Tätigkeit des Bohrens und Drehens, mit der der Mensch das Feuer gleichsam aus dem Holze herausreißt, mit dem Tätigkeitswort, das den Vorgang des Feuerbohrens und -quirlens, des Drehens überhaupt, bezeichnet, allmählich auch die aus dem Verfahren sich entwickelnde Vorstellung des Abreißens, Ansichreißens, Raubens sich verbunden haben, wie es auch Kuhn annimmt. Das Wort hätte also somit durch eine rein äußerliche Analogie eine doppelte Bedeutung bekommen; die Nebenbedeutung des Raubens besagt für den Feuerraub gar nichts, und es erweist sich die Unzulänglichkeit der rein ethymologischen Methode, wenn Fränkel aus dieser zweiten, abgeleiteten Bedeutung des Raubens die Idee des Feuerraubs als von Anbeginn zur Prometheussage gehörig aus dem Worte manthana herleitet.

Diese ethymologische Auslegung Fränkels steht viel mehr als die Auskunft des Ethymologen Kuhn im Widerspruch mit den neueren ethymologischen Forschungen, deren Beachtung von Wichtigkeit ist, wenn man die Entstehung der Mythen, die zu unserem alten Kulturbesitz gehören, erklären will.

Das, was moderne Forscher wie Karl von den Steinen über den Feuererzeugungsmythus bei noch lebenden Naturvölkern berichten, ist in vielem den ältesten Überlieferungen der Prometheussage so ähnlich, daß wir zu ihrer Erklärung keiner ideologisch nachempfindenden Phrase des Kulturmenschen bedürfen, in der alle

---

[1] Steinthal, Die ursprüngliche Sage von Prometheus, Zeitschrift für Völkerpsychologie, II. Band.

[2] Kuhn, Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks. Mythologische Studien. Gütersloh 1886. I. Band.

Schauer vor einer Gottheit erzittern, vor „ewigen Göttern", die der primitive Mensch noch gar nicht kennt.

Es ist sicher kein Zufall, daß, ebenso wie die Gedanken der zeitgenössischen primitiven Völker über die Herkunft des Feuers noch nichts von einem Feuerraub wissen, auch die ursprünglichste Sage, die uns aus einer alten Kultur überliefert ist, der altindische Mythos, nach seinen ältesten Formen den Begriff des Feuerraubs nicht kennt. In den Veden ist das Feuer ein Geschenk der Wolke, des Himmels, von einem Gotte in einer Staude zur Erde gebracht.

Auch nach Beobachtungen bei modernen primitiven Völkern ist die Vorstellung, daß das Feuer ein Geschenk der Wolke sei, die ursprüngliche, die nur durch die Beobachtung des zündenden Blitzstrahles sich gebildet haben kann. Karl von den Steinen berichtet in seinem Buche „Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens", S. 212 uff., daß der durch Blitzschlag entzündete Waldbrand oder Kampbrand die ersten Massenerfahrungen über den Nutzen des Feuers lieferte: „beim Beginn des Feuers fliehende Tiere, später verkohlte Tiere und Früchte, Salzasche, Wärme. Der Jäger hat hier das Braten des Fleisches lernen können" ... und daß „das Braten konserviert". Bei den Bakairi ist Kuri, der Kampfuchs, Besitzer des Feuers. Nach der altindischen Sage wird den Menschen das Feuer (Agni) durch Bhrgu, das bedeutet Blitz, gebracht. Man sieht, die Vorstellungen über die Herkunft des Feuers richten sich ganz nach den irdisch-praktischen Erfahrungen und Vorgängen, in deren Zusammenhang der Mensch die Feuererscheinung kennen lernt und beobachtet.

Die Vorstellung aber, daß das Feuer durch einen Gott in einer Staude zur Erde gebracht worden sei, konnte erst dann hinzukommen, als der Mensch gelernt hatte, das Feuer zu konservieren, ein Stück glimmenden Holzes vom Waldbrand in einem Rohre der Nartherstaude aufzubewahren und längere Zeit zu erhalten. Karl von den Steinen leitet nun nach seinen Beobachtungen die Feuerreibung aus dieser Technik der Feuerbewahrung selbst her, nicht aus der zufälligen Beobachtung sich durch Reibung entzündender Holzteile gelegentlich irgendwelcher Werkzeugbereitung, wie ich in der „Gleichheit" 1909, Nr. 7, S. 104 („Die Prometheussage") es darstellte. Karl von den Steinen hat beobachtet, daß der Wilde, um von dem glimmenden Kolben helles Feuer zu erhalten, des Zunders bedarf, feiner, leichtentzündlicher Holzspäne. Um diese herzustellen, muß trockenes Holz geschabt werden, entweder und zunächst mit Hilfe von Muscheln und spitzen Steinen und, wo diese einmal mangelten, mit einem harten Holzstab. Dabei erst konnte die Erfahrung gemacht werden, daß bei gewissen Hölzern durch das Bohren und Reiben des Zunders dieser sich von selbst entzündete. „Das Holz liefert in sich selbst den Zunder und der Zunder in sich selbst die Flamme."

Wie der Mensch selber, birgt also der Feuerbringer das Feuer in einem Stabe, dem Stengel der Nartherstaude, wie der indische Mythos berichtet. Nach Plinius haben sich auch die Ägypter dieses Zunders bedient. Auch die Murrayaustralier erzählen, daß ihnen das Feuer in einem Rohre oder Grasstengel gebracht worden sei.

Nachdem der Mensch selbst das Feuer erzeugt hatte, lag die Vorstellung nahe, das Feuer würde in der Wolke auf gleiche Weise durch Reibung entzündet und von da durch ein überirdisches Wesen zur Erde gebracht; nur so konnte der unbegreifliche Vorgang der Feuererscheinung am Himmel erklärt werden. Diese Vorstellung, die Übertragung des irdischen Vorganges auf einen unbegreiflichen und daher überirdischen Mächten und Wesen zugeschriebenen göttlichen, finden wir noch nicht bei den Naturvölkern auf primitiver Stufe, die wohl den Ahnenkult haben, aber noch nicht in einer Götterverehrung mit den unbegreiflichen Naturmächten sich auseinandersetzen.

So gehörten nach Cunow, Feuilleton der „Neuen Zeit" 1911, S. 39 und 41) Bhrgus und die Angiras ursprünglich zu den alten Geschlechtergöttern der indischen Arier und erst nach der Ablösung des Ahnenkults durch den Naturkult wird Bhrgus zum Bringer des Blitzes und Feuers und Agni der Beherrscher des Feuers. Von

Bhrgu stammt nach späterer Sage Pramati — Prometheus — ab, der weise Feuerbringer. Pramati aber bedeutet zugleich und zwar ursprünglich Reibholz (manthana — reiben, drehen, quirlen), das Holz, mit dem das Feuer entzündet wird; also: von dem Gotte wird das Feuer ebenso hervorgebracht wie von den Menschen, und zwar kehrt sich im Mythos der Vorgang um, der Mensch hat das Feuer von dem Gotte empfangen, der ursprünglich das Reibholz besitzt und das Feuer erzeugte; er ist der Weise, der Vorschauende, der es den Menschen gab und ihnen seine Erzeugung zeigte.

Es fehlen also die Voraussetzungen für den Begriff des Feuerraubs in Fränkels Sinne sowohl auf jener ersten primitiven Stufe, wo der Mensch (vergl. Cunow, „Neue Zeit" 1911 und Karl von den Steinen, a. a. O.) nicht ängstlich gegenüber den Naturgewalten ist und in ihnen noch nicht allmächtige Götter verehrt, sondern in den Tieren, Steinen oder Pflanzen, die mit einer Naturerscheinung verbunden sind, die geheimen Kräfte, Zaubermächte, sieht, die sie hervorbringen (Fetischismus) — das schon erwähnte Beispiel der Bakairi, die im Kampfuchs den Besitzer des Feuers sahen, gehört hierher —, als auch auf jener höheren Stufe, auf der der Mensch schon den Einfluß der Naturerscheinungen auf seine eigene umwälzende Tätigkeit erkannt hat, seine Abhängigkeit von den Naturkräften empfindet und sie als höhere Mächte, als göttliche Wesen verehrt, die er außer mit seinen eigenen noch mit höheren Fähigkeiten belehnt. Alle segen- und nutzenbringenden Kräfte der Natur werden als Gaben der mächtigen Götter empfangen und verehrt. Der Mensch ist noch nicht so weit, daß er den schicksalsvollen Mächten etwas zu rauben oder abzutrotzen wagt.

Erst gesellschaftlich-wirtschaftliche Kämpfe verschiedener Gruppen untereinander, die sich bekämpfen und beherrschen, wobei die unerkannte Macht ökonomisch-gesellschaftlicher Gesetze wirksam wird,[1] geben die Grundlage und die Motive für die Mythen von Kämpfen der Göttergeschlechter untereinander oder zwischen Göttern und Menschengeschlechtern. Erst dann, auf dieser Stufe wirtschaftlicher Entwicklung, kann von Raub und Trotz und Diebstahl wie in den griechischen Überlieferungen der Prometheussage die Rede sein.

Diese Erkenntnis führt uns zu einem zweiten Irrtum Fränkels. Seite 9 führt er aus, daß die Vorstellung des Raubes sich bei den Griechen allmählich verwische und der des vorbedächtigen Weisen Platz mache. Auch bei den Griechen (Kuhn, a. a. O. S. 24 und 25) ist Prometheus zunächst nicht der Feuerräuber, sondern der Feuerreiber = -erzeuger, der Feuerbringer. Gewiß gewinnt der Name Prometheus für den Feuerreibenden, wie bei den Indern, auch hier die Bedeutung des vorbedächtigen Titanen, des Weisen, des Erfinders. Diese Abstraktion mußte schließlich notwendig aus der sinnlichen Vorstellung und langen Erfahrung dieser zweckmäßigen, den Menschen am meisten nützlichen Tätigkeit erwachsen. Im Feuererzeuger wird allmählich der Kulturbringer verehrt.

Dabei aber wird die Vorstellung des Raubes bei den Griechen durchaus nicht verwischt, wie Fränkel ausführt, sondern sie wird im Gegenteil hier erst herausgebildet; meines Erachtens tritt sie hier überhaupt erst auf. Es zeigt sich hier wieder, daß die ethymologische Methode allein nicht ausreicht.

Erst bei den Griechen (von Hesiod an) bekommt die Vorstellung des Raubes ihr besonderes Gewicht, indem der Raub des Feuers als Frevel empfunden wird und Prometheus für seine Tat leiden muß. Von alledem wissen die ältesten Mythen nichts. Es ist gewiß kein Zufall, daß gerade Hesiod als der erste uns den Mythus von einem Feuerraub berichtet. Hesiod steht noch ganz unter dem Einfluß der mutterrechtlichen Verfassung des urwüchsigen Kommunismus und im Banne ihrer Ideen, da er in jenem Völkerkreis lebte, in dem sich die Spuren der Gynäkokratie besonders lange erhalten haben (Lokrer, Teoler, siehe Bachofen, Mutterrecht,

[1] Vergl. „Die Prometheussage", „Gleichheit" 1909, S. 135.

Seite 315) und bei denen daher das Bewußtsein von den Gegensätzen zwischen der alten mutterrechtlichen Organisation und dem Vaterrecht besonders lebendig sein mußte.

Prometheus hat das Feuer nicht nur geraubt, sondern einen Betrug dabei verübt. Dies deutet darauf hin, daß Prometheus, der Räuber und Betrüger, in einer Zeit der Ausbildung des Privateigentums, der Ablösung des Mutterrechts durch das Vaterrecht und der dabei hervorgerufenen gewaltigen wirtschaftlichen Kämpfe entstanden ist, denn erst mit dem Privateigentum hat der Betrug Herrschender durch Untergeordnete, Unterdrückte innerhalb eines Gemeinschaftsverbandes (dies ist wichtig, denn auf die Beraubung und Überlistung einer fremden Gruppe steht natürlich keine Strafe) als schwer geahndeter Frevel Bedeutung gewonnen. Gerade die Fortnahme des Feuers durch Zeus, die Betonung der Opfer, des Betrugs und Diebstahls und dessen ungeheure Bestrafung lassen vermuten, daß dem Mythos in dieser Form jene Kämpfe zugrunde liegen, die sicherlich den Übergang vom urwüchsigen Kommunismus der Gens in die Wirtschaftsform des Privateigentums begleitet haben. Ich habe dies in der „Gleichheit" näher darzulegen versucht und will hier nur das Wesentliche, Bedeutungsvolle hervorheben: Die Mächtigen, deren Vertreter Zeus ist, verlangen Opfer und werden betrogen, ganz wie die irdischen Besitzenden von den Entrechteten Abgaben und Zins verlangen und hintergangen werden. Alles Gute, Heilige, Althergebrachte der alten Wirtschaftsform, das durch die neue umgestürzt wird, muß den Unterdrückten als ein Raub des Siegers erscheinen. Dieser Raub alles mühsam Errungenen, aller Segnungen der Kultur stellt sich im Mythos darin dar, daß Zeus den Menschen das Feuer nimmt. Zeus, dem Herrscher im Olymp, wird ein Vertreter des Geschlechts der Titanen gegenübergestellt. Sie werden von Zeus und den Seinen, den neuen Herrschern, den sogenannten olympischen Göttern, gestürzt und in den Tartaros, die Unterwelt, geworfen. Der Titan Prometheus tritt im Mythos als Beschützer der besiegten Menschen auf und stiehlt Zeus das Feuer. Als Inbegriff der Güter, die allen, nicht nur den Göttern, den Bevorrechteten, gehören, bringt Prometheus durch Diebstahl das Feuer zurück. Und nicht nur für den Diebstahl an und für sich muß der Titan so schwere Strafen erleiden, sondern für den Raub gerade des Feuers, für den kühnen Versuch, das wieder an sich zu reißen, was zum Privilegium der Götter, der Besitzenden, geworden war.

In all den Umwälzungen, die die angedeuteten Kämpfe und die durch sie sich durchsetzende neue Gesellschaftsordnung mit sich brachten, mußten die nun unterdrückten Menschen, das ist die große Mehrzahl, ebensoviel Übel erblicken. Vielleicht können wir in der Gestalt der Pandora, von der Fränkel nur zu sagen weiß, daß sie das „erste (?) Weib", „das größte aller Übel" bedeute, eine Verkörperung der bitteren Erfahrungen erkennen.

Es erscheint mir wichtig, noch über die Bedeutung der Erlösungsidee einige Worte zu sagen, da sie gleichzeitig mit der des Feuerraubs in der Sage auftritt und den Zusammenhang mit den Klassenkämpfen, den gesellschaftlichen Mächten, die die Sage gestalten helfen, noch besonders deutlich zu erhärten scheint. Dafür, daß Prometheus sich den neuen Machthabern widersetzt, daß er den Menschen gegen sie helfen will, wird er bestraft. Er kann erst erlöst werden „mit dem Willen des Zeus", wenn der Gegensatz zwischen ihm und den neuen Göttern aufgehoben ist, das heißt wenn die Macht des Zeus, also der neuen Gesellschaftsordnung, so fest begründet erscheint, daß die Titanen und deren Vertreter Prometheus, das heißt die Unterdrückten, keinen Widerstand mehr leisten können. Also erst „mit dem Willen des Zeus, durch Herakles, den sich unterwerfenden Menschen, den Sohn des Zeus, der neuen Ordnung, kann Prometheus erlöst werden".

Ebenso wie die Sage vom Feuerraub konnte auch die Idee von der Erlösung des Prometheus, die sich daran knüpft, erst auf griechischem Boden entstehen, auf dem Boden der Klassenherrschaft. Mit dem Auftreten der Klassenherrschaft beginnen

gesellschaftliche Mächte ihren unheimlichen Einfluß auf das Leben. Unheimlich dünken diese Mächte und ihr Walten, weil ihre Ursache den Menschen noch unerkennbar ist, weil ihre unheilvollen Folgen, das Elend der Unterdrückten, die die große Mehrzahl bilden, wohl fühlbar, aber unerklärlich sind und gerade darum den Charakter der Götterwelt und Mythen beeinflussen müssen. Die Erlösungsidee muß in den Mythos hineinkommen als Reaktion gegen die Unterdrückung; sie bildet sich mit der Erkenntnis, daß Trotz und Auflehnung das Massenelend nicht aus der Welt schaffen, daß die Menschen ohnmächtig sind gegen die gesellschaftlichen Mächte, die sie hervorrufen. In der kommunistischen Gesellschaft gab es nicht solche Übel und Qualen, aus denen heraus sich die Menschen nach Erlösung sehnen.

Also erst im griechischen Kulturkreis, wo schon früh Warenproduktion und Warenhandel sich entwickelten, wo damit der Übergang aus der Gentilverfassung und ihrem Mutterrecht zur Staatsverfassung und dem Vaterrecht einsetzte und alle jene Übelstände hervorrief, die in der Prometheussage mythisch verarbeitet erscheinen, konnte die Vorstellung von dem Feuerraub des Prometheus, seiner Bestrafung und Erlösung sich bilden.

Bücherschau.

Wilhelm Herzog, Heinrich v. Kleist. Sein Leben und sein Werk. München 1911, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 694 Seiten. Preis gebunden 7,50 Mark.

Zu Kleists hundertstem Geburtstag wurde an dieser Stelle hervorgehoben, daß ihm die Nachwelt in überreichem Maße gewähre, was ihm die Mitwelt so ganz und gar versagt habe: eine aufrichtige und dauernde Teilnahme an seinem Leben und seinen Werken. Zu den zahlreichen biographischen Arbeiten, die über ihn vorliegen, kommt nun noch eine neue, das umfangreiche Buch Wilhelm Herzogs, das nicht mit Unrecht die beste Biographie Kleists genannt worden ist.

Wilhelm Herzog hat das weitschichtige und im einzelnen doch so lückenhafte Material über Kleists Leben und Werke mit großem Fleiße gesammelt und mit nicht minder großer Umsicht gesichtet; besonders angenehm berührt, daß er sich ganz von der peinlich untertänigen Gesinnung frei hält, die das Werk Brahms über Kleist entstellt. Er geht darin eher zu weit, als nicht weit genug; was er in dem Kapitel: Berlin 1809 bis 1810 über die hilflose Politik des Königs sagt, ist vollkommen zutreffend, aber „das öffentliche Leben" in Berlin stand in diesem Jahre doch nicht auf einem „so unglaublich niedrigen Niveau", daß es sich über alle Not der Zeit durch die Rückkehr Sr. Majestät in seine allergetreueste Hauptstadt hätte trösten lassen.

Allein so anerkennenswert die freimütige Gesinnung Herzogs ist, so hebt er doch nicht den entscheidenden Gesichtspunkt hervor, der, wenn nicht alles, so vieles in Kleists dunklem Schicksal erklärt: wir meinen seine Stellung zu den bewegenden Kräften der Zeit. Herzog meint, daß Kleist zu den Fragen der inneren Politik kein Verhältnis hatte. Wäre dem so gewesen, so wäre das für einen politischen Dichter, wie Kleist doch nun einmal war, kein so nebensächlicher Umstand. Aber leider hatte Kleist eine nur allzu bestimmte Stellung zu den Fragen der inneren Politik, die zumal in seiner Zeit von den Fragen der äußeren Politik gar nicht zu trennen waren. Wenn er dämonische Töne in seinem blinden Hasse gegen die französische Fremdherrschaft gefunden hat, so hat er sehr gehässige Töne gegen die Männer gefunden, die diese Fremdherrschaft nicht als cheruskische Barbaren, sondern als zivilisierte Menschen bekämpften.

Zu dem, was wir darüber in unserem Gedenkartikel zu Kleists hundertstem Geburtstag ausgeführt haben, seien noch ein paar Nachträge gestattet. Die mäch-

tigen Reden an die deutsche Nation, in denen Fichte die Erziehungsideale Pestalozzis verficht, verhöhnte Kleist in dem Distichon:

Setzet, ihr träft's mit eurer Kunst und erzögt uns die Jugend
Nur zu Männern wie ihr: liebe Freunde, was wär's?

Und den Tugendbund verspottete er in der „Hermannsschlacht" mit den Versen:

Die schreiben, Deutschland zu befreien,
Mit Chiffern, schicken, mit Gefahr des Lebens,
Einander Boten, die die Römer hängen,
Versammeln sich im Zwielicht — essen, trinken
Und schlafen, kommt die Nacht, mit ihren Frauen.

Das ist dieselbe famose Gesinnung, aus der heraus Bismarcks Tintenkulis in den Tagen des Sozialistengesetzes die sozialdemokratischen Führer denunzierten. Zu den — nicht zahlreichen — Mitgliedern des Tugendbundes gehörten Männer wie Boyen und Grolman, die die französische Fremdherrschaft siegreich bekämpften, indem sie den altfritzig-bornierten Offiziersdünkel, von dem Kleist leider noch besessen war, aus dem Heere vertrieben.

Selbst das Unrecht, das die Prinzessin Marianne gegen Kleist begangen hat, indem sie nichts für den „Prinzen von Homburg" tat, den der Dichter ihr gewidmet hatte, liegt doch nicht so ganz einfach, wie Herzog annimmt. Diese Prinzessin stammte aus Hessen-Homburg und war mit einem Bruder des Königs verheiratet. Es ist richtig, daß sie ebensowenig wie Gneisenau, an den sich Kleist in der Not seiner letzten Tage wandte, etwas für den Dichter übrig gehabt hat. Der junge Heinrich Heine hat die Prinzessin sogar beschuldigt, daß sie das Drama Kleists noch nach dessen Tode von der Berliner Hofbühne ferngehalten habe, weil ihr Ahnherr darin eine unedle Rolle spiele. Damit ist die Sache aber nicht erledigt, wie Herzog meint. Zunächst ist das Drama, ein paar Jahre nach Heines Vermutung, auf der Berliner Hofbühne erschienen, so daß der Einspruch der Prinzessin Marianne nicht der Grund der anfänglichen Hindernisse gewesen sein kann. Dann aber war die Prinzessin eine Freundin Steins, dem sie auch nach dem Sturze des Reformministers treu blieb, zur Zeit, wo Kleist die Königin Luise, die mit wenig wählerischen Mitteln den Sturz Steins herbeigeführt hatte, inbrünstig als edle Engelsgestalt besang. Und auch der ästhetischen Bildung kann die Frau, die noch in ihren alten Tagen den jungen Freiligrath nach ihren Kräften zu fördern bemüht war, nicht so gänzlich entbehrt haben, wie Heine annahm.

Im kleinen wie im großen stößt man in Kleists Leben auf den feindlichen Gegensatz zu der preußischen Reformpartei, den Herzog nur ganz beiläufig behandelt. Bei allen lobenswerten Eigenschaften seines Buches hat auch er sich noch nicht völlig frei gemacht von dem Grundfehler der bürgerlichen Literaturgeschichte, die Dichter in einem Wolkenlande wandeln zu lassen, wo sie die Pfeil' und Schleudern eines wütenden Geschicks zu tragen haben, statt sie als ringende Schwimmer im Strome ihrer Zeit zu schildern.

Friedrich Naumann, Freiheitskämpfe. Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe"), G. m. b. H. Berlin-Schöneberg 1911. 270 Seiten.

Man kann keine Schrift Naumanns lesen ohne eine Empfindung des Bedauerns darüber, daß dieser gescheite und warmherzige Mann nicht politischer Eingänger geblieben ist, wie er es als nationalsozialer Parteiführer mit seinen anderthalb Dutzend Anhängern war. Er ist ein geborener Eingänger, und auch als solcher konnte er sich einen großen Einfluß verschaffen, einen ungleich größeren sogar als heute, wo er, eingekeilt zwischen politische Größen von dem Kaliber eines Mugdan und Wiemer, doch nur mit schönen Reden eine geschmacklos-triviale Politik begleiten darf.

In seinen Schriften hört man jetzt einen Musiker von künstlerischen Anlagen und Neigungen auf einem gänzlich verstimmten Klapperkasten herumpauken. Das vorliegende Buch ist eine Sammlung von Aufsätzen, die Herr Naumann in der „Hilfe" und in der „Patria", in der „Neuen Rundschau" und in den „Süddeutschen Monatsheften" veröffentlicht hat, um den Liberalismus als einzigen Retter einer vor Qualen verschmachtenden Welt zu schildern. Tant de bruit pour une omelette! Indessen da Herr Naumann einsieht, daß mit den Mugdan und Wiemer kein großer Staat zu machen ist, so spannt er die Netze seiner Parteianschauung über alle Zelebritäten, die seit einem Jahrhundert gelebt haben. Gleich in der fünften Zeile seiner Einleitung versichert er seine Leser, daß Stein, Blücher, Scharnhorst, Arndt, Fichte, Jahn und Schleiermacher „im Grunde liberale Menschen" gewesen seien und läßt sie zur Rechten der Kerntruppe Mugdan-Wiemer ausschwärmen, obgleich jeder dieser Namen förmlich aufheult gegen die Gewalt, die ihm angetan wird. Aber zur Linken derselben Kerntruppe schwärmt eine nicht minder erlauchte Schar aus, indem Herr Naumann die Sozialdemokratie in die höhere Potenz des „proletarischen Liberalismus" erhebt, so daß die leichten Kosakenschwärme, die die schwere Infanterie Mugdan-Wiemer in ihren Flanken decken, von Stein und Blücher bis Lassalle und Marx reichen.

Herr Naumann spielt mit den politischen Begriffen wie mit bunten Glaskugeln, die er als geschickter Jongleur durch- und übereinanderwirft. Dabei erzielt er manche Farbeneffekte, die das Auge auf den Augenblick blenden, aber das Gehirn nimmermehr erleuchten können. Man legt das Buch schließlich enttäuscht aus der Hand und hat nichts davongetragen als einige Ermüdung.

Lose Blätter.

Eine Hymne des proletarischen Kämpfertums. Endlich erschien auch ein musikalisches Kunstwerk großen Stils zur mächtigen Anregung der Sozialisten des Klassenkampfes. Man kann vielleicht von einem sozialdemokratischen Oratorium reden. Der Komponist Elsäßer in Graz (Österreich) wird mit seinem vortrefflichen Tonwerk zugleich das alte, aber bisher nur wenigen Genossen bekannte hohe Lied der Proletarier „Die Hekatoncheiren" (Hunderthändigen) Karl Weisers in die Massen tragen als einen Hymnus für Männer-, Frauen- und Kinderstimmen. Ein eingehendes Studium der Originalpartitur berechtigt zur Auffassung, daß dieses Tonwerk seinen wirkungsvollen Platz in der Anfeuerung der proletarischen Kämpfer finden wird. Zunächst sei der Text Weisers hier mitgeteilt:

Die Hekatoncheiren.

Es qualmt die Esse, es rasselt das Rad,
Die Hämmer pochen früh und spat,
Die Hebel ächzen, der Ofen glüht,
Es dröhnt der Maschine ehernes Lied.
Und über die Arbeit schwer und heiß,
Genetzt von Tränen, Blut und Schweiß,—
Da sprechen sie alle,
Die feilend und pochend
Und hämmernd und kochend
Und drehend und schürend
Und Werkzeuge führend
Mit tosendem Schalle
Geschäftig sich regen,
Den seltsamen Segen:
„Wir schmieden,
Wir schmieden
Die Rüstung der Zeit,
Die uns befreit!
Gedeih!
Gedeih!
Bis, erwacht,
Im Kampf für sein Recht
Dich trägt der Knecht
Aus der Nacht
An das fröhliche Licht,
Bis die Kette bricht
Und der Mensch wird frei!"

Es qualmt die Esse, es rasselt das Rad,
Es tanzen die Spindeln früh und spat,
Die Hebel ächzen, der Ofen glüht,
Es singen die Schiffchen ihr schnurrend Lied.

Und über die Arbeit schwer und heiß,
Genetzt mit Tränen, Blut und Schweiß,—
Da sprechen sie alle,
Die hechelnd und raspelnd
Und spinnend und haspelnd
Und ordnend und richtend
Und Fäden schlichtend,
In dumpfer Halle
Geschäftig sich regen
Den seltsamen Segen:
„Wir weben,
Wir weben
Zum kommenden Streit
Das rote Kleid!
Gedeih!
Gedeih!
Bis, erwacht,
Im Kampf für sein Recht
Dich trägt der Knecht
Aus der Nacht
An das fröhliche Licht,
Bis die Kette zerbricht
Und der Mensch wird frei!"

Es qualmt die Esse, es rasselt das Rad,
Die Hämmer pochen früh und spat,
Die Hebel ächzen, der Ofen glüht,
Der Ambos dröhnt und klingt sein Lied.
Und über die Arbeit schwer und heiß,
Genetzt mit Tränen, Blut und Schweiß,—
Da sprechen sie alle,
Die hämmernd und streckend
Und stählend und reckend
Und schleifend, polierend
Und damaszierend
Mit rasselndem Schalle
Geschäftig sich regen,
Den seltsamen Segen:
„Wir schärfen,
Wir schärfen
Das Schwert der Zeit,
Die uns befreit!
Gedeih!
Gedeih!
Bis, erwacht,
Dich schwingt der Knecht
Für sein gutes Recht
In der Schlacht,
Bis dich grüßt das Licht,
Bis die Kette bricht
Und der Mensch wird frei!"

Es wühlt der Pflug, die Egge scharrt,
Von Sicheln und Sensen das Feld erstarrt,
Die Tennen erdröhnen vom Wechselschlag,
Die Mühlen klappern Nacht und Tag.
Und über die Arbeit schwer und heiß,
Genetzt mit Tränen, Blut und Schweiß,—
Da sprechen sie alle,
Die mahlend und pflügend
Und Garben fügend
Und dreschend und mähend
Und pflanzend und säend
In Feld und Halle
Geschäftig sich regen,
Den seltsamen Segen:
„Wir säen,
Wir säen,
Den Samen zum Streit:
Den Hunger der Zeit!
Gedeih!
Gedeih!
Bis, erwacht,
Vom Drange der Not,
Begehrt sein Brot
Mit Macht
Das Proletariat,
Bis die eigene Saat
Auch die Frucht ihm sei!"

Die Feder raschelt, das Auge blitzt —
Das sinnende Haupt in die Hand gestützt,
Sitzt spät, wenn im Schlafe schon alles ruht,
Der Mann des Geist's bei der Lampe Glut.
Und über die Arbeit schwer und heiß,
Genetzt mit Tränen, Blut und Schweiß,—
Da sprechen sie alle,
Die forschend und sinnend,
Ideen gewinnend
Und schreibend und dichtend
Und rechnend und schlichtend
In stiller Halle
Bescheiden sich regen,
Den seltsamen Segen:
„Wir denken,
Wir denken
Zum Weltenstrauß
Den Schlachtplan aus.
Gedeih!
Gedeih!
Bis, erwacht
Von des Schlafes Bann,
Dir folgt, wie ein Mann,
Aus der Nacht
Das Volk zum Licht!
Bis die Kette zerbricht
Und der Mensch wird frei!"

Der Spaten klingt, die Scholle weicht,
Die lockernde Hacke tiefer steigt,
Die Grube wird tief und lang und breit,
Die Zypresse schüttelt ihr Trauerkleid,
Und über die Arbeit schwer und heiß,
Genetzt mit Tränen, Blut und Schweiß,—
Da sprechen sie alle,
Die Steine packend
Und Erde hackend
Und spatenstechend
Und schollenbrechend
Mit dumpfem Schalle
Gespenstig sich regen,
Den seltsamen Segen:

„Wir graben,
Wir graben
Ein großes Grab;
Da senkt man hinab
Ohn' Sang
Und Klang
Die alte Zeit
Und die Tyrannei
Und darüber frei
Soll erstehn
Der Tempel des Rechts,
Auf dessen Höhn
Der Liebe Fahnen wehn
Und der Brüderlichkeit!"

(Gera 1872.)

Zur Komposition ist zu bemerken:

Das Vorspiel ist in dumpf-tiefer Tonfärbung gehalten; die Bewegung steigert sich allmählich zum Fortissimo und bricht auf dieser Höhe jäh ab. Nur die tieffurrenden Töne der einleitenden Takte halten an, um dem Solisten den Einsatz vorzubereiten. Das Orchester begleitet ihn charakterisierend und wirkt immer drängender und spannender, bis der Männerchor einsetzt mit dem wuchtigen Arbeitsmotiv: „Wir schmieden, wir schmieden das Schwert der Zeit".

Wie surren die Maschinen, wie imitiert die in höheren Tönen mitklingende Partie das Lied der Weberschiffchen in den Webstühlen. Nun ist Stimmung für den Frauenchor der dritten Strophe vorbereitet: „Wir weben, wir weben."

Das Surren der Maschinenlaute verwandelt sich in ein breiteres Motiv, das den Hammerschlag charakterisiert, wozu im Schlagwerk des Orchesters ein Ambos (wie im Rheingold) verwendet werden kann. Dazu der Chor der Schmiede: „Wir schärfen, wir schärfen".

In der nächsten Strophe waltet mehr Ruhe, die Mittellage dominiert im Orchester; das in ruhig lichten Farben und breiten Akkorden vorgetragene Sämannslied des gemischten Chores: „Wir säen, wir säen den Samen der Zeit" wirkt wie eine hohe Prophetie. Ihr folgt eine originelle Darstellung des „Grübelns und Forschens" der Leute gereifteren Alters, wobei die Chorkomposition nur die seriösen Stimmen des tiefen Altes und der Bässe verwendet; bei starker Besetzung der Gesangsstimmen wird die richtige Wirkung nur im Halbchor mit ausgesuchten Klangorganen zu erzielen sein.

Das nächste Zwischenspiel des Orchesters leitet nach der ernsten Tiefe, mit einem dumpfen, seriösen Motiv setzt der gemischte Chor ein, und die Komposition gleitet wie sonst homophon vierstimmig fort bis zu der Stelle, wo die Tyrannei erwähnt ist, die verscharrt werden muß. In leichten Wogen steigert sich die Lebendigkeit, als Hilfsmittel dient die Stimmenteilung, dem Solisten weist man einen besonderen Part dazwischen an, und im gewaltigen Fortissimo klingt das programmatische Tonwerk, das Lied der künftigen Befreiung, feierlichst aus.

Die Chöre sind fast durchweg leicht; harmonisch voll gesetzt, die einzelnen Stimmen durch die Orchesterbegleitung unterstützt. Das Baritonsolo erfreut sich der Beachtung einer schön melodischen Linienführung und sangbarer Intervalle. Die Einübung des Werkes kann von Arbeitergesangvereinen ohne große Schwierigkeit in kurzer Zeit vollendet werden. Überall da, wo ein vollkommen ausgerüstetes Orchester nicht zur Verfügung steht, können die außergewöhnlichen Instrumente wegfallen, da ihre Funktionen auch zum Ersatz anderwärts eingezogen sind. Dazu gehören: englisches Horn, Baßklarinette und Kontrafagott. Wenn äußerst möglich, muß die Besetzung des Streichkörpers eine recht ausgedehnte sein. Ad. Gk.

Für die Redaktion des Feuilletons verantwortlich: Franz Mehring, Steglitz.



1. Band Nr. 4 Ausgegeben am 25. Oktober 1912 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Theodor Bömelburg.

Am 17. Oktober endete der Tod das Leben eines der besten Männer der deutschen Arbeiterbewegung. Theodor Bömelburg, der Vorsitzende des Deutschen Bauarbeiterverbandes und Begründer und leitender Sekretär der Bauarbeiter-Internationale, erlag einem schweren Leiden, das ihn schon seit mehr als Jahresfrist seinem Wirkungskreis entzog. Es ist schwer, das Leben eines solchen Mannes, das voll Arbeit, aber auch voll schöner Erfolge für die von ihm vertretene Sache war, in wenige Zeilen zusammenzufassen, noch schwerer aber, den Einfluß zu schildern, den der Dahingeschiedene auszuüben verstand, nicht bloß unter seinen engeren und weiteren Berufsgenossen, sondern in der ganzen Arbeiterbewegung. Und Bömelburg gehörte der gesamten Arbeiterbewegung an, wenn auch seine größte Lebensarbeit auf gewerkschaftlichem Gebiet lag. So völlig er im Dienste seines Verbandes aufging, so fand er dennoch die Kraft, die Partei sowohl in der Hamburger Bürgerschaft, der er von 1904 bis 1907 angehörte, als auch im Reichstag von 1903 an bis zu dem Tage, da ihn die Krankheit niederwarf, als Abgeordneter des Wahlkreises Dortmund zu vertreten. Auf den deutschen Gewerkschaftskongressen, die ihn stets neben Legien zum Vorsitzenden wählten, entfaltete er seine Meisterschaft in der Leitung der oft sehr schwierigen Verhandlungen, und in den Vorständekonferenzen der deutschen Gewerkschaften war sein Wort von großem Gewicht. Was ihn in seinem Wirken in der Arbeiterbewegung am besten charakterisiert, das war sein Bestreben, ein möglichst inniges Verhältnis zwischen den beiden großen Armeen des Proletariats, der politischen und der gewerkschaftlichen, herzustellen und zu erhalten. Wie er auf dem Stuttgarter Gewerkschaftskongreß das leider vielfach mißverstandene und daher später von ihm selbst modifizierte Wort prägte: „Partei und Gewerkschaften sind eins!“, so hat er auch wiederholt auf den Parteitagen bei stürmischen Auseinandersetzungen nachdrücklich zum Frieden gesprochen.

Am herbsten trifft sein Ableben die Berufsorganisation, die er fast zwei Jahrzehnte lang geleitet hat. Im Jahre 1893 übernahm der damals

erst 29 Jahre alte Bömelburg die Leitung des Zentralverbandes der Maurer, in dessen Reihen er seit 1887 tätig war und die Sache der Zentralisation vertrat. Hier entfaltete er seine glänzenden Fähigkeiten als Organisator, Agitator und Kampfleiter. Sein Lebenswerk, der aus den Zentralverbänden der Maurer und Bauarbeiter hervorgegangene Deutsche Bauarbeiterverband, die zweitgrößte aller deutschen Gewerkschaften, legt Zeugnis ab für seine unermüdliche Organisationskraft. Seine Rednergabe war eine ganz eigenartige und bezwingende, so daß sich kaum jemand, der ihm zuhörte, dem Banne seiner Überzeugungskunst entziehen konnte. Vor allem bewährte er sich aber in den zahlreichen Kämpfen des Baugewerbes als Meister der Strategie, und er fehlte auch niemals, wenn irgend eine schwierige Situation der Entscheidung harrte. Er war von der Kleinarbeit an bis zur Oberleitung so völlig mit seiner Organisation verwachsen, daß es fast unmöglich erschien, sich dieselbe ohne Bömelburg vorzustellen.

Und doch mußte der Moment kommen, der ihn seinen Kollegen und Genossen entriß. Die Riesenanstrengungen vor und während des großen Bauarbeiterkampfes im Frühjahr 1910 lähmten seine Nervenkräfte und zwangen ihn, Erholung zu suchen. Es war vergebens. Ein schweres Leiden entwickelte sich aus jenem Zusammenbruch und bald stellte sich heraus, daß es nicht mehr zu heilen war. Ein volles Jahr hat dieser qualvolle Auflösungsprozeß gedauert, bis der Tod ihm vor wenigen Tagen als Erlöser nahte. Eine Gattin, infolge des Siechtums ihres Mannes selbst schwer erkrankt, trauert an seiner Bahre, mit ihr aber Hunderttausende seiner Berufs- und Verbandskollegen sowie Millionen deutscher Arbeiter, denen er allezeit ein Vorkämpfer und Führer im edelsten Sinne des Wortes gewesen war. Auch die deutsche Sozialdemokratie beklagt den Verlust eines ihrer besten Vertreter. Sie alle werden dem Dahingeschiedenen einen Platz in ihrem Herzen bewahren.

P. U.

England und die Balkankrise.[1]

Von **Th. Rothstein** (London).

Siebenundzwanzig Jahre ist es her, daß mit der Einverleibung Ostrumeliens mit Bulgarien der Berliner Vertrag zerrissen und eine neue Phase der Orientalischen Frage eröffnet wurde. Die politische Geschichte der Welt hat seitdem große Umwälzungen erfahren. Kriege und Bündnisse haben die Machtverhältnisse zwischen den Staaten verschoben, innere Erschütterungen und innere Erstarkung haben das spezifische Gewicht dieser oder jener Macht verändert, neue Interessen und neue Reibungsflächen sind entstanden — kurz, die Welt hat gelebt und neue Erfahrungen gemacht. Allein die Orientalische Frage ist dieselbe geblieben — fast so unwandelbar wie der Pol. Sie war während der ganzen siebenundzwanzig Jahre das einzig Unveränderliche, das einzig Beständige. Die Probleme der türkischen Herrschaft in Europa, die Großmachtbestrebungen der Balkanstaaten, die Kretafrage, die Dardanellenfrage, selbst die kleine türkisch-montenegrinische Grenzfrage — sie sind sämtlich an derselben Stelle geblieben, wo sie die ost-

[1] Der vorliegende Artikel wurde geschrieben, ehe noch die vorige Nummer der „Neuen Zeit" mit Hilferdings Artikel nach London gelangt war. D. Red.

rumelische Revolution gelassen hat. Keine äußerliche oder innere Erschütterung vermochte sie aus diesem Beharrungszustand herauszubringen, weder der Türkisch-Griechische Krieg von 1897, noch die mazedonische Revolte von 1903, noch selbst die Annexion von Bosnien und der Herzegowina von 1908. Immer wieder stellte sich die europäische Diplomatie zu richtiger Stunde ein, und immer wieder kehrte die Orientalische Frage in ihren bisherigen Beharrungszustand zurück. Die europäische Diplomatie nämlich hat sie einbalsamiert. Sie war es, die die Orientalische Frage im Sargelebendig gehalten hat aus Furcht, daß, wenn sie einmal aufersteht, sie ihr über den Kopf wachsen würde. Das war ein Meisterwerk seiner Art, aber zugleich auch eine offene Kundgebung der eigenen Ratlosigkeit, ein Zugeständnis des Bankrotts. Die Diplomatie wußte, daß die Aufrollung der Orientalischen Frage das Ende ihrer Herrlichkeit sein und deren Lösung dem Schwerte gehören würde.

Nun aber hat der jetzige Ausbruch der Balkankrise bewiesen, daß nicht nur, wie man ja voraussehen konnte, das ewig fließende Leben schließlich doch stärker ist als alle konservierenden Künste der Diplomatie, sondern daß diese nicht einmal ihrer eigenen, anscheinend so gründlich einstudierten Rolle gewachsen war. Denn wenn es in dem diplomatischen Wirrwarr, der die Entstehung der jetzigen Krise umgibt, etwas Klares und Unzweifelhaftes gibt, so ist es die Tatsache, daß sie durch eine kurzsichtige und sich selbst widersprechende Diplomatie der Lenker der englischen Politik herbeigeführt worden ist. Dem, der weiß, wie die praktischen Bedürfnisse der täglichen Agitation einen Sozialdemokraten leicht dazu veranlassen, die Verbrechen und die Sünden der eigenen Regierung besonders hervorzuheben, mag diese Behauptung etwa als einseitig gefärbt erscheinen, denn weiß nicht jedermann, daß an der Vorbereitung der jetzigen Krise Rußland und Italien aktiv teilgenommen haben — nicht offiziell, wahrscheinlich auch nicht mit offizieller Genehmigung, aber offiziös, über einem Gläschen Wein, dort, wo Herr Iswolsky und Herr Tittoni, die Betrogenen von 1908, zusammentrafen und von wo sie sich vertraulich mit Serbien, Montenegro und Bulgarien besprachen, auf dem Wege über Belgrad, wo der treue Hartwig sitzt, der ehemalige Träger der russischen Kultur in Persien? Allein weder die sozialdemokratische Opposition gegen die eigene Regierung noch die Rolle der suboffiziellen Diplomatie vermögen die historische Tatsache zu beeinträchtigen, daß die Verantwortlichkeit für die jetzige Krise hauptsächlich und direkt auf England ruht, das die Dinge auf dem Balkan und ganz besonders in Konstantinopel dahin gebracht hat, daß sie nun auch bis zu Ende geführt werden mußten.

Englands Stellung zur Türkei wurde in ihren hauptsächlichen Zügen bis vor kurzem immer durch seine Stellung zu Rußland bestimmt. Solange Rußland der Erbfeind war, wurde ihm gegenüber die Türkei in Schutz genommen und ihm der Weg nach Konstantinopel gesperrt. Selbst ein Gladstone, dessen christliches Herz ganz von der bekannten russischen Agentin Frau Nowikowa gefangen war, konnte mit seiner antitürkischen Propaganda nichts ausrichten gegen die herrschende Auffassung, daß England das allerhöchste Interesse an der Erhaltung des Ottomanischen Reiches habe. Eine Schwenkung in dieser Auffassung trat erst mit dem Aufstieg des deutschen Einflusses in Konstantinopel ein. Als dieser Einfluß zum erstenmal an-

läßlich der Armeniergemetzel zum krassen Ausdruck kam, da wütete selbst ein Salisbury gegen den „roten Sultan" und gestand zu, daß er auf dem Berliner Kongreß „nicht auf den rechten Renner gewettet hatte". Mit der weiteren Einnistung des deutschen Einflusses am Bosporus wuchs auch diese böse Stimmung gegen die Türkei, bis endlich England, mit Rußland ausgesöhnt, das famose Revaler Projekt vom Juni 1908 zur Schaffung eines autonomen Mazedoniens unter einem christlichen Generalgouverneur aufstellte, das dann zu der Revolte der türkischen Armee und der Revolution vom 23. Juli führte.

Man sieht, die Stellung Englands gegenüber der Türkei war völlig von seinen festländischen Beziehungen diktiert: die Türkei war ihm lieb, solange sie als Riegel gegen jegliches Vordringen einer feindlichen Macht nach Indien dienen konnte; hörte sie aber auf, diese Rolle zu spielen, dann war auch die Liebe zu Ende. Das zeigte sich auch unmittelbar *nach* der jungtürkischen Revolution und später. Die Revolution wurde in England mit ostentativer Begeisterung aufgenommen: mit dem Hamidischen Regiment sollte auch der deutsche Einfluß dahinscheiden und zur selben Zeit ein Ausgleich zwischen der traditionellen turkophilen Politik und dem liberalen christlichen Gewissen geschaffen werden. Selbst der König Eduard stand nicht an, ein Telegramm an den neuen Sultan zu richten; und als Kiamil Pascha ans Ruder kam, dessen Anglophilie seit langen Jahren mit Hilfe roten Goldes genährt ward, da war in England der Becher der Freude voll. Die Flitterwochen aber dauerten nicht lange. Die Stütze des neuen Regimes, die Armee, war in ihren Sympathien deutsch, und die Aufdringlichkeit, mit der die Engländer ihre Freundschaft bekundeten und die sie in der Annexionskrise beinahe in einen Krieg für den Zaren hineingezogen hätte, machte selbst die jungtürkischen Politiker etwas stutzig. So konnten die Dinge zugunsten der Engländer nicht so flott vor sich gehen, wie man es in London erwartet hatte, und schließlich mußte selbst Kiamil aus dem Amte scheiden. Da setzte allmählich sowohl in der englischen Presse wie in der Umgebung der englischen Botschaft in Konstantinopel selbst eine *Unterminierbewegung* gegen die Jungtürken ein, die darauf hinauslief, die bewußt- und unbewußt-reaktionäre Masse der Hauptstadt gegen den angeblichen Kosmopolitismus und Mangel an religiöser und volkstümlicher Gesinnung der Jungtürken aufzuwiegeln. Das Ergebnis war der Putsch vom 13. April 1909, der aber mit einer vollständigen Niederlage der Reaktion endete.

Alle Welt wußte, daß die konterrevolutionäre Bewegung das Handwerk der englischen Intriganten (mit Herrn Fitzmaurice, dem Dolmetscher der englischen Botschaft, an der Spitze) war, und so blieben seitdem die Jungtürken und die Engländer auf schlechtem Fuße. Die deutsche Diplomatie wurde wieder rehabilitiert, während die englische, wie vor der Revolution, immer weiter in den Hintergrund zurücktrat. Da war es schon wieder mit der englischen Liebe für die Türkei aus. Eine lange Zeit wurde die geänderte Stimmung gegenüber den Jungtürken gut oder schlecht verhüllt, aber endlich kam sie im Herbst 1910 zum Ausbruch. Im Sommer hatte die türkische Regierung ein paar alte Kriegsschiffe von Deutschland gekauft. Das machte einerseits die Engländer eifersüchtig nicht nur aus kommerziellen, sondern auch aus politischen Gründen (hatte doch kurz vorher Herr Iswolsky in Paris die Lüge verbreitet, die Türkei habe einen Bund mit Rumänien, also

indirekt mit Deutschland und Österreich, geschlossen!), und andererseits wurde Rußland, das am 4. Juli desselben Jahres durch einen Vertrag mit Japan seinen Rücken gedeckt hatte, um seine Aufmerksamkeit endlich wieder dem nahen Osten zu widmen, durch diese Verstärkung der Seeverteidigung der Dardanellen beängstigt. Das Ergebnis war, daß, als sich die Türkei nach Frankreich um eine neue Anleihe wandte, ihr die Forderung nach Einführung einer fremden Finanzkontrolle gestellt und, da sie die Forderung natürlich zurückwies, über sie ein förmlicher Finanzboykott verhängt wurde. Der türkischen Regierung gelang es schließlich, das Geld in Deutschland und Österreich aufzubringen, aber der Bruch zwischen ihr und den Ententemächten war vollständig.

Und nun begann ein systematischer Feldzug gegen die Jungtürken mit allen der Diplomatie zu Gebote stehenden Mitteln. Erstens begann man gegen sie die öffentliche Meinung zu mobilisieren. Im Anschluß an die Konterrevolution hatte im Frühjahr 1909 ein albanischer Aufstand stattgefunden, weil manchen der Albanesenchefs ihre Gehälter entzogen wurden. Ein zweiter Aufstand fand ein Jahr später statt. Niemand in der Welt oder in England kümmerte sich darum. Auch die Entwaffnungsoperationen, die im Sommer 1910 aus Anlaß dieser Aufstände und der wieder aufgetauchten Bandentätigkeit in Mazedonien vorgenommen wurden, verliefen ohne bemerkt zu werden. Erst nachdem der Bruch mit den Jungtürken im Herbst 1910 vollzogen worden war, entdeckte man, mit welcher Grausamkeit die Albanesenaufstände unterdrückt und die Entwaffnung der albanischen und mazedonischen Bevölkerungen ausgeführt wurde. Mit einemmal wurden die Schleusen der „Times" und anderer Blätter derselben Art geöffnet, und schauderhafte Geschichten von jungtürkischen Greueln strömten wochenlang in ihre Spalten. Der Eindruck auf die christlichen Herzen des politisierenden Publikums Englands war ungeheuer, und als im Frühjahr 1911 ein albanesischer Aufstand wieder ausbrach — diesmal direkt aus Montenegro beziehungsweise Rußland organisiert und geleitet —, stellte sich die „öffentliche Meinung" Englands direkt auf die Seite der Aufständigen, und Stimmen erhoben sich aus der Mitte des berühmten Balkankomitees — zum erstenmal seit der jungtürkischen Revolution! — zugunsten des Einschreitens der Mächte. Eben darauf zielte die englische Diplomatie hin: den Jungtürken sollte bewiesen werden, daß ihre Freundschaft mit Deutschland sie von dem Schicksal des alten Regimes nicht retten würde. Tatsächlich machte Rußland den Versuch, durch die Überreichung einer Note (die zuerst sogar als ein Ultimatum gedacht wurde) gegen die angebliche aggressive Politik der Pforte gegen Montenegro einen Präzedenzfall zu schaffen; allein der Versuch wurde durch einen Schachzug der österreichischen Diplomatie vereitelt, und ein Präzedenz wurde nicht geschaffen. Nichtsdestoweniger war selbst der österreichische Schritt ein Interventionsakt, indem er sich offiziell auf das Österreich vertragsmäßig seit 200 Jahren zustehende religiöse Protektorat über die katholischen Albanesen berief und als solcher von der Pforte stillschweigend akzeptiert wurde.

Gleichzeitig mit dieser Unterminierung des moralischen Ansehens der Jungtürken nahm man in der englischen Botschaft die heimtückischen Versuche zur politischen Untergrabung der jungtürkischen Partei wieder auf. Wieder wurden von Herrn Fitzmaurice und seinen Gehilfen die

Beschuldigungen gegen den Freisinn und gegen den Kosmopolitismus der Jungtürken in Bewegung gesetzt, und wie im Jahre 1909 wurde eine neue, angeblich echt-liberale Partei aus den verschiedensten Elementen — ehrlichen, aber beschränkten, fanatischen, schurkischen, ehrgeizigen und korrupten — gegen die „freimaurerischen", „philosemitischen", „atheistischen" Jungtürken ins Leben gerufen. Wie sich diese Beschuldigungen mit den anderen gegen die Jungtürken wegen Chauvinismus und Panislamismus erhobenen reimten, mag dahingestellt bleiben; wichtig ist nur, daß sich gegen das Komitee für Fortschritt und Einheit eine intrigierende und skrupellose „Partei" unter dem hochklingenden Namen „Liberale Eintracht" bildete, die auf Schritt und Tritt, geheim und offen die jungtürkische Politik bekämpfte. Viele Offiziere in der Armee und viele Beamte in der Verwaltung, die sich so oder so nicht wohl unter dem neuem Regime fühlten, wurden für die Partei gewonnen und entfalteten eine emsige Propaganda gegen die Jungtürken in Wort und Tat.

Endlich wurde der große italienische Coup inszeniert. Der tripolitanische Feldzug war nicht nur den Leitern der englischen Diplomatie im voraus bekannt, sondern wahrscheinlich direkt von ihnen angeregt, wie es schon die sofortige und kaltblütige, auf keinen Einspruch italienischerseits stoßende Besitznahme von Solum, dicht an der lybisch-ägyptischen Grenze, durch die Engländer beweist. Eine solche Besitznahme konnte nur auf Grund einer vorherigen Abmachung ausgeführt werden und sollte England dafür entschädigen, daß mit seiner Genehmigung im östlichen Teile des Mittelmeers eine neue Macht erschien. Ähnlich, wie bekannt, hatte sich England seine Position im westlichen Teile gesichert, indem es zwar Marokko an Frankreich abtrat, die Küste aber für seinen spanischen Vasallen reservierte und Tanger gar internationalisieren ließ. Der Zweck des tripolitanischen Feldzugs sollte vom englischen Standpunkt aus ein doppelter sein, und zwar: die deutschfreundliche Diplomatie, also auch das politische Ansehen der Jungtürken als Wahrer der Integrität des Ottomanischen Reiches, zu diskreditieren und zugleich ein warnendes Beispiel aufzustellen, wie gefährlich es für die Türkei sei, ohne oder gar gegen England Politik zu treiben.

Dieser auf drei Theatern geführte Feldzug erwies sich als vollständig erfolgreich. Wie in den alten Zeiten Abdul Hamids, hatte sich die öffentliche Meinung Englands von der Türkei abgekehrt, sich den zersetzenden, von den Balkanstaaten und Rußland geschürten Tendenzen des Reiches mit Sympathie zugewandt und der Regierung für jegliche Maßnahmen gegen die Jungtürken freie Hand gegeben. Der italienische Raubzug hat sowohl den deutschen Einfluß wie die Stellung der Jungtürken in den politischen und militärischen Kreisen des Reiches tief erschüttert und sie auf die Defensive zurückgedrängt. Endlich, von diesen beiden Momenten begünstigt, erzielte die Wühlerarbeit der sogenannten Liberalen in allen Kreisen der Bevölkerung einen reißenden Erfolg. In gegebener Stunde, als im Mai dieses Jahres die Albanesenchefs zum viertenmal aus Rache für die jungtürkische Wahlmacherei ihre Gefolgschaft auf die Beine brachten, kam der ersehnte Kladderadatsch: die Armee erhob die Fahne der Meuterei, und das jungtürkische Regime brach zusammen.

Ich will hier nicht die Frage untersuchen, ob und wie weit die Jungtürken ihr Schicksal verdient und zu ihrem Untergang durch die eigenen

Sünden beigetragen haben. Das ist eine Frage für sich, und es läßt sich darüber viel sagen. Sicher aber ist eines: die wirksame Ursache, die causa causans, ihres Zusammenbruchs war die englische Diplomatie, die ihnen die Neigung zu Deutschland nicht verzeihen konnte. Die Sünden der Jungtürken bildeten nur einen Vorwand und ein Mittel, das Ziel zu erreichen, wie es seit jeher die englische Praxis war.

Man braucht nicht zu sagen, wie freudig das gesamte bürgerliche England den Sturz des jungtürkischen Regimes begrüßte. Wieder tauchte der Biedermeier Kiamil auf, und wieder sandte ihm der König eine Gratulationsdepesche. Nun konnte man die Türkei wieder in Schutz nehmen, denn nun herrschte man wieder am Bosporus, und zwar unbeschränkt. Aber der Balkan existiert nicht für England allein. Im Sommer lanzierte der Pariser „Temps", der mit dem „Matin" und dem „Echo de Paris" die Ehre des Vertrauens der Herren Iswolsky und Tittoni genießt, die Meldung, ein Bund zwischen den christlichen Balkanstaaten sei zustandegekommen; bald darauf platzten die mazedonischen Bomben in Ischtib und Kotschana; in Sofia wurde eine große „Volks"erregung inszeniert; Graf Berchtold machte einen Versuch, durch Anregung eines „allgemeinen" Austausches der Meinungen das Wasser von der russischen Mühle abzulenken, erzielte aber nur ein weiteres Bombenattentat in Berane, das auch Serbien zu einer „Volks"-erregung veranlaßte; und schließlich begann die allgemeine Mobilisation, die einer Kriegserklärung gleichbedeutend war. Die gesamte lawinenartige Entwicklung seit Juli vollzog sich unter dem Schatten des Zusammenbruchs des jungtürkischen Regimes, in dem die balkanische Diplomatie die lang erwartete Gelegenheit erblickte, schließlich einmal den Acheron zu bewegen.

Ob England diese Entwicklung voraussah oder wollte? Wir glauben, nein. Sowohl Herr Grey wie Herr Sasonoff dachten, als sie in Balmoral zusammentrafen, nicht an die Wahrscheinlichkeit einer Kriegskrise, denn die balkanische Diplomatie verständigte sich ganz hinter ihrem Rücken. Eine Möglichkeit haben sie wohl in Betracht gezogen, aber auch diese nur im Anschluß an den Berchtoldschen Vorschlag, dessen Sinn sie zweifelsohne mißverstanden. Eines aber ist sicher: wäre nicht Kiamil, sondern noch die jungtürkische Partei am Ruder in Konstantinopel gewesen, so hätte die englische Diplomatie nichts gegen den Angriff auf die Türkei einzuwenden gehabt. Nach den Präzedenzfällen während der jüngsten europäischen Krisen aus Anlaß der Annexion von Bosnien und des Marokkorummels zu urteilen, dürfte sie wohl die jetzige Krise eher begrüßt haben als eine Gelegenheit, einen allgemeinen europäischen Konflikt herbeizuführen. Wie die Dinge aber liegen, hat die englische Diplomatie ein sehr geringes Vergnügen an der Krise gefunden — einmal, weil sie kein Interesse mehr am Umsturz des Ottomanischen Reiches hat, und zweitens, weil ihr eine große Gefahr von einer anderen Seite ganz unerwartet erwachsen ist —, wir meinen seitens der indischen Mohammedaner.

Diese bildeten bekanntlich seit jeher eine der Hauptstützen der britischen Herrschaft in Indien, indem sie, eine wirtschaftlich und sozial viel rückständigere Bevölkerungsschicht als die Hindus, sich gern dazu herzugeben pflegten, gegen diese ausgespielt zu werden. Dafür wurden sie mit verschiedenen Privilegien belohnt, und dazu wurden sie von der englischen Regierung selbst politisch und sozial organisiert. Besonders seit dem Auftauchen einer re-

volutionären Bewegung unter den Hindus wurden die Mohammedaner viel umschmeichelt; es wurde ihnen eine bevorzugte Stellung in den Verwaltungskörperschaften wie selbst im Rate des Vizekönigs und des Ministers in London eingeräumt, eine Universität geschenkt, und selbst die Wahl von Delhi zur neuen Hauptstadt geschah zum Teil mit Rücksicht auf ihre national-religiösen Überlieferungen. Über die Wirksamkeit aller dieser Mittel für den Kampf gegen den Umsturz in Britisch-Indien wird wohl die Zukunft entscheiden, sie haben aber unterdessen auch eine ganz andere Wirkung gehabt. Das national-religiöse Bewußtsein der Mohammedaner wurde durch sie ganz ungemein gesteigert, und sie, die als Sturmböcke gegen die Hindus bestimmt waren, entdeckten ihre Mission vielmehr auf einem anderen Gebiet, nämlich darin, die mohammedanischen Völker gegen die Angriffe der europäischen Mächte — in erster Reihe natürlich Englands — in Schutz zu nehmen. Schon der von England genehmigte Raubzug gegen Marokko erweckte unter ihnen eine heftige Protestbewegung. Die, wieder mit englischer Genehmigung, vollzogene Vergewaltigung Persiens durch Rußland steigerte ihre Entrüstung so stark, daß die bereits Ende 1910 geplante englische Okkupation Südpersiens bisher nicht ausgeführt wurde. Vielleicht läßt sich auch das negative Resultat der Balmoraler Besprechungen wenigstens zum Teil auf ihre drohende Stellung zurückführen. Der italienische Raubzug in Tripolis gab weiteren Anlaß zu Protesten und Aufforderungen an die Regierung, sie möge sich einmal als d a s bewähren, als was sie gelten wolle, nämlich die größte mohammedanische Macht zu sein. Es bedurfte aber der jetzigen Krise auf dem Balkan, um dem Selbstbewußtsein der indischen Mohammedaner vollen Ausdruck zu verleihen. Protestresolutionen und Drohungen strömen ins Auswärtige Amt aus allen Ecken und Enden Indiens, und ein wahrhaftiger Kampf brach zwischen der All-India Moslem League, einer von der Regierung selbst gestifteten Organisation, und dem englischen Balkankomitee aus.

Diese Bewegung unter den indischen Mohammedanern ist eine allzu ernste Gefahr für die englische Herrschaft in Indien, um ohne weiteres ignoriert zu werden, und so befindet sich Herr Grey in einer ganz außerordentlichen Klemme. Einerseits muß er seiner eigenen Vergangenheit — der Vergangenheit von 1908, wo er mit seinen Vorschlägen zur Schaffung eines autonomen Mazedonien noch weiter ging als Rußland —, den Aufforderungen des Balkankomitees, die er selbst geschürt hatte, und schließlich auch seinen Pflichten dem russischen Verbündeten gegenüber gerecht werden: das bedeutet ein energisches Auftreten gegen die Türkei und die diplomatische Unterstützung der Balkanstaaten. Anderseits aber erheischen die eigenen Interessen die Erhaltung der türkischen Herrschaft am Bosporus, und die Haltung der mohammedanischen Indier muß in hohem Maße berücksichtigt werden: das führt zur Unterstützung des Ottomanischen Reiches und zur Durchkreuzung der Absichten nicht nur der Balkanstaaten, sondern auch Rußlands. In dieser Verlegenheit hat vorläufig Grey die diplomatische Initiative aus seinen Händen fallen lassen und in den verschiedenen Stadien der diplomatischen Verhandlungen eine solch zweideutige Stellung eingenommen, daß weder die Ententebrüder und das Balkankomitee noch die indischen Mohammedaner befriedigt sind. Die Zukunft wird zeigen, wie es der englischen Diplomatie gelingen wird, sich aus dieser Klemme herauszuziehen — ob sie sich

schließlich auf diese oder jene Seite entschieden stellen oder von der Strömung tragen lassen wird, bis es dazu kommt, daß das Dilemma durch einen gewaltsamen Konflikt gelöst wird. Jedenfalls hat sie es nur sich selbst zuzuschreiben, daß sie vor eine Wahl zwischen zwei fast gleich großen Übeln gestellt worden ist, denn unterstützt sie die Türkei, dann geht die Entente mit Rußland aus den Fugen, und ihre gesamte Stellung in Europa wird geändert; oder sie opfert die Türkei auf dem Altar des Panslawismus, dann wird ihre Stellung in Indien auf das tiefste erschüttert, und die Zentralachse des britischen Reiches wird verschoben.

Das europäische und speziell das englische Proletariat hat keine Ursache, sich über dieses Dilemma der englischen Diplomatie den Kopf zu zerbrechen; die Art und Weise aber, wie die jetzige wahrhaftig welterschütternde Krise durch das verbrecherische Schalten und Walten der unverantwortlichen Diplomatie einer einzigen Macht, die sich dazu in einer günstigen Lage befand, herbeigeführt wurde, ist gerade für das Proletariat von allerhöchster Wichtigkeit, da sie zeigt, in welch frevelhafter Weise über sein Gut und Blut verfügt wird. Obendrein liefert die Geschichte der Krise einen neuen Beitrag dazu, wie das Schicksal der europäischen Völker gegenwärtig von dem deutsch-englischen Gegensatz beherrscht und in den Abgrund eines Weltkriegs getrieben wird.

Das Reichspetroleummonopol.

Von **Spectator.**

Dem Beobachter des deutschen Wirtschaftslebens dürfte eine sehr wichtige Erscheinung wohl nicht entgangen sein, nämlich *das Bestreben des Finanzkapitals, sich den Staat zu unterjochen.* Wenn früher Staat und Gemeinde darauf bedacht waren, möglichst viele Betriebe in eigene Regie zu übernehmen, macht sich heute eine rückläufige Bewegung bemerkbar. Städte verpachten oder veräußern ihre Elektrizitätswerke und Bahnen an die großen Monopolbetriebe; andere wieder räumen diesen einen entschiedenen Einfluß auf die Verwaltung solcher Betriebe ein und stützen so die Monopolbestrebungen der großen Konzerne. Der preußische Fiskus hat das Zustandekommen des Kohlensyndikats erleichtert; durch das Kaligesetz wurde der Kalibergbau an Großkapitalisten ausgeliefert. Kurz, der Staat ist in den Dienst des kartellierten Großkapitals getreten und sucht dessen Herrschaft zu stützen.

Als ein sehr wichtiger Schritt in dieser Hinsicht ist das Reichspetroleummonopolprojekt anzusehen. Nach der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" plant die Reichsregierung die Errichtung einer *Aktiengesellschaft mit der ausschließlichen Befugnis zum Großhandel mit Leuchtöl*, deren Kapital durch die Großbanken und andere Geldkapitalisten aufgebracht werden soll. Diese Vertriebsgesellschaft bleibt freilich unter ständiger Aufsicht der Reichsverwaltung. Die Einzelheiten des Planes sind noch nicht bekannt geworden. Es wird vorläufig nur hervorgehoben, daß der Kleinhandel und die Ölgewinnung nach wie vor frei bleibt, ebenso der Handel mit Benzin-, Gas- und Treiböl. Allein der Großhandel mit Brennöl soll monopolisiert werden. Gleichzeitig wird versichert, daß besondere Vor-

schriften der Gefahr vorbeugen, daß die Vertriebsgesellschaft ihre ausschließliche Befugnis zu einer Verteuerung des Leuchtöls benutze, und zwar soll das in der Weise geschehen, daß der Gewinn der Gesellschaft um so höher steigt, je niedriger der Preis unter die festgesetzte Höchstgrenze sinkt. Das Reich soll in gewissem Maße an dem Gewinn der Gesellschaft teilnehmen, aber nur, um den Erlös für sozialpolitische Zwecke zu verwenden.

Dieser Monopolentwurf fand zunächst in der bürgerlichen Presse fast allgemeine Zustimmung. Erst ein paar Tage später konnte man eine gewisse Änderung in der Haltung der bürgerlichen Presse bemerken. Der Grund dafür liegt einfach in der Unkenntnis der Sachlage sowie in dem gewaltigen Einfluß, den die Großbanken auf diese Presse ausüben. Erst als es bekannt wurde, daß namhafte Banken gegen diesen eigentümlichen Einfall der Regierung sind, als diese Banken ihn „fachmännisch" zu kritisieren begannen, wurde auch ein Teil der bürgerlichen Presse skeptisch. Wer aber die Dinge, wie sie sich in der Petroleumindustrie entwickelt haben, genau verfolgt hat, der mußte sich eigentlich sofort sagen, daß er es hier mit einem großen Bluff der Regierung zu tun hat.

In der Tat. Welche Gründe führt die „Norddeutsche" zugunsten dieses Gesetzes an? Es soll erstens die Gefahr einer Beherrschung des deutschen Petroleummarktes durch die Standard Oil Company (den amerikanischen Trust) abgewendet und der stark in seiner Position bedrohte Kleinhandel am Leben erhalten werden.

Zunächst fällt es auf, daß dieselbe Regierung, die dem Zwischenhandel die Schuld an der Fleischverteuerung zuschreibt und Maßnahmen trifft, um diesen hier auszuschalten, auf einmal so mittelstandsfreundlich geworden ist. Ist es denn nicht auch hier der Kleinhandel, der den Detailpreis des Petroleums sehr hoch hinauftreibt? Natürlich dient die Phrase vom Schutze des Kleinhandels auch in diesem Falle als Schirm zur Verdeckung der Ausbeutungsgelüste des Großkapitals. Das werden wir noch genauer sehen. Zunächst möchten wir nur bemerken, daß es uns unklar ist, wie eigentlich dem Kleinhandel durch dieses Gesetz geholfen werden soll. Da doch die Engrospreise für alle Händler gleich sein müssen, welche Rolle können da noch die Detailhändler spielen? Sinken sie dann nicht zu einfachen Angestellten der Vertriebsgesellschaft herab? Und ist es nicht rationeller, wenn die Vertriebsgesellschaft auch formell die Verteilung des Petroleums an die Verbraucher in die eigenen Hände nimmt?

Mit der Aufrechterhaltung des Kleinhandels ist es also nichts. Bleibt der Kampf gegen den amerikanischen Trust. Bisher, meint die „Norddeutsche", haben sich für den Verbraucher aus der Herrschaft des amerikanischen Trustes keine Nachteile ergeben, weil er stets auf einen Wettbewerb stieß; in der Zukunft kann es aber anders werden. Die vorsorgliche Reichsregierung! Warum denkt sie aber nicht an den Kohlen-, Eisen-, Brot- und Fleischwucher? Oder leidet der deutsche Konsument unter den hohen Lebensmittelpreisen und den eben jetzt auf noch nie dagewesene Höhe hinaufgeschraubten Kohlenpreisen weniger als unter den steigenden Petroleumpreisen? Beachtenswert ist dabei, daß die um das Wohl der Konsumenten so besorgte Reichsregierung nichts tat, als die Petroleumpreise wirklich hoch standen. Erst jetzt, wo die Deutsche Bank, die einen Teil der europäischen Petroleumproduzenten in Deutschland vertritt, mit dem amerikanischen

Trust gebrochen hat und die Petroleumpreise herabgegangen sind, tritt die Reichsregierung mit dem Monopolprojekt hervor, um — diesem Preissturz entgegenzuwirken?

Es kann jetzt keinem Zweifel unterliegen, daß die treibende Kraft des Monopolentwurfes die Deutsche Bank ist. Die ihr unterstehende Deutsche Petroleumverkaufsgesellschaft, die die rumänische Steaua Romana und die russischen Firmen Nobel und Rothschild in Deutschland vertritt, ging seit 1907 mit der Tochtergesellschaft des amerikanischen Trustes, der Deutsch-Amerikanischen Petroleumgesellschaft, Hand in Hand, wobei ihr angeblich 20 Prozent des gesamten deutschen Absatzes zugewiesen sein sollten. Da die Amerikaner auch einen Teil dieses Absatzes an sich rissen, kam es zum Bruche zwischen der Deutschen Bank und dem Trust, und der Konkurrenzkampf schien unvermeidlich zu sein. Im Durchschnitt der Jahre 1904 bis 1906 war der Petroleumpreis in Berlin (in Mark pro Doppelzentner amerikanisches water white): 23,56, in den Jahren 1907 bis 1911 dagegen 24,82. Die Konsumenten haben also wohl die Herrschaft der Verbündeten gefühlt, nur die Reichsregierung sah keinen Anlaß, einzugreifen, weil die Deutsche Petroleumverkaufsgesellschaft gerade in den letzten Jahren eine gute Rendite aufwies. Jetzt, wo der Kampf zwischen ihr und dem amerikanischen Rockefellertrust ausgebrochen ist, erinnert sie sich an die früheren verlustreichen Jahre und fordert, die Reichsregierung solle ihr unter die Arme greifen. Die Deutsche Bank, unterstützt durch Nobel und Rothschild, fühlt sich im Kampfe gegen den Trust nicht sicher, sie läßt ihn durch die Regierung ausfechten oder genauer, will, daß die Regierung ihr nicht nur ihre Anlagen abnimmt, sondern selbst einen Absatzmarkt sichere. Sie ist dabei allerdings gutherzig genug, sich mit der landesüblichen Verzinsung zu begnügen. Zieht man in Betracht, daß die früheren Verluste der Deutschen Petroleumverkaufsgesellschaft in die Millionen gingen, so scheint eine „normale" Verzinsung, auf die sie jetzt unter allen Umständen, selbst wenn der Preis noch so hoch getrieben wird, rechnen darf, keine Kleinigkeit zu sein. Es ist deshalb nichts als Sand in die Augen, wenn die „Norddeutsche" versichert, daß die Vertriebsgesellschaft nach einer Verbilligung des Leuchtöls streben werde. Eine Verbilligung des Leuchtöls wird auf keinen Fall eintreten. Schon deshalb nicht, weil nicht die Vertriebsgesellschaft, sondern die Produzenten den Petroleumpreis bestimmen. Zwar meint die „Norddeutsche", es würde möglich sein, Leuchtöl billig zu kaufen. Das ist aber ausgeschlossen. Nirgends besteht mehr ein freier Wettbewerb in der Petroleumindustrie. In Amerika, Rußland und Galizien sind die Produzenten kartelliert und treiben rücksichtslos die Preise in die Höhe. Außerdem geht die Produktion von Leuchtöl sichtbar zurück. Die Naphthaquellen Rußlands und Galiziens versagen von Tag zu Tag immer mehr. Ebenso die Amerikas. So berichtet E. Schultze in den „Conradschen Jahrbüchern" (Neue Folge, 40. Band, 1910):

In der Zukunft wird damit zu rechnen sein, daß die Vereinigten Staaten immer weniger Leuchtpetroleum zu erzeugen und namentlich für die Ausfuhr weniger als jetzt übrig haben werden. Das mit hohem Paraffingehalt beladene, zu Leuchtzwecken besonders geeignete Petroleum der östlichen Felder geht einer baldigen Erschöpfung entgegen, und im Westen wird vorwiegend Heizpetroleum gewonnen.

Der Leuchtölpreis wird also in der Zukunft steigen. Da die Vertriebsgesellschaft immer einen dem Produktionspreis entsprechenden Zuschlag erheben wird, so wird auch ihr Gewinn absolut steigen und der Petroleumpreis rasch in die Höhe gehen.

Müssen sich aber die Banken als Teilnehmer an der Vertriebsgesellschaft mit einer niedrigen Verzinsung begnügen, um so bessere Geschäfte werden die ihnen nahestehenden Petroleumgewinngesellschaften machen, die einen sicheren Markt erhalten und dabei gewissermaßen an sich selbst verkaufen können. Ist das nicht klug ausgedacht? Unter der Reichsflagge die Konsumenten in aller Ruhe ausbeuten zu können! Selbst die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" kann nichts gegen diese Art „Sozialismus" haben. Auch die „Deutsche Tageszeitung" und andere konservativ-agrarische Blätter, die in einer Erbschaftssteuer den Sieg des Sozialismus sehen, stimmen diesem „Staatssozialismus" zu. Selbstverständlich. Denn im Interesse der Schnapsbrenner, also der Stützen des Agrarkonservatismus, liegt eben eine Verteuerung des Petroleums, um den Absatz von Brennspiritus erhöhen zu können. Die Schnapsbrenner sind es auch nicht zuletzt, die hinter diesem Gesetzentwurf stehen. Ebenso scheint der Militarismus und Marinismus zu hoffen, daß dieses Monopol ihnen neue Geldquellen eröffnen werde.

Zwar versichert die „Norddeutsche" nachdrücklich, daß der Gewinn des Reiches für sozialpolitische Zwecke verwendet werden soll. Wenn die „Norddeutsche" in diesem Falle auch die Wahrheit sagen sollte, ändert es doch nichts daran, daß es dadurch um so leichter sein wird, andere neue Einnahmen dem Imperialismus zu opfern, die sonst zu sozialpolitischen Zwecken Verwendung finden müßten.

Ist aber der ganze Plan wenigstens durchführbar? Wir antworten darauf mit einem entschiedenen „Nein!" und betrachten deshalb die ganze Vorlage als einen ungeheuerlichen Bluff der Regierung. Mit Schultze meinen auch wir, daß „die Vereinigten Staaten in absehbarer Zeit auf alle Fälle den Einfluß auf die Gestaltung des Petroleummarktes festzuhalten vermögen werden, den sie nun schon seit langer Zeit besitzen". Die Vereinigten Staaten gewannen 1901 nur 41 Prozent der gesamten Petroleumproduktion der Welt, 1911 aber schon 64 Prozent. 1911 stellte sich die Produktion und der Export der wichtigsten Petroleumländer wie folgt (in Millionen Tonnen):

	Amerika	Rußland	Rumänien	Galizien	Niederl. Indien
Produktion	28,47	9,07	1,54	1,46	1,59
Export	3,60	0,75	0,46	0,40	?

Die weitaus überwiegende Bedeutung Amerikas geht aus diesen Zahlen zur Genüge hervor. Dabei geht die Petroleumgewinnung Galiziens wie Rußlands rasch zurück, so daß sich die österreichische Regierung, wie die „Neue Freie Presse" mitteilt, dagegen ausgesprochen hat, daß aus Österreich ein großer Export von Petroleum nach Deutschland stattfinden soll. Vielleicht greift sie gar zur Verstaatlichung der Ölquellen.

Rumänien hat noch reiche Ölquellen. Allein ein Teil von ihnen (mit etwa 138 000 Tonnen jährlicher Produktion) gehört dem amerikanischen Trust; ein anderer Teil befindet sich in den Händen seiner Alliierten oder auch der Gegner dieses Monopols unter den deutschen Großbanken, der Dresdener Bank und der Diskontogesellschaft. Bleibt die Steaua Romana, die im ganzen rund 400 000 Tonnen produziert; dann die deutsche Erdölproduk-

tion von rund 150 000 Tonnen. Da Deutschlands Verbrauch sich auf etwa eine Million Tonnen stellt, so ist Deutschland auf amerikanisches Petroleum unbedingt angewiesen, wenn selbst davon abgesehen wird, daß für die deutschen Lampen kein anderes Petroleum so paßt wie das amerikanische. In der Tat bezieht Deutschland auch etwa 80 Prozent seines Petroleums aus Amerika.

Nun denkt die Regierung auch selbst gar nicht an die Ausschaltung der amerikanischen Produzenten, hofft aber, sich im Kampfe gegen den Trust auf die unabhängigen amerikanischen Produzenten stützen zu können. Dazu sollen sogar Tankschiffe eingestellt werden.

Man sieht daraus, wie wenig man in den Kanzleien der Regierung mit den amerikanischen Verhältnissen vertraut ist. Der Export von Leuchtöl liegt fast ganz in den Händen des Trusts. Nach einem Bericht der amerikanischen Regierung (Reports of the commissiones of the corporation of the petroleum industry) war der Trust schon 1904 mit 87 Prozent an dem Export von Leuchtöl beteiligt. Die angeblich unabhängigen Produzenten können gegen den Trust nichts ausrichten, weil er die sogenannten Pipe-lines-Companies (Rohrleitungsgesellschaften) beherrscht. Bekanntlich wird das Rohöl durch Röhren direkt an die Häfen geleitet. Oder glaubt die Regierung, die Vertriebsgesellschaft würde auch eigene Röhren in Amerika legen lassen? Dann brauchte der Trust nur die Kontrolle über die unabhängigen Gesellschaften an sich zu reißen, was ihm als Mitglied des „Geldtrusts", des Beherrschers der Banken, sehr leicht wäre, und die ganze Produktion geriete in seine Hand.

Würde aber der Trust imstande sein, eine Zeitlang den deutschen Markt zu boykottieren? Schon die gewaltige Geldmacht des Rockefellertrusts, der dabei auf die Unterstützung der anderen Trusts hoffen kann, läßt einen solchen Versuch möglich erscheinen. Außerdem muß in Betracht gezogen werden, daß der Verbrauch von Öl zu den verschiedensten Zwecken rasch steigt. Öl kommt insbesondere als Heiz-, Treib- und Gasmaterial in Betracht. Die Eisenbahnen gehen immer mehr zur Ölheizung über. 1906 verbrauchten die amerikanischen Bahnen 15,5 Millionen Barrels, 1907 schon 18,85 Millionen. Jetzt fordert die Motorindustrie große Mengen von Öl; außerdem gehen die Schiffe zur Einführung von Ölmotoren über. Auch die „Nebenprodukte" (es gibt ihrer mehr als 200!), die man aus dem Öl gewinnt, erhalten immer größere Bedeutung, so daß der Trust auf den Absatz von Leuchtöl nach Deutschland eine Zeitlang würde sehr wohl verzichten können. Und was dann?

Es unterliegt also keinem Zweifel, daß dieser Kampf gegen den Trust ebenso erfolglos ausgehen wird wie der Kampf der amerikanischen und östereichischen Regierungen gegen denselben Trust. Will die deutsche Regierung den Trust wirklich ernstlich bekämpfen, so muß sie zunächst den Bergbau und die Wasserkräfte in Deutschland verstaatlichen, damit Gas und Elektrizität billig abgegeben werden können. Auf diese Weise würde der Konsum von Leuchtöl eingeschränkt werden. Er ist übrigens in Deutschland auch ohnedem schon stark zurückgegangen, von 17,04 Kilogramm pro Kopf in den Jahren 1901 bis 1905 auf 14,62 Kilogramm pro Kopf in den Jahren 1906 bis 1910. Er kann noch mehr eingeschränkt werden. Ferner müßte man an die Erwerbung von

Ölquellen schreiten, um unabhängig von den Produzenten zu sein. Auch eine ganz andere Kontrolle des Reiches und speziell des Reichstags müßte vorgesehen werden. Auf jeden Fall ist das Gesetz in der vorliegenden Form für uns unannehmbar. Es ist ein Versuch, das Reich an das Finanzkapital auszuliefern, und diesen Versuch müssen wir auf das entschiedenste bekämpfen.

Gefahren für das Kapital.

Von **D. Molkenbuhr.**

Eine charakteristische Erscheinung des zwanzigsten Jahrhunderts ist es, daß man mit vorhandenen Reichtümern prahlt. Ungezählte Milliarden sind als Vermögen vorhanden. Fragt man, wie die großen Vermögen entstanden sind, dann antwortet der Spießbürger: Sie sind gespart. Was sich als Folge des Sparens in den Sparkassen ansammelt, sind allein betrachtet recht ansehnliche Summen, aber sie spielen bei der Reichtumsanhäufung in kapitalistischen Staaten eine sehr bescheidene Rolle.

Erheblich größer ist schon der Teil des Kapitalprofits, der vom Kapitalisten nicht verbraucht, sondern als Kapital in der Produktion angelegt wird. Wenn man aber die Reichtumsanhäufung betrachtet, dann findet man, daß die vorhandenen Vermögen erheblich stärker gewachsen sind, als die Beträge ausmachen, die vom Sparer gespart und von Kapitalprofiten als Kapital angelegt sind.

Bei der Reichtumsansammlung kommt als wesentlicher Faktor der Wertzuwachs in Betracht. Was als gespartes Geld oder als Kapitalprofit neu angelegt ist, das könnten die Kapitalisten auf Heller und Pfennig nachweisen, und trotz genauer Buchführung sind sie über den Stand des Vermögens nie genau unterrichtet.

Als im Jahre 1883 infolge des Telegraphistenstreiks in Amerika eine Enquete stattfand und Jay Gould, der Gründer des Western Union Telegraph Company, nach dem Wert des Unternehmens gefragt wurde, erklärte er, das wisse er nicht. Der die Enquete leitende Senator fragte, ob denn kein Buch geführt werde. Da Buchführung gesetzlicher Zwang ist, müsse man doch wissen, wieviel die Anlagen gekostet haben. Aus den Büchern müsse doch hervorgehen, welche Summen für Grundstücke, für Gebäude, Anlage der Linien, Apparate usw. ausgegeben seien und wieviel abgenützt sei. Jay Gould antwortete, das wissen wir sehr genau, aber daran könne man doch nicht den Wert des Unternehmens ermessen. Es wäre genau so, als wenn man, um den Grundwert von New York zu ermitteln, nachforschen würde, wieviel die alten Knickerbocker den Indianern für die Überlassung von Manhattan Island gegeben haben. Was vor 200 Jahren durch die Hergabe von einigen Flinten, etwas Munition und etwas buntem Firlefanz erworben wurde, ist heute Millarden wert, und ähnlich steht es jetzt mit dem Western Union Telegraph. Den Wert eines kapitalistischen Unternehmens kann man nie berechnen, sondern nur schätzen. Bei der Schätzung darf man weniger die Anlagekosten als den Profit, den es dem Besitzer trägt, in Betracht ziehen. Diese Ausführungen Jay Goulds gelten bei den Kapitalisten aller Länder. Die Kapitalisten haben für diese Vermögensbildung den Ausdruck „ideeller Wert" erfunden. Bei näherer Untersuchung würde leicht festgestellt werden

können, daß der weitaus größte Teil der Riesenvermögen aus sogenannten „ideellen Werten" besteht.

Grundbesitzer haben, wie das in der Nähe von Berlin vorgekommen ist, vor reichlich hundert Jahren ein Gut für 30 000 Taler, also 90 000 Mark Grundbesitz erworben. Sie konnten jahraus, jahrein ihre ganze Einnahme verbrauchen, und doch ist ihr Vermögen von 90 000 Mark auf mehr als 100 Millionen Mark angeschwollen. Auf dem mageren Sandboden, wo alle Vegetation nur schlecht gedieh, ist eine Großstadt entstanden, und da der Grundwert danach berechnet wird, was der Boden seinem Besitzer einbringt, so wuchs der „ideelle Wert" des mageren Sandbodens auf mehr als das Tausendfache.

Die Klinke der Gesetzgebung wurde von den Agrariern gebraucht, um Hungersnotpreise für Fleisch und Getreide zu erpressen. Die Verarmung der Konsumenten hatte als Kehrseite die Steigerung der Grund- und Bodenpreise. Güter, die, wie das Gut Bärenklau im Kreise Guben, im Jahre 1900 für 350 000 Mark erworben wurden, wurden 1912 für 700 000 Mark verkauft. Ähnlich geht es mit den Werten industrieller Anlagen. Besonders hohe Profite bringende industrielle Unternehmen werden in Aktiengesellschaften verwandelt. Die Aktiengesellschaft zahlt nicht den Preis, berechnet nach den Produktionskosten der vorhandenen Gebäude, Maschinen, Rohstoffe, Warenvorräte usw., sondern es wird der Profit, den das Unternehmen seinem Besitzer gebracht hat, kapitalisiert, in der Regel wird das Zwanzigfache des Jahresprofits als Kaufsumme gegeben. Der eingesetzte Wert ist also die kapitalisierte Ausbeutungsrate.

Steigt nun der Profit, sei es durch Gründung von Kartellen, wodurch es möglich ist, dem Abnehmer der Waren höhere Preise zu diktieren oder die Ausbeutung der Arbeiter zu steigern, dann steigt auch der Wert der Unternehmungen. Man vergleiche zum Beispiel den Kurswert der Bergwerksaktien der rheinisch-westfälischen Kohlenbergwerke aus der Zeit vor der Gründung des Kohlensyndikats mit dem Kurswert der folgenden Jahre. Die Kohlen- und Kokspreise wurden mehr gesteigert, als die Produktionskosten stiegen, folglich wuchsen die Profite, und der kapitalisierte Profit ist der Kurswert der Aktien.

Der Hauptabnehmer von Koks und Kohlen ist die Eisenindustrie. Steigende Kohlenpreise hätten den Profit der Eisenindustrie herabgemindert, aber auch hier wußte man sich durch Kartellgründung zu helfen.

Wieviel „ideelle Werte" zu den ideellen Werten, die bei Gründung von Aktiengesellschaften bei der Übernahme der Unternehmungen schon ausbezahlt wurden, noch hinzugekommen sind, kann man aus den Kurszetteln der Börsen ersehen. Da begegnet man Zahlen wie zum Beispiel Voigtländische Maschinenfabrik 723, also für den Nennwert von 100 Mark Aktien werden 723 Mark bezahlt. 623 Mark sind nach der Gründung neu entstandene ideelle Werte. So sind Milliarden vorhanden, für die keine reellen Werte in Grundstücken, Gebäuden, Maschinen, Warenvorräten vorhanden sind, sondern es sind nur Aussichten vorhanden, daß die Ausbeutung der Arbeiter oder Ausplünderung der Abnehmer so große Profite bringen, daß das in Aktien dieser Unternehmungen angelegte Geld ausreichende Verzinsung bringt.

Die Riesenvermögen der Milliardäre sind zum größten Teil durch solchen Vermögenszuwachs entstanden. Diese Vermögen zu schützen ist eine

Aufgabe des kapitalistischen Staates. Zolltarife müssen den Verbraucher dem Grundbesitzer und kartellierten Großfabrikanten ausliefern und die Arbeiter als Ausbeutungsobjekte fesseln. Um die Vermögen zu schützen, müssen die gewaltigen Kriegsrüstungen zu Wasser und zu Lande gemacht werden. Schon bei Begründung der Marinevorlagen wurde auf die kolossalen Reichtümer hingewiesen, die in Deutschland entstanden sind. Die Rüstungen erhöhen aber die Kriegsgefahr.

Es gibt aber keine hysterische alte Jungfer, die so empfindlich ist gegen Kanonenschüsse wie die ideellen Werte, die den größten Teil des Riesenvermögens der Kapitalisten bilden. Kaum hatte Montenegro der Türkei den Krieg erklärt, da waren schon einige Milliarden „ideeller Werte" verschwunden. Wie der Zauberer Kapitalismus Vermögen aus nichts macht, so verschwinden sie auch in nichts. Einige Schüsse an der montenegrinischen Grenze brachten eine Verwüstung an Vermögen, gegen welche die Verwüstung durch die großen Erdbeben im südlichen Italien als harmloses Kinderspiel erscheinen.

Man muß nur die Kurszettel der Börsen vom 12. Oktober mit den Kurszetteln vom 30. September 1912 vergleichen. Es gibt kein Papier, sei es Reichs- oder Staatsanleihe, Kommunalanleihen, Aktien von Eisenbahnen oder Industrieunternehmungen, das nicht verloren hätte. Selbst die Aktien der Unternehmungen, die für den Krieg arbeiten. Die Aktien der Gewehrfabrik Ludwig Löwe, die am 30. September auf 334,25 standen, standen am 12. Oktober auf 310. Die Aktien des Dynamittrusts sanken von 182 auf 171. Unternehmungen in Deutschland, die gar nichts mit dem Kriege zu tun haben und die auch gar keine oder sehr wenig Waren nach dem Balkan liefern, hatten gewaltige Kursstürze. So zum Beispiel Elberfelder Farbenfabrik von 542,50 auf 510,10, Badische Anilin- und Sodafabrik von 530 auf 505,50, Voigtländische Maschinenfabrik von 723 auf 615, Hallesche Maschinenfabrik von 441 auf 422, Deutsche Gasglühlicht von 623 auf 595. Selbst die Aktien sämtlicher Klein- und Straßenbahnen sanken im Kurs.

Will man sich ein Bild machen von den Wirkungen, dann muß man die Verluste auf das ganze Aktienkapital berechnen. Um ein annäherndes Bild zu geben über Werden und Vergehen der ideellen Werte, habe ich die Wertbewegung der 14 großen Aktiengesellschaften mit einem Aktienkapital von 100 Millionen Mark und mehr, die an der Berliner Börse gehandelt werden, zusammengestellt. Hierbei ist zu bedenken, daß 7 dieser Gesellschaften Banken sind, die durch Interventionskäufe dem Kurssturz ihrer Aktien entgegenwirkten. Aber ihr Kapital reicht doch nicht, das Unglück ganz abzuwenden.

Die Wertbewegung zeigt die Tabelle S. 137.

Also zu dem Werte des Aktienkapitals von 2 016 080 000 Mark war bis zum 30. September 1912 ein ideeller Wert von 1 696 182 620 Mark hinzugekommen. Die Besitzer der Aktien verfügten am 30. September über ein Vermögen von 3712 Millionen Mark. Ohne einen Pfennig auszugeben, war das Vermögen am 12. Oktober auf 3456,8 Millionen zusammengeschmolzen. Die Besitzer der Bankaktien hatten 80 205 000 Mark, die Besitzer der Aktien der drei Berg- und Hüttenwerke 81 426 000 Mark, die Besitzer der beiden Schiffahrtsunternehmungen 59 562 000 Mark, die Besitzer der Aktien der großen Berliner Straßenbahnen 6 404 120 Mark, und die Aktio-

	Aktienkapital 1000 Mark	Kurswert der Aktien am 30. September 1000 Mark	Kurswert der Aktien am 12. Oktober 1000 Mark
Deutsche Bank	200000	515500	487000
Dresdener Bank	200000	314800	302200
Diskonto-Gesellschaft	200000	378800	363000
Schaafhausen	180000	216450	210600
Berliner Handels	110000	190025	178970
Darmstädter Bank	160000	198000	192350
Barmer Bankverein	100000	118500	117750
Gelsenkirchen, Bergbau	180000	374200	338760
Phönix, Bergbau und Hütten	106000	302206	277720
Deutsch-Luxemburg	100000	188900	167400
Hamburg-Amerika-Linie	125000	218437,5	180875
Norddeutscher Lloyd	125000	163250	141250
Große Berliner Straßenbahn	100080	181544,12	175140
Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft	130000	351650	323830
	2016080	3712262,62	3456845

näre der A. E. G. haben 27 820 000 Mark verloren. Allein bei diesen 14 Gesellschaften beträgt der Verlust in zwölf Tagen 255 417 620 Mark.

Würde man den ganzen Kurszettel so durchrechnen und feststellen, wieviel Vermögen in Wertpapieren am 30. September vorhanden und am 12. Oktober verschwunden war, dann würde sich ergeben, daß plötzlich Dutzende von Milliarden Mark spurlos verschwunden sind.

Meine güldenen Dukaten,
Sagt, wo seid ihr hingeraten,

werden viele Kapitalisten mit Heinrich Heine jammern. Es sind aber keine güldenen Dukaten, sondern Phantasiewerte. Die Renten für diese Phantasiewerte zu liefern werden die Arbeiter angepeitscht.

Der Ausbruch des Krieges auf dem Balkan war die Ursache des Zusammenbruchs. Alle Großstaaten rüsten, um den Frieden zu erhalten. Die Leiter der Großstaaten sind sich auch einig, den Frieden zu erhalten oder doch den Krieg zu lokalisieren. Die Kapitalisten fürchten aber, die Kanonen der Großstaaten könnten doch losgehen. Würde aber das befürchtete Ereignis hereinbrechen und der Kriegsbrand auf die Großstaaten übergreifen, dann würden noch ganz andere Zusammenbrüche kommen, wie die ersten Oktobertage brachten. Waren es jetzt Dutzende Milliarden, die spurlos verschwanden, dann werden es dann Hunderte Milliarden sein. Die wirtschaftlichen Folgen werden derartige Erschütterungen bringen, daß sie wohl kaum ein kapitalistischer Großstaat ertragen kann. Vielleicht bringt der Zusammenbruch der ersten Oktobertage manchen Kapitalisten zum Nachdenken. Die Kriegsrüstungen erhöhen die Kriegsgefahr, und der Krieg wischt ganze Seiten aus dem Hauptbuch der Kapitalisten über den Vermögensbestand einfach aus. Am Morgen zählte der Kapitalist die in Wertpapieren vorhandenen Milliarden, und am Abend muß er zu seinem Schrecken sehen, daß die Wertpapiere am Tage des Ausbruchs des europäischen Krieges Makulatur geworden sind.

Bei ruhiger Überlegung könnten die Kapitalisten zu der Überzeugung kommen, daß der Kampf der Proletarier aller Länder gegen Kriegsrüstungen und Kriegstreiberei neben dem idealen Werte für die Völker auch einen realen Wert für die Kapitalisten hat.

Die Macht des Proletariats wird sich aber nicht nur gegen die Kriegstreiberei, sondern auch gegen die Ausbeutung wenden. Die Ausbeutung der Arbeiter ist die Grundlage für die „ideellen Werte" des Kapitals. Darum erdulden die Kapitalisten leichter die Kriegsgefahren als den durch die Macht des Proletariats gesicherten Weltfrieden.

Die Kapitalskonzentration im Ruhrbergbau.

Von **G. Werner** (Essen).

I.

Die Leitung der Geschicke des Ruhrbergbaues liegt in wenigen Händen. Nach dem letzten Jahrbuch für den Oberbergamtsbezirk Dortmund ergibt sich folgendes Bild. Die mächtigste Gruppe wird durch die Deutsche Bank repräsentiert. Sie beherrscht die Essener Kreditanstalt, den Essener Bankverein und die Bergisch-Märkische Bank. Die Personalunion, die hier vorliegt, zeigt folgende Zusammenstellung:

Namen	Es bekleiden bei			
	der Deutschen Bank	der Essener Kredit-Anstalt	dem Essener Bank-Verein	der Bergisch-Märkischen Bank
	folgende Stellen:			
Geh. Kom.-Rat Klönne	Direktor	Aufsichtsrats-Mitglied	stellvertret. Aufsichtsrats-Vorsitzender	Aufsichtsrats-Vorsitzender
Kom.-Rat Alb. Müller	Aufsichtsrats-Mitglied	ditto	—	—
Geh. Kom.-Rat Funke[1]	ditto	—	Aufsichtsrats-Vorsitzender	—
Gen.-Konsul R. v. Koch	stellvertret. Aufsichtsrats-Vorsitzender	—	—	Aufsichtsrats-Mitglied

Unter den Direktoren und Aufsichtsräten dieser Banken befinden sich Angehörige der Gewerkenfamilien Waldhausen, Funke und Poensgen. Es sind dies die Besitzer einer Reihe von reinen Zechen. Aber auch die anderen Zechen, auf denen Direktoren und Aufsichtsräte der genannten vier Banken die Leitung haben, sind nur reine Bergwerke. Zwar sitzen auch in den Aufsichtsräten der Deutsch-Luxemburger Bergwerks- und Hütten-Aktiengesellschaft und der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft — zwei Hüttenzechen — je vier führende Personen des Konzerns. Jedoch die ausschlaggebende Rolle in diesen Betrieben spielen die Diskontogesellschaft und die Bankengruppe Dresden-Schaaffhausen.

Die nachstehende Zusammenstellung zeigt die der Einflußsphäre der Deutschen Bank unterworfenen Zechen. Außer der Zahl der beschäftigten Arbeiter sind die Förderziffern für 1907 und 1910 an-

[1] Geh. Kommerzienrat Funke ist im April 1912 gestorben.

gegeben. Diese Zahlen zeigen, wie wenig sich die reinen Zechen entwickelt haben.

Name des Werks	1907		1910	
	Arbeiterzahl	Förderung in Tonnen	Arbeiterzahl	Förderung in Tonnen
Arenbergsche B.-A.-G.	6297	1500863	7176	1756960
Consolidation	6000	1633345	6750	1660780
Caroline	669	190086	717	180548
Dorstfeld	2593	588941	3141	680850
Eintracht Tiefbau	1808	481715	2086	510195
König Wilhelm	3277	1016066	3222	1004391
Essener Steinkohlenbergwerke	5617	1570180	6894	1978134
Ewald	6103	1956724	6277	1896676
Friedrich der Große	4076	885401	3946	850343
Graf Bismarck	4234	1476860	5592	1594560
Schwerin	1562	427296	1617	440730
Helene und Amalie	2598	716328	2970	817891
Deimelsberg	1058	261480	1210	310085
König Ludwig	5157	1143304	5078	1186213
Königin Elisabeth	2731	882234	3210	804283
Königsborn	3927	1047443	3894	1008337
Lothringen	2770	795416	2548	705860
Magdeburger Bergwerks-Verein	1530	510669	1585	489862
Neu-Essen	2008	678984	2152	695938
Unser Fritz	2218	827955	2729	778521
	66233	18591290	72594	19351157

Der Bankenkonzern ist ferner an der Harpener Bergbau A. G., ebenfalls einer reinen Zeche, beteiligt.

Die zweite Bankengruppe besteht aus der Dresdener Bank und dem Schaaffhausenschen Bankverein. Diese Banken haben auch nahe Beziehungen zur Rheinischen Bank, deren Aufsichtsratsvorsitzender Thyssen ist.

Die Personalunion zwischen den erstgenannten beiden Banken zeigt folgendes Bild:

Namen	Es bekleiden bei	
	der Dresdener Bank	dem Schaaffhausenschen Bankverein
	folgende Stellen:	
Kom.-Rat A. Heimann, Köln	stellvertr. Aufsichts-Rats-Vorsitzender	Direktor
Geh. Reg.-Rat Siegfr. Samuel, Berlin	Aufs.-Rats-Mitglied	ditto
G. v. Langen, Köln	ditto	stellvertr. Aufsichts-Rats-Vorsitzender
Kom.-Rat L. Hagen, Köln	ditto	Aufs.-Rats-Mitglied
Geh. Justizrat R. Esser, Köln	ditto	Aufs.-Rats-Vorsitz.
Geh. Kom.-Rat Eug. Gutmann, Berlin	Direktor	Aufs.-Rats-Mitglied
Konsul W. Knoop, Dresden	Aufs.-Rats-Vorsitz.	ditto
Geh. Kom.-Rat W. Arnstaedt, Dresden	stellvertr. Aufsichts-Rats-Vorsitzender	ditto
J. J. Schuster, Berlin	Aufs.-Rats-Mitglied	ditto

Diese Bankengruppe ist durch ihre Verbindung mit der Internationalen Bohrgesellschaft in den Besitz großer Grubenfelder gelangt, die sie jetzt aufschließt. Außerdem ist sie ausschlaggebend in der Aktiengesellschaft Phönix und stark beteiligt an der Gelsenkirchener B. A. G. und der Deutsch-Luxemburger B. und H. A. G.

Während bei den der Deutschen Bank nahestehenden Werken die Entwicklung stagnierte, ist hier das gerade Gegenteil zu verzeichnen. Das zeigt folgende Zusammenstellung:

Name des Werks	1907		1910	
	Arbeiterzahl	Förderung in Tonnen	Arbeiterzahl	Förderung in Tonnen
Adler	167	34156	694	241093
Blankenburg	471	121655	592	134046
Hermann	137	—	1200	82512
Kölner Bergwerksverein	2477	802530	2727	825300
Aumetz Friede	3839	791570	3821	956914
Trier	609	49151	1602	187279
Phönix A.-G.	15569	4177450	17327	4807422
	23269	5976512	27963	7234566

Die Diskontogesellschaft ist sehr stark im Aufsichtsrat der Gelsenkirchener B. A. G., der Deutsch-Luxemburger B. und H. A. G. und der Phönix A. G. vertreten. Ihr Kapital ist ähnlich dem des Dresden-Schaaffhausenschen Konzern mehr in Hüttenzechen angelegt. Ihr Einfluß wird durch den Namen Kirdorf gekennzeichnet.

Die Berliner Handelsgesellschaft ist stark an der Harpener Bergbau A. G. und an der Hibernia B. A. G. interessiert.

Die meisten anderen Zechen sind im Privatbesitz beziehungsweise in den Händen des Fiskus. In Betracht kommen die Familien Haniel, Stinnes, Thyssen und Krupp.

Die nebenstehende Übersicht zeigt den Besitz beziehungsweise die Einflußsphäre, den diese wenigen Gruppen ihr eigen nennen.

II.

Die bisherige Entwicklung im Ruhrrevier zeigt mehr und mehr die Schäden, die dem durch sich selbst wachsenden Kapitalismus anhaften. Eine gesunde Wirtschaftspolitik würde die Kohlenförderung nur in dem Maße steigern, als der lohnende Absatz wächst. Dieses Ziel hat sich auch sicher das Syndikat gesetzt. Aber die Banken und Grubenmagnaten wollen ihre Überschüsse wieder gewinnbringend anlegen, und da der Kohlenbergbau auf den neueren Anlagen immer rentabler wird, so will jeder seine Überschüsse in solche Anlagen stecken, beziehungsweise die bestehenden Werke vergrößern.

Der Syndikatsvertrag ließ infolge der Freigabe des Selbstverbrauchs für die eigenen Hütten eine Fördersteigerung für die Hüttenzechen zu. Ferner wurden eine Reihe Neuanlagen ins Leben gerufen, bei denen allen das bisher schon im Bergbau tätige Kapital beteiligt ist. Auch der Fiskus hat sich erfreulicherweise beteiligt. Aber die hierdurch bedingte Mehrförderung überstieg das normale Wachstum des Konsums erheblich. Das Syndikat mußte nun entweder bei den ihm angeschlossenen reinen Zechen die

Namen	1907		1910	
	Arbeiterzahl	Förderung in Tonnen	Arbeiterzahl	Förderung in Tonnen
Deutscher Bankkonzern	66233	18591290	72594	19351157
Haniel: a. Privatbesitz	23401	6470144	22863	6468636
b. als Aufs.-Rats-Vorsitzender (Gute Hoffnungshütte)	8016	2949012	12231	3473874
	31417	9419156	35094	9942510
Gelsenkirchener B.-A.-G. (Kirdorf) .	30043	8395890	34445	8489860
Stinnes: a. Privatbesitz	13226	4397331	14878	4088343
b. als Aufs.-Rats-Vorsitz. . (Deutsch-Luxemburger)	16891	3615173	20273	4977022
	30117	8012504	34651	9065365
Harpener B.-A.-G.	28542	7405532	25929	7069472
Dresdener-Schaaffhausener Banken .	23269	5976512	27963	7234566
Hibernia B.-A.-G.	19212	5900040	18273	5454946
Thyssen	10967	2524557	16223	3940550
Krupp	9332	2209634	12228	3112592
Fiskus	5825	1056123	11136	2310102
	254687	69491238	288546	75971120
Die Zahlen für das ganze Ruhrrevier lauten	312366	82403253	354203	89314839
Die vorstehenden Besitzer beherrschen prozentual im Ruhrbecken . . .	81,5%	84,3%	81,5%	85%

Förderung noch weiter, als es ohnehin geschehen mußte, einschränken oder es mußte neue Absatzgebiete suchen. Es hat besonders das letztere getan und neue Gebiete erobert. Aber es ist ihm nur dadurch gelungen, daß es Preise gewährt hat, die unter den Selbstkosten lagen.

Die nachstehende Tabelle zeigt zur Genüge, wie die Erzeugung den inländischen Verbrauch übersteigt:

Jahr	Deutsche Steinkohlenerzeugung in 1000 Tonnen	Einfuhr von Steinkohlen usw. in 1000 Tonnen	Ausfuhr von Steinkohlen in 1000 Tonnen	Inländischer Steinkohlenverbrauch in 1000 Tonnen	Überschuß der Erzeugung über den inländischen Verbrauch in 1000 Tonnen
1907	143223	14563	25731	132056	11167
1908	148621	12499	26762	134358	14263
1909	148788	13172	28821	133139	15649
1910	152828	12120	30940	134008	18820
1911	160742	11768	35052	137458	23284

In den letzten fünf Jahren ist die Steinkohlenerzeugung im Deutschen Reiche um 12,2 Prozent — im Ruhrrevier um 13,5 Prozent — gestiegen, der inländische Steinkohlenverbrauch dagegen nur um 4,1 Prozent. Die Ausfuhr stieg infolgedessen um 36,2 Prozent, und der Überschuß der Erzeugung wuchs um 108 Prozent.

Wie gesagt, konnte die Ausfuhr nur durch Preisunterbietungen gegenüber den ausländischen Konkurrenten gesteigert werden. Um diese verlustbringenden Käufe auf die Gesamtzahl der dem Syndikat Angeschlossenen

zu verteilen, mußte die Umlage im Jahre 1911 auf 12 Prozent des Verkaufspreises erhöht werden.

Unter normalen Verhältnissen genügt eine Umlage von 5 Prozent zur Deckung aller Auslagen. Die überschießenden 7 Prozent gleich 70 Pfennig pro Tonne werden dazu benutzt, jene Grubenbesitzer zu entschädigen, die ihre Kohlen auf Veranlassung des Syndikats unter Selbstkostenpreis ins Ausland verkaufen.

Wäre der Ausdehnungsdrang des Kapitals nur insoweit vorhanden, daß er normalen Ansprüchen genügte, so könnte ohne jegliche Verkürzung des Verdienstes pro Tonne der Lohn pro Schicht bei 0,88 Tonnen Leistung um 80 Pfennig erhöht werden ohne eine Erhöhung des Kohlenpreises.

Der Ausdehnungsdrang des Kapitals birgt noch weitere Mißstände in sich. Die Arbeiter, die infolge der Förderungssteigerung gebraucht werden, bezieht man zum größten Teil aus dem Ausland, aus den slawischen Teilen Österreichs. Diese Leute sind kulturell rückständig und erfordern erhöhte Aufwendungen der Kommunen für Polizei und Armenpflege. Die Schulbildung aller Schüler wird durch die Einschulung der fremdsprachigen Jugend ungünstig beeinflußt. Ferner leiden die Sicherheitsverhältnisse in der Erde und als weiteres großes Übel: die Organisationsarbeit der Gewerkschaften wird erschwert.

Die bisherige Fördersteigerung ist jedoch nur ein Anfang. In den nächsten Jahren treten eine Reihe neuer Schachtanlagen in Förderung, die zum Teil für Jahresleistungen von mehr als einer Million Tonnen vorgesehen sind. Es sind folgende Doppelschachtanlagen am Abteufen beziehungsweise haben das Kohlengebirge erreicht und treten in Förderung: Teutoburgia, Fürst Leopold, Westfalen, Brassert, Hermann, Baldur, Lohberg, Friedrich Heinrich, Borth, Diergardt, Mevissen, Rossenray, Viktoria bei Lünen, Maximilian, Ickern, Admiral und die drei neuen Schächte des Fiskus: Zweckel, Scholoen und Westerholt. Dazu kommt eventuell noch Waltrop, wenn dieser Schacht, der versoffen ist, gesümpft wird. Diese zwanzig Schachtanlagen sind für eine Förderung von zirka 15 000 000 Tonnen vorgesehen und werden, wenn keine Absatzschwierigkeiten eintreten, im Jahre 1915/16 dieses Quantum liefern.

Der Konsum steigt keinesfalls in gleichem Maße. Denn wenn auch die Zahl der erzeugten Pferdekräfte prozentual in gleichem Maße wie die Förderung wächst, so wird andererseits eine viel rationellere Ausnutzung des Heizwertes der Kohlen erzielt, so daß der Verbrauch an Kohlen viel langsamer wächst.

Da auch eine Reihe der bereits ausgebauten Zechen ihre Förderung steigern wollen, aber keine einzige (von ein paar kleinen Ruhrzechen abgesehen) den Betrieb einschränken will, so bleibt nichts anderes übrig, als den Konkurrenzkampf mit der ausländischen Kohle immer mehr zu forcieren. Dazu bedarf man der Staatshilfe! Der Konkurrenzkampf wird in Zukunft, da es sich um sehr große Mengen handelt, mit prozentual viel höheren Kampfkosten zu rechnen haben als bisher, da der Anteil der Ausfuhr prozentual zur Produktion bedeutend mehr steigt. Diese Kampfkosten erniedrigen sich nun, wenn der Staat die Frachten nach den umstrittenen Gebieten erniedrigt, denn um diese Differenz können die Preise erhöht werden. Deshalb war das Kohlensyndikat so emsig bemüht,

den Fiskus als Teilnehmer zu gewinnen. Er wird dann die geäußerten Wünsche um so eher erfüllen. Und der vor kurzem erschienene Geschäftsbericht des Syndikats fordert schon in der dringendsten Weise verkehrspolitische Maßnahmen zur Unterstützung der Kohlenausfuhr durch Einführung von Frachtermäßigungen nach den dem deutschen Steinkohlenbergbau durch den englischen Wettbewerb entzogenen inländischen Gebieten und durch Wiedereinführung der früheren ermäßigten Ausfuhrtarife nach dem Ausland, vor allem der Schweiz, Italien und Südfrankreich.

Der Fiskus soll also auf Einnahmen verzichten, um sie den Besitzern der Kohlengruben zu überlassen!

Der Syndikatsbericht sagt auch, der schwierigste Punkt bei den neuen Verhandlungen sei die Aufbringung der Lasten. Die Hüttenzechen, die bisher ihren Selbstverbrauch umlagefrei förderten, sollen mitbezahlen. Diese aber weigern sich, da sie infolge ihres großen Selbstverbrauchs auf den Auslandabsatz, der die hohen Umlagen erfordert, wenig angewiesen sind. Sie können ferner ihre Förderung noch gewaltig erhöhen, ohne sich mit ausländischen Konkurrenten herumzuschlagen. Sie beziehen einfach von den reinen Zechen weniger.

Der zweite schwierige Punkt bei der Syndikatserneuerung ist die Regelung des Absatzes. Die Hüttenzechen wollen sich in ihrem Selbstverbrauch nicht beschränken lassen; die reinen Zechen wollen ihre Förderung nicht einschränken, und die neuen Anlagen wollen auch einen Platz an der Futterkrippe haben.

Es sind dies große Schwierigkeiten, die ganz allein durch den rücksichtslosen Ausdehnungsdrang des Kapitals entstanden sind.

III.

Die Frage ist nun: Welche von den großen Kapitalgruppen wird bei der Syndikatserneuerung nachgeben? Die Antwort ist die, daß es freiwillig keine einzige tun wird. Es ist als sicher anzunehmen, daß Thyssen seine neuen Schachtanlagen in der Nähe von Dinslaken ausbauen wird und sich keine Fördereinschränkung gefallen läßt. Das gleiche gilt von der Familie Haniel, die die Schachtanlagen der Gutehoffnungshütte weiter ausbaut und das Grubenfeld weiter aufschließt. Auch den Wettbewerb auf dem freien Markte braucht diese Gruppe nicht zu scheuen. Ihre Anlagen sind die rentabelsten des Ruhrreviers. Das zeigt eine Gegenüberstellung der Arbeiterzahl und der geförderten Tonnenzahl: 6 468 636 : 22 863 gleich 283 Tonnen. Die Durchschnittsleistung im Jahre 1910 betrug im Ruhrrevier 260 Tonnen.

Die Rücksichtslosigkeit dieser beiden wirkt auf die anderen Hüttenzechenbesitzer zurück, und auch diese wollen nicht nachgeben. So braucht Stinnes, der ebenso wie Haniel sich bereits einer Reihe von Kohlenverkaufsorganisationen im Reiche bemächtigt hat, weder für seinen Privatbesitz noch für die Deutsch-Luxemburger B. und H. A. G. etwas zu fürchten. Das gleiche gilt für die Firma Krupp. An dem Widerstand dieser Besitzer kann die Erneuerung des Syndikats scheitern.

Während bei den vorstehend genannten Unternehmungen die Macht über den Besitz in ein oder zwei Personen konzentriert ist, kommen bei den anderen Gruppen mehrere Willen zur Geltung. Außerdem kollidieren bei den Bankengruppen die Interessen in jeder Gruppe noch besonders. Die Auflösung des Syndikats wäre für die letztgenannten Konzerne ein schwerer Schaden. Als

einzige Waffe besitzen sie wohl nur die Drohung, daß sie ebenfalls außerordentlich kapitalkräftig seien und beim freien Wettbewerb nicht untergehen und außerdem auch die widerstrebenden Hüttenzechen auf jede ihnen mögliche Art schwer schädigen würden.

Unter den Leitern dieser Konzerne gibt es einige, die einen Konkurrenzkampf gar nicht ungern sehen würden. Sie hoffen, daß sich eine Reihe kapitalschwacher Besitzer ruinieren, deren Besitz ihnen dann in den Schoß fällt. In der großen Mehrzahl wünschen sie jedoch eine Erneuerung.

Kommt das Syndikat wieder zustande, so wird der Fiskus durch Frachtermäßigungen und vor allem die Harpener und Hibernia B. A. G. die Kriegskostenzahlen. Der Staat wird die Hibernia B. A. G., von der er ja 47 Prozent des Aktienkapitals besitzt, ganz erhalten und sich dann eine Reduzierung seiner Förderung auf diesen Anlagen gefallen lassen müssen.

Die Hauptleidtragenden, ganz gleich, ob das Syndikat erneuert wird oder nicht, sind die Arbeiter. Von den hohen Kohlenpreisen erhalten sie im ersten Falle nichts, weil die Umlage einen ganz erheblichen Prozentsatz verschlingt. Im zweiten Falle werden die Unternehmer erklären, sie können keine anständigen Löhne zahlen, weil der freie Markt die Preise ruiniert.

Diese ganzen Vorgänge bestätigen aufs klarste, daß das Wachstum des Kapitals zu unhaltbaren Zuständen führen muß. Denn es ist ein Skandal, wenn die Kohlen unter Selbstkostenpreis ins Ausland verschleudert werden, der deutsche Abnehmer dagegen hohe Preise zahlen und der deutsche Arbeiter viel niedriger entlohnt wird, als wenn eine verständige Wirtschaftspolitik getrieben wird. Besonders skandalös ist der Raubbau an Nationalvermögen, der nicht nur in der Verschleuderung der Kohlen ins Ausland besteht, sondern auch in der Nichtgewinnung dünner oder weniger rentabler Flöze.

Im Ruhrbergbau kollidieren die Interessen des ganzen Volkes mit einer ganz geringen Zahl von Kapitalisten, die kaum die Zahl 100 erreichen dürfte. Wenn eine Verstaatlichung geboten ist, so jetzt und hier. Sollte aber dies unmöglich gemacht werden, so ist ein Gesetz zu schaffen, das rücksichtslos den Expansionsgelüsten der Werke einen Riegel vorschiebt und Absatz und Produktion in ein vernunftgemäßes Verhältnis zueinander bringt.

Das, was ist.

Auch ein Epilog zum Parteitag.

Von **Emil Klotz.**

Regelmäßiger als das Mädchen aus der Fremde bei den guten Hirten erscheint nach jedem Parteitag im wissenschaftlichen Organ der Partei, der „Neuen Zeit", die tröstliche Versicherung, daß der Revisionismus wieder einmal besiegt sei. Man konnte heuer wirklich gespannt sein, ob die Melodie diesmal etwas anders lauten würde, da nach den vergnüglich schmunzelnden Gesichtern der Revisionisten zu urteilen diese mit dem Chemnitzer Parteitag besonders zufrieden zu sein und eingedenk des bekannten Sprichwortes von den Totgesagten auf ein langes Leben zu rechnen scheinen.

Doch sieh, bekannte Melodien klingen an unser Ohr! In den Jubelhymnus über die „gesammelte Kraft", welche beide Richtungen auf dem Parteitag zu Chemnitz gegen die Ultraradikalen für praktische Arbeit, für die verständige Stichwahltaktik des Parteivorstandes bei den letzten Reichstagswahlen vereinten, drängt sich das falsche Leitmotiv störend hervor: der Revisionismus ist tot, der Revisionismus mußte in die Grube fahren, bevor er endgültig definiert ist!

Stimmt das mit dem, was war und ist, überein?

Mit einem Ja wird wohl nur derjenige antworten, dessen Blick durch die „Richtung" bestimmt wird, der er angehört. Läßt man aber die Tatsachen reden, so wird man zu ganz anderen Schlüssen kommen als der Genosse Rudolf Hilferding, der Verfasser des betreffenden Spitzenartikels in Nr. 52 der „Neuen Zeit".

Halten wir uns einmal bei unserer Untersuchung, welche „Richtung" in den letzten zwei Jahrzehnten mehr auf ihre Kosten gekommen ist, an die konkreten Forderungen, die beide Richtungen an die Politik und Taktik der sozialdemokratischen Partei gestellt haben. Wir können das um so eher, als Hilferding selbst erklärt, daß „der Revisionismus es nie zu einer geschlossenen Theorie der gesellschaftlichen oder politischen Entwicklung gebracht hat". Mag sein. Meines Wissens hat der Revisionismus fast immer das Hauptgewicht auf die richtige Stellungnahme zu den schwebenden politischen Fragen und die zweckentsprechende Taktik zur Durchsetzung unserer daraus entspringenden Forderungen gelegt. Er scheute sich nicht, gegebenenfalls gegen „die altbewährte, sieggekrönte Taktik der Partei" oder wie sonst die schönen Bezeichnungen lauteten, Sturm zu laufen, wenn sie ihm nicht mehr zeitgemäß und richtig erschien. Und daß ihm hierbei der Erfolg nicht versagt blieb, kann nur derjenige leugnen, der die Vergangenheit nicht kennt oder dem die Gabe versagt ist, die Dinge so zu sehen, wie sie in Wirklichkeit liegen, oder der aus guter alter Tradition an dem einmal eingenommenen Standpunkt festhält oder gar um den Ruf der Unentwegtheit so tut, als ob die Wandlungen in der Taktik der Partei geradlinig aus der radikalen Theorie entsprungen seien.

Wem ist zum Beispiel die völlig veränderte Stellungnahme der Sozialdemokratie zu den preußischen Landtagswahlen und auch mit zu den Wahlbündnissen zu verdanken? Doch zweifellos dem Oberrevisionisten Eduard Bernstein! Wer das von den jüngeren Parteigenossen nicht wissen sollte, der kann sich darüber von dem gewiß unverdächtigen Radikalen, unserem leider verstorbenen alten Wilhelm Liebknecht, belehren lassen. In seiner in bezug auf die Wandlungen innerhalb der Partei heute noch sehr lesenswerten zornigen Kampfesschrift vom Jahre 1899: „Kein Kompromiß, kein Wahlbündnis" heißt es wörtlich:

> Der Kölner Beschluß wurde durch einen Vorschlag des in London lebenden und als Redakteur des „Sozialdemokrat" von den Genossen verehrten Eduard Bernstein hervorgerufen. Der Bernsteinsche Vorschlag, welcher auf Beteiligung der Sozialdemokratie an den preußischen Landtagswahlen hinauslief, fand wenig Anklang und keine Verteidiger, so daß die von Bebel eingebrachte und begründete Resolution gegen die Beteiligung einstimmig angenommen wurde.

Stimmt! Der Beschluß des Kölner Parteitags von 1893 besagte nämlich in seinem Tenor:

In Erwägung, daß das Dreiklassenwahlsystem in Preußen, das nach dem eigenen Ausdruck Bismarcks das elendeste aller Wahlsysteme ist, der Sozialdemokratie es unmöglich macht, sich mit Aussicht auf Erfolg an den Wahlen zum preußischen Landtag selbständig zu beteiligen; in fernerer Erwägung, daß es den bisher beobachteten Grundsätzen der Partei bei Wahlen widerspricht, sich in Kompromisse mit feindlichen Parteien einzulassen, weil diese notwendigerweise zur Demoralisation und zu Streit und Zwietracht in den eigenen Reihen führen mußte, erklärt der Parteitag: es ist Pflicht der Parteigenossen in Preußen, sich jeder Beteiligung an den Landtagswahlen zu enthalten.

So damals der Parteitag. Und heute? Heute streiten sich unsere Radikalen mit den Revisionisten um die Ehre, wer von ihnen zuerst für die Beteiligung an den preußischen Landtagswahlen eingetreten ist! Anders aber Liebknecht noch 1899, als selbst die Partei schon auf ihren Parteitagen in Hamburg 1897 und in Stuttgart 1898 in dieser Frage eine Dreiviertelschwenkung vorgenommen hatte. Wie wetterte „der Alte" gegen die Befürworter der Beteiligung, „die sich allen Ernstes einbildeten, wir Sozialdemokraten seien imstande, aus eigener Kraft, ohne Zusammengehen oder gar Paktieren mit anderen Parteien, wenn auch eine kleine Zahl von Mandaten zu erringen. In diesem Wahne wiegt sich heute niemand mehr."... „Der Feind aber, der uns die Hand zum Wahlbündnis hinstreckt und sich als Freund und Bruder uns aufdrängt — ihn und ihn allein haben wir zu fürchten.... Wie können die Massen noch an uns glauben, wenn die Männer des Zentrums, des Fortschritts und anderer bürgerlicher Parteien unsere Bundesgenossen sind — wozu dann der Kampf gegen die bürgerliche Gesellschaft, deren Vertreter und Verfechter sie allesamt sind? ... Ist einmal die Grenzlinie des Klassengegensatzes verwischt, sind wir einmal auf der schiefen Ebene des Kompromisses, dann gibt es kein Halten. Dann geht es weiter und weiter abwärts, bis es kein Tiefer mehr gibt."

Lebte der alte Liebknecht noch unter uns, so würde er wahrscheinlich die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen oder vielleicht einsehen, daß alle die von ihm betonten schlimmen Befürchtungen, trotz gelegentlicher Bündnisse mit dem Zentrum (bei der vorletzten bayerischen Landtagswahl) und mit den Liberalen bei der letzten Reichstagswahl nicht eingetroffen sind; daß selbst die „Dämpfung" bei der Reichstagswahl uns nicht geschadet, wohl aber genützt hat, trotz der Kundgebung der Verbandsgeneralversammlung von Groß-Berlin im Frühjahr dieses Jahres.

Nun soll keineswegs gesagt werden, daß nicht gewichtige Gründe in den Anfängen der Partei vorgelegen hätten, die sie veranlaßten und vielleicht veranlassen mußten, die Grenzlinie nach rechts möglichst scharf zu ziehen und jedem Kompromiß mit bürgerlichen Parteien auszuweichen. Galt es doch, die große Masse der Arbeiter von den bürgerlichen Parteien loszulösen und ihnen zu zeigen, daß die Sozialdemokratie etwas ganz anderes, viel Radikaleres wolle, als alle bürgerlichen Parteien zusammengenommen. Also historisch läßt sich dies begreifen. Wird aber aus der kleinen Sekte eine Millionenpartei, so tritt als ehernes Muß die Notwendigkeit an sie heran, ihre Macht durch kluge Ausnutzung der politischen Konstellationen in die

Wagschale zu werfen, selbst wenn der Weg dazu durch das „kaudinische Joch" der Kompromisse führt, will sie nicht ihren hartgesottensten Gegnern die politische Macht in die Netze treiben.

Freuen wir uns, wenn der Parteivorstand bei der verflossenen Reichstagswahl klug genug war, dem Gebot der Stunde im Gefühl seiner Verantwortung Rechnung zu tragen, aber verschone man uns mit Reminiszenzen, die die Dinge fast auf den Kopf stellen. Sicherlich lag der Kompromiß mit den Liberalen viel mehr in der Richtungslinie revisionistischer als radikaler Taktik. Zog doch der „Vorwärts" noch nicht allzulange vor den Reichstagswahlen gegen die Liberalen in einer Art vom Leder, als wäre die Zertrümmerung des schwarzblauen Blocks nicht die nächstliegende Aufgabe. Erst sozusagen in zwölfter Stunde schwenkte er in die Kampflinie ein, die zum Wahlbündnis mit den Liberalen führte.

Solange wir noch nicht die Majorität im Reichstag besitzen, werden Situationen kommen können, die uns zu Wahlbündnissen und Kompromissen zwingen. Wir müßten die reinen Toren sein, wollten wir aus reiner Angst vor der Verwirrung in den Massen nicht das tun, was die Klugheit und eben das Interesse jener Massen uns gebietet. Die Massen wären schon verständig genug, das Nützliche einzusehen, wenn sie nur danach erzogen werden.

Ein völlig verzerrtes Bild gibt Hilferding über die früheren Anschauungen innerhalb der Partei über die Gewerkschaften und die daraus resultierenden Auseinandersetzungen zwischen Partei und Gewerkschaften. Liest man die Hilferdingsche „Geschichtschreibung" und nimmt man sie als wahr, so hätten die unwissenden Gewerkschafter die blutigsten politischen und nationalökonomischen Dilettanten „als die eigentlichen Vertreter und Stützen gewerkschaftlicher Interessen in der Partei" angesehen, und diese revisionistischen Dilettanten hätten jene Dummköpfe unter geschickter Ausnutzung des Zwiespalts vor ihren Wagen zu spannen verstanden. Kennt denn Hilferding nicht jene beschämende Gewerkschaftsdebatte auf dem unglückseligen Parteitag in Köln?

Die „traditionelle Beurteilung der Gewerkschaften", wie sie um dieselbe Zeit in der Partei gang und gäbe war, als man die Abstinenz bei den preußischen Landtagswahlen zur Parteipflicht machte, war leider nicht danach angetan, den von Hilferding zitierten Glaubenssatz zu erhärten: „Die Kommunisten haben theoretisch vor der übrigen Masse des Proletariats die Einsicht in die Bedingungen, den Gang und die allgemeinen Resultate der proletarischen Bewegung voraus," mag er auch im allgemeinen zutreffend sein. Die hervorragendsten Führer der Partei waren sich damals darin einig, daß den Gewerkschaften keine Zukunft beschieden sei. Genosse Bebel läutete ihnen die Totenglocke mit folgenden Ausführungen:

In Deutschland ist durch die sozialpolitische, zumal die Versicherungsgesetzgebung dieser Zweig der gewerkschaftlichen Tätigkeit entzogen und ihr damit ein Lebensnerv durchschnitten worden, der gerade in England und bei den deutschen Buchdruckern zur Blüte beigetragen hat. Weitere wichtige Gebiete, deren Bearbeitung mit zu den Hauptaufgaben der Gewerkschaften gehörte, sind ihnen durch die Gesetzgebung auf dem Gebiet der Gewerbeordnung entzogen worden, und das wird noch in größerem Umfang eintreten, wenn der Berlepschsche Entwurf oder auch unser eigener Arbeiterschutzgesetzentwurf Gesetz werden sollte. Von diesem Gesichtspunkt aus beleuchte man einmal die Frage! Mit jeder Erweiterung der staat-

lichen Befugnisse wird das Feld der gewerkschaftlichen Betätigung noch mehr eingeengt. Wir mögen gewerkschaftlich organisiert sein wie wir wollen, wenn das Kapital einmal allgemein eine solche Macht erobert hat wie bei Krupp und Stumm, in der Dortmunder Union, in den Kohlen- und Eisenindustriebezirken Rheinlands und Westfalens, dann ist es mit der gewerkschaftlichen Bewegung aus, dann hilft nur noch der politische Kampf. Aus ganz natürlichen und selbstverständlichen Ursachen wird den Gewerkschaften ein Lebensfaden nach dem anderen abgeschnitten (siehe Protokoll des Parteitags).

Was nutzte den Gewerkschaften nach solchen Reden, in die die Auer, Schönlank, Zetkin und andere einstimmten, die schöne Resolution, die man ihnen als „weiße Salbe" mit auf den ferneren Lebensweg gab. Es war schon so, wie der Genosse Paul-Hannover damals dem Parteitag ins Gesicht sagte: „Die Tribüne dieses Saales ist nach dem bisherigen Gange der Debatte zur Guillotine der Gewerkschaftsbewegung geworden. Aber die Zeit der Gewerkschaften ist noch nicht erfüllt, ihre Bedeutung ist nicht herabgemindert, sie sind notwendiger als je."

Glücklicherweise vermögen weder papierene Resolutionen noch Beschlüsse von Parteitagen, die die nötige Einsicht in den Gang der proletarischen Bewegung vermissen lassen, diese selbst aufzuhalten. Das prophetische Wort des Genossen Paul auf dem Kölner Parteitag ist in Erfüllung gegangen.

Die deutsche Gewerkschaftsbewegung ist das ureigenste Werk der deutschen Arbeiterklasse; in gesundem Lebensinstinkt, mit immer klarerer Einsicht in die Lebensbedingungen der proletarischen Bewegung hat sie sich ihren Weg gebahnt, trotz aller dunklen Prophezeiungen von der einen, trotz aller Lockungen und Übertreibungen von der anderen Seite. Die Anerkennung ihrer Bedeutung hat sie sich in erster Linie selbst erzwungen durch das, was ist, durch ihre nicht wegzudisputierende Macht.

Freuen wir uns, wenn schon längst von beiden Richtungen in der Partei, der radikalen und revisionistischen, erkannt worden ist, wie es Hilferding ausspricht: „daß die wichtigsten politischen Massenaktionen gar nicht anders durchzuführen sind, als mit einem gewerkschaftlich straff organisierten und geschulten Proletariat." Zu dieser Erkenntnis in der Partei haben aber sicher die Revisionisten ihr gut Teil beigetragen, ohne daß dabei die Tatsache übersehen zu werden braucht, daß auch schon längst die Radikalen von ihren „Kölner Irrtümern" zurückgekommen sind und die hohe Bedeutung der Gewerkschaften anerkannt haben. Ausnahmen ändern an dieser Regel nichts.

Auf die Fragen, die Hilferding sonst noch aufgeworfen hat, möchte ich in Rücksicht auf den Raum der „Neuen Zeit" nicht eingehen. Auffällig könnte es erscheinen, daß Hilferding die Maifeierdebatte keines Wortes würdigt, wenn man nicht annehmen müßte, daß ihn selbst das Niveau jener Debatte sehr wenig befriedigt. Wahrlich entspricht es nicht dem Ansehen der Partei, wenn man auf dem Parteitag, anstatt die Kardinalfrage zu stellen: Können wir die Arbeitsruhe in imposanter Weise durchführen, vermögen wir jedes Jahr die diversen Millionen Mark für die Opfer der Maifeier großen Stils aufzubringen — sich stundenlang mit der Frage abquält, ob man die paar tausend Partei- und Gewerkschaftsangestellten mit einer

Extrasteuer belegen soll, die nur Bagatellsummen ergibt und für eine wirksame Durchführung der Arbeitsruhe auch nicht im geringsten in Frage kommt, wohl aber viele Gewerkschaftsbeamte vor den Gewissenskonflikt stellt, für einen Zweck eine Sondersteuer entrichten zu müssen, der von ihrer Gewerkschaft unter den gegebenen Verhältnissen als undurchführbar oder so opferreich erklärt worden ist, daß von dessen Verwirklichung Abstand genommen werden muß. Das Sparsamkeitsmotiv dürfte entweder gar nicht oder nur in wenigen Fällen bei ihnen maßgebend sein; es wäre auch völlig unberechtigt, da das Opfern eines Tagesverdienstes an sich kein unberechtigtes Verlangen ist, solange man von den Proletariern der Werkstatt bei der Arbeitsruhe eo ipso dasselbe erwartet.

Sicherlich war auf dem Parteitag allseitig der Wunsch vorhanden, beide Richtungen zu gemeinsamer Arbeit, zu „gesammelter Kraft" zu vereinen. Das war recht so, denn in der Einigkeit ruht unsere Kraft! Arbeiten wir daher in gleicher Richtung und spintisieren wir nicht über den Sieg der einen Richtung über die andere.

Nicht der Sieg der „Richtung" ist die Hauptsache, sondern das, was der Partei dienlich ist und ihre Siege vorbereitet und herbeiführt!

Bayern und die Getreidezölle.

Von **Kaspar Schmidt.**

Wie wenig Vorteile selbst in den vorwiegend agrarischen Ländern die Mehrheit der Bevölkerung von den Getreidezöllen hat, zeigt die Berufsgliederung in Bayern. Und dabei ist hier der kleinere und mittlere landwirtschaftliche Besitz prozentual der zahlreichste vom ganzen Reiche, was nachstehende Aufstellung aus der Berufs- und Betriebszählung vom 12. Juni 1907 zeigt:

Staat	Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe									
	unter 2 Hektar		2 bis 5 Hektar		5 bis 20 Hektar		20 bis 100 Hektar		100 und mehr Hektar	
	absolut	Proz.	absolut	Proz.	absolut	Proz.	absolut	Proz.	absolut	Proz.
Preußen . .	2100977	61,8	520919	15,3	583160	17,1	175976	5,2	19117	0,6
Bayern . . .	241642	36,1	162431	24,2	224640	33,5	40663	6,1	535	0,1
Sachsen . . .	100517	57,3	26904	15,3	37690	21,5	9573	5,5	744	0,4
Württemberg	167878	53,3	83752	26,6	56372	17,9	6710	2,1	117	0,1
Baden. . . .	153635	59,1	67977	26,1	36352	14,0	2087	0,8	119	0,0
Hessen. . . .	93132	63,3	27920	19,0	24469	16,6	1444	1,0	113	0,1
Elsaß-Lothr.	151246	62,1	54049	22,1	34471	14,1	3830	1,6	352	0,1
Deutsch. Reich	3378509	58,9	1006277	17,5	1065539	18,6	262191	4,6	23566	0,4

Während also in allen übrigen Bundesstaaten die weitaus größte Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe einen Besitz von unter 2 Hektar hat, sind in Bayern nur 36,1 Prozent der Betriebe unter 2 Hektar, während 57,7 Prozent von 2 bis 20 Hektar Besitz haben, der größte Teil also zu den Klein- und Mittelbetrieben, zum eigentlichen Bauernstand gehört. Noch drastischer wie bei der Zahl der Betriebe kommt dies bei der landwirtschaftlich benutzten Bodenfläche zum Ausdruck. In Preußen entfallen von der landwirtschaftlich benutzten Fläche 4,8 Prozent auf Betriebe unter 2 Hektar, 8,1 Prozent der landwirtschaftlich benutzten Fläche auf Betriebe mit 2 bis 5 Hektar,

27,7 Prozent auf Betriebe mit 5 bis 20 Hektar, 31,3 Prozent auf Betriebe von 20 bis 100 Hektar und 28 Prozent auf Betriebe von 100 und mehr Hektar. In Bayern dagegen umfassen die Betriebe unter 2 Hektar Besitz nur 3,9 Prozent, die von 2 bis 5 Hektar 12,9 Prozent, die von 5 bis 20 Hektar 52,2 Prozent, die von 20 bis 100 Hektar 28,8 Prozent und die Betriebe von 100 und mehr Hektar Besitz nur 2,2 Prozent. Über die Hälfte der landwirtschaftlich benutzten Bodenfläche gehört also in Bayern den Betrieben von 2 bis 20 Hektar, nämlich rund 65 Prozent, zu denen man die Klein- und Mittelbauern rechnen kann. In Preußen dagegen umfassen die Betriebe in derselben Größenklasse nur 35,8 Prozent der Bodenfläche. Mehr als die Hälfte der landwirtschaftlich benutzten Bodenfläche gehört dort zu den Betrieben von 20 und mehr Hektar (59,4 Prozent), also den Großagrariern und Großgrundbesitzern. Die Zahl der Betriebe, denen diese 59,4 Prozent Bodenbesitz gehören, ist winzig klein, es sind nur 5,8 Prozent der gesamten Betriebe in Preußen. Diese stecken den Nutzen aus den Getreidezöllen in die Taschen.

Wie aber liegen die Verhältnisse in dem agrarischen Bayern, wo 69 Prozent der Bodenfläche den Klein- und Mittelbauern gehören? Haben diese, für die angeblich die Getreidezölle geschaffen sind, nun auch wirklich alle davon Nutzen? Und wie steht es dann mit der übrigen Bevölkerung? Das zeigt uns ebenfalls die Berufs- und Betriebszählung vom 12. Juni 1907. Bayern hatte damals eine Gesamtbevölkerung von 6 598 168 Personen. Davon entfielen 2 587 255 Personen auf die landwirtschaftliche und 4 010 913 Personen auf die nicht landwirtschaftliche Bevölkerung; in Prozenten dargestellt 61 Prozent nicht landwirtschaftliche und 39 Prozent landwirtschaftliche Bevölkerung. Fast zwei Drittel der Bevölkerung in Bayern gehören also nicht zur Landwirtschaft und haben von den Getreidezöllen jedenfalls keinen Nutzen. Aber auch von dem Drittel landwirtschaftlicher Bevölkerung hat ein großer Teil von den Getreidezöllen keinen Nutzen, was folgende Aufstellung nach Kreisen (Regierungsbezirken) geordnet bezeugt:

Zahl und Größe der landwirtschaftlichen Betriebe.

Kreis	Landwirtschaftliche Betriebe überhaupt	Davon Betriebe unter 2 Hektar (Parzellenbetriebe)		Kleinbäuerliche Betriebe (von 2 bis 5 Hektar)		Kleinbäuerliche Betriebe (von 5 bis 10 Hektar)		Mittelbäuerliche Betriebe (von 10 bis 20 Hektar)		Großbäuerliche Betriebe (von 20 bis 100 Hektar)		Großbetriebe (100 und mehr Hektar)	
		absolut	Prozent	absolut	Prozent	absolut	Prozent	absolut	Prozent	absolut	Prozent	absolut	Prozent
Oberbayern	92 243	21 855	23,7	19 791	21,5	20 147	21,8	18 063	19,6	12 217	13,2	170	0,2
Niederbayern	82 520	21 947	26,2	21 926	26,6	16 330	19,8	13 506	16,3	8 751	10,6	60	0,1
Pfalz	114 781	72 486	63,2	24 442	21,3	12 282	10,7	4 610	4,0	931	0,8	30	0,0
Oberpfalz . .	64 071	16 718	26,1	17 330	27,0	13 482	21,0	10 732	16,8	5 735	9,0	74	0,1
Oberfranken .	69 177	25 970	37,5	16 230	23,5	14 115	20,4	10 436	15,1	2 405	3,5	21	0,0
Mittelfranken	68 775	22 956	33,4	17 434	25,4	14 177	20,6	10 314	15,0	3 868	5,6	26	0,0
Unterfranken .	97 026	40 163	41,4	25 736	26,5	20 061	20,7	9 230	9,5	1 745	1,8	91	0,1
Schwaben . .	81 818	19 547	24,0	19 542	24,0	24 139	29,7	13 010	16,0	5 011	6,2	63	0,1

Diese Zusammenstellung zeigt, daß der weitaus größte Teil der Betriebe in Bayern unter 10 Hektar Besitz hat. Seitdem Reichskanzler Fürst Hohenlohe am 29. März 1895 im deutschen Reichstag erklärt hat, daß die Betriebe bis zu 12 Hektar überhaupt kein Getreide zu verkaufen haben, sondern eher noch dazu kaufen müssen, hat sich in der Produktivität gerade der kleineren Besitzungen nichts geändert. Demnach ergibt sich folgendes Bild über die Wirkung der Getreidezölle. (Siehe die Tabelle S. 151.)

Selbst in dem rein agrarischen Niederbayern, der Kornkammer Bayerns, der typischen Provinz unverfälschten Bauerntums, haben 63,8 Prozent der Bevölkerung absolut keinen Nutzen von den Getreidezöllen. Noch drastischer ist das Ver-

Kreis	Einwohnerzahl am 12. Juni 1907	Keinen Vorteil haben						Vorteil haben
		Nicht zur Landwirtschaft gehörige Bevölkerung[1]	Betriebe unter 10 Hektar Besitz	Prozent d. gesamt. Betriebe	Darin sind Personen beschäftigt	Summa der Personen, die keinen Vorteil haben	Prozent	Betriebe von 50 bis 1000 Hektar
Oberbayern .	1484792	984650	61793	66,9	140348	1124998	78,4	1163
Niederbayern.	702450	293812	60103	72,8	154709	448521	63,8	746
Pfalz	894243	463884	109210	95,1	245631	709515	79,3	114
Oberpfalz . . .	577912	288687	58262	90,9	124235	412922	71,4	287
Oberfranken .	644788	409530	56315	81,4	107914	517344	80,2	104
Mittelfranken.	880720	619697	49567	72,0	138712	758409	86,1	130
Unterfranken .	696953	374123	85960	88,5	216029	590152	84,7	189
Schwaben . .	766300	426487	63228	77,7	169467	595954	77,7	373

hältnis in bezug auf die Zahl der Betriebe; 72,8 Prozent, also fast drei Viertel aller bäuerlichen Betriebe haben von den Getreidezöllen keinen Vorteil.

Und erst die weniger agrarischen Regierungsbezirke! Da ist die Oberpfalz, in Bayern die „Steinpfalz" genannt, wo fast 91 Prozent (90,9) der Betriebe unter 10 Hektar Besitz haben, für die Getreidezölle also ausscheiden. In der Rheinpfalz haben von 114781 landwirtschaftlichen Betrieben gar 109210, gleich 95,1 Prozent, weniger als 10 Hektar Besitz! Fast 80 Prozent der Bevölkerung haben dort von den Getreidezöllen keinen Nutzen, sondern Schaden!

Von den Befürwortern der Getreidezölle aus dem konservativen und dem Zentrumslager wird nun gleich gesagt, sobald man derartige Beweise bringt, daß diese übertrieben und tendenziös zurechtgestutzt seien. Das ist durchaus nicht der Fall, im Gegenteil, die Beweise ließen sich noch drastischer darstellen, wenn man den Maßstab noch strenger anlegen wollte. In der letzten Tabelle wird gezeigt, daß alle nicht in der Landwirtschaft beschäftigten Personen sowie die Angehörigen der landwirtschaftlichen Betriebe unter 10 Hektar Besitz keinen Vorteil von den Getreidezöllen haben; nur diejenigen ziehen Nutzen davon, die Getreide verkaufen und durch die Getreidezölle höhere Preise und dadurch höhere Einnahmen erzielen. Das sind direkt nur die Besitzer, die Eigentümer landwirtschaftlicher Betriebe von 10 Hektar aufwärts mit ihren Familienangehörigen. Nicht direkt an den höheren Einnahmen beteiligt sind die gegen Lohn beschäftigten Dienstboten und sonstigen Arbeiter. Ein Interesse an den höheren Einnahmen des Besitzers besteht bei ihnen nur insofern, wenn man annimmt, daß der Betriebseigentümer infolge der höheren Einnahmen auch höhere Löhne bezahle, was zweifellos sehr selten vorkommt. Und die betriebsfremden Arbeiter in den Betrieben von 10 Hektar Besitz aufwärts (Dienstboten, Taglöhner) sind zu denjenigen zu rechnen, die von

[1] Zu der nicht zur Landwirtschaft gehörigen Bevölkerung zählen neben den in Handel und Industrie Beschäftigten zweifellos auch die in der Forstwirtschaft tätigen Personen. In der Regel sind es schlecht bezahlte Waldarbeiter und -arbeiterinnen, die sich in nichts von den in Industrie und Handel beschäftigten Arbeitern unterscheiden. Ich zähle sie deshalb mit zu der Bevölkerung, die keinen Vorteil von den Getreidezöllen hat. In Bayern waren bei der Zählung am 12. Juni 1907 in der Forstwirtschaft 91872 Personen beschäftigt. Diese gleichmäßig auf die acht Kreise verteilt ergibt für jeden Kreis 11484 in der Forstwirtschaft beschäftigte Personen. Eine eventuelle Differenz in dem einen oder anderen Kreise, die ja nur ganz gering sein kann, ändert an dem Gesamtresultat nichts; was in dem einen Kreise günstiger wird, wird im anderen ungünstiger.

den Getreidezöllen gar keinen Nutzen haben. Dadurch würde sich die Zahl der letzteren nochmals ganz erklecklich erhöhen. Aber wir wollen darauf verzichten, sie zu der von den Zöllen nicht profitierenden Bevölkerung zu rechnen, und uns mit den außer allem Zweifel stehenden hier geschilderten Tatsachen begnügen. Sind doch diese schon schlimm genug!

Literarische Rundschau.

Republiken. Staatsbürger-Bibliothek, Heft 24. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag G. m. b. H. 53 Seiten. 40 Pfennig.

Die München-Gladbacher sind außerordentlich rührig; ihre Agitationsschriften werden an Zahl denen unserer Partei nicht nachstehen. Die „Staatsbürger-Bibliothek", deren 24. Heft jetzt vorliegt, schildert die Verfassung und Verwaltung des Reiches und der Bundesstaaten, behandelt auch Steuerfragen und jetzt schließlich die Frage der Staatsform, selbstverständlich alles durch die Zentrumsbrille gesehen. Und da Frankreich nicht mehr die getreueste Tochter der Kirche ist, das Deutsche Reich aber der wiedergefundene Sohn, so kommt die Schrift über die Staatsform zu dem Schlusse, daß namentlich mit Hinblick auf Frankreich „sich die Wagschale letzten Endes durchaus zugunsten der repräsentativen Monarchie senkt". Frankreich habe ja nicht einmal „ein auf dem Grundsatz des gerechten Opferausgleichs beruhendes Einkommensteuergesetz durchgeführt". Daß das Deutsche Reich freilich auch keine Einkommensteuer erhebt und daß die in den Bundesstaaten vorhandenen direkten Steuern gar sehr zugunsten der Reichen abgestuft sind, das stört die Liebeserklärung des Zentrums an das Deutsche Reich freilich nicht, vielmehr schließt die Schrift mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung vor der „hohen Bedeutung des dynastischen Elements" und erinnert an die „stolze Reihe der sächsischen, fränkischen und staufischen Kaiser oder aus der hohenzollernschen Dynastie an Persönlichkeiten wie den Großen Kurfürsten von Brandenburg, die Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich den Großen von Preußen oder an Kaiser Wilhelm I."; weiter reicht die Liste vorläufig nicht, aber es ist kein Zweifel, daß bei der zentrumsgehorsamen Politik des Reiches schließlich auch Wilhelm II. und sein Bethmann Hollweg noch in die „stolze Reihe" aufgenommen werden.

Der übrige Inhalt steht auf der gleichen kritischen Höhe wie die angeführten Proben — die Schrift zeigt zwar das Wesentliche der verschiedenen Staatsformen, gibt auch einen kurzen Abriß ihrer geschichtlichen Entstehung, wendet sich aber entschieden gegen Republik und Demokratie, „besonders wenn sie das Kind einer gewalttätigen Revolution ist, sich, wie in Frankreich und neuerdings in Portugal, auf den religiösen Individualismus oder gar den atheistischen Materialismus stützt und Christentum und Kirche mit fanatischem Hasse bekämpft". Dagegen läßt München-Gladbach die konstitutionelle Monarchie im hellen Lichte erstrahlen, denn ihr „verleiht das dynastische Element staatliche Festigkeit, sie stärkt bei den Regierten den Ordnungssinn und sichert gleichzeitig die Stetigkeit der Regierung".

Also — Heil König dir! Da jedoch die südamerikanischen Republiken doch eigentlich sehr nett gegen die römische Kirche sind und ihrer Herrschsucht keine Schranken setzen, werden diese mit wohlwollender Objektivität behandelt. Aber lieber ist es den Zentrumspolitikern doch, wenn sich ihre deutschen Leser mit Grausen von republikanischen Gelüsten abwenden und sich an die konstitutionelle Monarchie halten, denn in ihr kommen „der freiheitliche und fortschrittliche Gedanke durch die Volksvertretung zur ausreichenden Geltung".

M.-Gladbach-Rom hat gesprochen — die Sache ist zu Ende. ew.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

1. Band Nr. 5 Ausgegeben am 1. November 1912 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Nach dem Kriege.

Von **Friedrich Kuſterlitz** (Wien).

I.

Das weiß und fühlt jeder: die Kriſe für Europa wird erſt beginnen, wenn der Balkankrieg zu Ende ſein wird. Solange der Krieg tobt, ſind die Mächte einig: darin natürlich einig, ihn gewähren zu laſſen. Aber wie wird es ſein, wenn aus dem Kampf der vier Kleinſtaaten des Balkans gegen die Macht, die einſt über die ganze Halbinſel gebot, etwas herausgekommen ſein wird, was einer endgültigen Entſcheidung durch die Gewalt der Waffen gleichſieht? Wird jene Einigkeit der Großmächte, von der verſichert wird, daß auf ihr die Sicherheit des Friedens für Europa beruhe, auch dann noch vorhalten? Oder werden die ſchweren Gegenſätze, die Europa innerlich in zwei feindſelige Heerlager teilen, dann hervorbrechen und zu dem Weltkrieg führen, der Europens Kultur zerſtampft? Jetzt wartet Europa, wer ſich in dem blutigen Ringen als der Stärkere erweiſen wird. Aber wie wird es handeln, wenn der Erweis *erbracht* iſt? Wird das Recht des Stärkeren von Europa ohne Widerſpruch anerkannt werden oder wird über dieſe Frage Europa nicht einig ſein? Es iſt im Grunde *dieſe* Frage, die vor den Völkern drohend ſteht, von der die große Bangigkeit ausgeht und die man im Sinne hat, wenn man von der Lokaliſierung des Balkankrieges redet. Wie wird es nach dem Kriege ſein?

Dieſe Frage, die Frage, wie es um Europa ſtehen wird, wenn der Balkankrieg entſchieden iſt, reckt ſich deshalb ſo drohend auf, weil die Erwartungen auf einen Sieg der Türkei durch den bisherigen Verlauf der Kriegsereigniſſe vollſtändig betrogen wurden. In dem Falle, daß ſich die Türkei als der ſtärkere Gegner erwieſen hätte und des Angriffes von vier Seiten Herr geblieben wäre, wäre die Sache vergleichsweiſe einfach geblieben. Denn Eroberungen über den gegenwärtigen Stand hinaus zu machen, wäre der Türkei wohl nicht verſtattet worden; da dieſer Zuſtand durch den Berliner Vertrag aus dem Willen Europas hervorgegangen iſt, ſo wäre ihm auch bei einem durchſchlagenden Siege der Türken der Schutz der Großmächte nicht verſagt

geblieben. Eroberungen hatte die Türkei auch wohl nie im Sinne, und der Sinn wäre ihr auch nach einem glänzenden Siege nicht gekommen; ihr Erfolg wäre auch ohne Landerwerb ein weitwirkender gewesen. Denn sie hätte mit dem Siege ihre staatliche Lebenskraft demonstriert, und sie hätte das gegenwärtige Verhältnis, den berühmten Statusquo, der äußerlich schon längst entwurzelt schien, als eine wirkliche Tatsache gegen alle Zweifel sichergestellt; vor allem gegen die Bezweiflungen der Kleinstaaten, die nach dem fürchterlichen Aderlaß des siegloſen Krieges wohl durch ein Menschenalter zur Ruhe gebracht worden wären. Daß aber Rußland für die unterlegenen Balkanstaaten in den Krieg hätte ziehen mögen, kann wohl als ausgeschlossen betrachtet werden; so stark die Begeisterung für die in den Krieg mit solchem Elan ziehenden slawischen Schutzstaaten in Rußland auch aufflammt — für die besiegten, für die von der ehernen Gewalt des Krieges als untüchtig verworfenen Völker wäre ein Mitgefühl, das sich bis zur Hilfe des Krieges steigern läßt, nicht aufzutreiben gewesen. Ein Sieg der Türken wäre die Entscheidung gewesen, daß auf dem Balkan alles beim alten bleibt, welches Alte durch die Kraft des Sieges freilich eine neue Grundlage, eben der erwiesenen Stärke der Türkei, gefunden hätte.

Aber die Türken haben nicht gehalten, was sie versprochen haben und was man sich, und wohl nicht am wenigsten unter den Deutschen, von ihnen versprochen hat; weit mehr sieht es heute danach aus, als ob die kleinen, jungen Balkanstaaten die uralte ottomanische Herrlichkeit ganz in Scherben schlagen sollten. Was dann? Der schlichte Menschenverstand würde meinen, daß dann die Sache eben auch entschieden sei, daß die Balkanvölker — hier muß man schon Völker sagen — die Schlacht gewonnen haben, gewonnen mit ihrem Blute, und daß danach niemand das Recht habe, sie um die Früchte ihres Sieges bringen zu wollen. So würde der schlichte Menschenverstand meinen, aber die Diplomaten haben schon erklärt und lassen es Tag um Tag von neuem erklären, daß sie sich dann erst recht hineinmischen werden, und daß sich auch dann, wenn der Krieg gesprochen habe, auf dem Balkan ohne ihren Willen nicht das geringste verändern dürfe. In der Erklärung, die Österreich-Ungarn und Rußland den Balkanstaaten vor Ausbruch des Krieges zugestellt haben und womit Europa den Krieg verhindern zu können wähnte, wird den Staaten, die sich zum Kriege anschicken, bekanntlich erklärt, daß Europa darin einig sei, daß durch den Krieg, wie immer er ausfallen möge, eine Gebietsveränderung auf dem Balkan ausgeschlossen ist, darin einig sei, daß der Statusquo aufrecht bleiben müsse. Und nun glauben die kleinen Kinder der internationalen Politik, nämlich die Diplomaten, es werde, wenn der Krieg entschieden sein wird, die „Intervention" der Großmächte beginnen, die Intervention, die den Zweck hat und das Ziel verfolgt, dem Statusquo die Aufrechterhaltung zu verschaffen. Ist es möglich, daß sich die Dinge nach dem Kriege so wunderbar einfach reglementieren lassen werden können?

Was ist die treibende Kraft in dem Kriege der Balkanstaaten? Es wird wohl niemand die Torheit begehen wollen, sich mit der alle Dämme überflutenden Kriegsbegeisterung der Balkanvölker zu identifizieren; aber nicht minder töricht wäre es, ihren geschichtlichen Gehalt zu bestreiten und zu verkennen, daß in ihnen der nationale Einheitsgedanke lebendig ist, der nach Erfüllung strebt, ein Drang, der durch ihre stärksten wirtschaftlichen Not-

wendigkeiten überdies fundiert ist. Diesen Krieg als eine ausländische Mache begreifen zu wollen, scheint einigermaßen seltsam, und ihn damit zu erklären, daß er entstanden sei, weil die englischen Zeitungen den Jungtürken ihre Gunst entzogen haben, heißt ihn gröblich verkennen. Der Balkankrieg hat zwei Ursachen: daß alle Balkanstaaten Nationsteile unter der Herrschaft der Türkei haben, der Drang nach nationaler Zusammenfassung, der in ihnen in der Zeit aber übermächtig werden mußte, zumal mit dieser Zusammenfassung ihre stärksten wirtschaftlichen Bedürfnisse verknüpft sind; und zum zweiten die Schwäche der Türkei, die in ihren Gegnern die Hoffnung erweckte, sie könnten nun selbst fähig sein, jene Liquidation der europäischen Türkei herbeizuführen, von der als einer unabwendbaren Tatsache seit hundert Jahren die Rede ist. Diese innere Schwäche und Haltlosigkeit der Türkei ist insbesondere bei dem Aufstand der Albaner hervorgetreten, dem gegenüber selbst das Instrument versagte, das das einzige war, in dem die ottomanische Herrschaft als ein Staat erschien: die Armee; diese Sichtbarmachung der Zersetzung der Armee mußte bei den auf die geschichtliche Auseinandersetzung mit dem türkischen Bedrücker schon lange wartenden, eigentlich immer lauernden Christenvölkern die Überzeugung reifen lassen, daß nun die Zeit zur Tat gekommen sei. Recht wahrscheinlich, daß Ränke der rivalisierenden Großmächte da mitgespielt haben werden, und ganz selbstverständlich, daß sich die Balkanfürsten für ihren „Bund" der kompromittierenden Sympathie Rußlands versichert haben und erfreuen; aber das sind nur Äußerlichkeiten, die dem Inhalt dieses Kampfes keinen Abbruch tun. Wie es sich die Völker in ihrem Unverstand immer gefallen lassen, so wird es ja wahrscheinlich auch den siegreichen Balkanvölkern gehen: daß ihr Sieg vor allem der Erhöhung und Stärkung der Fürsten- und Militärgewalt dienen wird; aber trotzdem bleibt die Bedeutung dieses Balkankriegs unerkannt, wenn man das staatenbildende Element in ihm übersieht.

Aber ist es so, dann ist es auch klar, daß der Sieg der Balkanstaaten eine geschichtliche Entscheidung ist — eine Entscheidung, die kein Wille der Großmächte, und wären sie selbst so einig, wie sie sich heute geben, zurückwenden kann. Angenommen, es wäre so, wie es in der kostbaren „Demarche" der Mächte, die den Krieg verhindern wollte, hervorgetreten sein soll, daß nämlich die Großmächte eine Veränderung des Statusquo nicht zulassen wollen: wie könnten sie diesen Willen durchsetzen, wirksam machen? Wenn die Türken, wie es im Augenblick scheint, aufs Haupt geschlagen werden, wenn sich jede der Armeen der Balkanstaaten dort festgesetzt hat, wo dieser bleiben will: was könnten die Großmächte dagegen tun? Der Einfall, daß etwa „Europa" auf dem Balkan einmarschiert, um die widerspenstigen Balkanstaaten zur Räson zu bringen, daß die Armeen der Großmächte aufgeboten werden, um den „Christenstaaten" das von ihnen mit Blut eroberte Gebiet abzunehmen und es den Türken, die es im blutigen Streite verloren haben, zurückzugeben, dieser Einfall, der aber nur die praktische Anwendung der Vorstellung ist, daß Europa da „amtshandeln" könnte, den wird wohl jedermann als tolle Absurdität verwerfen. Was aber sonst? Mit Drohungen, Erpressungen damit, daß man den Balkanstaaten etwa die finanzielle Zufuhr sperrt, mit all diesen Hilfsmitteln aus dem Arsenal der Diplomatie ist hier nichts mehr auszurichten. Die Balkanvölker haben wirklich alles, was sie besitzen, ihr Hab und Gut, ihr Blut und Leben in diesem Kriege

aufs Spiel gesetzt; und „Europa" bildet sich ein, sie werden sich, nachdem sie gesiegt und ihre Überlegenheit über die Türkenherrschaft bekundet haben, welche Überlegenheit eben nun auch ihr geschichtliches Recht ist, sie werden sich auf den Wunsch oder Befehl der Großmächte nun nach Hause begeben und sich damit einverstanden erklären, daß der Sieg keine Folgen nach sich ziehen dürfe. Mit dem Begehr nach Aufrechterhaltung des Statusquo würde „Europa" nur ausgelacht werden. Oder hofft man auf die siegreichen Balkanstaaten mit dem Argument Eindruck zu machen, daß sie doch „erklärt" haben, keine Eroberungen machen zu wollen, daß sie erklärt haben, zu den Waffen nur deshalb zu greifen, weil sie ihren Nationsgenossen Reformen erkämpfen wollen und Europa ihnen nur diese „Reformen" garantieren wolle? Darauf werden die Balkanstaaten wohl trocken antworten, daß man derlei eben vor der Schlacht sagt, nach dem Siege es aber anders auslegt; sie hätten es nun nicht nötig, sich auf die „Garantie" Europas zu verlassen, sondern wollten die Sache lieber selbst in die Hand nehmen. Und dem Europa, das ihnen entgegentritt, den Militärstaaten, können sie sogar mit Fug und Recht die Antwort geben, daß sie, die ja sonst die Entscheidung durch die Macht der Waffen als die höchste ansehen, sich auf den Krieg als alleroberste Instanz berufen, eigentlich verpflichtet seien, auch die Kriegsentscheidung auf dem Balkan zu respektieren. Wer in dem Kriege, wie es ja das gesamte militärische Europa tut, die höchste Ausstrahlung der Volkskraft sieht, das stärkste Gesetz erblickt, das die Völker zwingt, der widerspricht sich selbst, wenn er dem Kriege auf dem Balkan, der sein Urteil gesprochen hat, die Anerkennung verweigert. An diesem Widerspruch schon scheitert jede Bemühung der Großmächte, den Statusquo, der durch den Krieg faktisch beseitigt ward, aufrechterhalten zu wollen.

Was aber das nichtmilitärische Europa, was zum Beispiel die europäische Sozialdemokratie dagegen einwenden sollte, daß der Balkan denen gehören soll, die sich ihn selbst erobert haben, ist erst recht nicht einzusehen. Diese großmannssüchtigen und aufschneiderischen Balkanstaaten mögen ja nicht jedem sympathisch dünken, und namentlich ihre Begeisterung für die Herren Könige, von denen einer ein windigerer Geselle ist als der andere, ist direkt widerwärtig; aber mit ästhetischen Maßstäben fährt man bei Beurteilung geschichtlicher Vorgänge am schlechtesten. Ganz ohne Zweifel haben sich die Balkanstaaten wirtschaftlich und damit auch kulturell als ein den Türken überlegenes Element bewährt, und wenngleich das furchtbare Völkergemisch, das sich in den Teilen der Türkei, um die der Kampf geht, zusammengedrängt hat, auch ihrer Staatskunst eine schwere Aufgabe stellen und dort noch lange nicht Ordnung und Ruhe herrschen wird: schlechter als unter der Feudalherrschaft der ottomanischen Minorität kann es in Mazedonien nicht gehen. Jedenfalls werden die Balkanvölker leistungsfähigere Lieferanten von agrarischen Produkten und kaufkräftigere Käufer von Industrieartikeln werden, und das ist, da ja jedes Volk seine Kultur selbst bauen muß, das einzige Interesse, das das nichtmilitärische Europa an dem Balkan hat. Zwar redet man ununterbrochen davon, daß diese slawischen Staaten dann ganz der Einflußsphäre Rußlands verfallen sein werden; aber was soll man darunter verstehen? Weder können sie ihr Getreide und Vieh nach Rußland verkaufen noch aus dem heute noch überwiegend agrarischen Lande ihren Industriebedarf beziehen; die Politik ist aber immer nur das Sekundäre,

das Primäre ist überall und allezeit die Wirtschaft. Wobei es noch gar nicht so ausgemacht ist, wie es jetzt allgemein erachtet wird, daß nämlich auch die konsolidierten und saturierten Balkanstaaten — sie wären es mit einer Ausnahme dann, und diese, nämlich Serbien, ist freilich das, was bedenklich stimmt — dem Einfluß Rußlands widerstandslos unterliegen müssen; Rumänien zeigt uns, daß es so nicht sein muß. Aber ohne sich auf die landläufigen Sentimentalitäten einzulassen, zu denen auch, wo es sich um den Frieden Europas handelt, kein Anlaß ist, wenn sich der alte Grundsatz der Sozialdemokratie: der Balkan den Balkanvölkern, nun in der Gestalt verwirklicht, daß die Herrschaft der Ottomanen, die in jenen Gebieten die Herrschaft einer Minorität und damit die Bedrückung der Mehrheit durch eine feudale Herrenkaste war, von der nationalen und wirtschaftlichen Zusammenfassung der Balkanvölker abgelöst wird, so hat das wahre Europa, das mit den traurigen Großmächten nichts zu tun haben will, keinen Grund, dieser Entwicklung hindernd in den Weg zu treten oder mit Mißgunst und furchtbarer Beklemmung auf sie zu blicken.

Das alles wäre nun auch richtig, wenn die Großmächte in dem Vorsatz, den Statusquo aufrechtzuerhalten, tatsächlich einig wären, entschlossen wären, ihm auch gegen die siegreichen Balkanstaaten Durchbruch zu verschaffen. Aber es wird diese Einigkeit doch niemand im Ernste glauben, auf sie ernstlich bauen wollen. In Österreich natürlich stellt man sich aus bestimmten Gründen so, als glaube man es, und in den offiziösen Auslassungen der Ballplatzblätter wird von diesem angeblichen Willen der Großmächte als wie von einer absolut sicheren und unerschütterlichen Tatsache geredet. Man möchte sich nämlich in Österreich-Ungarn einreden, als wäre das, was der Ballplatz (man muß, weil sich die treibenden Kräfte in der auswärtigen Politik Österreichs nicht leicht klassifizieren lassen, diese umschreibende Bezeichnung wählen) für seine Interessen betrachtet, auch ein Interesse Europas; als fungierte Österreich mit seiner Vergötterei des Statusquo nur als Mandatar Europas. Auch daß die offizielle Politik Rußlands den Statusquo noch vorschiebt, wird niemanden täuschen; es liegt nicht im Interesse dieser Politik, ihre Karten vorzeitig aufzudecken.

Aber daß diese offizielle russische Friedenspolitik imstande und bereit sein könnte, den slawischen Balkanstaaten, die seine gesamte Ideologie von jeher als Rußlands Schutzstaaten beobachtet hat, in den Arm zu fallen, auf sie, für die es wiederholt Krieg geführt hat, einen Druck auszuüben, und zwar einen Druck auszuüben, daß sie das herausgeben, was Rußland ihnen in schweren Kriegen gewinnen wollte: das anzunehmen, hieße Dinge annehmen, die gegen jede Vernunft sind. Wohl gefällt die unterlegene Sache Cato, dem russischen Despoten aber nicht; und daß die siegreiche Sache der slawischen Balkanvölker in Rußland verworfen, von Rußland verlassen werden könnte, ist schlechthin undenkbar. Es mag sein, daß der Panslawismus nicht stark genug ist, um Rußland zu einer Intervention für die kämpfenden Balkanstaaten zu treiben; aber daß er stark genug wäre, um Rußland vor einer Stellung gegen die siegenden Balkanstaaten zu bewahren, ist gewiß. Auf die Mithilfe Rußlands bei der Durchsetzung des Statusquo, wenn dieser vom Kriegsglück verlassen worden ist, zu vertrauen, wäre eine Dummheit, die sich traurig rächen könnte; daran glauben selbst die österreichischen Statusquoschwärmer nicht. Und wer könnte sonst in Europa be-

reit sein, sich der geschlagenen Türken anzunehmen, sich für die Aufrechterhaltung des Statusquo zu erhitzen? Italien, das mit seinem Raubzug die Eroberungsgelüste aufgestachelt und den Balkanstaaten das glorreiche Beispiel geliefert hat, wie man annektiert? Man meint vielleicht: England, das es ja war, das den Vertrag von San Stefano zerrissen hat und das an seine mohammedanischen Untertanen denken müsse. Aber England hat sich in andere Sorgen so verstrickt, daß es seine Bewegungsfreiheit in Europa vollständig eingebüßt hat, und was seine Mohammedaner betrifft, so wird es wohl denken, daß es ihnen mit der Entwurzelung der Sultansherrschaft nur wichtiger und wertvoller wird. Wir weissagen: niemand wird sich in Europa um den in Verlust geratenen Statusquo scheren, und die Balkanwirren werden, obgleich die Diplomaten dann erst recht zu schwätzen anfangen und uns ganz sicherlich mit einem ihrer Kongresse heimsuchen werden, zu Ende sein, wenn der Balkankrieg zu Ende sein wird. *Die Balkanwirren werden zu Ende sein, wenn Österreich-Ungarn sie dann nicht von neuem beginnt.* Die Haltung Österreich-Ungarns ist das große Fragezeichen der Zukunft, und von seiner Stellung hängt es ab, was nach dem Kriege sein wird.

II.

Denn Österreich-Ungarn ist in Wahrheit der einzige Staat, von dem ein Einspruch gegen die Neuordnung auf dem Balkan gewärtigt werden kann, auch der einzige, der gegen diese Neuordnung sein Interesse bereits markiert. Daß man sich hinter dem Statusquo noch versteckt, tut nichts zur Sache; man weiß doch, worum es geht. Was die Bulgaren und die Griechen, ja selbst was die Montenegriner bei dem großen Fischzug einstecken könnten, würde in Wien wenig Nachdenken verursachen, aber *Serbien* ist der heikle Punkt. Es wäre wohl eine Entstellung, die offizielle Politik Österreichs zu beschuldigen, daß sie auf *Eroberungen* auf dem Balkan ausgehen will, wenngleich eine geheime Politik vielleicht Pläne auf die katholischen Albaner hat; aber wenn Österreich selbst nichts erobern will, so will es wieder auch Serbien nichts erobern lassen. Österreich erweist sich damit wieder, wie in allen staatlichen Neubildungen des vorigen Jahrhunderts, als eine entwicklungsfeindliche, als die reaktionäre Macht; und selbst wenn es wahr wäre, daß sein Lebensinteresse die Behinderung dieser Entwicklung gebiete, so bewiese es eben, daß Österreichs Lebensinteressen die Entwicklung vergewaltigende sind. Versuchen wir es nun, vorläufig ohne Eifer und Leidenschaft, uns klarzumachen, was Österreich meint, wenn es von seinen Lebensinteressen auf dem Balkan redet.

Geredet wird natürlich vor allem von den Handelsinteressen, mit denen Österreich-Ungarn auf dem Balkan beteiligt sei, aber *davon* redet man, weil man das, was man im Herzen trägt, offen eben nicht sagen kann. Worin Österreich sein Interesse bedroht wähnt, ist vornehmlich zweierlei: daß erstens der Sandschak, jener schmale Landstreifen, der sich als türkisches Gebiet gleich einem Keil zwischen Serbien und Montenegro schiebt, nicht in die Hände der Serben übergeht, und daß Serbien die Expansion ans Meer verwehrt werde. Was nun den Sandschak Novibazar betrifft, so ist er an sich in keiner Hinsicht ein Objekt, das der geringsten Bemühung wert wäre: ein kahles Gebirgsland, in dem kaum zweimalhunderttausend Menschen leben, die wirtschaftlich ohne jede Bedeutung sind. Er ist auch kein Weg und

keine Durchzugsstraße; es fährt dort keine Bahn — an die seinerzeitige Ährenthalsche Idee des Baues einer Sandschakbahn denkt auch niemand mehr —; und auch vom strategischen Standpunkt ist dort nichts zu holen. Die einzige nicht unwahrscheinliche Kriegsmöglichkeit ist für Österreich-Ungarn auf dem Balkan ein Krieg mit Serbien; aber da die serbische Hauptstadt eine Kanonenschußweite von der österreichisch-ungarischen Grenze liegt, so wird Österreich seine Soldaten nie zum Sandschak oder in den Sandschak senden. Daß Österreich-Ungarn in dem Sandschak oder an dem Sandschak mit keinen realen Interessen beteiligt ist, geht im übrigen aus einer geschichtlichen Tatsache unwiderleglich hervor: daß der Sandschak von den österreichischen Truppen nach der Annexion freiwillig geräumt wurde. Bekanntlich hat der Berliner Vertrag Österreich-Ungarn nebst dem Rechte, Bosnien und die Herzegowina zu okkupieren, auch das Recht gegeben, im Sandschak Novibazar bis Mitroviza hinab Garnisonen zu halten: auf welches Recht Österreich mit der Verwandlung der Okkupation in die Annexion freiwillig verzichtet hat. Nun pflegt sich, wo es an wirklichen und lebendigen Interessen fehlt, unweigerlich ein Schlagwort einzustellen; und dieses Wort lautet hier: der Weg nach Saloniki. Was darunter zu verstehen wäre, ist schwer zu sagen. Meint man, daß der Weg zur handelspolitischen Entfaltung freibleiben müsse, so ist darauf zu antworten, daß erstens der Weg der Handelsagenten und Handelswaren nach Saloniki nicht durch den Sandschak geht, und daß zweitens die territoriale Freiheit des Weges die handelspolitische Beherrschung nicht verbürgt. Wie überhaupt der handelspolitische Verkehr von den Kaufleuten und nicht von den Soldaten abhängt. Meint man aber unter jenen „Expansionsmöglichkeiten", die Österreich dadurch versperrt würden, wenn der Sandschak aufhörte, türkisches, also für Österreich gleichsam freundschaftlich-benachbartes, neutrales Gebiet zu sein und in die Hände der Serben, also der politisch-nationalen Gegner der Donaumonarchie übergeht, die Möglichkeit von Landerwerb, daß also dadurch Österreich auf die letzte mögliche Chance verzichten würde, sich auszudehnen und sich bis zum Ägäischen Meere auszudehnen, so ist zu sagen, daß dieser „Weg" nach Saloniki für Österreich nicht mehr gangbar ist und nie mehr gangbar gemacht werden kann; darum müßte Österreich den Krieg mit der halben Welt führen. Der „Marsch nach Saloniki" ist die phantastische Utopie der österreichischen Imperialisten, vielleicht geeignet, den Gegenstand der Unterhaltung am häuslichen Herde der Militärkasinos abzugeben, aber als Grundlage einer ernsten Politik ganz ungeeignet. Das hat in einem sehr verantwortungsvollen Augenblick die österreichisch-ungarische Politik und in feierlichen Worten erklärt: in jenem Exposé an die Delegation unmittelbar nach dem Vollzug der Annexion erklärte Graf Ährenthal ausdrücklich, die Zurückziehung der österreichischen Garnisonen aus dem Sandschak sei deshalb notwendig, um der Legende von dem Vormarsch nach dem Ägäischen Meere ein Ende zu machen.

Es wäre also vollständig verfehlt, den Grund der Besorgnis Österreichs — versteht sich: des offiziellen Österreich — darin zu suchen, daß es vermeint, mit der „Sperrung" des Sandschaks würde irgendeine seiner lebenswichtigen Interessen bedroht oder gefährdet. Nicht einmal das würde Österreich aufscheuchen: daß es, wenn der Sandschak aufhört, türkisch zu sein, aufhört, an die Türkei zu grenzen — obwohl es, weil diese Abscheidung

Österreichs von dem türkischen Reiche, in dem es durch Jahrhunderte die eigentliche Großmacht war, ein Bruch mit einer ererbten Ideologie ist, natürlich mit ins Gewicht fällt. Denn das, was Österreich schreckt, ist in Wahrheit die Furcht vor einem größeren Serbien, das den Trieb empfangen würde, ein Großserbien zu werden, das also schon durch seine Existenz für die Integrität Österreichs eine ständige Bedrohung wäre. Österreich-Ungarn hat jenen westlichen Teil der Balkanhalbinsel, den nun Serbien schlucken will, immer als seine ureigenste Interessensphäre betrachtet: ist es doch auch in dem Mürzsteger Übereinkommen mit Rußland vom Jahre 1903 von der gemeinsamen Reformtätigkeit ausdrücklich ausgenommen worden, und mit Italien steht schon seit dem Jahre 1902 eine Vereinbarung in Kraft, wonach Albanien, wenn die Türkei die Kraft, es zu behaupten, verlieren sollte, autonom werden müsse; serbisch soll es nicht werden. Nun ist es sicher, daß sich Serbien bei seinen Eroberungsgelüsten, wie sie in dem Kriegsmanifest des Königs angedeutet und von Herrn Paschitsch erläutert wurden, auf nationale Momente gerade nicht zu stützen vermag. Was Serbien an Neuland für sich anspricht und was ihm den so heiß ersehnten „Korridor zum Meere" verschaffen soll, ist ein Land, das von Serben, von orthodoxen und christlichen, nur im spärlichen Maße bewohnt ist, mehr als eine Viertelmillion Serben wird dort nicht wohnen; neben ihnen aber vielleicht ebensoviel Bulgaren, denen sich dann eine Million katholischer und mohammedanischer Albaner anschließt: auf das nationale Recht kann sich Serbien, indem es das Gebiet der Albaner für sich in Anspruch nimmt, nicht berufen. Wobei es nicht gerade wahrscheinlich ist, daß sich die Albaner, die sich gegen die Einverleibung in den serbischen Staat schon nach dem Berliner Vertrag empörten, in das serbische Joch freiwillig spannen werden, geschweige denn, daß sie der Gedanke, im serbischen Meere aufzugehen, mit der Begeisterung erfüllen würde, die die Schmeichelworte des serbischen Kriegsmanifestes zu erwecken sich bemühen. Was nun Österreich fürchtet, wenn sich die serbischen Eroberungsgelüste realisieren, wenn jenes Serbien entsteht, dessen Konturen aus den Erklärungen der serbischen Politiker schon ziemlich deutlich hervortreten, ist, um es mit dürren Worten zu sagen, die weitere Begehrlichkeit der Serben: daß sie nun Appetit auf den österreichischen Serbenbesitz bekommen werden, daß das Königreich Serbien auf die in Österreich-Ungarn wohnenden Serben eine Anziehungskraft ausüben könnte und ausüben können wollte, daß Österreich an diesem großen Serbien einen Nachbarn voll Unruhe, Begehrlichkeit, Habsucht erhalten würde, einen Nachbarn, der den serbischen Irredentismus erwecken, nähren und ausnützen würde. Was die Federn des Ballplatzes nun eben die „Umklammerung Österreichs durch Serbien" nennen, und was eine unermeßliche Gefahr sein soll, gegen die sich Österreich-Ungarn selbst mit einem Kriege, der dann natürlich nicht einer bloß mit Serbien, sondern auch einer mit Rußland sein würde, wehren müsse.

Ohne die Friedfertigkeit und Anspruchslosigkeit Serbiens zu überschätzen, ohne auch die ränkevolle Art der serbischen Politiker zu unterschätzen, halten wir das ganze Reden von der serbischen Gefahr mehr oder minder für einen Unsinn, und die Angst der Österreicher ist in der Hauptsache nur ihr schlechtes Gewissen. Das schwarzgelbe Österreich weiß nämlich nicht bloß, daß es die Südslawen, die es im Laufe der Jahrhunderte einverleibt hat, staatlich

nicht zu assimilieren vermochte; es fühlt auch, daß es sich ihnen gegenüber mit schwerer Schuld beladen hat. Hat doch seine neueste Unsinnspolitik selbst das zuwege gebracht, die Nachfahren des Jelachich, die katholischen Kroaten, zur Verzweiflung zu treiben und ihnen, die einst die Bollwerke der habsburgischen Herrschaft im Süden waren, die „Hochverräterei", nämlich das Verzweifeln an Österreich-Ungarn einzuimpfen —, eine Leistung, zu der das normale Quantum österreichischer Vernunftlosigkeit nicht ausreichend gewesen wäre! Nun steht es natürlich mit den Serben in Österreich anders als mit Kroaten und Slowenen, den anderen Stämmen des Südslawentums: sie sind als Orthodoxe von dem übrigen Österreich auch durch die Religion, bei den jungen Völkern des Orients keine geringe Kraft, geschieden; sie, die in drei Staaten der Monarchie (Österreich, Ungarn, Bosnien) zersplittert sind, werden in dem Verband mit Österreich um die nationale Vereinigung betrogen; und sie zieht zu Serbien der angeborene nationale Drang. Aber daß es Österreich nicht möglich wäre, um es so auszudrücken, den Wettbewerb mit dem Staate des Königs Peter aufzunehmen, daß es den Völkern im Süden nicht eine Heimstatt bereiten könnte, die ihnen das Verbleiben in Österreich nicht als Last und Druck und Unglück erscheinen läßt, das glauben wir, so wenig wir von der österreichischen Staatlichkeit selbst erbaut sind, denn doch nicht. Wenn sich aber die südslawischen Völker, wenn sich insbesondere die Serben nicht von und aus Österreich hinwegsehnen werden, so verliert das größere Serbien, mit dem man jetzt die österreichischen Schwarzgelben, insbesondere die deutschen, graulen machen will, jede Gefährlichkeit; der Nachbar mag unbequem sein, aber zum Range einer Gefahr ihn erheben zu wollen, ist doch eine ausbündige Kinderei. Auch aus jenem „Recht des Nachbarstaates", das es für sich in Anspruch nimmt, hat Österreich-Ungarn kein Recht, den Serben, die sich zum erstenmal in ihrer modernen Geschichte ihr staatliches Leben selbst zimmern, den Raum zu bestreiten, den sie zu ihrer nationalen und wirtschaftlichen Entfaltung brauchen.

Nun ist die wichtigste Frage, wenn man erwägt, was nach dem Kriege sein wird, die, wie der eigentliche Wille in Österreich geschaffen sei. Daß Graf Berchtold, bevor die eisernen Würfel gefallen, sehr energisch redet, und daß die Ballplatzpresse, die reichsdeutsche fast noch aufgeregter als die österreichische, von dem Grundsatz der „Unveränderlichkeit" der Dinge auf dem Balkan in den schrillsten Tönen deklamiert, braucht nicht allzu tragisch genommen werden: das sind oder können taktische Plänkeleien sein, bestimmt, die Gegner einzuschüchtern und die Freunde zu bestärken. Übrigens weht seit Kirkkilisse auch in diesen Blättern merklich ein anderer Ton: die Überzeugung von der Unerschütterbarkeit des Statusquo wird eingesargt und die Selbstverständlichkeit, daß gegenüber Kriegsentscheidungen kein Diktat der Großmächte aufzukommen vermag, ringt sich durch. Und daß die Hoffnung eitel wäre, die siegenden Balkanvölker nach dem Siege zu zerspalten, wird sich jeder Zurechnungsfähige selbst sagen. Mag sein, daß sie sich, die heute als ein einig Volk von Brüdern kämpfen und siegen, einmal in den Haaren liegen und die Idylle des geeinigten Balkanvolkes in der harten Wirklichkeit bald zerstiebt: angesichts der ganz ungewöhnlichen Leistung dieses Bundes, der von jedem Teil nicht unbeträchtliche Opfer an Aspirationen und Hoffnungen verlangt hat, und dessen Zustandebringen auch ein ungewöhnliches staatsmännisches Geschick bezeugt, ist es wohl ausgeschlossen, daß

man die siegenden Völker zersplittern könnte, und insbesondere ist die geheime Hoffnung der Österreicher eitel, daß man Bulgarien und Griechenland, vielleicht auch Montenegro alles bewilligen könnte, wofür sie dann Serbien dem österreichischen Veto preisgeben werden. Es wäre auch ein *besonderes Versäumnis der reichsdeutschen Politiker*, wenn sie Österreich nicht zur Vernunft bringen würden: zu der Vernunft nämlich, daß die Wahrung eines vermeintlichen und fragwürdigen Interesses der habsburgischen Großmacht nicht die Knochen eines österreichischen, geschweige denn eines reichsdeutschen Soldaten wert ist — auf welche deutsche Soldaten die betörten Schwarzgelben am meisten hoffen. Und je durchschlagender der Sieg der Balkanstaaten sein wird, desto größer wird die Unmöglichkeit werden, daß sich die Großmächte die Entscheidung anmaßen, desto unmöglicher auch, daß sich Österreich aufs hohe Roß setzen könnte; ein *durchschlagender* Sieg der Gegner der Türken wird nämlich in seiner Wirkung einem Siege der Türken gleichkommen. Dabei muß natürlich auch die *innere Lage Österreichs*, nicht bloß etwa der schlimme Stand seiner Finanzen, sondern sein aprioristisches Sein, nämlich sein Mangel eines einheitlichen nationalen Bewußtseins, in Anschlag gebracht werden. Für die schwarzgelben Phantastereien ist in Österreich höchstens die Begeisterung der Deutschen aufzutreiben, und auch von dieser Begeisterung werden nur die kurzsichtigen Politiker, nie die Volksmassen (nämlich die bürgerlichen; von der absolut ablehnenden Stellung der proletarischen braucht, weil sie selbstverständlich, nicht gesprochen zu werden), zu ergreifen sein. Aber für einen Krieg kommt es natürlich in Betracht, daß in Österreich und in Ungarn recht viele Slawen und Rumänen und Madjaren leben, und daß von den Slawen ein gar nicht unbeträchtlicher Teil den Balkanstaaten die Eroberungen nicht mißgönnt, vielmehr, die Tschechen voran, in leidenschaftlicher Verzückung sie zu fördern und zu unterstützen bereit ist. Alle diese Momente werden, wenn sich das österreichische Veto nicht mehr auf Zeitungsartikel oder Delegationsreden zu beschränken vermag, wenn die Zeit kommt, daß es sich so deutlich hervorwagen müßte, um gegebenenfalls den Entschluß zu einem Krieg darzustellen, die wirkliche Politik der österreichisch-ungarischen Machthaber ganz bedeutend beeinflussen. Um es mit aller Bestimmtheit zu sagen: die Erwägung aller Tatsachen, die hier mitspielen, zwingt zu dem Schlusse, daß sich die Macht der Dinge, die der Krieg entschieden und herbeigeführt hat, stärker erweisen werde als selbst die Möglichkeit der Unvernunft aller derer, die über die auswärtige und die militärische Politik des Habsburger Staates bestimmen. Denn ohne die proletarische Macht und Kraft in dem Nationalitätenstaat im geringsten zu überschätzen, so kann doch ohne Überhebung und Schönfärberei gesagt werden, daß *auch sie* eine Macht, eine wirkliche und lebendige Macht ist, und den Durchbruch der Vernunft, der die Bewahrung des Friedens ist, mächtig fördern wird.

Nichts scheint so schlüssig als die Weissagung von dem kommenden Weltkrieg. Serbien, dem der Bund der siegreichen Balkanstaaten zur Seite steht, drängt zu dem größeren Serbien, das bis ans Meer reicht, unwiderstehlich hin. Das kann Österreich nicht dulden und muß, um es zu hindern, das Schwert ziehen. Rußland kann nicht ruhig zuschauen, wie sein Schutzstaat um sein erkämpftes Recht betrogen, von Österreich zerstampft wird. Der Krieg zwischen Rußland und Österreich-Ungarn ist unausweichlich. Der

Bundesvertrag mit Deutschland wird lebendig; Deutschland kann Österreich nicht verlassen, muß ihm zu Hilfe kommen. Aber wenn Deutschland in einen Krieg auf Tod und Leben verwickelt ist, ist für Frankreich die günstige Gelegenheit gekommen, seine alte Rechnung mit dem Staate, der es vor einem Menschenalter besiegt hat, zu bereinigen. Natürlich auch für England, das endlich den Augenblick vor sich sieht und wahrnimmt, den gehaßten Nebenbuhler ins Mark zu treffen. Dasselbe gilt gegenüber Österreich für Italien, dem endlich die Chance blüht, das Gut, das ihm Österreich vorenthält, sich zu holen. Und so steht die ganze europäische Welt in Flammen. Und weswegen? Wegen der Ansprüche Serbiens auf eine Handvoll von Quadratmeilen kulturlosen Landes! Wenn die Besinnung zu dem Ursprung des sagenhaften Weltkrieges zurückkehrt, wird sie sich der Phantastik jener Schlußfolgerungen schon bewußt werden. Und diese Besinnung zu bewahren und ihr die unermeßliche Kraft des seiner Wege und Ziele bewußten Proletariats beizugesellen, scheint die eigentliche Aufgabe der Sozialdemokratie zu sein und soll ihre Leistung werden.

Güterpreise und Schutzzoll.

Von **Ernst Andrée.**

In den letzten Jahren ist wiederholt versucht worden, den Einfluß der Schutzzölle auf die Preise der landwirtschaftlichen Güter zu ermitteln. Am bekanntesten sind die Arbeiten Walter Rothkegels, der, gestützt auf das amtliche Material der Katasterämter, wohl die generellsten Arbeiten auf diesem Gebiet geleistet hat. In den jüngsten Wochen sind nun zwei Werke erschienen,[1] die mehr ins einzelne zu dringen suchen und die Bewegung der Güterpreise in engeren Bezirken festzustellen und zu erklären streben. Von beiden Verfassern sind Teile des Königreichs Bayern näher untersucht worden; wie aus der Einleitung des Stecheleschen Werkes zu entnehmen ist, infolge einer Preisaufgabe der staatswirtschaftlichen Fakultät der Universität München im Jahre 1910/11, die lautete: „Es soll für einen der acht Kreise des Königreichs Bayern die Bewegung der landwirtschaftlichen Güterpreise während der letzten zehn Jahre festgestellt und möglichst erklärt werden." Der Preis wurde keinem Bewerber erteilt; die Hörenzsche Schrift wurde indes mit dem Akzessit ausgezeichnet.

Der Verfasser des Werkes über die Preisbewegung der landwirtschaftlichen Güter im nördlichen Teile Oberbayerns hat die Besitzwechsel in den sechs Rentamtsbezirken Aichach, Dachau, Freising, Ingolstadt, Pfaffenhofen und Schrobenhausen bearbeitet. Er kommt nach genauen statistischen Berechnungen zu dem Ergebnis, daß die durchschnittliche Gesamtsteigerung der Güterpreise in dem Jahrzehnt 1900 bis 1909 etwa vierzig Prozent ausmacht. Er stützt sich dabei auf die Beobachtung von 2766 Kaufabschlüssen, die sich auf 2086 landwirtschaftliche Güter im Umfang von 2 bis 100 Hektar beziehen. Die Anwesen unter

[1] Dr. Franz Hörenz, Die Preisbewegung landwirtschaftlicher Güter im nördlichen Teil Oberbayerns 1900 bis 1909. Parchim, Verlag von Hermann Freise. — Dr. Johann Stechele, Über die Bewegung der landwirtschaftlichen Güterpreise in der Oberpfalz 1900 bis 1910. München, Lindauersche Buchhandlung.

2 Hektar hat er mit Recht unberücksichtigt gelassen, weil für deren Preisbildung besondere, außerhalb des Rahmens seiner Aufgabe liegende Faktoren maßgebend sind und weil Betriebe unter 2 Hektar meist im Besitz von Zwergbauern oder Landarbeitern sind, zum größten Teil im Nebenberuf bewirtschaftet werden und daher nicht mehr zu den eigentlichen landwirtschaftlichen Gütern gezählt werden können. Auch hat er nur die durch Verkauf erfolgten Besitzwechsel berücksichtigt, also diejenigen durch Erbgang und Übergabe außer acht gelassen. Um die bei der Verschiedenheit der landwirtschaftlichen Verhältnisse sich ergebenden unausbleiblichen Fehler der Formalstatistik zu beseitigen, hat der Verfasser die Güter nicht nur nach den üblichen Größenklassen, sondern auch diese noch nach ihrer Ertragsfähigkeit klassifiziert in solche mit „mäßigem", mit „gutem" und mit „vorzüglichem" Ertrag, welche Neuerung zu begrüßen ist.

Was die Hörenzsche Arbeit besonders wertvoll macht, sind die lehrreichen Untersuchungen über die Ursachen der Preisbewegung. Von der 40prozentigen Gesamtpreissteigerung führt er 0,25 Prozent auf die Bodenzinsablösungen, 0,5 Prozent auf die Neuanlage von Bahnen, 20 Prozent auf Kulturunternehmungen und Verbesserung der Betriebstechnik und 19,5 Prozent unmittelbar auf den Zolltarif von 1902 zurück. Die gestiegenen Löhne der Arbeiter bedingen dagegen eine $4^1/_2$prozentige Wertminderung, so daß im ganzen also eine Werterhöhung der landwirtschaftlichen Güter von rund 36 Prozent erfolgt. „An der Steigerung haben aber nicht alle Klassen den gleichen Anteil; die Steigerung durch Verbesserung der Betriebstechnik wird sich besonders bei den Gütern zeigen, die von Natur am meisten verbesserungsbedürftig sind, also bei solchen mit schlechten Böden; der Einfluß des Zolltarifs wird sich um so mehr geltend machen, je mehr Getreide verkauft werden kann, also je größer das Gut ist."

Nun untersucht Hörenz die Preissteigerung in den einzelnen Größen- und Ertragsklassen. Seine Berechnungen ergeben das auf den ersten Blick überraschende Resultat, daß die Preissteigerung der kleinsten und ertragärmsten Güter mit 84,1 Prozent am größten ist, daß dann mit der Zunahme der Größe und des Ertrags der Güter die Wertsteigerung bis auf 28 Prozent sinkt, um bei den großen Gütern mit gutem Ertrag wieder bis auf 83 Prozent zu steigen. Folgende Aufstellung, in der leider einige Zahlen fehlen, weil in den betreffenden Gruppen zu wenig Kaufabschlüsse getätigt wurden, um einen sicheren Schluß zu ermöglichen, soll das Gesagte illustrieren. Der Durchschnittspreis für je 1 Hektar betrug, wenn der Durchschnittspreis für die Zeit von 1900 bis 1902 gleich 100 gesetzt wird:

Größe in Hektar	Ertrags- und Absatzklasse	1900 b. 1902	1903	1904	1905	1906	1907	1908	1909
2 bis 5	mäßig	100	115,6	116,2	117,8	134,8	140,6	166,9	**184,1**
	gut	100	103,9	104,5	106,2	115,3	119,7	144	154,6
	vorzüglich	100	107,2	110,1	119,8	120,7	131,5	137,9	144,4
5 bis 20	mäßig	100	101,8	105,4	115,7	118,3	121	125,3	149,6
	gut	100	101,6	114,5	114	119,5	129	132,4	145,9
	vorzüglich	100	105,5	115,9	120	—	122,8	124,4	**128,6**
über 20	mäßig	100	114,4	121,2	—	131,9	141,4	151,5	—
	gut	100	118,5	131,6	142,9	156,1	156,4	174,3	**183,2**
	vorzüglich	100	—	—	—	—	—	—	—

Diese Aufstellung ist außerordentlich interessant. Sie zeigt deutlich die oben hervorgehobene Preisbewegung. Hörenz erklärt die Preissteigerung der Güter über 20 Hektar um 51,5 resp. 83,2 Prozent damit, daß diese Güter viel Getreide verkaufen, der Einfluß des Zolltarifs sich daher in vermehrtem Maße bemerkbar macht. In der Klasse „vorzüglich, 5 bis 20 Hektar" beträgt nach Hörenz die Steigerung deshalb nur 28,6 Prozent, weil es sich hier einerseits um vorzüglichen Boden handelt, sich die Verbesserung der Betriebstechnik also weniger als im Durchschnitt von 20 Prozent bemerkbar macht, und weil andererseits weniger Getreide verkauft werden kann, sich der Zolltarif deshalb nur mit weniger als seinen durchschnittlichen 19,5 Prozent geltend macht. Hinsichtlich der Frage, wo der unmittelbare Einfluß des Zolltarifs aufhört, glaubt Hörenz annehmen zu können, daß die Grenze in der Klasse „5 bis 20 Hektar, vorzüglicher Ertrag" gezogen werden muß. Unterhalb dieser Grenze seien die Besitzer von Gütern an einem Schutzzoll nicht interessiert. Die enormen Preissteigerungen der geringeren Güter aber erblickt Hörenz in der Güterspekulation, die aus Anlaß der Zolltarifgesetzgebung eingetreten ist.

Der Verfasser geht dann dieser Güterspekulation, deren Träger nicht so sehr die Händler und Güterschlächter als vielmehr die Landwirte selbst sind, näher auf den Grund. Die Landwirte hätten aus der Agrarkrise von Ende der siebziger bis Ende der neunziger Jahre nichts gelernt. Alle Landwirte, die nach dem Kriege mit Frankreich Güter zu teuer gekauft hätten, weil sie mit den hohen Getreidepreisen der siebziger Jahre rechneten, seien dann, als die Getreidepreise sanken, bankrott geworden, da sie die hohen Zinsbeträge der Kaufsummen nicht mehr bezahlen konnten. Da habe die Gesetzgebung eingegriffen. Um eine Steigerung der Getreidepreise und damit eine Mehrung des Einkommens der Getreideproduzenten herbeizuführen, wurde ein Schutzzoll auf Getreide eingeführt. Dann wurde der Schutzzoll mehrfach, zuletzt 1902, erhöht. Die letzte Erhöhung ist aber kaum beschlossen worden, da fängt bereits wieder die Spekulation an. Hörenz, der bei diesen Ausführungen von der richtigen Beobachtung ausgeht, daß die durch den Zolltarif erst in weiterer Zukunft zu erwartende Wertsteigerung schon bald nach dem Beschluß des Zolltarifs bei den Käufen in Rechnung gestellt wird, sagt weiter, daß der Besitzwechsel im letzten Jahrzehnt ganz bedeutend zugenommen habe; in manchen Fällen seien so viele Wechsel ein und desselben Gutes in so kurzer Zeit erfolgt, daß von einer Bewirtschaftung überhaupt nicht mehr die Rede sein konnte; „diese Güter waren lediglich Handelsware und Spekulationsobjekte," ein Satz, der den vielgerühmten „Hang zur Scholle" lichtvoll beleuchtet.

Es muß als ein Verdienst des Verfassers bezeichnet werden, daß er nicht nur die Ursachen der Preissteigerung der landwirtschaftlichen Güter aufgedeckt hat, sondern daß er mit dem Weitblick des ernsten Wissenschafters auch die Folgen der herrschenden Wirtschaftspolitik für die Zukunft der deutschen Landwirtschaft offen darlegt. Die Frage, ob der Getreidezoll eine Besserung der Lage der Landwirtschaft herbeigeführt, beantwortet er dahin: Für den Augenblick: ja, für die Dauer: nein! Der Zolltarif habe die Lage der Landwirte, zumal die der großen und größten, ganz wesentlich gebessert. Die Rentabilität habe aber ihre Grenzen. Die Kaufpreise der

Güter hätten durch die Überspekulation eine solche Höhe erreicht, daß von einer Rentabilität einzelner Anwesen schon jetzt, nach wenigen Jahren, nicht mehr gesprochen werden könne. Die Güterspekulation aber, die mit einem Gewinn als sicherem rechne, der tatsächlich nicht sicher sei, oder die sich auf einen Gewinn von bestimmter Höhe stütze, der nicht gleichbleibend sei, sei verfehlt; sie müsse zu einer Krisis führen. Nachdem Hörenz weiter ausgeführt hat, daß die von den Regierungen und einzelnen Organisationen der Landwirte unternommenen Schritte zur Eindämmung der ungesunden Spekulation nichts genutzt haben, sagt er zum Schlusse:

Der Gesetzgeber hat die unerfreuliche Begleiterscheinung des Schutzzolls nicht berücksichtigt; er hat mit Menschen gerechnet, wie sie sein sollten, er hat sich daher verrechnet. Der Wirtschaftspolitiker aber nimmt die Menschen, wie sie sind; er sieht im Getreidezoll eine „Schraube ohne Ende", zum Nachteil der Gesamtnation, niemals aber ein Mittel zur dauernden Besserung der Landwirtschaft.

Die Konsequenz, daß ein Wirtschaftssystem, das zum Nachteil der Gesamtnation wirkt, ohne der Landwirtschaft dauernd zu helfen, aufs schärfste bekämpft werden muß, zieht der Verfasser nicht. Eine Stelle seiner Schrift, wo er von dem Zolltarif von 1902 als von einem Volksopfer spricht, das bei begnügsamen Landwirten seinen Zweck, sie vor dem Zusammenbruch zu retten, voll erreicht hätte, läßt vielmehr die Deutung zu, daß der Verfasser Anhänger eines mäßigen Schutzzolls ist. Hier hätte Hörenz seine Ansicht klarer zum Ausdruck bringen müssen. Im übrigen aber wird seine Arbeit in den wirtschaftspolitischen Kämpfen der nächsten Zukunft eine willkommene Waffe für alle diejenigen sein, die im Parlament und draußen im Lande den Kampf gegen die unheilvolle agrarische Zollpolitik zu führen haben.

* * *

Der Verfasser der Schrift über die Bewegung der landwirtschaftlichen Güterpreise in der Oberpfalz, Dr. Stechele, kommt zu entgegengesetzten Resultaten als Hörenz. Stechele, der sich als einen Schüler Brentanos bezeichnet, will gefunden haben, daß die Steigerung der Güterpreise nicht sowohl die Folge der schutzzöllnerischen Wirtschaftspolitik ist, sondern daß vielmehr der höhere Stand der landwirtschaftlichen Produktionsweise die steigenden Güterpreise verursacht hat. Der Verfasser soll, wie die „Deutsche Tageszeitung" versichert, mit „großer Gründlichkeit und Schlüssigkeit im Rahmen seines Themas den Standpunkt seines früheren Lehrers Brentano in teilweise neuartiger Begründung" widerlegt haben. Sehen wir einmal zu, wie es mit der „Gründlichkeit und Schlüssigkeit" der Stechelescheu Beweisführung aussieht.

Der Verfasser hat die Güterpreise in 85 von im ganzen 253 Gemeinden der vier bayerischen Rentämter Regensburg I (ohne Stadt) und II, Burglengenfeld und Nabburg untersucht und bearbeitet. Er kommt zu dem Schlusse, daß in dem von ihm untersuchten Gebiet die Güter- und Grundstückspreise während des letzten Jahrzehnts nahezu um das Doppelte, nämlich 98 Prozent, gestiegen sind. Vorherrschende Betriebsgröße ist in dem Bezirk das mittlere Bauerngut. An der Preisentwicklung ist hauptsächlich der Zwerg- und

Parzellenbesitz beteiligt; ohne dessen Heranziehung ist eine Preiserhöhung des Grundbesitzes nur um die Hälfte eingetreten. Die Zahlen, die in dem Werke beigebracht werden, zeigen in der Tat diese enorme Steigerung der Güterpreise; sie beweisen aber nichts Neues, sondern illustrieren nur eine längst bekannte Erscheinung.

Wichtiger indessen ist die Erklärung dieser Preisbewegung. Hierbei muß bemerkt werden, daß die Stechelesche Schrift im Gegensatz zu der Hörenzschen die Preisbildung des Parzellenbesitzes unter 2 Hektar mit berücksichtigt. Stechele erblickt die Hauptursache der steigenden Preise vor allem in der besseren Bodenkultur und in der intensiveren und rationelleren Wirtschafts- und Betriebsweise. Daneben haben nach seiner Ansicht die höheren Preise für die pflanzlichen und tierischen Erzeugnisse der Landwirtschaft bei der Werterhöhung des Grund und Bodens mitgewirkt. Was das Verhältnis von Preis und Zoll anbetrifft, so zeige sich, daß die Güterpreise nach der Zollerhöhung (1906) verhältnismäßig nicht stärker gestiegen seien als vorher, im Gegenteil sei eher ein kleiner Rückschlag festzustellen. Der Getreidezoll habe die erwartete Wirkung wohl nur bei den Weizenpreisen ausgeübt. Beim Viehzoll aber lasse sich in den untersuchten Gebieten geradezu eine entgegengesetzte Wirkung feststellen; die Viehpreise seien in der ersten Zollperiode, vor 1906, verhältnismäßig höher als in der zweiten gewesen.

Von der Stechelesschen Erklärung der Preissteigerung interessieren vor allem seine Darlegungen über den Zusammenhang von Zoll und Preis. So wirkungsvoll er seine Schlußfolgerungen auch zu begründen weiß — bei näherem Zusehen findet man, daß seine Arbeit an einer Reihe von Fehlern leidet, die ihm eigentlich nicht unterlaufen durften. Zunächst führt es zu falschen Schlüssen, daß Stechele bei der Untersuchung dieser Frage das Jahr 1906 als Scheidegrenze in der Preisbewegung annimmt, also das Jahr des Inkrafttretens des jetzt geltenden Zolltarifs. Große Ereignisse pflegen aber ihre Schatten vorauszuwerfen. So auch der im Dezember 1902 beschlossene Zolltarif; die durch ihn bewirkte Wertsteigerung wird schon sofort nach der Beschlußfassung durch die gesetzgebenden Körperschaften im Kaufpreis vorweggenommen. Bei einer Untersuchung der Wirkung des Zolles auf die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse muß daher das Jahr 1902 oder höchstens das Jahr 1903 als Scheidelinie angenommen werden, was zum Beispiel auch Walter Rothkegel in seiner Arbeit über „Die Bewegung der Kaufpreise für ländliche Besitzungen und die Entwicklung der Getreidepreise im Königreich Preußen von 1895 bis 1909" durchgeführt hat. Würde Stechele das auch tun, dann würde er zu ganz anderen Resultaten gelangen, insbesondere hinsichtlich der Viehpreise. Das lehrt schon ein flüchtiger Blick auf die von ihm mitgeteilten Tabellen über die Jahresdurchschnittspreise für Vieh auf den Märkten in Pfreimd und Cham, ferner die Tabellen über die Preise der wichtigsten landwirtschaftlichen Viktualien und Verbrauchsgegenstände wie Butter, Schmalz, Kartoffel, Eier usw.

Daneben aber fällt an der Stechelesschen Arbeit noch folgender Mangel auf: Er untersucht mit lobenswerter Gründlichkeit eine ganze Anzahl Momente, die die Produktivität des landwirtschaftlichen Betriebs und damit, neben dem Zoll, den Preis der Güter in die Höhe treiben, so zum Beispiel den

Einfluß der Bodenverbesserungen durch Meliorationen, künstliche Düngemittel usw., ferner die Wirkung der Grundstückszusammenlegungen, der größeren Anwendung von Maschinen, der besseren Absatzmöglichkeit durch Hebung des Verkehrs und Förderung der genossenschaftlichen Verkaufsorganisationen usw., alles Dinge, die unzweifelhaft die Rentabilität der Landwirtschaft außerordentlich steigern. Warum hat Stechele aber nicht auch die Wirkung derjenigen agrarpolitischen Maßnahmen der Reichsregierung untersucht, die, wie die Grenzsperre, die Einfuhrscheine und die verschiedenen Liebesgaben, die Preisbildung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse ebenfalls enorm begünstigen? Die Berücksichtigung dieser preissteigernden Momente war doch so naheliegend!

Dann noch eins! Wenn wirklich das Buch Stecheles, wie die „Deutsche Tageszeitung" glauben machen will, den Nachweis erbringt, daß weniger der Zoll als vielmehr die verbesserte Betriebsweise der Anlaß der Preiserhöhung gewesen ist: warum halten denn die Agrarier noch so krampfhaft an den jetzigen Zöllen fest, ja fordern noch eine weitere Erhöhung der Zollsätze? Auch Stechele sagt, daß, wenn man von hochschutzzöllnerischer Seite überhaupt den Wert der Getreidezölle in Frage ziehe, nichts näher liege als die Forderung nach Beseitigung der Zölle. Davon wollen die Herren Agrarier selbstverständlich nichts wissen. Wenn sie sich aber dennoch in ihren Bemühungen, die preissteigernde Wirkung der Zölle zu leugnen, auf das Werk Stecheles berufen, dann wird diese Waffe gewissermaßen zu einer Art Bumerang, der auf seine Entsender zurückfliegt.

Das, was war.

Eine Erwiderung von **Rudolf Hilferding.**

Die Ausführungen, die Genosse Emil Kloth im vorigen Heft der „Neuen Zeit" meinem Parteitagsartikel glaubt entgegensetzen zu müssen, bestätigen vielmehr gerade das, worauf es mir ankommt. Denn Genosse Kloth ist mit dem Verlauf des Parteitags ja sehr zufrieden, so zufrieden, daß er in ihm den Sieg seiner „Richtung" sehen will. Da die überwiegende Mehrheit der Partei wie des Parteitags, die ja nicht revisionistisch ist, von den Ergebnissen der Chemnitzer Tagung ebenfalls befriedigt ist, was beweist das anderes, als daß eben der alte Gegensatz dieser beiden „Richtungen" im Verschwinden begriffen ist, daß die Entwicklung über ihn hinausführt, daß die alten Parteifragen zum Teil erledigt, zum Teil durch die Tatsachen selbst entschieden und der Partei neue Probleme gestellt werden, für die der alte Gegensatz der „Richtungen" bedeutungslos geworden ist?

Damit soll durchaus nicht gesagt werden, daß nun etwa die Meinungsverschiedenheiten in der Partei aufhören werden, ja daß dies auch nur wünschbar sei. Freilich ist es auch für die Partei nicht gerade ein Unglück, wenn innere Meinungsverschiedenheiten eine Zeitlang in den Hintergrund treten. Manches spricht dafür, daß wir momentan in einer solchen Phase der Parteientwicklung stehen. Nicht weil plötzlich faule Friedensliebe und Vertuschungssucht die Partei erfaßt haben, sondern weil die Tatsachen eine so eindeutige und klare Sprache führen, daß ein Streit und namentlich der,

den der „Revisionismus" entfacht hatte, heute nicht mehr möglich ist. Und gerade wenn man der Ansicht ist, daß wir vor große und wichtige Aufgaben und Entscheidungen in absehbarer Zeit gestellt werden können, wird man es nur begrüßen müssen, daß die Masse der Partei die richtige Einsicht und den offenkundigen Willen zeigt, einen Streit, der sachlich mindestens zum größten Teil erledigt ist, nicht etwa in einen persönlichen ausarten und verewigen zu lassen. Natürlich werden auch in einer solchen Periode Meinungsverschiedenheiten entstehen, und stets ist in jeder Sozialdemokratie über eine intransigentere oder eine opportunistischere Lösung auftauchender taktischer Fragen debattiert worden. Aber solche Debatten müssen durchaus nicht zum Entstehen und zur Befestigung bestimmter Richtungen führen, die leicht zu einer Gefahr für die Einheit und Geschlossenheit der Partei werden können. Daß der Chemnitzer Parteitag gerade diese Geschlossenheit der Partei dokumentiert hat, darin haben wir seine Bedeutung gesehen, und diese Tatsache will ja auch Genosse Kloth keineswegs in Abrede stellen.

Die Frage, welche „Richtung" nun eigentlich in Chemnitz „gesiegt" hat, scheint mir also überhaupt falsch gestellt. Die Partei hat die Richtungen überwunden, und da gibt es außer für Richtungsmeier weder Sieger noch Besiegte.

Anders freilich steht es um die Frage, ob die jüngste Entwicklung der Theorie des Marxismus und der daraus folgenden praktisch-politischen Stellungnahme entspricht oder ob die verschiedenen Einwände, die der Revisionismus seinerzeit gegen die marxistische Auffassung erhoben hat, ihre Bestätigung gefunden haben. Und in diesem Punkte kann auch Genosse Kloth nichts gegen die Ausführungen meines Artikels vorbringen. Er verzichtet auf die Nachprüfung der theoretischen oder prinzipiellen Ansichten — was immer diese sein mögen — des Revisionismus und begnügt sich mit der Behauptung, der „Revisionismus" habe in der praktischen Stellungnahme oft das Richtigere getroffen. Als Beweis führte er die Haltung der Partei zu den preußischen Landtagswahlen und zu den Gewerkschaften an.

Es ist nicht schwer, zu zeigen, daß Genosse Kloth hier Ansprüche vertritt, die zwar oft erhoben wurden, aber durchaus unberechtigt sind.

Es ist sicher richtig, daß Genosse Bernstein zuerst die Beteiligung an den preußischen Landtagswahlen öffentlich zur Diskussion gestellt hat. Aber das geschah im Jahre 1893, lange bevor es einen Revisionismus gegeben hatte, und der Vorschlag wurde gemacht im vollen Einverständnis mit der Redaktion der „Neuen Zeit". Er wurde sofort unterstützt von Genossen wie Parvus und Klara Zetkin. Er wurde auf dem Parteitag in Köln verworfen, weil man, wie Bebel sagte, der Meinung war, daß man sich zwar an den Wahlen beteiligen wolle, es aber nicht könne. Später haben dann neben Arons und anderen heute revisionistisch Abgestempelten Kautsky und namentlich Bebel die Beteiligung vertreten, und 1897 wurde sie beschlossen, ein Jahr bevor Bernstein durch seine Erklärung in Stuttgart eigentlich erst die revisionistische Richtung als schwache Minorität konstituierte.

Die Art der Beteiligung selbst war anders, als Bernstein sie 1893 vorgeschlagen hatte. Er trat damals für ein Wahlbündnis mit dem Freisinn ein, da die Sozialdemokratie aus eigener Kraft noch nicht Mandate erringen konnte. Gerade dieser Teil des Vorschlags rief die scharfe Opposition hervor, und er ist ja auch bis heute nicht akzeptiert worden.

In Wirklichkeit hat also die Frage der preußischen Landtagswahl nie etwas mit dem Gegensatz von Revisionismus und Radikalismus zu tun gehabt. Und dasselbe gilt für die Gewerkschaftsfrage.

Genosse Kloth gibt von der Kölner Gewerkschaftsdebatte ein Bild, das wohl mehr aus der Erinnerung als aus der Lektüre des Protokolls geschöpft ist. Er sagt: „Die hervorragendsten Führer der Partei waren sich damals darin einig, daß den Gewerkschaften keine Zukunft beschieden sei.“ Was war aber in Wirklichkeit der Gegenstand der Debatte? Eine Organisationsfrage, die Stellung der Generalkommission zur Partei und insbesondere zum Parteivorstand. Als Vertreter der Partei sprach bekanntlich der (orthodoxe Marxist?) Auer, dem es durchaus nicht einfiel, den Gewerkschaften die Zukunft abzusprechen, sondern der organisatorische Unzuträglichkeiten fürchtete, wenn die Arbeiterbewegung zwei voneinander unabhängige leitende Organe bekäme.

Genosse Kloth zitiert die Ausführungen von Bebel, der erklären wollte, warum die Gewerkschaftsbewegung in Deutschland so langsame Fortschritte mache. Aber warum führt er nicht an, daß Bebel (und im Schlußwort auch Auer) mit größtem Nachdruck darauf verwies, wie er von jeher für die Gewerkschaften gearbeitet und die Hälfte seiner Tätigkeit in Berlin ihnen gewidmet habe? Gegen die Auffassung, die Genosse Kloth dem außerhalb des Zusammenhanges der ganzen Debatte sehr mißverständlichen Zitat Bebels gibt, hat sich Bebel schon auf dem Parteitag selbst in einer Erklärung gewandt: „Wenn meine Ausführungen so ausgelegt werden, als ob sie von der Gewerkschaftsbewegung abschrecken könnten, so kann ich das nicht hindern, kann aber erwarten, daß man nichts in meine Worte hineinlegt, was nicht darin liegt, sondern sich an meine Worte und meine Unterschrift unter der Resolution Auer hält.“ Und was besagt diese Resolution? Sie verweist auf die Stellungnahme des Parteitags in Halle, der die Notwendigkeit der Gewerkschaften ausgesprochen und ihre kräftigste Unterstützung durch Anschluß an die bestehenden Organisationen und Neugründung solcher verlangt hat, um zum Schlusse „den Parteigenossen von neuem die Pflicht aufzuerlegen, unermüdlich für die Erkenntnis der Bedeutung der gewerkschaftlichen Organisationen zu wirken und mit aller Kraft für deren Stärkung einzutreten“. Von der Resolution Arons, die Legien befürwortete, unterschied sie sich nur darin, daß diese den Parteigenossen den Zwang zum Beitritt auferlegen wollte. Legien selbst meinte: „Die Resolution Auer besagt, richtig verstanden, nahezu dasselbe, was die Resolution Arons ausspricht, von dem Schlußsatz abgesehen.“ Es war also wirklich nicht „weiße Salbe“, wie Genosse Kloth meint. Wie stellte sich aber die marxistische Theorie damals zur Frage der Entwicklungsmöglichkeit der Gewerkschaften, zu einer Zeit, wo die Krise und die großen verlorenen Streiks die Gewerkschaften in der Tat zur Bedeutungslosigkeit zu verurteilen schienen und wo auch in der bürgerlichen Wissenschaft die Anschauung Verbreitung gewann, daß die Kartelle und die Kapitalskonzentration überhaupt die Gewerkschaften zur völligen Ohnmacht verurteilen würden?

Fast zur gleichen Zeit, in der in Köln die Gewerkschaftsdebatte geführt wurde, wandte sich Karl Kautsky in der „Neuen Zeit“ gegen diese Auffassung und schrieb in einer Polemik gegen Dr. Rudolf Meyer:[1]

[1] Karl Kautsky, Der Sozialismus fin de siècle. „Neue Zeit“, XII, 1, S. 523 ff.

Die politische wie die gewerkschaftliche Seite der Arbeiterbewegung sind beide so notwendige Lebensäußerungen des Proletariats und so innig miteinander verbunden, daß eine Verkümmerung der einen auf Kosten der anderen eine Abnormität ist, die nur abnormen Zuständen entspringen kann und die auf die Dauer nicht anhält. Überall drängt die Arbeiterklasse in gleicher Weise nach gewerkschaftlicher wie politischer Betätigung....

Es gibt Leute, die annehmen, die Zeit für die Gewerkschaften sei vorbei. Was diese bisher für einzelne Arbeiterschichten geleistet, müsse nun vom Staate für die gesamte Arbeiterklasse geleistet werden. Jeder politische Sieg der Arbeiterklasse, zum Beispiel jedes Arbeiterschutzgesetz, bedeute eine Einengung des Wirkungskreises der Gewerkschaften und habe die Tendenz, sie überflüssig zu machen. Nichts irriger als das. Manche Aufgaben, zum Beispiel die Versicherung der Arbeiter gegen Krankheit, Unfälle usw., kann ja der Staat den Gewerkschaften abnehmen, aber eine Reihe wichtiger gewerkschaftlicher Funktionen wird er nie ausüben können....

Resümieren wir das Gesagte: die Zusammenfassung der einzelnen Betriebe bestimmter Industriezweige durch Kartelle hat die Tendenz, die Widerstandskraft der Arbeiter im gewerkschaftlichen Kampfe zu schwächen. Aber das besagt noch lange nicht, daß die Arbeiter dadurch tatsächlich widerstandsunfähig werden. Wenn die gesellschaftliche Entwicklung eine Reihe von Tendenzen erzeugt, die auf Verringerung der ökonomischen Widerstandskraft der Arbeiter abzielen, so erzeugt sie auch eine Reihe von Gegentendenzen, namentlich moralische, intellektuelle und politische Kräfte in der Arbeiterklasse, die in entgegengesetzter Richtung wirken. Die Zunahme oder Abnahme der Widerstandskraft der Arbeiter — sowohl der gesamten Arbeiterklasse wie jeder ihrer Schichten — ist also ein sehr komplizierter Prozeß, der von dem Zusammenwirken zahlreicher Faktoren bedingt wird, Faktoren, unter denen die Bildung der Kartelle keineswegs der bedeutendste ist. Ginge das Wachstum der die Widerstandskraft der Arbeiter schwächenden Faktoren — Verständigung der Kapitalisten untereinander, industrielle Reservearmee, Geschäftslosigkeit — rascher vor sich als das der in entgegengesetzter Richtung tätigen Faktoren, der Solidarität und des Opfermuts, der Intelligenz und der Erfahrung der Arbeiter, der Konkurrenzjagd der Kapitalisten untereinander, der Abneigung der Bourgeoisie gegen Monopole, endlich, last but not least, der politischen Macht der Arbeiterklasse, dann müßten allerdings die Gewerkschaften an Macht und Bedeutung abnehmen, dann würde der gewerkschaftliche Kampf, namentlich der Streik, immer unmöglicher werden. Wir haben aber die triftigsten Gründe, anzunehmen, daß dies in der Zukunft ebensowenig der Fall sein wird, wie es bisher der Fall war, und daß auch in der Zukunft das Wort von Karl Marx gelten wird, das er 1847 aussprach, als er im Gegensatz zu den liberalen Ökonomen wie zu den Sozialisten seiner Zeit auf die Bedeutung der Gewerkschaften für den Klassenkampf hinwies, und das heute ebenso gilt wie vor einem halben Jahrhundert: „Trotz beider, trotz Handbücher und Utopien haben die Arbeiterkoalitionen (Gewerkschaften) keinen Augenblick aufgehört, mit der Entwicklung und der Zunahme der modernen Industrie sich zu entwickeln und zu wachsen. Das ist heute so sehr der Fall, daß der Entwicklungsgrad der Koalitionen in einem Lande genau den Rang bezeichnet, den dasselbe in der Hierarchie des Weltmarktes einnimmt. England, wo die Industrie am höchsten entwickelt ist, besitzt die umfangreichsten und bestorganisierten Koalitionen" („Elend der Philosophie", 2. Auflage, S. 160).

Die Gewerkschaftsbewegung wird auch weiterhin ebenso wie bisher Hand in Hand mit der politischen Bewegung des Proletariats vorwärts schreiten. Freilich relativ im Verhältnis zur politischen Bewegung wird sie wohl zurückgehen; der Schwerpunkt der Bewegung wird immer mehr auf das politische Gebiet hin sich verschieben; sie wird auch in Verschiedenem ihren Charakter erheblich ändern, wie sie ihn bisher schon geändert hat; die Lösung mancher

Aufgabe wird sie der politischen Bewegung überlassen müssen, um dafür manche neue Aufgabe aus deren Erfolgen und dem Gange der ökonomischen Entwicklung zu schöpfen; aber wie immer sie sich auch gestalten mag, sie wird, wie das Proletariat selbst, an Ausdehnung und Bedeutung stetig wachsen.

Genosse Kloth kann also sehen, daß gerade der Marxismus zu jeder Zeit die hohe Bedeutung der Gewerkschaftsbewegung erkannt hat, daß die Widerstände, die sie hie und da in Parteikreisen gefunden, nichts mit marxistischer Auffassung zu tun haben, daß also auch in diesem Punkte mein Artikel nur enthalten hat, was wirklich war und ist.

Genosse Kloth insinuiert mir schließlich, meine Geschichtschreibung ließe die Gewerkschaftsführer als unwissende Dummköpfe erscheinen. Das Gegenteil ist richtig. Ich habe es von jeher als Unfug angesehen, die Gewerkschaftsführer samt und sonders als Revisionisten zu bezeichnen, und gerade aus meinen Ausführungen geht ja hervor, daß die Differenzen, die zwischen Gewerkschaften und Partei bestanden haben, mit der Frage von Revisionismus und Radikalismus nichts zu tun haben. Indem Genosse Kloth praktisch-politische Fragen, deren Entwicklung er zum mindesten einseitig darstellt, zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen gemacht hat, hat er gerade das Spezifische des Gegensatzes zwischen Revisionismus und Radikalismus übersehen. Praktisch aber bleibt er im Recht, wenn er zum Schlusse sagt: „Nicht der Sieg der ‚Richtung' ist die Hauptsache, sondern das, was der Partei dienlich ist und ihre Siege vorbereitet und herbeiführt!"

Technisch-wirtschaftliche Rundschau.

Formen der modernen Kraftverwendung. — Die Denkschrift an den preußischen Landtag über elektrische Zugförderung im Eisenbahnbetrieb. — Die „gemischten" Wirtschaftsunternehmungen.

Der Umwandlungsprozeß von Wärme in mechanische Arbeit im Kessel der Dampfmaschine gestattet heute längst nicht mehr den höchsten erreichbaren Nutzeffekt. Die Kraftgewinnung und Kraftverwertung in der Volkswirtschaft steht gegenwärtig vor neuen Aufgaben, und diese technischen Probleme sind volkswirtschaftlich von der allergrößten Bedeutung.

Die Alleinherrschaft der alten Kolbendampfmaschine ist gebrochen. In einer Antrittsvorlesung hat Professor H. Scholl von der Universität in Leipzig kürzlich wieder darauf hingewiesen,[1] daß heute die beste moderne Dampfmaschine noch nicht ein Fünftel der Verbrennungswärme in mechanische Energie umzuwandeln vermag, vier Fünftel gehen also ungenutzt zum Schornstein hinaus. Die Konstrukteure suchen deshalb durch die Verbesserung anderer Kraftmaschinen höhere Nutzwirkungen zu erreichen: Dampfturbinen und Gasturbinen, Großgas-, Sauggas-, Leuchtgasmaschinen, Diesel-, Benzin-, Petroleum-, Spiritusmotoren, Wasserkraftmaschinen.

Auch im Verkehrsleben zeigt sich das Bestreben, die Kolbenmaschine zurückzudrängen. Die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft hat jetzt ein dänisches Riesenmotorschiff „Fionia" angekauft, das mit Dieselmotoren getrieben wird. Das Feuerungsmaterial ist Rohöl. Die für ein großes Schiff riesigen Kohlenvorräte brauchen hier nicht mitgeschleppt, an Maschinenpersonal und Heizern kann gespart werden. Der Raumverbrauch der Dieselmaschine im Schiffskörper

[1] Die irdischen Energieschätze und ihre Verwertung. Leipzig-Berlin 1912, Verlag Teubner.

ist im Vergleich zu der Dampfmaschinenanlage gering. Die Handelspresse bezeichnet die erste Fahrt auf der „Fionia" als ein großes Ereignis, und eine Zeitschrift geht sogar so weit, von einer gleichen Umwälzung zu sprechen, wie der Übergang der Segelschiffahrt zum Dampferbetrieb gewesen ist.

Auch im preußischen Landtag muß man sich jetzt mit wichtigen technischen Fragen beschäftigen. Zur Bewältigung des zunehmenden Verkehrs auf den Berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahnen sind neue technische Hilfsmittel zu schaffen. Das Ministerium für öffentliche Arbeiten hat deshalb dem preußischen Landtag eine Denkschrift über die Einrichtung elektrischer Zugförderung vorgelegt. Es handelt sich um kein geringeres Projekt als die Elektrifizierung der Eisenbahn.

Schon seit einem Jahre ist auf der Linie Magdeburg-Leipzig-Halle eine Strecke von 26 Kilometer zwischen Bitterfeld und Dessau für Probefahrten mit elektrischen Lokomotiven und Triebwagen eingerichtet worden. Einige Maschinenbauanstalten und elektrotechnische Großfirmen haben Probemaschinen geliefert und in dem Bericht werden über die Betriebsresultate mit der elektrischen Zugförderung sehr günstige Angaben gemacht.

Zunächst wird untersucht, unter welchen Voraussetzungen die jetzige Verkehrsleistung auf der Berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahn bewältigt wird, welche Anforderungen in Zukunft zu erfüllen sind. Es ergibt sich folgendes Bild:

	Der jetzige Dampfbetrieb mit je einer schweren Tenderlokomotive für jeden Zug	Der Verkehr im Jahre 1916	
		Normalleistung	Höchstleistung
Zahl der Züge stündlich in jeder Richtung	24	30	40
Zahl der Sitzplätze pro Zug	488	610	610
Gesamtzahl der Sitzplätze stündlich in jeder Richtung	11712	18300	24400

Zur Bewältigung dieser Verkehrsleistungen sind drei verschiedene Hilfsmittel zu betrachten:

1. Weitere Ausgestaltung des Dampfbetriebs unter Verwendung zweier Lokomotiven in jedem Zuge.
2. Verwendung zweier elektrischer Lokomotiven in jedem Zuge.
3. Einstellung von Triebwagenzügen.

Sollen die Züge mit zwei Dampflokomotiven gefahren werden, so ist das nur angängig, wenn beide Lokomotiven an der Spitze des Zuges laufen. Jede andere Einstellung — etwa als Schiebelokomotive in oder hinter dem Zuge — ist aus Sicherheitsgründen ausgeschlossen. Befinden sich aber beide Lokomotiven an der Spitze des Zuges, so müssen sie an jedem Kopf- und Endbahnhof gewechselt oder umgesetzt werden. Dadurch würde Zeitverlust entstehen, ebenso wären speziell auf den Berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahnen Wechsellokomotiven notwendig. Wegen des großen Dampfverbrauchs beim Anfahren der Züge müßten ferner die Lokomotiven große Kessel haben und, wenn ein häufiger Lokomotivwechsel oder Aufenthalt wegen der Aufnahme von Wasser vermieden werden soll, bedeutende Vorräte dieses Stoffes mitführen. Für jeden Zug wären zwei schwere Tenderlokomotiven nötig, gleichwohl würde die Durchführung der erforderlichen schnellen Zugfolge wegen der Aufenthaltzeiten an den Wendestationen nicht durchweg zu erreichen sein. Auch würde ein solcher Betrieb den jetzt schon sehr lästigen Rauch und Lärm außerordentlich vermehren. Dazu kämen noch die Ausgaben für eine zahlreichere Lokomotivmannschaft, hohe Unterhaltungskosten der Lokomotiven und des Oberbaues, Verwendung von ziemlich hochwertigem Brennstoff.[1]

[1] Aus den Kreisen der Dampfmaschineninteressenten kommen jetzt Protesterklärungen. Es wird behauptet, daß die Rentabilität zwischen Elektrizität und Dampf

Wesentlich günstiger liegen nach der Denkschrift die Verhältnisse bei Verwendung elektrischer Lokomotiven. Da diese keine Vorräte mitzuführen haben und ihr Reibungsgewicht sich besser ausnutzen läßt, können sie leichter im Gewicht ausgeführt werden. Die Unterhaltungskosten sind wegen des Fortfalls der Dampfkessel wesentlich niedriger als bei Dampflokomotiven. Der Oberbau wird weniger angegriffen, die Brennstoffkosten werden geringer, die Rauchbelästigung verschwindet fast ganz, auch wird die Zugförderung dem Dampfbetrieb gegenüber weniger geräuschvoll.

Das sind nur einige der wichtigsten Punkte, die wir der Denkschrift entnehmen. Außerdem aber ist noch jener Passus für uns von besonderem Interesse, der vom Lokomotivpersonal handelt.

Eine Mechanisierung der Arbeitsleistungen ist bei dem elektrischen Betriebssystem zu erwarten. Der Führerstand — gegen Witterungseinflüsse geschützt — wird elektrisch beleuchtet und geheizt. Die Bedienung der Steuerapparate soll ohne nennenswerte Anstrengungen durch einfache Drehung eines Handrades oder einer Kurbel möglich sein. Zur Bedienung der elektrischen Lokomotive ist nur ein Mann erforderlich. Der Heizer fällt fort. Wird aber der Führer plötzlich dienstunfähig, so sollen automatische Bremsen und Signalapparate sofort in Funktion treten. Mit diesen Einrichtungen werden noch Versuche angestellt, die Betriebssicherheit soll durch eine derartige Mechanisierung des Betriebes erhöht werden.

Bei der Stadt-, Ring- und Vorortbahn will man sogar den Zugbegleiter als Fahrer ausbilden lassen und ihm seinen Platz neben dem Führer anweisen, so daß unter Umständen der Begleiter sofort die Bedienung der Steuerapparate übernehmen kann.

Es geht hier ein in seiner Art großartiges technisches Projekt der Verwirklichung entgegen. Ein allgemeineres Interesse aber verdienen diese Pläne deshalb, weil damit noch andere Umbauarbeiten im Zusammenhang stehen. Es ist beabsichtigt, die ganze Vollbahnstrecke Magdeburg-Leipzig-Halle mit einer Betriebslänge von 154 Kilometer für elektrischen Betrieb umzubauen. Mit dem Ausbau des Kraftwerkes für diese Zwecke hat man bereits begonnen. Dann soll die Hügellandbahn Lauban-Dittersbach-Königszelt mit den Nebenstrecken Hirschberg-Grünthal, Hirschberg-Landeshut, Ruhbank-Liebau und Niedersalzbrunn-Halbstadt ebenfalls in ein elektrisches Betriebssystem umgewandelt werden. Die Länge der Hauptstrecke beträgt etwa 130 Kilometer.

Die Denkschrift behandelt auch die Stromversorgung für diese elektrischen Bahnunternehmungen der Zukunft; bei der Erörterung dieser Dinge ergibt sich zugleich die Stellungnahme der preußischen Regierung zu einem gegenwärtig sehr wichtigen Wirtschaftsproblem, zu der Entscheidung in der Frage: Kommunalbetrieb oder „gemischtes" Wirtschaftsunternehmen.

Nach den Vorschlägen des Ministeriums für öffentliche Arbeiten soll die Stromversorgung nur dort von der Staatseisenbahnverwaltung durch eigene Kraftwerke betrieben werden, „wo es nicht möglich ist, anderswo elektrische Arbeit zu angemessenen Preisen zu erhalten. Überall, wo Bahnanlagen an fremde Kraftwerke angeschlossen sind, hat sich gezeigt, daß diese Art der Stromversorgung unbedenklich ist und daß sie besonders bei großen Werken privater Unternehmungen vollkommene Sicherheit und vielfach große wirtschaftliche Vorteile bietet. Das kann auch nicht auffallen, da solche Unternehmungen die Leitung der Werke nur allerersten Kräften übertragen, die große Geschäftskenntnis und Geschicklichkeit sowie reiche Erfahrungen auf diesem Gebiet besitzen. Hierzu kommt, daß Privatunternehmer leichter als der durch die Etatsverhältnisse gebundene Staat in der Lage sind und bereit sind, ihre Anlagen stets mit den neuesten und zweckmäßigsten Hilfsmitteln auszustatten und den Anforderungen entsprechend zu erweitern. Die

anders wird, wenn man zur Konkurrenz auf den Probestrecken Dampflokomotiven der neuesten Konstruktion zuläßt.

Entnahme der elektrischen Arbeit aus fremden Werken kann hiernach selbst für eine so wichtige Anlage wie die elektrische Zugförderung der Berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahnen weder nach der betrieblichen noch nach der wirtschaftlichen Seite hin beanstandet werden. Das wird um so mehr gelten, wenn noch durch die Stromlieferungsverträge dafür gesorgt wird, daß dem Staate ein weitgehendes Recht zur Aufsicht über die Betriebsführung und die Geschäftsgebarung der Werke zusteht, das ihm auch gestattet, bei Ausständen und im Kriege nach eigenem Ermessen einzugreifen. Auch lassen sich in solchen Fällen, wo der Staat als überragender Hauptabnehmer auftritt, Monopolbestrebungen oder ein berechtigte Interessen schädigender Wettbewerb durch vertragliche Festsetzungen vollkommen ausschließen."

Hier werden ähnliche Anschauungen vertreten, wie sie der preußische Ministerialdirektor Freund, der Vater des Zweckverbandsgesetzes, in seinen Vorschlägen über die „gemischten wirtschaftlichen Unternehmungen" formuliert hat. „Den öffentlichen Körperschaften soll unter genauer Abgrenzung der Pflichten und Befugnisse das Zusammenarbeiten mit dem Privatkapital erleichtert werden, da die seither eingeschlagenen Wege des Gemeinschaftsbetriebs oder Verpachtens nicht allen Wünschen genügend Rechnung tragen."

Was ist geschehen, um für diesen behördlichen Pessimismus der Eigenwirtschaft gegenüber eine Erklärung zu finden?

In allen kommunalen Verwaltungen ist, schon durch die Mitarbeit der sozialdemokratischen Vertreter, um die Verwirklichung der kommunalen Eigenwirtschaft, um die Verdrängung des Privatkapitalisten gekämpft worden. Die Kommunalverwaltungen haben Wirtschaftsunternehmungen in eigene Regie übernehmen müssen. Besonders dem Elektrokapitalismus gegenüber war das eine dringende Notwendigkeit. Die aufstrebenden elektrotechnischen Großfirmen waren gezwungen, da die kommunalen Verwaltungen dem elektrischen Betriebssystem noch abwartend gegenüber standen, selbst Straßenbahnen zu bauen und Kraftzentralen zu gründen. Es wurde „finanziert", und wenn man sich die Struktur der beiden größten Unternehmungen in der deutschen Elektroindustrie, der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft und der Siemens-Schuckert-Werke, ansieht, so zeigt sich hier ein wunderbar fein verästeltes Gebilde: ein vielverzweigtes Gewirr von Tochtergesellschaften und sonstigen Finanzunternehmungen ist den Stammhäusern im Laufe der Zeit angegliedert worden. Man kann sagen, daß mit frischer Initiative der Privatkapitalismus gerade auf dem Gebiet der Elektroindustrie und der Elektrizitätsversorgung manches gewagt und viel gegründet hat.

Natürlich ist das kapitalistische Gewinnstreben hier nur das ausschlaggebende Motiv gewesen. Es war auch ein Stück Existenzkampf und Selbsterhaltungstrieb, denn wenn man ertragreich die elektrischen Apparate und Maschinen fabrizieren wollte, mußte man auch für die Verwendungsmöglichkeit dieser neuartigen technischen Hilfsmittel in der Kraftzentrale und den Straßenbahnunternehmungen sorgen.

Wo aber die Elektrizitätsfirmen auf eigene Rechnung und auf eigenes Risiko Kraftstationen und Bahnanlagen gebaut hatten, machten sie ihre „Verträge". Diese Verträge wurden derart gerissen ausgearbeitet, daß in vielen großen Städten die Elektrokapitalisten durch den Bau ihrer eigenen Straßenbahnen sich die Herrschaft über die Straße und durch ihre Elektrizitätswerke sich das Monopol der elektrischen Kraftversorgung gesichert hatten.

Als nun die Kommunalverwaltungen dazu übergingen, Elektrizitätszentralen und Straßenbahngesellschaften in Eigenregie zu bauen und zu leiten, waren diese Unternehmungen nicht immer von Erfolg. Manche Pleite ist daraus entstanden. Die Statistik, die regelmäßig vom Verband deutscher Elektrotechniker aufgenommen wird, verbucht diese Vorfälle sehr gewissenhaft.

Diese Pleiten werden nun gegen die „sozialistischen" Bestrebungen des kommunalen Eigenbetriebs ausgenutzt. Es wird behauptet, daß die Verwirklichung

dieses Prinzips sich nicht als praktisch erwiesen habe. Dabei wird — bewußt oder unbewußt — der Kernpunkt der ganzen Frage verlegt. Wo kommunale Wirtschaftsunternehmungen mit Unterbilanz arbeiten und die Steuersäckel der Einwohner belasten, da ist diese Defizitwirtschaft nicht deshalb entstanden, weil die kommunale Wirtschaftsform im Prinzip keinen Fortschritt darstellt. Das Unternehmen ist vielmehr unter ungünstigen Voraussetzungen begründet und nach unrationellen Methoden verwaltet worden. In der Fachpresse ist deshalb durch einige sehr sachkundige Untersuchungen jetzt der Versuch gemacht worden, den allzu gründungslustigen Kommunalverwaltungen die Rentabilitätsfaktoren von Kraftzentralen darzulegen.

Denn auch das hat die Praxis gezeigt, daß zu viel gegründet worden ist. Man hat bei der Errichtung neuer Elektrizitätszentralen nicht immer die Rentabilität vorher mit genügender Sicherheit festgestellt. Denn es genügt nicht, will man elektrischen Strom erzeugen, den Elektrizitätsfirmen nur den Bauauftrag für ein neues kommunales Elektrizitätswerk zu überweisen. Es müssen auch genügend Abnehmer für den Verbrauch der elektrischen Energie vorhanden sein. War der Abnehmerkreis nicht genügend groß, so trat nachher das Defizit ein.

Die kommunalen Wirtschaftsunternehmungen sind aber auch sachgemäß zu verwalten. Und hier sind vor allen Dingen große Fehler gemacht worden. Die abgestorbenen Formen der alten Bureaukratenstube mit ihrem schwerfälligen Beamtenapparat hat man schematisch auf die neuen staatlichen und städtischen Wirtschaftsunternehmungen übertragen. Verwalten im staatlichen Bahnbetrieb, im städtischen Elektrizitätswerk oder Gaswerk erfordert aber einen Arbeitsplan, den einzuleiten unsere Regierungsleute und Behörden nicht recht verstanden haben. Hier war der privatkapitalistische Unternehmer wettbewerbsfähiger, er war kapitalistisch geschickter in der Ausarbeitung der ertragreichen Wirtschaftsweise, und nun, da unsere Regierungsleute ins Hintertreffen gekommen sind, heißt die Losung: Zurück zum Kompromißgebilde, zum Betrieb, in dem sich der private Unternehmer mit der staatlichen und kommunalen Wirtschaftsform „vereinigt".

In der Technikerbewegung etabliert sich jetzt eine akademische Streikbrecherorganisation, der „Verband deutscher Diplomingenieure". Das sind Streber und Karriereschnaufer, die sich auf ihre akademische Vorbildung berufen, die um Sondervorrechte petitionieren und den Auseinandersetzungen mit den Unternehmern der Großindustrie auszuweichen suchen. Aber eine vernünftige These wird von ihnen doch vertreten (wenn auch ebenfalls nur aus „Standesbewußtsein"): der Kampf gegen den Verwaltungsjuristen.

Die literarischen Wortführer in den akademischen Technikerkreisen wenden sich gegen die Monopolstellung des Juristen innerhalb der modernen Staats- und Stadtverwaltung. Sie fordern eine andere Vorbildung für die wichtigen Stellungen in diesen Betrieben. Nicht mehr soll allein das formale Wissen juristischer Paragraphenweisheit ausschlaggebend sein, sondern der Techniker soll aus seiner subalternen Stellung gegenüber dem Juristen zur selbständigen Mitarbeit herangezogen werden. Organisationsgabe und technisches Können soll sich auswirken, und der ganze Verwaltungsorganismus soll eine bessere Auslese der Tüchtigsten möglich machen, der Betrieb soll zeitgemäßer umgestaltet werden, um alle jene Fragen auch wirklich lösen zu können, die heute im modernen Wirtschaftsunternehmen gestellt werden.

Hier liegen in der Tat auch die wichtigsten Organisationsbedingungen, die noch zu schaffen sind. Statt einem Beamtenstaat muß eine ertragreiche Arbeitsgemeinschaft geschaffen werden. Ebenso wie im privatkapitalistischen Betrieb die jeweilig zweckmäßigste Organisation der Arbeit das Kleid ist, das den wechselnden Produktionsbedingungen angepaßt wird, so ist auch für den städtischen und den Staatsbetrieb eine zeitgemäße Betriebskunde zu schaffen.

Das „gemischte" wirtschaftliche Unternehmen kann nicht die letzte Lösung auf diesem Wege sein. Es ist schon gelegentlich in einer Besprechung der Arbeit von

Gilles (Die Elektrizität als Triebkraft in der Großindustrie und die Frage der Kraftversorgung im rheinisch-westfälischen Industriebezirk) darauf hingewiesen worden, wie der private Industriekapitalismus durch die Gründung des privatgemeinwirtschaftlichen Betriebs einen neuen gewaltigen Machtbezirk sich erobert. In den Geschäftsberichten bestimmter Unternehmungen und in den Fachberichten der Zeitschriften können wir verfolgen, wie auf dem Gebiet der Kraftgewinnung und Kraftversorgung sich die Bergherren und Hüttenleute ganze Provinzen unterwerfen. In Rheinland-Westfalen haben die Industriekönige Stinnes, Thyssen und Genossen den Weg gezeigt, der für den Industriekapitalismus zum Ziele führt. Die Gasfernversorgung, die Elektrizitätsgewinnung und -verwertung wird hier „geregelt", die Unternehmer produzieren durch Ausnutzung geringwertiger Materialien und Abfallprodukte elektrischen Strom oder Gas und liefern ihn billig an die Gemeinden, an Staatsbetriebe oder private Abnehmer. Und so ist dieser privatgemeinschaftliche Betrieb nicht eine Widerlegung unserer Forderung auf Beseitigung der privatkapitalistischen Unternehmungsform, sondern nur ein Beweis, daß unsere Regierungsleute einen faulen Frieden schließen und sich mit einem Kontrahenten vereinigen, dessen geschäftliches Sonderinteresse doch nur ein kapitalistisches Gewinnstreben ist. Richard Woldt.

Literarische Rundschau.

Der Wiener Hochverratsprozeß. Bericht über die Schwurgerichtsverhandlung gegen Andreas Scheu, Heinrich Oberwinder, Johann Most und Genossen. Neu herausgegeben von Heinrich Scheu. Nebst einer Einleitung und einem geschichtlichen Nachwort von Karl Renner sowie einem Beitrag von Heinrich Scheu, „Erinnerungen". Wien 1911, Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand & Co. 868 Seiten. Preis 8 Kronen.

Die Geschichte der österreichischen Arbeiterbewegung ist noch nicht geschrieben. Wohl haben einzelne ältere Genossen (Neumann, Hannich, Weigunt) ihre Erinnerungen veröffentlicht, die wertvolle Einblicke in die Verhältnisse der Vergangenheit gewähren, und es gibt auch Darstellungen einzelner Teile der Gesamtorganisation, wie meine „Geschichte der österreichischen Gewerkschaftsbewegung", aber eine zusammenfassende historische Beschreibung der österreichischen Arbeiterbewegung fehlt. Österreich teilt dieses Schicksal mit manchen anderen Ländern, die ebenfalls noch keine umfassende Geschichte ihrer Arbeiterbewegung besitzen. Aber mehr als anderswo muß sich dieser Mangel in dem Lande fühlbar machen, das bei der Kompliziertheit seiner Verhältnisse ohne eine genügende historische Betrachtung überhaupt kaum richtig erfaßbar erscheint. Solange wir keine umfassende Geschichte der österreichischen Arbeiterbewegung besitzen — und es besteht gar keine Aussicht, in absehbarer Zeit eine solche zu erhalten —, muß jede ernste Arbeit, die es sich zur Aufgabe setzt, die vorhandene Lücke kleiner zu machen, dankbar begrüßt werden. Eine solche Arbeit liegt nun vor. Der Wiener Hochverratsprozeß, den Heinrich Scheu im Jahre 1870 nach dem stenographischen Protokoll veröffentlichte, ist in seiner Neuausgabe an und für sich ein lesenswertes Dokument. Der Wert des Buches wird aber erheblich gesteigert durch die prächtigen Beiträge, die ihm Heinrich Scheu und Karl Renner mit auf den Weg gegeben haben.

Heinrich Scheu schildert in fesselnder, lebendiger Weise die österreichischen Verhältnisse zur Zeit des Hochverratsprozesses. Die Regierung hat eine ruhige, würdige Demonstration für das allgemeine Wahlrecht und die Koalitionsfreiheit zum Vorwand genommen, um mit brutaler Willkür über die junge Arbeiterbewegung herzufallen. Sämtliche Führer der Partei- und Gewerkschaftsbewegung wurden verhaftet, monatelang in Untersuchungshaft gehalten und dann vor einen feilen Gerichtshof gestellt, der sie wegen Hochverrats aburteilte. Das Ergebnis

dieses Schandprozesses nahm man wieder zum Anlaß, um an einem Tage alle Wiener Arbeitervereine aufzulösen. In dieser Zeit hat Heinrich Scheu, nachdem sein Bruder und Heinrich Oberwinder verhaftet worden waren, die Redaktion des einzigen bestehenden sozialdemokratischen Blattes übernommen und auch sonst fleißig in der Bewegung mit gearbeitet. Seine Eindrücke schildert er in ebenso lehrreicher als launiger Weise.

Von unbestreitbar hohem Werte ist die geschichtliche Einleitung, die Karl Renner dem Buche vorausschickt. Sie hat alle Vorzüge der plastischen, lebendigen Vortragskunst Renners. In einigen kräftigen Strichen zeichnet er das Bild der Klassen, die sich damals im Kampfe gegenüberstanden, und analysiert die historischen Bedingungen, unter denen sie handelten. Ausführlich wird das Werden der nationalen Frage dargelegt, die durch den Prozeß des Erwachens der geschichtslosen Nationen zu überragender Bedeutung in Österreich gedieh. Die herrschende Adelskaste und die Dynastie versuchten wiederholt, den Streit der Nationen für ihre Zwecke auszunutzen — und dieses Beginnen hatte nicht selten Erfolg. Schließlich gelang es aber doch den meisten Nationen, sich der Beeinflussung durch die reaktionären Mächte in mehr oder weniger genügendem Maße zu entziehen und selbständig ihre Wege zu wandeln.

Bei der damaligen noch engen Verbindung Österreichs mit den deutschen Bundesländern konnte Renner nicht umhin, die großdeutsche und kleindeutsche Frage zu erörtern, was ihn zu manchen wertvollen Darlegungen über die Klassengestaltung in Deutschland und die dort eben emporkommende Arbeiterbewegung führt. Macht schon dieser Teil der Schrift das vorliegende Buch auch für den deutschen Leser lesenswert, so dürfte aber auch die Schilderung der österreichischen Verhältnisse für ihn nicht ohne Interesse sein und ihn veranlassen, zumindest dem von Renner verfaßten Teile seine ernste Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Weniger ausführlich als die Einleitung ist das geschichtliche Nachwort, das besonders die Wahlrechtskämpfe schildert.

Die vorliegende Neuausgabe des Wiener Hochverratsprozesses ist ein Buch voll reichen Inhaltes. Gerade dieser Reichtum des Stoffes läßt aber einen technischen Mangel stärker hervortreten, der vielen die Lektüre des Buches erschweren wird. Es fehlt ein Namen- und Sachregister. In unserer Zeit, die rasche Orientierung fordert, verliert ein dickleibiges Buch von 800 Seiten erheblich an praktischer Verwendbarkeit, wenn dieser Behelf fehlt. Julius Deutsch.

Martin Berger, **Pascal David und die politische Entwicklung Elsaß-Lothringens 1882 bis 1907.** München 1910, J. F. Lehmanns Verlag. 170 Seiten.

Pascal David, durch mehr als ein Vierteljahrhundert leitender Redakteur der „Straßburger Post", war sonder Zweifel ein lauterer Charakter und guter Mensch und als Musikant bestrebt, in einer Zeit verbissener Gegensätze und lauten Streites die Friedensflöte zu blasen, aber er griff doch sehr oft daneben. Das lag sicherlich weniger daran, daß er letzten Endes politischen Dingen doch mehr mit warmem Gefühl als mit scharfem Verstand nahetrat, sondern daran, daß die Zeitung, der er vorgesetzt wurde, nationalliberalen Lenden entsproß: der Verlag der „Kölnischen Zeitung", in der der junge Postbeamte schon während seiner Amtszeit in Konstantinopel sich die journalistischen Sporen verdient hatte, war es, der 1882 mit der „Straßburger Post" in den Reichslanden sein Panier entrollte. Was die „Straßburger Post" nun durch die wechselvollen Schicksale der Ären Manteuffel, Köller und Puttkamer hindurch als Politik ausgab, war nicht recht Fisch und nicht recht Fleisch. Zuweilen nahm sie nach oben kein Blatt vor den Mund und schien sogar von dem Damoklesschwert des Diktaturparagraphen bedroht, um dann wieder in allerhand servilistische Mätzchen zu verfallen. Im ganzen predigte sie eine Taktik des Entgegenkommens und der Versöhnung, um dann doch wieder irgend eine brutale Gewaltmaßregel gutzuheißen. Mit diesem nicht kalten und nicht warmen Hin und Her erwarb sie sich weder Freunde bei den alldeutschen Hetzern, deren

Rodomontaden heute in der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" ihr Echo finden, noch bei den Altelsässern, die mit Zähnen und Nägeln der Zwangsgermanisierung widerstrebten und für Kompromißsucht auf der einen oder anderen Seite nicht viel übrig hatten. Schließlich war es eine fruchtlose Arbeit, an deren Bewältigung Pascal David seine besten Kräfte setzte — das Verfassungsrecht erlebte er nicht mehr, er starb im März 1908, vor der Zeit verbraucht und müde, wohl auch ein wenig verbittert, weil er im Joche kapitalistischer Zeitungsfron nicht immer konnte, wie er wollte.

Das Buch Martin Bergers über ihn gehört zu denen, die man mit mehr Wohlwollen als Nutzen liest. Ein braver Dilettant schöpft hier, ohne jemals in die Tiefe zu dringen und nach inneren Zusammenhängen zu spüren, an der Oberfläche der Dinge hin. Was der Titel verspricht, hält der Inhalt nicht: von der politischen Entwicklung Elsaß-Lothringens in einer interessanten Zeitspanne bringt das Buch gerade die äußeren Geschehnisse, und die auch nur, soweit sie Pascal David den Stoff zu Artikeln boten. Und das ist nicht gerade viel. Hermann Wendel.

Dr. Karl Tyszka, **Die Lebenshaltung der arbeitenden Klassen in den bedeutenderen Industriestaaten:** England, Deutschland, Frankreich, Belgien und Vereinigte Staaten von Amerika. Jena 1912, Verlag von Gustav Fischer. 69 Seiten. 2,20 Mark.

Der Titel des Buches stellt dem Verfasser eine große Aufgabe. Es gibt im Augenblick kaum ein Problem der praktischen Wirtschaftspolitik, das mehr nach gründlicher wissenschaftlicher Behandlung ruft, wie das von Tyszka aufgeworfene. Seine Arbeit bringt aber nur Beiträge, keine erschöpfende Darstellung. Sie stützt sich im wesentlichen auf umfangreiche, in den Jahren 1908 bis 1911 in fünf Bänden vom englischen Handelsamt herausgegebene Untersuchungen über die Lage der arbeitenden Klasse in den bedeutenderen Industriestaaten.[1] Zum Teil handelt es sich um Daten, die ziemlich weit zurückliegen, um Angaben aus dem Jahre 1905, zum Teil aus dem Jahre 1908. Bei der starken Entwicklung der Lebensmittelpreise, insbesondere der Fleischpreise seit 1905, bei dem raschen Anschwellen der Mietpreise ist bei der Benutzung der Zahlen Gewicht darauf zu legen, daß gegenwärtig die Kosten des Arbeiterhaushalts erheblich ungünstiger sind, wie sie in der auch von unseren Parteizeitungen stark benützten Schrift festgestellt werden. Um so wichtiger ist diese Vorsicht für die Zukunft, da wir ja infolge der kriegerischen Vorgänge auf dem Balkan und der gespannten Lage in der ganzen auswärtigen Politik ein weiteres Hinaufschnellen der Lebensmittelpreise zu befürchten haben.

An die Quellen Tyszkas wird immer wieder erinnert, da das Buch ununterbrochen im Text wie in den zahlreichen Tabellen mit Schillingen und Pence arbeitet. Dabei geschieht das nicht einmal einheitlich. Der Verfasser hätte sich die Mühe nehmen sollen, die englischen Geldangaben in deutsche umzuwandeln. Noch unbequemer wirkte seine Anlehnung an seine Quellen, wenn er englische Gewichte anführt und diese in Beziehung bringt zu englischen Preisen. In einem Buche, das die Vergleichbarkeit mit Deutschland zum Zwecke hat und das doch nicht für Leute bestimmt ist, die auch zu den Quellen Tyszkas den Weg finden, erscheint diese Art unzulässig. Angaben in englischem Gelde in deutsche Währung zu übersetzen, ist man ziemlich gewöhnt, aber nicht, daß auch die englischen Gewichtsangaben beibehalten werden. Zu bedauern ist auch, daß der Verfasser es unterläßt, wenn auch nur ganz kurz, die Methoden zu prüfen, die bei der Gewinnung der Zahlen angewandt wurden.

Wenn wir von diesen Unterlassungen absehen, hat das Buch unzweifelhaft praktischen Nutzen. Die Vergleiche zeigen, daß der englische Arbeiter und noch viel mehr der amerikanische unter günstigeren Lebensbedingungen wirken wie der reichs-

[1] Vergl. „Neue Zeit", 27. Jahrgang, Band 1, S. 316: Das proletarische Elend in England und Deutschland. Von Th. Rothstein.

deutsche Arbeiter. Nebenbei bemerkt gilt das ungünstige Verhältnis für den österreichischen Arbeiter, der in dem Buche Tyszkas gar nicht erwähnt wird, in noch weit höherem Maße wie für den im Reiche. Es ließen sich eine Reihe von Beweisen anführen, daß dieses ungünstige Verhätnis trotz der Veränderung der Lebensmittelpreise in den miteinander verglichenen Ländern auch heute noch fortbesteht. Aber die Teuerungswelle, die die Vereinigten Staaten von Amerika viel später erfaßt hat, kommt in den Zahlen, die Tyszka beibringt, noch nicht in Erscheinung. So gibt das Buch, dessen praktische Zwecke ja nicht verhüllt werden, weit weniger, als man erwartet.

So leicht sich Tyszka an den Schwierigkeiten seiner Untersuchung vorbeibewegt, so wenig versteht er seinen Stoff zu disponieren. Nachdem er das Lohneinkommen dargestellt hat, folgt ein Kapitel über „die Reallöhne und ihre Komponenten", das so ziemlich von allen anderen wie von den Reallöhnen handelt und wohl nur den Zweck hat, von Franz Oppenheimer zu sprechen, von dessen „geistvollem Werke", von seinen „überzeugenden" Nachweisungen. Nach diesem Exkurs kommt er auf die Wohnungsmieten, für die er wieder interessante Vergleiche englischer, deutscher und amerikanischer und auch einzelner anderer Städte beibringt. Und nach den Wohnungsmieten folgt merkwürdigerweise ein Kapitel über Schutzzoll und Freihandel, das auch nicht gerade an diese Stelle gehört. Hieran schließen sich Darlegungen über die Lebensmittelpreise, die abschließen mit Wochenbudgets englischer Arbeiter in England und Deutschland und deutscher Arbeiter in England und Deutschland. Nach diesen Berechnungen würde der englische Arbeiter in Deutschland um 18 Prozent mehr für Lebensmittel verausgaben, der deutsche Arbeiter mit dem Lebensmittelbedarf für Lebensmittel in Deutschland um 8 Prozent mehr benötigen, wie er nach den englischen Preisen in England dafür verausgeben würde. Ähnliche Berechnungen sind dann für den Vergleich englischer und französischer, belgischer und amerikanischer Budgets und der anderer Länder durchgeführt.

Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, durch die Untersuchung der Lebenshaltung typischer Arbeiterfamilien in den fünf untersuchten Ländern, daß der deutsche Arbeiterhaushalt die größte Belastung zu tragen hat und daß trotz eines bedeutend höheren Lohnes der deutsche Arbeiter kaum besser gestellt ist wie der französische und belgische, da weder in Frankreich noch in Belgien die Lebensmittelpreise und vor allem die Mietskosten so enorm hoch sind wie in Deutschland.

Die Untersuchung Tyszkas ist bemerkenswert durch das aufgeworfene Problem, ist wichtig durch die zum erstenmal in deutscher Sprache wiedergegebenen Feststellungen, es ist aber leider manches vor allem am Aufbau der Arbeit wie an der Verteilung des Stoffes zu tadeln. ad. br.

William English Walling, **Labor-Union Socialism and Socialist Labor-Unionism** (Gewerkschaftlicher Sozialismus und sozialistische Gewerkschaftsbewegung). Chicago 1912, Charles H. Kerr & Co. 96 Seiten.

In den letzten Jahren hat die Arbeiterbewegung in England und den Vereinigten Staaten einen gewaltigen Aufschwung genommen, vor allem aber sind ganz neue radikale Strömungen in ihr stark geworden und hervorgetreten; die gewerkschaftliche Bewegung ist dabei in noch stärkere Gärung geraten als die politische, die Idee des Klassenkampfes bemächtigt sich immer mehr der Gemüter der Proletarier. Dadurch wird eine Menge neuer Probleme aufgeworfen; die Fragen der neuen Taktik durchkreuzen sich mit denen der Organisation, und häufig werden dieselben Schlagwörter in verschiedenem Sinne in diesen beiden Richtungen der Diskussion verwendet, wie zum Beispiel „Syndikalismus" oder „Industrieller Unionismus" usw., und dadurch wird die Verwirrung noch gesteigert. Wallings kleine Schrift bietet einen trefflichen Wegweiser auf den verschlungenen Pfaden der amerikanischen Gewerkschafts- und Parteibewegung, und jeder, der sich für die heute so ungemein wichtigen Fragen der amerikanischen und englischen Arbeiterbewegung interessiert, wird diese Broschüre mit großem Nutzen lesen, wenn er

auch mit der temperamentvollen Darstellung nicht stets in allen Punkten einverstanden ist. Insbesondere erfährt die merkwürdige Erscheinung des Vordringens des „Syndikalismus" in die englisch sprechenden Länder hier eine scharfe Beleuchtung, die sowohl die Übereinstimmungen als die Differenzen der französischen und amerikanischen Auffassung der revolutionären Gewerkschaftsbewegung klar hervortreten läßt. G. Eckstein.

Notizen.

Frankreichs Reichtum wächst rasch und ununterbrochen. Das beweisen die Ströme Kapital, die es alljährlich ins Ausland schickt. Wie gestaltet sich aber inzwischen der Wohlstand der Nation? Es ist bekannt, daß die Zahl der Ehen und Geburten in Frankreich sich seit Jahren ungefähr gleich bleibt, eher abnimmt. Man zählte:

	Eheschließungen	Lebendgeburten
1907	314061	772681
1908	315641	792178
1909	307787	769565
1910	307710	774390
1911	307788	742114

Gleichzeitig wächst aber die Zahl der unterstützten Armen. An unterstützten Greisen, Invaliden und Unheilbaren zählte man 1908 511546, 1909 554713, 1910 570881. Daneben wurden aus öffentlichen Mitteln Kinder unterstützt am 31. Dezember 1907 212282, am 31. Dezember 1909 221607, am 31. Dezember 1910 226204. Darunter von den Eltern verlassene Kinder 1907 133370, 1909 135180, 1910 136255. Die Zahl der Kinder nimmt ab, die der Bettel- und Findelkinder wächst. Und das in einer der reichsten Nationen Europas, die ihr Kapital und ihr Kolonialgebiet ununterbrochen vergrößert. Man sieht, wer den Nutzen davon hat.

Die ökonomische Entwicklung der vier größten Staaten des Kapitalismus, England, Deutschland, Vereinigte Staaten, Frankreich, wird einer vergleichenden Untersuchung unterzogen in einem jüngst erschienenen Band des englischen Board of Trade. Wir entnehmen ihr folgende vergleichende Zahlen, wobei die entsprechenden absoluten Zahlen für England immer gleich 100 gesetzt sind. Nehmen wir zum Beispiel an, die Bevölkerung Englands betrage 40 Millionen, die Deutschlands 60 Millionen, so würden in der Tabelle die vergleichenden Textzahlen lauten: 100 und 150. In der Tabelle haben wir die Zahlen für England weggelassen, da sie stets 100 betragen. Man fand:

	1855 bis 1859			1880 bis 1884			1905 bis 1908		
	Frankreich	Deutschland	Amerika	Frankreich	Deutschland	Amerika	Frankreich	Deutschland	Amerika
Bevölkerung	129	118	103	107	128	149	89	141	194
Import (Wert)	47	—	41	56	44	41	43	75	49
Export	65	—	45	59	65	71	56	85	98
Handelsmarine (Tonnengehalt)	22	—	55	14	18	19	12	24	8
Länge der Eisenbahnen	—	—	—	87	118	606	107	149	1002
Baumwollkonsum	20	—	46	16	22	64	26	49	122
Produktion von Kohlen	11	—	19	12	33	57	14	53	150
" " Roheisen	26	—	20	23	40	52	34	120	230
" " Stahl	—	—	—	22	44	89	42	182	337

Diese Zahlen zeigen deutlich die Raschheit der Entwicklung Deutschlands und der Vereinigten Staaten im Vergleich zu der Englands, die Stagnation Frankreichs. Mit Ausnahme der Bevölkerungszahl ist England 1855 bis 1859 den an-

deren drei Staaten in jeder Beziehung weit überlegen. Heute besteht diese Überlegenheit nur noch im Welthandel und der Flotte. Aber im Export steht Deutschland und die amerikanische Union dem britischen Reiche schon sehr nahe. Im Baumwollkonsum und der Kohlenproduktion wird England bereits von den Vereinigten Staaten übertroffen, von Deutschland freilich noch lange nicht erreicht, obgleich dieses auf beiden Gebieten rasch England näher kommt. In der Produktion der entscheidenden Ware unserer Zeit, von Eisen und Stahl, lassen aber Deutschland und noch mehr die Vereinigten Staaten England bereits weit hinter sich. Frankreich hinkt überall hinten drein — trotz seiner hohen Schutzzölle, trotz seines fieberhaften Eifers, sein Kolonialreich auszudehnen, trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen.

Zeitschriftenschau.

Die Septembernummer des „Kampf" enthält anläßlich des dreiundzwanzigsten in Wien abgehaltenen „Internationalen Eucharistenkongresses" Artikel von Erdmann, Renner und Laufenberg über die Stellung der katholischen Kirche im und zum modernen Leben. A. Erdmann zeigt in seinem Artikel „**Der Internationale Eucharistische Kongreß**", daß die katholische Kirche, die einst auszog, die ganze Welt zu erobern, heute zugeben muß, um ihre Existenz einen Kampf auf Leben und Tod zu führen. Sie ist auf die Verteidigung beschränkt, die sie hauptsächlich in der Weise zu führen sucht, daß sie die Massen ihrer Anhänger vor jedem Hauch freiheitlichen und fortschrittlichen Geistes abzusperren und sie dadurch im Banne ihres Dogmen- und Formelwesens zu erhalten sucht. Diesem Zweck soll vor allem auch der Kongreß dienen, der das allerheiligste Sakrament der Kirche, das des Altars, zu verherrlichen bestimmt ist. Gerade dieses Sakrament, in dem nach dem dogmatischen Lehrsatz des Trienter Konzils „wahrhaft, wirklich und wesentlich der Leib und das Blut zugleich mit der Seele und der Gottheit des Herrn Jesu Christi und folglich der ganze Christus enthalten ist", steht in schroffstem Gegensatz zum Geiste und den elementarsten Ergebnissen und Gesetzen der Wissenschaft; gerade deshalb legt die Kirche das größte Gewicht darauf, daß es schon in der Erziehung des zartesten Kindesalters die zentrale Stellung einnehme; und ebenso soll „die heilige Kommunion die Sonne und den Mittelpunkt des ganzen Vereinslebens" der Arbeiter bilden. Die heilige Eucharistie soll dazu dienen, die gläubigen Arbeiter von den Bedürfnissen und Bestrebungen ihrer Klasse abzulenken.

Die Eucharistischen Kongresse haben von Frankreich ihren Ausgang genommen und konnten dort den Abfall von der katholischen Kirche nicht hindern. Sie werden in Deutschland und Österreich diesen Abfall auch nicht auf die Dauer verhindern können.

Unter dem Titel „**Das Rendezvous der Gewesenen**" behandelt Karl Renner die Wandlungen des Gedankens der Internationalität. Das römische Papsttum hat sich und der Welt durch anderthalb Jahrtausende eine Weltmission vorgetäuscht, es hat sie mit allen Mitteln versucht und ist gescheitert auf der ganzen Linie. In den ersten vier Jahrhunderten drückte das Christentum ideologisch das aus, was vorher die römischen Cäsaren politisch, die römischen Geldleute wirtschaftlich begründet hatten, die Einheit der abendländischen Menschheit. Unter der Devise: „Ein Papst, ein Kaiser, ein Glaube, ein Staat" suchte die mittelalterliche Kirche diesen Gedanken der Einheit der abendländischen Menschheit zu verwirklichen, ein Gedanke, der heute noch im Landvolk mächtig ist. Die päpstliche Weltmonarchie, welche die Kirche zum Anwalt der Massen gegen die aufstrebende Staatsgewalt machte, schien eine Zeitlang gesichert und feierte ihre höchsten Triumphe unter Bonifaz VIII. Die Sozialisten müssen daher zu ihren Vorläufern in der Pflege des Geistes der Internationalität neben einem Kant auch die Väter der Kirche, einen heiligen Augustin, Thomas von Aquin usw. zählen.

Das Kaisertum der Habsburger schien noch einmal den Gedanken der internationalen Einheit verwirklichen zu sollen. Die Reformation aber riß gerade die

Nationen, die bald die Geschicke der Welt entscheiden sollten, Engländer und Deutsche, von Rom und damit von dem anzustrebenden Weltreich los. Und als Kaiser Franz seine Erbländer im Jahre 1804 als Kaisertum erklärte und 1806 die römische Kaiserkrone niederlegte, während zugleich Napoleon die Kaiserwürde an sich riß, da hörte das Kaisertum überhaupt auf, der Ausdruck der wenigstens angestrebten Weltherrschaft zu sein, den Schirmherrn der Christenheit zu bezeichnen. Seither hat die Kirche jegliche Macht gegen den Sondergeist der Staaten, gegen den Chauvinismus der Nationalisten eingebüßt, sie hat aber auch die Prätension aufgegeben, oberste Richterin zu sein, sie segnet jede Fürstengewalt, jedes Vaterland, schließlich sogar jeden Krieg. Die Religion der Liebe und des Friedens ist zur Stütze des Kapitalismus und Militarismus geworden.

Wenn nun die katholischen Klerikalen dennoch ein internationales Fest feiern, geben sich hier alle „Gewesenen" ein Rendezvous, der Katholizismus ist unfähig geworden, etwas zur Versöhnung der Völker zu tun. Eine Funktion aber hat er: alles, was rückwärts schaut, alles, was die Moderne fürchtet und haßt, um sich zu scharen und mit seinem unabwendbaren Schicksal zu verknüpfen. Seine Parade ist darum die Schaustellung aller Mächte der Vergangenheit, die reif sind, zu Grabe getragen zu werden. Im Gegensatz dazu wird der Internationale Sozialistenkongreß in Wien die Vertreter der Macht vereinen, der die Menschheitsmission, der Menschheit den Frieden zu bringen, die Papsttum und römisches Kaisertum nicht erfüllt haben, zufällt, des Proletariats.

In einem Artikel „Die Dogmatik des Kapitals" behandelt H. Laufenberg die Anpassungsformen der katholischen Dogmatik an die wirtschaftlichen Verhältnisse. Zu den wuchtigsten theoretischen Waffen der Kirche zählte im Mittelalter die Lehre vom Eigentum und vom Zins. Danach sollte das Eigentumsrecht dem Existenzrecht aller untergeordnet bleiben, in Fällen dringender Not sollte der Bedürftige berechtigt sein, in fremdes Eigentum einzugreifen und sein Existenzrecht auch dem rechtmäßigen Besitzer gegenüber zur Geltung zu bringen, erforderlichenfalls mit Gewalt und unter Bedrohung von Leib und Leben. Das kirchliche Verbot des Zinsnehmens wandte sich, während die Kirche selbst Wucher trieb, gegen das Geld- und Wucherkapital der Städte.

Als aber die Reformation die Macht der Kirche erschütterte, war es die historische Tat der Jesuiten, die neuen gesellschaftlichen Triebkräfte bewußt in den Dienst der Kirche zu stellen. Die theoretische Handhabe bot der Probabilismus. Dieser gestattet im Gegensatz zu der bisherigen strengeren Auffassung bei einem Pflichtenkonflikt die Außerrechtsetzung des Gesetzes, wenn die gegen dieses sprechenden Gründe unzweifelhaft und nicht nur vorgeblich Wahrscheinlichkeit besitzen. Dieser Lehre blieb allerdings theoretisch die Berechtigung versagt, weil sie der trotz aller wunderbaren Anpassungs- und Wandlungsfähigkeit der Kirche starr festgehaltenen Fiktion von der Einheit und Unwandelbarkeit der Moralbegriffe widersprach.

Das Ringen zwischen dem aufstrebenden industriellen Kapital und der Kirche um die ökonomische Führung der europäischen Gesellschaft endete mit dem Siege der neuen Wirtschaftsmächte. Leo XIII. und Pius X. teilten sich in die Aufgabe, das kapitalistische Eigentum und damit die gesellschaftliche Funktion des Kapitals zu dogmatisieren und jedes Recht der aufstrebenden Arbeiterklasse dogmatisch zu verdammen. Durch diese Unterordnung der Kurie unter die neuen Wirtschaftsmächte und durch ihren Gegensatz gegen die liberale Gesellschaftsauffassung erwächst nun der Kirche die Führung der Klassenbewegung der bürgerlichen Welt wider die Arbeiterklasse, und dadurch erlangt die Kirche neue politische Erfolge, neue Macht.

Die sozialpolitische Haltung Leos XIII. zeigt die Abhängigkeit der Kirche vom Kapitalismus schon ganz deutlich. Während dieser Papst aber seine Anschauungen mit diplomatischer Gewandtheit als Schönredner vortrug, spricht sie sein Nachfolger unverhüllt mit plumpen Worten aus. Bezeichnend dafür ist die Haltung Pius X.

gegenüber den christlichen Gewerkschaften. Er zwingt dadurch die interkonfessionellen Vereine, immer mehr auf die Kampftaktik zu verzichten, die sie in Konflikt mit Rom bringen würde. Diese Entwicklung wird zweifellos den Leidensweg der deutschen Arbeiter verlängern. Gleichwohl darf es aufs dankbarste begrüßt werden, daß die römische Kurie selbst den Kampf um das Koalitionsrecht zu einem Kampf wider Gott, Dogma und Kirche gestempelt hat.

In demselben Heft schreibt Juraj Demetrovic (Agram) über „**Die Entwicklung der südslawischen Frage**", in deren Mittelpunkt seiner Ansicht nach das Verhältnis zwischen Kroatien und Ungarn steht. Der kroatische Adel hatte sich immer mehr mit dem ungarischen vereinigt, besonders als beide vom Zentralismus Josefs II. und zugleich durch demokratische Strömungen im Volk bedroht wurden. Mit der Preisgabe des Selbstbestimmungsrechtes Kroatiens hatten die Feudalen der Madjarisierungspolitik die Wege geebnet. Dagegen erhob sich aber in Kleinadel und Bürgertum Opposition, die ihren Ausdruck in der sogenannten illyrischen Bewegung fand, einer noch nicht sehr klaren und sehr zahmen Politik des Zusammenschlusses der Südslawen. Aber das Bürgertum war zu schwach, um eine selbständige Politik durchzuführen, und suchte daher sein Heil in dem knechtischen Anschluß an die Habsburger, in der „Jelacic-Idee". Im Ausgleich des Jahres 1868 verrieten aber die Habsburger die kroatischen Interessen, die Realunion zwischen Kroatien und Ungarn wurde wieder hergestellt, die kroatische bürgerliche Politik war vollständig geschlagen.

Seither tobt der Kampf zwischen der kroatischen Demokratie und der madjarischen Gewaltherrschaft, die in der korrupten Intelligenz Kroatiens eine Stütze findet, nachdem der kroatische Adel ganz im ungarischen aufgegangen ist. In diesen Kämpfen fiel die entscheidende Bedeutung der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung zu, die trotz ihrer Kleinheit den Kampf gegen das „Madjaronentum" mit aller Entschlossenheit aufnahm und alle nationalen Kräfte zu diesem Kampfe um sich vereinte. Diese Gegnerschaft gegen die ungarische Gewaltherrschaft lieferte auch die Vorbedingung für eine kroatisch-serbische Koalition, die im Jahre 1905 gebildet wurde und an der auch die Sozialdemokratie zunächst teilnahm. Als die Koalition vorübergehend siegte, zog sich die Sozialdemokratie alsbald von ihr zurück, um ihr die Erfüllung ihrer Aufgabe der Etablierung einer bürgerlichen Politik und des Abschlusses eines demokratischen Ausgleiches mit der ungarischen Bourgeoisie zu erleichtern. Inzwischen aber hatte in Ungarn die Reaktion wieder gesiegt, und damit begann auch in Kroatien wieder die Gewaltherrschaft, nachdem der bürgerlichen Koalition während der Zeit ihres Regimes nur die Durchführung einer beschränkten Anzahl von allerdings wichtigen Reformen gelungen war.

Als sich nun in letzter Zeit die österreichische Politik wieder mit ganzer Wucht den südslawischen Ländern zuwandte, suchte man wie früher die Kroaten und Serben gegeneinander auszuspielen, aber mit völligem Mißerfolg; denn die österreichische Politik hatte alle Südslawen in gleicher Weise enttäuscht. Der Vernichtungskrieg der Machthaber zwang die Südslawen zu einer gewissen Solidarität. Die Idee der Vereinigung aller Südslawen und ihrer Konstituierung als südslawische Nation findet aber ihre energischsten Verfechter in der Sozialdemokratie der Südslawen. Denn diese muß, um überhaupt die Bedingungen für die freiere Entwicklung des Proletariats zu schaffen, mit den Bürgerlichen im Kampfe gegen die reaktionären Mächte zunächst zusammengehen. In diesen Ländern ist eben der Klassenkampf durch die nationale und koloniale Bedrückung kompliziert. „Die Energien dieses Kampfes zu organisieren und durch den modernen Klassenkampf zu disziplinieren ist die Aufgabe der südslawischen sozialdemokratischen Parteien, um dann in entscheidender Stunde zusammen mit anderen Nationen durch die Demokratie die Befreiung im Sozialismus zu finden." G. E.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

1. Band Nr. 6 Ausgegeben am 8. November 1912 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Krieg und die Internationale.

Von **K. Kautsky.**

Wohl noch nie sind die Vertreter der neuen Internationale in einer mehr unheilschwangeren Situation zusammengekommen wie diesmal, als in den letzten Tagen des Oktober das Internationale Sozialistische Bureau zusammentrat.

Als vor acht Jahren, im Februar 1904, eine Sitzung des Bureaus mit dem Ausbruch des Russisch-Japanischen Krieges zusammenfiel, war die Situation weit weniger ernst wie heute, denn der Friede in Europa zeigte sich damals keinen Augenblick bedroht.

Heute müssen wir mit der Möglichkeit eines Weltkriegs rechnen. Die neue Internationale würde durch einen solchen vor die schwerste Probe gestellt, die ihr auferlegt werden könnte, vor die schwerste Probe überhaupt, die die internationale Solidarität des Proletariats seit 1870 zu bestehen hatte. Ebenso ungeheuer, wie die Kräfte der Internationale seitdem gewachsen sind, wächst die Größe der Aufgabe, die sie zu lösen hat.

Zunächst freilich handelt es sich noch nicht um mehr als den Krieg auf dem Balkan. Schwach wie die Industrie und das industrielle Proletariat der Balkanhalbinsel sind auch ihre sozialistischen Parteien. Sie waren nicht imstande, der Kriegsstimmung mehr als einen Protest entgegenzusetzen. Aber gerade weil sie noch so schwach sind, weil die Kriegsbegeisterung fast der gesamten Bevölkerung ihre Stimme erstickte, ist um so bewunderungswürdiger der Mut, mit dem sie sich dem Chauvinismus zu widersetzen wagten. Sie stellten sich damit neben Liebknecht und Bebel, die 1870 mit gleicher Kühnheit, bei gleicher Schwäche ihrer Partei, dem gleichen Kriegsgeschrei zu trotzen wagten.

Die erste Aufgabe des Internationalen Bureaus bestand diesmal darin, den so schwer bedrängten Genossen der Balkanländer moralische Hilfe zu bringen, einmal dadurch, daß man das ganze Gewicht der Internationale für sie in die Wagschale legte, sie der wärmsten Sympathien des klassenbewußten Proletariats der Welt mit ihrer mannhaften Überzeugungstreue

versicherte; dann aber auch dadurch, daß man den Völkern den Beweis von neuem lieferte, Internationalität und Abscheu vor dem Kriege seien nicht gleichbedeutend mit Gleichgültigkeit oder gar Feindseligkeit gegen die Nation.

Das galt schon 1870, das gilt auch heute. Deutschland stand bis 1870 vor einem ähnlichen Problem, wie in den letzten Jahrzehnten die Völker am Balkan. Zerrissen, zersplittert, zum Teil einer Großmacht mit einer slawisch-madjarischen Mehrheit angegliedert, äußeren Einflüssen, namentlich Frankreichs und Rußlands, preisgegeben, bedurfte es zu seiner Entwicklung aufs dringendste der Einigung und der Unabhängigkeit von allen fremden Mächten.

Das erkannten unsere Vorkämpfer in jener Zeit, von Marx, Engels, Lassalle bis zu Liebknecht und Bebel, und sie erwiesen sich in dieser Beziehung als ebenso national gesinnt wie die bürgerlichen Elemente. Aber doch unterschied sich ihr nationales Streben gewaltig von dem der letzteren dadurch, daß sie Deutschlands Einigung und Selbständigkeit auf dem Wege der Revolution erreichen wollten. Die bürgerlichen Elemente fürchteten diese und forderten die Einigung Deutschlands durch einen dynastischen Krieg.

Ähnlich liegt die Sache heute auf der Balkanhalbinsel. Die Zusammenfassung ihrer Kleinstaaten zu einem großen Reiche, das auch die europäischen Teile der Türkei zu umfassen hätte, die loszulösen wären vom asiatischen Teile des osmanischen Staates, ist für sie ebenso dringend geworden, wie vor einem halben Jahrhundert die Loslösung Deutschösterreichs von dem Reste der habsburgischen Monarchie und seine Zusammenfassung mit den anderen von Deutschen bewohnten Gebieten zu einem Einheitsstaat. Und auch hier wieder stehen sich die dem heutigen proletarischen Wesen entsprechende Methode der nationalen Befreiung durch die Revolution und die den herrschenden Klassen am meisten zusagende durch den dynastischen Krieg schroff gegenüber. In der jüngsten Sitzung des Internationalen Bureaus wurde denn auch einmütig betont, daß wir für das Ziel der Selbstbestimmung der Nationen des Balkans die größten Sympathien empfänden. Die Internationale stimmt ein in den Ruf: Der Balkan den Balkanvölkern. Aber sie verurteilt die Methode, dies Ziel zu erreichen durch den dynastischen Krieg anstatt durch eine republikanische Revolution.

Daß die erstere Methode sich durchsetzte, ist bei den bestehenden ökonomischen und politischen Machtverhältnissen wohl begreiflich. Ist aber dann unser Hinweis auf die Methode der Demokratisierung und Revolutionisierung nicht bloß ein frommer Wunsch ohne jede praktische Bedeutung, eine bloße Utopie?

Er dürfte dafür angesehen werden, wenn wir eine Partei ohne Zukunft wären, deren Wirken in der Gegenwart aufgeht, und nicht vielmehr eine Partei, die durch ihre Gegenwartsarbeit eine größere und schönere Zukunft vorbereitet, an der sie die Bedeutung ihrer Forderungen zu messen hat, und nicht bloß an ihren Augenblickserfolgen.

Liebknecht und Bebel haben durch ihr Auftreten gegen den deutschen Chauvinismus im Jahre 1870 während des Krieges sicher die Anziehungskraft unserer Partei für weite Kreise vorübergehend beeinträchtigt. Und doch

gehörte dies Auftreten zu den Faktoren, die nach dem Kriege den Aufstieg unserer Partei mächtig förderten.

Und ebenso wird es mit dem Protest unserer bulgarischen und serbischen Genossen gegen den Krieg ergehen. Er wird nach dem Kriege die besten Früchte tragen, sobald einmal die unvermeidliche Ernüchterung eingetreten ist.

Und sie wird auf dem Balkan vielleicht noch schneller kommen, als sie in Deutschland kam. Denn für die Balkanvölker bedeutet der jetzige Krieg eine weit schwerere Last als der Krieg gegen Frankreich für Deutschland. Dieses war 1870 an Menschenzahl dem Gegner bereits überlegen, die Staaten, die 1871 das Deutsche Reich bildeten, zählten 40 Millionen Einwohner, Frankreich 38 Millionen. Dabei bestand aber in Deutschland die allgemeine Wehrpflicht, in Frankreich nicht. Die Stärke der deutschen Heere betrug im August 1870 fast 800 000 Mann, die französische Armee dagegen machte im Anfang des Krieges auf dem Papier nur 560 000 Mann aus, in Wirklichkeit war damals kaum die Hälfte verfügbar. Umgekehrt steht es auf dem Balkan. Dort verfügten die verbündeten Fürsten über Armeen, die im Frieden etwa 100 000 Mann ausmachten, im Kriege aber nach den Anschlägen auf 600 000 gebracht werden konnten. Ihnen gegenüber die Türkei mit einem Friedensheer von angeblich über 200 000 Mann, das sie im Kriege auf eine Stärke von anderthalb Millionen zu bringen versprach.

Weit mehr als Deutschland 1870 mußten also diesmal die Balkanstaaten von Anfang an jeden verfügbaren Mann aufbieten, wollten sie dem Gegner gewachsen sein. Diese Staaten sind heute völlig von Arbeitskräften entblößt, und der Menschenverlust muß sie nicht nur moralisch, sondern auch ökonomisch aufs schwerste treffen.

Dabei zogen die Balkanstaaten schon ökonomisch schwer belastet in den Krieg. Deutschland war bereits vor 1870 ein industriell hochentwickeltes Land. Ein Beispiel dafür bietet der rasche Aufschwung seiner Eisenindustrie. Die Eisenproduktion ergab in den Staaten des späteren Deutschen Reiches 1850 4 Millionen, 1870 21 Millionen Zentner. Die Kriegsrüstungen belasteten die Bevölkerung sicher sehr schwer, aber sie förderten, wenn auch für einen unverhältnismäßig hohen Preis, die Großindustrie, namentlich die Metallindustrie des eigenen Landes.

Die Balkanstaaten sind arme Agrarländer. Sie ziehen ihre Einnahmen fast ausschließlich aus der Besteuerung von Bauern, die dadurch auf den notdürftigsten Lebensunterhalt reduziert werden. Die Ergebnisse dieser Auspowerung der Landbevölkerung dienen aber nicht einmal dazu, eine heimische Großindustrie zu schaffen. Die Waffen müssen aus dem Ausland bezogen werden. Wie allenthalben, züchteten auch die Kriegsrüstungen Serbiens, Bulgariens, Griechenlands Millionäre, aber nicht im eigenen Lande, sondern in Frankreich, Deutschland, Belgien, England. Für die Balkanländer bedeuteten diese Rüstungen nur fortschreitende Verarmung.

Der Krieg, der das ganze ökonomische Leben zum Stillstand bringt, droht den völligen Ruin herbeizuführen. Selbst wenn er jetzt schon zu Ende gehen sollte, wird der Friede Hunderttausende von Familien des Ernährers beraubt oder in hoffnungslose Schuldknechtschaft versunken antreffen. Er müßte einen gewaltigen ökonomischen Umschwung zum Besseren nach sich ziehen, sollte er es vermögen, die Masse der Bevölkerung mit seinen Ver-

wüstungen zu versöhnen. Auch in dieser Beziehung steht die Situation heute für die Balkanstaaten nicht so günstig wie 1871 für das neugegründete Deutsche Reich. Dessen Gegner war der damals reichste Staat des europäischen Festlandes gewesen. Schon während des Krieges wurden die von den Deutschen besetzten französischen Provinzen sehr energisch zur Tragung der deutschen Kriegslasten herangezogen. Die Kriegsentschädigung von vier Milliarden Mark, eine für die Verhältnisse jener Zeit geradezu schwindelerregende Summe, übertrug mit einem Schlage einen großen Teil des Reichtums des geschlagenen Feindes auf den Sieger und förderte auch in tatsächlich schwindelerregender Weise dessen industrielle Entwicklung.

Der Gegner der Balkanstaaten dagegen ist wohl der ärmste, ausgesogenste Staat Europas. Die europäische Türkei hört jetzt wahrscheinlich auf zu existieren, und aus der asiatischen ist erst recht nichts zu holen. Daß sie eine Kriegsentschädigung zahlt, ist ausgeschlossen. Was werden aber die Sieger sonst gewinnen? Das heißt, die Völker, denn die Fürsten gewinnen natürlich mehr Untertanen, Steuerzahler und Rekruten. Die Bauern Mazedoniens werden wahrscheinlich eine Erleichterung erfahren durch Expropriierung ihrer türkischen Grundherren. Dieser revolutionäre Akt dürfte unter den Kriegsfolgen der segensreichste sein. Daneben mögen die serbischen Bauern einen Vorteil daraus ziehen, wenn Serbien einen Seehafen erhält und die Ausfuhr ihrer Lebensmittel unabhängig wird von den neidischen Hindernissen der Agrarier Österreichs. Aber was wird ihnen die gesteigerte Ausfuhrmöglichkeit von Lebensmitteln viel nützen, wenn sie selbst nichts zu leben haben?

Die gesteigerte Ausfuhr liegt weitaus mehr im Interesse der Beherrscher Serbiens, seiner Bureaukraten, Soldaten, Kaufleute, als der Bauern. Je mehr Ausfuhr, desto mehr Geld bekommt der Bauer, das heißt, desto mehr Geld kann man ihm abknöpfen, desto höhere Steuern ihm auferlegen. Je mehr die Ausfuhr gehemmt wird, desto mehr wird der Bauer gezwungen, seine Produkte selbst zu verzehren, desto dürftiger die Besoldung der Beamten und Offiziere, desto geringer die Profite der Händler. Die Ernährung der Bauern wird durch die gesteigerte Ausfuhr kaum gehoben werden.

Die Industrie dürfte daneben durch die Begründung eines Zollvereins der Balkanstaaten einige Anregung erfahren, aber es wird vornehmlich ausländisches Kapital sein, das sich ihrer bemächtigt, wie das jetzt schon mit den bisherigen Ansätzen zu einer Großindustrie in jenen Gebieten der Fall ist. Das heißt, der von ihren Arbeitern produzierte Mehrwert wird mehr noch als bisher ins Ausland abfließen. Die befreiten Brüder in Mazedonien werden ihren Tribut an die Spahis ihres Landes los werden, die Arbeiter aller Balkanstaaten werden um so mehr Tribut den Kapitalisten des Auslandes zu entrichten haben. Dazu wird nicht wenig beitragen die wachsende Verschuldung dieser Staaten an das ausländische Kapital.

Denn nichts irriger als zu glauben, wenn es jetzt gelinge, den Krieg zu lokalisieren, was ja nicht aussichtslos ist, werde damit ein dauernder Friedenszustand auf dem Balkan geschaffen.

Auch in dieser Beziehung steht der Balkanbund weit ungünstiger da als das 1871 gegründete Deutsche Reich. Ein dauernder Zusammenschluß verschiedener Staaten auf dem Fuße der Gleichberechtigung läßt sich in friedlicher Weise nur erreichen durch Republiken. Die Kantone der Schweiz,

die Staaten an der atlantischen Küste Nordamerikas ließen sich in dieser Weise zu einem einheitlichen Gemeinwesen zusammenschweißen.

Ein dauernder Bund mehrerer Monarchien läßt sich auf gleiche Weise nicht begründen. Die monarchische Spitze duldet keinen gleichberechtigten Souverän neben sich.

In Deutschland wurde die Zusammenfassung verschiedener Monarchien in einen Bundesstaat dadurch ermöglicht, daß die deutschen Kleinstaaten seit dem Dreißigjährigen Krieg ihre formelle Unabhängigkeit durch Preisgabe ihrer tatsächlichen Unabhängigkeit erkauften und sich unter den Schutz einer Großmacht stellten — Österreichs, Schwedens, Frankreichs usw. Dynastien, die im Rheinbund bereits die Vasallen des Kaisers von Frankreich gewesen, brauchte es schließlich nicht allzu schwer zu fallen, tatsächlich, wenn auch nicht formell die Vasallen des Königs von Preußen zu werden, nachdem dieser Österreich niedergeschlagen hatte. Dabei besitzt die deutsche Vormacht das entschiedene Übergewicht über sämtliche andere Staaten des Reiches zusammengenommen (1871 zählte Preußen 25 Millionen Einwohner, die anderen Staaten 16 Millionen; heute Preußen 40 Millionen, die anderen 25 Millionen).

Anders steht die Sache auf der Balkanhalbinsel. Keiner ihrer Staaten besitzt ein solches Übergewicht über die anderen, daß sein Fürst sich als der Führer des Ganzen gebärden dürfte. Bulgarien ist wohl der stärkste der Staaten des Balkanbundes, aber doch erheblich schwächer als alle anderen zusammengenommen: Bulgarien 4 300 000 Einwohner, Griechenland 2 600 000, Serbien 2 850 000, Montenegro 250 000 Einwohner.

Die Hinzufügung der 6 Millionen der europäischen Türkei kann diese Zahlen gewiß bedeutend verändern, aber doch kaum in einer Weise, die das Stärkeverhältnis der verschiedenen Staaten zueinander völlig umwälzte und Bulgarien ein Übergewicht über die Nachbarstaaten zusammen verliehe.

Wir dürfen daher wohl darauf rechnen, daß aus dem Balkanbund kein dauerndes Staatengebilde erwächst, daß er vielmehr durch Eifersüchteleien der Balkanfürsten untereinander bald gelockert und schließlich gesprengt wird, sobald der gemeinsame Feind, die Türkei, nicht mehr zu fürchten ist.

Österreich und Rußland werden das Ihre dazu tun, diese Eifersüchteleien zu schüren. Jede dieser beiden Mächte sucht auf dem Balkan Boden zu fassen. Jeder der beiden ist es durch die Eifersucht der anderen sowie des übrigen Europa versagt, dies durch direkte Gebietserweiterung zu bewirken. So suchen sie beide, die Balkanstaaten wenigstens zu ihren Vasallen zu machen. Rußland ist dabei insofern im Vorteil gegenüber Österreich, als es in keinem ökonomischen Gegensatz zu diesen Staaten steht. Was es braucht, ist die Beherrschung der Dardanellen, des Ausganges aus dem Schwarzen Meer. Es hat keine Exportindustrie, die ein Interesse daran hätte, die Entwicklung einer Industrie auf dem Balkan zu hindern. Seine Agrarier haben nicht das Eindringen südslawischen Getreides in ihre Gebiete zu fürchten.

In Österreich dagegen sind die Industriellen wie die Agrarier die Gegner des ökonomischen Gedeihens seiner südlichen Nachbarn, in erster Linie Serbiens; und seine militaristischen Kreise haben den Traum eines Vormarsches nach Saloniki noch nicht ausgeträumt.

Solange diese Kreise Österreich beherrschen, wird es seine Zwecke gegenüber den Balkanländern nicht durch Interessengemeinschaften mit ihnen, sondern durch Feindseligkeiten unter ihnen zu erreichen suchen. Rußland aber wird stets trachten, dabei das Spiel Österreichs zu durchkreuzen.

Angesichts dessen ist nichts irriger als zu glauben, der jetzige Krieg werde die „Lösung der Orientfrage" nach sich ziehen. Er kann die Lösung der Frage der europäischen Türkei durch ihren Untergang herbeiführen, aber nicht einen dauernden Friedenszustand auf dem Balkan. Dieser wird der Wetterwinkel Europas bleiben, erfüllt von Gefahren für den europäischen Frieden. Gelingt es, den jetzigen Krieg zu lokalisieren, so bedeutet das nicht die Herstellung eines dauernden Friedens. Wie der lokalisierte Krieg von 1864 die Kriege von 1866 und 1870 nach sich zog, so birgt der jetzige Krieg weitere Kriege in sich — das heißt natürlich dann, wenn er lokalisiert bleibt. Die Konsequenzen, die ein Weltkrieg nach sich zöge, untersuchen wir hier nicht. Sie sind auch kaum abzusehen. Alle unsere jetzigen Erörterungen gehen von der Voraussetzung aus, daß die Niederlage der Türkei eine endgültige ist, keine europäische Intervention etwas daran ändert und die Balkanstaaten vollauf ihr Ziel erreichen.

Um was es sich hier handelt, ist der Nachweis, daß auch in diesem für die Balkanstaaten günstigsten Falle die Folgen des Krieges nicht so begeisternd sein werden, wie seine Befürworter annehmen. Er wird ebenso wie der Krieg von 1870 für Deutschland und Frankreich eine Ära neuen, erhöhten Wettrüstens für die Balkanstaaten herbeiführen und damit erhöhten wirtschaftlichen Druck, gesteigerte Unerträglichkeit der Verhältnisse.

Noch mehr als bisher werden diese Verhältnisse revoltierend wirken. Erzeugte ihre Unerträglichkeit aber heute in den Massen Begeisterung für den Krieg als Mittel der Rettung, so werden die Folgen des Krieges dieser Kriegsbegeisterung ein Ende bereiten. Damit machen sie aber die Massen empfänglich für die vom sozialistischen Proletariat akzeptierte Methode der Vereinigung der Balkanvölker durch die Revolution, durch die Republik. Nur sie vermag aus dem Völkergewirr auf dem Balkan ein dauerndes einheitliches Staatswesen zu gestalten, dessen jene Völker zu ihrer Unabhängigkeit von äußerem Druck und innerer Ausbeutung aufs dringendste bedürfen.

Nach dem Kriege wird die Zeit kommen, wo die jetzige Haltung unserer Genossen in Serbien und Bulgarien ihre reichen Früchte tragen, wo das, was den Realpolitikern von heute als sinnloser Utopismus erscheint, sich als die praktischste und machtvollste Politik bewähren wird.

Das Internationale Bureau hat wohl daran getan, diese Politik in seinem Manifest zu sanktionieren.

Und ebensowohl berechtigt war sein zweiter wichtiger Beschluß zur Kriegsfrage, die schleunigste Einberufung eines internationalen Kongresses.

Unsere bisherigen Ausführungen geschahen ja, wie schon bemerkt, unter der Voraussetzung, daß es gelingt, den Krieg zu lokalisieren. Es ist aber leider durchaus nicht ausgeschlossen, daß die Dinge eine andere Wendung nehmen. Die eigentlichen Schwierigkeiten und Gefahren für den Weltfrieden beginnen erst, wenn die Friedensstifter sich zwischen die Kriegführenden stellen. Dann will jeder seinen besonderen Appetit befriedigen, aus dem türkischen Debacle seine besondere Beute holen.

Sobald dies Treiben beginnt, den Frieden zu gefährden, sobald die Parole nicht mehr ausreicht: Der Balkan den Balkanvölkern, wird es die Pflicht der Internationale, das Schwergewicht ihres Einflusses zugunsten des Friedens in die Wagschale zu werfen, und das geschieht am eindrucksvollsten durch einen außerordentlichen internationalen Kongreß.

Welches seine Wirkungen sein werden, läßt sich freilich ebenso schwer voraussehen wie die ganze nächste Zukunft. Alles hängt davon ab, ob er im richtigen Moment zusammentritt. Nirgends spielt die Benützung des richtigen Zeitpunktes eine größere Rolle als in Kriegen, wo sich oft die Entscheidung über Tod und Leben ganzer Staaten in die Spanne einiger Stunden zusammendrängt. Alle seine Kräfte im richtigen Raume zu konzentrieren und im richtigen Zeitpunkt in Aktion zu bringen, ist die wichtigste Aufgabe des Feldherrn. Das Weitere hängt weit mehr von den Massen ab, die er kommandiert, als von ihm selbst.

Wie vom Kriege, gilt das auch vom Wirken gegen den Krieg. Aber ein internationaler Kongreß wird nicht von einem autokratischen Feldherrn dirigiert und kommandiert. Es wird bei der jetzigen raschen Entwicklung der Dinge großenteils Sache des Zufalles sein, ob der Zusammentritt des außerordentlichen Kongresses in den günstigsten Zeitpunkt fällt, ob er nicht zu spät kommt oder, was auch möglich, zu früh.

Aber läßt sich auch nicht der Grad der Wirkungen des Kongresses genau ermessen, es ist auf jeden Fall zu erwarten, daß er bedeutende Wirkungen üben wird. Sein Zusammentritt ist unerläßlich, er mußte beschlossen, er muß mit allem Eifer gefördert werden.

Nur wäre es vom Übel, wenn man auf den Kongreß allein baute, bis zu seinem Zusammentritt die Hände in den Schoß legte. Es wird vielmehr die größte Bedeutung des nächsten internationalen Kongresses vielleicht darin liegen, daß die Agitation für seine Beschickung in den einzelnen Ländern einen neuen Ansporn zur Demonstrierung des proletarischen Friedenswillens bietet. Der Kongreß selbst verspricht um so wirksamer zu werden, je energischer sich schon in den einzelnen Staaten bis zu seinem Zusammentritt der Friedenswille der arbeitenden Massen bekundet hat.

Dabei müssen wir uns aber jetzt schon klar werden darüber, in welcher Weise wir dem Krieg entgegenwirken können und wollen.

Eines ist sicher: heute, im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht und der wachsenden Erstarkung eines revolutionären Proletariats, wagt es keine Regierung, in den Krieg zu ziehen, wenn es ihr nicht gelungen ist, vorher allgemeine Kriegsbegeisterung in der Bevölkerung zu erzeugen.

Andererseits aber ist es ebenso sicher, daß es aussichtslos, ja direkt verderblich wäre, in einer Bevölkerung, die von allgemeiner Kriegsbegeisterung fortgerissen wird, durch Massenaktionen oder gar durch die gewaltigste unter ihnen, durch einen Massenstreik die Regierung an der Kriegführung hindern zu wollen.

Unsere Aufgabe ist also eine wesentlich propagandistische. Massenaktionen können dabei als geplante Aktionen unserer Partei nur so weit in Betracht kommen, als sie propagandistischer Natur sind.

Wir müssen mit der Möglichkeit rechnen, daß von den zum Kriege treibenden Elementen, welche immer es sein mögen, alles Erdenkliche aufgeboten wird, durch Verbreitung von Lügen aller Art die Massen zu erschrecken,

zu verwirren, zu verhetzen. Die Beherrschung der Presse und des Telegraphen leistet solchem erbärmlichem Treiben nur zu leicht Vorschub. Dem vorzubeugen, wird eine unserer wichtigsten Aufgaben, die sozialdemokratische Tagespresse unser mächtigstes Friedensinstrument.

Dabei wäre es aber das Verkehrteste, wollten wir den jetzigen Moment dazu benützen, einen auch sonst verkehrten Pseudomarxismus zu betreiben, uns an das Proletariat allein zu wenden, nicht auch an die anderen arbeitenden Massen, Intellektuelle, Kleinbürger und Bauern. Sicher bildet das Proletariat die sicherste Schutzwehr des Friedens, aber Kleinbürger und Bauern sind nicht minder an ihm interessiert.

Noch schlimmer aber wäre es, wollten wir uns jetzt bemühen, den nicht proletarischen Volksschichten einzureden, der Imperialismus und der Kampf um die türkische Beute sei eine Lebensnotwendigkeit für die bürgerliche Gesellschaft, und wenn wir uns dem Krieg widersetzten und den Frieden forderten, geschehe es bloß deshalb, weil wir die bürgerliche Gesellschaft vernichten wollten.

Solchen Unsinn predigen heißt heute ein Verbrechen am Weltfrieden begehen. Unsere Taktik zu seiner Erhaltung hat nicht dahin zu gehen, das sozialistische Proletariat von den übrigen am Frieden interessierten Volksschichten abzutrennen und es zu isolieren, sondern vielmehr alle Volksschichten, die nicht am Kriege interessiert sind, durch die Wucht der proletarischen Opposition gegen diesen mit sich zu reißen, die Kriegshetzer zu isolieren und sie dadurch ohnmächtig zu machen gegenüber der Phalanx der den Frieden heischenden Massen.

Ich habe einmal vor zwölf Jahren darauf hingewiesen, daß bei der Verteidigung des eigenen Landes gegen einen eingedrungenen äußeren Feind die Klassengegensätze angesichts des gemeinsamen Notstandes zurücktreten, wie dies in der Tat von proletarischer Seite in Frankreich 1870/71 in opferwilligster und entschiedenster Weise betätigt wurde unter Billigung der Internationale.

In der zweiten Adresse der Internationale über den Deutsch-Französischen Krieg (vom 9. September 1870) wies der Generalrat auf die verdächtige Zusammensetzung der provisorischen Regierung Frankreichs hin, in der die wichtigsten Posten von Orleanisten besetzt waren, nicht von Republikanern. Er fuhr fort:

„Die Arbeiterklasse Frankreichs hat also unter den größten Schwierigkeiten zu wirken. Jeder Versuch, die neue Regierung in der gegenwärtigen Krisis umzustürzen, wo der Feind an die Tore von Paris pocht, wäre eine verzweifelte Narrheit. Die französischen Arbeiter müssen ihre Pflichten als Bürger erfüllen, aber sie müssen gleichzeitig Sorge tragen, daß sie nicht durch die Erinnerungen von 1792 irregeführt werden" usw.

Was damals galt, in der Notlage des Krieges gegen die Invasion, gilt nicht minder, ja noch mehr für die Notlage des Krieges gegen den Krieg. Die Proletarier bekämpfen ihn nicht bloß um ihrer Klasseninteressen willen. Es ist nicht nur ein proletarisches Interesse, es ist das Gesamtinteresse der Gesellschaft, das wir mit unserer Friedensagitation verfechten. Wie so oft, fällt auch hier das besondere Interesse des Proletariats mit dem Gesamtinteresse der Menschheit zusammen. Und je mehr wir das betonen, je entschiedener wir den Frieden fordern als Vertreter der Gesamtheit gegen-

über den Sonderinteressen einer ruchlosen Minderheit, desto gewaltiger wird die Wirkung unseres Appells sein, desto mehr werden alle arbeitenden Massen, Kleinbürger und Bauern ebenso wie die industriellen Proletarier gefeit sein gegen das Fieber des Chauvinismus, desto gesicherter ist der Friede.

Die Balkankrise und die innere Zersetzung der Türkei.

Von Assen Zankoff (Sofia).

Wir sind mitten im tobenden Krieg. Weder der diplomatische Klatsch der Großmächte, noch die sonst viel gepriesene öffentliche Meinung von Europa vermochte den unheimlichen Gast zu bannen. Die Balkankönige haben von den abmahnenden Worten der maßgebenden Persönlichkeiten ergebenst Notiz genommen, sind jedoch, in richtiger Wertschätzung derselben, wohl wissend, daß das eitle Gerede nicht viel bedeutet, nach eigenem Gutdünken weiter gegangen. Der Balkan steht nun in Flammen, die nach allen Seiten hin emporlodern und drohen, die großen Nachbarn in ihr Vernichtungswerk mit hineinzureißen. Den offiziellen Friedenswächtern, die in den Regierungen sitzen, bleibt noch immer eine wichtige Aufgabe vorbehalten: den Brand, wenn nicht zu löschen, so wenigstens zu lokalisieren. Allein, ob ihnen selbst das gelingen wird, ist eine offene Frage. Die jahrzehntelang angesammelten Zündstoffe sind gewissermaßen von selbst in Brand geraten, ohne daß die Diplomatie daran etwas hindern konnte. Die diplomatische Kunst reicht eben weit genug, Konflikte anzuzetteln, aber nur sehr selten so weit, sie beizulegen.

Ein Gefühl der Beklemmung bemächtigt sich der vorwärtsstrebenden Welt, daß im zwanzigsten Jahrhundert wiederum die Waffen berufen sein sollen, über wichtige Geschicke der Völker zu entscheiden; ein Gefühl der Ohnmacht für das sozialistische Proletariat zugleich, daß seine Kräfte noch nicht stark genug geworden sind, die Ereignisse in friedliche Bahnen zu lenken. Aber geradezu eine Schande für die bürgerliche Zivilisation ist es, daß sie in ihrem ganzen Kulturschatz kein geeigneteres Mittel als den Krieg kennt, um Völkerstreitigkeiten auszutragen.

Es ist nur zu begreiflich, daß die unerträgliche Lage auf dem Balkan zu einer Entscheidung drängte, die sich nicht mehr hinausschieben ließ. Es mutet ganz eigentümlich an, wenn gerade manche Sozialdemokraten dem Balkanproblem dadurch am besten näherzukommen glauben, daß sie sein Wesen verkennen. Eben heute „zeigt es sich wieder", wie Genosse Rudolf Hilferding treffend sagt, „wie wichtig für die Sozialdemokratie eine konkrete Stellungnahme in den Fragen der auswärtigen Politik ist, wie blutleer und wirkungslos eine Politik wäre, die für die Probleme, die der Tag stellt, nur die allgemeine und die selbstverständliche Antwort des Sozialismus hätte".[1]

Nichts ist nämlich verkehrter, als die Verwicklungen auf dem Balkan hauptsächlich auf das Intrigenspiel der um die Vormacht ringenden Großstaaten zurückzuführen und den Kriegsausbruch als eine Anstiftung von Rußland hinzustellen. Ebensowenig ist es zutreffend, die heutigen Ereignisse mit den Erweiterungsgelüsten der Bourgeoisie der Balkanländer allein

[1] Vergl. „Neue Zeit", XXXI, 1, S. 74 ff.

erklären zu wollen. Diese irrigen Auffassungen, die durch die bisherige Haltung der Balkanherrscher stark genug gefördert wurden und in der westländischen Presse einen breiten Raum behaupten, sind leider von vornherein geeignet, die Sympathien der Kulturwelt für die Balkanvölker zu vermindern, die, was man immer über ihr Unternehmen denken mag, um Leben und Freiheit kämpfen, und die Bedeutung der Balkanfrage herabzusetzen.

Es ist nur natürlich, daß die Balkanereignisse einen starken Widerhall in der übrigen Welt finden und dabei die bestehende durch den deutsch-englischen Gegensatz bedingte Machtverteilung in Europa aufhellen müssen. Es ist dann auch selbstverständlich, daß den Balkanstaaten zur Ausführung ihres kühnen Schlages die augenblickliche Lage Europas zugute gekommen ist, die die Großmächte durch ihre gegenseitigen Rivalitäten für ein aktives Eingreifen in der Balkanfrage lähmt und die streitenden Balkanrivalen ihrem eigenen Geschick überläßt. Damit ist die unmittelbare Teilnahme Europas an den Ereignissen wohl erschöpft, ein weiterer Zusammenhang ist nicht vorhanden. Diese Teilnahme läuft nämlich darauf hinaus, Europa aus der Gestaltung der Dinge für den Augenblick auszuschalten. Europa hat in der Balkanfrage vorläufig glänzend versagt. Ob es ihm gelingen wird, den versäumten Einfluß wieder zu gewinnen, und ob sich nicht vielmehr der Rückgang seines Einflusses auf dem Balkan als ein dauernder erweisen wird, muß bald die Zukunft zeigen.

Europa hat die Rettung des Friedens nicht einmal versucht. Daraus erklärt sich auch sein Mißerfolg. Deutschland und Frankreich haben sich von vornherein willig mit der Rolle bloßer Zuschauer begnügt, indem sie es ihren Verbündeten von Österreich-Ungarn und Rußland überließen, die Balkanregierungen einzuschüchtern. Österreich-Ungarn und Rußland war aber sehr wenig daran gelegen, einen direkten Erfolg in Sofia und Konstantinopel zu erzielen; es galt für sie, zu erproben, wie es denn mit den eigenen Staatsinteressen steht: ob der herannahende Sturm sie nicht selbst bedroht. Beide Staaten sind nämlich stets darauf ausgegangen, den Einfluß auf den Balkan und womöglich die direkte Herrschaft über ihn unter sich zu teilen. Aus diesem Grunde nennen sie sich „die an der Orientfrage nächstinteressierten Mächte", welcher Titel ihnen auch von den übrigen zugestanden wird. Dabei sucht jeder der beiden seinen Anteil auf Kosten des anderen zu vergrößern. Daher ihr gegenseitiges Mißtrauen. Allerdings, die heutige Lage beider Monarchien, ihre innere Gärung und Zerklüftung ist für sie kein Ansporn, es auf eine Abrechnung gerade jetzt ankommen zu lassen. Sie möchten deshalb die Ereignisse gern für einen passenderen Tag verschoben sehen. Der Moment ist kein günstiger. Die vielverheißende Orientfrage droht ihnen abhanden zu kommen. Alles Grund genug für die Balkankönige, sich mit ihrem Streich zu beeilen.

In diesen trüben Tagen zeigten sich alle gescheiten Leute der Diplomatie einzig und allein um die eigene Haut besorgt und tappten im Dunkeln. Das war der Fall beim Grafen Berchtold, als er seinen Reformvorschlag für die der Pforte zu empfehlende Dezentralisation in der Verwaltung kundgab; bei Herrn Sassonow, als er mit dem Ölzweiglein in der Hand von Hauptstadt zu Hauptstadt wanderte, und bei den Balkankönigen selber, als sie zehn Tage vor der Eröffnung der wirklichen Feindseligkeiten ihren montenegrinischen Kollegen vorschickten, durch die ersten Kanonenschüsse Europa auf die Probe zu

stellen. Und in der Tat, die diplomatische Sonde hat ein schönes Resultat ergeben: Die Solidarität Europas liegt zertrümmert da, wenn sie je überhaupt bestanden hat. Die Balkanstaaten dürfen sich unbekümmert schlagen, niemand wird sie stören. Höchstens will man ihnen die Früchte ihrer Siege nachher streitig machen. Das ist das Ergebnis der lobenswerten Bemühungen. Viel zielbewußter hat ein englischer Diplomat auf dieses Ergebnis hingearbeitet, der englische Staatssekretär des Äußern Sir Ed. Grey. Er hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, seine Friedensliebe allzu laut zu beteuern. Er wollte nur, daß der Ehrgeiz der türkischen Staatsmänner durch Abbrechung aller Spitzen des österreichisch-russischen Vorgehens geschont werde, weil er ja wohl begriff, daß, je milder die diplomatischen Vorstellungen in Konstantinopel gehalten wären und je weniger sie daher zu einem Resultat führten, um so eher der kriegerische Zusammenstoß herbeigeführt werde. Dieses Doppelspiel erlaubte dem englischen Staatsmann, als Freund der Türkei zu erscheinen, ohne ihrer Zersetzung hindernd entgegenzutreten. Sein Kollege im Schatzamt, Lloyd George, ist noch aufrichtiger, indem er sich von dem Ausgang des Krieges eine Erweiterung des Feldes für die Zivilisation verspricht.

Man hat auf dem Balkan lange Zeit an die erlösende Mission Europas geglaubt und gewartet. Wir sehen ab von dem Aberglauben einzelner Hitzköpfe, die unsinnige Abenteuer in Mazedonien anstifteten, um die öffentliche Meinung Europas auf das erbärmliche Los der unterjochten Brüder aufmerksam zu machen. Aber die Balkanregierungen selbst setzten Vertrauen in Europa. Als sie ihren Mobilisationsbefehl erteilten, dürften sie kaum darauf gerechnet haben, daß es wirklich zum Kriege kommen werde. Freilich, wenn man mobilisiert, muß man auch auf den Krieg gefaßt sein. Aber bis zu dem letzten Augenblick sollen die Balkanregierungen auf ein Erlösungswort von Europa geharrt haben. Vieles spricht dafür, daß diese Auffassung richtig ist. Merkwürdigerweise fiel in Bulgarien die Aufgabe, den Frieden zu brechen, den einzigen zwei bürgerlichen Parteien zu, die die Erhaltung friedlicher Beziehungen zur Türkei zu einem Programmdogma gemacht hatten. Das sind die heute regierenden Parteien der Konservativen und der Fortschrittsliberalen. Kein vernünftiger Mensch verhehlt sich in den Balkanländern, wie erschöpfend für ihren jungen Staats- und Volksorganismus ein Krieg mit der Türkei sein muß, wenn er auch vollkommen siegreich wäre. Bei der heutigen Militärtechnik muß überhaupt ein Krieg, der beiderseits mit dem letzten Kraftaufwand geführt wird und bei dem keines der streitenden Lager dem anderen gegenüber eine unverhältnismäßige Überlegenheit besitzt, auf beide Teile sehr nachteilig wirken; er bedeutet von vornherein für beide Seiten, für die eine mehr, für die andere weniger, eine große Schwächung. Diese Erkenntnis beeinträchtigt die entfachte Begeisterung der Balkanvölker nicht, mußte aber für die verantwortlichen Politiker eine Warnung sein. Sie neigten auch alle dazu, dem europäischen Konzert die Pflicht der Umwandlung der Türkei einzuräumen; sie forderten nur seine Garantien.

Für Europa war es auch nicht unmöglich, diese für die Balkanvölker so schwierige Aufgabe zu erfüllen. Das barbarische Regime in der Türkei, dem heute der Kreuzzug der Balkanländer gilt, konnte ohne die Gunst der Großmächte keinen Tag mehr aufrechterhalten werden. Die Osmanenherrschaft vermag die geknechteten, nach Wohlstand und Freiheit strebenden Völker nur durch eine starke Militärgewalt zusammenzuhalten. Wenn auch die Armee

innerlich noch so zerrüttet ist, stellt sie doch das einzige dar, was in dem türkischen Scheinstaat noch an Organisation übrig geblieben ist. Der moderne Militarismus in der Türkei ist aber ein Kind Europas. Er ist ausschließlich durch das wucherische Kapital der westeuropäischen Hochfinanz großgezogen worden. Auf die eigenen Finanzquellen der Türkei angewiesen, würde er an den Gebrechen der türkischen Staatswirtschaft bald verenden. Um also der Türkei ersprießliche Reformen abzuringen, die die Lage der arbeiten Massen erleichtern sollten, brauchte man in Europa nicht zum Schwert zu greifen. Man brauchte ihr nur für ihre Mißbräuche den Kredit zu sperren. Aber vergebens flehten die Balkanvölker um eine ernstgemeinte europäische Intervention. Europa macht zurzeit in der Türkei zu gute Geschäfte, als daß es dem bestehenden Regime seine Mitwirkung hätte verweigern wollen.

* * *

Der Ausgangspunkt der Balkankrise ist die Unfähigkeit der Türkei, sich zu reformieren, ihre Ohnmacht, den Prozeß ihrer sozialen Fäulnis aufzuhalten.[1] Zwar dringt der Fortschritt auch in die Türkei nach und nach ein. Die Türkei hat schätzbare Anfänge eines konstitutionellen Lebens entwickelt, die erhoffen ließen, daß sie in der Zukunft eine erfreuliche Rolle in dem kulturellen Erwachen und Aufsteigen der muselmanischen Welt in Asien und Afrika spielen würde. Aber der türkische Fortschritt ist leider erbärmlich langsam. Das liegt weniger an der trägen Naturanlage des herrschenden osmanischen Stammes als an der Beschaffenheit des türkischen Staatsgebildes.

Die Türkei stellt ein Völkerkonglomerat, ein mannigfaltiges Gemisch von Stämmen dar, die, über ein weit ausgedehntes Land zerstreut, vielfach voneinander sehr entlegene Territorien bewohnen, eine sehr verschiedene Geschichte durchgemacht haben und sehr verschiedene Stufen kultureller Entwicklung aufweisen. Ein solches Völkergemisch ist, wie das Beispiel Österreich-Ungarns mit seinen ewigen Ausgleichskrisen lehrt, verhängnisvollen krampfhaften Zuckungen auch dann unterworfen, wenn der führende Stamm ein in der Kultur höchst fortgeschrittener ist. Wie erst dann, wenn er der rückständigste ist wie gerade in der Türkei. Die sozialen Konflikte, die in keinem Lande, und sei es noch so zurückgeblieben, ausbleiben, werden hier durch nationalen und religiösen Hader zu grauenhaften Ausschreitungen gesteigert.

Um die Einheit des Reiches zu erhalten, was das unabänderliche Ziel jeder Staatsweisheit in der Türkei ist, mußten die Sultane vor allem das Übergewicht des Islam im Staatsleben sichern. Die mohammedanische Religion ist wohl das einzige Band, das den größeren Teil der sonst sehr verschiedenen Völkerschaften des Reiches zusammenhält. Um des einheitlichen Reichsgedankens willen mußte der Islamfanatismus oft künstlich gefördert werden, indem ihm Ruhe und Wohlstand der untergebenen christlichen Völker geopfert wurden. Insbesondere wurden die christlichen Elemente in den europäischen Gebieten der Türkei (Bulgaren, Serben, Griechen, Mazedowalachen) der Willkür der osmanischen Bureaukratie und des Adels preisgegeben. Der Kapitalismus ist in diesen Gebieten durch den westeuropäischen Handel tief

[1] Über die ökonomische Vorgeschichte des Zerfalls der Türkei vergl. Balugdgitsch, Die ökonomischen Ursachen der Gärung in Mazedonien, „Neue Zeit", XIX, 1, S. 292 ff., und Zankoff, Die wirtschaftlichen Ursachen der revolutionären Gärung in der Türkei, „Neue Zeit", XXIV, 2, S. 789 ff. Anmerkung der Redaktion.

eingedrungen und hat die Keime einer für die türkische Herrschaft höchst gefährlichen sozialen Gärung in die Massen getragen. Diese Elemente sind in kultureller Hinsicht dem herrschenden Osmanenstamm weit überlegen und ertragen die türkische Staatsmacht nur sehr widerwillig. Sie sehnen sich stets nach einer autonomen Verwaltung. Die Pforte wollte jedoch die verlangte Autonomie nicht gewähren, weil sie befürchtete, daß diese die Lockerung des Reiches nur beschleunigen würde. Um die Bande des Einheitsstaats fester zu schmieden, glaubte sie im Gegenteil die europäischen Reichsteile zugunsten der asiatischen Machtstellung immer wieder benachteiligen zu müssen. Das ist seit jeher die Sultanspolitik gewesen. Izzet Bey, ein Privatsekretär Abdul Hamids, hatte einst diesem Gedanken klassischen Ausdruck gegeben, indem er dem Kalifen riet, er möge auf die Millionen von Mohammedanern vertrauen und in ihrem Interesse regieren, im übrigen möge er Europa schreien lassen.

Die jungtürkischen Reformatoren, auf die man große Hoffnungen für die Erneuerung der Türkei setzte, haben mit dieser traditionellen Politik nicht brechen wollen. Sie durften nicht regieren, ohne dem Islam zu huldigen. Durch ihre ersten Erfolge verblendet, die sie indessen weniger der eigenen Organisation als von außen geschaffenen Schwierigkeiten des Reiches verdankten, glaubten sie sich in fataler Selbstüberschätzung mächtig genug, um sich über alle nationalen und konfessionellen Fragen stolz hinwegsetzen zu können.

Die christlichen Völker der Türkei begrüßten freudevoll die jungtürkische Revolution. Nach dem Umsturz hörten die Nationalitätenkämpfe plötzlich auf. Man ging erwartungsvoll einem neuen Leben entgegen. Um die Grundlagen der neuen Verfassung im Volksleben selbst Wurzel schlagen zu lassen, um kräftigere Stützen für das neue Regime zu schaffen, hätten die Jungtürken, die höchstens die Oberschicht der Bureaukratie und der Armee direkt besetzen konnten, die Mithilfe der weit gebildeteren christlichen Bevölkerung suchen, sie hätten dieser also leichteren Zutritt zum Staatsleben verschaffen müssen. Sie hielten aber diese Schichte vielmehr möglichst zurück, weil sie befürchteten, daß ihre tatsächliche Gleichstellung mit dem mufelmanischen Element ihnen bald die Oberhand in der Verwaltung geben würde, was eben die Reichseinheit gefährden mußte. Daher der schroffe jungtürkische Zentralismus, dem schließlich die Jungtürken selbst unterlagen. Die Christen wurden vom Beamtentum sorglich ferngehalten. Insbesondere wurden die niedrigen Rangstufen der Bureaukratie fast ausschließlich der alttürkischen Sippschaft entnommen, die jetzt unvermutet jungtürkisch geworden war und auf liberal-demokratische Ideen schwor. Wie hätten nun die Jungtürken mit Hilfe dieser unsicheren Organe, deren Bedeutung für die Durchführung einer gründlichen Reform gerade in einem so primitiven Lande um so größer sein mußte, ihre Programmforderungen verwirklichen sollen? Auch das bestgedachte Reformprogramm mußte unter solchen Bedingungen in seiner Anwendung ausarten. Und das jungtürkische war gar nicht so einwandsfrei.

Die christlichen Völker sowie die Albanesen hatten sich unter dem alten Regime manche Sonderrechte erworben. Namentlich genossen sie eine gewisse Selbstverwaltung im Unterricht und Kultus. Die Jungtürken dachten nun, es genüge, wenn man allen türkischen Untertanen freie Berufsbetäti-

gung und Lebenssicherheit gewährleiste; im übrigen dürfte niemand irgendeine Sonderstellung beanspruchen. Alle Reichsangehörigen müßten vor dem Gesetz in dem Sinne gleichgestellt werden, daß man verschiedenartigen Kulturbedürfnissen nicht Rechnung zu tragen brauche. Für die Jungtürken bestand keine Nationalitätenfrage. Alle Völker waren unter dem alten Regime unterdrückt gewesen und hatten zu leiden gehabt, alle sollten nunmehr unter dem neuen Regime frei sein und glücklich werden. Jedermann durfte gleichberechtigter Staatsbürger sein, aber niemand sich auf Sonderrechte seiner Nationalität berufen. Das hieß nichts weniger, als das Wesen des türkischen Staates ganz verkennen. So haben sich die Jungtürken schon in der ersten Zeit ihrer Regierung an den Schul- und Kirchenvorrechten der Bulgaren, Griechen, Serben und Albanesen vergriffen. Sie bestritten diesen zunächst das Recht, den Schulunterricht in ihren eigenen Sprachen zu erteilen. Von denselben Leitgedanken beseelt, führten die Jungtürken alsdann die sogenannte Entwaffnungsaktion durch: mit oft inquisitorischen Mißhandlungen wurde die christliche Bevölkerung sowie später ein großer Teil der mohammedanischen Albanesen genötigt, ihre Waffen abzuliefern. Das Waffentragen wurde streng verboten. Diese Reform traf freilich die staatstreuen Muselmanen nicht. Im Gegenteil wurden diese an vielen Orten durch die Behörden selbst mit Waffen versehen, um sich gegen die Banden wehren und nötigenfalls auch das Vaterland verteidigen zu können. Gleichzeitig leitete man die sogenannte Muhadjirspolitik ein. In den Gebieten, wo die christliche Bevölkerung stärker vertreten ist, sollten von Staats wegen muselmanische Familien angesiedelt werden. Selbstverständlich hatte diese eigentümliche innere Kolonisation mit wirtschaftlichen Rücksichten irgendwelcher Art nichts zu tun, und ebensowenig hat sie einen nennenswerten Erfolg gezeitigt. Alle diese Maßnahmen der jungtürkischen Reform, und insbesondere die Art, wie sie in der Praxis ausgeführt wurden, trugen nur dazu bei, den kaum eingeschlafenen Haß der christlichen Völker gegen das türkische Regime von neuem zu erwecken.

So entbrannte der Nationalitätenkampf aufs neue, und wieder durchzogen die Banden das Land. Diesmal aber mit dem Unterschied, daß die christlichen Völker, die sich in der Vergangenheit untereinander stets stark befehdet hatten, durch das gleich schroffe Auftreten der Regierung ihnen gegenüber zu gemeinsamer Abwehr zusammengeführt waren. Es ist das erstemal in der Geschichte, daß diese Völker einander nähertreten konnten. Diese Annäherung bildet auch die Grundlage, auf der das Bündnis der freien Balkanländer, das die Pforte wie die Großmächte so überrascht hat, entstanden ist, und sie ist durch die jungtürkische Gewaltpolitik geschaffen worden.

Die alten Sultane, die in der Kunst des Herrschens viel erfahrener waren, haben stets den Hader zwischen den christlichen Nationalitäten anzustacheln und für sich auszunützen gewußt. Nach der bewährten Maxime „teile und herrsche" haben sie es verstanden, je nach dem Gebiet die örtliche Minorität durch allerlei Vorrechte in Schul-, Kirchen- und Kommunalsachen gegenüber der Majorität zu begünstigen, was eine Quelle unerschöpflichen Gezänkes wurde. In derselben Richtung haben allerdings auch die durch die freien Balkanstaaten geförderten Nationalpropaganden gewirkt, die die unheilvolle Lage nur noch mehr zuspitzen mußten. Nun trat eine Ernüchterung

ein. Warum sollten die christlichen Völker sich gegenseitig bekämpfen und schwächen, untereinander über ein Besitztum streiten, das — wie einmal der serbische Professor Peritsch ausführte — sich nicht in ihren Händen, sondern in den Händen eines Dritten befand, während es zunächst galt, ihre Kräfte zu einigen und gegen den gemeinsamen Feind zu wenden? Serben, Bulgaren, Griechen stritten nicht über das, was sie hatten, sondern über das, was sie erst haben wollten. Es lag nahe, diesen unsinnigen Streit aufzugeben und sich, wie es heißt, einer realistischen Politik zuzuwenden. Diesem so gebildeten christlichen Blocke haben sich auch die meisten der albanesischen Stämme zugesellt, die allen Grund hatten, mit dem neuen Regime unzufrieden zu sein. Sultan Abdul Hamid hatte es verstanden, die Albanesen durch allerlei Begünstigungen zu ködern und gegen die Christen auszuspielen. Jetzt war aber ihre Sonderstellung durch den jungtürkischen Zentralismus stark bedroht. Sie gingen zur Opposition über.

Kurz, alle Reformversuche der Jungtürken litten Schiffbruch. Sie wußten für die von ihnen erstrebte neue Ordnung keine Volksschicht zu interessieren, sie schnitten sich im Gegenteil jede mögliche Verbindung mit den Volksmassen ab und mußten deshalb bald den Boden unter den Füßen verlieren. Alles, was sie unternahmen, wandte sich schließlich nur gegen sie. Wenn sie zum Beispiel die Entwaffnungsaktion durchführten, um dadurch einen Volksaufstand für die Zukunft unmöglich zu machen, so ließ diese Maßregel die obwaltende soziale Anarchie erst recht aufblühen. Bei der nachweislichen Unfähigkeit der Regierung in der Türkei, die Ordnung aufrechtzuerhalten, Gut und Leben der friedlichen Einwohner zu schützen, ist es geradezu eine Notwendigkeit für die innere Sicherheit, wie unwahrscheinlich das auch klingen mag, Waffen zu tragen, um imstande zu sein, sich nötigenfalls selbst Justiz zu schaffen. Nur so ist man einigermaßen gegen Angriffe von Räuberbanden und von Bureaukraten, die nicht selten in versteckter Gemeinschaft mit jenen vorgehen, geschützt. Nachdem man die Volksmasse entwaffnet hatte, war sie erst recht den Unruhestiftern ausgeliefert.

Trotz all dieser großen Fehler darf man den Jungtürken manches gute Streben und manche nützliche Tat nicht absprechen. Die ganze Frage ist aber die, ob sich die europäischen Gebiete der Türkei, die für eine höhere Kultur reif sind, auch weiterhin den Druck des schwerfälligen asiatischen Körpers gefallen lassen müssen, ob der Eilzug des europäischen Fortschrittes, der mit der Schnelle des Blitzes vorwärtsfahren möchte, einstweilen stehenbleiben muß, bis ihm die Kamelkarawane der kleinasiatischen Kultur nachgekommen ist. Wer dürfte es verantworten, den sich nach Freiheit und Wohlstand sehnenden Volksmassen Geduld und Zuwarten anzuraten? Wenn soziale Zustände vernachlässigt werden, so rächt sich die Unterdrückung der wirtschaftlichen Kräfte in um so verworreneren Ereignissen, die spontan hervorbrechen und deren Folgen man nur schwer zu beherrschen vermag.

* * *

So wie die Intervention der Großmächte und die Reformversuche der Jungtürken versagte in der Balkanfrage auch die Tätigkeit der mazedonischen Revolutionäre. Wie ganz anders würde das Bild aussehen, wenn die erwünschte Umwandlung anstatt dem Einbruch der Heere von außen dem Ansturm einer Revolution im Innern zu verdanken wäre! Dann wäre eine ruhigere Lösung denkbar, durch die alle jetzigen Greuel vermieden wären.

Leider ist dazu die revolutionäre Bewegung in der europäischen Türkei zu zersplittert und zu ohnmächtig.

Es fehlt in der Türkei, wie die zahlreichen Meutereien in der Armee und die Ausschreitungen der Banden zeigen, durchaus nicht an unzufriedenen und aufrührerischen Elementen. Allein Verzweiflung und Selbstlosigkeit genügen für eine erfolgreiche Massenerhebung noch lange nicht. Es gehört auch Lebensmut und Organisation der Kräfte dazu, und daran hat es stets gemangelt. Die militärische Revolution der Jungtürken hat die rückständigen muselmanischen Volksmassen sehr wenig berührt. Wir haben andererseits gesehen, wie die Jungtürken durch ihren Chauvinismus dazu getrieben wurden, allen Anfängen einer sozialen Hebung der christlichen Volksmassen feindlich gegenüberzutreten. Unter diesen Umständen mußte jeder Versuch einer revolutionären Organisation an der Militärgewalt scheitern. Das Fehlen einer festen Verwaltung, deren die moderne Wirtschaft zu ihrem Gedeihen bedarf, bewirkte nur das Aufblühen der Anarchie. Und die Anarchie hat nur noch mehr Elend gestiftet, die Volksmassen um so tiefer herabgedrückt.

Ebenso wie die Nationalitätenfrage haben die Jungtürken auch die mit dieser eng zusammenhängende soziale Frage verkannt. Ihr Programm ließ die notwendigen sozialen Reformen vermissen. Alles sollte sich mit der politischen Reform erschöpfen, die man von der sozialen Reform leicht loslösen zu können glaubte. Bei den primitiven Zuständen des Landes, glaubte man, werde die Besserung der Verwaltung die sozialen Gegensätze von selbst versöhnen. Indessen waren gerade der Bauernstand und die städtische Arbeiterschaft, das heißt eben das Gros der Volksmassen, in unermeßliches Elend verfallen. Die Gebrechen des alten Regimes hatten vermocht, diese Schichten in die Notlage zu stürzen; die Aufhebung dieser Gebrechen genügte jedoch nicht, um sie aus ihr wieder zu erheben. Es bedarf einer positiven, sehr weitgehenden Sozialreform, um die Bande der Hörigkeit der Bauern zu zerreißen, die durch das wucherische westeuropäische Kapital gelähmten Wirtschaftskräfte des Landes neu zu beleben, die Ausbeutung der Arbeiter durch Schutzmaßregeln einzuschränken. Von alledem war aber bei den Jungtürken keine Rede. Anfangs versprachen sie den Bauern, um diese wichtige Masse zu ködern, so manches, was sie freilich unerfüllt ließen; es fiel ihnen eben schwer, die meist muselmanischen Großgrundbesitzer von der Scholle zu vertreiben. Was die Arbeiter betrifft, so hatte die jungtürkische Regierung bald nur die schroffsten Verfolgungsmaßregeln gegen ihre Organisationen und speziell gegen die Streiks für sie übrig.

Die jungtürkische Sozialpolitik oder vielmehr der Mangel einer solchen hat also das Elend der Massen noch gesteigert und den Boden für das Aufblühen der Anarchie vorbereitet.

Nie hat das Bandenwesen so üppig geblüht wie in der letzten Zeit der jungtürkischen Herrschaft. Die Jungtürken haben auch oft geklagt, die Bandentätigkeit verhindere sie an der Ausführung der ersehnten Reformen. Kürzlich erst haben einige jungtürkische Blätter von den Banden einen sechsmonatigen Waffenstillstand erfleht, um mit der Durchführung der Reformen einmal einen ernstlichen Versuch machen zu können; sollte es dann wieder nicht gut gehen, dann mögen die Banden ihre Tätigkeit wieder aufnehmen. Eine naivere Auffassung, als sie in diesem Appell zum Ausdruck kommt, läßt sich

wohl nicht denken. Man kann zwar nicht leugnen, daß die Tätigkeit der Banden ehedem auch durch die Regierungen der freien Balkanländer vielfach unterstützt wurde. Es dürfte aber heute kaum einen Menschen geben, der nicht eingesehen hätte, wie verfehlt diese Politik war. Die Banden haben nichts gegen die türkische Regierung verrichtet, was diese nicht auch gegen sich selbst verrichtet hätte. Sie haben nur die friedliche Volksmasse drangsaliert, die christliche ebenso wie die türkische, und deren Lebenskräfte desorganisiert, was die spätere Errichtung geordneter Zustände sehr erschweren muß. Bei der herrschenden Verwirrung ist es sehr schwer, eine Scheidelinie in dem Bandenwesen zu ziehen, um zu sagen, wie viel daran Selbstlosigkeit erhabener Freiheitskämpfer ist und wo der vulgäre Räuberberuf von durch das soziale Elend um jeden Erwerb gebrachten Menschen beginnt. Beides ist nämlich ineinander verflochten. Die Jungtürken konnten also unter solchen Umständen die Banden weder dadurch wirksam bekämpfen, daß sie drakonische Bandengesetze erließen, die nur Unschuldige treffen konnten, noch dadurch, daß sie ihrerseits türkische Banden bewaffneten und unterstützten, wie solche in vielen Orten schon aus eigener Initiative gebildet wurden; sie hätten das soziale Elend beseitigen müssen, das der Nährboden der Bandenanarchie ist.

Es leuchtet nach alledem ein, wie verfehlt es wäre, die Zerrüttung der inneren türkischen Zustände mit den Einflüssen von außen, nämlich aus den freien Balkanländern, erklären zu wollen. Es ist auch erstaunlich, wenn die Jungtürken das Mißlingen ihrer Reformen sowie die durch den muselmanischen Pöbel an den Christen verübten und von den Behörden selbst unterstützten Metzeleien (Schtip, Kotschana, Berana) mit dem Hinweis auf die Tätigkeit der Banden zu rechtfertigen suchen. Ähnlich könnte man die gräßlichsten Missetaten rechtfertigen. Selbst die Armeniermetzeleien, die 1895 bis 1897 an 300 000 Menschen ums Leben brachten, hätten sich in ähnlicher Weise motivieren lassen. Anlässe zu Ausschreitungen fehlen ja heute in der Türkei nirgends. Überall sprossen die Keime der Anarchie. Daß diese aber tiefe Wurzeln fassen, dazu bedarf es eines faulen Bodens, wie ihn die inneren Zustände der Türkei liefern.

* * *

Diese Lage der Dinge gab dem Balkanbund den Mut, seinen Schlag zu wagen. Die Albanesenaufstände im Sommer, die italienische Expedition in Tripolitanien, die das türkische Reich immer mehr erschütterten, sowie andererseits die letzten Gemetzel, die Empörung hervorriefen, gaben den letzten Anstoß.

Unleugbar sind die herrschenden Klassen der Balkanländer an erster Stelle durch den Wunsch einer Gebiets- und Machterweiterung zu dem Krieg verleitet worden. Aber die Balkanregierungen hätten die Volksmassen in den Kriegswirbel nicht so begeistert hineingerissen und sich von dem Kriegszug in der Türkei einen so günstigen Verlauf nicht versprechen können, wenn ihre Bestrebungen nicht mit den Befreiungsträumen der unterdrückten Völker in Thrazien, Mazedonien, Altserbien, Epirus und Thessalien zusammengefallen wären, und wenn sie andererseits nicht hätten auf die Borniertheit der türkischen Staatsleitung rechnen können.

Wenn man von einem Imperialismus in den Balkanländern spricht, so hat es damit seine eigene Bewandtnis. Die Ausdehnungsgelüste können hier

nämlich mit den Triebkräften der Wirtschaftsentwicklung direkt nicht erklärt werden. Für landbautreibende Völker wie die des Balkan, die keine Übervölkerung aufweisen, die sie zwänge, einen Wohnraum für neue Geschlechter aufzusuchen, ist es weniger als sonst eine innere Notwendigkeit, sich neue Gebiete zu erschließen, die durch Kriege gewonnen würden. Die Stellung solcher Völker entspricht keineswegs der der Industrieländer, die stets eine Überproduktion wenn nicht an Menschen, so doch an Waren aufweisen, die sie auf dem freien Markt nicht unterbringen können, und die deshalb stets in Versuchung kommen, durch die Eroberung von Gebieten mit niedrigerer Kultur sich den nötigen Markt zu erschließen. Die Industrie der Balkanländer hat noch lange nicht den inneren Markt erobert, sie hat für lange Zeit hinaus einen freien Spielraum vor sich, sie braucht also den Frieden. Und was die landwirtschaftliche Produktion betrifft, so wird sie einen günstigen Absatz stets in den Ländern höherer Kultur finden; ihr ist mit der Eroberung kulturell zurückgebliebener Länder keineswegs gedient. Vom rein wirtschaftlichen Standpunkt betrachtet, bedeutet also die Eroberung solcher Gebiete für die Balkanländer nur große Opfer. Ehe die eroberten Gebiete auszubeuten sind, muß man sie durch eine kostspielige geordnete Verwaltung wirtschaftlich erst kräftigen. Um so mehr, wenn diese Gebiete durch eine lange Mißwirtschaft so verwüstet sind, wie es hier tatsächlich der Fall ist. Und diese Opfer sind um so schwerer, als sie Ländern auferlegt werden, deren Wirtschafts- und Staatsorganisation selbst noch auf sehr schwachen Beinen steht. Aber der regierenden Bureaukratie der Balkanländer, die sich allein einen direkten Vorteil von der Gebietsausdehnung versprechen darf, sowie der bürgerlichen Intelligenz, die die Volksstimmung aufzubauschen weiß, schwebt der Wahn eines Großstaates vor. Man glaubt, und dieser Aberglaube ist durch die stets drohenden Eingriffe der Großmächte nur verstärkt worden, daß die Balkanländer nicht stark und ihrer Existenz sicher sein können, wenn sie nicht größer werden. Man glaubt, unter jeder Bedingung sei eine Gebietsausdehnung erwünscht, indem man in den Vorurteilen früherer Zeiten befangen ist, wo tatsächlich jede Eroberung ein Gewinn war, weil man die eroberten Gebiete plünderte.

Wie kann eines Tages dieser Glaube enttäuscht werden! Wir werden uns jedoch damit trösten, daß er doch dazu geführt haben wird, die Freiheit unterjochter Völker zu erkämpfen. Die einzige Frage bleibt, um mit Marx zu reden, die, ob die Balkanländer bei ihrem kühnen Streich nicht wieder als widerwillige Sklaven des revolutionären Fatums handeln.

Innere Kolonisation.

Von **Karl Marchionini.**

Die Vermehrung des kleinen ländlichen Besitzes wird seit einiger Zeit von den verschiedensten Seiten gefordert. 3500 ostelbische Großgrundbesitzer verfügen bekanntlich über die gleiche Fläche wie 27 000 mittlere Bauern im Westen oder besitzen mehr Grund und Boden als 2 600 000 kleine Bauern in Preußen. Das ist natürlich unhaltbar. Aber ebenso verfehlt ist die Aufteilung der Latifundien und die Ansiedlung von kleinen Bauern.

über unsere Stellung zur Landwirtschaft bestehen verschiedene Ansichten. Es ist deshalb auch wiederholt verlangt worden, daß sich ein Parteitag mit der Agrarfrage beschäftigen soll. Und wenn dahingehende Anträge auch bisher stets abgelehnt wurden, über kurz oder lang wird unsere Partei über diese Frage zu entscheiden haben. In den nächsten Jahren wird der Kampf um den neuen Zolltarif aufs heftigste entbrennen. Über unsere Haltung zu den Schutzzöllen herrscht wohl nahezu Einmütigkeit. Leider gehen die Meinungen über Großgrundbesitz oder Kleinbesitz und über die Ansiedlung von Landarbeitern und kleinen Bauern auseinander. Wenn auch in den letzteren Fragen die große Mehrheit einig ist, so ist doch eine kleine Minderheit eifrigst dabei, für ihre Ansichten Propaganda zu machen. Einige Genossen fordern bereits nur noch die Vergesellschaftung der industriellen Produktionsmittel; die Agrarfrage wollen sie durch die Schaffung von Familien- und Bauernwirtschaften lösen. Die Überlegenheit des Großbetriebs über den Kleinbetrieb in der Landwirtschaft ist mehrfach nachgewiesen worden. Die Zerschlagung der ländlichen Großbetriebe in kleine Bauernwirtschaften ist ein Kulturrückschritt, da man damit den kleinen Bauern zumutet, sich und seine Familie rücksichtslos auszubeuten, denn nur auf diese Weise kann er sich behaupten.

Die Fortschrittliche Volkspartei fordert ja mit besonderem Eifer die Vermehrung des kleinen ländlichen Besitzes; ausgerechnet sie, deren Mitglieder in der Industrie und im Handel die weitestgehende Konzentration des Kapitals erstreben. Man schwärmt in dieser Partei auch davon, daß bei genügender Ansetzung kleiner Bauern die deutsche Landwirtschaft imstande sein werde, den gesamten Fleischbedarf des deutschen Volkes selbst zu decken. Auf diese Utopie hier ausführlich einzugehen, ist überflüssig. Es sind vor allem politische und nicht wirtschaftliche Gründe, die den „Fortschritt" bestimmen, für die Ansetzung kleiner Bauern einzutreten. In den Großstädten und Industrieorten hat er abgewirtschaftet. Er muß also aufs Land, wenn er weiter existieren will, und mit Hilfe des Hansabundes ist ja dieser Schritt bereits getan worden. Ein Teil der Bauern hat es stets mit dem „Fortschritt" gehalten, aber dort, wo der Großgrundbesitz herrscht, hat er kaum etwas erreichen können. Die Erfolge in einigen östlichen Kreisen bei der diesjährigen Wahl sind vorübergehende Erscheinungen, worüber später noch das Nötige gesagt werden wird. Da die Großgrundbesitzer — von wenigen Ausnahmen abgesehen — fest an der konservativen Partei halten und auch ihre Arbeiterschaft für ihre politischen Zwecke zu mißbrauchen verstehen, so hofft die Fortschrittliche Volkspartei, mehr politische Macht auf dem Lande zu gewinnen, wenn statt des Großgrundbesitzes der Kleinbesitz vorherrschend ist. Die Kleinbauern und Ansiedler glaubt sie zu gewinnen, und daher ihre Liebe für die „innere Kolonisation".

Es besteht in manchen Kreisen unserer Partei die Ansicht, als habe die Fortschrittliche Volkspartei ihre diesjährigen Erfolge bei den Reichstagswahlen in Ostpreußen vor allem ihrer vorsichtigen Stellungnahme zu den Schutzzöllen und ihrer Haltung zur „inneren Kolonisation" zu verdanken. Artur Schulz war der erste, der diese Meinung aussprach, und in der „Neuen Zeit", XXX, 2, S. 823, schreibt Akademikus, für die Frage, welche Agitationsmittel der Fortschrittler auf die Landarbeiter am stärksten eingewirkt hätten, scheine ihm der Artikel Schulz' beachtenswert.

Diejenigen, die in Ostpreußen den Wahlkampf mitgemacht haben, werden anderer Meinung sein. Nicht die Schutzzollfrage, nicht die Ansiedlung kleiner Bauern und Arbeiter stand im Vordergrund der Erörterungen, sondern die Steuerpolitik des schwarzblauen Blocks. Gewiß wurden auch die ersten Fragen diskutiert, doch die Hauptschlager der Fortschrittsleute waren die neuen indirekten Steuern, die der ländlichen Bevölkerung von den Konservativen und Zentrumsmännern beschert worden waren. Bisher hatten die weitesten Schichten den Junkern blindlings Gefolgschaft geleistet. Da kam die Ablehnung der Erbschaftssteuer und die Annahme der Streichholzsteuer, die weitere Belastung des Tabaks, des Bieres und des Schnapses, der einzigen Genußmittel, die den kleinen Leuten auf dem Lande zur Verfügung stehen, und die Empörung brach — von den liberalen Agitatoren geschickt angefacht — in hellen Flammen aus. Die Beamtenschaft in den Provinzstädten rebellierte, die Bauern und Landarbeiter und auch manche Großgrundbesitzer lehnten sich gleichfalls gegen die Konservativen auf. Eine intensive Agitation der Liberalen setzte ein; der Hansabund bewilligte reichliche Geldmittel, und diese Bewegung wurde bis zur Wahl wachgehalten. In den einzelnen Wahlkreisen Ostpreußens wurde seit Jahr und Tag vor der Wahl von den fortschrittlichen Sekretären die lebhafteste Agitation entfaltet. Die Leute reisten von Dorf zu Dorf und wurden an zahlreichen Stellen ganz gut aufgenommen. Die Wähler hielten jetzt zu den Liberalen, nicht weil ihnen deren Programm zusagte oder weil sie die „innere Kolonisation" erstrebten, sondern weil sie sich an den Konservativen rächen wollten. Der Schritt zu der Sozialdemokratie war ihnen zu weit. Sie hatten bisher stramm zu den Konservativen gehalten, und deshalb genügten ihnen die liberalen Parteien als Opposition vollständig.

Daß unter diesen Umständen unsere Partei, die in Ostpreußen unmöglich Hunderttausende Mark bei Wahlen verpulvern kann, einen schweren Stand hatte, ist klar. Riß doch die Agitation der Liberalen auch manchen Oppositionellen mit, der bisher für die Sozialdemokratie gestimmt hatte. Und daß die Konservativen alle, aber auch alle Minen springen ließen, um ihre Macht zu behaupten, wird wohl jeder gern glauben. Für die Art ihres Vorgehens gegen die abhängigen Wähler könnten zahlreiche Beispiele erbracht werden.

Daß die liberalen Erfolge nur Strohfeuer waren, beweisen doch Labiau-Wehlau und Oletzko-Lyck-Johannisburg. Beide Wahlkreise waren in den Nachwahlen den Konservativen entrissen worden, bei den Wahlen im Januar dieses Jahres haben die Junker sie wieder zurückerobert. Zahlreiche „Rebellen" waren wieder zu den Fleischtöpfen der Konservativen gegangen, und die nächsten Wahlen werden zweifellos für die Liberalen noch ungünstiger verlaufen.

Man mache sich doch endlich frei von dem Gedanken, als ob unsere Haltung zu den Schutzzöllen und der Ansiedlung von Landarbeitern und Bauern es ist, die unser Vordringen auf dem platten Lande erheblich erschwert. Gewiß gibt es kleine Bauern und auch Landarbeiter, die den Wanderrednern des Bundes der Landwirte noch glauben, sie hätten wirklich Schaden davon, wenn die Schutzzölle ermäßigt oder beseitigt würden. Und deshalb empfiehlt es sich, hierüber auf dem Lande Aufklärung zu verbreiten.

In der Hauptsache sind es aber andere Ursachen, weshalb wir auf dem Lande nicht so vorwärts kommen, wie wir alle gern möchten.

Welchen Nutzen hat denn der Landarbeiter von den Schutzzöllen? Ist er etwa Getreideverkäufer? Jeder Kenner der Verhältnisse weiß doch, daß der Tagelöhner auf dem Lande überhaupt keine Naturalien als Lohn erhält. Und die Instleute, die im Kontraktverhältnis stehen, bekommen wohl Getreide, aber doch nur so viel, wie sie zum Leben brauchen. Ist die Familie groß, so reicht das Deputat noch nicht einmal dazu aus. Zahlreiche Klagen werden erhoben über unzureichende Deputatlieferungen. Aber man denkt sich den Landarbeiter als Gemüse- und Milchlieferanten, sowie als Vieh-, besonders aber als Schweinezüchter. Das war einmal! Anläßlich der diesjährigen Teuerungsdebatte wies in der fortschrittlichen „Königsberger Hartungschen Zeitung" ein genauer Kenner der landwirtschaftlichen Verhältnisse darauf hin, daß auf dem Lande aus den verschiedensten Ursachen die Zahl der Fleischproduzenten ab-, die der Fleischesser aber zunimmt. Besonders machte er darauf aufmerksam, daß der Landarbeiter heute lange nicht mehr so wie früher als Fleischproduzent in Frage kommt. Es heißt in diesem Artikel:

> Die heutige Lohnordnung wirkt auf die Viehhaltung des kleinen Mannes erschwerend ein. Außer dem Deputat erhält der Instmann auf den meisten Gütern kein anderes Getreide; der früher in natura ausgezahlte Dreschverdienst ist fast überall durch Geldzahlung ersetzt worden. Die heutigen Getreidepreise erschweren dem Instmann aber sehr die Anschaffung der Futtermittel oder machen sie ihm ganz unmöglich. Auch die Weidegerechtigkeiten der Gutsleute sind anders geworden als früher. Schafweide, die ehemals fast allgemein war, ist nur noch selten zu finden, sie ist gegen Zahlung von Geld abgelöst worden, ebenso ist die Gänsezucht der Instleute, die früher sehr reichlich betrieben wurde, fast gänzlich verschwunden. So kommt der Gutsarbeiter vielerorts als Produzent gar nicht mehr in Frage.

Und eine der Ursachen dieser Erscheinung ist die Schutzzollpolitik! Was sagen dazu unsere Schutzzöllner? Daß den Kleinbauern die Schutzzölle Schaden statt Nutzen bringen, ist vielfach eingehend und treffend nachgewiesen worden. Jedes Wort darüber an dieser Stelle ist überflüssig. Und einsichtige Bauern haben das bereits erkannt. Den Kleinbauer interessiert die Frage der indirekten Besteuerung weit mehr als die Schutzzollpolitik. Während der Marokkoaffäre im Jahre 1911 hielt ich in Ostpreußen in einem großen Bauerndorf (Heinrichswalde, Kreis Niederung) einen Vortrag über die Marokkokrise vor etwa dreihundert Arbeitern und Bauern. In der Diskussion wurde von einem Bauern die Schutzzollpolitik angeschnitten. Er bemängelte, daß die Sozialdemokratie die Schutzzölle beseitigen wollte. Es entstand eine interessante Debatte, in der ich auch auf die schweren Lasten hinwies, die auf dem Bauern in der Form der indirekten Steuern ruhen. Darauf sagte der Bauer: „Schaffen Sie uns die indirekten Steuern ab, dann brauchen wir nicht die Schutzzölle."

Da die Sozialdemokratie die einzige prinzipielle Gegnerin der indirekten Steuern ist, so war es mir ein leichtes, der Versammlung nachzuweisen, daß unsere Partei also nicht nur die Interessen der Arbeiter, sondern auch der kleinen Bauern vertritt. Sie will aber den Bauer nicht nur von den

drückenden Lasten befreien, sie erstrebt auch seine politische Gleichberechtigung in Staat, Provinz, Kreis und Gemeinde, wo fast ausnahmslos die Großgrundbesitzer regieren, während der kleine Bauer nur zu zahlen und das Maul zu halten hat. Fast alle wirtschaftlichen Maßnahmen des Staates, der Provinz und der Kreise kommen vor allem den Großen zugute. Dann die Schutzzölle! Sie verteuern die Produktionsmittel — Grund und Boden, Futtermittel, Getreide usw. —, so daß die Bauern in eine immer schwierigere Situation geraten. Haben wir doch zu verzeichnen, daß in den letzten Jahren die Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes erheblich zugenommen hat. Das ist ja auch angesichts der Spekulationslust, die auf dem Lande herrscht, kein Wunder. Der Acker ist nur noch ein Spekulationsobjekt. Wechselten doch nach amtlichen Feststellungen in Westpreußen in den letzten fünf Jahren 75,5 Prozent aller ländlichen Grundstücke ihre Besitzer! Und selbst die Landwirtschaftskammer für Ostpreußen mußte in ihrem Jahresbericht für 1910 den Klageruf ausstoßen, daß die zunehmende Mobilisierung des großen wie des kleinen Besitzes zu ernsten Besorgnissen Anlaß gebe.

Und in dieser Zeit sollten wir den kleinen Leuten zureden, sich anzusiedeln? Früher kostete der Morgen Ansiedlerland hundertfünfzig Mark, heute bis zu fünfhundert Mark! Wie soll da der Ansiedler bestehen können?

Man verweist so gern auf die Ergebnisse der Ansiedlung in der Ostmark, vergißt aber ständig hinzuzufügen, daß dieses Werk auf Kosten der preußischen Steuerzahler geschaffen ist und diesen Hunderte Millionen Mark gekostet hat. Aber wie sieht es in diesem Gebiet jetzt aus? In diesem Jahre mußten die hakatistischen Zeitungen vor der Öffentlichkeit das Geständnis ablegen, daß die Ansiedler einfach ihre Stellen verkauften, um am landwirtschaftlichen Grundstücksgeschäft zu verdienen. Und die Blätter drohten damit, daß man den Ansiedlern das Weiterverkaufsrecht beschneiden und nur solche Leute ansiedeln wollte, die sich verpflichteten, auf der Scholle zu bleiben. Die Ansiedlung führt also zur Aufhebung der Freizügigkeit — zur Hörigkeit.

Der Ostpreußischen Landgesellschaft wurde im Jahre 1911 zum Vorwurf gemacht, daß sie zu teuer baue und die Ansiedler zu teuer ansetze. Wenn die meisten Ansiedler täglich 1,50 Mark für Verzinsung aufzubringen hätten, könnten sie nicht bestehen. Darauf stellte die Landgesellschaft folgendes fest:

Die Kosten einer Landarbeiterstelle mit Wohnhaus, Stall und Scheune sowie sechs Morgen Acker und Wiese stellen sich vorsichtig berechnet folgendermaßen: sechs Morgen Land zu je 320 Mark gleich 1920 Mark Landwert. Wohnhaus, bestehend aus Küche, Keller, zwei unteren und einer Giebelstube, Stallung für ein bis zwei Kühe, drei bis vier Schweine, Hühnerstall sowie Scheune, bestehend aus Bansenraum und Tenne, kosten bei den gegenwärtigen Materialpreisen rund 4500 Mark, so daß sich eine Gesamtsumme von 6420 Mark ergibt. Der Käufer einer derartigen Stelle muß ein Vermögen von rund tausend Mark nachweisen und anzahlen, so daß sich ein mit vier Prozent zu verzinsender Betrag von 5420 Mark ergibt. In den 4 Prozent steckt für $^3/_4$ der Schuldsumme noch $^1/_4$ Prozent Amortisation. Die Gesamtjahresleistung einschließlich der Tilgung beträgt somit 216,80 Mark.

Diese Aufstellung stimmt in keiner Weise. Vor allem sind die Bodenpreise viel zu niedrig angegeben. Und auch die tausend Mark Kapital reichen zur

Ansiedlung bei weitem nicht aus. Der Ansiedler muß doch auch eine Menge Geld in die Wirtschaft stecken. Die Beschaffung einer Kuh erfordert allein eine bedeutende Summe. Nimmt er sich das Geld dazu auf — und in vielen Fällen geschieht es, weil die Ansiedler nicht über so viel Barmittel verfügen —, so kommt eine ganz beträchtliche Verzinsung heraus, die aufgebracht werden muß, wenn der Ansiedler nicht schwere Verluste erleiden will. Und solche Verluste sind nichts so Seltenes. Ansiedler in Ost- und Westpreußen haben sich nach kurzer Zeit auf und davon gemacht und sind in die Städte gezogen, weil es ihnen unmöglich war, die Zinsenlast zu ertragen. Auch kleine Bauern, die man angesiedelt hatte, sind in schwere Bedrängnis geraten. Entweder war die Parzelle zu klein oder der Boden war zu streng, so daß mit einem Pferdchen die Beackerung nicht zu erzielen war. Und zwei Pferde konnten wiederum nicht gehalten werden.

Warum kam man überhaupt auf die „innere Kolonisation"? Einmal um in der „Ostmark" das Deutschtum zu stärken und um die Polen zu verdrängen, und dann um den Großgrundbesitzern Arbeitskräfte zu verschaffen. Die Sozialdemokratie hat die Landarbeiter vor der Ansiedlung gewarnt und ihnen gesagt, es handle sich nur um die Einführung der Hörigkeit. Das ist von manchen Parteigenossen bestritten worden. Man hat sogar geglaubt, die Partei werde gerade unter den Ansiedlern Vertrauensleute finden, die als Stützpunkte in der Agitation unter den Landarbeitern gelten könnten. Bisher haben wir in dieser Beziehung keine günstigen Erfahrungen gemacht. In manchen Gegenden sind die Ansiedler auf derart schlechte Bedingungen eingegangen, daß sie sich gar nicht trauen, mit der Sozialdemokratie in Verbindung zu treten. Und auch selbst wenn die Vereinbarungen so getroffen werden, daß scheinbar die Unabhängigkeit des Ansiedlers gewahrt bleiben soll, so ist er doch auf die Unternehmer und Großgrundbesitzer der Umgegend angewiesen. Und daß diese einen Vertrauensmann unserer Partei verfolgen und aushungern werden, ist ganz klar. Der Ansiedler kann wohl in der nächsten Großstadt arbeiten, aber dadurch steht er sich wirtschaftlich eher schlechter als besser. Sein Unterhalt ist nicht billig; es bleibt ihm nicht allzuviel von seinem Verdienst. Seine Familie muß aber auch leben. Dazu kommt, daß die ganze Bürde seines Anwesens auf seiner Frau lastet. Für die Bearbeitung des Ackers muß er entweder Geld zahlen oder eine Reihe Tage scharwerken. Und wenn es ihm schließlich nicht gelingt, lohnende und dauernde Arbeit in der Großstadt zu erhalten, wenn in Zeiten der Krisen Arbeitslosigkeit ihn zwingt, auf sein Anwesen zurückzukehren, soll er dann seine Verfolger um schön Wetter bitten oder seinen Besitz unter bedeutendem Verlust veräußern?

Der Ansiedler kann also in eine bedrängte Lage kommen, wenn er sich politisch im Sinne der Sozialdemokratie betätigen will. Das wäre also für unsere Partei erst recht kein Grund, die Ansiedlung gutzuheißen und zu empfehlen. Es widerspricht überhaupt der Kulturmission des Sozialismus, das Land in Parzellen aufzuteilen und auf ihnen Familienwirtschaften zu gründen. Das ist durch und durch reaktionär. Der Sozialismus will doch die Produktivität der Arbeit auf die denkbar höchste Spitze treiben — natürlich unter Entfaltung aller technischen Kräfte und Hilfsmittel, um den Arbeitsprozeß für die Menschheit so leicht wie möglich zu gestalten. Das ist aber nur möglich in Großbetrieben, und zwar sowohl in der Stadt wie auf dem

Lande. Wer also die Schaffung von Parzellenbetrieben erstrebt, schädigt nicht nur diejenigen, die sich zur Ansiedlung hergeben, sondern er arbeitet auch gegen den Sozialismus.

Nun wird von den Freunden der „Familienwirtschaften" darauf hingewiesen, daß doch Fraktion und Parteivorstand in ihrem Aufruf zu den Reichstagswahlen für 1912 auch die „innere Kolonisation" empfohlen haben. Mit keinem Wort ist aber hier die Ansiedlung von Arbeitern und Bauern befürwortet. Ein Sozialdemokrat versteht eben unter „innerer Kolonisation" etwas ganz anderes, nämlich die Urbarmachung von Ödländereien, die Kultivierung von Mooren, eine bessere Boden- und Gartenkultur usw. Gegenüber der Erwerbung und Aufschließung überseeischer Länder verweisen wir auf unser eigenes Vaterland, wo es noch zu kolonisieren in Hülle und Fülle gibt. Und wenn wir mit diesem Programm vor die Bauern und Landarbeiter treten, so werden wir mehr Erfolge erringen, als wenn wir ihnen die „Segnungen" der Schutzzölle und Ansiedlung unterbreiten.

Die Qualifikation der Fabrikarbeit.

Von **F. M. Wibaut** (Amsterdam).

Unser holländischer Genosse Dr. Th. van der Waerden hat in seinem Buche „Geschooldheid en Techniek" (Qualifikation und Technik[1]) sich die Frage gestellt, welche Bedeutung der qualifizierten Arbeit beim jetzigen Stande der technischen Entwicklung zukommt und welches ihre voraussichtliche Rolle im weiteren Verlauf der wirtschaftlichen Entwicklung sein wird.

Er hat seiner Arbeit eine ausgedehnte Enquete zugrunde gelegt, indem er Fragebogen an Fabrikbesitzer und Betriebsleiter in der holländischen Industrie versandte, und diese Auskünfte ergänzte er durch persönliche Untersuchungen an Ort und Stelle in einer großen Anzahl Fabriken Hollands, überall, wo ihm ein Besuch gestattet wurde. Er erhielt 151 genügend beantwortete Fragebogen und konnte 65 Fabriken und Werkstellen besuchen. So gelang es ihm, sich eine genaue Übersicht über die jetzige Bedeutung der qualifizierten Arbeit in den bedeutendsten Industrien Hollands zu verschaffen. Seine Enquete umfaßte die Metallbearbeitung, Maschinenfabrikation, Fahrradfabrikation, Weißblechindustrie, Holzbearbeitung, Möbelfabriken, Textilindustrie, Brotfabriken, Typographische Industrie, Schuhfabriken, Bekleidungsindustrie, Papierfabrikation, Ziegelindustrie, Glasfabrikation, Mehlindustrie, Kakao- und Schokoladeindustrie, die Produktion von Bier, Zucker, Kartoffelmehl, Spiritus und Hefe, Kerzen, Zündhölzern, Öl, Margarine, Kunstdünger, die chemische Industrie, Gasfabrikation, Fabrikation elektrischer Glühlampen und Zubehör, Instrumentenindustrie. Neben dieser Fabrikarbeit wurden auch der Hafenbetrieb, die Getreide-, Steinkohlen- und Erzelevatoren, die weiteren Verrichtungen für Aus- und Einladen von Dampfern im Rotterdamer Hafen, endlich auch der Betonbau in die Untersuchung einbezogen.

Nur ein technischer Ingenieur, wie es der Verfasser ist, konnte und durfte eine so ausgedehnte technische Untersuchung unternehmen und fertigstellen. Sein Buch ist auch überwiegend eine technische Arbeit. Dieser Ingenieur jedoch ist Marxist. Seine Untersuchung hatte den Zweck, die Richtigkeit der Ansichten Marx' über die Stellung des Arbeiters im Produktionsprozeß an der Hand der Ergebnisse der jüngsten technischen Entwicklung zu prüfen. So enthält die Arbeit auch einen polemischen Teil, der sich einerseits gegen Professor Kammerer richtet, der bekanntlich in der Entwicklung der modernsten Großindustrie die starke Tendenz er-

[1] Amsterdam, F. van Rossen. 380 Seiten, 2.50 Gulden.

blickt, einer neuen Art hochqualifizierter Arbeit ein großes und sich ausdehnendes Gebiet zu schaffen. Andererseits ist der polemische Teil der Arbeit gerichtet gegen eine in der holländischen Partei vom Genossen W. H. Vliegen vertretene Meinung, daß die technische Entwicklung an die Qualifizierung des durchschnittlichen Fabrikarbeiters höhere Forderungen stellt als an den durchschnittlichen früheren Handwerker.

Die Polemik nach dieser letzteren Seite war nicht sehr schwierig. Der Verfasser hat dieser Meinung eine Fülle von Tatsachenmaterial gegenübergestellt, viel größer, als zu ihrer Widerlegung notwendig war. Er faßte die Resultate seiner Analyse wie folgt zusammen (S. 352 bis 354):

„Wollte man die Berufe nach dem Maße, in dem in ihnen qualifizierte Arbeit angewandt wird, in eine Reihe ordnen, dann kämen die genannten Metallarbeiter und Holzbearbeiter an die Spitze. Darauf kämen dann die Buchdrucker und Schriftsetzer, dann die Weber, die Schneider, die Bäcker und die Schuster. Die Buchdrucker und Schriftsetzer stimmen mit den Metallarbeitern und Holzbearbeitern darin überein, daß auch in diesen Berufen noch große Gruppen qualifizierter Arbeiter vorkommen, wenn auch die Minderheit der überhaupt beschäftigten Arbeiter. Bei den Schneidern wird der Kern derjenigen, welche die verschiedenen Arten Arbeit verstehen, schon kleiner, und die Elite der Zuschneider entfernt sich allmählich von der Masse der Arbeiter.

„In der Weberei gibt es nur noch eine Gruppe, Werkmeister, welche die ganze Arbeit in ihren verschiedenen Teilen verstehen; dasselbe gilt immer mehr für die größeren Brotfabriken, noch stärker für die Schuhfabrikation (und für die Kleiderkonfektion, die in dieser Beziehung der Schuhfabrikation sehr ähnlich ist). In der modernen Schuhfabrik sind nur noch wenige Arbeiter qualifiziert, insbesondere Werkmeister und sonstige Vorarbeiter. Indessen erfordert die höhere Art Arbeit dieser letzten Gruppen besondere Fähigkeiten mehr allgemeiner Natur: mehr die Fähigkeit der Betriebsführung als besondere Fachkenntnisse. So wundert man sich nicht mehr, einen zum Schneider ausgebildeten Arbeiter als Werkmeister in einer Schuhfabrik anzutreffen.

„Im Verhältnis, wie die Betriebe größer werden, wird es für die Arbeiter immer schwieriger, sich die betreffenden Fachkenntnisse zu eigen zu machen, die immerhin für größere oder kleinere Gruppen notwendig bleiben. Hilft nicht der Zufall, wechselt man nicht oft die Werkstatt, oder versucht man nicht, sich in den übrigens nicht empfehlenswerten Kleinbetrieben in den verschiedenen Teilen der Facharbeit zu üben, dann ist die Ausbildung zur Fachkenntnis so gut wie ausgeschlossen. So wird es auch für zukünftige Betriebsleiter, Aufseher und Arbeitgeber schwerer, sich zu diesen Funktionen auszubilden. Deshalb sehen wir in diesen Branchen Fachschulen entstehen, wo sich in der Zukunft eine Minderheit qualifizierter Facharbeiter ausbilden kann. Diese Fachschulen werden offenbar errichtet, um zukünftige Werkmeister und die Söhne der Arbeitgeber auszubilden. Dieser Charakter der Fachschulen tritt am klarsten in solchen Branchen zutage, wo nur eine kleine Verhältniszahl qualifizierter Arbeiter verlangt wird. Die Ausbildung nähert sich dann einer Art mittleren technischen Unterrichtes, den die bloß angelernten Arbeiter, auch wenn die Anlernung eine längere Zeit in Anspruch nimmt, nicht brauchen. Das beste Beispiel in dieser Beziehung sehen wir in der Textilindustrie.

„Wir legen hier das volle Gewicht auf die Gruppe der Qualifizierten, die in der technischen Entwicklung auf irgend eine Weise erhalten geblieben sind, und verweisen besonders auf die Kategorie der Vorarbeiter und Werkmeister, eine Gruppe, welche im „Kommunistischen Manifest" noch nicht erwähnt wird, jedoch in den späteren Schriften Marx' und seiner Nachfolger wiederholt aufgeführt wird. Neben diesen Gruppen sehen wir allmählich in dem umgewandelten alten Handwerk und in den Industrien, welche aus diesen hervorgingen, die „trainierten" (angelernten) Arbeiter hervortreten. Diese trainierten (angelernten) Arbeiter bilden die große Gruppe von Maschinenarbeitern, welche das „Kommunistische Manifest" charakteri-

fiert. Die Gruppe dieser Angelernten ist nach unserer Meinung viel zahlreicher, als meist angenommen wird.

„Wir weisen insbesondere auf die Weber hin. Nach der deutschen Berufszählung werden diese Arbeiter, gleichgültig, welches ihre besondere Beschäftigung ist, zu den qualifizierten (gelernten) gerechnet. Sie sind jedoch nur „trainierte" (angelernte) mit etwas längerer Übungszeit. Auch andere Arbeiter mit noch kürzerer Übung werden in dieser Statistik zu den „gelernten" (qualifizierten) gerechnet. Die Verhältniszahlen der Gelernten und Ungelernten geben daher einen falschen Eindruck von den technischen Gruppierungen, die wir untersucht haben. Die Entwicklung in der Richtung der Entqualifizierung ist weiter vorgeschritten, als diese Zahlen vermuten lassen."

Der Verfasser hat bei seiner ausgedehnten Untersuchung die Unterscheidung einer dritten Kategorie Arbeiter, die sich zwischen den „gelernten" und „ungelernten" einschiebt, scharf durchgeführt. Er nennt diese sehr zahlreiche Gruppe „trainierte", was dem Begriff „angelernte" einiger deutscher Autoren ziemlich nahe kommt. Die Einteilung von Hans Deutsch („Qualifizierte Arbeit und Kapitalismus", 1904) in „einfache" und „qualifizierte" Arbeit hält Dr. van der Waerden für ganz ungenügend, und das um so mehr, weil Deutsch die Dauer der „längeren" besonderen Ausbildung in Fachkenntnissen oder in allgemeinen technischen Fähigkeiten, welche die Voraussetzung bilden soll, damit einer Arbeit die Bezeichnung „qualifiziert" zukomme, nicht näher angibt und der Begriff „längere" Ausbildung daher durchaus unbestimmt bleibe.

„Trainierte" (angelernte) Arbeit ist in Dr. van der Waerdens Feststellung nur solche Arbeit, welche „ohne vorherige Ausbildung durch Übung während einiger Monate, höchstens während eines Jahres, angelernt wird" (S. 62). Arbeit, welche ohne diese Übung geleistet wird, gilt als „ungelernte" Arbeit; eine solche, die eine Vorbildung oder eine Übung von mehr als einem Jahre erheischt, manchmal mehrere Jahre Lehrzeit, gilt als „gelernte" (qualifizierte). Hier folgen auf dieser Basis einige Resultate der Umfrage und der Untersuchung, so wie diese für die betreffenden Industrien in Holland festgestellt wurden: für die Fabrikschlosser, Arbeiter in Maschinenfabriken ergeben die verschiedenen Fabriken sehr auseinandergehende Verhältniszahlen; als am meisten zuverlässig nimmt der Verfasser das Ergebnis an, welches er für die größeren Fabriken feststellte: 65,9 Prozent gelernte (qualifizierte) Arbeiter. Für die Fahrradindustrie finden wir 23,7 Prozent gelernte, 66,3 Prozent angelernte, mit 3 bis 6 Monaten Übungszeit, 10 Prozent ungelernte. In der Nieten- und Bolzenindustrie sind nur für Reparaturen eigentlich gelernte Arbeiter notwendig. Sämtliche Arbeiter, die die halbautomatischen Maschinen bedienen, sind nur angelernt mit einer Übungszeit von 2 bis 6 Monaten, in einzelnen Abteilungen bis zu 12 Monaten. Nur die Werkmeister sind hier gelernte Arbeitskräfte. In einer Schraubenfabrik waren 35,2 Prozent gelernte, 3,9 Prozent angelernte und 60,9 Prozent ungelernte, meistens Mädchen, die jedoch durchwegs Maschinen bedienen. In der Weißblechbüchsenindustrie finden wir das Verhältnis: 10 Prozent gelernte (meist Lithographen und Schlosser für Reparaturen und Stempelanfertigung), 11,5 Prozent angelernte und 78,5 Prozent ungelernte. Für Säge- und Hobelwerke finden wir 15,4 Prozent gelernte, 19,6 Prozent angelernte, 65 Prozent ungelernte (S. 109). Für die Weberei stellt der Verfasser fest, daß für den durchschnittlichen Weber des am meisten fabrizierten Tuches (plain goods) sechs Monate Übungszeit vollständig genügen (S. 131). Es kommen noch einige Wochen dazu (S. 132), um den „Plainweber" zur Bedienung der Jacquardmaschine auszubilden. Der durchschnittliche Weber fällt daher in die Gruppe der angelernten Arbeiter. Nur die Werkmeister sind gelernte, sie brauchen eine viel längere Vorbildung. In der Spinnerei finden wir fast nur angelernte Arbeiter und überwiegend Arbeiterinnen nach einer Übungszeit von 2 bis 6 Monaten. Nur die eigentlichen „Spinner" (bei den „Selfactors", die also auch nur zusehen, wie die Maschine spinnt) sind gelernte, müssen aus den anderen

Arbeitern gewählt werden, und zwar aus solchen, welche einige Jahre Übung haben. In einer Fabrik waren 22 solcher gelernter Spinner gegen 134 angelernte Arbeiter, also etwa 14 Prozent gelernte. In der Brotfabrik (Großbetrieb) finden wir durchschnittlich 11 bis 15 Prozent gelernte Arbeiter. Alle anderen sind entweder angelernt mit einigen Monaten Übung oder ganz ungelernte Arbeiter. In der Biskuit- und Kakesfabrik (Großbetrieb) finden wir nur etwa 4 Prozent, in der Schuhfabrikation (S. 193/194) etwa 13 Prozent gelernte Arbeiter, die meistens ein Jahr, teilweise bis zu zwei Jahren Ausbildung nötig haben, alle anderen sind angelernte mit wenigen Wochen oder 2 bis 3 Monaten, vereinzelt bis 9 Monaten Übungszeit. Nur der Werkmeister soll ein voll qualifizierter Facharbeiter sein. In der Erzeugung elektrischer Glühlampen sind in der eigentlichen Fabrik ziemlich alle Arbeiter (meist Arbeiterinnen) bloß angelernte mit wenigen Wochen Übung. Gelernte Arbeiter gibt es dort nur in den Werkstätten: Schlosser.

Der Verfasser erhält diese und viele andere Resultate auf dem Wege einer genauen Analyse der von jeder Gruppe Arbeiter in jeder Abteilung der von ihm untersuchten Industrien geleisteten Arbeit. Sein Buch bietet eine Menge vorzügliches Material nicht nur für die Geschichte des Unterganges des alten Handwerks, sondern auch für die Kenntnisse der Entwicklung der neuen Industrie und der Arbeitseinteilung in den neuen Industrien bei dem jetzigen Stand der Technik im Lande der Untersuchung.

In der Sammlung und Ordnung dieses zuverlässigen Tatsachenmaterials liegt der große Wert des Buches. Holland ist nicht ein Land der großindustriellen Entwicklung, das etwa Deutschland und England zur Seite gestellt werden könnte. Es sind dort nur in einigen Branchen so ausgedehnte Großbetriebe, daß in ihrer Einrichtung die höchstentwickelte Technik sich voll ausleben kann. Nur für diese Branchen, unter anderen die Glühlampenfabriken oder die Weißblechindustrie, sind die Resultate des Verfassers allgemein maßgebend. In der Maschinenindustrie zum Beispiel und in der Metallindustrie im allgemeinen ist das vom Verfasser festgestellte Verhältnis der gelernten Arbeiter zu den angelernten und ungelernten bedeutend größer, als es in diesen Industrien in Deutschland und den Vereinigten Staaten festgestellt wurde. Der höchste Grad der angewendeten Technik wird ja nur in der Massenproduktion erreicht. Der Fortschritt der „Entschulung" oder „Entqualifizierung" der Arbeit in dem Maße, als der Betrieb sich der Massenproduktion nähert oder dieselbe erreicht, geht jedoch aus Van der Waerdens Untersuchung sehr deutlich hervor. Eben weil das Gebiet seiner Untersuchung ein Bild enthält von allen Stufen der industriellen Entwicklung, die da liegen zwischen Handwerk, kleiner Industrie und Massenproduktion, eben deshalb ist das Buch Van der Waerdens von besonderer Bedeutung für den Entwicklungsgang der „Entschulung" oder „Entqualifizierung".

Doch hat eine Erscheinung auf dem Gebiet der Qualifikation der Arbeit in Van der Waerdens Buch wenig besondere Beachtung gefunden, unseres Erachtens zu wenig. Es ist die Entstehung einer neuen Art qualifizierter Arbeit im vollkommen oder annähernd vollkommen automatischen Produktionsprozeß, und es handelt sich da um manchmal hochqualifizierte Arbeit, worauf unter anderen J. German in seinen interessanten Artikeln („Neue Zeit", XXI, 2, S. 106 ff.) hingewiesen hat. Es gibt in Van der Waerdens Untersuchung zwar Andeutungen in dieser Richtung, er hat sie jedoch nicht ausgeführt. Auch die Frage der Grenzen für die Automatisierung und die damit gezogenen Grenzen für die „Entqualifizierung" hat Van der Waerden nicht beachtet. Es erklären sich diese Lücken in seiner Arbeit sehr leicht aus dem allgemeinen Stande der technischen Entwicklung in der Industrie Hollands. Auch aus dem Umstand, daß seine Arbeit viel mehr eine technisch-ökonomische als eine theoretisch-ökonomische Leistung ist. Als technische Untersuchung zur Befestigung der entsprechenden Marxschen „Theorie" ist die Arbeit durchaus gelungen und von bedeutendem Werte.

Literarische Rundschau.

Dr. Fritz Rothe, **Die Fleischversorgung der Großstädte.** Unter besonderer Berücksichtigung der Preisbildung und Preisentwicklung, dargestellt auf Grund der Verhältnisse der Stadt Köln. M.-Gladbach 1912, Volksvereinsverlag. 141 Seiten. Preis 3 Mark.

Es würde sich erübrigen, auf die Rothesche Schrift einzugehen, wenn sie nicht gerade von der Presse aller agrarfreundlichen Parteien als eine objektiv-wissenschaftliche Studie über die Fleischteuerung gerühmt worden wäre. Zu den Annehmlichkeiten gehört die Nachprüfung dieses Lobes allerdings nicht; trotz der nur 141 Seiten ermüdet die Lektüre außerordentlich durch die schwerfällige Sprache Rothes. Auf jeder Seite muß man einige Sätze zweimal lesen, nur um sich über den grammatischen Aufbau klar zu werden. Der Inhalt befriedigt noch weniger. Ein einleitendes Kapitel behandelt die Entwicklung der deutschen Schlachtviehproduktion im allgemeinen und die Produktionsgebiete des in Köln verzehrten Fleisches im besonderen. In zwei weiteren Abschnitten wird der Weg des Viehes und Fleisches bis zum letzten Konsumenten beschrieben. Bei der Darstellung des Handels (Viehaufkäufer, Kommissionäre, Fleischer) folgt Rothe wesentlich der bekannten Studie Heinrich Serlichs (vergl. „Neue Zeit", XXX, 1, S. 232) In die Beschreibung der städtischen Institutionen (Schlachthof, Fleischbeschau, Freibank) ist zugleich eine Skizzierung der gesetzlichen und polizeilichen Kontrollvorschriften verwoben.

Sobald Rothe den festeren Boden bloßer Detailbeschreibung verläßt, zeigt er sich ganz im Banne agrarischer Vorurteile. Bei der Feststellung des Kölner Fleischverbrauchs und der Preisbildung versucht er krampfhaft die Ursachen der Preissteigerung dem Konsumenten (Zunahme und Verfeinerung der Nachfrage), monopolistischen Tendenzen im Zwischenhandel, steigenden Arbeitslöhnen im Viehzüchter- und Fleischergewerbe und natürlichen Faktoren (Ausfall der Futtermittelernten und anderes) allein zuzuschreiben. An diesen Punkten mußten nach Rothe auch die Bestrebungen einsetzen, um die allzu starken Schwankungen der Fleischpreise zu beseitigen, denn einem stetigen Steigen der Preise könne auf die Dauer nicht erfolgreich entgegengetreten werden. Am wenigsten sei bei den Futtermittelpreisen zu ändern. Der Schutz der deutschen Futtermittelproduzenten erfordere es, daß man selbst bei der Ermäßigung des Zolles als einer Notstandsmaßregel sehr vorsichtig verfahre. Wirksam sei diese Maßregel außerdem nur zu Zeiten hoher Futtermittel- und niedriger Fleischpreise, das heißt, wenn „kein Mensch" sie verlange. Gegen das Steigen der Arbeitslöhne wagt sich Rothe nicht recht auszusprechen, immerhin fordert er eine „Stabilisierung". Sehr scharf wendet sich Rothe dafür gegen die Konsumenten: „... schließlich nicht in letzter Linie die gerade in der rheinischen Metropole tief in der Psyche der, namentlich weiblichen Bevölkerung in besonders starkem Maße wurzelnde Sucht nach Vergnügungen (Karneval!), deren Genuß fast stets auf Kosten einer geordneten Haushaltsführung geht, haben es zuwege gebracht, daß immer mehr die Fleischstücke verlangt werden, deren Zubereitung durch Kochen oder Braten die geringste Zeit und Mühe in Anspruch nimmt." Daß gar in Köln eine lebhafte Nachfrage nach ausgewachsenen vollfleischigen Tieren, nach magerem zarten Fleisch besteht, bestärkt Rothe erst recht in seiner Forderung auf „Revision der Geschmacksrichtung", und ebenso eifert er gegen die unnötige „Aufmachung und Appetitlichmachung" für das verwöhnte Großstadtpublikum. Am aussichtsreichsten erscheint Rothe der Kampf gegen die monopolistischen Tendenzen im Viehhandel. Die Viehhalter sind zu kapitalarm, um in Zeiten der Futterknappheit ihr Vieh durchzuhalten. Weckung des Spargedankens (!), zweckmäßige Organisation der ländlichen Sparinstitute und Gewährung von Notstandskrediten, eventuell mit Staatshilfe, könnten dagegen helfen. Die Abkürzung des Weges zwischen Produzent und Konsument, die Gründung landwirtschaftlicher Viehverwertungsgenossenschaften wäre das zweite wirksame Hilfsmittel. Vor der Grenzöffnung

warnt Rothe dringend. Obgleich er zugibt, daß der Marktpreis in Köln höher sein muß als in Städten, die nicht durch naheliegende versperrte Grenzen auf weit entfernte Produktionsgebiete angewiesen sind, hält Rothe den Viehzoll, der nicht dem Schutze, sondern nur „gewissermaßen" der Erziehung dient, im Interesse der „Landwirtschaft, der verdienstvollen Befriedigerin des deutschen Fleischhungers" für geboten. Die Behauptungen, daß das Ausland selbst zu wenig oder nicht viel billigeres Vieh besitze, wiederholt Rothe, obgleich die von ihm mitgeteilten statistischen Daten dem widersprechen. Eine ausführlichere Behandlung der Weltmarktpreise, der Weltvorräte und ihrer möglichen Steigerung, eine genaue Untersuchung über den Einfluß der Zölle auf die inländischen Preise fehlt. Dennoch gelangt Rothe zu der „Erkenntnis", daß das Ausland nicht auf die Dauer imstande sein wird, Deutschland mit Fleisch zu versorgen, während „nur die deutsche Landwirtschaft jetzt und auch in aller Zukunft als die Hauptlieferantin des in Deutschland benötigten Fleisches in Betracht kommt". Auf die Frage des Einflusses unserer Vieh- und Getreidezölle auf die landwirtschaftliche Produktion und die Preisbildung ist Rothe gar nicht eingegangen.

Die Analyse der Fleischversorgung und Preisentwicklung hätte um so weniger lückenhaft und oberflächlich zu bleiben brauchen, als ihr durch eine große Zahl guter Untersuchungen dieser Probleme vorgearbeitet worden ist. Ernst Meyer.

Emil Müßig, **Preisentwicklung in der Montanindustrie seit 1870.** Augsburg, Verlag Th. Lampart. Preis inklusive Preistafel 25 Mark.

In einer kleinen Schrift von 116 Seiten, die in der Hauptsache eine Erläuterung der Preistafel ist, werden die wichtigsten Momente gestreift, die auf die Preisbildung in der Montanindustrie eingewirkt haben. Die Angaben über eine vierzigjährige Entwicklung der Preise von Kohle, Koks, Eisen und Stahlerzeugnissen, dargestellt auf einer übersichtlichen Tafel, sind gewiß wertvoll. Die Erläuterungen des Autors gehen aber nicht in die Tiefe und geben uns wenig neue Gesichtspunkte. Es fehlen auch zusammenfassende Übersichten über die Preisbewegung für mehrere Jahre. Denn erst dann lassen sich die Nebenursachen, die die Preise eines oder einiger Jahre beeinflussen, ausschalten und die Hauptmomente hervorheben. An einem Beispiel sei hier bewiesen, was sich auf Grund der in der erwähnten Schrift angeführten Angaben sagen läßt und was Müßig selber nicht nur übersehen hat, sondern was seinen eigenen Ausführungen geradezu widerspricht. Müßig behauptet, die Wirkung der Kartelle äußere sich darin, daß sie die Schwankungen der Preise vermindern. Nun werden gewöhnlich nur die Rohstoffpreise behandelt. Müßig führt aber auch die Preise einiger Fabrikate an, die am besten die Wirkung der Kartelle hervortreten lassen. Allein Müßig bringt nur die Jahrespreise, nicht die Durchschnittspreise für mehrere Jahre. Hätte er dies getan, so müßte auch ihm die wahre Bedeutung der Kartelle für die Preisbestimmung klar werden. Vergleichen wir nämlich die Entwicklung der Träger- und der Stabeisenpreise, so sehen wir, daß die Preise von Stabeisen in den letzten Jahren stark heruntergingen, während die Trägerpreise hoch blieben. So waren die Preise:

	Träger	Stabeisen		Träger	Stabeisen
1895 bis 1899 . .	107,0	127,0	1910	112,0	105,0
1900 " 1904 . .	101,0	124,0	1911	112,0	93,0
1905 " 1909 . .	117,8	93,6			

Die Produktion von Stabeisen ist wohl kontingentiert, sein Peis wird aber nicht vom Stahlwerksverband bestimmt, deshalb weist der Stabeisenpreis eine sinkende Tendenz auf. Anders steht es mit dem Träger, dessen Preis der Stahlwerksverband festsetzt. Der Trägerpreis geht in die Höhe. Folglich wirken die Kartelle nicht allein preisregulierend, wie Müßig meint, sondern auch preiserhöhend.

Immerhin sind die Untersuchungen Müßigs sehr beachtenswert, da sie Angaben enthalten, die sonst nur schwer zusammenzubringen sind. Sp.

Notizen.

Eine Richtigstellung. In den Auseinandersetzungen, die sich in den letzten Nummern der „Neuen Zeit" zwischen den Genossen Hilferding und Kloth abspielten, ist auch wiederholt die Frage gestreift worden: wer in der Partei die erste Anregung zur Beteiligung an den preußischen Landtagswahlen gegeben habe. Beide sind der Ansicht, daß dies Genosse Bernstein gewesen sei, und in der Partei war bisher allgemein diese Auffassung vertreten. Sie ist aber ein historischer Irrtum.

Mein alter Kriegskamerad Ed. Bernstein wird es mir nicht verübeln, wenn ich ihm ein Blatt aus seinem Ruhmeskranz nehme, aber im Interesse der historischen Wahrheit bin ich dazu gezwungen.

Die erste Anregung zur Beteiligung an den preußischen Landtagswahlen erfolgte in einer Berliner Korrespondenz unter dem 4. Juni 1885 im Züricher „Sozialdemokrat". Und zwar war der Verfasser jener Korrespondenz der verstorbene Genosse Hasenclever. Anknüpfend an eine Polemik gegen den Genossen Mehring fuhr derselbe fort:

„Mich interessiert heute eine andere Frage, nämlich die der preußischen Landtagswahlen. Ich entscheide mich unumwunden *für* die Beteiligung an denselben seitens unserer Partei, und zwar nicht aus ‚Parlamentsspielerei', sondern lediglich aus agitatorischen Gründen. Daß der Parlamentarismus an sich die ‚soziale Frage' zur Zufriedenheit des Proletariats nicht lösen kann, davon sind wohl unsere Parteigenossen durchweg überzeugt; daß aber die Parlamentswahlen das geeignetste Feld abgeben, um unsere Ideen unter die Massen zu bringen — wer möchte dies bezweifeln? Es kommt also gar nicht darauf an, ob die preußischen Landtagswahlen Aussicht auf Erfolg bieten, daran zweifle ich auch. Aber trotzdem sind sie ein gutes Agitationsmittel nicht nur für die aufzurüttelnden Massen, sondern auch für unsere Genossen selbst. Sie bringen uns Leben in die Bude, sie spornen zu erhöhter Tätigkeit an, und sie lassen im Kampfe gegen den gemeinsamen Feind kleine Differenzen unter den Genossen selbst leicht vergessen. So möchte ich in der Tat unseren Genossen in Preußen empfehlen, nächsten Herbst überall, wo es eben mit nicht allzu großen Schwierigkeiten verbunden ist, in den Landtagswahlkampf zu ziehen."

Dazu bemerkte die Redaktion des „Sozialdemokrat":

„Von der Ansicht durchdrungen, daß jede an unsere Partei herantretende Frage nur durch unumwundene Diskussion die notwendige Klärung erhält, haben wir hier einem Vorschlag das Wort gelassen, der eine wesentliche Änderung der Taktik unserer Partei bedeutet. Um der wünschenswerten Diskussion von seiten der Genossen nicht vorzugreifen, halten wir mit unserer Meinung über den Vorschlag des Einsenders einstweilen noch zurück."

Eine Polemik rief die Anregung Hasenclevers im „Sozialdemokrat" aber nicht hervor, sie erweckte kein Interesse. Dagegen hielt bald darauf Frohme in Frankfurt a. M. eine Rede, in der er sich gegen eine Annonce in einem Frankfurter Blatt richtete, in der eine Anzahl Genossen erklärt hatten: „Das Dreiklassensystem sowie die nicht geheime und indirekte Wahl *muß* von jedem Sozialdemokraten ignoriert werden." Frohme befürwortete in seiner Rede, sich an der Wahl energisch zu beteiligen, um dem demokratischen Kandidaten gegen den Kandidaten der vereinigten Fortschrittler, Nationalliberalen und Konservativen zum Siege zu verhelfen. Eine eigene Parteikandidatur kam dabei also nicht in Frage. Gegen diese Taktik erklärte sich der „Sozialdemokrat" (das heißt Eduard Bernstein) in der schärfsten Weise:

Überall, wo die Partei sich bei Klassenwahlen beteiligt habe (Berliner Stadtverordnetenwahlen, badischen Landtagswahlen), sei sie für ihre eigenen Kandidaten eingetreten, Frohme aber wolle die Partei zum Schleppträger einer gegnerischen Parteikandidatur machen, einer Partei, von der nach ihrem ganzen bis-

herigen Auftreten die Arbeiter absolut nichts zu erwarten hätten. Darüber könne auch bei Frohme kein Zweifel sein usw.

Der Standpunkt Frohmes fand auch bei den Frankfurter Genossen nur sehr wenig Gegenliebe, in den eigentlichen Arbeitervierteln blieben die Arbeiter bei der Wahl zu Hause.

Zu einer Diskussion der Frage der Beteiligung an den preußischen Abgeordnetenwahlen kam es unter der Herrschaft des Sozialistengesetzes nicht wieder, sie wurde erst wieder im Jahre 1893 und jetzt durch Bernstein angeregt. A. Bebel.

Zeitschriftenschau.

In dem Oktoberheft des „British Socialist" bespricht H. Quelch den Krieg auf dem Balkan und die Rolle, die die englische Regierung und der englische Liberalismus in der Balkanfrage gespielt haben und spielen. Folgendes ist der Inhalt der bemerkenswertesten Stellen des Artikels. Der Angriff auf die Türkei ist das Resultat der von den Großmächten, namentlich Rußland, verfolgten Politik. Der Balkanbund ist nur das törichte, obschon nicht uneigennützige Werkzeug dieser Politik. Wir halten es nicht mit der Türkei, aber der Despotismus Rußlands ist bei weitem schlimmer als der der Türkei: denn dieser ist ein verfallender, jener ein wachsender Despotismus. Die ganze internationale Demokratie — nicht allein die sozialistische — hat stets Rußland als den gefährlichsten Feind der menschlichen Freiheit und des demokratischen Fortschritts angesehen. Die Feindschaft Rußlands war auch bis zur Zeit Gladstones der leitende Grundsatz des englischen Liberalismus in der auswärtigen Politik. Gladstone wurde, wie man sagt, betört durch eine Art russischer Delila, die Madame de Novikoff, und entdeckte plötzlich an dem Zarenreich Tugenden, die niemand vorher geahnt hatte. Seit der Zeit ist der englische Liberalismus russenfreundlich; selbst die Greuel Sibiriens und die Pogroms veranlaßten die guten Liberalen nur zu milden Protesten. Dann kam der Krieg mit Japan und die Revolution. Die Autokratie wurde zu Boden geworfen, und die Freunde der Freiheit in der ganzen Welt jubelten. Aber die Großmächte des Westens, Frankreich und England, kamen dem Zarismus zu Hilfe. Sir Edward Grey machte es sich zur Aufgabe, Rußland als Großmacht zu rehabilitieren. Der erstarkende Zarismus schlug die demokratischen Elemente nieder und läßt sich jetzt von den kleinen Balkanländern auf dem Balkan die Kastanien aus dem Feuer holen. Der Vorwand, der Krieg werde für die Autonomie Mazedoniens geführt, ist der reinste Humbug. Wir stimmen den bulgarischen Sozialdemokraten bei, die da sagen, daß die Autonomie Mazedoniens nicht die Lösung der Balkanfrage bringen wird. Ein Krieg um die Autonomie Mazedoniens wird sein Ziel nicht erreichen, wohl aber Bulgarien gänzlich erschöpfen und es dem russischen Despotismus ausliefern. Gewiß sind schreckliche Greueltaten in Mazedonien und anderen christlichen Provinzen der Türkei verübt worden. Aber kann man diese Greueltaten mit den in Rußland verübten vergleichen? In der Türkei wurden sie mutwillig heraufbeschworen, um die Revolte und Intervention zu rechtfertigen. Die Niedermetzelungen der Juden in Rußland waren das Resultat des religiösen Fanatismus und wurden von den russischen Behörden angestiftet. Unsere frommen Liberalen wollen den Türken mit Sack und Pack aus Europa jagen; aber keiner von ihnen denkt daran, die Russen aus den von ihnen geraubten Ländern zu vertreiben oder auch nur einen Finger zu rühren, um Finnland oder Persien vor einer viel schlimmeren Tyrannei als der türkischen zu schützen. Hätten die Mächte den Frieden gewünscht oder die Autonomie Mazedoniens, so hätten sie beides erreichen können. Rußland wird den Gewinn einstecken oder ihn mit Österreich teilen. John Bull wird wieder einmal der Gefoppte sein. Wir Sozialdemokraten unterstützen aufs wärmste unsere bulgarischen Genossen in ihrer Opposition gegen den Krieg und ihrem Verlangen nach der Vereinigung aller Balkanvölker zu einer föderativen Republik.

In dem redaktionellen Teile wird unter anderem der Parteitag der deutschen Sozialdemokratie und die Stellung der englischen Labour Party zur Internationale und zur englischen Regierung besprochen. Die Labour Party hat wieder einmal ihren Sinn für Schicklichkeit und ihren Mangel an Sympathie für die internationale sozialistische Bewegung bewiesen, indem sie den deutschen Parteitag links liegen ließ. Während der Dauer des Parteitags hielt sich eine Deputation der Labour Party in Süddeutschland auf, wo sie von der Bourgeoisie Bayerns und Württembergs gefeiert wurde. Die Labour Party, eine nichtsozialistische Organisation, ist in der Internationale nicht in ihrem Element. Sie ist in der Tat keine Organisation in dem Sinne wie die übrigen der Internationale angeschlossenen Parteien. Es war ein Unglück, daß die deutschen Genossen, die uns ein so prächtiges Beispiel der Organisation, Einheit und Disziplin geben, auf der Aufnahme der Labour Party bestanden und in der Weise ein Hindernis für die Einigung der Sozialisten in Großbritannien schufen. Die British Socialist Party ersucht jetzt um unabhängigen Anschluß an das Internationale Bureau. Das wird die Schwierigkeit jedoch nicht aus der Welt schaffen. Dies kann erst geschehen, wenn sich die Labour Party den Satzungen und Bedingungen der internationalen Kongresse fügt oder die Internationale verläßt. Es besteht keine Aussicht, daß die erste Voraussetzung eintrifft. Einige unserer Freunde hofften, daß die Streitereien zwischen den Liberalen und Arbeiterparteilern dazu führen würden, daß diese sich einer mehr sozialistischen und unabhängigen Politik zuwenden würden. Aber diese Genossen vergessen, daß praktisch alle unsere Arbeitervertreter im Parlament ihren Grundsätzen, Ideen und ihrer Überzeugung nach Liberale sind. Die Nachwahlen haben den Beweis geliefert; es handelte sich dabei nur um die Frage, wer „fortschrittlicher" sei, der Arbeiterparteiler oder der Liberale. Herr Macdonald hat mit zynischem Freimut die Bedingungen angegeben, zu denen er die Allianz zwischen dem Liberalismus und der Arbeiterpartei aufrecht erhalten und von weiteren Angriffen auf liberale Sitze Abstand nehmen werde. Die Liberalen sollen der Arbeiterpartei 80 Sitze überlassen. Wir sehen nicht ein, weshalb die Liberalen der Arbeiterpartei nicht 80 Sitze überlassen sollten, aber wir sehen auch nicht ein, weshalb sie dies tun sollten. Denn die Liberalen werden sich stets auf die Unterstützung der Arbeiterparteiler verlassen können, solange es noch welche gibt.

Wir haben diese Ausführungen besonders deshalb wiedergegeben, weil die Beziehungen der verschiedenen englischen Organisationen zum Internationalen Bureau jüngst zur Sprache gebracht wurden.

Mit der neuen Wahltaktik der Labour Party beschäftigt sich auch der redaktionelle Teil der „Socialist Review" (Oktoberheft). In bezug auf die Nachwahlen in East Carmarthen und Midlothian meint die Redaktion, daß der Ausfall dieser Wahlen kaum als Warnungssignal der sozialen Revolution betrachtet werden könne. Beide Kreise haben eine starke Arbeiterbevölkerung. East Carmarthen birgt dazu die Stadt Llanelly, wo der Klassenkampf im vorigen Jahre zwei Tote forderte. In diesem Wahlkreis stiegen die Stimmen der Liberalen um 257, die der Konservativen um mehr als 1000, während die Zahl der Stimmen, die der Arbeiterparteiler diesmal auf sich vereinigte, um 77 geringer war als bei der letzten Hauptwahl. Das Resultat in Midlothian, wo der Arbeiterparteiler Bürgermeister Brown 2418 Stimmen erzielte, ist hingegen keineswegs entmutigend als ein erster Ansturm. Aber bei beiden Wahlen nahmen die Stimmen der Konservativen zu. Das kann für einen Sozialisten keine Entmutigung sein. Die Liberalen haben die Eroberung Hanleys durch den Verlust dreier Sitze (Midlothian und Crewe, wo Arbeiterparteiler kandidierten, und Nordwest-Manchester, wo sich die Wähler der Arbeiterpartei der Stimme enthielten) teuer bezahlen müssen.

Die Redaktion verspricht, die ganze Situation im nächsten Hefte der Zeitschrift eingehend zu behandeln. J. Köttgen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



1. Band Nr. 7 Ausgegeben am 15. November 1912 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Parteitag in Wien.

Von **Friedrich Adler** (Wien).

Als ein Parteitag der Kleinarbeit war die Tagung der deutschen Sozialdemokratie in Österreich zu Novemberbeginn ursprünglich gedacht. Ein Parteitag der größten politischen Gesichtspunkte wurde sie infolge der drohenden Kriegsgefahr, die auf Österreich am unmittelbarsten von allen Großstaaten lastet. Es war selbstverständlich, daß der Parteitag, bevor er an sein Tagewerk ging, gegen die Gelüste der jedes Verantwortlichkeitsgefühles baren Kriegshetzer protestierte und damit die Reihe der machtvollen Demonstrationen, die die österreichische Sozialdemokratie seit Anfang Oktober unternommen, fortsetzte. Unter dem Eindruck der Kundgebung des Internationalen Sozialistischen Bureaus, in Erwartung des außerordentlichen Weltkongresses in Basel, trat der Parteitag zusammen, und im Geiste der Brüsseler Beschlüsse widmete er seine ersten Beratungen der Abwehr der Kriegshetze und sprach gegenüber den läppischen Wortdrechseleien des Ministerpräsidenten Stürgkh mit aller nur wünschenswerten Klarheit aus, daß die österreichische Sozialdemokratie an ihrer Forderung der „Erhaltung des Friedens unter allen Umständen und um jeden Preis" mit aller ihr zu Gebote stehenden Energie festhalten werde. Unter allen Umständen muß Österreich Frieden halten, das heißt, wie immer auch der schließliche Ausgang des Krieges am Balkan sein möge; um keinen Preis, das heißt, weder für den Sandschak, noch für Albanien, noch für irgendeine andere Fiktion der Großmacht ist das Blut auch nur eines österreichischen Soldaten feil. Der Parteitag hat mit aller Schärfe der gemeinsamen Überzeugung der gesamten österreichischen Sozialdemokratie Ausdruck verliehen, daß es „keine denkbare Möglichkeit gibt, unter der sie den Krieg dem Frieden vorziehen könnte". Der Parteitag hat es sich aber nicht mit seiner Kundgebung genügen lassen, sondern die unmittelbare Fortsetzung der Demonstrationen beschlossen und ganz Österreich zu großen Massenkundgebungen am 10. November aufgerufen.

Ununterbrochen reden die österreichischen Offiziösen von „legitimen Interessen" auf dem Balkan, von den „bedeutenden Interessen der Monarchie", aber was Österreich eigentlich will, bleibt tiefstes Geheimnis. Aber was immer auch die Diplomaten an „Lebensinteressen" des Staates ausklügeln mögen, eines ist sicher, es sind keine Volksinteressen, und es ist unmöglich, für solche Zwecke die Flammen „patriotischer Begeisterung" zu schüren. Nichts ist charakteristischer für die ganze Situation als der Artikel eines Kriegshetzers in der christlich-sozialen „Reichspost", der mit dem Appell schließt: „Sorgen wir für ideale Ziele!" Die Herren um den Thronfolger, zu dem sich das christlich-soziale Organ unausgesetzt der besten Beziehungen rühmt, schrecken vor dem Blutvergießen nicht zurück, es fehlt ihnen aber glücklicherweise das „ideale Ziel", mit dem sie ihre christlichen Absichten dem Volke plausibel machen wollen, mit dem sie die Instinkte des Blutrausches aufpeitschen könnten.

Daß es ein derartiges „Ideal" nicht gibt, daß die Völker Österreichs aber schon gar keine Begeisterung dafür aufzubringen vermögen, daß auch den Einwohnern des Sandschaks oder Albaniens das Glück zuteil werden soll, unter Habsburgs Zepter zu leben, daß die Völker Österreichs, so sehr sie auch gute Handelsbeziehungen mit Serbien wünschen, auch auf die größten Begünstigungen verzichten würden, wenn sie mit Blut erkauft werden müßten, ist die große Zuversicht für die Erhaltung des Friedens.

Auf den Mangel jedweder Kriegsbegeisterung im Volke stützt sich die Taktik der Sozialdemokratie. Sie verweist immer wieder auf die Niederlage der Türkei, nach der es sich die Herrschenden doppelt und dreifach überlegen müssen, Soldaten ohne Begeisterung ins Feld zu führen, da auch sie nun erkannt haben müssen, daß man wohl zur Disziplin, niemals aber zur Tapferkeit zwingen kann. Den Abscheu vor dem Kriege zum Bewußtsein jedes einzelnen zu bringen, die Verdammung des Krieges durch die Massen den Herrschenden vor Augen zu führen, ihnen klar zu machen, daß das „ideale Ziel" der Kriegshetzer nicht zu finden ist, und mit jedem Tage später die Gefahr einer Infektion mit derartigen „Idealen" sich verringert, ist im gegenwärtigen Moment die Hauptaufgabe der Sozialdemokratie, die auch der Parteitag in hohem Maße gefördert hat.

Den Mittelpunkt der ursprünglichen Tagesordnung des Parteitages bildete die Beratung des neuen Organisationsstatuts, das nach einer eingehenden Durcharbeitung in der Kommission schließlich einstimmig angenommen wurde. Die Revision des bisher bestehenden Statuts brachte im wesentlichen keine Änderungen grundlegender Natur, sondern vor allem die statutarische Festlegung der bereits bestehenden Praxis der Partei, wie sie sich aus den Notwendigkeiten der täglichen Parteiarbeit entwickelte.

Vor allem wurden die Bestimmungen über die Aufgabe des Parteitags und die Funktionen der Reichsparteivertretung ausführlicher formuliert und klarer abgegrenzt. Als Reichsparteivertretung wird in Zukunft die Zusammenfassung des Reichsparteivorstandes und der Reichsparteikontrolle, deren jede aus zehn Mitgliedern besteht, bezeichnet. Die Reichsparteivertretung wird zur Entscheidung aller Fragen von großer politischer oder finanzieller Tragweite einberufen, sie wählt den Chefredakteur und Administrator des Zentralorgans und die Parteisekre-

täre, die ihren Sitzungen sowie denen des Reichsparteivorstandes mit beratender Stimme beizuwohnen haben.

Die Frage des Vertretungsrechtes auf dem Parteitag wurde dem nächsten Parteitag zugewiesen, dagegen die Anträge abgelehnt, die das Stattfinden der Parteitage auf jedes zweite Jahr beschränken wollten. Es wurde beschlossen, daß der Parteitag alljährlich stattzufinden hat mit Ausnahme jener Jahre, in denen ein Gesamtparteitag oder ein Internationaler Kongreß stattfindet.

Die Reichsratskandidaturen bei Nachwahlen, bezüglich deren bisher eine Lücke im Statut bestand, da die zur endgültigen Entscheidung vorgesehene Reichskonferenz wegen einer einzelnen Wahl nicht einberufen werden kann, wurden in der Weise geregelt, daß, im Falle eine Einigung zwischen Parteivorstand und Bezirksorganisation nicht erfolgt, eine Kommission entscheidet, die aus je drei Vertretern beider Teile besteht und ihren Vorsitzenden wählt. Sollte eine Einigung über dessen Person nicht erfolgen, so bestimmt ihn die Parteikontrolle.

Das neue Statut kennt dreierlei Formen der Ausschließung: die Ausschließung aus der Partei, die Ausschließung aus einer Organisation und die Streichung aus den Mitgliederlisten. Daneben kann im Ausschließungsverfahren vom Schiedsgericht noch erkannt werden auf „Erteilung einer Rüge oder einer Verwarnung; Abkürzung des Rechtes, bestimmte Funktionen auszuüben für eine bestimmte Zeit oder für immer". Während die ersten beiden Formen der Ausschließung bei groben Verstößen gegen die Grundsätze des Parteiprogrammes oder die Interessen der Partei sowie bei ehrlosen Handlungen in Betracht kommen, soll durch die Bezeichnung „Streichung aus den Mitgliederlisten" die Ausschließung ohne Ehrverlust von der gewöhnlichen scharf getrennt werden. Sie tritt einerseits in Fällen ein, wo es sich um Mitglieder handelt, die mit ihren Beiträgen im Rückstand sind, andererseits wenn sich ein Mitglied nicht mehr zu den Grundsätzen des Parteiprogrammes bekennt. Die Bestimmung, die durch den Fall Hildebrand nahegelegt wurde, lautet: „Tritt ein Mitglied, das sich nicht mehr zu den Grundsätzen des Parteiprogrammes (§ 1) bekennt, nicht aus eigener Initiative aus der Partei aus, so kann der Parteitag auf Antrag des Parteivorstandes die Organisation seines Wohnortes mit der Streichung seines Namens aus den Mitgliederlisten beauftragen."

Der Parteitag ging entsprechend den Ausführungen im Novemberheft des „Kampf" von der Auffassung aus, daß Meinungen und Überzeugungen unter keinen Umständen strafbar sind, sehr wohl aber einen Ausschließungsgrund bilden können. Die widerspruchslose Annahme dieser Bestimmung sowie die Zustimmung zu den Ausführungen des Referenten zeigten, daß es sich in keiner Weise um eine Bedrohung der Meinungsfreiheit oder gar der wissenschaftlichen Forschung in der Partei handle, sondern daß einzig und allein die Frage in Betracht kommt, ob jemand, der auf Grund seiner Studien zu nichtsozialdemokratischen Überzeugungen gekommen ist, weiter in der Partei bleiben kann. Der Parteitag akzeptierte einmütig die selbstverständliche Ansicht. Der Unüberzeugte kann kein Genosse sein, ist zum Mitkämpfer untauglich.

Den bedeutsamsten Fortschritt der Parteiorganisation, den das Statut zum Ausdruck bringt, ist die Tatsache, daß der politische Verein als Grund-

lage der Organisation, der nach den Beschlüssen des Reichenberger Parteitags (1909) an Stelle der freien Organisation angestrebt werden sollte, nun bereits als tatsächliche Grundlage festgelegt werden konnte.

In einer ausführlichen Debatte hat sich der Parteitag über die gegenwärtige Lage der österreichischen Gesamtpartei, des Inbegriffs der sozialdemokratischen Parteien aller Nationen Österreichs ausgesprochen. Die Situation ist gegenüber der des Innsbrucker Parteitags erheblich geklärt und alle Aussicht vorhanden, daß die Gesamtpartei in naher Zukunft wieder lebenskräftig werde. Die neue zentralistische tschechische Sozialdemokratie ist auf Grund der Anerkennung aller nationalen Exekutiven — mit Ausnahme der Separatisten — in die Gesamtpartei aufgenommen worden. Sie ist weiter durch die Beschlüsse der Konferenz des Internationalen Sozialistischen Bureaus ein Glied der Internationale geworden. Die neue Partei wird auch im Brüsseler Bureau vertreten sein, worüber aus technischen Gründen noch nicht beschlossen wurde, dem aber keinerlei prinzipielle Schwierigkeiten entgegenstehen. Der Resolution des Innsbrucker Parteitags, daß die deutsche Sozialdemokratie die neue tschechische Partei „als proletarische Bruderpartei anerkennt und ihren Anspruch, in die Gesamtpartei und in die Internationale als gleichberechtigte politische Organisation aufgenommen zu werden, unterstützen wird", ist also voll und ganz Rechnung getragen worden.

Die tschechischen Separatisten haben von dem Augenblick an, als das Aufnahmegesuch der neuen tschechischen Partei auf die Tagesordnung der Gesamtexekutive gesetzt wurde, die Teilnahme an den Sitzungen derselben abgelehnt. Sie haben, wie sich Abgeordneter Nemec ausdrückte, die Aufnahme der tschechischen Sozialdemokratie als „die Ausweisung der tschechoslawischen (separatistischen) Partei" aufgefaßt und bleiben auch bei dieser Auffassung. Die neue Situation ist also die, daß die Gesamtexekutive besteht, aber ohne die Separatisten, und in ihr das tschechische Proletariat, vorläufig allerdings leider nur eine Minorität derselben, durch die neue tschechische Sozialdemokratie vertreten ist. Die Gesamtexekutive in ihrer neuen Gestalt hat als erste Aktion das Manifest gegen den Krieg am 13. Oktober erlassen. Sie wird zu weiterer Tätigkeit gelangen, und auch im Parlament ist der Wunsch nach einem Verband aller sozialdemokratischen Abgeordneten, mit Ausnahme der Separatisten, auf allen Seiten vorhanden und wurde in der Begrüßungsrede Daszynskis an den Parteitag aufs wärmste befürwortet. Die Neubelebung der Gesamtpartei ist im Gange, und ein Gesamtparteitag, der seit 1905 nicht stattgefunden, scheint in absehbarer Zeit wieder als möglich.

Von den anderen Punkten der Tagesordnung sei noch die eingehende Diskussion über die Bildungsarbeit, die in den letzten Jahren hocherfreuliche Fortschritte gemacht, sowie der Beschluß der Gründung eines eigenen Organs für die sozialdemokratischen Gemeindevertreter hervorgehoben.

Der letzte Tag des Parteitags war einer umfassenden Beratung des sozialpolitischen Stillstandes und Rückschrittes in Österreich gewidmet. Während die Arbeiterschutzgesetzgebung an der passiven Resistenz der Regierung, an der Obstruktion der bürgerlichen Parteien und an dem Streik des Herrenhauses scheitert, maßen sich die Regierungsorgane an,

die stärkste Waffe der kämpfenden Arbeiterschaft, das Koalitionsrecht, anzutasten. Eine Reihe von Willkürakten, die dieses wichtigste Recht der Arbeiterklasse durch Rechtsbeugung, Gesetzesverletzung, Polizeiwillkür in der letzten Zeit zu schmälern suchten, veranlaßten den Parteitag, ein eigenes Referat über „die Bedrohung des Koalitionsrechtes" auf seine Tagesordnung zu setzen und seine Forderungen zu formulieren.

Mit gleicher Energie wandte er sich aber auch gegen den Stillstand der Arbeiterschutzgesetzgebung, forderte vor allem die baldigste Vollendung der Sozialversicherung unter Festhaltung der von den Krankenkassentagen beschlossenen Grundsätze und verpflichtete die Parteivertretung, die Fraktion, die Parteipresse und die Organisationen, mit gesteigertem Eifer den Kampf für die Arbeiterschutzgesetzgebung fortzusetzen.

Wie der Parteitag begonnen, so klang er auch aus mit der Bekundigung der festen Überzeugung: Das arbeitende Volk in Österreich will keinen Krieg unter gar keinem Vorwand, mag er lauten wie immer! Die Propaganda der Sozialdemokratie ist aussichtsreich und hat auch schon den Erfolg gezeitigt, daß die Macht der Tatsachen, die anfangs einzig die Sozialdemokraten zum Anwalt hatte, nun auch von den Diplomaten und ihrem Gefolge anerkannt wird. Die „Unentbehrlichkeit" des Sandschaks für Österreich ist spurlos in der Versenkung verschwunden, und der berühmte Weg nach Saloniki ist so sehr vergessen, daß man heute den Serben einen Hafen im Ägäischen Meere bietet, wenn sie auf den gewünschten in der Adria verzichten. Noch vor wenig Wochen war die „Preisgabe des Sandschaks" Antipatriotismus, heute denkt keiner der Offiziösen mehr an dieses kahle Karstgebiet. Die Illusion von heute heißt Albanien, aber auch sie wird überwunden werden dank vor allem der Sozialdemokratie, die, gestützt auf die Erkenntnis dessen, was ist und wird, den Herrschenden Wille zum Frieden einpaukt.

Balkanprobleme.

Von **W. van Ravesteijn** (Rotterdam).

I.

Die furchtbaren Schläge, die die Türkei bereits erlitten hat, nachdem der Feldzug der verbündeten Balkanstaaten erst ein paar Wochen gewährt, haben eine Lage geschaffen, die äußerst kritisch ist. Darüber herrscht kein Zweifel in ganz Europa, ja in der ganzen Welt, und die herrschenden Klassen sind davon ebensosehr durchdrungen wie die Arbeiterschaft.

Der Zustand, der durch die Siege der Balkanheere geschaffen ist, wobei sich schon der größte Teil des europäischen Gebiets der Türkei in den Händen der Bulgaren, der Serben, der Griechen befindet, während die ottomanische Regierung nicht mehr imstande zu sein scheint, den Vormarsch ihrer Gegner nach Konstantinopel zu verhindern, erinnert lebhaft an die Lage, wie sie im Januar 1878 durch die russischen Siege hervorgerufen war. Auch damals standen die Heere des Siegers vor den Toren Stambuls. Adrianopel war am 20. Januar gefallen. Die Türkei verfügte nicht mehr über ein Heer, das imstande gewesen wäre, den Vormarsch nach Stambul zu verhindern. Und auf den übrigen Schlachtfeldern, wo das Ottomanische Reich um seine Existenz kämpfte, war es nicht besser bestellt. Der russische Befehlshaber Lazareff

hatte sich bereits im November der starken Festung Kars, des Schlüssels Armeniens, bemeistert. Erzerum wurde eingeschlossen; die russischen Truppen standen bereits in der Umgebung Trapezunts. Und schließlich waren auch die Serben, die Mitte Dezember aufs neue den Krieg erklärt hatten, im siegreichen Vormarsch begriffen, hatten sich bereits Prizrens bemächtigt, eine türkische Division zur Kapitulation gebracht, und nichts stand ihrem Vormarsch nach Skoplje (Üsküb) mehr entgegen. Die Lage der Türkei in diesem Januar des Jahres 1878 war also eine verzweifelte; sie war wie in einer eisernen Zange gefaßt, deren Zähne bereits ihr Herz erfaßt hatten, denn auch dem Vormarsch der Russen durch Anatolien stand kaum noch ein ernstes Hindernis im Wege.

Ein weiterer Widerstand war, obgleich die englischen Kriegsschiffe am Eingang des Bosporus lagen und die Türkei noch über ein Heer im Festungsviereck Rustschuk-Silistria-Varna-Schumla verfügte, nicht möglich. So kam es zur Konvention von Adrianopel, in der die Grundzüge des Friedensvertrags festgelegt wurden. Die Konvention enthielt: Unabhängigkeit und Vergrößerung Rumäniens und Serbiens, Vergrößerung Montenegros, Errichtung Bulgariens als autonomes Fürstentum, Selbstverwaltung für Bosnien, die Herzegowina und die übrigen christlichen Provinzen, Zahlung einer Kriegsentschädigung an Rußland. Diese Bestimmungen im allgemeinen konnte man bei dem verzweifelten Zustand der Türkei nicht anders als ziemlich gemäßigt nennen. Die Frage war nur, wie sie im besonderen ausgeführt werden sollten, vor allem, was die Errichtung des Fürstentums Bulgarien wesentlich bedeuten würde. Denn es war klar, daß in dieser Bestimmung die Lösung der Frage eingeschlossen lag, ob der Türkei noch eine Existenz auf dem europäischen Festland vergönnt würde. Die Errichtung des Fürstentums Bulgarien konnte bedeuten, daß die europäische Türkei faktisch zu bestehen aufhören würde. Und als die Bestimmungen des zu San Stefano am 3. März abgeschlossenen Friedens bekannt wurden, erkannte man deutlich, daß diese Bestimmungen tatsächlich der Türkei in Europa ein Ende bereiteten. Sie waren derartige, daß das, was dem Ottomanischen Reiche in Europa noch verblieb, weder geographisch noch strategisch oder politisch mehr ein lebensfähiges Gebiet darstellte. Außer der Unabhängigkeitserklärung Rumäniens, Serbiens und Montenegros, der Vergrößerung Serbiens um die Distrikte Nisch und Mitrowitza, Montenegros um einige ländliche Distrikte und ein Küstengebiet mit den beiden Häfen Antivari und Dulcigno, der Befreiung Bosniens und der Herzegowina unter der Schutzherrschaft Rußlands und der Donaumonarchie wurde nämlich ein Fürstentum Bulgarien ins Leben gerufen, dem der Artikel 6 eine Grenze verlieh, durch welche die europäische Türkei in zwei Teile zerrissen und früher oder später der definitiven Vernichtung preisgegeben worden wäre. Denn dieser Artikel bestimmte eine Grenze, die quer durch Altserbien bis zum Korabgebirge und dem Drin verlaufen, darauf südlich bis zum Ochridasee und von dort zum Ägäischen Meere südlich der Mündung des Vardar gehen sollte. Der Türkei blieb nichts anderes als Albanien, teilweise wenigstens, im Westen, die Umgebung Stambuls im Osten. Mazedonien fiel dem russischen Sieger anheim, der damals in Bulgarien, wo ein russisches Okkupationsheer liegen bleiben sollte, nichts anderes sah als einen russischen Vasallenstaat. Der Friede von San Stefano be-

reitete also tatsächlich dem Ottomanischen Reiche in Europa ein Ende, denn es war klar, daß Albanien, und dazu noch ein zerstückeltes Albanien, nur darum der Türkei verblieb, weil die Zustände in dem wilden Bergland noch nicht reif waren für eine Einverleibung und weil es dem habsburgischen sowie eventuell dem italienischen Appetit vorbehalten bleiben sollte. Die Einverleibung Albaniens in einen bulgarischen Staat wäre eine Absurdität gewesen, die kein russischer Staatsmann je in Gedanken gehegt hat. Aber dies Konglomerat von barbarischen Stämmen mußte für die zerstückelte Türkei eine ewig offene Wunde sein, die ihr noch mehr die letzten Kräfte entzogen hätte, bis die Frucht gänzlich reif war. Dann konnte die bulgarisch-russische Herrschaft sich auch noch über Thrazien und Konstantinopel ausdehnen, während der alte Bundesgenosse wider die Türkei, die habsburgische Monarchie, die schon seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts den Kreuzzug gegen den Halbmond mit Rußland gemeinschaftlich geführt hatte, westlich der Wasserscheide zwischen Wardar und Struma seine Kompensation erhalten mochte. Aber der Friede von San Stefano enthielt noch mehr. Nicht nur legte er der Hohen Pforte die Zahlung einer Kriegsentschädigung in einer Höhe auf, die die Türkei niemals zahlen konnte, so viel nämlich, wie das siegreiche Deutschland vom reichen Frankreich verlangt hatte; für den ja absolut sicheren Fall der Nichtzahlung forderte der Vertrag eine neue Vergrößerung des russischen Gebiets südlich des Kaukasus, wodurch die Russen bis ins Herz von Armenien vorgedrungen wären, indem sie Batum, Ardahan, Kars und Bayazid erhielten; nicht nur sollte Rußlands Grenze in Europa bis zur Donau vorrücken, indem Rumänien die Dobrudscha, Rußland Bessarabien erhielt, sondern die soeben beschriebene Regelung der bulgarischen Grenzen zerteilte auch das serbische Gebiet in Altserbien und zerstörte endgültig die hellenischen Hoffnungen in Mazedonien und den nördlichen Gestaden des Ägäischen Meeres. So war die Balkanfrage, wenn auch noch nicht endgültig, so doch jedenfalls fast endgültig gelöst: die Türkei war, dem Worte eines Schriftstellers (Engelhardt) nach, „zerstückelt und in ihre Glieder zerlegt, ohne daß man ihr auch nur die freie Verfügung über die ihr noch übrig gelassenen Glieder gelassen hätte".

Der Friede von San Stefano erweckte bekanntlich den energischen Widerstand Europas. England, dessen Kriegsflotte bereits während des Krieges bis in den Bosporus vorgeschoben worden war, war sich bewußt, daß die Bestimmungen dieses Friedens die Folgen des Krimkriegs zunichte gemacht hätten, wenn auch nicht unmittelbar, so doch in einer sehr nahen Zukunft. Es fand dabei die Unterstützung Frankreichs, dessen Interessen sich auch der Vernichtung der europäischen Türkei widersetzten. Rußland war durch den Krieg dermaßen erschöpft, daß es sich unmöglich in einen neuen Krieg mit England stürzen konnte, während Deutschland sich weigerte, die russischen Interessen zu fördern. Endlich wußte die Donaumonarchie, ohne im geringsten an einen Krieg mit Rußland zu denken, daß sie aus der Situation, worin sich Rußland, die Türkei und die Balkanvölker befanden, Vorteil schöpfen konnte. Als darauf England am 1. April die Note herausgab, in der es den Frieden von San Stefano für unvereinbar mit Englands legitimen Interessen erklärte, war Rußland gezwungen, in eine europäische Konferenz zu willigen. Und bevor die Konferenz zu Berlin am 13. Juni zusammentrat,

waren die beiden „Feinde", Österreich-Ungarn und Rußland, bereits zu einer Verständigung gekommen, die sich auf Kosten des russischen Bundesgenossen, des kleinen serbischen Staates, vollzog. Bereits beim Frieden von San Stefano hatte Rußland Serbien, dessen militärische Hilfe erst das siegreiche Vordringen Rußlands in Thrazien ermöglicht hatte,[1] geopfert, indem es 800 000 Serben zu Bulgarien zwängte und Serbien jede Möglichkeit nahm, sich in der Richtung des Ägäischen Meeres auszudehnen, während sein montenegrischer Rivale um ein Territorium vergrößert wurde,[2] das viermal so groß war als das Fürstentum vor dem Kriege. Nun aber wurde der kleine Bundesgenosse noch viel schlimmer betrogen. Rußland trug der Donaumonarchie durch den General Ignatiew die Okkupation Bosniens und der Herzegowina, der Stammländer des serbischen Volkes, an,[3] die Graf Andrassy im Jahre 1870 Serbien angeboten hatte, die dieses aber sich damals anzunehmen geweigert hatte aus Furcht, dadurch Rußlands Unwillen zu erregen.[4] Es war umsonst, daß Milan, der serbische Fürst, sich in seiner Bedrängnis an Andrassy wandte und von Österreich bessere Bedingungen erflehte: die Donaumonarchie war fest entschlossen, sich die Vorteile zu ergattern, die sie sich im Einverständnis mit dem russischen „Feinde" verschaffen konnte. Als das unglückliche Serbien den harten Bedingungen der Donaumonarchie gegenüber sich aufs neue an Rußland wandte, erhielt es den Rat, „sich mit Österreich-Ungarn um jeden Preis ins Einvernehmen zu setzen", einen Rat, den Frankreich unterstützte. Und so geschah es, daß „Serbien Österreich auf Gnade und Ungnade ausgeliefert wurde", geradeso wie Rußland bei früheren Gelegenheiten seinen eifrigen Leibeigenen der Gnade der Hohen Pforte überlassen hatte, und daß, wie der serbische Gesandte Ristitsch, obgleich er's nicht fassen konnte, traurig konstatieren mußte: „Rußland im Verein mit Österreich zusammen gegen Serbien auftrat". Bevor der Berliner Kongreß begann, hatten sich die beiden großen Nachbarn der Türkei also bereits auf Kosten der kleineren Nationen geeinigt, denn auch Montenegro wurde, obgleich nicht in dem Maße, den habsburgischen Interessen geopfert, indem es den größten Teil seiner Besitzvermehrung wieder herausgeben mußte. Serbien aber erhielt, gerade wie ein Hausknecht, der mit einem Trinkgeld abgespeist wird, außer Pirot und Wranja noch 50 Quadratmeilen. Dafür hatte das kleine Land zwei Kriege geführt, den Russen die Eroberung Adrianopels ermöglicht und sich so erschöpft, daß es jahrelang kaum aufatmen konnte. Der Legende der österreichisch-russischen Feindschaft auf dem Balkan gegenüber, für die es auch sonst in der ganzen Geschichte vor San Stefano keinen einzigen Beweis gibt,[4] ist es gut, die Worte des serbischen Historikers Georgewitsch wieder in Erinnerung zu rufen: „Daß auf dem Berliner Kongreß zwei allerserbischste Provinzen, Bosnien und die Herzegowina, Österreich-Ungarn übergeben wurden, das ist das Verdienst Rußlands, welches dieses ethnographische Herz der ganzen serbischen Nation so oft Öster-

[1] Siehe die Beweise bei W. Georgewitsch, Die serbische Frage, S. 54.

[2] Siehe besonders K. Hassert, Die räumliche Entwicklung Montenegros, in Petermanns Mitteilungen, 1910, II, S. 113.

[3] Die serbische Frage, S. 45, 56.

[4] Siehe besonders die Übersicht dieses Verhältnisses von V. Bérard, Questions extérieures, cinquième acte, Revue de Paris, 15. Februar 1909.

reich angetragen hat, bis schließlich Österreich einwilligte, es zu nehmen."

Der Kongreß von Berlin endete mit einer allgemeinen Teilung der Beute. Rußland erhielt Bessarabien in Europa, Batum und Kars in Asien; die Donaumonarchie die Okkupation Bosniens und der Herzegowina, aber die anderen Großmächte gingen nicht leer aus. Bereits vor dem Anfang des Kongresses hatte England einen Geheimvertrag mit der Pforte abgeschlossen, in dem es gegen Überlassung von Cypern die Verteidigung des türkischen Besitzstandes in Kleinasien übernahm. Sogar Italien und Frankreich erhielten einen Teil der Beute, sei es auch nur in Versprechungen. Auf der Balkanhalbinsel aber wurde ein Zustand geschaffen, der jedenfalls der Türkei das Leben ermöglichte, indem ihr die Verbindung zwischen Albanien und Thrazien, Mazedonien, zurückerstattet wurde.

So wurde die Türkei, obgleich aufs neue gewaltig geschwächt, noch einmal gerettet, weil die Interessen der Westmächte sich ihrem Verschwinden aus Europa widersetzten.

II.

Fragen wir uns nun, ob auch noch heute Kräfte bestehen, die sich diesem Verschwinden widersetzen, und vor allem, ob diese Kräfte stark genug sind, diejenigen zum Teil oder gänzlich aufzuheben, die die Zerstückelung der europäischen Türkei und die Verdrängung der türkischen Macht aus Europa anstreben.

Die letzteren sind jetzt auf den Schlachtfeldern an der Arbeit. Zwar kennen wir noch nicht die Bedingungen der Militärkonvention, die zwischen den vier die Türkei bekämpfenden Balkanstaaten abgeschlossen worden ist, jedoch steht fest, daß Bulgarien, Serbien, Griechenland und Montenegro sich zu dem Zwecke verbunden haben, ihre Territorien auf Kosten der Türkei zu vergrößern, falls sie den Sieg erringen würden. Die militärische Lage hat sich für die Türkei noch bedeutend schlechter gestaltet, als es im Januar 1878 der Fall war: denn damals waren den türkischen Niederlagen türkische Siege vorangegangen, und die Türkei hatte geradezu glänzende Beweise ihrer militärischen Tüchtigkeit geliefert, während jetzt eine Niederlage der anderen gefolgt ist.

Es ist klar, daß die Verhältnisse sich auch im übrigen für die Türkei bedeutend verschlimmert haben. Noch während des russisch-türkischen Krieges forderte die öffentliche Meinung der englischen Bourgeoisie gebieterisch den Schutz der Türkei; seither hat sich ein totaler Umschwung in der Stimmung dieses damals mächtigsten Beschützers der Türkei vollzogen. Genosse Rothstein hat nachgewiesen, wie groß der Anteil ist, den die englische Bourgeoisie und die Regierung des Herrn Grey an dem Ausbruch des heutigen Krieges haben. Wenn wir die Politik betrachten, die England während der letzten dreißig Jahre der Türkei gegenüber eingeschlagen hat, können wir zu keinem anderen Schlusse kommen als dem, den der ausgezeichnete französische Kenner der diplomatischen Verhältnisse, V. Bérard, in seinem Artikel über das russisch-deutsche Abkommen vom Frühjahr 1911 formulierte: die englische Politik, die fast ein Jahrhundert geschwankt hat zwischen den zwei ihr durch die weltpolitische Stellung des englischen Reiches aufgezwungenen Maximen: Erhaltung der politischen Integrität des Islam und Schaffung eines arabischen Reiches unter englischer Schutzherrschaft, das den Landweg nach In-

dien beherrschen kann, habe sich seit der türkischen Revolution immer mehr letzterem Ziele zugewandt und sei bereit, die Integrität des Ottomanischen Reiches definitiv zu opfern.

Und was die anderen Großmächte betrifft: die Donaumonarchie verhehlt ihre Pläne nicht: ihr Ziel bleibt immer der Weg bis ans freie Ägäische Meer. Die Frage ist nur, ob sich nach den Siegen der verbündeten Balkanstaaten ein Modus finden läßt, der die habsburgischen und die serbischen Pläne versöhnt. Rußland hat die Hoffnung schon längst fahren lassen, in Bulgarien einen treuen, immer gefügigen Vasallen zu besitzen, aber sein Ziel bleibt immer: wo nicht Konstantinopel und ganz Nord-Anatolien, so doch wenigstens die freie Durchfahrt seiner Kriegsflotte ins Mittelmeer. Übrigens kann man wohl, ohne zu irren, die Behauptung aufstellen, daß Rußland sich jedenfalls in Vorderasien auch aus diesem Kriege eine Kompensation herausholen wird.

Die Machtstellung des Deutschen Reiches ist natürlich eine derartige, und seine ökonomischen sowie politischen Interessen im Ottomanischen Reich sind seit dem Russisch-Türkischen Kriege, wie bekannt, so sehr gewachsen, daß es bei einer neuen Zerstückelung der Türkei voraussichtlich auch wird Entschädigungsansprüche geltend machen wollen, besonders weil seit dem russisch-deutschen Abkommen von Potsdam eine völlige Übereinstimmung zwischen den ökonomischen Forderungen Deutschlands in Anatolien und Mesopotamien und Rußlands anatolischen und persischen Ansprüchen besteht. Frankreich wird sich der Zerteilung der europäischen Türkei nicht widersetzen, weil es gänzlich mit seinem afrikanischen Reiche beschäftigt ist, und Italien hat seinen Bissen bekommen, den es noch lange nicht verdaut hat.

Anscheinend stehen jetzt also einer Zerstückelung der europäischen Türkei keine bedeutenden Kräfte mehr entgegen, seitdem die Balkanstaaten sich über ihre nationalen Ansprüche vorläufig geeinigt haben. Und doch gibt es solche Kräfte, wie wir nachweisen möchten.

Daß die Bestimmungen des Friedens von San Stefano aufgehoben werden mußten, war nicht bloß eine Folge der europäischen Kraftverhältnisse. Hätten diese Bestimmungen durchgeführt werden können, so hätten sie doch kein lebensfähiges politisches Gebilde geschaffen und wären die dadurch begründeten Zustände nicht dauerhaft gewesen, weil sie im Widerspruch waren mit den geographischen und historischen Umständen, die auf der Balkanhalbinsel bestehen und die auf die Dauer auch ihre politischen Verhältnisse bestimmen müssen. Die Balkanhalbinsel bildet nämlich zwar einerseits eine geographische Einheit, geradeso gut wie die zwei anderen großen südlichen Halbinseln des europäischen Festlandes, aber andererseits ist sie ein Übergangsland zwischen Europa und Vorderasien, das infolge seiner Lage auch politisch auf Kleinasien angewiesen ist.

Der Bosporus und die Dardanellen trennen die zwei Kontinente nur solchermaßen, wie sonst zwei Länder durch große Verkehrsströme getrennt werden. Die Inselarchipele, die Gruppen und Reihen der Sporaden- und Zykladeninseln, die bis zu Anfang des Diluviums zusammenhängendes Land dargestellt und die Balkanhalbinsel mit Vorderasien brückenähnlich verbunden hatten, bilden durch ihre Anordnung und Nähe auch gegenwärtig einen Übergang und erleichtern die Verknüpfungen zwischen Europa und Asien. Diese Rolle eines vermittelnden Landes besitzen außer ihnen hauptsächlich die südöstlichen und südlichen Partien der Halb-

insel: Thrazien, Mazedonien und Griechenland; sie hat sich hier konzentriert in Konstantinopel, Saloniki und Piräus mit Athen, an der asiatischen Seite in Skutari und Smyrna. Die genannten Gebiete nebst noch einigen Partien der Balkanhalbinsel bildeten durch die langen Jahrhunderte der römischen, byzantinischen und türkischen Herrschaft mit den benachbarten Partien von Asien und Nordafrika eine politische Einheit.

So drückt sich einer der bedeutendsten Geographen der Gegenwart, der spezielle Kenner der Balkanhalbinsel, Professor Cvijitsch, aus.[1] Die Lage Griechenlands und des hellenischen Volkes ist sogar die eines typischen Randvolkes, dessen Siedlungen und dessen Kultur sich vom Altertum her rings an den Gestaden des Ägäischen Meeres befanden, und in dieser geographischen Lage sind ebensogut die griechische Geschichte des Altertums, die Versuche des persischen Weltreichs, sich von Kleinasien nach Griechenland auszudehnen, wie umgekehrt die Ausdehnung der griechischen Kultur infolge der Eroberungen Alexanders über ganz Vorderasien begründet. Die hellenische „große Idee", das Streben nach einem Reiche, das sich über alle Küsten des Ägäischen Meeres von den Dardanellen bis Kreta ausdehnen sollte, mit Konstantinopel als natürlicher Hauptstadt, beherrscht dann auch seit der Wiederherstellung des hellenischen Staatswesens das ganze politische Trachten und Sinnen dieses Volkes, und diese Idee findet ihre sehr solide Basis in der geographischen Lage, geradeso gut, wie das in letzter Instanz einigende Band des habsburgischen Staates das gemeinschaftliche Stromgebiet der Donau ist, wie man unter anderem in Renners „Grundlagen und Entwicklungsziele" nachgewiesen finden kann.

In der Geographie der Balkanhalbinsel liegen auch fernerhin fast alle Momente begründet, die die ethnologischen und politischen Verhältnisse dort vom frühesten Altertum an so verwickelt gemacht haben. Denn nebst den einigenden gibt es auch sehr starke trennende Momente in den geographischen Verhältnissen dieses Teiles der Erde, und diese trennenden Momente, die im Laufe der Jahrhunderte noch an Kraft zugenommen haben, erklären es zum Beispiel, daß nirgends eine derartig verwickelte Lage der Nationalitäten, nirgends derartig tiefe Unterschiede in der Kultur auf so engem Raume nebeneinander anzutreffen sind wie hier. Insbesondere gilt dies für die zentralen Partien der Balkanhalbinsel. „In keinem anderen Lande der Halbinsel haben sich so mannigfaltige Völker angesammelt, nirgends hatte es vielleicht solche eingreifende ethnographische Verschmelzungen gegeben wie in Mazedonien, das eine zentrale Lage besitzt und worin sich die Verkehrswege aller jener Gebiete vereinigen, die verschiedenartige Verbindungen haben," sagt Cvijitsch. In dieser außerordentlichen ethnographischen und kulturellen Mannigfaltigkeit liegen denn auch die grausamen Kämpfe begründet, die bereits vor dem Russisch-Türkischen Kriege, aber besonders in den letzten drei Dezennien diese Gegenden verwüstet haben, seitdem sich die besonderen Nationen definitiv als unabhängige Staaten konstituiert hatten. Denn seit dem Berliner Vertrag trachteten alle diese Staaten, besonders aber Bulgarien, dem ja beim Frieden von San Stefano Mazedonien bereits preisgegeben war, danach, ihre „nationalen" Positionen in Mazedonien so kräftig wie möglich zu gestalten, damit jeder von ihnen an

[1] Grundlinien der Geographie und Geologie von Mazedonien und Altserbien, Petermanns Mitteilungen. Ergänzungsheft Nr. 162 (1908), S. 15.

dem Tage einer neuen Verteilung der europäischen Türkei die größten „rechtmäßigen" Ansprüche stellen könnte. Aber diese Bestrebungen haben nicht anderes zur Folge gehabt als eine ungeheure Verwüstung von Menschenleben, eine gräßliche Verrohung der Kämpfer, und haben in dem ethnographischen und kulturellen Durcheinander keinen Wandel schaffen können. Es ist natürlich möglich, die nationalen Unterschiede bis zu einem gewissen Grade mit Gewalt auszumerzen. In dieser Hinsicht haben zum Beispiel die Bulgaren, den Methoden ihrer russischen Lehrmeister folgend, in dem Lande, das sie seit 1886 beherrschen, in Ostrumelien, Erkleckliches geleistet. Sie haben dort die hellenische Nationalität und die hellenische Kultur mit allen Mitteln derartig bedrängt, daß es ihnen vielleicht möglich sein wird, diese auf die Dauer gänzlich auszurotten![1] Aber abgesehen davon, daß derartige barbarische Methoden sich auf die Dauer nicht aufrecht erhalten lassen in einem Staate, der zu den „zivilisierten" gerechnet werden will, so wäre es auch wohl nicht möglich, dieselbe Methode in einem Lande wie Mazedonien durchzuführen, wo die hellenische Kultur und die hellenischen Nationalitätsbestrebungen viel tiefer Wurzel gefaßt haben und durch die geographische Lage in einem viel näheren Zusammenhang mit der Hauptmasse der griechischen Bevölkerung stehen. Und doch ist es, nach den Proben, die wir von den bulgarischen „Kulturbestrebungen" seit zwanzig Jahren gesehen, wohl unzweifelhaft, daß eine Ausbreitung Bulgariens über Mazedonien und Thrazien im wesentlichen dieselbe gewaltsame Ausrottung aller anderen Nationalitäten wie im heutigen Bulgarien zur Folge haben würde. Alle diese Schwierigkeiten, von denen Cvijitsch bemerkt, daß sie bei weitem größer sind, als diejenigen in Deutschland waren, die sich der Einigung widersetzten, und daß sie heute bedeutender sind als früher infolge des stärkeren nationalen Bewußtseins, der Schriftsprachen usw., sind nur auf eine Weise lösbar: sie könnten ihre Lösung nur in dem Entwurf unserer Balkangenossen finden, in einer Föderation der Balkanländer, die die Türkei einschließen sollte. Alle geographischen, nationalen, kulturellen Schwierigkeiten würden dann leicht gelöst werden, und auch der serbische Staatsmann Wladan Georgewitsch hat schon im Jahre 1891 und später beim Ausbruch der türkischen Revolution[2] in dieser Lösung die einzige Möglichkeit gesehen, allen Nationen und Völkern auf der Balkanhalbinsel, und sagen wir dazu in Vorderasien, eine gedeihliche und friedliche Entwicklung zu verbürgen. Eine derartige Föderation würde imstande sein, die kulturellen Bedürfnisse dieses geographisch zusammengehörenden Gebiets zu befriedigen, dem Vordringen des europäischen Imperialismus sowie der russischen Weltmacht eine unübersteigliche Mauer entgegenzustellen. Alle anderen Lösungen der Balkanprobleme können bloß einen provisorischen Charakter tragen, sind nicht imstande, auf die Dauer die Interessen aller dort siedelnden Rassen und Nationen zu befriedigen. Jede neue Zerteilung der europäischen Türkei wird eine künstliche sein, die nach kürzerem oder längerem Zeitraum neue Konflikte heraufbeschwört. Die Türkei wird nicht gänzlich verschwinden; dazu langen die Kräfte ihrer

[1] Siehe die Beweise unter anderem in der Broschüre: Griechen und Bulgaren im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert. Von N. Kasasis. Leipzig 1908.

[2] Wladan Georgewitsch, Die türkische Revolution und ihre Aussichten. Leipzig 1908.

Feinde noch nicht. Sie wird aber so wenig wie nach San Stefano ein lebensfähiges Gebilde sein und wird derartig geschwächt aus dem Kriege hervorgehen, daß sie bald wieder aufs neue einer Zerstückelung entgegengeht. So wird der Friede im nahen Osten fortwährend bedroht bleiben; die Rüstungen werden so ins Ungeheuerliche vermehrt werden, daß für die Kulturbedürfnisse noch weniger übrig bleibt, und die Gefahren, die aus den sich kreuzenden Interessen der großen Weltmächte hervorgehen, werden bestehen bleiben. Denn es ist klar, daß die Interessen fast aller großen Seemächte dem Erscheinen einer russischen Kriegsflotte — die ja augenblicklich noch nicht oder nicht mehr besteht — entgegengesetzt sind. Nicht bloß England hat ein Interesse an dem Fortbestehen der Abschließung der Dardanellen, sondern auch Deutschland und die Mittelmeermächte. Alle Allianzen und Ententen können diese Gefahr nicht vermindern.

Der europäische Imperialismus sowie der Zarismus werden sich natürlich einer Föderation aller Balkanländer mit allen Kräften entgegenstellen. Ihr gemeinschaftliches Interesse ist und bleibt die gegenseitige Verfeindung und Gegnerschaft dieser Völker und der Türkei, damit sie diese Teile der Erde leichter als Kolonialgebiete ausbeuten können. Werden die Staatsmänner der Türkei und der Balkanstaaten ihre gemeinschaftlichen Interessen begreifen und diesen mörderischen Krieg beenden, indem sie sich einander nähern? Tun sie es nicht, dann opfern sie die Interessen ihrer Völker dem europäischen Kapitalismus und den Interessen der Balkandynastien. Und dann wird der heutige Krieg, sogar wenn die Großmächte nicht hineingezogen werden, nur das Vorspiel sein eines folgenden, noch furchtbareren.

Zur Präsidentschaftswahl in den Vereinigten Staaten.

Von **Hermann Schlüter.**

I.

New York, 30. Oktober.

Vor etwa einem Jahrzehnt erklärte ein hervorragender amerikanischer Politiker, Mark Hanna, daß im Jahre 1912 die Präsidentschaftswahl in den Vereinigten Staaten sich im Zeichen des Sozialismus vollziehen werde.

Der Mann ist ein guter Prophet gewesen. Noch vor einem Jahre hätte niemand annehmen können, daß bei der diesmaligen Präsidentenwahl der Sozialismus und soziale Fragen so sehr in den Vordergrund rücken würden, wie das tatsächlich geschehen ist. Mark Hanna hat recht behalten: die Präsidentschaftswahl des Jahres 1912 wurde im Zeichen des Sozialismus vollzogen.

Nicht in dem Sinne freilich, daß es sich im Wahlkampf nur um die sozialistische Bewegung auf der einen, um ihre Gegnerschaft auf der anderen Seite gehandelt hätte. So weit sind wir noch nicht. Aber es war der Sozialismus, waren soziale Fragen im Sinne der Arbeiterschaft, welche die Stellung der verschiedenen Parteien während der Wahlagitation bedingten. Wenn die Zahl der Stimmen, die dem Präsidentschaftskandidaten der Sozialisten zufällt, selbst nicht den Hoffnungen entsprechen sollte, die manche in den Reihen der Sozialisten sich gemacht haben, so ist der Erfolg der Arbeiterpartei in und durch die diesjährige Wahlkampagne doch ein ganz

ungeheurer. Soziale Forderungen sind zum ersten Male allen amerikanischen Wählern vorgeführt worden. In allen Kreisen der Bevölkerung sind sie zur Diskussion gebracht. Diese Tatsache allein schon wird zweifellos in nächster Zeit einen starken Aufschwung unserer Bewegung in den Vereinigten Staaten bewirken.

Seit mehr als Jahresfrist schon machte sich im öffentlichen Leben hier eine starke sozialistische Strömung geltend. Man kokettierte in den Kreisen des „wohlmeinenden" Bürgertums vielfach mit dem Sozialismus. Die Tagespresse beschäftigte sich vielfach — für oder wider — mit sozialen Fragen. Sozialistische Literatur wurde stark begehrt, so sehr, daß ein bedeutender Verleger erklärte, daß er am liebsten sozialistische Bücher in Verlag nehme, da sie stärker als alles andere verlangt würden. Auch in bürgerlichen Vereinigungen waren sozialistische Redner stark verlangt und gern gehört.

Diese Strömung kam natürlich auch der sozialistischen Bewegung und der Parteiorganisation zugute, die einen ganz bedeutenden Aufschwung nahmen. Die Zahl der organisierten Mitglieder in der Partei betrug zur Zeit der letzten Präsidentenwahl, 1908, 41 751. Sie hat sich im ersten Vierteljahr des laufenden Jahres auf 125 826 erhöht. Der Verkauf an Literatur durch die Nationaloffice der Partei in Chicago betrug im Jahre 1908 durchschnittlich 498,38 Dollar im Monat. Er ist in diesem Jahre auf 1158,30 Dollar monatlich angewachsen. Die Zahl der abgegebenen sozialistischen Stimmen betrug im Jahre 1908 424 483. Sie erhöhte sich bei der Kongreßwahl des Jahres 1910 auf 607 674. Mehr als 1000 — genauer 1039 — sozialistische Vertreter wurden in Verwaltungsämter und Gesetzgebungskörper gewählt. Auch die sozialistische Presse nahm einen enormen Aufschwung. Zurzeit bestehen in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 323 sozialistische Zeitungen, von denen 277 in englischer, der Rest in ausländischen Sprachen erscheint. Von den 13 täglichen Blättern unserer Partei erscheinen fünf in englischer Sprache.

Die zunehmende Stärkung unserer Bewegung und mehr noch das allgemeine Interesse, das man überall den sozialen Fragen entgegenbrachte, übte selbstredend auch auf die alten bürgerlichen Parteien ihre Wirkung aus. Die Demokraten wie die Republikaner versuchten bei Beginn des Wahlkampfes ihre Agitation wieder in bisher üblicher Weise zu führen. Man versuchte die alte Frage des Schutzzolls, die noch bei jeder Präsidentenwahl in den letzten drei, vier Jahrzehnten aufgerollt wurde, wieder zum Mittelpunkt des Kampfes zu machen; wobei es sich nicht um Freihandel oder Schutzzoll handelt, sondern nur um die Frage höherer oder niedrigerer Zollsätze. Der Versuch mißlang. Man sah bald, daß die Zeit vorbei sei, in welcher man die Massen mit diesen Scheinkämpfen — und tatsächlich war es kaum etwas anderes mehr — noch fesseln konnte. Man sah sich gezwungen, von der alten Form der Agitation abzuweichen und Arbeiterangelegenheiten und Trustfragen in den Wahlreden zu erörtern. Es waren soziale Fragen, die den Wahlkampf zu beherrschen begannen.

Diese Entwicklung wurde ungemein gefördert durch die Gründung einer neuen Partei, die der ganzen Lage der Dinge nach sich mit sozialen Angelegenheiten in einer Weise zu beschäftigen hatte, die sonst in den bürgerlich-politischen Kreisen Amerikas nicht üblich war. Was immer man

auch von der Nationalen Progressiven Partei (National Progressive Party), die sich unter Führung des Expräsidenten Theodore Roosevelt gebildet hat, halten mag, man kann ihr das eine Verdienst nicht streitig machen, daß sie, seit langen Jahren zum ersten Male wieder, die Erörterung prinzipieller Fragen in den bürgerlichen Wahlkampf Amerikas eingeführt hat.

Die neue Partei entstand aus einer Spaltung der bisherigen Republikanischen Partei. Der Kampf, der zu dieser Spaltung führte, spielte sich zunächst ab um die Kandidatur für die Präsidentschaft zwischen dem jetzigen Präsidenten Taft und dem früheren Präsidenten Roosevelt. Auf der Konvention der Republikanischen Partei in Chicago wurde Taft nominiert. Roosevelt berief daraufhin eine neue Konvention, ebenfalls nach Chicago, die zur Bildung einer neuen nationalen Partei führte und die ihn selbst als Kandidaten aufstellte.

Diese neue Partei, die Nationale Progressive Partei, gab sich ein Programm, das in starker Weise politische und wirtschaftliche Reformen befürwortete. Es sind besonders zwei Reihen von Forderungen, die uns in diesem Programm interessieren. Die erste bezieht sich auf „soziale und industrielle Gerechtigkeit". Die zweite enthält Vorschläge, deren Verwirklichung eine radikale Änderung des bisherigen Verhaltens unserer Bundesregierung in bezug auf die Trusts, die hier nach und nach die vollständige Herrschaft über die Industrie erlangt haben, bedeuten würde.

Die erste Gruppe von Forderungen, jene der „sozialen und industriellen Gerechtigkeit", bezieht sich in der Hauptsache auf Arbeiterschutz und was damit zusammenhängt. Die starke Betonung dieser Forderungen im Programm der neuen Partei ist durchaus erklärlich. Bei der hohen Entwicklung der Industrie, der Konzentrierung des Kapitals und der Rückständigkeit der Sozialgesetzgebung in Amerika ist es einfach ausgeschlossen, daß irgend eine neue Partei, die sich innerhalb der amerikanischen Politik bildet, Aussicht auf Erfolg oder auch nur Bestand hätte, wenn sie nicht die industrielle Arbeiterklasse und Arbeiterforderungen mit in den Vordergrund ihrer Bestrebungen stellen würde.

Es ist kein Zweifel, daß ein großer Teil der Progressiven, besonders jener Teil, der aus den bürgerlichen Reformern aller Art besteht, an denen Amerika so reich ist, es ehrlich mit diesen Forderungen meint. Ebenfalls unbestreitbar ist es aber auch, daß die Fachpolitiker innerhalb der progressiven Bewegung — und sie enthält ihr geschüttelt Maß davon und nicht die besten — diese Forderungen nur befürworten, um sie als Köder für die Arbeiter zu gebrauchen. Diese Fachpolitiker mögen auch dafür verantwortlich sein, daß die meisten dieser Arbeiterforderungen im progressiven Programm in verballhornisierter Form gestellt wurden, so daß sie möglichst wenig verbindlich erscheinen, wenn die Progressiven wirklich einmal ans Ruder kommen sollten. So wird zum Beispiel das Verbot der Kinderarbeit gefordert, ohne daß festgestellt wird, bis zu welchem Alter der Kinder deren industrielle Beschäftigung verboten sein soll. Im Süden unseres Landes gibt es eine ganze Reihe von Staaten, welche Gesetze haben, die die Arbeit von Kindern unter zehn oder zwölf Jahren verbieten. Das würde der Forderung des Programmes der neuen Partei entsprechen. Auch der gesetzliche Achtstundentag — seit mehr als einem halben Jahrhundert die Kampfparole der amerika-

nischen Arbeiter — wird von den Progressiven nur für Frauen und junge Leute gefordert und für männliche Arbeiter nur in solchen Industrien, die, wie Hochöfen, Schmelzereien und ähnliche Anlagen, ununterbrochen in Betrieb sind und in denen bis jetzt in Schichten von je zwölf Stunden geschafft wird. Ein Minimallohn soll auch nur für weibliche Arbeiter festgesetzt werden. Ferner wird Arbeiterversicherung gegen Krankheit, Arbeitslosigkeit, Invalidität, Unfall und Alter gefordert, doch soll diese „amerikanischen Verhältnissen angepaßt" sein. Was das bedeutet, wird man erfahren, wenn einmal die Progressiven ihre Pläne mit Bezug auf diese Versicherung im einzelnen vorlegen werden.

Im ganzen haben die „Plattformen", die Wahlprogramme der Parteien in den Vereinigten Staaten wenig zu bedeuten. Die Versprechungen, welche die bürgerlichen Politiker den Wählern hier zu machen pflegen, werden kaum noch ernst genommen, da nach erfolgter Wahl sich niemand daran zu halten pflegt. So nimmt man auch die Versprechungen der Progressiven über die „soziale und industrielle Gerechtigkeit" nicht allzu ernst. Aber für die Sozialisten hat das Aufstellen dieser Forderungen durch die neue Partei den Vorteil, daß diese jetzt in aller Munde kommen, daß sie erörtert und diskutiert werden und daß die Notwendigkeit ihrer Verwirklichung hervortritt. Das wird der sozialistischen Bewegung, die diese Forderungen mit Nachdruck zu allen Zeiten vertritt, natürlich zugute kommen und die sozialistische Agitation fördern.

Wichtiger noch als die Forderungen nach „sozialer Gerechtigkeit" sind die Vorschläge zur Regelung des Trustwesens, die in dem Programm der Progressiven enthalten sind. Wichtiger deshalb, weil die Trustfrage hierzulande geradezu brennend geworden ist. Die Trusts beherrschen hier absolut den Verkehr. Nahezu haben sie auch die Herrschaft über die gesamte Industrie gewonnen, und im öffentlichen Leben unseres Landes spielen sie seit Jahren eine so maßgebende Rolle wie in keinem Lande sonst. Die Vorschläge einer „Regelung" des Trustwesens sind in Amerika nicht neu.

Das erste allgemeine Bundesgesetz gegen die Trusts in unserem Lande, das eine solche Regelung vorsah, war das zwischenstaatliche Handelsgesetz (Interstate Commerce Act) von 1887. Dieses Gesetz wandte sich gegen die Übelstände, die sich aus den verschiedenen Frachtraten der Eisenbahnen für die Verfrachter ergaben. Besonders die Beziehungen der Bahngesellschaften zu der Standard Oil Company, dem Petroleumtrust waren bei Erlaß dieses Gesetzes mit maßgebend. Das Gesetz sollte verhindern, daß die Bahnen dem Petroleumtrust durch billigere Frachtraten helfen, seine kleineren Konkurrenten, denen höhere Raten gesetzt wurden, zu ruinieren, wie das bisher geschehen war. Das Gesetz sollte allen Verfrachtern die gleichen Frachtraten schaffen und sie so gegen die „unlautere" Konkurrenz des Trusts schützen.

Zunächst war das Gesetz in einer Form zur Annahme gelangt, die es nahezu wertlos machte. Nach und nach wurden zwar Verbesserungen durchgesetzt, ohne daß indes Wesentliches damit erreicht wurde. Im Jahre 1903 wurde es erweitert, so daß Rabatte und andere Formen der Bevorzugung großer Verfrachter zum Nachteil der kleineren seitens der Bahngesellschaften ungesetzlich wurden. Es zeigte sich, daß auch das noch ungenügend war. Dann, 1906, wurde die Macht der Kommission, der man die Durchführung des Gesetzes übertragen hatte und die man die Zwischenstaatliche Handelskommis-

sion[1] (Interstate Commerce Commission) nannte, wesentlich erhöht. Diese Kommission, die jetzt aus sieben Mitgliedern besteht, die auf sieben Jahre ernannt sind und einen Jahresgehalt von 10 000 Dollar beziehen, erhielt das Recht, unter Umständen die Frachtraten selbst festzusetzen. Es wurden Strafen von 1000 bis 20 000 Dollar und Gefängnis bis zu zwei Jahren für Übertretung der Anordnungen der Kommission festgesetzt. Vom 1. Mai 1908 ab durfte keine Eisenbahngesellschaft durch Beförderung von Waren, die ihr selbst gehörten, mit Verfrachten derselben Waren in Konkurrenz treten. Diese Verfügung richtete sich gegen jene Eisenbahngesellschaften, die gleichzeitig Kohlenfelder besaßen. Man wollte die Konzentrierung der Kohlenindustrie in die Hände der Bahngesellschaften verhindern, ein Zweck, der freilich nicht erreicht wurde, da dieselbon Personen, die die Bahngesellschaften bildeten, sich zu einer neuen Gesellschaft zusammentaten, welche dann Besitzer der Kohlenminen wurde.

Neben diesem Interstate Commerce Act hatte man noch ein Gesetz geschaffen, das sich gleichfalls mit den Trusts beschäftigte und deren übergriffen und Übertretungen von Gesetzen entgegenwirken sollte.

Dieses Gesetz, das Sherman-Antitrustgesetz, wurde im Jahre 1890 erlassen. Es wurde zu dem ausdrücklichen Zwecke geschaffen, das Monopol im Eisenbahnwesen und bei anderen Korporationen zu bekämpfen und ihm entgegenzuwirken, soweit es auf eine „Einschränkung des Geschäftes" gerichtet war. Das Gesetz erklärte jeden Kontrakt, jede Verbindung, jede Verschwörung zur Einschränkung des Geschäftes oder Handels zwischen den verschiedenen Staaten oder den fremden Nationen für unzulässig, und jedes Monopol, das in dieser Weise gebildet wurde, wurde als ungesetzlich erklärt.

Das Sherman-Antitrustgesetz hat den amerikanischen Trustgesellschaften wenig Schaden getan. Die meisten Trusts, die heute in unserem Lande bestehen, sind während der Geltung dieses Gesetzes zur Welt gekommen. In den ersten fünfzehn Jahren nach Erlaß des Gesetzes kam es nur in einem Falle zur Anwendung, und als man es später gegen die Standard Oil Company und den Tabaktrust anwandte und diese zur Auflösung zwang, wurde Gesetz und Trustverfolgung zu einer Farce.

Doch das liegt außerhalb des Rahmens unserer Betrachtungen. Bei den Gesetzen zur Regelung und Verfolgung der Trustverbindungen mußten wir indes etwas länger verweilen, weil diese Gesetze die Grundlage bilden, auf welcher Roosevelt und seine Partei eine Neuregelung des Trustwesens vollziehen wollen.

Die bisherige Gesetzgebung gegen die Trusts richtet sich mehr auf eine Einschränkung der industriellen Kombinationen als auf eine Förderung derselben. Die Vorschläge der neuen Partei dagegen laufen auf eine Anerkennung der Trusts hinaus und kommen so der sozialistischen Auffassung dieser industriellen Verbindungen näher.

Roosevelt und seine Partei verlangen nämlich, daß die Regelung, die bisher auf Grund des Interstate Commerce Act für die Eisenbahnen eingeführt und geübt wurde, weiter ausgebaut und auf alle Trusts ausgedehnt

[1] Zwischenstaatliche Handelskommission deshalb, weil ihre Tätigkeit sich nur auf den Verkehr zwischen den einzelnen Staaten oder dem Ausland bezieht, der allein der Bundesgesetzgebung untersteht. Der Handelsverkehr innerhalb der Grenzen der Einzelstaaten ist Sache der staatlichen Gesetzgebung.

werden soll. Der Kandidat der Progressiven will „die Kontrolle aller großen Geschäftsunternehmen durch administrative Kommissionen" einführen, ohne das Geschäft zu verstaatlichen. Er will diese Geschäfte „zum Besten der Allgemeinheit" geführt sehen, aber auch zum Besten der Inhaber dieser großen Geschäfte, deren Erhaltung man sich angelegen sein läßt. Die Verfolgung und Beunruhigung der Trusts, wie sie in den letzten Jahren auf Grund des Sherman-Antitrustgesetzes betrieben wurde, soll aufhören. Man will nicht „die Zerstörung der großen Korporationen", sondern ihre Kontrolle. „Wir fürchten," so wird erklärt, „die kommerzielle Macht nicht, aber wir bestehen darauf, daß sie offen geübt wird." „Unter einem System konstruktiver Regelung wird das von der Konfusion, Unsicherheit und unfruchtbaren Rechtsstreitigkeiten befreite rechtmäßige Geschäft sich gemäß der Energie und dem Unternehmungsgeist des amerikanischen Geschäftsmannes normal zu entwickeln vermögen."

Die Befürworter dieses Planes betonen, daß es nötig sei, die Konkurrenz aufrechtzuerhalten. Deshalb wird auch bloß ein solcher Grad von Konzentration und Kooperation des Geschäftswesens empfohlen, als nötig ist, um genügende Wirksamkeit zu erzielen und die Konkurrenz mit dem Ausland aufrechterhalten zu können.

In der Rede, die Roosevelt auf der Konvention seiner Partei hielt und die er sein „Glaubensbekenntnis" betitelte, hat er sich über seinen Plan zur Trustregulierung, die in Amerika damit auch zu einer Industrieregulierung werden würde, des näheren auszulassen. Er will danach die Prinzipien, die die Regierung der Vereinigten Staaten durch die Interstate Commerce Commission zur Regulierung der Transportgesellschaften angewandt hat, auf alle industriellen Unternehmungen anwenden, die am zwischenstaatlichen Handel beteiligt sind. Das ist bei nahezu all diesen Unternehmen der Fall. Das jetzige Antitrustgesetz soll bestehen bleiben und eventuell verschärft werden, um es gegen jede große Korporation anwenden zu können, die zu „antisozialen Praktiken" hinneigt. Gleichzeitig soll eine „Nationale Industrielle Kommission" geschaffen werden, der nach dem Beispiel der bisherigen „Interstate Commerce Commission" die Kontrolle über die Industrie des Landes übertragen werden soll. Diese Kommission soll vollständige Macht haben, alle großen industriellen Unternehmen zu regulieren und zu kontrollieren, genau so, aber mit verstärkter Macht, wie die bisherige zwischenstaatliche Handelskommission die Eisenbahnen kontrolliert. Sie sollte, nach Ansicht ihres Urhebers, so viel Macht eingeräumt erhalten, um „die Kapitalisten absolut ehrlich zu machen". Besonders soll sie aller Verwässerung der Aktion ein Ende machen. Dadurch, so erklärt Roosevelt, würde aller Ausbeutung des Volkes durch unehrliche Kapitalisten, die Dividenden auf verwässerte Papiere erklären, ein Halt geboten und dem ganzen Volke Gelegenheit gegeben, diese Art industriellen Eigentums erwerben zu können.

Die Kontrolle der Industrieunternehmen durch die Industriekommission soll so weit gehen, daß letztere die Art der Buchführung vorschreibt und Zutritt zu allen Büchern jeder Korporation hat. Es soll ihr das Recht zustehen, zu untersuchen, wie die Industriegesellschaft ihre Arbeiter behandelt, wie sie sich gegen ihren Konkurrenten verhält und wie sie das allgemeine Publikum berücksichtigt. Es soll ihr weiter so viel Macht eingeräumt

werden, daß sie unter Umständen das ganze Verhalten der Korporation an die Öffentlichkeit bringen kann, falls diese gegen die Gesetze oder die Regeln der Korporation verstößt. Selbst zum Verbot von Monopolen soll gegriffen werden können, wenn diese durch unlautere Mittel zum Monopol geworden sind, wie etwa durch Erhöhung der Preise, durch künstliche Einschränkung der Produktion, durch Verhinderung der Konkurrenz oder durch unehrliches oder räuberisches Verhalten.

So weit das Bild, das Roosevelt in seinem „Glaubensbekenntnis" von der Industriekommission entwirft, die er zu schaffen gedenkt, wenn er wieder einmal ans Ruder kommen sollte.

Welche Rolle den Arbeitern bei dieser beabsichtigten Organisation der Industrie zugedacht ist, darüber verlautet außerordentlich wenig. Und doch liegt auf der Hand, daß eine derartig einschneidende Reform die Arbeiter und die Arbeiterbewegung stark berühren würde. Wie soll zum Beispiel die Höhe der Löhne festgestellt werden?

Die Plattform der Progressiven Partei und ihre sonstigen Veröffentlichungen schweigen sich über diesen Punkt aus, und man erklärt nicht direkt, daß die Industrielle Kommission etwa die Löhne der Arbeiter festsetzen solle. Auch mit Bezug auf die Festsetzung der Preise innerhalb der neuen Ordnung der Industrie verhalten sich die Progressiven zurückhaltend. Immerhin läßt man hier und da durchblicken, daß die Industriekommission unter Umständen das Recht haben solle, die Preise der Waren, die in den dieser Kommission unterstellten Fabriken hergestellt werden, festzusetzen. Roosevelt bemerkt in seiner mehrfach erwähnten Rede ganz allgemein, daß er durch die Kontrolle, welche die Kommission ausüben soll, „eine ehrliche Konkurrenzfreiheit, Ausscheidung unehrlicher Praktiken, Erhaltung der natürlichen Hilfsquellen des Landes, anständige (fair) Löhne, gute soziale Lage und vernünftige Preise" zu sichern gedenke.

Ob damit eine direkte Festsetzung der Preise der produzierten Waren in den der Industriekommission unterstellten Fabriken gemeint ist, bleibt unklar. Es scheint aber, daß Roosevelt tatsächlich glaubt, wenn nicht sofort, so doch im Laufe der weiteren Entwicklung seine Industriekommission derart mit gesetzlichen Rechten ausstatten zu können, daß sie die Preise für die Waren festsetzt, die durch die Trusts erzeugt werden.

Das würde konsequenterweise auch die Regelung und Festsetzung der Löhne in sich schließen. Es ist nicht recht zu sehen, warum man den Preis der Arbeitskraft nicht festsetzen sollte, wenn man den Preis aller übrigen Waren durch diese Kommission festsetzt.

Es liegt auf der Hand, daß eine derartige regulative Festsetzung des Arbeitslohns eine Gefahr für die amerikanischen Arbeiter, eine Gefahr für die Arbeiterbewegung bedeuten würde!

Schon die bisherige Antitrustgesetzgebung in den Vereinigten Staaten hat der organisierten Arbeiterschaft dieses Landes gezeigt, was eine „Regulierung der Korporationen" für die Arbeiterorganisationen bedeutet. Man hat nämlich das Antitrustgesetz nicht nur gegen die Trusts angewendet, sondern auch gegen gewerkschaftliche Vereinigungen der Arbeiter. Das Gesetz, das für „industrielle Kombinationen" berechnet war, wurde so ausgelegt, daß es auch auf „Arbeiterkombinationen" paßte. Auch die „Ar-

beitertrusts", die Gewerkschaften, wurden auf Grund dieses Antitrustgesetzes verfolgt. Der Unterschied zwischen der Verfolgung der Trusts und der der Gewerkschaften war aber der, daß erstere sich zu einer Farce gestaltete und die letztere die Arbeiterorganisationen und ihre Beamten aufs ernstlichste traf. So wurden die Beamten der „American Federation of Labor" auf Grund des Sherman-Antitrustgesetzes wegen Boykotts einer Ware, die im zwischenstaatlichen Handel verbraucht wurde, mit langen Gefängnisstrafen belegt, und die nationale Gewerkschaft der Hutmacher wurde, ebenfalls wegen Boykotts, zu einer Geldstrafe von 250 000 Dollar, rund 1 Million Mark, verurteilt, wobei das Vermögen der Mitglieder, in Sparbanken oder in Grundeigentum, Häusern usw., zur Deckung der Strafe mit Beschlag belegt wurde.

Die Durchführung der Rooseveltschen Idee einer zwangsweisen Industrieregelung durch eine Regierungskommission würde, wie die bisherige Antitrustgesetzgebung, sich gleichfalls gegen die Arbeiter und ihre Organisationen wenden.

Eine allgemeine Preisfestsetzung der Waren, die durch Trusts erzeugt werden, und damit eine zwangsweise Lohnfestsetzung für die Arbeiter würde darauf hinauslaufen, entweder die Arbeiterorganisation obligatorisch zu machen oder sie zur Ohnmacht zu verdammen. Das Programm der Progressiven Partei sieht nur Minimallöhne für Frauen vor, nicht für männliche Arbeiter. Die Höhe des Lohnes für die Arbeiter würde also zum großen Teil dem Ermessen der Industriekommission anheimgestellt sein.

Nun soll aber diese Kommission nach den Auslassungen der Progressiven die Konkurrenzfreiheit aufrechterhalten. Sie soll besonders auch den kleinen Geschäftsmann und die kleine Geschäftskombination gegen die Konkurrenz der großen Trusts schützen. Sie soll weiter für die großen Trusts und Kapitalsvereinigungen ein Schutz sein gegen die Konkurrenz des Auslandes. Ferner will man durch die erstrebte Regelung die Produktivität und Ertragsfähigkeit der Industrie auf möglichste Höhe bringen, um auch dadurch der ausländischen Konkurrenz begegnen zu können. Das allgemeine Publikum, die Konsumenten, soll gleichfalls durch Verhinderung hoher Preise vor der Ausbeutung der Trusts bewahrt werden. Man will auch darauf sehen, daß die Produktionskosten auf ein Minimum reduziert und jeder Verschwendung in der Produktion entgegengetreten wird.

Dieses ganze Streben aber und die ganze darauf hinwirkende „Regelung" der Industriekommission steht einer Festsetzung anständiger Löhne entgegen. Soll nun die Industriekommission, wenn ihr das Recht der Preisfestsetzung gegeben wird, auch das Recht der zwangsweisen Lohnfestsetzung haben? Soll sie bei Lohndifferenzen das Recht der zwangsweisen schiedsgerichtlichen Entscheidung erhalten? Das sind Fragen von größter Wichtigkeit für die amerikanischen Arbeiter, wenn es zur Industrieregelung im Sinne der Progressiven Partei kommen sollte. Wir sehen dabei noch davon ab, daß mit einer solchen zwangsweisen Regelung der Industrie die Arbeiterbewegung aufs schwerste geschädigt werden müßte, da ihr Lebensprinzip, der Kampf, damit ausgeschieden würde.

Man sieht, der Plan dieser Industriekommission ist für die amerikanische Arbeiterschaft nicht ohne Gefahr, wenn er wirklich zur Durchführung kommen sollte. Die Fragen, die wir hier aufwerfen und die sich jedem sofort

aufdrängen, der sich in diese beabsichtigte Industrieregelung hineindenkt, sind zunächst von den Wortführern der Progressiven Partei nicht beantwortet worden. Die Rücksicht auf die Wahl und auf die Arbeiterstimmen legt ihnen vorläufig Schweigen auf.

In Wirklichkeit aber denken sie schon jetzt daran, die vorgeschlagene Industriekommission nicht nur gegen die Trusts, sondern auch gegen die Gewerkschaften auszuspielen.

Einer der Anhänger Roosevelts, Professor Henry R. Seager, veröffentlichte vor einiger Zeit, noch vor der Gründung der Progressiven Partei, in einer Zeitschrift, der „Political Science Quarterly", einen Artikel über „Trade Unions und Trusts", worin er schon die Kommissionsregelung der Industrie, wie sie jetzt im Programm der neuen Partei empfohlen wird, befürwortete. In diesem Artikel wurde wörtlich erklärt: „Wenn diese Regulationen wirkungsvoll in Kraft gesetzt werden, etwa durch Kommissionen wie die Interstate Commerce Commission, so wird den ernsteren Übeln, welche durch die Gewerkschaften und die Trusts entstehen mögen, Einhalt geboten."

Das ist also eine offene Kriegsansage gegen die gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter, und es ist ausgeschlossen, daß ein Mann wie Roosevelt, der während seiner ganzen langen öffentlichen Laufbahn noch nie gezeigt hat, daß er der Arbeiterklasse besondere Neigung entgegenbringt, diese Seite der Industrieregelung, die sich gegen die Arbeiter richtet, nicht in Betracht gezogen haben sollte, als er den Plan zu dem seinen machte.

Die konsequente Durchführung dieses Planes würde darauf hinauslaufen, eine hohe Stufe industrieller Organisation zu schaffen, ohne daß die Gesamtheit, der Staat oder die Gesellschaft zur Übernahme der Industrien gezwungen sein würden. Es ist eine Verewigung der Lohnarbeit, der Lohnsklaverei, die hier geplant ist. Man will verhüten, daß die Großkapitalisten expropriiert werden. Und doch zeigt gerade dieser Plan die vollständige Überflüssigkeit der kapitalistischen Klasse. Eine Regelung der Industrie — und die Trustindustrie ist nahezu die gesamte Industrie Amerikas — bis zu dem Grade, daß eine Regierungskommission den Preis der erzeugten Waren, den Lohn der Arbeiter festsetzt, das würde bedeuten, daß überhaupt die ganze Industrie des Landes durch diese Kommission geführt und geleitet wird. Damit wäre denn auch die Überflüssigkeit der Trustmagnaten wie der Kapitalisten überhaupt erwiesen, und der Zeitpunkt wäre gekommen, wo diese Kapitalistenklasse aus der Industrie ausscheiden und die Industrie in Gemeinbesitz übergehen könnte.

Nun noch einen Blick auf die Elemente, aus denen sich die neue Partei zusammensetzt.

Wir haben schon bemerkt, daß die Sozialgesetzgebung in den Vereinigten Staaten sich in einem sehr rückständigen Zustand befindet. Besonders die Unfallentschädigung und was damit zusammenhängt ist derart primitiv, daß sich mit dem Fortschreiten der Industrie die grauenhaftesten Zustände für die Arbeiter daraus entwickelt haben. Diese Zustände wurden derart himmelschreiend, daß sich breite Schichten bürgerlicher Reformer mit Hilfe der Arbeiter daranmachten, Besserung zu schaffen. Die Gerichte vereitelten ziemlich regelmäßig diese Bestrebungen, indem sie die Gesetze, die man in den Legislaturen der Einzelstaaten durchsetzte, um den gröbsten Übelständen in bezug

auf Haftpflicht und Unfallentschädigung zu begegnen, als konstitutionswidrig erklärte und so die betreffenden Gesetze wieder aufhob.

Dieses bürgerliche Reformelement ist nun größtenteils in das Lager der neuen Partei eingerückt und bildet sicherlich ihren besten Bestand. Ein guter Teil dieser Leute würde wahrscheinlich das Votum der Sozialisten bei der Wahl verstärkt haben, während sie jetzt natürlich für ihren Heros Roosevelt stimmten.

Außer diesem Element ist es eine Gruppe von Trustmagnaten, die sich um den Stahltrust scharen, die sich um Roosevelt gesammelt hat. Es ist diese Gruppe von Großkapitalisten, welche die enormen Kosten aufgebracht hat, die die Roosevelt'sche Wahlkampagne verschlang. Die Kampagne für die Roosevelt'sche Vorwahl allein kostete mindestens eine Million Dollar. Das heißt, diese Summe wurde nur zu dem Zwecke verwandt, Roosevelt die Präsidentschafts k a n d i d a t u r zu verschaffen. Diese Trustmagnaten wollen vor den Beunruhigungen durch die Antitrustgesetze geschützt sein. Sie wollen einen festen gesetzlichen Status für sich haben, um sich danach richten zu können. Sie wollen die Gesetze nicht verletzen, sondern sie umgehen können. Sie wissen, daß sie mit jeder feststehenden Bestimmung fertig werden, wollen aber nicht den schwankenden Urteilen der Gerichte überlassen sein, obgleich diese in der Regel für sie entschieden haben.

Bei dieser Unterstützung Roosevelts durch die Stahltrustgruppe spielt höchstwahrscheinlich auch die Überzeugung eine Rolle, daß sie sich mit den Arbeitern abzufinden haben und daß sie deshalb einer Arbeiterreform, die einen leichten Arbeiterschutz vorsieht, zuzustimmen geneigt sind.

Die amerikanischen Trusts bereiten sich darauf vor, an der Eroberung der ostasiatischen und südamerikanischen Märkte mehr als bisher teilzunehmen. Sie wollen Ruhe im Lande haben und möchten der anwachsenden sozialistischen Bewegung einen Damm entgegensetzen. Diesen Damm glauben sie in den etwas befriedigten Arbeitern zu finden, denen sie kleine Zugeständnisse zu machen bereit sind. Es scheint sich hier in Amerika dasselbe Schauspiel zu wiederholen, das sich zu Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in England abspielte. Damals, nach dem Zusammenbruch der Chartistenbewegung, kamen die Kapitalisten Englands den Gewerkschaften weit entgegen. Die Furcht vor dem Wiedererwachen der revolutionären politischen Bewegung der Arbeiter bestimmte damals zum großen Teil das entgegenkommende Verhalten der englischen Kapitalistenklasse. Es scheint, daß die amerikanischen Kapitalisten das Spiel von damals wiederholen möchten. Sie wollen durch etwas Entgegenkommen und einige leichte Reformen die Arbeiterschaft unseres Landes an sich fesseln und sie dadurch vor dem Übergang zu den Sozialisten bewahren.

Neben den bürgerlichen Reformern und der erwähnten Gruppe von Trustmagnaten stehen noch die kleinbürgerlichen und bäuerlichen Elemente im Westen hinter der neuen Partei, die sich durch die Trusts, besonders durch die Eisenbahngesellschaften bedrückt fühlen und die von einer Regelung des Trustwesens und von gewissen politischen Reformen, die ihnen das Programm der neuen Partei verspricht, Abhilfe hoffen.

Auch eine Reihe bürgerlicher Fachpolitiker, die im Lager ihrer früheren Partei abgewirtschaftet haben, sind ins Roosevelt'sche Lager übergegangen. Es sind solche recht anrüchiger Art darunter, die dem Kampfe Roosevelts

gegen „die Korruption der politischen Bosse", den er zu führen verspricht, ein etwas eigentümliches Aussehen verleihen.

Bei dem zusammengewürfelten Charakter der Elemente, aus denen sich die Rooseveltsche Partei zusammensetzt, ist absolut nicht zu sagen, wie sich die Zukunft derselben gestalten wird. Ein Erfolg bei der jetzigen Wahl wird natürlich viel dazu beitragen, sie zu stärken und zu konsolidieren. Wie sie sich aber weiter entwickeln wird, welches Element in ihr die Oberhand erhält, muß abgewartet werden.

Man kann als sicher annehmen, daß ein Teil der Stimmen, auf welche die Sozialisten sich diesmal Hoffnung machen durften, nach Gründung der neuen Partei und nach Aufstellung ihres radikal klingenden Programms sich der neuen Partei zugewandt hat.

Die sozialistische Bewegung der Vereinigten Staaten ist selbst noch jung; sie leidet stark an theoretischer Unklarheit, ist überhaupt nicht genügend gefestigt, als daß sie nicht durch das radikale bürgerliche Getue der Progressiven für den Augenblick geschädigt werden sollte. Zweifellos ist ein gewisses unsicheres Element Roosevelt zugefallen, das sonst wahrscheinlich den Sozialisten zugefallen oder bei ihnen geblieben wäre. Von Roosevelt und seiner neuen Partei erwartet dieses Element eine leichtere Durchführung von Reformen als von den Sozialisten, deren Herrschaft ihnen noch in ferner Zukunft zu liegen scheint.

Die tatsächliche Arbeiterfeindschaft eines Teiles des Rooseveltschen Gefolges wird dabei geflissentlich übersehen. Daß der Stahltrust in seinen Pittsburger Anlagen Tausende von Arbeitern sieben Tage in der Woche zwölf Stunden täglich für einen Lohn zur Arbeit zwingt, welcher den Durchschnittslohn der amerikanischen Arbeiter nicht erreicht, wird von diesem Element nicht in Betracht gezogen.

Im ganzen kann aber schon jetzt gesagt werden, daß der Vorteil, den die Gründung der Progressiven Partei für die sozialistische Bewegung in den Vereinigten Staaten haben wird, weit größer ist als der augenblickliche Nachteil, den sie auszuüben vermag. Die Anregung, die diese Gründung weiten Kreisen der Bevölkerung gegeben hat, wird in der Hauptsache der sozialistischen Bewegung, und zwar in nächster Zeit schon, zugute kommen.

Dieser Vorteil für unsere Bewegung wird sich um so rascher zeigen, je mehr die neue Partei ihren wahren Charakter enthüllt und je mehr sie sich darstellt als das, was sie wirklich ist: eine Bewegung nämlich, die den Zweck hat, dem Sozialismus den Wind aus den Segeln zu nehmen. Die Furcht vor dem Sozialismus hat bei der Gründung der neuen Partei Gevatter gestanden. Eine Hauptstütze Roosevelts, einer der größten Aktieninhaber des Stahltrusts, rief den Geschäftsleuten New Yorks in einem Wahlaufruf schon zu: Roosevelt ist der einzige Mann, der zwischen euch und dem Sozialismus steht. Und das offizielle Organ der neuen Partei, das „Progressive Bulletin", schreibt wörtlich:

„Wenn nicht der sozialistischen Bewegung Einhalt geboten wird, so wird es nicht lange dauern, bis ein Sozialist Präsident der Vereinigten Staaten sein wird. Das würde bedeuten, daß in Wirklichkeit ein sozialistisches Nationalkomitee die Präsidentschaft übernehmen würde. Es gibt nur einen Weg, der Gefahr zu begegnen, und das ist die Bildung einer Partei, welche den vernünftigen Teil des sozialistischen Programms über-

nimmt. Weder die Republikanische noch die Demokratische Partei zeigen Neigung, die Nation vor dieser ernsten Gefahr zu schützen, und die Progressive Partei muß deshalb dadurch die Schutzwehr der Nation werden, daß sie das Verlangen des Volkes befriedigt, ehe dieses sich dem Sozialismus in die Arme wirft als die einzige Hilfe, die ihm geboten wird."

Man sieht, hier wird schon offen zugestanden, daß die Furcht vor dem Sozialismus die Geburtshelferin der neuen Parteibewegung war. Ja, es darf angenommen werden, daß ein Teil der Elemente, die sich in der neuen Partei zusammenfanden, sogar weiter denkt und in Roosevelt den Gesellschaftsretter gefunden zu haben glaubt, der „die Ordnung" zu retten berufen ist, wenn die Arbeiterklasse Amerikas einmal zu stürmisch an die Türen der Paläste unserer Kapitalsmagnaten anklopfen sollte.

Kriegsbörse.

Von **Ernst Meyer.**

Genosse H. Molkenbuhr behandelt in seinem Artikel „Gefahren für das Kapital" (Nr. 4, Band 1 des laufenden Jahrganges der „Neuen Zeit") die Vermögensverluste, die durch die Kursstürze bei Ausbruch des Balkankrieges hervorgerufen wurden. Er hat dabei ganz allgemein die Wirkungen des Balkankrieges und der Möglichkeit weiterer europäischer Verwicklungen auf die Börsen dargestellt. Sieht man näher zu, so lassen sich in der Größe der Verluste charakteristische Unterschiede je nach der Kapitalkraft der Beteiligten feststellen. Den stärksten Kapitalistengruppen, die bekanntlich als Kriegstreiber an erster Stelle stehen — man denke nur an die Rolle der Banca Romana im Italienisch-Türkischen Kriege —, bringen solche Börsenderouten noch besondere Gewinne, während die kleinen Rentner verarmen und kapitalschwache Firmen in Zahlungsschwierigkeiten geraten.

Wenn auch die Effektenbörse innerhalb des Kapitalismus eine gesellschaftlich notwendige Funktion (die Mobilisierung und den Ausgleich von Kapital) erfüllt, trifft auf sie darum nicht weniger zu, was Marx („Kapital", III, 27. Kapitel) von dem Aktienwesen im allgemeinen sagt: „Es reproduziert eine neue Finanzaristokratie, eine neue Sorte Parasiten in Gestalt von Projektemachern, Gründern und bloß nominellen Direktoren; ein ganzes System des Schwindels und Betrugs mit Bezug auf Gründungen, Aktienausgabe und Aktienhandel." Auf diesem Boden sind die Kursverluste durch den Balkankrieg erwachsen. Sie trafen in erster Linie die berufsmäßigen Börsenspekulanten, das heißt jene Leute, die durch den schnell wechselnden Ankauf und Verkauf verschiedener Wertpapiere auf Kosten eines anderen Spekulanten Gewinne zu machen suchen. Wenn die Erwerber von Aktien nur die Absicht hätten, Papiere in der Erwartung künftiger Erträge (Dividende, auch außerordentliche Ausschüttungen) zu erwerben, könnte die bloße Möglichkeit eines minderen Erträgnisses nicht so große Kursstürze hervorrufen. Gewiß drücken sich in dem Fallen und Steigen der Kurse Änderungen in der Bewertung des voraussichtlichen Erträgnisses aus. Aber der Spekulant ist nicht ohne weiteres und immer an dem Steigen der Kurse interessiert; für ihn ist die Tatsache einer vor-

aussichtlichen Zunahme der Dividende nicht unter allen Umständen erwünscht. Sein Interesse geht nicht dahin, einst den Profit des Unternehmens, mit dessen Papieren er spielt, einzustecken, sondern Steigen und Fallen der Papiere geschickt auszunutzen und an diesen Änderungen zu gewinnen. Für den Baissier, der auf das Sinken der Kurse spekuliert, bedeuten gerade Ermäßigung des Profits, Fall der Kurse Gewinn. Aus dem Interesse an der bloßen Änderung folgt das Streben, die Änderungen möglichst zu vergrößern. Und so sind dauernd Kräfte im Spiel, die Tendenz nach oben oder nach unten zu verstärken. Die Machtverhältnisse auf dem Effektenmarkt gestatten das leicht. Heute sind die Leiter der Spekulation die Großbanken. Sie spielen die Vermittler für das breite Publikum, in ihren Depots fließen die Ankaufs- und Verkaufsgebote weiter Kreise zusammen. Kraft ihrer eigenen Kapitalmacht verfügen sie über einen eigenen starken Besitz von Wertpapieren, den sie zu eigener Spekulation verwenden. Durch ihre enge Verbindung mit der Industrie erwerben sie zudem von den Aktienunternehmungen genaue Kenntnisse, wie sie sonst keiner erhalten kann. Was leichter, als auf Grund dieser bevorzugten Position geschickt vorzugehen, nach Belieben das Publikum zu lenken und die Geschäftskunden zu beraten, durch Stärkung oder Schwächung von Angebot und Nachfrage den Effektenmarkt zu regulieren. Durch Abgabe eigenen Wertpapierbesitzes oder durch Neuaufnahme, durch Ausgleich der Kundschaftsaufträge in den eigenen Kassen oder durch Übergabe des Angebots oder der Nachfrage an den offenen Markt vermögen die Großbanken den Kurs weitgehend zu beeinflussen. Allen Schwankungen der Kurse stehen sie ruhig gegenüber. Für die Großbanken gleichen sich gelegentliche Verluste leichter wieder aus; die Gewinne überwiegen. Ganz anders liegt es bei den kleinen Spekulanten, bei den Mitläufern. Sie dienen nur dazu, die steigende oder fallende Tendenz zu verstärken. Solange es den Banken paßt, gewähren sie ihren Kunden für Spekulantenzwecke reichlichen Kredit, und die Kurse steigen infolge der belebten Spekulation. Sobald die Banken das entgegengesetzte Interesse haben, entziehen sie die Kredite, die Spekulation stockt, die Kurse fallen. Nicht anders ist es bei den Oktoberkursstürzen anläßlich des Kriegsausbruchs geschehen. Die Anleihen der Balkanstaaten und Industriepapiere Rußlands, Österreichs und der Balkanländer wurden zuerst auf den Markt geworfen. Die Unsicherheit der politischen Situation machte die Gemüter ängstlich. Man suchte sicherere Anlagen. Durch den Kurssturz um wenige Prozente wurden weitere Kreise furchtsam. Die Möglichkeit größerer Kursrückgänge und niedrigerer Erträgnisse veranlaßte so die „ernsten" Papierinhaber, die nur auf Zins oder Dividende hoffen, und die „leichtfertigen" Spekulanten, schnellstens zu verkaufen. Die Banken taten ein übriges dazu, die flaue Stimmung in eine „Panik" umzuwandeln, indem sie rigoros Nachschüsse für den Spekulationskredit forderten. Wer das nicht konnte, wurde exekutiert, das heißt seine Papiere wurden zwangsweise auf dem Kassamarkt verkauft. Da alle Banken gleichzeitig vorgingen, kam plötzlich ein gewaltiges Angebot auf den Markt, die Kurse stürzten rapide. Natürlich haben die Banken auch dafür einen ethisch-ökonomischen Grund. Es gehört zur anständigen Geschäftsgebarung, daß man seinen Kunden nicht mehr als zu 60 bis 75 Prozent des Wertes der Spekulationspapiere Kredit gibt. Durch die 25 bis

30 Prozent Einschuß (Anzahlung) ist die Bank unter normalen Verhältnissen gegen Kursverluste ihres spekulierenden Kunden gedeckt. Die Papiere des Kunden bleiben ja sowieso in den Depots der Bank. Tatsächlich gewähren die Banken meist bis zum Zehnfachen des Einschusses Spekulationskredit; und in den Hochkonjunktur- und Haussezeiten des Sommers ist das sicher fast durchweg geschehen. Die ersten Kursrückgänge benutzten die Banken nun dazu, Nachschüsse zu fordern und durch Verkauf der Papiere des Kunden zu erzwingen. Natürlich geschieht eine solche Expropriation der Kleinen nur, um Anständigkeit und gute Sitte des Bankverkehrs zu wahren! So haben die Großbanken mehrere Tage lang den Kursrückgängen ruhig und freudigen Herzens zugeschaut. Dann besannen sie sich wieder auf ihre volkswirtschaftliche und nationale Aufgabe, die Güter und das Ansehen des Volkes zu wahren. Sie entschlossen sich in feierlicher Beratung zu Interventionskäufen, um einen weiteren Sturz aufzuhalten, das heißt sie setzten sich in den Besitz der Papiere, die man zu niedrigem Kurse jetzt massenhaft haben konnte. Von der Expropriation der Kleinen profitieren so letzten Endes die Großbanken. In wenigen Tagen haben die Berliner Großbanken dadurch Millionen gewonnen. Die Kursverluste der eigenen Aktien von etlichen Tausend Mark bedeuten diesen Gewinnen gegenüber nichts. Solches „Unglück" verwinden die Banken gern.

Die „Panik" des Publikums ist wahrscheinlich überhaupt von den Großbanken in Szene gesetzt worden. Einige Blätter wissen zu berichten, daß Berliner Banken auf Grund eigener Nachrichten vom Balkan ihre Kunden zum Verkauf bedrohter Papiere veranlaßten und damit selbst den Anstoß zu den ersten Kursverlusten gaben. Erst dadurch hätten sich weitere Kreise veranlaßt gefühlt, die Situation als gefährdet zu beurteilen und mit eigenen Verkäufen an den Markt zu gehen.

Daß ein großer Teil Mache hinter den Kursrückgängen steckt, geht aus der im Oktober wiederholt beobachteten Tatsache hervor, daß Perioden des Aufstiegs und Fallens an der Börse ständig wechselten. Kaum war die Panik der schwarzen Tage vorüber, als die Banken durch günstige Situationsschilderungen in ihren Wochenberichten bereits wieder die Spekulationslust anregten. Nach ein paar Tagen der Aufwärtsbewegung folgte dann regelmäßig wieder der Sturz. Krieg und Kriegsfurcht allein erklären diese Vorgänge nicht.

Gefahren für das Kapital birgt ein Krieg natürlich in sich, und die Gefahren eines Krieges zwischen europäischen Großmächten sind unabsehbar. Aber der Spekulationsmarkt ist nur das Barometer für Sturm, nicht der Sturm selbst. Irgend eine Schwindelnachricht, der auch nicht ein Körnchen Wahrheit zugrunde liegt, übt die gleichen Schwankungen aus wie die ernsteste Tatsache. Umgekehrt: als die Kriegserklärung Serbiens und Bulgariens bekannt wurde, gingen die Kurse gar in die Höhe!

Es gibt auch nur ein rein rechnerisches Bild, wenn Genosse Molkenbuhr für die Aktionäre einen Verlust herausrechnet, den er durch die Differenz zwischen den Kurswerten des vollen Aktienkapitals vom 30. September und vom 12. Oktober erhält. Vielleicht war der wirkliche Verlust kleiner, vielleicht auch größer. Das kommt ganz darauf an, wie viele der Aktien und wie oft sie in den zwölf Tagen an der Börse umgesetzt wurden. Und den Verlusten der einen stehen die Gewinne der anderen Spekulanten gegenüber.

So wurden Ultimo Oktober an der Berliner Börse (nach der „Frankfurter Zeitung") 50 Millionen Mark Differenzgewinne statt wie gewöhnlich 5 Millionen ausgezahlt. Gewinne und Verluste am Kassamarkt (bei sofortiger Lieferung und Bezahlung der Papiere) lassen sich nicht annähernd schätzen.

Die Preisrückgänge des kapitalistischen Profits (der Kurse) im Börsenhandel zeigen aber dem Aktionär die Gefahr an, die seinem Profit selbst droht. Die Kursstürze treffen den Aktionär noch nicht unmittelbar. Die Aktie aus seinem Schrank gewinnt erst dann für ihn Wert, wenn er den Coupon abschneidet oder sie als Stimmzettel auf der Generalversammlung benutzt. Den Verlust fühlt er erst, wenn das Erträgnis des Unternehmens zurückgegangen ist. Den Aktionär der Deutschen Bank berührt es kaum, daß die Kurse seines Papiers im Herbst 1912 um einige Prozent zurückgingen, wenn er nur im Frühjahr 1913 wieder die Dividende in unverminderter Höhe erhält. Aber ein Verlust wird unvermeidbar, wenn der Krieg das Unternehmen, an dem er beteiligt ist, schädigt. Und tritt er schon vorher als Verkäufer im Börsenhandel auf, so fühlt auch er die volle Wirkung des Kursrückganges. Nur für die Kapitalkräftigsten lassen sich alle Fährnisse leichter überwinden. Die Personalunion zwischen Spekulant und Aktionär erweist sich für sie als besonders fruchtbar. Aus der Verarmung der kleinen Rentner und den Verlusten kapitalschwacher Firmen rüsten Kapital- und Industriemagnaten wider die Gefahren, die auch ihnen die zeitweilige Hemmung der Ausbeutung durch einen Krieg nicht erspart.

Literarische Rundschau.

Havelock Ellis, **Rassenhygiene und Volksgesundheit.** Deutsche Originalausgabe, veranstaltet unter Mitwirkung von Dr. Hans Kurella. Würzburg 1912, Verlag von Kurt Kabitzsch. X und 460 Seiten Oktav. Preis broschiert 5,50 Mark, gebunden 6,50 Mark.

Der durch seine zahlreichen anthropologischen und sozialanthropologischen Arbeiten weiten Kreisen bekannte englische Autor gibt in dem vorliegenden Buche eine recht weit ausholende Einführung in die Probleme der Rassenhygiene. Gerade weil es sich um eine Einführung handelt und das Buch sich also vorwiegend an die richtet, die in dieser Frage noch keine Sonderstudien gemacht haben, ist es sehr zu bedauern, daß sich Havelock Ellis (oder der Übersetzer?) gar nicht an die auf diesem Gebiet eingeführte und eingebürgerte Terminologie hält und sich auch gar nicht mit dieser auseinandersetzt. Wir haben uns gewöhnt, dem Vorschlag von Alfred Ploetz gemäß, zwischen Rassenhygiene und Sozialhygiene streng zu unterscheiden. Die Rassenhygiene hat die Mehrung und Erhöhung der Keimwerte zum Objekt, im Gegensatz zur Individualhygiene, die sich die Erhaltung von Leben und Gesundheit des Individuums zur Aufgabe macht, und deren Gebiet sich mit dem der Sozialhygiene deckt in all den Fällen, wo die individualhygienische Fürsorge durch soziale Mittel, wie Kanalisation, Trinkwasserversorgung, öffentlicher Seuchenschutz, verwirklicht wird. Havelock Ellis gebraucht dagegen die Ausdrücke „Rassenhygiene" und „soziale Hygiene" als völlig gleichwertig, was unbedingt einen Rückschritt gegenüber der bisherigen Ausdrucksweise bedeutet.

Überhaupt können wir dem Buche nicht so uneingeschränktes Lob spenden wie den früheren Veröffentlichungen desselben Gelehrten. Er steckt sich diesmal sein Gebiet zu weit, und einige der ohne Not in den Bereich der Arbeit gezogenen Gebiete werden nicht mit der Gründlichkeit und Originalität behandelt, die uns Havelock Ellis gewöhnt hat, in seinen Arbeiten zu finden. So scheint mir das

Kapitel über Individualismus und Sozialismus ziemlich banal und oberflächlich. Die Bedeutung der sinkenden Geburtenziffer, die im zweiten Kapitel behandelt wird und die allerdings einen Brennpunkt der Rassenfrage darstellt, wird, wie mir scheint, durchaus nicht im rassenhygienischen Sinne gewürdigt. Das Buch legt dar, daß eine allgemeine Tendenz zur willkürlichen Beschränkung der Geburtenzahl besteht, daß diese durch die verminderte Sterblichkeit ausgeglichen wird, sieht in beiden Erscheinungen eine Folge des wachsenden Wohlstandes und der fortschreitenden Zivilisation — lauter Dinge, die allgemein bekannt sind, aber noch nichts über die rassenhygienische Seite der Frage sagen, nämlich über die Veränderung, die die Qualität der neuen Generation durch die willkürliche Beschränkung der Geburtenzahl erfährt. Der Autor neigt zu der Auffassung, daß hohe Fruchtbarkeit ein Entartungszeichen sei, aber er würdigt diese Auffassung gar nicht im Sinne der Rassenhygiene, obwohl gerade hier diese Würdigung so nahe liegt. Denn wenn heute, wo die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl ziemlich allen Kreisen der städtischen Bevölkerung praktisch zugänglich ist, gerade degenerierte Individuen sie nicht anwenden, so läßt sich daraus folgern, daß der Neomalthusianismus eine relative Vermehrung der minderwertigen Elemente gegenüber den vollwertigen zur Folge haben müsse. Es ist dies eigentlich einer der stärksten rassenhygienischen Einwände gegen die künstliche Beschränkung der Kinderzahl, den aber der Autor gar nicht als solchen beleuchtet. Die Tatsache, daß der Neomalthusianismus gerade unter Degenerierten so große Fortschritte macht und hier eine wichtige rassenhygienische Funktion erfüllt, erwähnt Havelock Ellis kaum. Unbeachtet bleibt auch die im Anschluß an die Beschränkung der Kinderzahl unbedingt zu behandelnde Frage über den biologischen Wert der Kinder je nach ihrer Stellung in der Geburtenreihe. Für den Rassenhygieniker ist es von ausschlaggebender Bedeutung, ob etwa ein Ehepaar, das nach der dritten Geburt Schluß macht, die Rasse durch Vorenthaltung der vierten und fünften um große biologische Werte verkürzt oder nicht. Havelock Ellis hat sich an anderer Stelle für die Hochwertigkeit der Erstgeborenen ausgesprochen, meiner Ansicht noch ohne genügende Begründung: er mußte in diesem Zusammenhang unbedingt auf die Frage zurückkommen.

Um sich einen Begriff davon zu machen, wie weit das Buch ausholt, sei das Inhaltsverzeichnis wiedergegeben. Auf die beiden angeführten Kapitel folgt ein solches über die Änderung in der Stellung der Frauen, über den gegenwärtigen Stand der Frauenbewegung, die Emanzipation der Frauen von der Romantik der Liebe, Rassenhygiene und Liebe; dann wird das Problem der Sexualhygiene in der Erziehung behandelt, die Religion und die Erziehung des Kindes, die Hebung der Sittlichkeit durch Sittengesetze, die Wohnung als Milieu und als Selektionsfaktor, das Problem einer internationalen Sprache und schließlich der Kampf gegen den Krieg. All diese Dinge können zweifellos eine Beziehung zur Rassenhygiene haben, aber es will uns nicht scheinen, als ob Havelock Ellis gerade diese Beziehung aufgespürt und in den Mittelpunkt der Behandlung gestellt hätte. Gerade das Kapitel über die Wohnungsverhältnisse, das neben vielen Gemeinplätzen manches Interessante enthält, behandelt wohl sozialhygienische Probleme, geht aber jeder rassenhygienischen Problemstellung aus dem Wege. Havelock Ellis ist überhaupt Eklektiker und sucht Milieutheorie und Rassentheorie stillschweigend zu versöhnen, ohne den Versuch zu machen, abzugrenzen, was der angeborenen Anlage, was dem Einfluß der Umwelt zukommt. Nur indem er diesen Versuch machte, konnte er aber die Wohnungsfrage vom rassenhygienischen Standpunkt aus behandeln. Daß durch die Bodenspekulation die Wohnungsverhältnisse eines großen Teiles der Menschheit heute ungesund und unwürdig sind, wußte man längst, daß sie nicht zum Hinaufbau des Menschengeschlechtes beitragen, ließ sich mit Leichtigkeit erschließen. Wenn man aber ein 44 Seiten langes Kapitel über die Wohnung als Milieu- und Selektionsfaktor schreibt, dann sollte man über diese Dinge doch auch etwas sagen.

Das Buch hätte, wenn ihm auch der Vorwurf der Weitschweifigkeit auf keinen Fall erspart bleiben konnte, mit einem anderen Titel dem Leser manche Enttäuschungen erspart. Man konnte es „Essays über Sozialpolitik und Sozialhygiene" nennen: dann hätte das Publikum danach gegriffen, dem es etwas zu geben hat und dem es Neues bringt. Niemand hätte erwartet, in ihm einen Beitrag zur Rassenhygiene zu finden, deren Probleme doch immerhin schon aus dem Nebulosenstadium heraus sind und schon eine gewisse Schärfe und Umrissenheit erlangt haben. Durch seinen heutigen Titel erweckt es Erwartungen, die es ganz und gar nicht befriedigt.

Damit will ich nicht gesagt haben, daß sich nicht interessante Tatsachen und gescheite Bemerkungen in dem Buche fänden. So ist es sicher von Interesse, zu hören, daß nur 17 Prozent der Londoner Polizisten in London geboren sind, ein geringerer Prozentsatz als in irgend einer anderen Berufsart, weil der städtische Nachwuchs den Anforderungen des Korps nicht genügt; dasselbe Vorherrschen der ländlichen Bevölkerung soll sich bei den spanischen Stierkämpfern finden. Ganz richtig scheint mir auch die Bemerkung, daß „die Tüchtigkeit eines Stammes und seine Fähigkeit, die Leistungen seiner eigenen Gesellschaftssphäre ordentlich zu prästieren, sich durchaus nicht nach seiner Befähigung oder nach seiner Tendenz messen läßt, in eine höhere Gesellschaftsschicht aufzusteigen". Aber diese Bemerkung, die ein wichtiges rassenhygienisches Problem berührt, ist nur nebenbei eingeflochten, und wir warten vergebens auf ihre nähere Ausführung und Begründung.

Die Übersetzung läßt gelegentlich den englischen Text allzusehr durchschimmern. Die Einführung des Ausdrucks „subjektive und objektive Geburtenhäufigkeit" für das, was man bisher korrigierte und unkorrigierte Geburtenzahlen nannte, ist nicht als ein Fortschritt zu begrüßen. Ich weiß nicht, ob sie hier zum ersten Male versucht wird, jedenfalls scheint sie mir so unglücklich gewählt, daß man sie ausrotten sollte, wo man sie findet. Viel richtiger wäre es, im Anschluß an die Ausdrucksweise der Mortalitätsstatistik, von Geburtenindex und Geburtenkoeffizient zu sprechen, wobei man, genau wie bei der Sterblichkeit, unter Index das Verhältnis der Geburten zu einer gegebenen Altersklasse und unter Koeffizient das zu den Bruttozahlen der Bevölkerung ansehen sollte. Nicht immer, scheint mir, ist auch an den Tatsachenangaben die richtige Kritik geübt worden Sollen wir wirklich glauben, was auf Seite 86 steht, daß in China die Kindersterblichkeit 90 Prozent beträgt?

Wenn wir dem vorliegenden Buche eine so wenig freundliche Aufnahme bereiten müssen, so sind daran vor allen Dingen Havelock Ellis' frühere Arbeiten schuld. Wer uns an die Schärfe und Klarheit der Problemstellung gewöhnt hat, von der Havelock Ellis in „Mann und Weib" eine Probe ablegt, der darf sich nicht wundern, wenn wir sein neuestes Buch mit Enttäuschung aus der Hand legen.

Oda Olberg.

Notizen.

„Das, was war." Auf die unter vorstehendem Titel erfolgte Erwiderung des Genossen Hilferding gestatte man mir folgende kurze Antwort:

Genosse Hilferding irrt sehr, wenn er annimmt, „ich gäbe von der Kölner Gewerkschaftsdebatte ein Bild, das wohl mehr aus der Erinnerung als aus der Lektüre des Protokolls geschöpft sei". Denn ich habe vielmehr jene Zeit nicht nur miterlebt, sondern auch kurz vor Erscheinen des Hilferdingschen Artikels nach dem Parteitag aus einem anderen Anlaß studienhalber mich sehr eingehend mit jenem Protokoll beschäftigen müssen. Nach wie vor halte ich die Hilferdingsche Erklärung der Kölner Gewerkschaftsdebatte für durchaus unzutreffend und meine Auffassung für die richtige. Hierfür kann ich mich auch auf zwei sehr stark mitbeteiligte Genossen berufen: Schippel erklärte schon auf dem Kölner Parteitag selbst, daß die Bebelsche Anschauung eine weit verbreitete Ansicht ausdrücke, obgleich sie

nach seiner (Schippels) Ansicht grundfalsch sei. Und Legien, der in seinem Begrüßungsartikel zum Kölner Gewerkschaftskongreß (1905) auf die Debatten des Kölner Parteitags zu sprechen kam, teilte doch wahrhaftig nicht die Hilferdingsche Ansicht, daß es sich bei denselben nur um „eine Organisationsfrage, die Stellung der Generalkommission zur Partei und insbesondere zum Parteivorstand" betreffend, gehandelt habe. Legien schrieb wörtlich, nachdem er die ungünstigen Chancen der damaligen Gewerkschaften geschildert: „Wie sollte man unter solchen Umständen nicht in der Gewerkschaftsbewegung den von Natur wenig begünstigten Bruder sehen, der verurteilt war, nur ein kümmerliches Dasein zu führen? Wenig befriedigt zogen die Freunde der Gewerkschaften 1893 von dem Parteitag aus den Mauern Kölns." Das also trotz der schönen Resolution, die im schneidenden Gegensatz zu den dazu gehaltenen Reden stand.

Was soll demgegenüber das Zitat aus einer Polemik Kautskys mit Rudolf Meyer?

Dies alles hält mich aber nicht ab, rund heraus zu erklären, daß der Genosse Bebel, trotz seiner damaligen irrigen theoretischen Anschauungen über die Zukunft der Gewerkschaften, für dieselben durch seine politische und sonstige öffentliche Tätigkeit in der Praxis viel getan und sich als deren Freund erwiesen hat. Er bewies damit sozusagen an seiner eigenen Person die Richtigkeit des Wortes: „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie."

Auch die übrigen Ausführungen meines Artikels: „Das, was ist" finde ich durch die Erwiderung des Genossen Hilferding nicht widerlegt.

Wenn Genosse Hilferding dann noch von „meiner Richtung" schreibt, so irrt er auch hierin. Zwar bin ich eingeschriebenes Mitglied der sozialdemokratischen Partei seit mehr denn fünfundzwanzig Jahren, habe mich aber einer bestimmten Richtung noch nie mit Haut und Haaren verschrieben und denke dies auch in der Zukunft nicht zu tun. Genosse Hilferding und ich scheinen uns gegenseitig für „Richtungsmeier" zu halten, da es aber keiner von uns sein will, müssen wir die Entscheidung darüber schon den unparteiischen Lesern überlassen, zumal sich ja schließlich alles in Wohlgefallen aufgelöst hat, indem wir beide darin übereinstimmen, daß sich nicht alles in die spanischen Stiefel einer „Richtung" einschnüren läßt und wir besonders in der Hauptsache einig sind: daß nicht der Sieg der Richtung die Hauptsache ist, sondern das, was dem werktätigen Volke und seiner berufenen Partei dienlich ist. Emil Kloth.

Die Goldproduktion hat im Zeitalter des Kapitalismus ebenso große Umwälzungen durchgemacht wie die irgend eines anderen Produktes. Darauf weisen schon folgende Zahlen hin, die wir dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich für 1912 entnehmen. Danach wird die Weltproduktion von Gold in der ersten Zeit nach der Entdeckung Amerikas (1493 bis 1520) auf jährlich 5800 Kilogramm geschätzt. Sie wuchs langsam und erreichte einen Höhepunkt in der Zeit von 1741 bis 1760, wo sie im Jahresdurchschnitt 24 610 Kilogramm betrug. Dann sank sie allmählich, um 1811 bis 1820 nur noch 11 445 im jährlichen Durchschnitt auszumachen. Seit 1848 wächst sie wieder rapid, infolge der Erschließung Kaliforniens und Australiens, so daß sie in der Zeit von 1856 bis 1860 auf 201 750 Kilogramm im Durchschnitt jährlich hinausschnellte. Darauf folgte eine Zeit schwankender Erträge mit dem tiefsten Stand 1881 bis 1885, wo die Produktion nur 155 000 Kilogramm lieferte. 1891 beginnt wieder eine neue Periode raschesten Aufschwunges, teils durch technische Verbesserungen, dann auch durch die Entdeckung neuer Goldfelder, namentlich in Südafrika und später in Alaska, herbeigeführt. 1886 bis 1890 betrug die durchschnittliche jährliche Produktion noch bloß 170 000 Kilogramm, 1891 bis 1895 schon 245 000, und sie wuchs nun ununterbrochen bis 1899. Dann bleibt sie einige Jahre hinter den schon erreichten Ziffern. Schon 1903 setzt jedoch wieder erhöhter Aufschwung ein, wie folgende Zahlen zeigen:

	Kilogramm	Wert Mill. Mark		Kilogramm	Wert Mill. Mark
1901	392705	1096	1907	621375	1734
1902	446490	1246	1908	666318	1858
1903	493083	1376	1909	683331	1907
1904	522686	1458	1910	684176	1910
1905	560232	1585	1911	703441	1963
1906	605032	1691			

Die jährliche Goldproduktion der Welt ist heute also mehr als hundertmal so groß als in den ersten Jahrzehnten nach der Entdeckung Amerikas und fast fünfmal so groß wie vor dreißig, viermal so groß wie vor zwanzig, fast zweimal so groß wie vor zehn Jahren. Die Goldmenge der Welt, die seit der Entdeckung Amerikas bis Ende 1911 produziert wurde, wird auf rund 600 000 Millionen Mark geschätzt. Davon wurden aber in den vierhundert Jahren von 1492 bis 1891 etwa 350 000 Millionen Mark produziert, in den zwanzig Jahren seitdem 250 000 Millionen, und zwar 1892 bis 1901 90 000 Millionen, 1902 bis 1911 160 000 Millionen. Es ist schwer anzunehmen, daß eine so stürmische Entwicklung auf das Austauschverhältnis zwischen Gold und anderen Waren, deren Produktionsverhältnisse sich weniger rasch änderten, ohne jede Wirkung geblieben sein sollte.

Zeitschriftenschau.

In der Nr. 8 bis 9 des „Proswiesehtschenie" finden wir **„Einen Brief eines Arbeiters von der Lena"** über die allgemein bekannten tragischen Ereignisse. Dieser interessante, von einem Augenzeugen geschriebene Brief bringt nicht allein herzzerreißende Details, sondern auch Dokumente, die das Drama erklären. Der bemerkenswerte Artikel von Teslav Gurski über „Die Vereinigung der Fabrikanten und der Werksbesitzer von St. Petersburg" enthält zahlreiche Aufschlüsse über die Ziele und die Tätigkeit dieser Kampfesorganisation der Petersburger Industriellen, die eine systematische Boykottierung der Streikenden organisiert, Schwarze Listen eingeführt hat usw. Die russischen Kapitalisten folgen darin, wie der Verfasser dieses interessanten Artikels beweist, ihren deutschen Fachgenossen; es ist aber ebenso wahr, daß die russischen Arbeiter ihrerseits versuchen, ihre deutschen Brüder nachzuahmen, die sozialdemokratische Partei sowohl als auch die Gewerkschaften. Aber während die Regierung unaufhörlich die Arbeiterorganisation verfolgt, läßt sie den Vereinigungen der Arbeitgeber, die die Arbeitermassen aushungern, volle Freiheit.

Die Nr. 7 bis 8 der „Nascha Zarja" bringt einen Artikel von Martoff über **„Die selbständigen Kandidaturen"**. Auf der einen Seite sagt der Verfasser, daß wir auch nicht für einen Augenblick den Wählern die Ansicht verschweigen sollen, daß unser vornehmster Feind augenblicklich die Reaktion ist, und daß wir, um sie zu treffen, zu allen Opfern bereit sind, inbegriffen die rückhaltlose (!) Unterstützung der gemäßigtesten Oppositionskandidaten beim zweiten Wahlgang. Auf der anderen Seite aber erkennt der Verfasser an, daß die sozialdemokratische Partei das größte Interesse daran hat, ihre eigenen Deputierten in das Parlament zu entsenden, und daß die zweite Stadtkurie, in der wir am häufigsten den Liberalen feindlich gegenüberstehen, das Milieu bildet, aus dem wir die intellektuellen Sozialdemokraten, die die Arbeiterfraktion der Duma so notwendig braucht, wählen könnten. Daher gesteht er offen ein, daß nach seiner Ansicht „die Taktik der Aufstellung eigener Listen in allen Städten große Nachteile mit sich bringt". Diese Nachteile erörtert der Verfasser in detaillierter, minutiöser Weise. Die Schlußfolgerung aber, zu der er nach seiner Auseinandersetzung kommt, überrascht ein wenig, denn er empfiehlt schließlich der Arbeiterpartei, ungeachtet aller Gefahren und Schwierigkeiten überall den gleichen Weg einzuschlagen, und zwar den des unabhängigen Wahlkampfes und der unbedingten Ablehnung sämtlicher Bündnisse und gemischter Listen beim ersten

Wahlgang, weil diese Taktik, meint der Verfasser, für die Arbeiterschaft unumgänglich notwendig und allein nutzbringend ist.

Man kann leicht die Beweggründe verstehen, die Martoff zur Empfehlung dieser Taktik gebracht haben: selbst wenn er persönlich geneigt wäre, „unter anderen Umständen" „eine weniger rigorose Anwendung des allgemeinen Prinzips der unabhängigen Kandidaturen" zuzulassen, so glaubt er doch, daß allein die von ihm verkündete Taktik die innere Ideeneinheit der ganzen Wahlkampagne der Partei sichern kann, und dieser Umstand ist nach seiner Ansicht für die Partei wichtiger als alle „reellen" Erfolge. Und wir müssen zugeben, daß Martoff darin recht hat, und daß er durch Befürwortung dieser Taktik der Stimme der großen Majorität der Partei gehorcht, die sich in vielen Fällen im Sinne der selbständigen sozialdemokratischen Kandidaturen ausgesprochen hat. Man konnte bisher daran zweifeln, ob die Menschewistische Partei, zu deren Führern Martoff gehört, die gleiche Ansicht vertritt; nach dem soeben besprochenen Artikel ist jeder Zweifel ausgeschlossen. Um so besser!

Wir erwähnen aus derselben Zeitschrift noch den Artikel von Astroff „**Die Arbeiterversicherung und die Aufgabe des Tages**", in welchem den russischen Arbeitern empfohlen wird, sich fester zu organisieren, um auf diese Weise einen Druck auf das Parlament auszuüben und von den Möglichkeiten zu profitieren, die ihnen das bevorstehende Inkrafttreten der Versicherungsgesetze darbietet. Um die ganze Aktion des Proletariats auf dem Gebiet der Versicherung zu konzentrieren, hält der Verfasser es für notwendig, einen russischen Arbeiterkongreß zusammenzuberufen, und er gibt den Berufsorganisationen den Rat, zu dieser Einberufung die Initiative zu ergreifen.

Wir weisen ferner noch auf den sehr interessanten Artikel von N. Tscherewanin hin: „**Der Kampf der sozialen Kräfte in der Wahlkampagne**", der auf Grund lehrreicher Statistiken die gegenwärtige Wahlkampagne, den Druck der Regierung, die Art des Kampfes charakterisiert und illustriert und die Bedeutung der Mobilmachung der Geistlichkeit erklärt. Unter anderem beweist der Verfasser durch schlagende Zahlenangaben, daß die Parteien der Rechten diejenigen des adligen Großgrundbesitzes sind. Man hatte das bestritten!

Die Nr. 8 des „Sovremenny Mir" bringt uns einen Artikel von E. Smirnoff über „**Die Kontinuität der parlamentarischen Arbeiten**". Der Verfasser zeigt, daß diese wichtige Frage des konstitutionellen Rechtes von der russischen Regierung willkürlich und verschiedenartig nach dem jeweiligen Erfordernis erledigt wird. Man weiß, daß in Frankreich und Belgien das Kontinuitätsprinzip der Arbeiten der verschiedenen Legislaturperioden nach einigem Kampfe anerkannt worden ist, aber diese Anerkennung basiert auf einem anderen fundamentalen Prinzip des öffentlichen Rechtes dieser Staaten, auf dem der Volkssouveränität. In Rußland stellt sich diese Frage ganz anders. Nach der Auflösung der ersten und der zweiten Duma sprachen der Reichsrat und die Regierung sich für die vollständige Trennung der Legislaturperioden und gegen die Kontinuität aus, weil die Gesetzesvorschläge, die von diesen oppositionellen Dumen hinterlassen worden waren, nicht nach dem Sinne der Reaktion waren und als revolutionär angesehen wurden. Als aber die letzte Session der dritten schwarzen Duma beendet war, traf der Reichsrat eine ganz entgegengesetzte Entscheidung und erklärte sich zum begeisterten Anhänger der Kontinuität der parlamentarischen Arbeiten unter Berufung auf das Staatsrecht der Franzosen und Belgier! Zu gleicher Zeit machte die Zentrumsgruppe des Reichsrats den Vorschlag, daß dieser unter den von der Duma hinterlassenen Gesetzesvorschlägen eine Auswahl treffen und von Fall zu Fall von vornherein entscheiden solle, ob er neuerdings vollkommen neu durchzuberaten sei oder nicht; eine besondere Kommission sollte mit dieser Auswahl betraut werden. So springen die russischen Machthaber mit Prinzipien und Gesetzen um! Georg Stiekloff.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Feuilleton der Neuen Zeit

Nummer 57 o o o o o o o o o Ausgegeben am 15. November 1912

Inhaltsverzeichnis: Einiges über Gustav Freytag. Von Fr. Mehring. Drei Gestaltungen des Prometheus. Von G. G. Ludwig. — Bücherschau: Anatole France, Les dieux ont soif. (Wie Götter dürsten.) A. v. Westenhof, Das Gesetz der Bestie. Artur Schnitzler, Gesammelte Werke. — Lose Blätter: Ein historisches Rätsel.

Einiges über Gustav Freytag.

Von **Fr. Mehring.**

„Wenn aber Ilslein später einmal zum Lesen kommt und unter ihren Büchern den Briefwechsel Goethes mit Frau v. Stein (es sind nur seine Briefe erhalten) zur Hand nimmt, so wird sie sich möglicherweise enttäuscht fühlen. Vielleicht findet sie, daß diese Briefe als Liebesbriefe ziemlich unbedeutend sind, daß sie überhaupt nur wie gelegentlich Gemütliches auseinandersetzen und fast sämtlich nur als Billette Vorgefallenes kurz berichten oder den Tagesverkehr in äußerlichen Dingen vermitteln.... Und in Summa: es ist eine ruppige, an Wort und Farben arme Liebesunterhaltung. Rechnet man dazu noch, daß auch noch ein Mann als Dritter vorhanden war, der so freundlich dazwischen durchspaziert und mit Goethe kameradschaftlich verkehrt, so wird einem mau und man muß denken: wir wilden Indianer sind doch die besseren Menschen. Die Vulpius war in der Tat eine Befreiung und Erhebung. Meinem Ilslein habe ich diesen Briefwechsel auch deshalb zugeschrieben, weil er von allen in der deutschen Literatur der berühmteste ist, den unsere gelehrten Kehrichtmänner als das Höchste von Darstellung einer edlen Liebe feiern. Du lieber Gott!"

So schreibt ein verliebter Poet an seine Herzallerliebste über Goethes Brief an Charlotte v. Stein, und man versteht gern, daß er sich in seinem sinnenfrohen Drange des rechten Weges wohl bewußt ist. Man kann über diese Liebesbriefe Goethes verschiedener Meinung sein; es gibt Leute, die jeden Tag für verloren erachten, an dem sie nicht einen Blick hineingeworfen haben, und es gibt auch Leute, die der ketzerischen Ansicht sind, die Welt hätte nichts verloren, wenn die Briefe Goethes an die Stein ebenso vernichtet worden wären, wie die Briefe der Stein an Goethe vernichtet worden sind. Aber sicherlich kann man es verstehen, daß ein moderner Dichter sich ernüchtert von dem Bilde abwendet, das Goethe in seinem brieflichen Verkehr mit der Stein bietet; dies zehnjährige Schmachten eines herrlichen Mannes in der Blüte seiner reifsten Manneskraft um die kläglich und klüglich versagte Gunst einer alternden, unschönen und nicht einmal klugen Frau mag ihm wohl als „ruppig" erscheinen, und er darf sagen, daß „wir Modernen im Geben und Empfangen viel anspruchsvoller" seien.

Das Merkwürdige und Seltsame ist dabei nur, daß dieser moderne Poet, als er so herablassend auf den Schmachtlappen Goethe herabsah, seine wohlgezählten siebzig Jahre und mehr auf dem Buckel hatte und in diesem biblischen Alter noch dieselben Ansprüche an das „Geben und Empfangen" stellte, als wäre er fünfzig Jahre jünger gewesen. Dabei lagen bei ihm ebenso viele oder noch mehr Gründe „ruppigen" Verhaltens vor als bei

Goethe. Er war nicht mehr Junggeselle wie dieser, sondern hatte noch eine lebende, wenn auch unheilbar kranke Frau. Seine „liebe, liebe Ilse" aber, sein „geliebtes Leben", sein „holdes Frauchen" war, wie die Stein, eine kinderreiche Mutter und Gattin eines Dritten, der allerdings nicht „freundschaftlich dazwischen durchspaziert", auch durchaus nicht kameradschaftlich behandelt, sondern mit allerlei unfreundlichen Ehrentiteln bedacht wird. Noch merkwürdiger und seltsamer ist, daß dieser moderne Poet in der deutschen Literatur das Muster bürgerlicher Respektabilität darstellt und in dem Helden seines gelesensten Romans einen Tugendbold geschaffen hat, wie ihn in gleicher Vollkommenheit die Romanliteratur aller Völker und Zeiten nicht kennt.

Mit einem Worte: wir sprechen von den eben erschienenen Briefen Gustav Freytags an seine dritte und letzte Gattin (Gustav Freytag, Briefe an seine Gattin, Borngräber in Berlin). Sie sind der bürgerlichen Presse schwer auf die Nerven gefallen, und auch der Sohn des Dichters aus dessen zweiter Ehe hat gegen die Veröffentlichung einen öffentlichen Protest erlassen. Man kann das Gefühl der Pietät verstehen, das diesen Protest veranlaßt hat, jedenfalls viel besser als die — sagen wir — Unbedenklichkeit, womit die Stieftochter Freytags, ein Kind aus der ersten Ehe seines „Ilsleins", diese Urkunden eines späten Liebesglücks herausgegeben hat. Es ist eine arge Aufgabe, sich durch ganze 600 Seiten eines oft recht läppischen Gewäsches durchzuarbeiten, das man an einem Siebzigjährigen noch nicht zu bewundern braucht, weil man es an einem Siebzehnjährigen begreiflich finden würde. Freytag zählte nahe an siebzig Jahre, als er Frau Anna Strakosch kennen lernte, die Gattin eines Theatermannes, der als Vortragsmeister Laubes sich einen gewissen Namen in der Wiener Theatergeschichte gemacht hat. Fünf Jahre hat Freytag um sie geworben, bis im Jahre 1891 seine Ehe durch einen Machtspruch des Herzogs von Gotha getrennt wurde und auch die Angebetete in einem, wie es scheint, umständlicheren Verfahren ihre Ehe mit Strakosch gelöst hatte, der sich übrigens in ein paar neuen Ehen über den Verlust zu trösten wußte.

Fünf Jahre hat dann noch Freytags dritte Ehe gedauert, bis er, nahezu achtzigjährig, im Jahre 1895 starb. Sie scheint alle Hoffnungen erfüllt zu haben, die er auf sie setzte, und das ist am Ende die schlagendste Rechtfertigung der um die Hälfte der Jahre jüngeren Frau. Jedenfalls eine viel gründlichere Rechtfertigung als der Abdruck der Liebesbriefe, die ihr späterer Gatte in den Jahren des Harrens und Wartens an sie gerichtet hat. Soweit sie in rückstrahlender Beleuchtung das Wesen der Frau zeigen, wirkt es nicht gerade sympathisch. Schon das ewig wiederholte „Ilslein" — Freytag redet die Geliebte in seinen Briefen selten unmittelbar an, sonden spricht von ihr meist in der dritten Person — wirkt einigermaßen komisch. In seinem Roman von der Verlorenen Handschrift hat Freytag die Heldin auf den Namen Ilse getauft und ihr gleich eine Ahnenreihe auf den Weg gegeben: eine Seherin der Vorzeit, in der Sachsenzeit eine Priesterin am Opferstein, dann eine christliche Methspenderin, im Dreißigjährigen Kriege eine Reiterstochter, im achtzehnten Jahrhundert eine Pietistin: daß diese erhabene Abfolge in der prosaischen Wirklichkeit bei einem Zugvogel aus der Wiener Theaterwelt endigte, dessen Ahnentafel wohl eher in die Wunderpracht des Orients als in die cheruskischen Eichenwälder hinaufreichte, das kichert wie

ein neckischer Kobold durch all den Schwulst und mitunter auch die Brunst der Briefe Freytags.

Für die bürgerliche Presse sind sie keine angenehme Bescherung, und mit der biederen Offenherzigkeit, die ihn auszeichnet, hat der Knuten-Örtel die Genossen vom Bau schon aufgefordert, sie totzuschweigen. Ob das nun aber geschehen wird oder nicht, so brauchen wir uns durch das Unbehagen der Bourgeoisie über diese rollenwidrigen Seitensprünge ihres Lieblingspoeten nicht anstecken zu lassen. Freilich wäre es ein allzu wohlfeiles Vergnügen, sich darüber zu ergötzen, daß die bürgerliche Zimperlichkeit sich einmal wieder von ihrer Kehrseite zeigt. Das hat man tausendmal erlebt und braucht sich nicht zu verwundern, wenn es sich zum tausendunderstenmal offenbart. Es sind im Gegenteil manche menschlich durchaus anmutenden Seiten Freytags, die den Leser trotz alledem in diesen Briefen fesseln, und nur um ihretwillen werfen wir einige flüchtige Blicke in den dicken Wälzer.

Vor allem berührt angenehm die Bescheidenheit dieses Dichters, namentlich wenn man sie mit den Ansprüchen vergleicht, die heute die Brüder in Apoll erheben. In diesem Jahre hört das Gegacker der bürgerlichen Presse nicht auf über die fünfzigsten Geburtstage einiger Poetlein; Freytag aber lehnte, als sein siebzigster Geburtstag gefeiert werden sollte, allen Tamtam in einem öffentlichen Schreiben ab, aus dem hier einige Sätze wiederholt werden mögen:

Was sollen unsere lieben Deutschen Wohltuendes für den erwähnten Tag erfinden? Sollen sie etwa gar Geld sammeln? Dagegen müßte ich erklären, wie der arme Schmock, nur mit besseren Gründen, ich habe alles in Ordnung, Rock und Stiefel, ich habe so viel Geld in der Tasche, als ich für mich und die Meinigen irgend brauche, ich mag gar nicht mehr haben und bin für keine Art von Dotation, Schenkung, Ehrenspende ein geeigneter Gegenstand. — Aber eine kleine Sammlung zu wohltätigem Zwecke, die dem Jubilar feierlich übergeben wird, damit er sie nach Ermessen verwende? Dies ist das allertrübseligste Vergnügen für alle Beteiligten, und ich protestiere feierlich dagegen. Die, welche zu Beiträgen herangezogen werden, haben immer die Empfindung, daß sie für den etwas Gutes tun, in dessen Namen gesammelt wird; wer dagegen die Verfügung über solche Sammlung erhält, der hat nur die Not und Sorge, wie er sie verwenden soll. Denn es ist viel leichter, eine Summe zusammenzudirigieren, als das Gesammelte auf die Dauer wohltuend für andere anzulegen.... Dann also ein hübsches Artefakt, vielleicht in irgend einem Stile: assyrisch, papuanisch oder barock? Ich danke artig im voraus. Solches Prachtstück wird einige Male betrachtet, dann unter Hülle oder Kapsel irgendwo hingestellt und dauert als eine unablässige Sorge wegen des Staubes, des Rostes und der Mauserei. Wenn ich an die vielen geschenkten Sofakissen denke, die von Motten zerbissen sind, wenn ich die Briefbeschwerer ansehe, welche tatlos übereinander liegen, und die kostbaren Schreibzeuge, denen nur wenig fehlt, um wirklich brauchbar zu sein, so kommt mir ein Schrecken vor all diesen Nippes, welche sich um ein Menschendasein auffammeln, und ich denke mir, der größte Fortschritt unserer Zukunft wird sein, daß unsere Wohlhabenden verstehen lernen, wie wenig all dieser hübsche Kleinkram für ihr Glück und Leben bedeutet. — Was bleibt also zuletzt noch übrig zu erhebender Festfeier? Das alte deutsche Zweckessen mit Toasten und Liedern. Aber wenn unser Freund Piepenbrink uns im Festsaal feierliche Reden hält, so wissen wir von der Feder ja ganz genau, was er sagen wird und was wir hochachtungsvoll und mit männlicher Rührung zu antworten haben. Ach, wahre Empfindung qualmt bei solcher Gelegenheit fast unvermeidlich in Phrasen. Und ich habe zuweilen die bange Besorgnis, daß wir Deutsche seit zwanzig Jahren nach dieser Richtung viel zu viel

tun, und daß dieses unablässige Toasten und Festfeiern keine gute Bürgschaft für die Dauer unseres Wohlbefindens ist. — Darum bitte ich herzlich, mich an dem genannten Tage meinen Gedanken zu überlassen, meinen Angehörigen, den persönlichen Freunden, welche das Schicksal mir noch erhalten hat, und den Amseln meines Gartens, welche schon am frühen Morgen im schwarzen Frack den Festgesang anzustimmen gewillt sind.

Als auf diese Erklärung jede öffentliche Feier seines siebzigsten Geburtstags unterblieb, aber zahlreiche Glückwünsche eintrafen, schrieb Freytag: „Das Antworten wird mir sauer, und in vielen Fällen ist's auch nur Phrase. Ich habe mir aber fest vorgenommen, das Publikum nicht wieder mit dieser Angelegenheit zu behelligen und keine Erklärung zu erlassen: Die vielen Beweise usw. machen unmöglich, alles zu beantworten usw. Lieber will ich einige Nächte aufbleiben und schreiben: ... Die vergangenen Tage waren für Leib, Essen, Trinken, frohe Unterhaltung recht angenehm, nur die Seele wird leicht kränklich durch das unablässige Aufnehmen von Lob usw. Ist's auch nicht Selbstüberschätzung, so ist's doch die Vorbereitung dazu." Wenn die heutigen Poetlein an keiner Kränklichkeit als dieser dahinsiechen, so haben sie wenigstens eine sichere Anwartschaft auf die Unsterblichkeit.

Nicht aber nur diesem kleinen Volke, sondern auch Dichtern ersten Ranges, einem Goethe, einem Hebbel, einem Ibsen, zeigt sich Freytag überlegen in seinem Verkehr mit den Großen dieser Welt. Gibt man einmal zu, daß der Dichter mit dem König gehen soll, was man natürlich nicht zuzugeben braucht, so hat Freytag wenigstens die vernünftige Einschränkung gemacht: aber nur Gleich auf Gleich. Er schreibt: „Die feurige Loyalität und Hingabe, welche auch hochbegabte Männer oft für die Herrschaften fühlen, denen sie Kraft und Leben widmen, habe ich nach meiner Natur den Höchsten der Erde gegenüber niemals gefühlt, und wenn mir dergleichen etwa auf Augenblicke kam, habe ich dies als unwahr alsbald abgetan, geradeso wie ich als kleiner Knabe mit der Zuckerdüte in der Hand von einem Gebet unbefriedigt aufstand. Die wärmste Empfindung, mit der ich bei ihnen weilte, war ein fröhlicher Humor. Die Sprödigkeit meiner Natur, oder um sehr stolz zu reden, diese Souveränität einer dichterischen Begabung, haben meine vornehmen Freunde immer empfunden. Ich habe ihnen nie ganz gehört, war ihnen immer mehr Gast, als bei ihnen heimisch." Das waren bei Freytag nicht bloß Worte, seine Briefe enthalten Beweise genug, daß er auch so zu handeln verstand. Er betrachtete die Fürsten in der Tat mit „fröhlichem Humor", als große und dabei arg verzogene Kinder.

Besonders seinen „Dux", sein „Duxel", den Herzog Ernst von Koburg-Gotha, mit dem er von seiner kleinen Besitzung in Siebleben bei Gotha am häufigsten zusammenkam. Als dieser humoristische Herr im Anfang der sechziger Jahre sich mit Hilfe der Fortschrittspartei zum deutschen Kaiser emporschwindeln wollte, sagte ihm Freytag kurzweg die Freundschaft auf, und es war der Herzog, der reuig wiederkam. Später wollte er Freytag oder dessen Sohn zum Freiherrn machen, was Freytag sich für sich wie seinen Sohn energisch verbat. Als dann der Herzog auf einem Umweg sein Ziel zu erreichen versuchte und dem Dichter einen Orden verlieh, mit dem der erbliche Adel verbunden war, lehnte Freytag — anscheinend zu

„Ilsleins" großem Kummer — öffentlich die ihm zugedachte Ehre ab. Er ließ sich seinen bürgerlichen Namen nicht verschimpfieren.

Auch von dem häßlichsten Flecken, der bisher seinem Namen anhaftete, wird Freytag durch diese Briefe befreit. Bald nach dem Tode des Kaisers Friedrich, mit dem und mit dessen Gattin er in nahem Verkehr gestanden hatte, veröffentlichte Freytag eine Schrift, die das Musterbild dieses Fürsten, wie es sich namentlich die Freisinnige Partei zurecht gemacht hatte, gründlich zerstörte, dagegen den Beifall des gegenwärtigen Kaisers gewann. So entstand der ganz unabweisbare Verdacht, daß Freytag der aufgehenden Sonne gehuldigt habe, auf Kosten der untergegangenen, in deren Strahlen er sich ehedem gewärmt hatte.

In Wirklichkeit lag die Sache doch anders. Der Kaiser Friedrich scheint mit seinem Großvater, dem Manne von Jena, eine verhängnisvolle Ähnlichkeit gehabt zu haben: voll bornierten Dünkels auf sein Gottesgnadentum und dabei von einer auffallenden Geistesschwäche. Als er im Jahre 1869 auf seiner Reise zur Eröffnung des Suezkanals auch nach Jerusalem kam, war er beim Besuch der Grabkirche Christi so ergriffen, daß er fast die Besinnung verlor. Er beschloß darauf, dort das Abendmahl zu nehmen, ganz allein, unter Ausschließung seiner Umgebung. Zu diesem frommen Akt schmückte er sich mit allen seinen Orden, legte sich das große Band des Schwarzen Adlerordens um den Leib und band sich den Hosenbandorden ans Knie, um vor seinem Herrgott in königlichem Glanze zu erscheinen. Freytag bemerkt dazu: „Die Seelen dieser großen Kinder haben noch mehr Wunderliches an sich als die anderer Menschen." Schnurriger noch ist ein anderes.

Ältere Zeitgenossen werden sich des geheimnisvollen Streites um die Denkwürdigkeiten des Kaisers Friedrich erinnern, die von der Witwe nach England gerettet sein sollten, nachdem die preußischen Archive sie beansprucht hatten. Darüber gibt Freytag seinem „Ilslein" folgende Aufklärung: „Ich kenne etwas von dieser Sammlung und glaube nicht, daß etwas über die Frau darin steht, denn er bewahrte sie nicht als großes Geheimnis, und ein Schreiber mußte ihm dabei helfen. Der Hauptbestandteil sind Zeitungsausschnitte. Der arme Herr sammelte angelegentlich jede öffentliche Äußerung über seine Person, das kleinste Lob trug er freudig dazu, und mit dem Ausschneiden und Einkleben dieser Nichtigkeiten verbrachte er, namentlich in den letzten Jahren, den größten Teil seiner sogenannten Arbeitszeit. Ich fürchte, daß der Einblick ein trübseliges Bild von seiner größten Schwäche geben wird, und es ist der Witwe sicher nicht zu verdenken, wenn sie dies gern dem Archiv des Hauses vorenthalten möchte." Es handelte sich beiläufig um nicht weniger als 37 Bände.

Der „Liberalismus" dieses Thronfolgers bestand — außer in dem herkömmlichen Gegensatz zu seinem Vorgänger — in seiner Frau, und diese wurde von einem Kreise politischer Vertrauter beraten, unter denen Freytag — neben Normann, Stosch, Roggenbach — nicht der letzte war. Da aber trat gegen Ende der siebziger Jahre eine neue Gestalt in den kronprinzlichen Haushalt, ein Kammerherr v. Seckendorff, von dem, als er vor einigen Jahren starb, die bürgerliche Presse berichtete, er sei der zweite Gatte der Kaiserin Friedrich gewesen. Was nun kam, schildert Freytag dem „Ilslein" so: „Mein Leid über die verlorene Liebesmüh bestand seit

zehn Jahren und war allmählich ruhiger geworden. Und ich darf jetzt sagen, daß ich schon seit Jahren eine Ahnung hatte, die ich wohl auch zuweilen gegen Stosch aussprach, der Kronprinz werde untergehen, ehe er zur Regierung komme. Die allmähliche Verkümmerung der Frau nahm ihm den Rest seiner Lebenskraft, lange bevor die Krankheit ausbrach — noch mehr freilich das untätige Harren auf eine Zeit, die ihm das geben sollte, wonach er sich krankhaft sehnte, den Glanz der Majestät. Daß ein eitler dummer Junge, der den Ehrgeiz eines tollen Gesellen hatte, durch seinen Eintritt allmählich die Verstörung, Isolierung und den Verderb herbeiführen und die langjährige Arbeit anderer fruchtlos machen sollte, war ein greulicher Humor des Schicksals. Freilich, wäre es nicht so gekommen, dann in anderer Form. Gekommen wäre es doch." Die persönliche „Gnade" des kronprinzlichen Paares blieb dem Dichter erhalten, aber daß er damit die Zertrümmerung seiner politischen Hoffnungen nicht vergaß, gereicht ihm doch eigentlich nicht zur Unehre.

Nach alledem ist es zu begreifen, daß er den Kultus, den die Freisinnige Partei mit dem Kaiser Friedrich nach dessen Tode trieb, sehr ungern sah, namentlich soweit dieser Kultus seine Spitze gegen den neuen Kaiser richtete. Nicht als ob Freytag von diesem je eine Gunst erbeten oder erhalten oder auch ihn nur zu beeinflussen gesucht hätte! Aber er war nun einmal Monarchist, wie es die Freisinnige Partei ja auch sein wollte, und um eines reinen Phantoms willen einen jungen Monarchen sozusagen mit Gewalt in das Lager der Junker zu treiben, war keine Politik in den Augen Freytags. Er meinte einmal, ein preußischer König solle wohl der erste Beamte und der erste Soldat, aber er dürfe niemals der erste Edelmann des Landes sein. Unter den gegebenen Voraussetzungen war Freytag ein viel gescheiterer Politiker als Eugen Richter, der ihn mit komischer Selbstüberhebung bei dieser Gelegenheit als einen beiläufigen Belletristen behandelte, dem parlamentarische Lorbeeren ganz unerreichbar seien.

Die kleine Schrift über den Kaiser Friedrich war die letzte Arbeit Freytags. Sie brachte ihm zwar 16 000 Taler ein, wie er einmal kopfschüttelnd notiert, aber sie kostete ihm auch „die idyllische und unangefochtene Stellung", die er bis dahin eingenommen hatte. Freisinnige Schmähungen überhäuften ihn; er wurde als Antisemit und Kriecher vor dem lebenden Kaiser verdächtigt, und ein freisinniger Barde stimmte „auf dem Grabe Gustav Freytags" seine Harfe. Freytag ließ sich dadurch aber nicht anfechten. Er schrieb: „Die treuen Deutschen sind in großer Zahl nicht zufrieden, daß ihnen das Idealbild, welches sie sich von ‚unserem Fritz' gemacht hatten, verstört worden ist, und sie sind geneigt, den Störenfried dafür verantwortlich zu machen. Daß ihr Bild unwahr und daß es für den gesamten Liberalismus eine politische Gefahr geworden ist, wollen sie nicht verstehen. Sie ahnen gar nicht, wie schonend und rücksichtsvoll das Büchel gemacht wurde." Der Verlust seiner Popularität war ihm „unbequem", aber er glaube, das Rechte getan zu haben, und so müsse er halt stillhalten.

Milde urteilte er auch über den Groll der Kaiserin Friedrich. „Wenn ich an die Zeit denke, wo sie jung, hoffnungsvoll, im Glauben an sich und ihren hohen Beruf, den schwachen Gemahl zu erziehen, zu uns kam, damals, wo ich für sie die Prinzessin in der Verlorenen Handschrift schrieb, und über die Wandlungen und Verstörungen, die sie durchgemacht, so wird

recht fühlbar, daß der erfindende Dichter kaum so Trauriges ersinnen kann, als das wirkliche Leben an diesen weichen verwöhnten Kindern des Glückes wandelt." In so elegischer Stimmung hat er sich von dieser „Herrin" verabschiedet.

Den Konflikt des neuen Kaisers mit Bismarck sah er ziemlich gleichmütig an. Für Bismarck hat er nie geschwärmt, aus seiner waschecht bürgerlichen Gesinnung heraus in Bismarck stets die waschecht junkerliche Gesinnung gewittert. So war ihm freilich auch die historische Bedeutung der Arbeiterfrage verschlossen, um derentwillen es zwischen Bismarck und dem Kaiser hauptsächlich zum Bruche kam. Die Vorträge, die er darüber dem „holden Frauchen" hielt, sind würdig, neben Eugen Richters Mär von der Spar-Agnes der Nachwelt erhalten zu werden. Freytag sah zwar ein, daß weder Bismarck noch der Kaiser die Arbeiter mit ihren Lockspeisen gewinnen würden, aber er hielt es doch für ein Glück, dadurch den Übermut der Arbeiter zu steigern. Denn um so eher würden sie losschlagen, und jetzt sei es noch möglich, sie niederzuschlagen, was in zwanzig Jahren vielleicht nicht mehr möglich sein würde.

Freytag war ein so durch und durch bürgerlicher Mensch, daß gegenüber der Arbeiterfrage jedes Verständnis für ihn aufhörte. Aber innerhalb seiner Schranken war er immerhin ein Mann, der in seinen Schuhen stand. Die pompöse Pose, womit Gerhart Hauptmann dem Kanzler Bülow ein schmerzliches Abschiedslied sang, hätte er sein Lebtag nicht fertig gebracht. Und daß er „fröhlichen Humor" genug besaß, um mit siebzig Jahren noch wie ein verliebter Kater um sein „Ilslein" zu schnurren, statt ein allegorisch hölzernes Drama über Greisenliebe zu dichten, muß ihm am Ende auch gutgeschrieben werden.

Drei Gestaltungen des Prometheus.

Von **G. G. Ludwig.**

2. Goethes Prometheus.

Am meisten fühlbar wird Fränkels Mangel an einem tieferen Eingehen und Verstehen in dem Abschnitt über Goethes Prometheus. Er weiß über ihn nur zu sagen: „Allein Goethes Sympathien für den Rebellen Prometheus legen sich nach einigen Jahren. Goethe reift schnell und wirft hinter sich die Ideale seiner Jugend. Sein gottloser Prometheus konnte ihm nicht genügen. Wohl ging Goethe niemals hin, zu opfern auf den allgemeinen Altären, aber er schuf sich seine eigenen Götter und diente ihnen fromm." (1)

Mit leichten Schritten geht Fränkel so über das Rebellentum des jugendlichen Goethe hinweg, um sich nachher um so breiter und enthusiastischer über das „hehre allegorische Festspiel" „Pandora" und die darin im Epimetheus verherrlichten „heiligsten Güter" auszusprechen.

Nach Art der von Mehring entwirrten Lessinglegende wird hier der Versuch zu einer Goethelegende gemacht, die den alten Goethe mit der Gloriole aller „klassischen" bürgerlichen Ideale umgibt, ja ihn fast zum bedächtigen Spießer stempelt, nur im alten Goethe den großen Dichter und wahren Künstler würdigt, die Kühnheit des genialen Dichter-Jünglings aber für nichts achtet.

Diese Auffassung hat allerdings insofern einen Schein der Berechtigung, als später wohl eine Wandlung in Goethes Anschauungen eingetreten ist. Aber dieser Umstand berechtigt noch nicht, mit einer solchen Nichtachtung von Goethes Rebellen Prometheus zu sprechen.

Worauf es ankommt, ist, nicht über den revolutionären Trotz des Titanen und die spätere Abwendung Goethes von ihm mit klingenden Worten zu reden, sondern diese Erscheinung zu erklären. Goethe hat nicht, wie es nach Fränkel scheint (der davon spricht, daß der Dichter „in dem Menschenbildner sein eigenes schöpferisches Dasein gestaltete"), „aus der Tiefe des Gemüts" allein das Rebellentum des Prometheus geschöpft und dann später in freiem Willensentschluß die Ideale seiner Jugend verworfen. Nein, der Trotz des Titanen, so wie er im Monolog zum Ausdruck kommt, empfängt seinen Inhalt und seine Bedeutung erst aus den Zeitverhältnissen, wie diese auch weiter Goethes Stellung zur Dichtung, seine „Wandlung" bedingen. Nur wenn wir den Prometheus (mit Einschluß des Epimetheus) in die Zeitverhältnisse hineinstellen, können wir zu einer gerechten Würdigung des revolutionären Elementes in der Dichtung wie der Wandlung zum Epimetheus kommen.

Gerade die Gestalten des Prometheus und des Epimetheus (in der Pandora) stehen für diese Wandlung als äußere Wahrzeichen da, und die bürgerliche Verschleierung ihrer Ursachen veranlaßt mich, etwas ausführlicher auf das Prometheusproblem bei Goethe einzugehen.

Fränkel hat schon recht, wenn er Goethes Prometheus einen Rebellen nennt. Wie der alte Prometheus des Äschylos lehnt er sich gegen die Götter, gegen Zeus selbst, auf, er trotzt ihnen und schleudert ihnen kühne Worte der Verachtung entgegen; er will nicht mehr „ihr Burggraf", „ihr Knecht" sein. Goethes Rebell wird aber nicht von Zeus gestürzt, er behauptet sich gegen ihn und schafft ein neues Menschengeschlecht nach seinem Sinne und tritt damit triumphierend vor den Gott.

Diese neue Welt, die er sich nach seinem Bilde geschaffen hat, hat keine Ähnlichkeit mit der vorhandenen Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts, wohl aber finden wir in dieser Schilderung der von Prometheus geschaffenen Menschen das Ideal wieder, das in den Köpfen der vorrevolutionären Schriftsteller Frankreichs, vor allem Rousseaus, lebte.

Diese Gesellschaft befindet sich im Zustand der Zersetzung. Das immer mächtiger werdende Bürgertum muß, um die seinem weiteren ökonomischen Fortschreiten hinderlichen Fesseln des Feudalismus zu sprengen, die Staatsgewalt an sich reißen, ist aber noch nicht stark genug, den Kampf mit dem Adel und der Geistlichkeit, den Inhabern der Staatsgewalt, aufzunehmen. Diesen hinwiederum entschwindet mit der Fortentwicklung des Bürgertums der feste Boden unter den Füßen, auf den sie ihre Macht gründen. Diese Machtverschiebung zeigt sich, solange es noch nicht zum großen Kampfe der Revolution kommt, in einem sich immer mehr steigernden Zerfall der Staatsgewalt, in der immer heilloser werdenden Zerrüttung der Finanzen und dem stetig wachsenden Elend der großen Massen, vor allem der Bauern. Freilich baut sich auf diesem Elend, auf ihm gegründet, eine glänzende Kultur eben derer auf, die sich noch im Genuß der Macht befinden. Und so kommt es, daß die Vorkämpfer des Bürgertums den Kampf um die Macht führen, indem sie diese Kultur bekämpfen. Sie erscheint ihnen als die Quelle des Elends, das in Wahrheit die Zersetzung der Gesellschaft mit sich bringt, als die Ursache der Fesseln, die sie hindern. Ihr stellen sie ihr Ideal der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit, des bürgerlichen Eigentums entgegen, freilich nicht, indem sie es als ein Fortschreiten über die bestehenden Zustände hinaus, sondern als eine Rückkehr zur Natur — im Gegensatz zur gehaßten Kultur — auffassen. Das Naturrecht, das jedem Menschen unveräußerlich von Anbeginn an gegeben, das mit ihm geboren, ist in Wahrheit das Recht der erstehenden bürgerlichen Gesellschaft.

Hatte die Kultur nur wenige mit Gütern gesegnet und diese wenigen dazu bestimmt, die Elenden und Besitzlosen zu knechten und auszubeuten, so hat die Natur ihren Reichtum für alle bereit, alle haben gleiche Rechte vor ihr, von ihren Gaben Besitz zu ergreifen, frei mit ihnen zu schalten.

Ein so von Natur freigeschaffenes Geschlecht schildert Goethe in seinem Prometheus: Menschen, die in einem grünen Tale sich ansiedeln, Hütten bauen, Tiere aufziehen, Früchte brechen. Was sie so erworben haben durch ihre Arbeit, ist ihr Eigentum geworden. Dieses Recht auf das Eigentum tritt ganz besonders in den Vordergrund.

Es ist also der bürgerliche Revolutionär des achtzehnten Jahrhunderts, der hier im Prometheus zu Worte kommt, der Beschützer des heiligen Eigentums, auf das jeder Mensch von Natur aus ein Recht hat. Wir vernehmen im Prometheusfragment Goethes die Sprache des revolutionären Menschen Rousseaus, des Titanen, der, von den höheren Klassen gedrückt und geknebelt, in seiner Not sich erhebt und die heilige Natur anruft, jenen Urzustand zurückwünschend, wo jeder sich sein Mein und Dein, sein Eigentum frei schaffen konnte:

Mann:
Sag', dürfen alle meine Brüder wohnen
In meiner Hütte?

Prometheus:
Nein!
Du hast sie dir gebaut und sie ist dein.
Du kannst sie teilen
Mit wem du willst,
Wer wohnen will, der bau' sich selber eine.

Daß Goethe gerade das im Naturzustand freie Menschentum schildert, zeigt, wie sehr er unter dem Einfluß der allgemeinen und bestimmenden Zeitideen steht, er, den die bürgerliche Kritik so gern als über allem zufälligen Zeitgeschehen thronende, von ihm unberührbare „Individualität" feiert. So erklärt gerade jetzt Fr. Dernburg (Eine Enquete über Goethe, „Berliner Tageblatt", Nr. 539, 22. Oktober 1911) „den prometheischen Zug gegenüber Göttern und Menschen in Goethes Wesen" (ein Wunder, daß er ihn überhaupt anerkennt) gerade aus „seiner Ausnahmestellung"; „ein Grundzug der Goetheschen Zeit war das sicher nicht," setzt er hinzu. Es wird sich erweisen, ob und wie gerade das „Prometheische" bei Goethe in der Zeit wurzelt und bedingt ist.

Goethes Prometheus, der den Göttern zum Trotz ein von allen Kulturfesseln freies Menschengeschlecht geschaffen hat, tritt nun triumphierend vor die Götter mit den kühnen Worten des Monologs, der den Schluß der Dichtung bildet. In diesem Schlußmonolog, in dem der Schwerpunkt der Dichtung liegt und der später als selbständiges Gedicht allgemein bekannt geworden ist, setzt sich der seiner selbst, seiner Kraft bewußt gewordene Titan in machtvollen Worten mit den Göttern auseinander, die er kaum noch hassen, nur noch verachten kann. Aber gerade in seiner Auflehnung gegen die Gottheit ist er ein echtes Kind des achtzehnten Jahrhunderts, und zwar mit der besonderen Physiognomie, wie sie sich in Deutschland ausgeprägt hatte, mit ihrer Halbheit, Unentschiedenheit und ihrer vorwiegenden Beschränkung auf das Gottesproblem.

Wir besitzen dafür einen wichtigen Beleg in Friedrich Heinrich Jacobis Schrift „Über die Lehre des Spinoza in Briefen an Moses Mendelssohn". Fränkel zitiert diese Briefe wohl in seinem Literaturverzeichnis, geht aber darüber mit ein paar leeren Worten hinweg. Und doch zeigen uns diese Briefe die Geistesströmungen, aus denen der Prometheus erwachsen ist, und, indem sie uns einen Einblick in die deutsche Aufklärung, ihren Geist und ihre Schranken gewähren, geben sie uns auch schon den Ausgangspunkt für eben jene Wandlungen Goethes selbst, die ihn dem Prometheus den Epimetheus gegenüberstellen lassen.

Jacobi gibt Lessing das Gedicht mit den Worten: „Sie haben so manches Ärgernis gegeben, so mögen Sie auch wohl einmal eins nehmen." Er nimmt also an, daß Lessing die in dem Gedicht ausgedrückten Empfindungen nicht teilt, Lessing

aber antwortet („indem er mir's zurückgibt", teilt Jacobi mit):[1] „Ich habe kein Ärgernis genommen; ich habe das schon lange aus der ersten Hand." Ich: „Sie kennen das Gedicht?" Lessing: „Das Gedicht hab' ich nie gelesen; aber ich find' es gut." Ich: „In seiner Art ich auch, sonst hätte ich es Ihnen nicht gezeigt." Lessing: „Ich mein' es anders. Der Gesichtspunkt, aus dem das Gedicht genommen ist, das ist mein eigener Gesichtspunkt. Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich.... Ich kann sie nicht genießen.... Ich weiß nichts anderes. Dahin geht auch das Gedicht; und ich muß bekennen, es gefällt mir sehr." Ich: „Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverstanden?" Lessing: „Wenn ich mich nach jemand nennen soll, so weiß ich keinen anderen." Lessing sieht also im Prometheus lediglich die Abrechnung mit den Göttern, das Bekenntnis zum Pantheismus. Das Gespräch endigt in einem Für und Wider über Spinoza, wobei Jacobi in Gegensatz zu Lessing tritt.

Das Gedicht gibt also den beiden Männern Veranlassung, sich über den Spinozismus zu unterhalten. Das mag uns zunächst auffallend erscheinen, da wir, wenn wir den Monolog lesen, in ihm viel mehr die ideologische Verkleidung der Empfindungen des selbstbewußten Bürgertums zu hören glauben als einen Zusammenhang mit spinozistisch-philosophischen Problemen. Aber diese Wirkung ist besonders charakteristisch für die deutsche Aufklärung.

So sicher aus den Worten des Prometheus das seiner Kraft bewußt gewordene Bürgertum spricht, das sich seiner Fesseln entledigen will, so notwendig mußte sich in Deutschland diese Auflehnung in einer Auseinandersetzung mit der Gottheit, bei Goethe in machtvollen Worten, und in einer noch weiteren religiös-philosophischen Verhimmlung bei den Gelehrten äußern. Mehring charakterisiert in der Lessinglegende S. 128 den deutschen Geisteszustand jener Zeit scharf: „Die deutsche ‚Aufklärung' aber schwebte wurzellos in der freien Luft; nichts hinderte sie, so weit zu gehen, wie ‚das Licht der Vernunft' leuchtete, aber nichts schützte sie auch, wenn ein Strahl dieses Lichtes den Kehricht der Fürstenhöfe gar zu grell beleuchtete." Da haben wir bei dem jungen Goethe die scheinbar schrankenlose Kritik und Verachtung aller Autorität, eben „soweit das Licht der Vernunft" reicht (wie später auch bei Kant in der „Kritik der reinen Vernunft" eine ebenso schrankenlose Auflösung des Gottesbegriffs und der bestehenden Begriffe überhaupt); bei dem älteren Lessing das offene Bekenntnis zu dieser Verachtung der Autorität, aber verhüllt in das Bekenntnis zum Spinozismus; bei Jacobi aber das schlecht verhehlte „Entsetzen vor den französischen Materialisten, Naturalisten und Spinozisten und Atheisten", wie Mehring weiter ausführt. (Jacobi machte auch später den Versuch, sich und Lessing, freilich gegen dessen Willen, von dem Verdacht des Spinozismus zu reinigen.)

Man wagt es also nicht, sich offen zum Spinozismus zu bekennen, aus Furcht, in den Verdacht des Atheismus zu kommen.

Das war der Fluch und die Misere der rückständigen Gesellschaftsstruktur in Deutschland, daß die geistig sich betätigenden und fruchtbaren Elemente fast alle in die kleinen Residenzen mit ihren abhängigen Universitäten gezwungen wurden, selbst wo sie materiell unabhängig waren, wie Goethe, denn geistiges Leben vegetierte nur hier. Als genialer, stürmischer Jüngling, erfüllt von Tatendrang und hohen Ideen, hatte er lange vergeblich versucht, den Einfluß seiner menschlich freieren Anschauungen am Hofe zu Weimar und in der Regierung wirken zu lassen. In seinen Briefen an Frau v. Stein findet sich manches wertvolle Dokument für diese Reformversuche, über die ich auf Mehrings Aufsatz „Goethe am

[1] Dies Gespräch siehe bei Gräf, „Goethe über seine Dichtungen", S. 70 (Jahr 1785), und auch: Fr. H. Jacobi, „Die Lehre des Spinoza in Briefen an Moses Mendelssohn", S. 52 bis 54. (Fr. H. Jacobi, Werke, IV. Band, 1. Abt. Leipzig 1819, bei Gerhard Fleischer.)

Scheidewege" in der „Neuen Zeit", Nr. 39, Juni 1909, verweisen möchte. Daß diese Briefe oft von derselben Stimmung beherrscht sind, aus der vorher Prometheus geboren wurde, zeigt ein Brief von 1778: „... So viel kann ich sagen, je größer die Welt, desto garstiger wird die Farce, und ich schwöre, keine Zote, keine Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Mut und Gradsein erhalten mögen bis ans Ende und lieber mögen das Ende vorrücken, als mich den letzten Teil des Zieles laufig hinkriechen lassen.... Ich bete die Götter an und fühle in mir doch Mut genug, ihnen ewigen Haß zu schwören, wenn sie sich gegen uns betragen wollen wie ihr Bild, die Menschen."

Diese Worte, die in ihrer maßlosen Verachtung direkt an den Prometheus erinnern, beweisen wohl deutlich, wie sehr Goethe unter dem Einfluß der erdrückenden deutschen Atmosphäre stand. Gerade die großen, führenden Geister mußten alle Hemmungen und den starken Gegendruck der rückständigen Verhältnisse ganz besonders fühlen und zur geistigen Opposition gedrängt werden. Schillers Räuber und Goethes Prometheus sind die klassischen Beispiele für diese Opposition, deren gehetzter und ewig bedrängter Vorkämpfer Lessing war.

So sehen wir denn auch bei Goethe, wie er, neben dieser Opposition unter dem Drucke der höfischen Atmosphäre, im vollen Bewußtsein seines revolutionären Bekenntnisses die Dichtung ängstlich vor der Öffentlichkeit geheim hält. Als Jacobi ohne sein Wissen den Monolog des Prometheus in seiner Schrift „Über die Lehre usf." a. a. O. veröffentlicht, freilich ohne den Namen des Verfassers zu nennen, aber hinter einem anderen Gedicht, „Das Göttliche", das mit Goethes Namen gezeichnet war, wird Goethe sehr ungehalten und schreibt an Jacobi im September 1875: „Du sendest mir Deinen Spinoza.... Ob Du aber gut getan hast, mein Gedicht [Das Göttliche] mit meinem Namen vorauszusetzen, damit man ja bei dem noch ärgerlicheren Prometheus mit Fingern auf mich deute, das mache mit dem Geiste aus, der Dich es geheißen hat." Also auch bei Goethe selbst auf der einen Seite schrankenloses Rebellentum und auf der anderen die Furcht, daß dieses „Licht der Vernunft" den „Kehricht der Fürstenhöfe gar zu grell beleuchten" könnte. Ein so revolutionäres Bekenntnis hätte ihm, dem Staatsmann, wohl schlecht gestanden, darum will er nicht, daß sein Prometheus gedruckt wird.

Daß es ein revolutionäres Bekenntnis mit vollem Bewußtsein war, geht aus einigen Briefen hervor, die Goethe viel später geschrieben hat, 1819 und 1820, zu einer Zeit, wo die Erinnerung an jene jugendliche Prometheusgestalt noch einmal hell in dem alten Dichter aufleuchtete, nämlich als die deutschen Verhältnisse endlich für sein revolutionäres Jugendwerk reif zu werden schienen. Im Jahre 1819 geht auf einmal das alte Prometheusmanuskript wieder durch die Hände verschiedener Freunde, die sich Abschriften davon machen wollen. Da schreibt er am 30. Dezember an Seebeck (Gräf, Goethe über seine Werke, S. 78): „Der Prometheus nimmt sich wunderlich genug aus; ich getraute mir kaum, ihn drucken zu lassen, so modern sansculottisch sind seine Gesinnungen; wie wunderlich dies alles seit so viel Jahren in den Geistern hin und wider wogt!" Und weiter, 1820 an Zelter (Gräf, a. a. O., S. 79 und 80): „...Lasset ja das Manuskript nicht zu offenbar werden, damit es nicht im Drucke erscheine. Es käme unserer revolutionären Jugend als Evangelium recht willkommen, und die hohen Kommissionen zu Berlin und Mainz möchten zu meinen Jünglingsgrillen ein sträflich Gesicht machen. Merkwürdig ist es jedoch, daß dies widerspenstige Feuer schon fünfzig Jahre unter poetischer Asche fortglimmt, bis es zuletzt, real entzündliche Materialien ergreifend, in verderbliche Flammen auszubrechen droht."

Hier weist Goethe also selbst auf das revolutionäre Element hin, durch das sein Prometheus fast gegen seinen Willen eng mit der Welt und den Ereignissen, die sie bewegten, verflochten ist.

Auch diese Stellungnahme Goethes zu seiner Dichtung steht wie der Inhalt selbst mit dem widerspruchsvollen, zweideutigen Charakter der deutschen Aufklärung im engsten Zusammenhang. In ihr liegt auch schon der Keim zu der Wandlung in seinen Anschauungen, die mit der Entwicklung der deutschen Zustände einhergeht. (Schluß folgt.)

Bücherschau.

Anatole France, **Les dieux ont soif.** Paris, Calmann-Lévy Editeurs. 360 Seiten. 3,50 Franken.

Anatole France, **Wie Götter dürsten.** Roman aus der französischen Revolution. Autorisierte Verdeutschung von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. München, Verlag Georg Müller.

Das geronnene Blut unter der Guillotine war nicht das einzige Rot auf dem Kolossalgemälde der Revolution: brennend und blühend rankten sich auch die Rosen der Liebe um all diese wilden und großen Tage. In dem ungeheuren Orkan der Leidenschaften, der über ein entkettetes Land dahinfegte, erhob sich auch wieder die Liebe von der galanten Tändelei der Rokokotage zu echter Größe, und das Laster wandelte sich zur Leidenschaft. Sie alle, die Männer des Schreckens, mochte immer Blut an ihren Sohlen kleben, hatten zuzeiten ein zärtliches Leuchten in dem Blick, den eine verzerrende Geschichtslegende uns kalt nur und finster überliefert: Fabre d'Eglantine, das Konventsmitglied, und Carnot, der Mann der Massenaufgebote, ließen wie anmutige Falter leichte und lose Liebesliedchen aufflattern, der gefürchtete Danton träumte in seinem Landhaus, umsponnen von Efeu und Feuerbohnen, in weichen Armen von ganz anderen Dingen als Aristokratenköpfen, Robespierre war schlicht bürgerlich verliebt, und selbst der starre Cato Saint-Just in der Römertugend seiner fünfundzwanzig Jahre hatte seine Madame Thorin und seine verschwiegenen Stunden.

Für Anatole France wäre es darum ein leichtes gewesen, mit kleinen Mitteln große Effekte zu erzielen, wenn er eine der berühmten oder bekannten Persönlichkeiten der Revolution herausgegriffen und in ihren Herzensnöten und Alkovenabenteuern dem neugierigen Leser vorgeführt hätte. An solchen Romanen, in denen nur die Namen und das Kostüm historisch sind, ist in der Literatur des letzten Jahrhunderts wahrhaftig kein Mangel. France hat aber den billigen Kniff vermieden, Personen auftreten zu lassen, die schon durch ihren Namen wirken, und gibt uns die Schicksale beliebiger Männer und Frauen aus dem großen Haufen, deren Namen kaum etwas zur Sache tut. Aber die feine und erlesene Kunst dieses Franzosen, der mit allen Essenzen der romanischen, der lateinischen Kultur durchtränkt ist und sich dabei mit Stolz Sozialist nennt, zeigt sich in der Art, wie er, ein Schöpfer, seinen Personen zeitgeschichtlichen Odem einzuhauchen versteht. Nicht nur wie sie das Haar tragen oder das Busentuch falten, sondern auch wie sie fühlen, denken und sprechen, sind sie echte Kinder der Revolutionsepoche und bei all dem keine abstrakten und papierenen Beispiele, sondern sie leben und haben Fleisch und Blut.

Die kurze Spanne Zeit, in der sich die Ereignisse des Romans abspielen, zeichnet in ihrem Wesentlichen France an einer Stelle seines Buches, wo er auch den Titel erklärt: „Die Gefängnisse waren überfüllt; der öffentliche Ankläger arbeitete achtzehn Stunden am Tage. Den Niederlagen der Heere, den Aufständen der Provinzen, den Verschwörungen, den Komplotts und den Verrätereien setzte der Konvent den Schrecken entgegen. Die Götter hatten Durst." Von diesem Hintergrund hebt sich Evariste Gamelin ab, ein Künstler ohne all das, was wir Künstlerblut zu nennen lieben. Als Maler ist er ein Schüler Davids, der zu dem antikisierenden Faltenwurf der Revolution die römische Dekoration lieferte, und haßt Fragonard, Watteau und Boucher als die künstlerischen Lobredner einer Welt von Rosen, Myrten, Schönheit und Lust, die er verabscheut. Denn er ist

zugleich ein begeisterter Anhänger Robespierres, ein Mann, für den die Erde seit Erklärung der Menschenrechte keine Rätsel mehr birgt, einer jener starren und gradlinigen Fanatiker, denen das Weltbild von den Balken der Guillotine eingerahmt ist. Er steigt zum Geschworenen des Revolutionstribunals auf, läßt mitleidslos und aus dem Gefühl einer überirdischen Notwendigkeit heraus Köpfe springen, schickt seinen Schwager aufs Schafott, weil er ein Aristokrat ist und Evarists Schwester entführt hat, und setzt auch die Verurteilung eines ganz Unschuldigen durch, weil er in ihm den Verführer und früheren Liebhaber seiner Geliebten Elodie wittert. Diese Elodie, eines Bilderhändlers Tochter, ist nicht sehr jung und nicht sehr hübsch, aber mit gesunden Zähnen begabt und voll Lust, in die Früchte der Liebe kräftig hineinzubeißen. Evariste in seiner kalten Schönheit gefällt ihr, sie reizt ihn und nimmt ihn mehr, als er sie genommen hätte. Als er sich das erstemal ihren Armen entwunden hat und auf die Gasse tritt, wirft sie ihm als Abschiedsgruß eine rote Nelke zu, die wie ein Blutstropfen vor seine Füße fällt. Und eine rote Nelke, vor seine Füße fallend, ist auch ihr letzter Abschiedsgruß, als er, nicht lange danach, am 9. Thermidor, zugleich mit dem gestürzten Robespierre, an ihrem Fenster vorbei zur Guillotine geführt wird. Daneben andere Personen, Evarists Mutter, Schwester, Freunde und Hausgenossen, Revolutionäre und Royalisten bunt durcheinander, aber alle, ohne Klischee, ohne Abstempelung in Gute und Schlechte, rein menschlich gesehen und gestaltet. Da ist Brotteaux, ein verarmter Steuerpächter, der sich mit der Verfertigung von Hampelmännern durchschlägt, ein von Voltaire, Diderot, Helvetius und Holbach beherrschter Freigeist, der auf der letzten Fahrt aus seinem Lukrez philosophischen Trost schöpft, und sein Widerpart und Zufallsfreund, ein Weltgeistlicher, der sich hartnäckig bemüht, statt einer Verteidigung dem Revolutionsgericht den Unterschied zwischen Franziskanern und Barnabiten klarzulegen; im Gefängnis ist er stets außer sich, wenn ein ungläubiger Spötter heiter und gefaßt sich zum Abschied vom Leben anschickt. Der Schluß des Romans entspricht durchaus dem Skeptiker France: Elodie nimmt sich nach dem Tode ihres Geliebten einen seiner Freunde in die Kammer und empfiehlt ihm mit denselben Worten vorsichtigen und geräuschlosen Rückzug über die Treppe, damit der Vater nicht aufwacht, wie einst Evariste. Ein lächelnder Kenner menschlicher Dinge scheint mit dieser Szene an seine Erzählung die Moral anzuhängen, daß die Liebe ewiger ist als die Revolution und daß die Triebe, die auf Vernichtung, und die anderen, die auf Erzeugung von Leben abzielen, einander in stetem Wechsel ablösen und ergänzen.

Das wundersam klare Französisch Frances, das leuchtet wie geschliffener Stahl und biegsam ist wie eine echte Klinge, läßt sich schlechterdings nicht ins Deutsche übertragen. Indessen hat Oppeln-Bronikowski sein möglichstes getan, wenn auch eine Reihe von Fehlern, die sich aus einer nicht zureichenden Kenntnis revolutionärer Bräuche und Ereignisse ergeben, störend auffällt.

Hermann Wendel.

A. v. Westenhof, **Das Gesetz der Bestie.** Erzählungen mit Illustrationen vom Verfasser. Verlag Langen. 2 Mark. 143 Seiten.

Der Autor macht von vornherein den Eindruck eines Offiziers, der die Besetzung von Bosnien-Herzegowina durch die Österreicher in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aktiv mitgemacht hat und der nun seine Erlebnisse zu Erzählungen gestaltet, die in das Völkergewirre des europäischen Wetterwinkels hineinführen. Es ist verwunderlich, daß wir bei all unserem literarischen Kosmopolitismus keine moderne Balkanliteratur haben, trotzdem der Balkan in den letzten Jahrzehnten der literarischen Hochproduktion nicht aus dem öffentlichen Interesse geschwunden ist. Was uns Roda Roda bisher an südwestlichen Satiren vorgesetzt hat, sind keine dichterischen Bilder der Leute in Opanken und Lammfelljacken, sondern Schnurren, gesehen aus der verzerrten Wanzenperspektive, in der der „Simplicissimus" seine Nikitas und Petrowitsche erscheinen läßt. Westen-

hofs Erzählungen gehen hoch über das Anekdotische hinaus, geben typische Ausschnitte aus einem Milieu, in dem europäische Eroberkultur und halborientalische Barbarei hart und grausam zusammenstoßen. Das Gesetz der Bestie bricht dabei hüben und drüben durch, hüben bei den landfremden Eroberern und sogenannten Trägern der Kultur, drüben bei den zurückgebliebenen, ausweglosen Eingeborenen. Daß Bestenhof seine Erzählungen mit der Feder des Offiziers schreibt, der mehr die grausame Verschlagenheit der Eingeborenen und weniger den sozialen Untergrund sieht, aus dem die Bestialitäten letzten Endes geboren sind, ist ein empfindlicher Mangel des Buches, das weniger Typen als typische Episoden gibt, die den alles erklärenden Hintergrund oft allzusehr vermissen lassen. Aber da Bestenhof das Rassenproblem des Balkans von seiner düstersten Seite her beleuchtet und da gegenwärtig die Völker „weit hinten in der Türkei" wieder mal aufeinanderschlagen, sei das Buch schon seiner Aktualität wegen zum Lesen empfohlen. R. Grötzsch.

Artur Schnitzler, **Gesammelte Werke.** Erste Abteilung: Die erzählenden Schriften. Berlin, Verlag S. Fischer. In drei Bänden gebunden 10 Mark, in Halbleder 13 Mark, in Ganzleder 16 Mark.

Wenn auch der Dramatiker Schnitzler immer lauteren Widerspruch weckt, dem Erzähler Schnitzler mit seiner leichten, gefälligen und doch nie oberflächlichen Art begegnet man immer wieder gern, um eine Strecke Weges mit ihm zu wandern. Das war ein glücklicher Griff des bekannten trefflichen Verlags, die Erzählungen in drei geschmackvoll ausgestatteten Bänden gesammelt herauszugeben.

Wer sich an Schnitzlers klassizistischem Stil, an dem klaren, ruhigen Fluß seiner Satzfolgen erbaut, muß sich erst gewaltsam in die Erinnerung rufen, daß dieser Mann mit dem Ursprung seines Schaffens in einer Zeit wurzelt, die den literarischen Guillotinenmarsch trommelte und den extremen Naturalismus auf den Schild erhob. In seiner Form hat Schnitzler nämlich auch gar nichts vom Naturalismus angenommen, aber seine Art, Menschen zu beobachten und darzustellen, verrät ihre Verwandtschaft mit jener neuen Generation, die es unternahm, den dunklen Erdteil der menschlichen Seele kreuz und quer zu durchforschen.

Freilich hallt auf der anderen Seite nichts von dem Maschinengestampf der Gegenwart in seinen Werken wieder. Viktor Adler und Artur Schnitzler sind beides Wiener, beides Juden, beides Ärzte und im Alter nur durch die kurze Spanne eines Jahrzehnts voneinander getrennt, aber wie verschiedene Wege sind sie gegangen! Der eine erkannte die soziale Frage in ihrer ganzen aufwühlenden und umstürzenden Zukunftsbedeutung und stellte sich entschlossen dorthin, wo in dem großen Kampfe um ihre Lösung die Kugeln am dichtesten flogen, der andere flüchtete sich vor ihr abwehrend und entsetzt auf die dunklen und kühlen Haine seiner Kunst. So wenig wie die der Romantik sind seine Gestalten irgendwie sozial bedingt, und eine Magenfrage kennt er nicht. Was Mielke in seinem bekannten Werke über den deutschen Roman des neunzehnten Jahrhunderts von den ersten modernen Erzählungen sagt, gilt mit geringen Veränderungen auch für Schnitzlers Menschen: „Die Helden leben und lieben in den Tag hinein; sie haben so viel innere oder äußere Erlebnisse, zeigen so viele schöne Gedanken und Empfindungen, haben so viele Abenteuer zu bestehen, daß die Frage, wovon und wie sie leben, kaum gestreift wird." So dämmern, losgelöst von allen materiellen Beziehungen, die Helden dieses Österreichers in einem rein spirituellen Dunstkreis dahin, und wenn hier und da auch einmal ein Stück Elend aufschimmert, so doch nur als ein rasch übergangenes Moment letzter Ordnung, in dem Strom des Ganzen wie eine Welle, die aufblitzt und zerrinnt.

Aber mag Schnitzler sich noch so sehr von der sozialen Frage abkehren, die Herzen seiner Menschen sind doch voll der dunklen Schatten, die eine drohende Gesellschaftskatastrophe stets auf die Bankette der Fröhlichen zu werfen pflegt. In seinen Werken wandeln Kinder einer untergehenden Klasse und sind von

Untergangsstimmung umwebt. Müde und blutleer lieben sie den Traum und scheuen die Tat. In einem der Dramen sagt eine Schnitzlersche Figur:

Es fließen meinander Traum und Wachen, Wahrheit und Lüge. Sicherheit ist nirgends. Wir wissen nichts von andern, nichts von uns. Wir spielen immer; wer es weiß, ist klug.

So auch die Menschen der Erzählungen: sie spielen immer, mit sich, mit anderen, mit der Liebe, mit dem Leben. Es ist so viel Halbes in ihnen, halbes Begehren, halbe Sehnsucht, halbes Wollen, und nur den entblätterten Kranz halber Erfüllungen reicht ihnen das Leben. Voll Entsagung und herbstlicher Wehmut sind diese Menschen und voll resignierter Verträglichkeit. Sie zerschlagen sich nicht die Köpfe, sondern strecken verzeihend einander die Hände entgegen. Nichts Falscheres als zu glauben, mit der konzentrierten Novelle vom „Leutnant Gustl" habe sich Schnitzler zum Richter über allerhand Schwächen im Offizierkorps aufwerfen wollen; nur ein menschliches Schicksal wollte er menschlich schildern, und wenn das Objekt seiner Schilderung nun schon ein Hallodri war, so sprach der Dichter sich jedenfalls von aller Schuld daran frei.

Vom dem Roman „Der Weg ins Freie", der den dritten Band dieser Ausgabe füllt, hat man wohl behauptet, daß es der Wiener Roman sei. Sicherlich ist Schnitzler ohne den Wiener Hintergrund nicht denkbar, aber von hier bis zu dem Wiener Roman ist es doch noch weit. Gewiß hat er nie das Klischee-Wien, das „Wean" des goldenen Herzens und der süßen Madeln, des Wurstelpraters, der Backhähndeln und der Fiaker gegeben, aber noch weniger das arbeitende, das kämpfende Wien, das Wien der Nationalitäten- und Klassenkämpfe, das Wien der riesenhaften Wahlrechtsdemonstrationen, das bei den ersten Wahlen unter dem gleichen Recht über 100 000 sozialistische Stimmen auf den Tisch warf, auch nicht das kleinbürgerliche Wien, das Wien der Luegerei und der christlichsozialen Interessencliquen und auch nicht das großbourgeoise und nicht das aristokratische Wien, sondern er gibt nur, gerade wenn man den „Weg ins Freie" daraufhin ansieht, einen Extrakt aus dem geistigen Wien, in einem Wort: ein Literaten-Wien. Die Judenfrage soll in dem Buche als Problem behandelt werden, aber schließlich stehen die Menschen Schnitzlers zu ihr wie zu allen Fragen: gleich einer bunten Muschel, die das Leben an den Strand spült, heben sie sie auf, drehen sie um, spielen damit und lassen sie wieder fallen. Es ist ein Versager.

Ein paar kurze Erzählungen aus der letzten Schaffensperiode des Dichters stehen in dieser Ausgabe, die zeigen, daß auch er, wie alle seine literarischen Schicksalsgenossen, unfähig, das wirkliche Leben zu meistern, durch ein dunkles Tor in das Land der Mystik schreitet, und seine Gestalt, die trotz aller Weichheit stets fest umrissen war, zerrinnt hier ins Nebelhafte. Hermann Wendel.

Lose Blätter.

Ein historisches Rätsel. In den Säkularerinnerungen des russischen Feldzugs von 1812 ist neuestens wieder oft die Frage erörtert worden, wer Moskau angezündet habe. Lange Zeit hat Rostopschin, der damalige Gouverneur von Moskau, als der Täter gegolten, zunächst auf das Zeugnis eines Augenzeugen hin, des englischen Bevollmächtigten beim russischen Heere, Robert Wilsons, und dann auch, weil der angebliche Täter mindestens schweigend zustimmte.

Wilson, der in den Tagen des Brandes an Rostopschins Seite war, gibt alle möglichen Einzelheiten an. Er weiß unter anderem zu erzählen, daß Rostopschin sein eigenes, vor den Toren der Stadt belegenes Landhaus mit der Fackel in der Hand betreten und selber die Flammen ins Schlafzimmer geschleudert, dann aber, vor dem Heiligtum des Ehebettes zurückschaudernd, Wilson gebeten habe, dieser möge dort das Feuer entzünden. Gerade die mitunter etwas romantischen Einzelheiten machten die Erzählung Wilsons einigermaßen verdächtig, jedoch Rostopschin widersprach ihr nicht. Wenn er sie auch nicht ausdrücklich bestätigte, so spielte er

sich doch als ein Mann auf, der besonders viel zum Sturze Napoleons beigetragen habe.

Erst nach dem Sturze Napoleons begann er aus einer anderen Tonart zu sprechen. Bereits im Jahre 1816 schrieb er seiner Tochter, der Brand Moskaus sei ein Ereignis, das er wohl vorbereitet, aber nicht ausgeführt habe, 1817 erzählte er an Varnhagen, er habe sich damit begnügt, die Gemüter der Masse zu entzünden; und 1823 sagte er in einer öffentlichen Erklärung, daß ihn das Gerücht, er habe Moskau angezündet, zu langweilen beginne und daß die ganze Geschichte absolut unwahr sei.

Indessen wenn er den branstigen Geruch des Brandstifters wohlgefällig eingesogen hatte, so wurde er ihn nun nicht so bald los. Man glaubte seiner Erklärung einfach nicht. Man sagte vielmehr, daß dem patriotischen Aufschwung der Gemüter, denen die Brandstiftung anfänglich als eine Heldentat ersten Ranges erschienen war, allmählich eine nüchterne Auffassung gefolgt sei, die in der Zerstörung der heiligen Mutterstadt des Reiches eine weit über ihren Zweck hinausreichende Barbarei erblicke. Und Rostopschin, des Aufenthalts in Paris, wo er seit dem Jahre 1815 gelebt hatte, herzlich müde, habe eine Verleugnung seiner selbst und seiner größten Tat für notwendig gehalten, um sich in der Heimat, die er als Altrusse nicht entbehren konnte, einen freundlichen Empfang zu sichern. Diese Auffassung war so allgemein, daß sie selbst Segur, der Biograph Rostopschins und obendrein sein Enkel, mit dürren Worten aussprach. Er nannte die Erklärung Rostopschins aus dem Jahre 1823 einen „Schatten in diesem schönen Lebensbuch", einen „neuen Beweis zu so vielen anderen, daß die stolzesten Großen, die unabhängigsten Charaktere ihre Stunde des Abfalles haben".

Seitdem ist nun aber die Korrespondenz Woronzoffs, des russischen Gesandten in London zur Zeit der Napoleonischen Kriege, ans Licht der Öffentlichkeit getreten, und aus ihr ergibt sich, daß Rostopschin schon zur Zeit des Brandes seine Urheberschaft aufs heftigste abgeleugnet hat. Da Woronzoff achtzehn Jahre älter war als Rostopschin, so kann dieser in jenem nicht wohl einen künftigen Biographen erblickt haben; er schreibt offenbar ohne alle Hintergedanken. Und zwar schon am 28. April 1893, also wenige Monate nach dem Brande Moskaus: „Napoleon fand sich in den großen Erwartungen getäuscht, die er auf die Stimmung des Kaisers und des Volkes gesetzt hatte; so übergab er die Stadt den Flammen, um damit den Vorwand zu haben, zu plündern." Diese Fabel wurde zur Zeit des Brandes allerdings von russischer Seite verbreitet, aber wie kommt Rostopschin dazu, sie in einem geheimen Briefwechsel mit einem intimsten Freunde zu wiederholen? Und noch ein Jahr später schreibt Rostopschin an Woronzoff: „Bonaparte hat, um das Gehässige der Sache auf einen anderen zu werfen, mich mit dem Titel des Brandstifters beehrt, und einige Russen glauben es auch — mich, der ich bei der ganzen Geschichte beinahe eine Million verloren habe, denn Woronowo und alle meine Etablissements sind dabei auch verbrannt, mein Landhaus, das mich 100 000 Rubel gekostet hat, ist auf einen ausdrücklichen Befehl Bonapartes in Brand gesteckt worden, dazu meine Bibliothek, meine Gemälde, meine physikalischen Instrumente usw." Wonach denn also auch jene heroisch-romantische Erzählung Wilsons von dem „Heiligtum des Ehebetts" sich als ordinärer Schwindel herausstellen würde.

Wann aber hat Rostopschin nun gelogen, als er sich rühmte oder als er sich verwahrte, der Brandstifter von Moskau zu sein? Vielleicht in keinem der beiden Fälle. Solche ungeheuren Ereignisse sind niemals das Werk von einzelnen, und je nach der Gunst der Stunde spiegelt der einzelne sich vor, was im Sturme der Stunde mit oder ohne sein Zutun geschehen ist. Ein feiger Heuchler war Rostopschin bei alledem nicht, ein Tatar zwar, aber, wie mit Recht von ihm gesagt worden ist: ein Tatar mit einem prächtigen Lack.

Für die Redaktion des Feuilletons verantwortlich: Franz Mehring, Steglitz.

Die Neue Zeit

1. Band Nr. 8 Ausgegeben am 22. November 1912 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

An der Kette der Hierarchie.

Von **J. Meerfeld** (Köln).

Mit dem 24. September 1912 beginnt für die christlichen und angeblich interkonfessionellen Gewerkschaften auch äußerlich ein neuer Abschnitt ihres Lebenslaufs. Denn von diesem Tage ist die am 5. November durch die deutschen Bischöfe veröffentlichte päpstliche Enzyklika datiert, die selbst jeden *Schein* von Selbständigkeit der christlichen Gewerkschaften zerstört und sie in aller Form zu Hörigen der katholischen Hierarchie macht. Der übliche kuriale Stil römischer Kundgebungen verhindert bei dieser Enzyklika nicht die Klarheit der Erkenntnis, daß der Vatikan in konsequenter Befolgung seiner Grundsätze die christlichen Gewerkschaften durchaus verwirft und sie nur widerwillig, nur vorläufig und nur unter besonderen Umständen duldet, wohingegen er die katholischen Arbeitervereine Berliner Richtung aufs wärmste empfiehlt und ihre eifrigste Förderung zur Pflicht macht. Zitieren wir die entscheidende Stelle:

Was nun Vereinigungen von Arbeitern anlangt, so sind, wenngleich ihre Aufgabe darin besteht, ihren Mitgliedern *irdische Vorteile* zu verschaffen, doch *am meisten zu billigen und unter allen für den wahren und dauernden Nutzen der Mitglieder als bestgeeignete jene Vereinigungen anzusehen, die hauptsächlich auf der Grundlage der katholischen Religion aufgebaut sind* und *der Kirche als Führerin* offen folgen; was Wir selbst mehrmals bei gelegentlichen Anfragen aus verschiedenen Ländern erklärt haben. Hieraus folgt, daß derartige sogenannte konfessionell-katholische Vereinigungen sicherlich in *katholischen Gegenden*, und außerdem in *allen anderen Gegenden*, wo anzunehmen ist, daß durch sie den verschiedenen Bedürfnissen der Mitglieder genügend Hilfe gebracht werden kann, *gegründet und auf jede Weise unterstützt werden müssen*. Handelt es sich aber um Vereinigungen, die das Gebiet der *Religion* und der *Sittlichkeit direkt oder indirekt* berühren, dann wäre es *in keiner Weise zu billigen*, in den eben erwähnten Gebieten *gemischte Vereinigungen fördern und verbreiten zu wollen*, das heißt solche, die sich aus Katholiken und Nichtkatholiken zusammensetzen. Denn abgesehen von anderem befinden sich bei derartigen Vereinigungen die Unsrigen

oder können sich doch sicherlich befinden in großen Gefahren für die Reinheit ihres Glaubens und den gebührenden Gehorsam gegen die Gebote und Vorschriften der katholischen Kirche; Gefahren, auf welche auch ihr, ehrwürdige Brüder, in mehreren eurer Antworten über diese Frage offen, wie Wir gelesen haben, hingewiesen habet. Wir spenden also allen und jeden in Deutschland bestehenden rein katholischen Arbeitervereinigungen mit Freuden alles Lob und wünschen allen ihren Bestrebungen zum Wohle der Arbeiterbevölkerung glücklichen Erfolg und erhoffen für sie ein immer erfreulicheres Wachstum.

Diese Sätze sind durchaus klar und einer falschen Deutung nicht fähig. Die knifflichsten Interpretationskünste der Richtung Köln-M.-Gladbach können ihren Sinn nicht modeln. Pius verlangt, daß auch die wirtschaftliche Betätigung der katholischen Arbeiter im engsten Anschluß an die Kirche und unter Aufsicht der kirchlichen Oberen zu erfolgen habe; er verlangt diese konfessionelle Organisationsform nicht allein für rein katholische Gebiete, sondern auch noch für andere Gegenden, wo ihre Gründung den Bischöfen ersprießlich scheint. Gerade diese Vorschrift wird sich als eine neue Quelle fortwährenden heftigen Streites erweisen. Der „Kölnischen Volkszeitung" schwant es bereits, daß nunmehr die katholischen Fachabteilungen unter Hinweis auf den Wortlaut der päpstlichen Enzyklika eine regionale Abgrenzung der Jagdgründe verlangen und fürs erste alle reinkatholischen Gebiete als ihre Reservate beanspruchen werden. Nun hat aber darüber, ob für diesen oder jenen Bezirk katholische Fachabteilungen oder christliche Gewerkschaften vorzuziehen sind, ausschließlich der zuständige Bischof zu bestimmen. Das Schicksal der christlichen Gewerkschaften ist also in die Hände der Bischöfe gelegt! Ihr Machtwort kann in ganzen Provinzen deren Tätigkeit lahmlegen; von bischöflicher Laune wird in Zukunft die wirtschaftliche Organisation der katholischen Arbeiter völlig abhängig sein — ein Zustand, der nicht nur unwürdig und beschämend ist, sondern auch für große Arbeiterschichten die schwersten Gefahren in sich birgt.

Die Lage der christlichen Gewerkschaften ist jetzt unsicherer denn je. Ein unmittelbares Verbot hätte wenigstens völlige Klarheit geschaffen: die kirchlichen Gewalthaber haben darauf klugerweise verzichtet und statt dessen den Organisationen Fesseln angelegt, die ihnen die gewerkschaftliche Betätigung so gut wie unmöglich machen und diese Gebilde zu willenlosen Werkzeugen der kapitalistisch entarteten und heute mehr als jemals reaktionären Kirchenpolitik degradieren.

Der Papst „toleriert" die Interkonfessionellen. Aber diese Tolerierung ist an eine Menge harter und entwürdigender Bedingungen geknüpft und mit zahlreichen Fußangeln versehen. Jedes katholische Mitglied hat zugleich einem katholischen Arbeiterverein anzugehören, damit ihm dort der geistliche Präses die nötigen Verhaltungsmaßregeln für seine gewerkschaftliche Tätigkeit geben, ihn der kirchlichen Zucht unterwerfen und zu jenen sozialen Lehren der Kirche erziehen kann, die ihn nach dem Wortlaut der Enzyklika verpflichten, „keine Feindschaften und Zwistigkeiten unter den Ständen der bürgerlichen Gesellschaft zu schüren, sondern untereinander Frieden und wechselseitige Liebe zu fördern". Selbst wo also den christlichen

Gewerkschaften nicht resolut das Genick umgedreht wird, kommen sie als Klassenorganisationen in Zukunft nicht mehr in Betracht. Eine gewerkschaftliche Tätigkeit können sie kaum mehr entfalten. Zu der strengen kirchlichen Überwachung kommt nun die Unsicherheit ihrer Existenz überhaupt. Der Bischof kann seine Ansicht wechseln und heute die christlichen Gewerkschaften ebenso verbieten, wie er sie gestern zugelassen hat. Der Bischof kann sterben und sein Nachfolger anstatt der Gewerkschaften nur die Fachabteilungen für zulässig erklären. Sicher wird bei zukünftigen Bischofswahlen auch die Stellung der Kandidaten zu der Gewerkschaftsfrage von Bedeutung sein. In dem Riesensprengel der Erzdiözese Köln, die den gesamten niederrheinischen Industriebezirk und einen großen Teil des Ruhrkohlenbeckens umfaßt, wird demnächst der bisherige Bischof von Münster, Felix v. Hartmann, die Zügel ergreifen. Er ist der Kandidat Roms und rabiat orthodox. Die Bachemiten, die seine Wahl vergebens zu hintertreiben versucht haben, sehen seiner Wirksamkeit mit ängstlicher Sorge entgegen. Wie nun, wenn Erzbischof v. Hartmann die katholischen Fachabteilungen bevorzugt und unter Berufung auf die Enzyklika allenthalben ihre Einführung verlangt? Die Forderung in diesem Bezirk erfüllen, das wäre gleichbedeutend mit einer fast völligen Vernichtung der christlichen Gewerkschaften überhaupt; sie ignorieren, hieße einen brudermörderischen Krieg heraufbeschwören, bei dem nach alter Erfahrung die Rebellen schließlich den kürzeren ziehen müßten.

Es kommt hinzu, daß seit dem Vatikanum von 1870 die Bischöfe in viel größerem Maße von Rom abhängig sind als vorher. Das Unfehlbarkeitsdogma hat sie zu bloßen Vollstreckern des Willens des völlig absolutistisch regierenden Vatikans erniedrigt. Biegsame oder strebsame Naturen auf den deutschen Bischofsstühlen werden daher ein mehreres tun, im Geiste der Enzyklika zu wirken, die interkonfessionellen Gewerkschaften entweder gar nicht oder nur notgedrungen zu dulden, und das auch nur, „solange nicht wegen neu eingetretener Umstände diese Duldung aufhört" (Enzyklika) und so viel als möglich die auf die katholischen Arbeitervereine aufgepfropften Fachabteilungen propagieren. Man erinnert sich noch des ominösen Briefes, den im Herbst 1910 der Breslauer Kardinal Kopp an ein Fräulein v. Schalscha richtete und worin von dem „verseuchten Westen" wie auch von dem „wahrhaft häretischen Fanatismus" die Rede war, der in den westlichen Provinzen bezüglich der sozialen Frage herrsche. Die „Germania" erläuterte am 11. Oktober 1910 das Wort von der Verseuchung des Westens dahin, daß es Kardinal Kopp gerade auf die Interkonfessionalisierung der Arbeiterbewegung angewandt habe. Damals fuhr der Kölner Kardinal Fischer, der Protektor der christlichen Gewerkschaften, voller Zorn nach Rom und beteuerte vor dem Papste die Glaubensfestigkeit seiner Diözesanen. Eine Spende von 200 000 Franken für den Petrespfennig gab dieser Versicherung schwerwiegenden Nachdruck. Aber Fischer ist tot und Hartmann wird sein Nachfolger. Und der wird sich voraussichtlich bemühen, mit Hilfe der jüngsten Enzyklika den „verseuchten Westen" gründlich zu desinfizieren.

Die päpstliche Kundgebung vom 24. September befiehlt den beiden Organisationsformen nachdrücklich, sich nicht mehr gegenseitig zu verketzern, vielmehr sich in Zukunft „jedes Streites über diese Sache zu enthalten"; bei

Meinungsverschiedenheiten sollen sie sich an die Bischöfe wenden, die ihrerseits die Entscheidung des Apostolischen Stuhles anzurufen haben. Auch hier werden also die christlichen Gewerkschaften ganz unmittelbar den Bischöfen und dem Papst unterstellt! Bisher hat zwischen den Gewerkschaften und Fachabteilungen ununterbrochen der wüsteste Streit getobt, ein Streit von unüberbietbarer Maßlosigkeit. „Spottgeburt von Dreck und Feuer" nennt die christliche „Baugewerkschaft" (Frühjahr 1907) die Fachabteilungen. „Prinzipiell borniert, praktisch fanatisiert, im Gewande der Pharisäer", so beschimpft sie dasselbe Blatt. „Die Fachabteilungen wollen die Arbeiter dem Scharfmachertum als wehrlose Lohnsklaven ausliefern; die angeblich überkatholischen Arbeiterfreunde treiben frivolen Arbeiterverrat," schrieb das Organ der christlichen Metallarbeiter. „Die Fachabteilungen erziehen die Arbeiter zu blinden Heloten, zu rückgratlosen Menschen, in denen jeder Klasseninstinkt erstickt wird," sagte Giesberts 1905 auf dem katholischen Gewerkschaftskongreß in Breslau. Als Schufte, Schurken, Verleumder und Verräter beschimpfte man sich gegenseitig und schlug sich zwischendurch die Köpfe blutig. Wiederholt ist es zu heftigen Schlägereien zwischen den beiden Richtungen gekommen.

Mit großem Eifer haben auch die christlichen Gewerkschaften Jahre hindurch auf ihre Selbständigkeit, ihre völlige Unabhängigkeit von der katholischen Kirchenorganisation gepocht. „Hochwürdigste Herren Bischöfe, bis hierher und nicht weiter!" sagte im August 1908 auf der internationalen Konferenz in Zürich der Gewerkschaftsführer und Zentrumsabgeordnete Schiffer. „Sie haben das Recht und die Pflicht," so fuhr er fort, „in religiösen und kirchlichen Dingen die Wege zu weisen; aber wo es sich um rein wirtschaftliche Dinge handelt, hat der Bischof kein Recht, ein Machtwort zu sprechen." Ganz ähnliche Töne schlugen in Zürich Stegerwald, Giesberts und Wieber an. Kurz darauf redete in einer Versammlung in Landsweiler (Saargebiet) der christliche Bergarbeiterführer Hüskes und apostrophierte die Bischöfe in noch schärferer Weise: „In Zürich haben die Kollegen Schiffer und Stegerwald die richtigen Worte gefunden, als sie erklärten, daß kein Papst, kein Bischof den katholischen Arbeitern vorschreiben könne, wie sie sich zu organisieren hätten. Möge kommen was will, wir werden die Konsequenzen tragen. Ich spreche nochmals aus: die Geistlichkeit hat in unsere wirtschaftlichen Fragen nicht hineinzureden."

Die armen Schächer! Schiffer und Stegerwald pilgerten nicht lange darauf bußfertig nach Kanossa; beim Kardinal Fischer wie auch beim Erzbischof von Utrecht leisteten sie förmliche Abbitte; Hüskes wurde aus dem Reiche des Bischofs Korum bald darauf abgeschoben und am Niederrhein als Arbeitersekretär unschädlich gemacht. Hinter den Kulissen ist seither die Dressur der christlichen Führer mit großem Eifer weiter betrieben worden. Und man hat sie gründlich mürbe gemacht! Kurz nach der Züricher Konferenz entstand jene Kontroverse zwischen Giesberts und dem Jesuitenpater Pesch, in deren Verlauf der Pater feststellte: „Die katholisch-kirchliche Autorität hat das Recht, das Sittengesetz zu interpretieren, auf gewerkschaftliche Fragen anzuwenden und

verbindliche Entscheidungen zu treffen. Es ist von nicht geringer Bedeutung, daß in diesen Prinzipienfragen eine Übereinstimmung erzielt ist." Das konnte nichts anderes bedeuten, als daß schon damals, also unmittelbar nach Zürich, die christlichen Führer noch weiter reumütig pater peccavi gesagt, ihren Männerstolz vor Bischofsthronen im Handumdrehen abgelegt und sich demütig unter die Fuchtel der kirchlichen Hierarchie gebeugt hatten. Was damals begonnen wurde, ist im Lager der Orthodoxen mit zäher Konsequenz weiter verfolgt worden. Die Fuldaer Bischofskonferenz im Herbst 1910 gab den christlichen Gewerkschaften neue Verhaltungsmaßregeln, die auch bereits die Forderung der Mitgliedschaft bei einem katholischen Arbeiterverein enthielten. Abermals duckten sich die Christenführer. Indessen ging der Streit weiter. Das Sühneopfer des schmählichen Streikbruchs bei dem Kampfe der Ruhrbergleute (Frühjahr 1912) wurde nicht als ausreichend erachtet. In den Pfingsttagen 1912 platzten wie eine Bombe die päpstlichen Kundgebungen an den Verband „Sitz Berlin" in das Christenlager hinein. (Vergleiche darüber meinen Artikel in Nr. 37, Jahrgang XXX der „Neuen Zeit".) Einen letzten verzweifelten Versuch machten damals die Gewerkschaften und ihre Protektoren, um wenigstens einen kleinen Rest wenn auch nur scheinbarer Selbständigkeit zu retten. Sie hatten vorerst noch Hoffnung, in Rom einen kleinen Erfolg zu erzielen, und versuchten es mit forschem Auftreten. Die „Essener Volkszeitung" (Nr. 137, 18. Juni) versuchte es sogar mit offenen Drohungen, indem sie schrieb:

... Deshalb lassen wir uns durch das Geschrei und Gespött des Radikalismus nicht verwirren und setzen an Stelle einer kindlich naiven Ehrfurcht gegen den Papst jene männlichstarke, gerade, wahrhaftige Ehrfurcht, welche auch in schwierigen Lagen in ihrer Treue nicht wankend wird, die aber auch den Versuch einer Irreführung des Papstes als einen Faustschlag in das Gesicht der Kirche empfindet und auf der eigenen Wange brennen fühlt.

Auch die Gewerkschaften selber machten einen letzten Versuch des Widerstandes. „Noch nie ist das Oberhaupt der katholischen Kirche über Wesen und Charakter der christlichen Arbeiterbewegung Deutschlands schmählicher hintergangen und getäuscht worden," erklärte offiziell der gewerkschaftschristliche Gesamtvorstand. „Keiner der uns gegenüberstehenden Unternehmerverbände hat seine Organisation unter die Leitung der kirchlichen Behörden gestellt. Eine Beeinträchtigung oder Beurteilung aus dem Grunde der ‚religiösen Gefahren' interkonfessionellen Zusammenlebens ist für Deutschland von ganz unabsehbarer Tragweite," drohte die Erklärung des Verbandes christlicher Bauhandwerker. Auf denselben Ton waren die Kundgebungen der anderen Verbände gestimmt. Aber Rom ließ sich nicht einschüchtern, und die Mannhaftigkeit der Zentrumspresse war schon nach wenigen Tagen einer ängstlichen Vorsicht gewichen. Zwei Tage, nachdem sie die vorhin zitierte Drohung gegen Rom ausgestoßen hatte, schlotterte die „Essener Volkszeitung":

Die Prüfung und Entscheidung (durch Rom) wird sich auf die Frage beziehen, ob den Katholiken der Beitritt zu den bestehenden interkonfessionellen Gewerkschaften nach wie vor gestattet werden kann oder ob er aus religiös-sittlichen Gründen unstatthaft ist. Das ist die Gewissensfrage, die vor das

kirchliche Forum gehört. Die Nichtkatholiken haben nicht dareinzureden. Wenn dem päpstlichen Wunsche gemäß die öffentliche Erörterung der Streitfrage eingestellt wird, so schließt das natürlich nicht aus, daß die beteiligten Arbeitervereine und deren Leiter ihren Bischöfen das Material unterbreiten, was sie zu ihrer Rechtfertigung und zur Klärung der Sache für angebracht erachten.

Die Entscheidung Roms liegt nun in der Enzyklika vom 24. September vor, und sie läßt keinen Zweifel darüber, daß die Kirche durchaus das beansprucht, was bis dahin heftig umstritten worden war: die unmittelbare Einwirkung auf die wirtschaftlichen Organisationen. Pius sagt wörtlich:

Daß die soziale Sache und die mit dieser Sache verbundenen Kontroversen über das Wesen und die Zeit der Arbeit, über das Maß des Lohnes und über die freiwillige Arbeitseinstellung nicht rein ökonomischer Natur sind und deshalb derart, daß sie ohne Rücksicht auf die Autorität der Kirche beigelegt werden können, während es doch der Wahrheit entspricht, daß die soziale Frage in erster Linie eine moralische und religiöse ist und aus diesem Grunde vornehmlich nach dem Sittengesetz und dem Urteil der Religion zu entscheiden ist.

Diese Sätze lassen keinen Zweifel mehr an der Stellung Roms, sie sind eine glatte Absage an die von den christlichen Gewerkschaften vertretenen Grundsätze. Indessen — und niemand von uns hat es bezweifelt: wiederum kriechen die Freunde der Gewerkschaften ins Mausefloch. „Die Enzyklika ist ein Wort und Werk des Friedens," so behauptet jetzt, nachdem sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt hat, die Zentrumspresse. „Sie bedeutet die Sicherung des Bestandes der christlichen Gewerkschaften in Deutschland," so behauptet unter gröblicher Verdrehung wider die eigene Überzeugung dieselbe Zentrumspresse („Essener Volkszeitung", Dortmunder „Tremonia"). Mehr an Bescheidenheit und Charakterlosigkeit ist schlechterdings unmöglich. Als vor einem Dutzend Jahren die Fachabteilungen der katholischen Arbeitervereine das Licht der Welt erblickten, geiferte die „Kölnische Volkszeitung" (Nr. 393 vom Jahre 1902): „Mit derlei Gründungen hat man es mit einer Ausgeburt fanatischer Schwarmgeisterei in ihrer den Interessen des Katholizismus abträglichsten Gestalt zu tun." Und das Organ des christlichen Metallarbeiterverbandes nannte im März 1905 den „Arbeiter" (Verbandsorgan des vom Papste mit warmer Liebe umfangenen Verbandes, „Sitz Berlin") „das Organ für Arbeiterversklavung und Verdummung". Das Berliner Blatt hatte dazumal die streikenden Bergarbeiter — an jenem Streik hatten sich bekanntlich auch die Christlichen beteiligt — auf die gesetzgeberische Hilfe der preußischen Parlamente vertröstet, worauf dann der deutsche „Metallarbeiter" empört antwortete:

Wer beherrscht denn die Gesetzgebung in Preußen? Doch nur die in den Augen des „Berliner Arbeiter" von unserem Herrgott zu etwas Besserem geschaffenen Feudaljunker Ostelbiens und sonstiger „Geldsacks"autoritäten. Daß Millionen Arbeiter nur dazu da sind, selbst zu darben und jenen Herrschaften ein genußreiches Leben zu verschaffen, ist in den Augen jedes echten Berliner Fachabteilungsschwärmers wohl selbstverständlich. Man müsse sich schämen, so tobte der „Metallarbeiter", daß so etwas unter katholischer Flagge möglich sei und daß „hier die katholische Religion als Deckmantel herhalten muß, um die Arbeiter den Kapitalisteninteressen auszuliefern. Bedauerlich ist nur, daß noch so viele Tausende be-

törter katholischer Arbeiter solch eine geistige Kost genießen müssen. Wenn auch nur noch ein Funke Arbeiterbewußtsein in jenen Arbeitern steckt, dann müssen sie sich jetzt wie ein Mann zeigen, gegen eine solche Sippe erheben, welche sich als ihre Freunde aufspielen, in der Wirklichkeit ihre bittersten Feinde sind, die an Gefährlichkeit selbst die rücksichtslosesten Scharfmacher übertreffen".

„Kampf den Arbeiterverrätern!" heißt es an anderer Stelle. „Auch solchen, welche in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind." Diese Charakteristiken der katholischen Arbeitervereine Berliner Richtung müssen heute in die Erinnerung zurückgerufen werden, heute, wo die solchermaßen geschilderten Vereine vom Papste als die gegebenen Organisationen der katholischen Proletarier öffentlich und überdies in der feierlichen Form einer Enzyklika empfohlen werden und ihre wärmste Förderung zur kirchlichen Pflicht erhoben wird. Die sozialen Anschauungen der römischen Kirche verwerfen den Streik grundsätzlich als verdammenswerten wirtschaftlichen Machtkampf. Und zu diesen Anschauungen bekennen sich völlig die Arbeitervereine Berliner Richtung. Einer ihrer Führer, der frühere Zentrumsabgeordnete Dr. Fleischer, faßte das soziale Programm der päpstlichen Arbeitervereine trefflich zusammen, als er auf einem Kursus zur Ausbildung von Arbeitersekretären (15. Dezember 1905) sagte:

Die Gewerkschaften sind nicht geeignet, zur Lösung der sozialen Fragen beizutragen. Sie sind aus der Revolution geboren, auf deren Grundsätzen aufgebaut und können auch schließlich nur wieder Revolution schaffen. Der Streik trägt auch revolutionären Charakter, und jede Revolution ist eine Übertretung des göttlichen Sittengesetzes; folglich ist der Streik in seinen Konsequenzen — Sünde. Wir Katholiken dürfen unter keinen Umständen streiken! Wir müssen lieber Unrecht leiden, als Unrecht tun!

Das sind die starren Konsequenzen des klerikalen Systems der Bevormundung und blinden Unterordnung, die logischen Ergebnisse einer Anschauungsweise, wonach die soziale Frage im Grunde nur eine Charitasfrage ist, wo die freiwillige Almosenspende, von der Kirche organisiert und geleitet, die bedürftige Volksmasse in dienstwilliger Unterwürfigkeit erhält. Was darüber ist, das ist vom Übel und wird bestenfalls nur widerwillig geduldet, wenn der Zwang besonderer Umstände es notwendig macht. Was jetzt unter dem Decknamen einer christlichen Gewerkschaft weiterbesteht, ist nur noch ein gnädig geduldetes Anhängsel der katholischen Kirchenorganisation, und überdies ein Anhängsel, über dessen Haupt beständig das Damoklesschwert gänzlichen Verbots schwebt. Damit vollendet sich eine Entwicklung, die sich seit mehreren Jahren unaufhaltsam vollzogen hat. Die Christlichen in ihrer heutigen Gestalt unterscheiden sich von den „Berlinern" ohnehin fast nur noch durch Äußerlichkeiten. Unter dem Zwange der kirchlichen Fuchtel haben sie sich schrittweise dem Programm von „Sitz Berlin" angenähert und sich mit wachsender Schnelligkeit zur zuverlässigen Schutztruppe reaktionärer Mächte entwickelt. Schon lange ist der frühere Kampfeston verschwunden, jede Spur von Klassenbewußtsein längst ausgetrieben. Wenn jetzt die Bachemiten und Volksvereinler die Enzyklika zähneknirschend aufgenommen

haben, so ist ihre Wut viel weniger dem Umstand zuzuschreiben, daß die gewerkschaftliche Tätigkeit der Christlichen völlig unterbunden wird: sie bäumen sich vielmehr nur gegen das Gefühl auf, von den Oppersdorff und Konsorten besiegt worden zu sein. Die Knebelung der Gewerkschaften beunruhigt an sich die schwarzen Herren um so weniger, als ja ohnehin das Zentrum die gewerkschaftliche Tätigkeit seiner Schützlinge in früheren Jahren manchmal sehr unangenehm empfunden hat und sie ihm heute, in der Zeit der schwarzblauen Paarung und der hurtigen Entwicklung des Klerikalismus zu unverhüllt kapitalistischen Grundsätzen, erst recht unbequem wäre. Das Schicksal der christlichen Gewerkschaften ist nun endgültig besiegelt! Als Arbeiterorganisationen sind sie abgetan; als Vereinigungen zur Wahrnehmung der Arbeiterinteressen kommen sie nicht mehr in Betracht; die Zeit der wirtschaftlichen Kämpfe wird ein für allemal hinter ihnen liegen. Rom hat gesprochen, die Sache ist erledigt. Schon die nahe Zukunft wird lehren, welche Wirkung die neueste Wendung in der christlichen Gewerkschaftsfrage auf das Gewerkschaftsleben überhaupt üben wird.

Marxistische Theorie und revolutionäre Taktik.

Von Anton Pannekoek.

1. Unsere Differenzen.

Die Tatsache liegt vor uns, daß seit einigen Jahren an immer neuen Objekten tiefgehende taktische Gegensätze zutage traten zwischen denjenigen, die früher als Marxisten auf demselben Boden standen und gemeinsam den Kampf für die radikale Taktik des Klassenkampfes gegen den Revisionismus führten. Zuerst brachen sie 1910 scharf hervor in der Diskussion über den Massenstreik zwischen Kautsky und Rosa Luxemburg; dann kamen die Gegensätze über den Imperialismus und die Abrüstungsfrage hinzu, und schließlich griffen sie in der Beurteilung des Stichwahlabkommens des Parteivorstandes und in der Stellung zum Liberalismus auf die wichtigsten Fragen der parlamentarischen Politik über.

Man mag die Tatsache bedauern, aber keine Liebe zur Partei kann sie aus der Welt schaffen; sie kann bloß — und das erfordert das Interesse der Partei — geklärt werden. Einerseits muß ihre Ursache erkannt werden, damit sie als natürlich und unvermeidlich hervortritt; andererseits muß der Inhalt der beiden Anschauungsweisen, müssen ihre tiefsten Grundgedanken und ihre weitesten Konsequenzen möglichst klar aus den beiderseitigen Äußerungen herausgeschält werden, damit die Parteigenossen sich orientieren und wählen können; das ist nur durch eine theoretische Diskussion möglich.

Die Ursache der neuen taktischen Differenzen liegt auf der Hand: unter dem Einfluß der modernen Formen des Kapitalismus haben sich in der Arbeiterbewegung neue Aktionsformen ausgebildet, die Massenaktionen. Bei ihrem ersten Auftreten wurden sie von allen Marxisten begrüßt und propagiert als ein Zeichen der revolutionären Entwicklung, als eine Konsequenz unserer revolutionären Taktik. Als sie sich aber zu einer machtvollen Praxis entwickelten, stellten sie neue Probleme; die Frage der sozialen Revolution — bisher ein Endziel in unerreichbarer Ferne — erhob sich als eine begin-

nende Gegenwartsfrage vor den Augen des kämpfenden Proletariats, und jetzt mußte die ganze ungeheure Schwere der Aufgabe jedem gleichsam aus eigener Erfahrung heraus klar werden. Daraus erwuchsen zwei Geistesrichtungen; die eine ergriff das Problem der Revolution und suchte durch Erforschung der Wirkung, der Bedeutung und der Macht der neuen Aktionsformen zu erfassen, wie es dem Proletariat möglich sein wird, die Aufgabe zu lösen; die andere, gleichsam vor der Schwere der Aufgabe zurückschreckend, spürte in den älteren parlamentarischen Aktionsformen nach Tendenzen, die gestatteten, ihre Inangriffnahme vorläufig noch aufzuschieben. Die neue Praxis der Arbeiterbewegung hat eine Trennung der Geister unter den bisherigen Verfechtern der radikalen marxistischen Parteitaktik bewirkt.

Unter diesen Verhältnissen ist es unsere Pflicht als Marxisten, durch eine theoretische Diskussion die Gegensätze möglichst zu klären. Deshalb haben wir in unserem Artikel „Massenaktion und Revolution" zuerst, gleichsam als Grundlage unserer Anschauungsweise, den Prozeß der revolutionären Entwicklung als einen Prozeß der Umwälzung der Machtverhältnisse der Klassen dargelegt und in einer Kritik zweier Artikel von Kautsky den Gegensatz unserer Anschauungen klarzumachen versucht. Kautsky hat in seiner Antwort die Sache auf ein anderes Gebiet geschoben; statt die Richtigkeit theoretischer Anschauungen zu kritisieren, hat er uns vorgeworfen, wir wollen der Partei eine neue Taktik aufzwingen. In der „Leipziger Volkszeitung" vom 9. September [1] haben wir nachgewiesen, wie damit der ganze Sinn unserer Ausführungen auf den Kopf gestellt wurde.[2]

Wir hatten uns bemüht, den Unterschied der drei Richtungen, die jetzt in der Partei einander gegenüberstehen — zwei radikale und die revisionistische — so gut wie möglich klarzustellen. Dem Genossen Kautsky scheint der Sinn dieser ganzen Darlegung entgangen zu sein, denn ärgerlich bemerkt er:

> Meine Auffassung erscheint Pannekoek als purer Revisionismus (S. 694).

Wir haben gerade umgekehrt nachgewiesen, daß die Auffassung Kautskys kein Revisionismus ist. Gerade weil viele Genossen, in denen durch die bisherigen Kämpfe der Gegensatz Radikalismus—Revisionismus eingeprägt war und die nach diesem Schema unsere heutigen Differenzen zu bewerten suchen, mitunter an Kautsky irre wurden und fragten, ob er denn allmählich zum Revisionisten werde — gerade deshalb war es nötig, dem entgegenzutreten und aus der besonderen Natur des radikalen Standpunktes Kautskys seine praktische Stellungnahme zu verstehen. Während für den Revisionis-

[1] Wir haben aus vorliegendem Artikel eine Reihe von Ausführungen gestrichen, die sich inhaltlich mit unserer ersten Zurückweisung der Mißdeutungen Kautskys in der „Leipziger Volkszeitung" vom 9., 10. und 11. September und der „Bremer Bürgerzeitung" vom 10., 11. und 12. September deckten. Die Redaktion hatte uns um jene Streichung aus Rücksicht auf die Raumverhältnisse der „Neuen Zeit" ersucht. Wir verweisen daher unsere Leser auf die erwähnten Artikel, zu denen die vorliegenden Ausführungen die Ergänzung bilden.

[2] Wenn aus Anlaß jener Richtigstellungen Hilferding in der „Neuen Zeit" von einem „vollen Rückzug" redet, so ist das wohl nur als ein hämischer Ausfall ohne Bedeutung zu bewerten. Wer denkt da nicht an den Richter aus früherer Zeit, der unseren Genossen feige Verleugnung ihrer Grundsätze vorwarf, weil sie bestritten, den Königsmord zu predigen?

mus unsere Tätigkeit sich im parlamentarischen Kampfe und im Gewerkschaftskampf, zur Erringung von Reformen und Verbesserungen erschöpft und wir dadurch von selbst in den Sozialismus hineinwachsen — aus dieser Auffassung ergibt sich die nur auf augenblickliche Verbesserungen gerichtete reformistische Taktik — betont der Radikalismus die Unvermeidlichkeit eines noch vor uns liegenden revolutionären Kampfes zur Eroberung der Herrschaft und richtet er deshalb seine Taktik auf die Steigerung des Klassenbewußtseins und der Macht des Proletariats. Über diese Revolution sind nun unsere Meinungen auseinander gekommen. Für Kautsky bildet sie einen Akt in der Zukunft, eine politische Katastrophe, und haben wir uns bis dahin nur auf jene große Entscheidungsschlacht vorzubereiten, indem wir unsere Macht zusammenbringen, unsere Truppen sammeln und sie einüben. Für uns ist sie ein Prozeß der Revolution — in dessen erste Anfänge wir schon hineinwachsen —, weil die Massen erst gesammelt, eingeübt und zu einer zur Eroberung der Herrschaft fähigen Organisation gemacht werden können durch den Kampf um die Herrschaft selbst. Diese Verschiedenheit der Auffassung ergibt eine durchaus verschiedene Bewertung der Gegenwartsaktionen; und es ist klar, daß die revisionistische Ablehnung jeder revolutionären Aktion und ihre Hinausschiebung in unbestimmte Ferne bei Kautsky sie in mancher Gegenwartsfrage einander nahe bringen müssen, in der sie zusammen uns gegenüberstehen.

Natürlich soll das nicht besagen, daß diese Richtungen schon in sich geklärte, voneinander deutlich abgegrenzte Gruppen in der Partei bilden — sie sind zum Teil erst miteinander ringende Gedankenströmungen. Auch bedeutet es nicht eine Verwischung der Grenzlinie zwischen dem Kautskyschen Radikalismus und dem Revisionismus, sondern nur eine Annäherung, die freilich, durch die innere Logik der Entwicklung, immer weiter gehen wird.[1] Denn ein wirklicher passiver Radikalismus wird in den Massen seinen Boden verlieren müssen. So notwendig es war, sich in der Zeit des ersten Emporkommens der Bewegung auf die bisherigen Kampfmethoden zu beschränken, so unvermeidlich muß dann eine Zeit folgen, in der das Proletariat sein gestiegenes Machtbewußtsein in die Erringung neuer entscheidender Machtpositionen umsetzen will. Die Massenaktionen im Kampfe um das preußische Wahlrecht zeigen diesen Willen. Auch der Revisionismus war ein Ausdruck dieses Strebens, positive Erfolge als Früchte der gesteigerten Macht zu erzielen; und er hat, trotz aller Enttäuschungen und Mißerfolge, seinen Einfluß vor allem der Vorstellung zu verdanken, daß die radikale Parteitaktik nur ein passives Abwarten ohne Gewinnung bestimmter Erfolge bedeute und der Marxismus eine fatalistische Lehre sei. Von dem Kampfe um die Erringung neuer wichtiger Positionen kann das Proletariat nicht lassen; wer ihn nicht auf revolutionärem Wege führen will, wird unwiderstehlich, auch gegen seinen Willen, immer weiter auf den reformistischen Weg gedrängt, positiven Erfolgen durch eine besondere Parlamentstaktik und Abmachungen mit anderen Parteien nachzustreben.

[1] Der Chemnitzer Parteitag hat in der Tat schon — darin liegt seine Bedeutung als Übergang zu einer Neuorientierung — das Zusammengehen des Hauptteils der Radikalen mit den Revisionisten auf einer mittleren Linie, auf einer vom Parteivorstand vertretenen Taktik des gemäßigten Reformismus (Typus Stichwahlabkommen mit Dämpfung) gebracht.

2. Klasse und Masse.

Wir hatten dem Genossen Kautsky vorgeworfen, bei seiner Untersuchung der Aktion der Masse habe er sein marxistisches Rüstzeug zu Hause gelassen und die Fehlerhaftigkeit seiner Methode ergebe sich schon sofort daraus, daß er zu keinem bestimmten Resultat komme. Kautsky antwortet darauf:

Mit nichten. Ich habe das Ergebnis meiner Untersuchung sehr bestimmt dahin formuliert, daß jene unorganisierte Masse, die ich untersuche, höchst unberechenbarer Natur sei (S. 655).

Und er weist auf den Flugsand der Wüste hin, der auch unberechenbar ist. Mit allem Respekt vor diesem Beispiel müssen wir jedoch unsere Beweisführung aufrecht halten. Wenn man eine Erscheinung untersucht, und man kommt zu dem Ergebnis, daß sie bald so, bald anders stattfindet und völlig unberechenbar ist, so beweist das bloß, daß man die wirkliche Ursache, die sie beherrscht, nicht gefunden hat. Wenn einer zum Beispiel nach einer Betrachtung der Monderscheinungen das Ergebnis seiner Untersuchung „sehr bestimmt dahin formuliert", daß der Mond bald im Nordosten, bald im Süden, bald im Westen steht, ganz regellos und unberechenbar, dann wird jeder mit Recht sagen, daß seine Untersuchung resultatlos geblieben ist — natürlich kann es sein, daß die hier wirkende Ursache überhaupt noch nicht auffindbar ist. Ein Vorwurf kann daraus nur erwachsen, wenn er die ihm bekannte Forschungsmethode, die hier allein Resultate geben kann, völlig außer acht gelassen hat.

So liegt die Sache mit Kautskys Behandlung der Aktion der Masse in der Geschichte. Er sieht, wie die Massen jedesmal anders, bald reaktionär, bald revolutionär auftraten, bald aktiv, bald passiv waren, und er schließt, daß auf diesem unberechenbaren Flugsand nicht zu bauen ist. Was sagt uns aber die marxistische Theorie? Das gesellschaftliche Handeln der Menschen wird — von individuellen Abweichungen abgesehen, also für größere Massen — bestimmt durch ihre materielle Lage, ihre Interessen und die daraus entspringenden Anschauungen — wobei eine Korrektur für die Macht der Tradition vorzunehmen ist —, die für die verschiedenen Klassen verschieden sind. Will man also ihr Auftreten verstehen, so muß man die verschiedenen Klassen scharf auseinander halten; die Aktionen einer lumpenproletarischen, einer kleinbürgerlichen, einer bäuerlichen, einer modern-proletarischen Masse müssen durchaus verschieden sein. Indem Kautsky sie alle unterschiedslos zusammenwirft, konnte er natürlich zu keinem Resultat kommen; aber die sich aus der geschichtlichen Untersuchung ergebende Unberechenbarkeit liegt nicht im Untersuchungsobjekt, in der Masse, sondern in der mangelhaften Methode.

Für die heutige Masse gibt Kautsky einen anderen Grund an, weshalb er ihren Klassencharakter außer acht ließ: als Mischung vieler Klassen hat sie keinen bestimmten Klassencharakter:

Auf S. 45 meines Artikels untersuchte ich, welche Elemente heute in Deutschland bei solchen Aktionen in Frage kommen könnten. Ich kam zu dem Resultat, daß dazu ohne Kinder und landwirtschaftliche Bevölkerung etwa 30 Millionen zu rechnen seien, wovon etwa ein Zehntel organisierte Arbeiter. Den Rest bilden unorganisierte Arbeiter, zum großen Teil noch mit Ideengängen der Bauernschaft, des Kleinbürgertums, des Lumpenproletariats infiziert, und endlich nicht wenige Mitglieder der letzten zwei Schichten selbst.

Auch jetzt, nach Pannekoeks Tadel, ist es mir noch nicht klar geworden, wieso ich in einer so bunt gemischten Masse einen einheitlichen Klassencharakter entdecken könnte? Das „marxistische Rüstzeug", das habe ich nicht etwa „zu Hause gelassen", sondern nie besessen. Genosse Pannekoek meint hier offenbar, das Wesen des Marxismus bestehe darin, überall, wo von Masse die Rede, darunter eine bestimmte Klasse zu verstehen, und zwar heute das industrielle, klassenbewußte Lohnproletariat (S. 656).

Kautsky macht sich hier schlechter, als er ist. Um einen gelegentlichen Fehler zu verteidigen, verallgemeinert er ihn, und zwar mit Unrecht. Um in dieser „bunt gemischten Masse" einen bestimmten Klassencharakter zu entdecken — er sagt „einheitlichen", aber es ist klar, daß es sich nur um einen vorwiegenden Klassencharakter handelt, den Charakter der Klasse, die die Mehrheit bildet und deren Anschauungen und Interessen den Ausschlag geben, wie heute die des industriellen Proletariats —, habe er nie ein „marxistisches Rüstzeug" besessen. Da irrt er sich aber. Denn diese selbe Masse, noch bunter gemischt durch das Hinzutreten der Landbevölkerung, tritt auch in der parlamentarischen Politik auf. Und da sehen wir — alle sozialdemokratischen Schriften gehen davon aus —, daß der Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat den Hauptinhalt dieser Politik bildet, daß die Anschauungen und Interessen der Lohnarbeiter diese ganze Politik beherrschen und als Anschauungen und Interessen des Volkes schlechtweg gelten. Was für die Massen in der parlamentarischen Politik gilt, soll auf einmal nicht mehr gelten, sobald sie zu Massenaktionen greifen?

Umgekehrt, in den Massenaktionen tritt der proletarische Klassencharakter noch stärker hervor. In der parlamentarischen Politik zählt das ganze Land mit, auch die entlegensten Dörfer und Kleinstädte; die Konzentration der Menschen spielt keine Rolle. In den Massenaktionen handelt es sich vor allem um Aktionen der dichtgedrängten großstädtischen Massen. Und hier finden wir, daß nach der neuesten Reichsstatistik in den 42 deutschen Großstädten, nach Ausscheidung von 25 vom Hundert nicht gut bestimmbaren Berufslosen, die Bevölkerung sich in 15,8 vom Hundert Selbständige, 9,1 vom Hundert Angestellte und 75,0 vom Hundert Arbeiter gliedert. Wenn man dann dazu bedenkt, daß von der industriellen Arbeiterschaft in Deutschland 1907 15 vom Hundert in Kleinbetrieben, 29 vom Hundert in Mittelbetrieben, 56 vom Hundert in Groß- und Riesenbetrieben arbeitete, dann wird klar, in wie hohem Maße schon der Charakter des großindustriellen Lohnarbeiters auf die für Massenaktionen in Betracht kommenden Massen seinen Stempel drückt. Wenn Kautsky hier nur eine bunt gemischte Masse sieht, so weil er erstens die Frauen der organisierten Arbeiter einfach der unorganisierten Masse von 27 Millionen zuzählt, und zweitens den unorganisierten oder noch in bürgerlichen Traditionen befangenen Arbeitern den proletarischen Klassencharakter aberkennt. Deshalb weisen wir noch einmal darauf hin, daß im Fortschreiten dieser Aktionen, bei denen die tiefsten Interessen und Leidenschaften der Massen zum Durchbruch kommen, nicht die Angehörigkeit zur Organisation, nicht eine traditionelle Ideologie, sondern immer mehr der reale Klassencharakter den Ausschlag gibt.

Damit wird auch das Verhältnis unserer Methoden klar. Kautsky wirft mir vor, daß meine Methode „vereinfachter Marxismus" ist; ich bestätige ihm nochmals, daß die seinige weder ein vereinfachter noch ein komplizierter,

sondern gar kein Marxismus ist. Jede Wissenschaft, die ein Stück Wirklichkeit erforschen will, muß damit anfangen, die Hauptsachen, die Grundursachen in ihrer einfachsten Gestalt herauszufinden; indem sie dann nachher immer weitere Einzelheiten, Nebenursachen und weiter abliegende Kräfte zur Korrektur des ersten Resultats hinzuzieht, wird das erste einfache Bild ergänzt, verbessert, weiter kompliziert und so der Wirklichkeit immer mehr angenähert. Nehmen wir das Beispiel der von Kautsky herangezogenen großen französischen Revolution. In erster Annäherung ergibt sich hier ein Klassenkampf zwischen der Bourgeoisie und den feudalen Klassen; eine Darlegung dieser Hauptsache, deren allgemeine Richtigkeit nicht bestritten werden kann, wäre als „vereinfachter Marxismus" zu bezeichnen. Kautsky hat 1889 in seiner Broschüre die Gliederungen innerhalb jener Klassen untersucht und konnte dadurch das erste einfache Bild erheblich verbessern und vertiefen. Der Kautsky von 1912 würde jedoch sagen: in dieser bunt gemischten Masse, die den damaligen dritten Stand darstellte, ist nichts Einheitliches zu entdecken; es ist vergebens, hier bestimmte Aktionen und Resultate zu erwarten. So liegt die Sache auch hier — nur um so viel schwieriger, da es sich um die Zukunft handelt, deren bestimmenden Kräften es in den heutigen Klassen nachzuspüren gilt. In einer ersten Annäherung, um einen ersten allgemeinen Einblick zu bekommen, kann es sich nur um die große Hauptsache der kapitalistischen Welt, um den Kampf der beiden Hauptklassen Bourgeoisie und Proletariat handeln; den Prozeß der Revolution als eine Entwicklung ihrer Machtverhältnisse haben wir in kurzen Strichen zu zeichnen versucht. Natürlich wissen wir sehr gut, daß die Wirklichkeit sehr viel komplizierter ist und daß zu ihrer Erfassung noch viele Probleme zu lösen sind — teilweise werden wir da auf die Belehrung der Praxis warten müssen. Die Bourgeoisie ist so wenig eine einheitliche Klasse wie das Proletariat; in beiden wirken noch Traditionen nach; in der Volksmasse treten noch Lumpenproletarier, Kleinbürger, Angestellte auf, deren Handeln aus ihrer speziellen Klassenlage abzuleiten ist. Da sie aber nur Beimischungen bilden, die den lohnproletarischen Hauptcharakter der Masse nicht verwischen können, kann das alles nur als eine Korrektur gelten, die das erste Bild weiter ausbaut, ohne es unrichtig zu machen. Zur Bewältigung und Klärung dieser Fragen ist das Zusammenwirken vieler Kräfte in Gestalt einer Diskussion nötig. Brauchen wir zu sagen, daß wir da vor allem auf die Hilfe des Autors der „Klassengegensätze von 1789" rechneten, der durch seine Kritik unserer Skizze auf die noch ausstehenden Probleme und Schwierigkeiten hinweisen könnte? Aber der Kautsky von 1912 erklärt sich außerstande, an dieser wichtigsten Frage für das kämpfende Proletariat, der Erkenntnis der Kräfte, die seinen kommenden revolutionären Kampf gestalten werden, mitzuarbeiten, denn er wisse nicht, wieso er „in einer so bunt gemischten Masse" wie der heutigen proletarischen Masse einen „einheitlichen Klassencharakter" entdecken könnte....

3. Die Organisation.

In der „Leipziger Volkszeitung" haben wir nachgewiesen, daß Kautsky mit Unrecht aus unserer Betonung des Organisationsgeistes als das Wesentliche der Organisation ableitet, daß nach meiner Auffassung der Organisationskörper nicht nötig sei. Es bedeutet, daß trotz aller Angriffe auf die äußeren Verbandsformen die Massen, in denen dieser Geist lebt, sich immer

wieder zu neuen Organisationen zusammenschließen werden. Und wenn Kautsky erwartet, daß der Staat sich hüten wird, die Arbeiterorganisationen anzugreifen — in 1903 war er noch entgegengesetzter Meinung; siehe Protokoll Dresden, S. 383 —, so kann auch nur der von ihm verspottete Organisationsgeist diesen Optimismus begründen.

Der Organisationsgeist ist in der Tat die bewegende Seele, die dem Körper erst Lebenskraft und Aktionsfähigkeit gibt. Aber diese unsterbliche Seele kann nicht nach christlicher Theologie leiblos im Himmelreich schweben; sie schafft sich immer wieder den Organisationskörper, weil sie die Menschen, in denen sie lebt, zum gemeinsamen, organisierten Handeln zusammenfügt. Dieser Geist ist nicht etwas Abstraktes, Vorgestelltes im Gegensatz zu der „konkreten wirklichen Organisation", der bestehenden Vereinsform, sondern er ist genau so konkret und wirklich wie diese. Er bindet ihre Elemente, die einzelnen Personen, fester zusammen, als Satzung und Statut sie binden können, so daß sie nicht mehr in lose Atome auseinanderfallen, wenn das äußere Band mit Satzung und Statut wegfällt. Wenn die Organisationen als gewaltige, feste, nicht zu spaltende Massenkörper auftreten und handeln können, wenn weder im Angriff und im Kampfe, noch beim Abbruch des Kampfes oder bei einer Niederlage die Geschlossenheit zerbricht, wenn alle als die selbstverständlichste Sache der Welt das eigene Interesse gegen das Interesse der Gesamtheit zurückstellen — so liegt der Grund dazu nicht in den Statutenbestimmungen über Rechte und Pflichten der Mitglieder, auch nicht in der Zaubermacht der Kassen oder der demokratischen Verfassung, sondern in dem Organisationsgeist des Proletariats, in der tiefen Umwandlung seines Charakters. Was Kautsky über die Machtmittel der Organisation sagt, ist gewiß sehr richtig; die Güte der Rüstung, die das Proletariat sich schmiedet, gibt Selbstvertrauen und Kraftgefühl — über die Notwendigkeit für die Arbeiter, sich möglichst gut zu rüsten in kräftigen Zentralverbänden mit guten Kassen, besteht keine Meinungsverschiedenheit unter uns. Aber die Vorzüglichkeit dieser Rüstung beruht als Grundlage auf der Opferwilligkeit der Mitglieder, auf ihrer Disziplin gegen den Verband, auf ihrer Solidarität gegenüber den Genossen, kurz darauf, daß sie ganz andere Menschen geworden sind als die alten individualistischen Kleinbürger und Bauern. Wenn Kautsky diesen neuen Charakter, den Organisationsgeist, für eine Folge der Organisation erklärt, so braucht das erstens zu unserer Auffassung nicht in Widerspruch zu stehen, und zweitens ist es nur halbwegs richtig. Denn diese Umwandlung der menschlichen Natur im Proletariat ist zuerst eine Wirkung der Lebenslage der Arbeiter, die schon durch die gemeinsame Ausbeutung als Masse in derselben Fabrik zum gemeinsamen Handeln erzogen werden, und weiter eine Wirkung seines Klassenkampfes, also der Kampfpraxis der Organisation — die Vereinspraxis des Wählens von Vorständen und des Zahlens von Beiträgen dürfte dabei wohl die allergeringste Rolle spielen.

Worin das Wesen der proletarischen Organisation besteht, ergibt sich sofort, wenn man sich die Frage stellt, was eigentlich eine Gewerkschaft unterscheidet von einem Skatklub, einem Verein zur Bekämpfung der Tierquälerei oder einem Unternehmerverband. Kautsky stellt sich offenbar diese Frage nicht und sieht keinen tiefgehenden prinzipiellen Unterschied zwischen ihnen; daher stellt er auch die gelben Vereine, in die die Unternehmer ihre

Arbeiter hineinzwingen, als etwas Gleichartiges neben die kämpfenden proletarischen Organisationen. Er sieht die weltumwälzende Bedeutung der proletarischen Organisation nicht. Er glaubte uns Mißachtung der Organisation vorwerfen zu können; in Wirklichkeit schätzt er sie viel niedriger ein als wir. Von allen anderen Vereinen unterscheiden sich die Arbeiterorganisationen dadurch, daß in ihnen die Solidarität, die völlige Unterordnung des einzelnen unter die Gemeinschaft als das Wesen eines neuen, werdenden Menschtums aufwächst und ihre Kraft bildet. Die proletarische Organisation macht die zuvor zersplitterte machtlose Masse zu einer Einheit, zu einem Wesen mit bewußtem Willen und selbständiger Kraft. Sie bildet den Anfang eines Volkes, das sich selbst verwaltet, das eigene Schicksal regelt und dazu zuerst die fremde Zwangsgewalt von sich abwälzt. In ihr wächst die einzige Macht empor, die die Klassenherrschaft des Ausbeutertums beseitigen kann; das Wachsen der proletarischen Organisation bedeutet im Prinzip schon das Zurückdrängen aller Funktionen der Klassenherrschaft; sie ist die selbstgeschaffene Ordnung des Volkes, die im zähen Kampfe die störenden Brutalitäten und despotischen Unterdrückungsversuche der herrschenden Minderheit zurückdrängen und beseitigen muß. In der proletarischen Organisation wächst die neue Menschheit empor, die jetzt zum ersten Male in der Weltgeschichte als eine zusammenhängende Einheit im Entstehen begriffen ist; die Produktion wächst zu einer einheitlichen Weltwirtschaft zusammen, und in den Menschen wächst zugleich das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, die feste Solidarität, die Brüderlichkeit, die sie zu einem von einheitlichem Willen beherrschten Organismus zusammenbinden.

Für Kautsky besteht die Organisation nur in dem „wirklichen konkreten" Verband oder Verein, von den Arbeitern zu irgend einem praktischen Zwecke in ihrem Interesse geschaffen und, ähnlich wie ein Unternehmerverband oder ein Krämerverein, nur durch äußere Bindung und Satzung des Statuts zusammengehalten. Fällt dieses äußere Band weg, so fällt das Ganze wieder in Einzelindividuen auseinander und ist die Organisation verschwunden. Aus dieser Auffassung wird es verständlich, weshalb Kautsky die Gefahren, die die Organisation von innen heraus bedrohen, so schwarz ausmalt und so eindringlich gegen unvorsichtige „Kraftproben" warnt, die Entmutigung, Massendesertion und Untergang der Organisation mit sich schleppen. In dieser Allgemeinheit läßt sich gegen eine solche Mahnung nichts einwenden; unvorsichtige Kraftproben will ja kein Mensch. Die von Kautsky hervorgehobenen schlimmen Folgen einer Niederlage sind auch keine Phantasien; sie entsprechen der Erfahrung einer anfangenden Arbeiterbewegung. Wenn die Arbeiter zuerst zum Organisationsleben erwachen, erwarten sie große Dinge von ihr und ziehen voll Begeisterung in den Kampf; geht der Kampf verloren, dann kehren sie oft enttäuscht und mutlos der Organisation den Rücken, weil sie sie nur von dem unmittelbar praktischen Standpunkt, als Vereine für direkte Vorteile betrachten und der neue Geist in ihnen noch nicht fest Wurzel fassen konnte. Welch ein ganz anderes Bild bietet aber die entwickelte Arbeiterbewegung, wie sie den fortgeschrittensten Ländern immer stärker ihre Züge aufprägt! Immer wieder sehen wir hier, wie die Arbeiter an ihrer Organisation mit der größten Zähigkeit festhalten, wie sie in großen Kämpfen alles aufs Spiel setzen, um ihre Organisationen zu behalten, wie sie durch keine Niederlage und kaum durch den schlimmsten Terrorismus

von oben dazu zu bewegen sind, die Organisation aufzugeben. Sie sehen nicht bloß in der Organisation einen Verein, zu nützlichen Zwecken, nein, sie fühlen, daß darin ihre einzige Kraft, ihr einziger Rückhalt liegt, daß sie ohne Organisation machtlos und wehrlos sind, und mit der Allgewalt des Instinktes der Selbsterhaltung beherrscht dieses Bewußtsein ihr ganzes Handeln.

Natürlich sind noch nicht alle Arbeiter so, aber sie werden es immer mehr; dieses neue Wesen entwickelt sich immer stärker im Proletariat. Und daher wird die Gefahr, die Kautsky so schwarz ausmalt, immer weniger schwerwiegend. Gewiß bringt der Kampf Gefahren mit sich, aber zugleich ist der Kampf das Lebenselement der Organisation, worin sie allein wachsen und innerlich kräftig werden kann. Eine Kampftaktik aber, die uns nur Siege und keine Niederlagen bringt, kennen wir nicht; auch bei der größten Vorsicht sind Rückschläge und Niederlagen nicht zu vermeiden, es sei denn, daß man kampflos das Feld räumen wollte, was meist schlimmer wäre als eine Niederlage. Wir müssen darauf rechnen, daß nur zu oft auf das kräftige Vorwärtsdringen eine Niederlage folgt, die dem Ansturm ein Halt zuruft, ohne das die Möglichkeit besteht, dem Kampfe auszuweichen. Mögen wohlmeinende Führer deshalb vor den schlimmen Folgen der Niederlage warnen, die Arbeiter können antworten: glaubt ihr wirklich, daß wir, denen uns die Organisation in Fleisch und Blut übergegangen ist, die wir wissen und fühlen, daß uns die Organisation mehr ist als das Leben — denn sie ist Leben und Zukunft unserer Klasse —, daß wir bei einer Niederlage sofort unser Vertrauen in die Organisation verlieren und davonlaufen? Gewiß wird von den Massen, die uns im Angriff und im Siege zuströmen, ein ganzer Teil bei dem folgenden Rückschlag wieder abfließen; aber das bedeutet nichts anderes, als daß wir in unseren Aktionen auf größere Massen zu rechnen haben als den festen, allmählich wachsenden Bestand unserer unerschütterlichen Kampfbataillone.

Aus dieser Gegenüberstellung der Anschauungen Kautskys und der unsrigen wird auch klar, wie es möglich ist, daß wir, die wir auf dem gleichen theoretischen Boden stehen, in der Beurteilung der Organisation so sehr auseinandergehen können. Es liegt einfach daran, daß wir die Organisation in verschiedenen Entwicklungsstufen vor Augen haben, Kautsky die erst emporkommende Organisation in ihrem Anfang, wir die Organisation in ihrer weiteren Entwicklung. Daher sieht er das Wesentliche der Organisation in der äußeren Form und glaubt er, daß mit dem Antasten dieser Form die ganze Organisation verloren ist. Daher erklärt er, daß die Umwandlung des proletarischen Charakters die Folge und nicht das Wesen der Organisation bildet. Daher sucht er die Hauptwirkung der Organisation auf den Charakter des Arbeiters in der Zuversicht und dem Rückhalt, die ihm die materiellen Mittel der Gesamtheit, namentlich die Kassen bieten. Daher warnt er, daß bei einer großen Niederlage die Arbeiter mutlos der Organisation den Rücken kehren werden. Das entspricht alles der Auffassung, zu der man durch die Beobachtung der im ersten Aufkommen befindlichen Organisation kommen muß. Was er uns gegenüberstellt, beruht also auch auf Wirklichkeit; aber für das, was wir vertreten, nehmen wir das größere Recht in Anspruch, da es die neue, werdende, immer mächtiger sich entfaltende Wirklichkeit ist — vergessen wir nicht, daß Deutschland erst seit einem Jahrzehnt große machtvolle proleta-

rische Organisationen kennt! —, deshalb entspricht es vor allem der Geistesverfassung der jungen Arbeitergeneration, wie sie sich in dem letzten Jahrzehnt ausgebildet hat. Gewiß gilt auch das Alte noch im abnehmenden Maße; Kautskys Auffassungen bilden den Ausdruck des noch Anfangenden, Unvollkommenen, Primitiven in der Organisation, das auch eine Macht, und zwar eine hemmende, zurückhaltende ist. In welchem Verhältnis diese Kräfte zueinander stehen, wird sich in der Praxis ergeben müssen, in Beschluß und Tat der Proletariermassen, die damit bekunden, wessen sie sich fähig erachten.

(Schluß folgt.)

Die ‚Daschnakzutiun' und die Emanzipationskämpfe im Orient.

Von **Mikael Varandian.**

Armenien wird vielleicht bald der Schauplatz großer militärischer Operationen sein. Die schon seit längerer Zeit um Kars an der türkischen Grenze Armeniens zusammengezogenen russischen Truppen führen bereits beunruhigende Bewegungen aus. Auf der anderen Seite hat das vierte türkische Armeekorps seine Mobilisierung an derselben Grenze begonnen. Das Gerücht eines türkisch-russischen Konfliktes nimmt, besonders seit der jüngsten Reise Kokowzews nach dem Kaukasus, die eine ganz ausgesprochene „Inspektionsreise" war, immer mehr konkrete Formen an. Die russische Regierung scheint sich mit der Absicht einer Annexion von Türkisch-Armenien zu tragen.

Damit erklärt man sich auch in unterrichteten Kreisen sowohl Petersburgs als in Tiflis die plötzliche Änderung im Verhalten des Zarismus gegenüber den Armeniern im Kaukasus. Wie im Jahre 1878 würde sich der Krieg wieder in Armenien abspielen; der Beistand der armenischen Bevölkerung wäre daher für die russischen Eroberungsgelüste sehr wertvoll; denn die Armee des Zaren muß auf alle Fälle auf einen langwierigen und hartnäckigen Widerstand nicht nur der regulären türkischen Truppen, sondern auch von kurdischen, lasischen und tscherkessischen Freischärlern gefaßt sein, und dazu kommt, daß die Befestigungen von Erzerum seit 1878 wesentlich verstärkt worden sind.

Darum kokettiert augenblicklich die zarische Regierung einigermaßen mit der armenischen Gesellschaft. Sie hat der armenischen Presse von Tiflis „großmütig" erlaubt, Protest zu erheben — gegen die in Türkisch-Armenien verübten Grausamkeiten. Ja, es ist bekannt, daß ihre Agenten sogar versuchten, mit der „Daschnakzutiun" in „Verkehr" zu treten, dieser mächtigsten revolutionären Organisation der Armenier; sie ersuchten, allerdings vergeblich, für den Fall eines Krieges mit der Türkei ihre Neutralität, die Einstellung ihrer regierungsfeindlichen Aktion zu erlangen.

Ja, es wird behauptet, daß die für die Angeklagten günstige Wendung, die der jüngst hinter verschlossenen Türen vor dem Senat durchgeführte Monstreprozeß gegen die Partei Daschnakzutiun so plötzlich nahm, auf eine Intervention des Zaren zurückzuführen ist, der unmittelbar vor dem eventuellen Ausbruch eines Krieges mit der Türkei das armenische Volk nicht reizen wollte.

Dieses Gerücht erhält durch das Urteil eine tatsächliche Stütze. In ganz Rußland hatte man erwartet, daß der Prozeß der Daschnakzutiun mit den fürchterlichsten Verurteilungen enden werde. Indessen war das Verdikt verhältnismäßig „gelinde". Von 150 Angeklagten dieses „Hochverratsprozesses" wurden nach vierjähriger Untersuchungshaft 50 zu verschiedenen Strafen verurteilt: 4 zu Zwangsarbeit, die übrigen zu lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien oder zu Festungshaft.

Was ist nun diese „Daschnakzutiun",[1] diese Organisation, von der im Jahre 1908 anläßlich der Verhandlung der berühmten Kaukasusinterpellation in der Duma Baron Nolde erklärte: „Wir müssen mit allen Mitteln diese internationale Vereinigung ausrotten, die alle Aufstände in den angrenzenden Gebieten nährt und schürt." Wer ist diese von den russischen Machthabern bestgehaßte Gruppe oder Partei?

In Kürze wollen wir hier die Lebensgeschichte dieser eigentümlichen und mächtigen Organisation wiedergeben, die seit fünf Jahren ein Glied der Internationale ist und ihren Vertreter im Internationalen Sozialistischen Bureau besitzt. Die von ihr angewandten Aktionsmethoden variieren vom Carbonarismus und Terrorismus bis zu friedlichen Massenstreiks und Kundgebungen.

Da nun diese Partei sozusagen eine Verkörperung des armenischen Volkes darstellt, da die „Daschnakzutiun" und das armenische Volk oft identifiziert worden sind, wollen wir zuerst einen allgemeinen Überblick auf die Schicksale dieses Volkes werfen. Es ist dies eine in der ganzen Weltgeschichte einzig dastehende Tragödie, das ergreifendste Martyrium, die blutigste Leidensgeschichte, von der je ein Volk betroffen wurde. Die ganze Geschichte dieses Volkes seit der Zeit, wo es endgültig seine politische Unabhängigkeit verlor, ist eine ununterbrochene Kette von Greueltaten. Man muß sich verwundert fragen, wie überhaupt dieses kleine Volk noch bestehen konnte in den Fluten dieser unaufhörlichen Invasionen von Barbaren, Arabern, Tataren, Seldschuken und Türken, die mit Feuer und Schwert über die armenischen Gebiete herfielen.

Es muß jedoch konstatiert werden, daß seit der Errichtung des Türkischen Reiches die allgemeine Lage Armeniens etwas erträglicher gestaltet wurde; denn nachdem sie dieses Land eingenommen, stellten die Türken dort wenigstens eine gewisse Ordnung her und brachten eine relative Sicherheit. Unter dem türkischen Regime herrschte etwas mehr Zentralisierung und Einigung und damit etwas mehr Ruhe, so wie in Westeuropa nach der Errichtung der absoluten Monarchie auf den Ruinen des chaotischen und barbarischen Feudalismus.

Der alte Wahrspruch des Koran „Islamisierung oder Tod" wurde gegenüber der nicht mohammedanischen Bevölkerung aufgegeben, namentlich gegenüber den drei wichtigsten Kulturgemeinschaften: den Armeniern, Griechen und Juden, die die einzigen Produktionskräfte des Landes, die einzigen Schöpfer seines Reichtums waren, während die herrschende Rasse, die seit Jahrhunderten in den Steppen von Zentralasien ein kriegerisches Hirtenleben geführt, sich durchaus nicht für die schweren Landarbeiten, den Handel oder die Industrie eignete. Das politische System der Osmanen

[1] Wörtlich übersetzt bedeutet das Wort „Bund". Man nennt die Organisation auch „Droschak-Partei".

paßte sich den Forderungen des ökonomischen Lebens an, verzichtete auf die Islamisierung, schonte den Glauben und die Nationalität dieser Völkerschaften und ließ ihnen einen Schein der inneren Autonomie, damit sie den „Kharadj" (Kopfsteuer) und den Grundzins zahlen und somit die herrschende Rasse unterhalten könnten, die die Oberherrschaft sowie auch das militärische Leben für sich allein reservierte. Allerdings, diese Toleranz der herrschenden mohammedanischen Klasse, über welche sich gewisse europäische Publizisten mit großem Enthusiasmus geäußert haben, enthielt Vorschriften, die für die christlichen Völker äußerst demütigend waren. Wohl erfreuten sich diese einer gewissen Sicherheit sowie der Freiheit ihrer Sprache und ihres Glaubens, aber in Wirklichkeit waren sie im eigentlichen Sinne des Wortes einer Sklaverei unterworfen.

Der Armenier, der Grieche sowie der Serbe, Bulgare usw. galt bloß als „Raya", eine untergeordnete Rasse, und wurde dementsprechend auch behandelt.[1]

In dem ungeheuren Gebiet der asiatischen Türkei war der Armenier seit Jahrhunderten der einzige Kulturträger und der einzige Vermittler zwischen Orient und Okzident; seine Karawanen wurden unter Tausenden von Hindernissen von Täbris in Persien über die armenische Hochebene (Bajazet, Erzerum) nach dem Mittelmeer geleitet. Während die große Mehrheit der Nation (etwa 85 Prozent) Ackerbau trieb, warfen sich ihre kühnsten Elemente auf die Wege des Großhandels und wurden auf diese Weise die Pioniere der Zivilisation in ganz Vorderasien. Zu gleicher Zeit verbreitete sich die Bildung unter den Armeniern.

Die große Krisis, die in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts im türkischen Reiche eintrat, und der fürchterliche armenierfeindliche Feldzug von Abdul Hamid brachten die zivilisatorische Rolle dieses kleinen Volkes zu augenblicklichem Stillstand. Nach dem letzten Russisch-Türkischen Kriege, wo die russische Armee unter dem Kommando der armenischen Generäle Ter Gukasoff, Lazareff und Loris Melikoff (später „Diktator" und Schöpfer der ersten russischen „Konstitution") das türkische Armenien überschwemmte und dieses Land vollständig zu annektieren drohte, nach dieser bitteren Erfahrung richtete der Sultan eine wahre Vernichtungspolitik gegen die Armenier. Die Einführung des § 61 zugunsten der Armenier in den Berliner Vertrag steigerte den Haß des Sultans gegen das ganze Armeniertum noch mehr.

Der Krieg selbst wurde verhängnisvoll für das Land, er brachte Hungersnot und Epidemien, und erdrückende Steuern lasteten auf den Schultern des Arbeitervolkes. Dann kamen Massenauswanderungen, systematisches

[1] Auch abgesehen von dem „Kharadj", der Kopfsteuer, die speziell von dem „Giaur", dem Ungläubigen, eingehoben wurde, mußte sich der Raya laut des mohammedanischen Gesetzes auch in jeder Beziehung, in seiner ganzen Haltung, seinen Kleidern, seinen Bewegungen sowie in der ganzen Art und Weise seines Haushaltes von den Mohammedanern unterscheiden. Er durfte nicht bewaffnet erscheinen, zu Pferde reiten, er mußte auf alle männlichen Übungen verzichten, damit er dadurch verweibliche und so für einen Aufstand untauglich werde. Er durfte seine Kirche nicht in der Form, mit der Einrichtung und dem Luxus, den er ihr gerne wünschte, erbauen, er wagte nicht, seine Psalmen mit lauter Stimme zu singen oder eine religiöse Prozession zu veranstalten.

Hinmorden, zwangsweiser Übertritt zum Mohammedanismus, Beschlagnahme von armenischen Gütern durch die Kurden. Diese ganze Raub- und Mordpolitik warf das armenische Volk in tiefstes Elend und Verzweiflung. Alles Leben, der Handel, die Industrie, die Landwirtschaft wurden vollständig lahmgelegt. Die Karawanenzüge wurden infolge der unaufhörlichen Überfälle von Kurden und der allgemeinen Unsicherheit für Eigentum und Leben unmöglich gemacht. Europa hatte trotz seiner feierlichen Verpflichtungen für alle Klagen des „Raya" nur taube Ohren.

Diese Zustände sind es, welche die armenische revolutionäre „Daschnakzutiunpartei" ins Leben riefen. Sie war dazu berufen, alle unzufriedenen revolutionären Elemente des Landes zu einem festen solidarischen Bunde gegen den gemeinsamen Feind zu vereinigen; daher ihr Name „Daschnakzutiun" (Bund).

Gegründet zum Zwecke der Befreiung von Türkisch-Armenien, erstreckte diese Partei gleichzeitig ihre organisatorische Tätigkeit auf Russisch- und Persisch-Armenien.

Die hervorragendsten Parteiführer waren meist russische Armenier. Das war vielleicht der Grund zur Vermutung unseres Veteranen Wilhelm Liebknecht, die armenische Bewegung in der Türkei sei von der russischen Regierung unterstützt. In Wirklichkeit aber wurde diese Bewegung von der zarischen Regierung stark bekämpft. Der Zarismus suchte mit allen Mitteln die Anstrengungen seiner eigenen armenischen Untertanen zugunsten ihrer türkischen Stammesgenossen zu vereiteln.

* * *

Die „Daschnakzutiun" wurde also im Jahre 1890 gegründet. Während ihrer zweijährigen Tätigkeit hatte sie kein geschriebenes Programm; das Ziel war zu klar und die zu ergreifende Taktik schon damit gegeben. Es handelte sich darum, das Volk für eine Erhebung vorzubereiten, zu bewaffnen, es für den Widerstand und für die Insurrektion zu organisieren, um eine europäische Intervention herbeizuführen, die vielleicht Armenien die Autonomie geben würde. Im Laufe seiner zwanzigjährigen Existenz ging das Bestreben des Bundes dahin, das armenische Volk militärisch zu organisieren, es durch Übung und Unterricht in der Handhabung der Waffen kampffähig zu machen. Es war dies eine unentbehrliche Tugend in diesen Ländern des asiatischen Despotismus. Die Daschnakzakaner rekrutierten fortwährend bewaffnete Banden von „Fidais", die sie im Schießen einübten, militärisch ausbildeten und alsdann gegen die türkische Bureaukratie und ihre Verbündeten, die Kurden, vorschickte.

In der Türkei sowie im Kaukasus war es unmöglich, diese militärischen Vorbereitungen durchzuführen. Glücklicherweise hatten die armenischen Revolutionäre Persien zu ihrer Verfügung. Vom Beginn an hatte die „Daschnakzutiun" in diesem Lande der primitiven und anarchischen Freiheit ihre Werkstätten, in denen sie Waffen fabrizierte. Hier auf persischem Gebiet lernten auch die Offiziere und Soldaten der Partei die Kunst, Krieg zu führen. Durch diese langjährige militärische Tätigkeit leistete die Partei dem armenischen Volke einen unermeßlichen Dienst, diesem Volke, das wehrlos und ohnmächtig dem Schicksal preisgegeben war.

Auch in Rußland war während der letzten stürmischen Periode die „Daschnakzutiun" unter allen sozialistischen und revolutionären Parteien

die militärisch am besten durchgebildete, die imstande war, im Kampfe gegen die Regierungstruppen sowie gegen die Banden der „Schwarzen Hunderte" regelmäßige und andauernde Gefechte zu liefern. So wurde sie die Partei der nationalen Verteidigung par excellence. Sie schloß alle lebendigen Kräfte der Nation in sich ein, sie ward das Instrument der nationalen Vergeltung im besten Sinne des Wortes. Es würde viel zu weit führen, alle die dramatischen Ereignisse des zwanzigjährigen Kampfes hier zu erwähnen, den die „Daschnakzutiun" oft Schulter an Schulter mit den russischen, türkischen, mazedonischen und persischen Revolutionären um die Befreiung der unter orientalischem Despotismus schmachtenden Länder geführt hat. Diesem Kampfe fehlte es nicht an tragischer Größe. Wie das Martyrium des armenischen Volkes einzig in der Weltgeschichte dasteht, so steht auch der Kampf der „Daschnakzutiun" auf einem geographisch und ethnographisch so schwierigen Gebiet ohne seinesgleichen da.

Die Daschnakzakaner kämpften zu gleicher Zeit gegen die türkische Regierung, gegen die halbbarbarischen Kurdenstämme, die sie von allen Seiten umringten, und gegen die angrenzenden Kosaken; jede ausgeführte Heldentat kostete Ströme Blut. Neben allen diesen hatten die armenischen Revolutionäre noch einen größeren Feind, die russische und die deutsche Diplomatie. Man erinnere sich, daß während der großen armenischen Metzeleien 1896 Abdul Hamid Geschenke und Freundschaftsgrüße mit dem deutschen Kaiser austauschte. Diese freundschaftlichen Beziehungen zwischen Yildiz-Kiosk und Berlin wurden immer intimer. Die Bagdadbahn und andere Konzessionen, die den deutschen Kapitalisten erteilt wurden, sind mit armenischem Blute besudelt.

* * *

Unzählige Schlachten wurden von der Daschnakzutiun den türkischen Regierungstruppen und den Kurden geliefert. Gleichzeitig organisierte sie periodisch Verschwörungen und politische Demonstrationen in der Hauptstadt. Erwähnen wir den Sturm auf die Ottomanische Bank im Jahre 1896, den großen sassunischen Aufstand 1903, der zwei Monate dauerte, in welchem einige 5000 „Daschnakzakaner" verschanzt in den Hochgebirgen von Sassun etwa 50 000 Mann Regierungstruppen und Kurden standhielten; dann das große gegen den Sultan Abdul Hamid gerichtete Attentat mittels einer Höllenmaschine vor der Moschee des Yildis-Kiosk im Juli 1905 (das 50 Personen aus dem Gefolge des Sultans das Leben kostete) usw.

* * *

Die Tragik dieser armenischen Wiedererweckung übte einen tiefen Eindruck auf die mohammedanische Bevölkerung aus; selbst die Kurden, die einen angeborenen Haß gegen die armenischen Insurgenten hatten, zeigten nun einen gewissen Respekt und fingen sogar an, sie zu fürchten. Die armenische Bewegung übte daher einen nicht geringen Einfluß für das Erwachen der jungen Türkei aus. Und so kam es auch, daß nach dem Triumpf der Julirevolution 1908, bei der allgemeinen Verbrüderung im Laufe der veranstalteten Bankette in Konstantinopel und Smyrna, die hervorragendsten Vertreter der Jungtürken feierlich gestanden, die armenischen Revolutionäre wären die Meister der jungen Türkei, die Vorhut des Emanzipationskampfes im Osmanischen Reiche.

Es ist bekannt, daß die intellektuellen Führer der jungen Türkei, Ahmed Riza und andere, die revolutionäre Methode verwarfen und eine friedliche

Umwandlung der Türkei befürwortet hatten; sie hatten aber doch später anerkennen müssen — zum Teil unter dem armenischen Einfluß —, daß nur eine gewaltsame Aktion den Abdul Hamidschen Despotismus niederzuschlagen imstande sein würde.

So war es auch gekommen, daß der bekannte Theoretiker der Partei „Einigkeit und Fortschritt", Ahmed Riza, der frühere Vorsitzende der ottomanischen Kammer, sich (Ende 1907) in die Redaktion der „Droschak" (Zentralorgan der „Daschnakzutiun"partei) begab, um dort den „Daschnakzakanern" sein revolutionäres Bekenntnis darzulegen und mit ihnen zwecks Organisierung eines allgemeinen Aufstandes in der Türkei zu verhandeln.

Infolgedessen wurde damals auf die Initiative der „Daschnakzutiun" hin ein Kongreß nach Paris einberufen, an dem mehrere Oppositionsgruppen der Türkei teilnahmen. Unter diesen waren die zwei mächtigsten die Gruppe „Einigkeit und Fortschritt" und die „Daschnakzutiun".

Nach den eine Woche andauernden Verhandlungen und nach lebhaften Debatten einigten sich alle Delegierten über die Grundlagen eines revolutionären Aktionsprogramms. Die Absetzung von Abdul Hamid wurde dort beschlossen. Hier wurde zum erstenmal die Einigkeit zwischen den verschiedenen revolutionären Gruppen des Reiches proklamiert, die sich bis dahin immer feindlich gegenüber gestanden hatten. Diese Tatsache übte daher auch eine tiefgreifende Wirkung in Konstantinopel und in der mazedonischen Armee aus.

* * *

Wir sagten, daß während der zwei ersten Jahre ihrer Tätigkeit die „Daschnakzutiun" kein geschriebenes Programm hatte. Die führenden Mitglieder dachten, daß sie ein solches nicht nötig hätten gemäß dem bekannten Ausspruch Marx': „Ein jeder Schritt der wirklichen Bewegung ist wichtiger als ein Dutzend Programme." Immerhin beschloß die Partei in ihrem Generalkongreß von 1892, ein Programm aufzustellen. Vom Kongreß wurde ein demokratisches Programm mit sozialistischer Tendenz angenommen. Der theoretische Teil dieses Programms behandelte den Klassenkampf und verkündete den künftigen Sieg des internationalen Proletariats. Man muß aber bemerken, daß die der „Daschnakzutiun" angehörigen Massen sich nicht sehr für den theoretischen Teil interessierten, der im wirtschaftlichen Leben des Landes keine Grundlage fand; in der asiatischen Türkei war keine Industrie, fast kein Handel, nicht einmal die primitivsten Verbindungsstraßen vorhanden; ja selbst das Handelskapital konnte infolge der herrschenden allgemeinen Unsicherheit sich nicht entwickeln. Alles dieses bot keinen günstigen Boden für die Propaganda der sozialistischen Ideen.

Die geistigen Führer der Partei bekannten sich zum Sozialismus, nahmen ihn als Prinzip in ihr Programm, als Endziel aller ihrer Bewegungen. Sie bekehrten sich zum Sozialismus durch das Studium der Schriften von Marx und Lawroff. Andererseits übte Mikael Nalbandian auf sie einen bedeutenden Einfluß aus, der erste armenische Sozialist, der sich im Anfang der sechziger Jahre in London im Umgang mit den berühmten politischen Flüchtlingen Herzen, Bakunin, Marx und anderen zum Sozialismus bekehrte. Nach Rußland zurückgekehrt, wurde er sofort verhaftet und in das Gefängnis von Petropawlosk geworfen, aus

dem er nach dreijähriger Gefangenschaft befreit wurde, um aber an einer im Gefängnis erworbenen Lungentuberkulose bald darauf zu sterben.

Das endgültige Programm der Partei (das heutige) wurde nach den großen russischen Ereignissen auf dem Wiener Kongreß 1907 ausgearbeitet.

* * *

In Russisch-Armenien unterließ es die „Daschnakzutiun" während langer Zeit, eine revolutionäre Bewegung gegen den Zarismus einzuleiten, da sie nicht imstande war, einen Kampf nach zwei Fronten aufzunehmen. Unter dem russischen Regime bestand die Arbeit der „Daschnakzutiun" darin, durch friedliche Mittel die Politik der Russifizierung der Armenier zu verhindern. Die „Daschnakzutiun" verfolgte daher in Armenien die gleichen Ziele wie die P. P. S. in Russisch-Polen.

Übrigens wäre eine offene revolutionäre Bewegung einer einzigen nichtrussischen „Okraina" (Provinz) äußerst gefährlich gewesen, besonders in der Periode von 1890 bis 1903, in einer Zeit, wo das russische Volk noch kein politisches Lebenszeichen von sich gab und wo die russischen revolutionären Parteien selbst noch nicht organisiert waren, um den ungeheuren Despotismus offen zu bekämpfen.

Und dennoch zögerte die „Daschnakzutiun" nicht, zu handeln, als die Not sie zwang, ihre Neutralität zu verlassen und offen gegen den Zarismus aufzutreten. Es war dies infolge des von Nikolaus II. erlassenen Ukases, wonach die Güter der nationalen armenischen Kirchen und Schulen konfisziert wurden. Es war ein Versuch der Plehweschen Regierung, die letzten Überreste der nationalen Autonomie zu vernichten. Daraufhin nahm die „Daschnakzutiun" gegen die Bureaukratie und die Armee den offenen Kampf auf, indem sie Massendemonstrationen organisierte und eine Reihe von blutigen Gefechten in Baku, Schuscha, Alexandropol, Eriwan usw. lieferte. Dieser armenische bewaffnete Aufstand, der erste in Rußland seit der polnischen Insurrektion von 1863, wurde von Plehwe grausam unterdrückt. Nach dem Massenaufstand fing die rote Serie der terroristischen Attentate an. Die „Daschnakzutiun" rächte sich an einer großen Anzahl hoher und niederer Beamten (unter anderem an dem Generalgouverneur Andréef), die sich durch ihre Grausamkeit gegen das Volk besonders ausgezeichnet hatten.

Die Bewegung war nicht fruchtlos: im Jahre 1905, noch vor dem bekannten kaiserlichen Manifest, befahl Nikolaus II. in einem zweiten Ukas die Wiederherausgabe der nationalen Güter und die Wiedereröffnung der armenischen Schulen, die seit 1896 geschlossen waren.

Bald aber kam eine viel finsterere Zeit für das armenische Volk. Man erinnere sich der wütenden Reaktion, die nach den Honigmonaten der russischen Freiheit über das ganze Land hereinbrach. Es war dies die Periode der „Pogrome". In Rußland wie in Polen und dem Kaukasus organisierte die Polizei die sogenannten Schwarzen Hunderte und hetzte sie gegen das friedliche Volk und gegen die Revolutionäre. Im Kaukasus wurde dieselbe Rolle der „Schwarzen Hundertschaften" von dem tatarischen Pöbel gespielt, der vollständig unter dem Einfluß der russischen Polizei stand.

Der von der russischen Regierung unterstützte tatarische Ansturm nahm den Charakter einer wahren kaukasischen „Vendee" an, und hier in diesem blutigen Kampfe, der 18 Monate dauerte, der mit der vollständigen

Zerstörung aller Kultur, des Reichtums, selbst mit der Vernichtung der Nation drohte, in dieser tragischen Periode war es, wo die „Daschnakpartei" dem armenischen Volke ihren historischen, unvergeßlichen Dienst leistete. In aller Eile sammelte sie alle ihre Streitkräfte, rief ihre erprobtesten Offiziere aus Türkisch-Armenien herüber, versah die Bevölkerung in den Städten und Provinzen mit Waffen, formierte überall wahre Miliztruppen und organisierte einen unüberwindlichen Widerstand. Der tatarische Ansturm wurde nun mit blutigen Verlusten beiderseits zurückgeschlagen. Seit diesen denkwürdigen Tagen stieg besonders das Ansehen der „Daschnakzutiun" in den Augen der Regierung, ja selbst unter der mohammedanischen Bevölkerung, die bald darauf ihre verhängnisvollen Fehler erkannte und sich mit den Armeniern aussöhnte.

„Der Scheitan" (Satan) hat uns irregeführt, wir müssen uns wieder versöhnen — sagten die Mohammedaner den Armeniern — und wir müssen uns jetzt einigen gegen den „Scheitan".

Der „Scheitan" war ... der Zarismus. Diese, nach lang andauernden und heftigen Kämpfen erstandene Solidarität fand ihre Weihe auf den Schlachtfeldern von Persien, wo die „Daschnakzutiun" mehrere Jahre zusammen mit den persischen Revolutionären gegen den Absolutismus kämpfte. Nachdem wieder Ruhe im Kaukasus eingetreten war, begann die zweite Serie der von der „Daschnak" organisierten terroristischen Attentate. Es wurden von ihr alle diejenigen getroffen, die diesen blutigen Bruderkampf provoziert hatten, unter anderen der General Alikanoff, der Prinz Nakaschidze und einige fünfzig andere hohe und niedere Beamte.

Der Kampf gegen die kaukasische „Vendee" nahm nicht alle verfügbaren Kräfte der Partei in Anspruch. Sie war an allen großen Momenten der revolutionären Bewegung beteiligt, in den Streiks, politischen Demonstrationen usw. Die Partei hat noch heute ihre proletarischen Organisationen in Baku, Tiflis, Batum und an anderen Orten.

In dieser ganzen Periode des Agitationsfiebers, des Kampfes und der nationalen Verteidigung befand sich beinahe die ganze Nation in dem Rahmen der „Daschnak"; aber von dem Augenblick an, wo die Ruhe wieder eintrat, zogen sich auch allmählich alle diejenigen Elemente von der Partei zurück, die mit ihrem Programm nichts gemein hatten.

Das alte Programm der „Daschnak", das hauptsächlich den Forderungen des Kampfes in Türkisch-Armenien angepaßt war, wurde aufgegeben. Auf dem Wiener Kongreß von 1907 wurde im Beisein von 60 Delegierten aus dem Kaukasus, der Türkei, Persien, sowie aus den armenischen Kolonien von Amerika, Ägypten, dem Balkan und Europa ein sozialistisches Programm ausgearbeitet.

Schon vor 1907 hatte die kaukasische Sektion der Partei ein provisorisches Projekt für eine sozialistische Aktion im Kaukasus gemeinsam mit den russischen und georgischen Organisationen angenommen.

Eine sozialistische Propaganda war in Türkisch-Armenien, wie wir sahen, unter dem alten Regime eine Unmöglichkeit; sie wurde aber durch die Revolution 1908 verhältnismäßig erleichtert, und zur Stunde hat die „Daschnakpartei" in Konstantinopel sowie in anderen großen Städten der Türkei, auch in den Provinzen unter der landwirtschaftlichen Bevölkerung, den Handwerkern und Landarbeitern, ihre sozialistischen Vereine sowie eine

große Anzahl von Gewerkschaften und Genossenschaften. In Konstantinopel selbst gehört die einzige sozialistische Zeitung (eine der größten täglich erscheinenden Zeitungen) der „Daschnakzutiun". Die Partei bemüht sich ebenfalls, gemischte sozialistische Gewerkschaften aus Griechen, Armeniern, Slawen, Juden und Türken zu bilden.

Man kennt die feindliche Haltung, welche die neue Regierung gegenüber der sozialen Frage und der sozialistischen Bewegung vom Anfang an eingenommen hat. Diese reaktionäre Stimmung des halb feudalen und halb kapitalistischen Regimes offenbarte sich schon bei der berühmten Diskussion in der Kammer über die Vereinsfreiheit. Die Abgeordneten der Daschnakzutiun waren es leider allein, mit dem bulgarischen Sozialisten Blakhoff, welche die gegen die Arbeiterbewegung gerichteten drakonischen Maßregeln vor dem Parlament brandmarkten. Das leitende Komitee (Einheit und Fortschritt) hatte nur ein geringes Interesse für die sozialen Forderungen und für alle Fragen ökonomischer Art.

* * *

Einstimmig wurde am Wiener Kongreß von den Daschnakzakanern der Beschluß gefaßt, sich der sozialistischen Internationale anzuschließen. Aber nicht alle Delegierten waren überzeugte Sozialisten. Ein Teil der militärischen Fraktion, die alten fünfzig- bis fünfundfünfzigjährigen Kämpfer, die sich fortwährend in dem Fieber der revolutionären Aktion befanden, fanden an den theoretischen Fragen nicht viel Geschmack, während die junge Generation der „Fidais", die unter dem Einfluß der russischen Revolution und der europäischen sozialistischen Literatur standen, sich mit Feuer den sozialistischen Ideen hingaben. Gleichwohl machten die „Alten" keine Opposition; sie unterwarfen sich freiwillig der geistigen Oberherrschaft der intellektuellen Parteiführer. Sie tun oft ein sozialistisches Werk, jedoch ohne sich Sozialisten zu nennen. Das Wort „Sozialismus" erschreckt sie, und diese Tatsache hat ihre Gründe. Der erste davon ist allerdings die verfehlte Taktik einiger Sozialisten, der jungen Neubekehrten im Kaukasus, in der Türkei und in Persien, die manchmal unter dem Namen des Sozialismus eine groteske Anarchie predigen. In diesen Ländern wurde der Klassenkampf oft buchstäblich durchgeführt, er artete mitunter in eine wahre Sabotage aus.

So geschah es eines schönen Tages, daß 1905 in Kars eine Bande dieser Neubekehrten eine große Anzahl offener Magazine stürmte, die Fenster zertrümmerte und versuchte, alles zu zerstören. Sie glaubten auf diese Weise den Klassenkampf zu führen, indem sie die armenische Bourgeoisie terrorisierten. Viele dieser übereifrigen Jungen hatten eine absolute Verachtung für die Ideen des Vaterlandes, der Nationalität, der Sprache und interpretierten den Sozialismus als Negation dieser Ideen. Andere junge Neubekehrten predigten in der Türkei nach der Revolution die freie Liebe unter der allergemeinsten Form, andere wieder reizten zur Zerstörung der Kirchen auf, zur Verfolgung der Priester usw.

Diese eifrigen Neo-Hebertisten brachten der sozialistischen Sache im Orient, in diesen Ländern mit ihren patriarchalischen Sitten, die kaum erst aus dem mittelalterlichen Schlummer erwacht waren, viel Schaden. Und so kam es, daß das Wort „Sozialismus" für den Laien ein Schreckbild wurde. Gewiß, nirgends wurde die Doktrin von Karl Marx auf eine so grobe Art entstellt wie unter dem blauen Himmel des Kaukasus, zwischen

Kazbek und Ararat. In Alexandropol zum Beispiel konnten die sozialistischen Propagandisten keinen festen Fuß fassen, denn das Volk verfolgte die „Sozialen" (so wurden sie von ihm genannt). Ein Propagandist ist kaum dem Schicksal entkommen, von der Menge gelyncht zu werden.

Und diese extravagante Taktik hat auch die alten Anhänger der „Daschnakzutiun" eingeschüchtert, und man brauchte viel Mühe, um ihren Widerstand zu brechen und sie über die wahren Ziele des internationalen Sozialismus aufzuklären.[1]

* * *

Eine bedeutende Rolle spielte „Daschnakzutiun" auch in der persischen Revolution. In der Provinz „Aderbeidschan", dem ursprünglichen Herde der Bewegung, war diese Partei jahrelang eine der festesten Stützen der Revolution, mit ihren erfahrenen Führern und ihrer Elite von getreuen „Fidais". Die Daschnakzakaner leiteten jedoch ihre revolutionäre Aktion auch in Teheran, Rescht, Kazbin. Die Partei ließ auf den Schlachtfeldern Persiens etwa fünfzig ihrer besten Kämpfer. Einer von diesen, Efrem, war jahrelang der Befehlshaber der konstitutionellen Armee und zeigte sich als einer der tüchtigsten Insurrektionsführer des Orients. Vor drei Monaten wurde er auf dem Schlachtfeld bei Kamadan von der feindlichen Kugel getroffen. Ganz Persien trauerte um den heroischen Freiheitskämpfer. Teheran organisierte ihm ein grandioses Begräbnis. Einige Organe der europäischen Presse nannten ihn den „Garibaldi Persiens". Andere verglichen ihn mit Cromwell und Bonaparte.

Jetzt ist der Führer der konstitutionellen Armee Persiens wieder ein „Daschnakzakaner" — Kerri, der den reaktionären Horden von Salar Daule schon eine Reihe siegreicher Kämpfe geliefert hat.

Die Petroleumindustrie in Österreich.

Von **Hermann Diamand** (Lemberg).

Die Rohölindustrie Österreichs beschränkt sich auf die Erdöllager in den nördlichen Karpathen, deren reichliches Vorkommen die Geologen längs der Südgrenze Galiziens bis in die Bukowina annehmen. Die Erfahrungen geben den Geologen recht, und es ist bisher gelungen, Öllager vom Westen Galiziens bis zum äußersten Osten zu erschließen. Bei allen diesen Unternehmungen spielt der Zufall eine große Rolle, und es ist bisher nicht gelungen, über Mutmaßungen hinausgehende Orientierungsnormen zu finden. Die Rohölindustrie hat auch in hervorragendem Maße die Merkmale eines Glücksspiels und entbehrt nicht der Romantik des Goldsucherlandes mit der Konzentrierung abenteuerlicher Existenzen, die über Nacht in den Besitz eines Millionenvermögens gelangen, um dann wieder in den Sümpfen des Lumpenproletariats unbeachtet zu verschwinden.

[1] Die „Daschnakzutiun" hat eine Reihe von Organen für die Propaganda der sozialistischen Ideen in Konstantinopel, in Smyrna, Amassia, Erzerum, Wan, Täbris (Persien), in Boston und in Kalifornien. Als Zentralorgan der Partei gilt der seit zwanzig Jahren in Genf erscheinende „Droschak". Die sozialistische Literatur der „Daschnakzutiun" enthält neben den Originalschriften die Übersetzungen von Broschüren von Engels, Lassalle, Kautsky, Bernstein, Jaurès, Vandervelde und der russischen Sozialisten.

In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts hatte die Verbrecherromantik der Petroleumsucher phantastischere Formen, mit der Umwandlung der Produktionsformen in modern kapitalistische nimmt sie die Äußerlichkeit des normalen Spekulantentums an. Ihre alte Anziehungskraft auf Abenteurer, auf vom Spielteufel besessene Kleinbürger hat sie nicht verloren. Noch heute sind schmutzige Kaffeehäuser in Drohobycz oder Lemberg, überfüllt von leidenschaftlich erhitzten oder kühl lauernden fragwürdigen Existenzen, der Sitz des Handels mit Rohöl. Über Nacht zusammengeraffte Millionen machen für einige Zeit aus den mit Raubinstinkten gehörig ausgestatteten Glücksrittern Könige des Rohölhandels, bis ein geriebenerer, gewissenloser Spieler durch einen geschickten Streich einen Preissturz hervorruft und an die Stelle des zum Bettler herabgestürzten Krösus tritt.

Ungedeckte Lagerscheine von Magazinierungsgesellschaften, Fetzen Papier, bilden das Handelsobjekt und die Einheimsung der Kursdifferenzen den einzigen Zweck der Transaktionen. Mit der zunehmenden Organisation großkapitalistischer Unternehmungen nimmt der von denselben Formen beherrschte Terrain- und Grubenhandel eine andere Gestalt an, es findet eine Konzentration der Terrains und Gruben in den Händen kapitalstarker Firmen statt, die durch die Verteilung ihres Risikos auf zahlreiche Bohrungen den Spielcharakter dieser Industrie in gewissem Maße abschwächen. Bis vor kurzem waren die meisten Gruben und Rohöl versprechenden Grundstücke in ebensolchem Maße Gegenstand des Kaffeehausspiels wie das Rohöl. Eine durchaus verfehlte Gesetzgebung förderte diese Mißstände und brachte diese Industrie in die schwierigsten Situationen.

Einer Verordnung aus dem Jahre 1862 nach bilden Erdharze und Erdöle, die zur Erzeugung von Leuchtölen dienen, keinen Gegenstand des Bergregals. Sie unterliegen somit dem freien Verfügungsrecht des Grundeigentümers. Weitere Gesetze suchten einigermaßen die Mißstände einzuschränken, die aus diesem Zustand entsprangen, allerdings vergeblich, da das Prinzip nicht angetastet werden darf und die Entscheidung dem in seiner großen Majorität aus Großgrundbesitzern bestehenden Landtag überlassen bleibt. Durch das Verfügungsrecht des Großgrundbesitzers wird in die Industrie ein Faktor hineingezwängt, der mit ihr nur in sehr losem Zusammenhang bleibt. Der Grundbesitzer ist nicht in der Lage, kostspielige Nachforschungen nach Öllagern vorzunehmen, er hat weder die Fixigkeit eines Industrieunternehmers noch die Kapitalien, sein Interesse ist auf die rasche Hebung des vermutlichen Schatzes gerichtet. Die Konjunkturen, die Bedürfnisse des Marktes, selbst die Preise des Öles haben für ihn kein entscheidendes Interesse. Er will wissen, ob sein Grundstück Öl birgt, er will es rasch exploitieren, bevor die Bohrung auf dem nachbarlichen Grundstück den schwarzen Springbrunnen viele Meter hoch emporschleudert und vielleicht das unter seinem Grundstück befindliche Rohöl mitreißt. Niemand weiß, was tief unten in den Ölhorizonten geschieht, weder im ersten, einige hundert Meter tiefen, noch auch im unteren, der über 1500 Meter tief in die Erde dringt: man nimmt an, daß sich das Erdöl in unterirdischen Bassins, in Blasen angesammelt vorfindet. Je größer das Angebot auf dem Markte, je mehr Nachrichten von Millionen in Interessentenkreisen herumschwirren, die das schwarze fließende Gold den Grundbesitzern gebracht, desto reger wird die

Bohrtätigkeit, desto eifriger sucht der Grundbesitzer, den die Träume von dem die Tiefen seines Grundstücks durchfließenden Petroleummeer nicht ruhen lassen, nach einer Bohrunternehmung und die Bohrunternehmer nach einem durch seine Lage, seine bereits findige Nachbarschaft ölversprechenden Grundstück. Man arbeitet leidenschaftlich auf eine Krise durch Überproduktion los. Der Grundstücksbesitzer, der Eigentümer des Petroleumfeldes trägt kein Risiko, er ist bloß Teilhaber am zu erbohrenden Erdöl. Je nach seiner Findigkeit und den Aussichten des Erfolges erhält er 10 bis 20 Prozent vom Bruttoertrag, die seinem Anteil den Namen von Bruttoprozenten und ihren glücklichen Eigentümern den Namen Bruttisten geben. Selten behält der Grundeigentümer seine Bruttoprozente. Die Bohrung dauert oft zwei Jahre, sie beginnt nicht gleich nach abgeschlossenem Bohrvertrag, es kommen Stockungen, und der Grundeigentümer beginnt Stücke seines noch von neidischen Drachen bewachten, tief in der Erde ruhenden Schatzes zu eskomptieren. Ein bewährter Agent preist den sicheren Erfolg seines viertel oder halben Bruttoprozentes im Nachtkaffeehaus an oder er sucht Naive in den weltvergessenen Städtchen Galiziens, wo arme Leute ihre kleinen Ersparnisse hergeben, um den Fingerzeig des Schicksals nicht zurückzuweisen, der ihnen den Weg zum Millionär weist, wie er es mit dem so allgemein beneideten Eier- oder Butterhändler in der Nachbarstadt getan hat.

Der Bohrunternehmer besitzt in der Regel nicht das notwendige Kapital, denn ein in die tieferen Horizonte dringendes Bohrloch verschlingt 200 000 Mark und darüber. Er bildet eine Bohrgesellschaft und verkauft ganze, halbe, viertel Nettoprozente an Kapitalisten, die nur einen Teil der Kosten anzahlen, später aber nachzahlen müssen.

So ist das ganze Land bedeckt mit einem Netze von Interessenten, deren Einlagen nach Berechnungen des galizischen Landesausschusses viel mehr betragen als der Produktionswert ergiebiger Jahre.

Versuche, oft sehr erfolgreiche Versuche, den deutschen und englischen Sparer herbeizulocken, dürften ja bekannt sein. In der Regel hatten sie dasselbe Resultat wie in den galizischen Kleinstädten, wenn sie auch Formen von Aktiengesellschaften mit vornehmen Verwaltungsräten, große Banken als Zahlstellen und dergleichen aufzuweisen hatten — die Hereingelockten verloren ihre Ersparnisse.

Die Ergiebigkeit der einzelnen Naphthafelder ist höchst ungleich, sie erschöpft sich, um bei Vertiefungen der Bohrlöcher wieder neues Öl emporzuschleudern, das dann mit Wasser vermengt als eine Emulsion eruptiv gefördert oder durch einen Motor „gekolbt" wird, um endlich ganz zu versiegen und den Ort regster Emsigkeit zur vereinsamten, verlassenen Ruine zu verwandeln, aus der morsche hölzerne Bohrtürme wie Grabdenkmäler hervorragen. Die Variabilität der Ergiebigkeit des Erdöls bildet die größte Sorge der unmittelbar Interessierten wie auch des um die Gesamtheit der Wirtschaft besorgten Volkswirtes.

Ein charakteristisches Merkmal der Erdöllager im Gegensatz zu den Kohlenlagern bildet daher, daß sich neben dem besten Heiz- und Kraftstoff, dem Erdöl, keine Industrien niederlassen, keine Hütten, keine Fabriken, nicht einmal große Werkstätten — man weiß nicht, wie lange die Ergiebigkeit der Erdöllager anhält. Versuche, bei bestehenden Industrieunternehmungen Petroleumheizung einzuführen, mißglückten, da nach gemachten kostspieligen

Umbauten der Feuerherde wegen plötzlichen Mangels an Erdöl zur Kohlenheizung zurückgekehrt werden mußte, ohne Rücksicht auf die großen Vorzüge der Ölheizung, die das Brennmaterial automatisch nachliefert und außer einem Getöse beim Verbrennen sich durch nichts unangenehm bemerkbar macht. Galizien hat die Launen der Ergiebigkeit der Petroleumgruben besonders schmerzlich zu fühlen bekommen. In einem anderen Sinne die Produzenten und in einem anderen die Konsumenten. Den Produzenten frommt die Herabminderung der Rohölproduktion, in gewissen Grenzen ist ihr absoluter Gewinn um so größer, je kleiner die Produktion ist; der Konsum hingegen leidet unter dem Sinken der Produktion und dem Steigen der Preise der Produkte der Veredlungsindustrie außerordentlich. Während die Wohnungen der Reichen und die vornehmen Straßen der Großstädte in einem Meere von elektrischem Lichte baden, das das Sonnenlicht herausfordert, muß der Proletarier, der Bauer den Docht seiner Petroleumlampe herabdrehen, und der Leuchtölkonsum fällt.

In den achtziger Jahren belief sich die Ergiebigkeit der galizischen Produktion auf 5000 bis 9000 Zisternen (à 10 000 Kilogramm) jährlich. In den neunziger Jahren stieg die Produktion bis auf 32 000 Zisternen, um im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts ihren Höhepunkt zu erreichen.

Das Jahr 1906 gab 76 000 Zisternen, 1907 gab 117 000, 1908 175 000, 1909 205 000. Hier ist der Höhepunkt, das Blatt wendet sich, und die Produktion fällt unaufhaltsam. Das Jahr 1910 gibt noch 176 000 Zisternen, 1911 nur mehr 135 000, und in den ersten drei Vierteljahren 1912 sinkt die Produktion auf 84 000 Zisternen. Die ersten Monate 1911 geben 15 000, 12 000, 13 000 Zisternen. Vom April mit 11 000 Zisternen sinkt der Ertrag langsam auf 9000 im Dezember. Im Jahre 1912 gaben nur zwei Monate 10 000 Zisternen, die anderen zwischen 8000 und 9000. Die Preise folgten der Produktion mit gewissen Schwankungen in umgekehrtem Verhältnis, sie stiegen mit dem Fallen der Produktion und umgekehrt, wenn auch nicht in genau dem gleichen Verhältnis.

Jahr	1908	1909	1910	1911	9 Monate 1912
Zisternen	175402	205313	176601	135169	84000
Preis in Kronen pro Zisterne . .	120	154	248	350	500
Gesamterlös in Tausenden Kronen	21048	31618	43699	47309	42000

Das Jahr 1912 dürfte 60 Millionen Kronen ergeben.

Die Preise lassen sich nicht genau feststellen, entsprechen aber beiläufig den wirklichen, sie sind amtlichen Quellen entnommen. Der Preis für 1908 ist zu hoch gegriffen, Erdöl hatte damals keinen Marktpreis, es wurde, wenn es ging, auch mit 70 bis 80 Kronen pro Zisterne an den Mann gebracht. Dasselbe Jahr brachte ein Eingriff der Staatsverwaltung in die Marktverhältnisse des Erdöls, der den Ausgangspunkt einer Politik bedeutet, deren Ende heute noch nicht abzusehen ist. Das Eisenbahnministerium erstand im Einvernehmen mit dem Arbeitenministerium zum Zwecke der Beheizung von Lokomotiven 150 000 Zisternen Rohöl, da vom Jahre 1910 an durch fünf Jahre jährlich 30 000 Zisternen geliefert werden sollten.

Gleichzeitig wurde eine staatliche Mineralölfabrik erbaut. Man setzte einen Preis fest, der den Marktpreis um das Dreifache überstieg, indem man nach dem Kalorienwert[1] des Rohöls im Verhältnis zum Marktpreis der Kohle bezahlte. Der so berechnete Preis betrug 264 Kronen pro Zisterne. Es machten sich auch verschiedene politische Einflüsse geltend; von nicht zu unterschätzender Bedeutung war dabei auch der Umstand, daß der patriotische Verband der Rohölproduzenten mit dem Rockefeller-Trust einen Vertrag bereits vereinbart hatte, der die österreichische Raffinerieindustrie und vor allem die österreichischen Konsumenten dem Trust auslieferte.

Die Details der Unterhandlungen und deren Ergebnisse können, so interessant sie wären, im Rahmen dieses Artikels keinen Platz finden. Die Ordnung der verworrenen Lage der Petroleumindustrie wurde im österreichischen Parlament von den Sozialdemokraten angeregt und durch Vorlage von Vorschlägen zur Diskussion gebracht. Die wichtigsten Vorschläge betrafen Verstaatlichung der Petroleumlager durch Einreihung des Erdöls in die dem Regal vorbehaltenen Mineralien, ein staatliches Monopol für Magazinierung und Transport (Pipelines, Rohrleitungen für Öltransport), wodurch der Staat sich einen entscheidenden Einfluß auf die Petroleumindustrie sichern sollte. Diese Vorschläge wurden ebenso wie der Rat, die Beheizung der Lokomotiven mit Erdöl zu unterlassen, solange man in Unkenntnis über die Ergiebigkeit der bereits aufgedeckten Erdöllager sei, von der Regierung und den bürgerlichen Parteien zurückgewiesen. Heute hat sich die Erkenntnis durchgerungen, daß das ein großer Fehler war.

Nun bezahlt die Regierung für das Öl, mit dem die Lokomotiven geheizt werden, nach dem im Vergleich mit Kohle ermittelten Kalorienwert einen Preis von 2,64 Kronen, während der Marktwert auf 6,84 Kronen steht. Seit 1908 ist eben die Produktion von Rohöl, wie oben gezeigt, stark gesunken, der Marktpreis ist aber auf das Vier- bis Sechsfache gestiegen. Die Preisregulierung nach dem Kalorienwert, die 1908 den für den Staat liefernden Petroleumindustriellen das Dreifache des Marktpreises für ihre Produkte verschaffte, gewährt ihnen heute nicht einmal die Hälfte des Marktpreises. Die Staatsverwaltung folgt etwas unbeholfen den Marktpreisen, sie wird aber an Reformen herantreten müssen, da der Verband der Rohölproduzenten die Lieferungen wegen des hohen Marktpreises und im Vergleich niedrigen Verkaufspreises an den Staat eingestellt hat.

Trotz alledem hat die Staatsverwaltung an der von ihr errichteten Mineralölfabrik ein sehr gutes Geschäft gemacht, das noch besser wäre, wenn bei ihrer Gründung schon Erfahrungen vorhanden gewesen, die Kauf- und Verkaufverträge kaufmännischer gemacht und das ganze Produkt nicht im voraus an das noch zu erwähnende Leuchtölkartell verkauft worden wären.

Die Vergrößerung des Marktwertes der Erdölvorräte wäre allerdings allein schon imstande, die ganze Anlage bezahlt zu machen; da aber die Leuchtölproduktion schon im voraus verkauft ist und bei der Verwendung

[1] Als Kalorie bezeichnet man die Wärmemenge, die hinreicht, um 1 Liter Wasser von 0 Grad auf 1 Grad Celsius zu erwärmen. Nach den Erklärungen der österreichischen Regierung sollte sich der von der Staatseisenbahnverwaltung für Petroleum gezahlte Preis nach dem Preis der Kohle richten, die bei ihrer Verbrennung dieselbe Wärmemenge liefert. Anmerkung der Redaktion.

des Erdöls zu Heizungszwecken beharrt wird, hat sie vorläufig bloß eine theoretische Bedeutung.

Die Fabrik amortisiert von den 14 Millionen, die sie kostet, zirka 2 Millionen jährlich durch den Verkauf von Leuchtöl erster Qualität mit 3,50 Kronen pro Meterzentner ab Drohobycz und von Paraffin zu 33 Kronen pro Meterzentner (Stockpunkt 51 Grad Celsius und 50 Heller für jeden höheren Wärmegrad).

Ein Blick auf die Marktpreise zeigt, wie unverhältnismäßig billig die Fabrik zu produzieren imstande ist.

Das Leuchtöl kostete im Jahre 1911 ab Oberberg Kronen:

	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Oktober-Dezember
In Fässern . .	25,50	25,50	25,—	26,50	28,—	32,—	35,—
„ Zisternen . .	20,—	20,—	20,—	20,75	22,25	26,—	28,75

Im Jahre 1912 bleiben in den ersten vier Monaten die Preise stabil, fallen aber im Mai auf 31,50 Kronen, während zugleich die Erdölpreise steigen, und erholen sich im Juli auf 32 Kronen pro Meterzentner, ohne bis heute die Höhe zu verändern. Der Transport von Drohobycz nach Oberberg kostet 2,50 Kronen pro Meterzentner, die Steuer 13 Kronen. Bei einem Verkaufspreis von 32 Kronen entfallen also auf Transportspesen und Steuer zusammen 15,50 Kronen, es bleiben mithin 16,50 Kronen, in die sich die Fabrik und das Kartell teilen können. Während die staatliche Fabrik vertragsgemäß dem Kartell das Leuchtöl zu 3,50 Kronen liefert, steht der Marktpreis der privatkapitalistischen Fabrik auf 4,50 Kronen anfangs 1911, auf 9,50 Kronen Mitte 1911 und auf 13,25 Kronen Ende 1911. Die Steigerung der Preise fällt mit der Entstehung des Leuchtölkartells zusammen.

Die staatliche Mineralölfabrik fabriziert heute 5000 Zisternen Leuchtöl jährlich, wäre aber in der Lage, bei Aufrechterhaltung der Lieferung des Heizöls für die Bahnen weitere 6000 Zisternen Leuchtöl und bei Einstellung der Heizöllieferung weitere 15000 Zisternen Leuchtöl zu erzeugen. Die ganze österreichische Leuchtöl- und Benzinfabrikation betrug im Jahre 1911 für den

Innenkonsum versteuert	20507	Zisternen
Ungarn	11375	„
Zusammen	31882	Zisternen
Der Export	17639	„
Zusammen	49522	Zisternen
Hiervon ab Benzin versteuert	400	„
	49122	Zisternen

Zur Erzeugung dieses Quantums wurden nach den heutigen Produktionsverhältnissen zirka 150 000 Zisternen Erdöl verwendet. Da die Produktion in diesem Jahre bloß 135 000 Zisternen betrug, mußten die Vorräte um 15 000 Zisternen verkleinert werden. Der ganze noch vorhandene Vorrat dürfte 80 000 bis 90 000 Zisternen betragen.

Voraussichtlich wird in diesem Jahre, wenn nicht eine unvorhergesehene Erdölproduktionssteigerung eintritt, die galizische Erdölgewinnung auf 100 000 Zisternen sinken und bloß den österreichisch-ungarischen Inlandsbedarf decken können. Jeder Tag kann eine Änderung nach oben oder nach unten bringen. In den Jahren niederer Erdölpreise beteiligte sich das aus-

ländische Kapital nicht stark an der galizischen Erdölindustrie. Seit einiger Zeit häufen sich die Fälle, wo galizische Unternehmer ihre Betriebe an reichsdeutsche oder englische Kapitalisten verkaufen. 80 Prozent der Gruben sollen sich in ausländischen Händen befinden, das Transport- und Magazinierungswesen gehörte bis vor kurzem einem englischen Konsortium und ist jetzt ebenso wie eine Reihe von Raffinerien und Erdölbetrieben an die Deutsche Erdölgesellschaft übergegangen.

Das Verhältnis der einzelnen Kapitalistengruppen zueinander ist für den Unbeteiligten kaum zu erforschen, aber auch die Besteingeweihten können nicht mit Sicherheit behaupten, wer hinter den einzelnen Gruppen steht, wer der Vacuum Oil Company ferne und wer trotz angeblichen Kampfes in ihren Diensten steht. Die österreichische Staatsverwaltung leistete den Unternehmern im Kampfe gegen die Preissturzpolitik des amerikanischen Trusts rücksichtslose Unterstützung, und die Vacuumfabriken wurden im Verwaltungswege durch Entziehung des Industriegleises, Fahrverbot für die Fabrikzisternen und dergleichen geradezu expropriiert, selbstredend ohne Entschädigung. Die Regierung verkürzte den dem Konsumenten so günstigen Preiskampf und erleichterte eine kampf- und daher kostenlose Steigerung der Petroleumpreise und eine weit ausgiebigere Erhöhung der Benzin- und Paraffinpreise. Das hier skizzierte Bild der galizischen Petroleumindustrie wäre unvollständig, fehlte eine Schilderung der Arbeitsverhältnisse.

Die Erdölindustrie in Galizien beschäftigte (ohne Raffinerien) 5491 Arbeiter, die im Jahre 1910 nach behördlichen Erhebungen einen Lohn von 6 538 000 Kronen erhielten. Dem gegenüber steht ein Produktionserlös von 44 Millionen Kronen und ein Materialkonsum von 8 Millionen Kronen für Eisen und Stahl, 337 000 Kronen Schmiermittel, 1 795 000 Kronen Heizmaterial (Kohle und Erdöl), 400 000 Kronen Werkholz. Die Löhne verteilten sich im Hauptgebiet Revieramt Drohobycz mit 4292 Arbeitern wie folgt:

Arbeitslohn täglich (in Kronen): Aufseher 2 bis 12, Bohrmeister 3,60 bis 12, Bohrgehilfen 3 bis 4, Maschinisten 2 bis 8, Heizer 1,60 bis 4,50, Schmiedemeister 4 bis 8, Gesellen 1,50 bis 4,20, Handwerker 3,50 bis 5,50, Taglöhner 1,40 bis 3,50, Weibliche 0,70, Jugendliche 0,60.

Außerdem werden Prämien pro Meter des Bohrloches und Produktionsprämien gezahlt. Die Arbeitszeit beträgt im Hauptgebiet bei dreimaligem Schichtwechsel 8 Stunden, in den anderen Gebieten angeblich 10, aber in Wirklichkeit 12 Stunden, da der Betrieb nicht unterbrochen werden kann.

Der achtstündige Arbeitstag ist ein Erfolg der sozialdemokratischen parlamentarischen Vertretung. Die Unternehmer wollten im Jahre 1910 dem Staate über den früheren Vertrag hinaus 45 000 Zisternen Rohöl verkaufen, das konnte aber nicht gegen den Willen der sozialdemokratischen Vertretung geschehen, die an den vorbereitenden Arbeiten eifrig Anteil genommen und sie durch ihre Sachkenntnis gefördert hatte. Da verlangten die Abgeordneten einen Anteil an der Preissteigerung des Erdöls für die Arbeiterschaft. Nach langem Verhandeln sahen sich die Unternehmer genötigt, auf die Bedingung einzugehen, und der Vertrag auf Einführung einer dritten Schicht kam ebenfalls gleichzeitig mit dem Kaufvertrag der 45000 Zisternen zustande. kam gleichzeitig mit dem Kaufvertrag der 45 000 Zisternen zustande, so lautete das zwischen der Unternehmerorganisation und der Arbeiterorganisation getroffene Übereinkommen.

Der Schweizer Parteitag in Neuenburg.

Von **Robert Grimm.**

Der Initiativ- und Referendumsstaat stellt der Sozialdemokratie andere Aufgaben als die Monarchie. Sie sind vielgestaltiger, komplizierter und erfordern das, was man landläufig als positive Arbeit bezeichnet. Die theoretische Aufklärung tritt vor den Notwendigkeiten des Tageskampfes zurück. Dieser Umstand muß als ein doppelter Nachteil empfunden werden, da man ohne Kritik und Erklärung des Bestehenden positive Arbeit in sozialistischem Sinne nicht leisten kann. Es fehlt nicht nur an der gründlichen theoretischen Klarheit schlechthin; sie mangelt gerade dort, wo sie infolge der mannigfaltigen praktischen Arbeit als Wegweiser unerläßlich ist.

Dieser Mangel machte sich bis jetzt in der schweizerischen Sozialdemokratie am sinnenfälligsten bei der Diskussion militärischer Fragen geltend. Das Problem des Militarismus ist für die schweizerische Sozialdemokratie ohnehin nicht so einfach wie für das Proletariat in den unser Land umgebenden Großstaaten. Die Schweiz ist neutral, sie kennt keine Eroberungsgelüste. Ihre Wehrmacht dient dem zweifachen Zwecke, den „inneren Feind" niederzuhalten und die nationale Selbständigkeit des kleinbürgerlich-demokratischen Staates, die zwar formell besteht, tatsächlich aber durch die kapitalistische Entwicklung immer mehr der Auflösung entgegengeht, zu verteidigen. Die Wehrkraft beruht auf einem bürgerlichen, stark nach der militaristischen Seite hinneigenden Milizsystem, dessen Inhalt von mir im letzten Jahrgang der „Neuen Zeit" zu schildern versucht wurde. Die schweizerische Sozialdemokratie hat sich bis jetzt nicht bedingungslos gegen den Militarismus ihres Landes ausgesprochen. Sie anerkennt ein Volksheer zum Schutze des Landes und seiner demokratischen Institutionen. Dabei mochte diese Stellungnahme wohl auch von der opportunistischen Erwägung, daß man in vielen praktischen Fragen der Beihilfe des Kleinbürgertums bedürfe, mitbestimmt worden sein. Man befürchtete durch eine glatte Absage an den Militarismus von heute den vollständigen Bruch mit jenen zwischen der proletarischen und der bürgerlichen Klasse hin und her lavierenden Bevölkerungsschichten, die für den Chauvinismus leicht empfänglich sind.

Die Partei behandelte die Frage des Militarismus bis jetzt vorwiegend unter dem Gesichtspunkt seines Verhaltens gegen den „inneren Feind". Die fortwährende Niederknüppelung der Streiks durch die bewaffnete Macht rollte die Frage immer von neuem wieder auf. Die gegen streikende Arbeiter gerichteten Truppenaufgebote, zusammen mit einer Reihe von Auswüchsen und den stets größeren Militärlasten, haben in den Kreisen der Industriearbeiterschaft rasch eine entschieden antimilitaristische Stimmung herbeigeführt, die Hunderte von Vorträgen nicht zu erzeugen vermocht hätten.

Der Parteitag von Neuenburg nahm nun zum Militarismus auch von der anderen Seite Stellung. Im Mittelpunkt seiner Erörterungen stand die Kriegsfrage. Zwar hatte die Parteileitung zu der Anfrage der Neuenburger Genossen, „welche Stellung die Partei zur Frage des Generalstreiks als Antwort auf eine Kriegserklärung einnehme", kurzerhand „Ablehnung" beantragt. Die Ereignisse am Balkan und die europäische Kriegsgefahr führten indessen unvermittelt zu einer für schweizerische Verhältnisse großen, oft leidenschaftlichen Diskussion. Die nervöse Stimmung, die momentan die

Völker Europas beherrscht, warf ihre Wellen auch in die Schweiz, und wie intensiv die Kriegsfrage die Arbeiterklasse unseres kleinen Landes beherrscht, illustriert die Tatsache, daß der Parteitag es ablehnte, das Bildungswesen zu behandeln und dafür unvorbereitet, ohne Anhörung eigentlicher Referate, in eine sechsstündige Debatte über die Kriegsfrage eintrat. Haftete diesem Vorgehen der Mangel der Improvisation an, so bot es den Vorzug, daß die verschiedenen Auffassungen unbeeinflußt durch breite Vorträge zum Ausdruck kamen und so ein getreues Bild von den in der Partei vorhandenen Ansichten widerspiegelte.

In der Hauptsache konnte man in Neuenburg drei Gruppen von Meinungsverschiedenheiten unterscheiden, bedingt durch die Verschiedenheit des Standpunktes wie durch die Beurteilung der augenblicklichen Situation. Es standen sich in der Diskussion auch solche Genossen gegenüber, die sonst in allen wichtigen Parteifragen keine gegensätzliche Auffassung trennt.

Die eine Richtung, bestehend aus Genossen im Gebiet der ehemaligen Juraföderation, beeinflußt von der Tradition des Bakunismus und des französischen Syndikalismus, trat für den Generalstreik als Verhütungsmittel des Krieges ein. Gerade der schweizerischen Arbeiterklasse, die sich vermöge der demokratischen Staatseinrichtungen frei äußern könne, falle die Aufgabe zu, auszusprechen, was der Sozialdemokratie in anderen Ländern zu sagen nicht möglich sei. Spiele die Sozialdemokratie der Schweiz in der Internationale keine hervorragende Rolle, so habe sie hier Gelegenheit, einmal an der Spitze zu marschieren. Die Androhung des Generalstreiks selbst sei geeignet, die Gefahren kriegerischer Verwicklungen zu beseitigen, und um den Schutz unserer demokratischen Institutionen könne es sich weniger handeln als um die Wahrnehmung proletarischer Interessen. Das sei indes nur möglich, wenn im Ernstfall Arbeiter gegen Bourgeois, nicht aber der Arbeiter des einen Landes gegen den Proletarier des anderen Staates stehe.

Diese von einer Minderheit vertretene Auffassung wurde von zwei anderen Richtungen bekämpft, deren Argumentation verschieden war. Die einen brachten etwa folgende Gründe vor: Der Generalstreik als Vorbeugungsmittel gegen den Krieg ist eine Utopie. Jeder Krieg hat ohnehin eine wirtschaftliche Krise zur Folge, in der Schweiz um so mehr, als sofort die zahlreichen Ausländer in ihre Heimat und unter die Waffen gerufen würden. Zudem wäre die Demokratie des militärischen Schutzes durch die Arbeiterklasse wohl wert, und das Interesse an der Abwehr einer Invasion zwinge dazu, daß sich der Arbeiter im Kriegsfall in erster Linie als Bürger fühle und die Grenzen verteidige. Und da für die Schweiz ausschließlich die Abwehr eines Angriffskriegs oder einer Invasion in Frage komme, dürfe man nach außen ruhig erklären, daß die schweizerische Arbeiterklasse jederzeit bereit sei, das Vaterland zu verteidigen.

Grundsätzlich verschieden von dieser Überlegung waren die Erwägungen der dritten Meinungsgruppe. Auch sie lehnte die Festlegung auf den Generalstreik ab, nicht weil sie ihn unter allen Umständen für aussichtslos hielte, sondern weil man die gegebene Situation vor und während eines Krieges nicht kenne. Von diesem Standpunkt aus könne man konsequenterweise auch nicht erklären, man werde unter allen Umständen marschieren. Die Geschichte der bürgerlichen Revolution der Schweiz, wo Frankreich mit seinen Truppen als Befreier vom

Joche des Feudalismus auftritt, beweise, daß die historische Situation wechsle. Daher sei eine Festlegung der Partei weder in der einen noch in der anderen Richtung zulässig. Wie die Arbeiterklasse in einem Kriegsfall handle, das bestimme die jeweilige Macht des Proletariats in den von der Kriegsgefahr bedrohten Ländern, die besondere ökonomische und politische Lage, und darum sei heute weder die Erklärung, man werde marschieren, noch die Versicherung des Gegenteils abzugeben.

Zu diesen grundsätzlichen Verschiedenheiten gesellten sich taktische Differenzen. In einem Großstaat mit starken Industriezentren bilden diese eine gewisse Neutralisierung chauvinistischer Tendenzen. Die Arbeiterklasse ist gegenüber dem Chauvinismus in viel höherem Grade immun als das Proletariat in einer demokratischen Republik mit schwacher industrieller Entwicklung. Dort, wo das Klassenbewußtsein durch die hochkapitalistische Entwicklung stärker ausgeprägt ist und das stehende Heer die Verkörperung des Militarismus bildet, fördert die Erklärung, man werde die Flinte auf den Buckel nehmen und das Vaterland verteidigen, weder den falsch verstandenen, von der Bourgeoisie großgezogenen und gehätschelten Nationalismus, noch hemmt sie den Kampf gegen den Militarismus. Wo aber, wie in der bürgerlichen Demokratie, die Verlockung zur Kompromisselei mit den gegnerischen Parteien groß, die geistige Lostrennung der Arbeiterschaft von der Bourgeoisie auch dann noch ungemein schwierig ist, wenn der wirtschaftliche Gegensatz schon deutlich am Tage liegt, da übt die Erklärung von der Vaterlandsverteidigung eine ganz andere Wirkung aus als dort, wo die Gegensätze hart aufeinander prallen. Sie erschwert dann nicht nur die Ausbreitung und Vertiefung des Klassenbewußtseins, sondern außerdem den Kampf gegen die bürgerliche Miliz, die auch die Sozialdemokratie vor ihren Karren zu spannen sucht und von ihr die Zustimmung zu den Militärkrediten mit der Begründung erlangen will, daß man nicht die Notwendigkeit der Vaterlandsverteidigung anerkennen, die Ausgaben für die Miliz aber ablehnen könne.

Zu einer definitiven Stellungnahme kam es in Neuenburg nicht. Zwar hatte ein aus der Diskussion hervorgegangener Antrag, die schweizerische Sozialdemokratie werde „zur Verhinderung oder Abkürzung eines europäischen Krieges alle gut scheinenden Mittel anwenden und sich bei der Wahl der Mittel allein von den Pflichten gegenüber der Internationale der Arbeiterschaft leiten lassen", vorgelegen, aber er trug doch zu sehr den Stempel der Verlegenheit und wurde darum zurückgezogen, als die Parteileitung erklärte, sie wolle die Kriegsfrage auf die Tagesordnung des nächsten Kongresses setzen. Bis dahin wird die Diskussion in Versammlungen und in der Presse weitergeführt, und da dann auch die Internationale weitere Richtlinien für den Kampf gegen die Kriegsgefahren gegeben haben wird, dürfte die Entscheidung vielen Schweizer Genossen leichter werden, als es in Neuenburg der Fall gewesen wäre.

Weniger zu reden als die Kriegsfrage gab die Teuerung. Auf dem Baseler Parteitag 1910 nur summarisch behandelt, bildete sie jetzt Gegenstand eingehender Erörterungen durch zwei deutsche und einen französischen Referenten (Wullschleger, Müller und Naine). Eine ausführliche Resolution faßt die Maßnahmen zusammen, die momentan durch die Gemeindeverwaltungen in Verbindung mit den Konsumvereinen durchgeführt werden

können. Ein zweiter Teil fordert die Errichtung von Anlagen für den Vertrieb des überseeischen Gefrierfleisches, Organisation des Milchvertriebs, vermehrte Zufuhr von Lebensmitteln, wobei insbesondere die Brotfrucht in Frage kommt, deren Vorrat nach verläßlichen Berechnungen der letzten Jahre jeweilen knapp für zwölf Tage ausreicht. Zur Sicherung eines größeren Vorrats soll eventuell ein staatliches Getreide- und Mehlmonopol angestrebt werden, wobei jedoch die Frage offen gelassen wird, ob man nur das Handelsmonopol oder dieses in Verbindung mit dem Produktionsmonopol wünscht. Hand in Hand mit diesen Bestrebungen soll eine großzügige kommunale Bodenpolitik gehen, die von der Erstellung von Gemeindewohnungen bis zum Erwerb landwirtschaftlicher Güter in der Umgebung städtischer Gemeinwesen und zur Organisation des städtischen Hypothekarkredits auszudehnen wäre. Die Zollfrage berührt in der Schweiz besonders den Vieh- und Fleischmarkt. Protektionistische Rücksichten auf die Großbauern führten im Jahre 1902 zu einer Erhöhung der Positionen. Das Zollgesetz läßt zwar die Möglichkeit einer vorübergehenden Reduktion der Zölle zu, aber die Bestimmung ist mehr ein dekoratives Pflästerchen als ein wirksamer Schutz der Konsumenteninteressen. Verschiedene Anläufe zur Herabsetzung der Viehzölle (und auch anderer Positionen) scheiterten am Widerstand der agrarischen Interessen. Es soll nun noch einmal ein Versuch mit einer Eingabe an die Bundesbehörden gemacht werden, bleibt er erfolglos, so würde dann der umständlichere Weg der Verfassungsinitiative beschritten, da dem Volke das Recht, Bundesgesetz auf dem Initiativweg zu ändern, aufzuheben oder neu zu schaffen, nicht zusteht.

Über das Stimmrecht der Frauen orientierten ebenfalls drei Referenten (Frau Walter, die Genossen Moor und Sigg, Genf). Wir übergehen die am Parteitag aufgeworfene Streitfrage, ob die Forschungen Morgans und Bachofens oder die neueren Untersuchungen über den Ursprung des Mutterrechtes, die jenen widersprechen, zutreffen oder nicht. Eine dem Verständnis des Parteitags näherliegende Frage gab zu mehr Erörterungen Anlaß. Die Referentin hatte in ihrer Resolution die Zugehörigkeit sozialistischer Frauen zu bürgerlichen Frauenstimmrechtsvereinen gestatten wollen, während der sozialdemokratische Verein Eintracht Zürich in seinen Thesen, denen zum Teil auch der zweite Referent, Genosse Moor, beipflichtete, eine klare Scheidung forderte und auch ein gelegentliches Zusammengehen zur Durchsetzung gemeinsamer Forderungen für schädlich hielt. Es entspann sich bei dieser Gelegenheit wieder jene bekannte Diskussion über die „persönliche Handlungsfreiheit" des einzelnen Parteigenossen, die so weit gehe, daß ihm der Zutritt zu gewissen bürgerlichen Organisationen, wie beispielsweise der des Internationalen Arbeiterschutzes, nicht verwehrt werden könne. Prompt erschien der „Polizeistock", der einer demokratischen Partei unwürdig sei, und einer der ältesten und verdientesten Parteigenossen drohte gar mit der Nichtanerkennung der Parteitagsbeschlüsse. Es liegt aber in der Natur der Parteientwicklung, daß derartige Theorien um so weniger verfangen, je mehr die Massen selbstbewußt handelnd auf dem Kampfplatz erscheinen. Zudem hatte die schweizerische Partei jahrelang Gelegenheit, die „Politik auf eigene Faust" praktisch zu erproben, so daß die Drohungen, die das Wesen der Partei verkennen, nicht imponierten. Die große Mehrheit des Parteitags sprach sich für eine klare Abgrenzung aus.

Das Ergebnis der Verhandlungen ist nun eine Resolution, die nach einer historischen Einleitung und der Ableitung der Gleichberechtigung der Geschlechter aus den wirtschaftlichen Zuständen des kapitalistischen Zeitalters zu folgenden Feststellungen kommt:

Diese Anteilnahme (der Frauen an den öffentlichen Angelegenheiten) erheischt das gleiche Stimm- und Wahlrecht für die Frauen wie für die Männer. Keine bürgerliche Partei erstrebt und anerkennt die volle Gleichberechtigung der Frau. Einzig die sozialdemokratische Partei, die für die wirtschaftliche und soziale Befreiung des arbeitenden Volkes und somit für die Aufhebung jeder Klassenherrschaft kämpft, tritt auch für die völlige Gleichstellung der Frau ein. Die angeblich parteilose bürgerliche Frauenbewegung unterscheidet sich grundsätzlich von dieser Stellungnahme. Ihr Endzweck ist die Aufrechterhaltung des auf dem Privateigentum beruhenden Wirtschaftssystems. Ein zeitweiliges Zusammenwirken zur Erringung des Frauenstimmrechtes ist zulässig. Die Zugehörigkeit zu einer bürgerlichen Frauenorganisation widerspricht jedoch den Interessen und den Satzungen der Partei. Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit, mit ganzer Kraft für die Stärkung der sozialdemokratischen Frauenbewegung einzutreten.

Infolge des Zeitmangels begnügte sich der Parteitag mit der stillschweigenden Zustimmung zu den Thesen Greulichs über das Bildungswesen. Die Resolution ist allgemein gehalten, erstreckt sich mehr auf die organisatorische als auf die grundsätzliche Seite und beschränkt sich auf die Betonung der Notwendigkeit der Arbeiterbildung. In einer weiteren Resolution nahm der Parteitag zu der Elektrifizierung der Staatsbahnen Stellung. Er protestiert gegen den Betrieb der für die Staatsbahnen arbeitenden Kraftwerke durch Private und fordert den Regiebetrieb, eventuell in Verbindung mit den Kantonen und den Gemeinden.

Eine Frage, die für die deutsche Partei ebenso wichtig ist wie für die schweizerische, wurde bei der Behandlung des Tätigkeitsberichtes der parlamentarischen Fraktion berührt. Im Widerspruch zu den Bestimmungen des deutsch-schweizerischen Niederlassungsvertrags werden von kantonalen Organen deutsche Handwerksburschen, die im Besitz ihrer Invalidenkarte sind, denen aber aus irgendeinem Grunde der Heimatschein zurückbehalten wurde, als „schriftenlose Vaganten" aufgegriffen, verhaftet und nach einigen Tagen an die Grenze gestellt. Diese Behandlung wurde auch solchen Arbeitern zuteil, die durch die Vermittlung deutscher Arbeitsämter feste Angebote in der Schweiz hatten, denen man aber als Garantie für den Antritt der ihnen zugewiesenen Arbeitsstelle den Heimatschein zurückbehielt. Diese Ausweisungspraxis soll nun in den Parlamenten besprochen werden, wobei die sozialdemokratische Fraktion im Reichstag ebenso wirksam wird vorgehen können wie die sozialdemokratischen Vertretungen in den schweizerischen Kantonsräten und im Nationalrat.

Der Parteitag war der erste nach der vollzogenen Reorganisation. Brachte diese keine gründliche Reform, so schuf sie doch die Möglichkeiten für die etwas ausgiebigere Behandlung theoretischer Fragen. Die Neuenburger Tagung hat in dieser Richtung unverkennbare Fortschritte gezeigt, und mit stiller Wehmut werden sich die bürgerlichen Gegner davon überzeugt haben, daß auch der „praktische, nüchterne Schweizer Arbeiter" sich mit Dingen beschäftigt, die ihm früher weltfremd erschienen, und daß er so nach und nach zum vollen Verständnis der sozialistischen Lehren gelangt.

Literarische Rundschau.

Professor Dr. Franz Eulenburg, **Die Preissteigerung des letzten Jahrzehnts.** Vortrag, gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 17. Februar 1912, Band IV der „Gehe-Stiftungs-Vorträge". Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Dresden. 26 Seiten.

Der Chemnitzer Parteitag protestierte gegen die Maßnahmen der Regierung, die die Teuerung in Deutschland verschärfen, hat aber weder das Teuerungsproblem genügend erörtert noch alle praktischen Maßnahmen erwogen, die die Partei zur Linderung der Not und dauernden Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln empfiehlt. Die Teuerung wird deshalb wohl noch mehrere Parteitage beschäftigen, auch wäre wünschenswert, daß sich der kommende internationale Kongreß mit dieser internationalen Erscheinung beschäftige. Denn die Teuerung ist bekanntlich das wirtschaftliche Problem der Gegenwart, die wichtigste wirtschaftssoziale Umwälzung unserer Tage. Es ist daher notwendig, nicht allein die wirklichen Ursachen dieser Erscheinung zu ergründen, die lohndrückende Tendenz der Teuerung festzustellen, sondern auch die gemeinsamen Forderungen zu formulieren, die das internationale Proletariat angesichts der sich ergebenden Sachlage erheben muß.

Es ist nun interessant, festzustellen, daß die gewaltige Bedeutung der Teuerung auch den bürgerlichen Professoren einzuleuchten beginnt. In der angeführten Schrift sagt der Leipziger Professor Eulenburg am Schlusse seiner Ausführungen: „Wir stehen an einem Wendepunkt weltgeschichtlicher und weltwirtschaftlicher Entwicklung." Natürlich sieht Eulenburg die weiteren Perspektiven dieser Entwicklung nicht, ebensowenig wie ihm die Ursachen dieser Erscheinung völlig aufgehellt sind. Nach echt professoraler Manier ist er einerseits mit allen Erklärungen dieser Erscheinung durch verschiedene nationalökonomische Schulen einverstanden, andererseits aber doch wieder nicht ganz, ohne aber seinen eigenen Standpunkt klar zu präzisieren. So findet er als Ursachen der Teuerung die Zunahme der „Grenzkosten", die Steigerung der Nachfrage und die erhöhte Goldproduktion, also fast alle Erscheinungen, um die ein heftiger Streit ausgebrochen ist. Nur am Schlusse seiner Schrift gibt er eine „neue Erklärung" der Teuerung. „Die letzte Ursache," meint er, „liegt in der Umwandlung des Geld- und Leihkapitals in Anlagekapital, des kurzfristigen Kredits in langfristigen," als ob nicht in der Periode 1875 bis 1895 dieselbe Erscheinung stattgefunden hätte. Eulenburg will damit sagen, daß die Weltwirtschaft in ihrer raschen Ausdehnung die Teuerung verursacht, weil sie die Steigerung der Nachfrage nach Produkten hervorgerufen hat. Er warnt sogar vor dem steigenden Verbrauch gewisser Produkte.

Braucht man noch zu beweisen, daß nicht die Nachfrage, sondern die Produktionskosten den Produktionspreis bestimmen? Je mehr sich die Verkehrtheit der heutigen Wirtschaftsorganisation in der Tatsache der Teuerung offenbart, um so eifriger werden die bürgerlichen Professoren bemüht sein, die wahren Ursachen dieser Erscheinung zu verdunkeln. Es ist daher die Pflicht der Parteipresse, diesem Bestreben der kapitalistischen Welt nach Selbsterhaltung entgegenzutreten.

Im übrigen enthält aber die angeführte Schrift interessantes Material und kann den Genossen zur Beachtung empfohlen werden. Sp.

Dr. Johannes Kinkel, **Die sozialökonomischen Grundlagen der Staats- und Wissenschaftslehren von Aristoteles.** Leipzig 1911, Duncker und Humblot, XVI und 146 Seiten. Preis 4 Mark.

Der Verfasser steht auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung. Diese bedingt es, daß die einzelnen Ideen und Anschauungen nicht isoliert, sondern in ihrem Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Leben ihrer Zeit untersucht werden, wobei sich die ökonomischen Bedingungen in letzter Linie immer als die entscheidende Triebkraft dieses Lebens herausstellen. Die Darstellung der An-

schauungen eines bestimmten Denkers erweitert sich damit von selbst zu einer geschichtlichen Darstellung der Gesellschaft, in der er lebte, und ihrer Entwicklung. So gibt auch Kinkel weit mehr, als der Titel seiner Arbeit verspricht. Wir finden in ihr einen kurzen Abriß der Wirtschaftsgeschichte Attikas, im wesentlichen unter engem Anschluß an Eduard Meyer, aber doch nicht ohne Selbständigkeit, auf eigenen Forschungen beruhend.

Wenn ich daran etwas aussetzen möchte, so wäre es die etwas zu enge Auffassung des historischen Materialismus. Kinkel untersucht, welchen Klasseninteressen die ökonomischen Auffassungen Aristoteles' entsprachen. Aber er streift nur ganz flüchtig die Frage, welche gesellschaftliche Rolle diese Klasseninteressen spielten. In einer gegebenen Gesellschaft sind bestimmte Klassen ökonomisch wichtig; andere bilden überflüssige, ja schädliche Schmarotzer. Die einen hemmen die weitere ökonomische Entwicklung, ihre Herrschaft führt zum Ruin der ganzen Gesellschaft. Andere vertreten Interessen, deren Sieg unerläßlich ist, soll die Gesellschaft fortbestehen können. Diese Verhältnisse wirken auch auf die Erkenntniskraft der einzelnen Klassen und ihrer Forscher ein. Nur die notwendigen Klassen, denen die Zukunft gehört, können unbefangen die Gesellschaft erforschen, ohne vor irgendwelchen Konsequenzen zurückzuscheuen. Und umgekehrt, unbefangene Forscher, die keine Konsequenzen scheuen, werden, aus welcher Klasse sie stammen mögen, ihre Sympathien am ehesten jener Klasse zuwenden, die sie als wesentlichstes Element des gesellschaftlichen Lebens und der gesellschaftlichen Entwicklung erkennen.

Kinkel findet mit Recht, daß die ökonomischen Anschauungen des Aristoteles den Klasseninteressen eines starken, sich wirtschaftlich selbst genügenden Großbauerntums entsprachen. Aber er versäumt es, in genügender Weise zu untersuchen, welches die gesellschaftliche Rolle der sich selbst genügenden Bauernschaft im Altertum war und ob die Verfechtung ihrer Interessen den Blick für die Erkenntnis der ökonomischen Zusammenhänge trübte oder schärfte.

In ganz ungerechtfertigter Weise setzt er ohne weitere Untersuchung am Schluß seiner Darstellung das Altertum der Neuzeit gleich, und weil im neunzehnten Jahrhundert das Streben nach Erhaltung eines von Warenproduktion und Handel unabhängigen Bauernstandes reaktionär wurde, wirft Kinkel auch Aristoteles zu den reaktionären Romantikern. Die Rolle der sich selbst genügenden Bauernschaft im Altertum läßt sich jedoch nicht mit der Rolle vergleichen, die sie in der kapitalistischen Gesellschaft spielt. Heute ist eine Bauernschaft, die nicht für den Markt produziert, sondern sich selbst genügt, ein Hindernis der Entfaltung der Produktivkräfte, ist sie mit dem Fortschritt der Gesellschaft unvereinbar geworden. Zu Aristoteles' Zeiten konnte der gesellschaftliche Organismus ohne solche Bauernwirtschaft nicht lebensfähig bleiben. Das Verschwinden der Bauernschaft bedeutete damals nicht, wie Kinkel sagt, den Übergang von der Naturalwirtschaft zu einer „höheren Wirtschaftsperiode", sondern den Niedergang der Gesellschaft. Die „Wirtschaftsperiode", die auf die antike Gesellschaft folgte, bedeutete eine Rückkehr zu der sich selbst genügenden Bauernwirtschaft.

Die Entfaltung der industriellen Warenproduktion und des Warenhandels in einem Ausmaß, daß dadurch auch die Bauernwirtschaft auf die Produktion für den Markt angewiesen wurde, war im Altertum eben ganz anderen Bedingungen geschuldet wie in der neueren Zeit. Nicht der wirtschaftlichen Übermacht des industriellen Kapitalismus, sondern der kriegerischen Übermacht einzelner durch besondere Verhältnisse begünstigten Staaten. Diese wurden dadurch instand gesetzt, ungeheure Reichtümer entweder durch gelegentliche Plünderung oder fortgesetzte Tributerhebung bei sich zu konzentrieren und dadurch einen ausgedehnten Markt für Warenproduktion und Warenhandel zu schaffen, der aber nur so lange dauerte wie die kriegerische Macht des Staates. Und diese untergrub notwendigerweise sich selbst. Denn je energischer sie ausgeübt wurde, je mehr Reichtum und Sklaven sie ins Land brachte, desto mehr verjagte sie die Bauern von ihren Gütern, desto mehr

entvölkerte sie das Land, raubte ihm die wehrfähigen Elemente und damit die Macht, Reichtum zu rauben und durch ihn Industrie und Handel zu beleben.

Wenn Aristoteles daher für die sich selbst genügende Bauernwirtschaft eintrat, hatte es eine ganz andere Bedeutung als die Utopien sozialkonservativer Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts. Aristoteles erkannte mit Recht das, was seiner Zeit not tat. Es ist richtig, daß das unter den gegebenen Verhältnissen nicht durchzusetzen war. Das bedeutete aber nur, daß der Untergang des Staates nicht mehr aufzuhalten, nicht, daß eine höhere Wirtschaftsform fällig war.

In einem zweiten Teile untersucht dann Kinkel, wie Aristoteles' ökonomische Anschauungen auf das soziale Denken des Mittelalters und der Neuzeit wirkten. Dieser Teil ist weniger gelungen als der erste. Ein ungeheures Gebiet wird da zu summarisch auf wenigen Seiten abgetan, dabei manche äußerliche Ähnlichkeit übertrieben, so daß zum Beispiel der Einfluß Aristoteles' auf die katholischen Sozialpolitiker des neunzehnten Jahrhunderts stark überschätzt wird.

Man darf nicht vergessen, daß die Erhaltung der Bauernschaft heute etwas ganz anderes bedeutet als zur Zeit des Aristoteles oder des Thomas von Aquino. Damals handelte es sich um einen im wesentlichen sich selbst genügenden, für den eigenen Bedarf produzierenden bäuerlichen Betrieb als Schutzwall gegen das Überhandnehmen der Warenproduktion und des Kapitalismus. Heute ist der Bauer selbst Warenproduzent geworden, und diejenigen, die ihn erhalten wollen, betrachten ihn als Schutzwall zur Verteidigung des Kapitalismus gegen das andrängende Proletariat. Die Probleme, die Aristoteles zum Verteidiger der Bauernwirtschaft machten, bestehen heute nicht mehr. Und die Probleme, die heute die Besitzenden zu Verfechtern des bäuerlichen Betriebs machen, kannte Aristoteles noch nicht.

Diese Unterschiede kommen bei Kinkel nicht zur Geltung.

Sehr instruktiv ist dagegen wieder der dritte Teil, der eine kritische Übersicht über die Polemik zwischen dem Lager der Ökonomen und dem der Historiker über die Produktionsweisen des klassischen Altertums gibt. Er ist wohl mitunter etwas zu kritisch gegenüber den Ökonomen und nicht genügend kritisch gegenüber den Historikern, legt aber doch die Gegensätze zwischen beiden gut dar, gibt eine ausreichende Übersicht über die gesamte Literatur zu der Streitfrage und sagt selbst sehr Beachtenswertes und Vernünftiges darüber.

Alles in allem also ein Buch, aus dem jeder, der sich für antike Wirtschaftsgeschichte interessiert, Gewinn ziehen wird. K. K.

Notizen.

Selbstberichtigung. In Nr. 6 der „Neuen Zeit" habe ich in meinem Artikel zur Richtigstellung unter anderem hervorgehoben, daß Genosse Bernstein sich im Jahre 1885 im Züricher „Sozialdemokrat" gegen Beteiligung an den preußischen Landtagswahlen ausgesprochen habe. Genosse Bernstein macht mich darauf aufmerksam, und ich muß ihm zustimmen, daß der fragliche Artikel nicht von ihm herrühre, sondern horribile dictu von — mir eingesandt wurde. Dieser Irrtum passierte mir, weil ich damals im „Sozialdemokrat" so viel schrieb, daß ich die Artikel, die von mir herrührten, gar nicht mehr im Gedächtnis habe, dann auch, weil Bernstein und ich zu jener Zeit uns so in Übereinstimmung befanden, daß ich in diesem Punkte eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns nicht voraussetzte. Es war nach meiner Meinung die Glanzperiode in Bernsteins Parteileben, als er in den Jahren von 1881 bis 1890 den „Sozialdemokrat" zur vollen Zufriedenheit der sehr großen Mehrheit der Parteigenossen redigierte. A. Bebel.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

1. Band Nr. 9 Ausgegeben am 29. November 1912 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Reichs- oder Bankmonopol?

Von **Emanuel Wurm.**

Das von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" im Oktober angekündigte Projekt eines Reichspetroleummonopols hat nun greifbare Gestalt angenommen; am 18. November ist dem Reichstag der vom Bundesrat beschlossene Entwurf eines Gesetzes über den Verkehr mit Leuchtöl zugegangen.

Wer vom Dornenstrauch Feigen erwartet, konnte hoffen, daß das geplante Gesetz die Interessen derjenigen Bevölkerungsschichten wahrnehmen werde, welche hauptsächlich am Petroleum interessiert sind: die großen Schichten des Arbeiter- und Mittelstandes, die in Stadt und Land noch immer auf das Petroleum als Leuchtquelle angewiesen sind, während die wohlhabenderen Kreise zumeist Gas und elektrisches Licht benutzen. Aber Rücksichtnahme auf die ärmere Bevölkerung hat ja gerade beim Petroleum noch niemals die Maßnahmen der Regierung bestimmt. Es sind jetzt gerade 37 Jahre her, als Bismarck, am 22. November 1875, seine Vorliebe für indirekte Steuern im Reichstag verkündete, besonders für Luxussteuern — und zu diesen rechnete er neben den Steuern auf Tabak, Bier, Branntwein und Zucker auch das Petroleum — „die Luxusgegenstände der großen Masse". 1879 kam dann auch auf das bisher abgabenfreie Petroleum ein Zoll von 6 Mark pro Doppelzentner, einschließlich des Gewichtes des Fasses, und da dieses 18 bis 20 Kilogramm wiegt, andererseits 80 Kilogramm Petroleum bei dem durchschnittlichen spezifischen Gewicht des Petroleums von 0,8 gleich 100 Liter sind, ist der Liter Petroleum mit 6 Pfennig Zoll belastet. Die Reichskasse hat seitdem mehr als anderthalb Milliarden Mark Petroleumzoll eingenommen und sie ebenso wie die Einnahmen aus den anderen „Luxussteuern" auf Bier, Tabak, Branntwein, Zucker samt denen auf die „Luxusgenüsse" des Volkes an Brot und Fleisch für den Militarismus verbraucht.

So soll es auch fürderhin nicht nur bleiben, sondern die Einnahmen des Reiches aus dem Petroleum sollen noch vermehrt werden! Aber nicht durch

eine direkte Erhöhung des Zolles, sondern von hinten herum: indem scheinbar die Petroleumverbraucher geschützt, in Wirklichkeit aber nur wieder geschröpft werden. Freilich versichert die Begründung des Gesetzentwurfes feierlich: „Soweit sich ... ohne Mehrbelastung des Verbrauchers finanzielle Vorteile für die Reichskasse ergeben, sollen sie nicht zur allgemeinen Verbesserung der Finanzlage, sondern zur Erfüllung besonderer, bisher aus finanziellen Gründen zurückgestellten Ausgaben dienen, die den minderbemittelten Klassen zugute kommen. Hierzu gehört vornehmlich die Erhöhung der Beihilfe für Kriegsteilnehmer sowie eine Erleichterung der Bedingungen, unter welchen die Kriegsteilnehmer in den Bezug gelangen.... Die Maßnahmen zugunsten der Kriegsteilnehmer werden etwa 8 Millionen Mark jährlich erfordern."

Ganz abgesehen davon, daß diese 8 Millionen Mark die jammervolle Lage der Veteranen nicht sonderlich verbessern könnten, hat dieselbe Regierung, als wir bei der letzten Verteuerung des Branntweins forderten, den Mehrertrag der Steuer für die Veteranen zu verwenden, dies verweigert. Jetzt will sie, nachdem wieder so und so viel Veteranen im Elend umgekommen sind, den kläglichen Ehrensold erhöhen — aber wiederum sollen es die ärmeren Bevölkerungsschichten sein, die es bezahlen. Denn daß das geplante Petroleummonopol eine Einnahme für das Reich „ohne Mehrbelastung des Verbrauchers" ergeben wird, sucht die Regierung zwar durch langatmige Darlegungen zu beweisen, aber an der entscheidenden Stelle der Begründung versagt ihre Beredsamkeit gegenüber dieser „bedeutsamsten, zugleich aber auch schwierigsten Aufgabe".

Die Regierung will, wie bereits in Nr. 4 (Spectator, Das Reichspetroleummonopol) erörtert ist, den Handel mit Petroleum unter Staatsaufsicht bringen und einen Teil des von ihr erhofften Gewinnes für die Reichskasse einheimsen. Dieselbe Regierung, die Produktion und Handel mit Kohle, Kali, Zucker, Spiritus den an ihnen beteiligten Kapitalisten zur rücksichtslosesten und unbegrenzten Ausbeutung überliefert hat, sie, die durch die Agrarzölle einigen Gruppen Besitzender die Auswucherung der Volksmassen ermöglicht — sie fühlt ihr „volkswirtschaftliches" Gewissen gekränkt, weil der Vertrieb des Leuchtöls „in immer stärkerem Maße in die Hände weniger kapitalstarker, monopolistischer Gesellschaften geraten" ist. Wenn es dem Petroleumtrust gelänge, den Wettbewerb der heute noch vorhandenen Konkurrenten völlig auszuschalten, dann würden „sehr erhebliche Aufschläge" zu erwarten sein. Vom freien Wettbewerb sei aber eine Wiederbeseitigung des Monopols nicht zu erwarten, folglich erscheine „gegenüber der im Friedens- wie im Kriegsfall schwer zu ertragenden Abhängigkeit von einem ausländischen Privatmonopol ... ein staatliches Eingreifen als unabweisbare Pflicht. Da ein freier Verkehr nicht mehr besteht, handle es sich lediglich um den Ersatz eines Privatmonopols durch eine Veranstaltung des Reiches."

Wie gesagt — bei einer Regierung, die schon jahrzehntelang durch Steuer- und Zollgesetzgebung Kartelle und Trusts in Deutschland großgezüchtet hat, könnte das wie ein reuiges Bekenntnis zur Besserung klingen. In Wirklichkeit ist es aber ein würdiges Seitenstück zu der heuchlerischen Beseitigung der Branntweinliebesgabe in diesem Frühjahr — öffentlich wird ein Unrecht beseitigt, um heimlich ein noch größeres an seine Stelle zu

setzen. Wie das neue Branntweinsteuergesetz zwar nach dem Buchstaben des Gesetzes die Liebesgabe aufhebt, tatsächlich aber den Brennern die Möglichkeit bot, sich durch Preiserhöhung des Schnapses mehr als schadlos für den Verlust zu halten, so bringt das geplante Monopol statt des Teufels Standard-Oil-Trust den Beelzebub: Großbankenkonzern!

Denn es handelt sich erstens nicht um eine Übernahme der Petroleumproduktion durch das Reich — die deutschen Quellen fließen sehr sparsam. Und wenn auch die Regierung andeutet, von wissenschaftlicher Seite werde erwartet, daß sich auch in Deutschland noch Öllager finden werden — sie will dies übrigens für die Gegenwart unberücksichtigt lassen —, so steht dieser Hoffnung doch das Gutachten des Fachmannes Professor Engler gegenüber, des Spezialisten für Petroleum, der in einem auf Veranlassung der badischen Regierung abgegebenen Gutachten soeben erklärt: „N i c h t zu rechnen ist auf eine irgend erhebliche Ausdehnung unserer e i g e n e n Rohölgewinnung."

Es bleibt also nur der Bezug vom Ausland. Nun ist es richtig, daß gegenwärtig der fast unumschränkte Alleinherrscher auf dem deutschen Petroleummarkt die von Rockefeller 1862 begründete Standard Oil Company ist, welche rund vier Fünftel des deutschen Bedarfes deckt, während der Rest von Galizien, Rumänien und Rußland kommt. Es ist auch selbstverständlich, daß dieser Trust, wenn er erst jede Konkurrenz beseitigt hätte, die Preise so hoch wie möglich schrauben würde, wobei er aber mit dem Rückgang des Verbrauches bei einer gewissen Preishöhe durch Konkurrenz anderer Leuchtmittel rechnen muß, und andererseits auch bei den jetzt üblichen Preisen schon enorm viel verdient (an hundert Prozent vom Preise der Rohware). N i c h t b e w i e s e n aber ist die Behauptung der Regierungsvorlage, daß es m ö g l i c h sei, sich völlig von diesem Trust loszulösen und durch amerikanische Außenseiter, die noch nicht zum Standardtrust gehören, sowie durch Zufuhr von Galizien, Rumänien und Rußland den Bedarf zu decken. Vor allem läßt das russische Petroleum, zum Teil auch das rumänische, sich nicht ohne weiteres als Ersatz für das pennsylvanische verwenden; sie haben eine andere chemische Zusammensetzung, brauchen mehr Luftzufuhr und daher andere Brenner, so daß Professor Engler in dem erwähnten Gutachten rund heraussagt, daß noch vor Einführung der neuen Bezugsquellen für geeignete Lampenbrenner gesorgt werden müsse — und das wäre eine neue Belastung der Konsumenten. Die Regierung freilich vertröstet auf neue Verfahren zur Verbesserung des rumänischen Petroleums, die aber ein Fachmann wie Professor Engler offenbar noch nicht für erprobt genug hält, denn er nimmt in seinem Gutachten keine Notiz von ihnen. Allerdings ist er sehr optimistisch in bezug auf die Deckung des Bedarfes durch Rumänien, Rußland, Galizien, Niederländisch-Indien „und sehr bald auch Mexiko", und er rechnet auch mit der Erschließung bis jetzt noch unbekannter Petroleumgebiete in Afrika.

A b e r s e l b s t w e n n d a s a l l e s z u t r ä f e, wenn diese Länder in Verbindung mit den sogenannten Außenseitern Nordamerikas den Bedarf decken könnten — eine Frage, über die bereits eine Flut von Artikeln und Broschüren erschien —, würde selbst dann der deutsche Verbraucher in die Lage kommen, sein Petroleum billiger als bisher oder auch nur zu demselben Preise zu erhalten?

Nach den bis jetzt vorliegenden Mitteilungen der Regierung ergibt sich dieses Resultat nicht! Sie verspricht es auch nicht! Sie sagt nur, daß sie die Frage nach der Durchführbarkeit einer von der Standard Oil Company unabhängigen Versorgung des deutschen Marktes mit Leuchtöl bejaht, denn die Reichsverwaltung habe sich „die Sicherung der Versorgung des deutschen Marktes mit Leuchtöl durch den Abschluß von Vorverträgen angelegen sein lassen".

Über diese Vorverträge aber will sich die Regierung erst in der Kommission des Reichstags äußern, damit der Trust nicht dazwischenfahren kann.

Wenn diese Wahrung von Geschäftsgeheimnissen nun auch unvermeidlich sein mag, so kann und muß doch die Regierung — auch wenn sie die Namen der Lieferanten vorläufig nicht nennt — schlüssige Beweise dafür bringen, daß der Preis des Petroleums verbilligt oder wenigstens nicht erhöht werden wird. Aber hier versagt die Regierungsvorlage völlig. Sie bringt nur einen mit Recht bereits als leere Spielerei bezeichneten Plan, wie sie die Großhändler daran interessieren will, recht billige Preise anzusetzen. Je niedriger nämlich diese Preise sind, um so höher soll der Gewinnanteil werden, der diesen Vermittlern des Petroleums zufließt. Und diese Vermittler sind Großbanken, unter der Führung der Deutschen Bank, welche den Handel mit Petroleum überwachen, obwohl sie gleichzeitig als Besitzer der in Frage kommenden, nicht zum amerikanischen Trust gehörenden Ölquellen die Lieferanten sind! Und mit jedem Pfennig, um den sie als Lieferanten das Petroleum verteuern, verdienen sie neun Millionen Mark, während sie gleichzeitig als Händler nach der scheinbar so schlau ausgeklügelten Gewinnskala noch nicht ein Zehntel dieses Profits fahren lassen müssen.

Und das ist der wundeste Punkt des Planes: das Reich wird gar nicht der Monopolinhaber des Handelsgeschäftes, sondern es überträgt dieses an eine Bankgruppe, der der deutsche Konsument auf Gnade und Ungnade ausgeliefert wird. Denn all die scheinbaren Sicherheitsvorrichtungen des Gesetzes gegen die Schädigung der Verbraucher sind völlig unzureichend. Ein Reichskommissär darf zwar in die Geschäftsgebarung Einblick nehmen, aber seine Genehmigung zum Abschluß von Einkäufen ist viel zu eng begrenzt. Ein Beirat hat nur das Recht der Begutachtung, und er soll aus Sachverständigen bestehen, die — der Reichskanzler ernennt. Die Volksvertretung ist vollkommen ausgeschaltet, nur der Bundesrat erhält einige Vollmachten, der Reichstag existiert für diese Gesetzgebung nicht! Das Geschäft ist vollständig den Großbanken ausgeliefert, das Reich erklärt sich für unfähig, mit seinen Beamten es zu übernehmen. Voll Respekt vor den geriebenen Kaufleuten sagt die Vorlage, daß der Mineralölhandel „in einem besonderen Maße Gewandtheit in der Ausnutzung geschäftlicher Gewohnheit, scharfe Kombinationsgabe und Schnelligkeit des Entschlusses" erfordere. Aber dann darf die Regierung sich überhaupt nicht in ein solches Geschäft einlassen, denn dann ist ihre Beamtenschaft auch nicht fähig, eine genügende Kontrolle auszuüben.

Die Großbanken freilich, deren klugen Köpfen auch das ganze Reichsprojekt entsprungen ist, haben ein recht erhebliches Interesse an dieser privaten Vertriebsgesellschaft, die ihnen da als Monopol ausgeliefert wird unter Verleihung staatlicher Hoheitsrechte! Ein recht erhebliches Interesse!

Allerdings nicht als Händler! Mit solchen Kleinigkeiten wie der Zwischenhandelgewinn, den das Reich ihnen zufließen lassen will, hat sich die Deutsche Bank freilich noch nie abgegeben! Aber als Lieferanten, als Besitzer der Ölquellen — da sind die Deutsche Bank und ihre Tochtergesellschaften gewaltig interessiert. Da besteht ein ganzes Netz von Gründungen; Man müßte eine große Tafel vollzeichnen, um all die offenen und versteckten Beziehungen zwischen der Großfinanz und den Petroleumwerken aufzuzeigen. In Galizien wie in Rumänien ist das „deutsche Kapital" (lies „Deutsche Bank") engagiert. Bis vor kurzem waren dieselben jetzt so „deutsch" fühlenden Bankbeherrscher, die das deutsche Volk vor dem bösen amerikanischen Ausbeutungstrust schützen wollen, selber auf das engste mit demselben verbunden! Noch schweben Prozesse zwischen den jetzt feindlichen Brüdern — und die letzte Entscheidung des hanseatischen Oberlandesgerichtes fiel nicht zugunsten der Deutschen Bank aus, die sich — angesichts des winkenden Monopols — von dem jetzt unbequemen stillen Kompagnon befreien möchte.

Und im Hintergrunde lauert noch eine Interessentengruppe, die von allergrößtem Einfluß auf die Geschicke des Reiches ist: die der Schnapsbrenner! Trotz aller offenen und heimlichen Liebesgaben, trotz des neuen Branntweinsteuergesetzes, das ihnen die Diktatur über den Spiritusmarkt gibt, suchen sie immer neue Absatzquellen. Der Verbrauch an Schnaps geht zurück — als letzte Rettung bleibt nur, den Überfluß der Produktion als gewerblichen Spiritus in den Handel zu bringen. Zur Konkurrenz mit dem Petroleum ist er aber bei dessen jetziger Preislage zu teuer. Deshalb hatte schon am 8. Dezember 1892 der konservative Parteitag von Brandenburg folgende vom Abgeordneten Ring verfaßte Resolution angenommen:

„Eine stärkere Verwendung der Kartoffeln für Brennereizwecke zur Herstellung von Spiritus für Beleuchtung und Krafterzeugung ist im Interesse der vaterländischen Landwirtschaft dringend anzustreben. Dieselbe wird erreicht durch einen hohen Zoll auf Petroleum und wesentliche Verbilligung des Spiritus für technische Verwendung."

Die wesentliche Verbilligung geschieht auf Kosten der Branntweintrinker. Der Preis des Schnapses wird erhöht, dafür kann dann der technische Spiritus billiger abgegeben werden. Aber das geht nur bis zu einer gewissen Grenze — folglich muß über diese hinaus das Petroleum entsprechend verteuert werden. Als am 9. Dezember 1897 im Reichstag eine nationalliberale Interpellation sich gegen den Petroleumtrust wandte, erklärte der damals eben zum Reichsschatzsekretär avancierte Graf Posadowsky:

Einem Mißbrauch des amerikanischen Trusts könnte man endlich dadurch begegnen, daß man durch eine Zollerhöhung eventuell das fremde Petroleum überhaupt verteuerte, um zu ermöglichen, deutsche Brennstoffe bei uns zu verwenden. Ich denke hierbei an die Versuche auf dem Gebiet der Verwendung des Spiritus als Leuchtstoff. Wenn jetzt der Liter Petroleum den Preis von 20 Pfennig hat und der Liter hundertprozentiger Spiritus zu 26 Pfennig geliefert werden könnte, würde nach einem sachverständigen Gutachten, welches mir abgegeben ist, der Spiritus mit dem Petroleum konkurrieren können. Je mehr sich also eventuell der Preis des Petroleums erhöhen sollte dadurch, daß die Standard Oil Company von ihrem Trust einen rücksichtslosen Gebrauch machte, desto mehr würde die Wahrscheinlichkeit steigen,

daß der deutsche Spiritus als Leuchtmittel in eine erfolgreiche Konkurrenz mit dem Petroleum zu treten vermöchte. Ob es aber jetzt möglich ist, daß die Landwirtschaft den Liter hundertgradigen Spiritus zu 26 Pfennig herstellt, ist mir zweifelhaft; im gegenwärtigen Augenblick geschieht es jedenfalls nicht. Sollten aber die amerikanischen Petroleumpreise gesteigert werden, so würde mit jedem Pfennig Steigerung die Möglichkeit wachsen, für die deutsche Landwirtschaft, mit ihrem Spiritus die Konkurrenz mit dem Petroleum aufzunehmen. Das wäre allerdings nach meiner Überzeugung für die deutsche Landwirtschaft die glücklichste Lösung der Agrarfrage.

Noch kostet der Liter 95prozentiger Brennspiritus 35 Pfennig und nicht 26 Pfennig! Aber wenn der deutsche Petroleumhandel so, wie die Regierungsvorlage es will, den Großbanken ausgeliefert wird, muß auch der Petroleumpreis steigen — und dann wird sich zwischen Agrariern und Großfinanz ein Vertrag auf Gegenseitigkeit anbahnen — und den Schnapsbrennern wäre die seit Jahrzehnten erstrebte Möglichkeit, den „deutschen Brennstoff" zu liefern und dabei ihre Betriebe rentabel zu erhalten, endlich gegeben. Noch stellen sich die Agrarier dem Petroleummonopolprojekt feindlich oder wenigstens mißtrauisch gegenüber. Aber wie die Nationalliberalen bisher den Schnapsjunkern gern geholfen haben, werden sie ihnen auch weiter helfen — und das Zentrum würde dann seinen Segen dazu geben!

Als am 9. und 10. Dezember 1897 der Abgeordnete Bassermann eine Interpellation gegen die Standard Oil Company begründete, war der Zentrumsführer Dr. Spahn ganz auf seiner Seite. Am 13. März 1911 ersuchte dann die nationalliberale Resolution Bassermann-Stresemann die verbündeten Regierungen, Erhebungen darüber anzustellen, inwieweit durch das Vorgehen der Standard Oil Company und ihrer Tochtergesellschaften die Gefahr einer Monopolisierung des deutschen Petroleumhandels unter Ausschaltung des Zwischenhandels vorliegt und ob unter diesen Umständen die Errichtung einer unter Aufsicht des Reiches stehenden Anstalt zum Vertrieb des Petroleums im Interesse der deutschen Volkswirtschaft liegt. Bei dieser Gelegenheit wurde zum erstenmal, und zwar durch den Abgeordneten Stresemann, der Plan offenkundig, die Verbindung eines Privatunternehmens mit der Reichsaufsicht zu schaffen — und zwar sollte nach den Andeutungen des Abgeordneten Stresemann dem Reiche ein Zwischengewinn von 30 Millionen Mark zufließen! Auch Stresemann wollte dabei glauben machen, daß dies „ohne jede Erhöhung des Petroleumpreises" möglich sei. Von der sozialpolitischen Verbrämung, die Überschüsse für die Veteranen oder, wie es in der offiziösen Presse auch hieß, für die Herabsetzung der Altersgrenze von 70 auf 65 Jahre zu verwenden, war damals noch nicht die Rede.

Für die Sozialdemokratie kann aber auch durch solche Lockspeise das Gericht nicht schmackhafter werden. Ganz abgesehen davon, daß bei der Erhöhung der Getreidezölle die versprochenen Rücklagen für die Witwen- und Waisenversicherung „ein schöner Traum" geworden sind — die Hauptsache bleibt für uns, daß ohne eine Verteuerung des Petroleums wenigstens nach den bis jetzt bekannt gewordenen Bezugsmöglichkeiten die geplante Vertriebsgesellschaft nicht durchzuführen ist, und andererseits es sich hierbei gar nicht um ein Reichsmonopol, sondern um ein Bankmonopol handelt, das den unter Führung der Deutschen Bank stehenden Finanzgruppen durch

überreichliche Abschreibungen, Entschädigungen und Übernahmebedingungen ihre zum Teil recht zweifelhaften und riskanten Beteiligungen und Unternehmungen in Galizien und Rumänien zu einem brillanten Geschäft macht.

Unter diesen Umständen ist an eine Zustimmung unserer Fraktion zum Monopolentwurf der Regierung nicht zu denken.

Fürstenbund oder Balkanrepublik?

Von **Christo Kabaktschieff** (Sofia).

1. Die Forderung der Autonomie der türkischen Provinzen.

Der Ausbruch des Balkankriegs war für uns keine Überraschung. Er ist eine natürliche Folge einerseits der nationalistischen Eroberungspolitik der Balkanstaaten, andererseits der sich immer mehr steigernden Widersprüche zwischen den Interessen, welche die kapitalistischen Großstaaten auf dem Balkan verfolgen.

Die Bourgeoisie Bulgariens rasselte schon seit langem mit dem Säbel und bereitete sich zum Kriege vor. Seit der Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien (1885) ist die „Befreiung Mazedoniens" das „nationale Ideal", von dessen Verwirklichung die bulgarischen Patrioten fortwährend schwärmen. Dieses „nationale Ideal" bot ihnen auch den willkommenen Deckmantel für ihre Politik der Beraubung und Unterdrückung der breiten Massen des Volkes. Zur Erreichung dieses „Ideals" hat Bulgarien einen Militarismus großgezogen, der weit über seine Kräfte geht. 1200 Millionen Franken, das ist ein Drittel der gesamten Staatsausgaben, wurden bisher für militärische Zwecke verausgabt. Diesem „Ideal" sind schon oft die politischen Rechte des Landes geopfert worden, und hinter diesem „Ideal" verbirgt sich die Bourgeoisie, wenn das beraubte und ausgebeutete Volk Reformen verlangt. So ist der Nationalismus in den Händen der bulgarischen Bourgeoisie ein wichtiges ideologisches und politisches Mittel geworden, um alle Kräfte der Nation zu ihrem eigenen Klassenvorteil auszunutzen und ihre eigene Herrschaft zu befestigen.

Dabei mußten aber die bulgarischen Patrioten zugeben, daß die von ihnen so stürmisch verlangte „Autonomie" Mazedoniens nur ein vorbereitender Schritt zur Vereinigung dieses Landes mit Bulgarien sein sollte. Offen konnten sie aber dieses Ziel nicht aussprechen wegen der Eifersucht der anderen Balkanstaaten, die ebenfalls ihre Volksgenossen in Mazedonien haben und die in einem „Großbulgarien" auch eine Gefährdung ihrer eigenen Stellung erblicken mußten.

Nicht minder heuchlerisch war das Verlangen der Großmächte, besonders Rußlands und Österreichs, nach der „Autonomie" für Mazedonien, Albanien usw. Beide Staaten wollten so um die Wette ihre alte Rolle als „Befreier" und „Beschützer" der christlichen Balkanslawen fortführen; dabei verfolgte aber noch jede ihre besonderen Ziele. Durch Begründung eines halb unabhängigen Albanien, zu dem auch die westlichen Teile Mazedoniens gehören sollten, wollte sich der österreichische Imperialismus eine Brücke zum Ägäischen und zum Marmarameer schlagen, den Weg nach Saloniki ebnen. Zugleich mußte die Bildung dieses Albanien die bul-

garischen und serbischen Volkselemente in Mazedonien neuerlich verun-einigen und dadurch entkräften. Zu diesem Zwecke schürte Österreich den albanischen Aufstand und verlangte Graf Berchtold die „Dezentralisation" der Türkei.

Ebenso eigensüchtig ist die Politik, die Rußland mit seinem Verlangen nach der „Selbständigkeit" Mazedoniens betrieb. Indem es damit diese Provinz der Türkei zu erhalten, zugleich aber die Forderung der bulgarischen Patrioten zu verwirklichen versprach, forderte es auf beiden Seiten „Kompensationen": hier die Öffnung der Dardanellen für die russische Flotte, dort den dominierenden Einfluß auf die inneren Angelegenheiten und sogar, wie glaubwürdig versichert wird, die Besetzung einiger Häfen Bulgariens am Schwarzen Meer. So wie sich Österreich durch die Autonomie der Balkanländer den Weg nach Saloniki, so wollte sich Rußland durch dieselbe Forderung den nach Konstantinopel bahnen und zugleich den Ausdehnungsbestrebungen Österreichs einen Damm entgegensetzen. So wurde die von allen Seiten stürmisch verlangte Autonomie Mazedoniens von niemanden ernstlich angestrebt, aber keinem der Interessenten gelang es auch, die anderen durch diese Heuchelei über seine wahren Absichten hinwegzutäuschen.

Dabei böte die Autonomie Mazedoniens ebensowenig wie die Annexion des Landes durch Bulgarien die Lösung der Balkanfrage. Denn Mazedonien ist nicht nur von Bulgaren, sondern auch von Türken, Serben, Griechen, Albanesen, Rumänen usw. bewohnt, und keine dieser Nationen hat der Gesamtheit der anderen gegenüber das ausgesprochene zahlenmäßige Übergewicht. Der Nationalitätenkampf wäre also keinesfalls beseitigt, die Angliederung an Bulgarien würde aber erst recht alle nationalen Ambitionen und Eifersüchteleien wecken, ein Großbulgarien würde von den anderen Balkanstaaten um so mehr angefeindet, für das bulgarische Volk wäre damit ein neuer Anlaß gegeben zur Verstärkung des Militarismus und der bürgerlich-monarchistischen Reaktion. Dazu kommt aber noch, daß die einzelnen türkischen Provinzen viel zu kleine Wirtschaftsgebiete sind, als daß sie, auch nur rein wirtschaftspolitisch betrachtet, irgendeine Gewähr des Bestandes bieten könnten. Ihre Autonomie wäre daher nur eine neue Quelle des Haders, der Eifersucht und der Intrigen der Groß- und Kleinstaaten.

In der Tat ist denn auch, seit die Waffen der vier Balkanstaaten siegreich in die Türkei vordrangen, von dem Programm der „Autonomie" nicht mehr die Rede. Aber wie immer eine Teilung der eroberten Gebiete durchgeführt werden mag, eine befriedigende oder auch nur dauerhafte Lösung der Balkanfrage ist auf diesem Wege unmöglich zu gewinnen; denn die Völker, welche die europäische Türkei bewohnen, sind so durcheinandergewürfelt, daß eine territoriale Scheidung ein Ding der Unmöglichkeit ist. Ob dieses Land von den vier verbündeten Mächten aufgeteilt oder ob ihm eine scheinbare Autonomie verliehen wird, stets werden die Nationalitätenkämpfe fortwüten wie heute.

Allerdings könnte es scheinen, daß der Balkanvierbund der erste Schritt zu einer Überwindung der nationalen Gegensätze wäre. Man darf aber nicht übersehen, daß dieser Bund unter der direkten Patronanz der russischen Regierung zustande gekommen ist, die damit Österreich den Weg nach Saloniki

verlegen und zugleich ihr seit der Niederlage bei der österreichischen Annexion Bosniens und der Herzegowina stark geschwächtes Ansehen bei den Balkanvölkern wieder herstellen wollte. Der Italienische Krieg erleichterte Rußlands Politik, Berchtolds Vorschlag zwang sie zur Eile. Zugleich wurden die Balkanstaaten selbst durch den gemeinsamen Argwohn gegen die Politik Österreichs geeinigt, dessen immer klarer hervortretende Absicht, ein autonomes Albanien mit Teilen Altserbiens zu schaffen, die nationalistischen Bestrebungen der serbischen und bulgarischen Bourgeoisie aufs empfindlichste bedrohte.

Wie sehr aber der jetzige Balkanbund eine rein dynastische Sache ist, geht schon daraus ganz klar hervor, daß die an ein und demselben Tag und gleich nach der Mobilmachung einberufenen Landtage in Sofia, Belgrad und Athen die Bedingungen des Vierbundes überhaupt nicht genau erfahren konnten und über die Absichten der Verbündeten ganz im unklaren gelassen wurden. Sie hatten die Hunderte von Millionen für den Krieg zu votieren, dann konnten sie gehen. Die zwischen den Balkandynastien unter Mitwirkung der russischen Diplomatie abgeschlossenen Verträge sind ein Geheimnis, und es ist sogar fraglich, ob alle beteiligten Fürsten von allen Verträgen genau unterrichtet sind.

Es wäre müßig, heute die Zukunft der Balkanstaaten im einzelnen voraussagen zu wollen. Es wäre sehr wohl möglich, daß sie sich nach errungenem Siege enger zusammenschließen, um die gewonnene Beute gegen die Versuche der Großstaaten, die sie ihnen streitig machen wollen, zu verteidigen, und es könnte wohl sein, daß sie auf diesem Wege viel weiter gehen, als in der ursprünglichen Absicht ihres russischen „väterlichen Freundes" lag. Solange aber die Politik der Balkanstaaten eine dynastische bleibt, solange die Bourgeoisien dieser Staaten in chauvinistischem Nationalismus und Militarismus ihr Heil suchen, kann es auf dem Balkan nicht zu Ruhe, Frieden und Unabhängigkeit kommen. Zu deren Erreichung führt nur ein Weg, jener, den das klassenbewußte Proletariat des Balkans betreten will, der Weg der demokratischen Föderation der Balkannationen. Diese Forderung, energisch betont auf der ersten sozialdemokratischen Balkankonferenz zu Belgrad im Jahre 1910[1] und wieder hervorgehoben in dem Manifest gegen den Krieg, das die sozialdemokratischen Parteien der Balkanländer kurz vor Ausbruch des Krieges in der europäischen sozialdemokratischen Presse veröffentlichten, findet ihre stärkste Stütze und Bestätigung gerade in der jüngsten Geschichte des Balkans.

2. Revolution und Konterrevolution in der Türkei.

Bekanntlich war die zwischen England und Rußland abgeschlossene Vereinbarung von Reval über eine europäische Kontrolle der Verwaltung Mazedoniens der unmittelbare Anlaß zur Revolte der Jungtürken, die sehr wohl erkannten, daß die Verwirklichung dieses Programms die Losreißung Mazedoniens vom Ottomanischen Reiche bedeutet hätte. Durch diese Revolution wollte die herrschende Feudal- und Militärklasse in der Türkei die Bestrebungen Europas nach Zerreißung der Türkei für immer

[1] Vergl. D. Tutzowitsch, Die erste sozialdemokratische Balkankonferenz, „Neue Zeit", XXVIII, 1, S. 845 ff. Anmerkung der Redaktion.

vereiteln. Die Sicherung der Selbständigkeit und Einheit des türkischen Staates erheischte als unerläßliche Vorbedingung den Sturz der Herrschaft Abdul Hamids; denn dieses Regime verwandte alle Einkünfte und Kräfte des Staates nur zur Aufrechterhaltung und Stützung des absolutistischen Regimes mit all seiner Willkür und Korruption.

Obgleich diese Umwälzung von 1908 das Werk der Feudalklasse war und an die Stelle des monarchischen Absolutismus die Militärdiktatur einer feudalen Oligarchie setzte, wurde sie doch von den unterdrückten entwickelteren christlichen Völkern begrüßt und unterstützt, weil man in dem Sturze des alten Gewaltregimes den Anbruch einer volkstümlichen Befreiungsära erblickte. Aber die Bourgeoisie dieser Völker war noch zu schwach, um als gleichberechtigter Faktor neben die jungtürkischen Truppenführer treten zu können, und so blieb der feudale Charakter der Bewegung gewahrt, sie war nicht eine tiefgehende bürgerliche Sozialrevolution, sondern eine Adelsrevolte. Und das war ihre Schwäche; denn ohne Rückhalt an einer kapitalistisch entwickelten Bourgeoisie waren die Jungtürken unfähig, sich aus der erdrückenden Umklammerung des europäischen Kapitalismus loszumachen oder auch nur die unterworfenen Völker in einem modernen zentralistischen Staate zu vereinigen.

Die fortwährend wachsenden Anforderungen des Budgets, besonders für militärische Zwecke, zwangen die Jungtürken, die zur Türkei gehörigen ökonomisch unentwickelten halb barbarischen Völker, die bisher fast ganz unabhängig gewesen waren, die Albanesen, die Araber des Yemen usw., ebenfalls zur Besteuerung heranzuziehen und zu diesem Zwecke erst ihre Macht über sie auszudehnen. Ökonomische Mittel, wie sie etwa Österreich oder Italien heute in Albanien anwenden, um diese Völker zu gewinnen und zugleich zu beherrschen, standen der jungtürkischen Regierung nicht zu Gebote, so blieb ihr nur die rohe Gewalt der Waffen.

Während aber die Zentralisationsbestrebungen der Türkei so die halb barbarischen Stämme gegen sich aufbrachten, mußten sie auch gerade bei den höchst entwickelten unterworfenen Völkern, den Bulgaren, Serben, Griechen, Armeniern und selbst teilweise bei den Südalbanesen auf wachsenden Widerstand stoßen. Denn um sich zu erhalten, mußte das Jungtürkentum dem Kapitalismus die Tore der Türkei weit öffnen. Dadurch aber verstärkte es die Tendenzen der kapitalistisch höher entwickelten Nationen, sich dem feudalen Joch zu entziehen, das Bewußtsein des nationalen Rechtes und der nationalen Befreiung zu kräftigen. Diesen Tendenzen traten nun die Jungtürken schroff entgegen und spitzten dadurch die Gegensätze noch mehr zu.

Dabei geriet die jungtürkische Regierung zugleich immer mehr in Abhängigkeit vom europäischen Kapitalismus. Eisenbahn- und andere Konzessionen, Gründung von Banken und Bankfilialen mit deutschem, österreichischem, englischem und französischem Gelde, Industrieunternehmungen aller Art zogen das kapitalistische Netz immer enger zusammen. Vor allem aber zwang die von den Jungtürken befolgte Militärpolitik, die ihnen durch die Notwendigkeit aufgezwungen war, die unterjochten Völker gewaltsam niederzuhalten, zur Aufnahme immer neuer Anleihen und brachte sie so in stets wachsende Abhängigkeit von den europäischen Kapitalmächten. Trotz aller Anstrengungen vermochte aber die Regierung dabei doch weder das

Reichsgebiet unversehrt noch den Frieden im Lande zu erhalten. Ein Gebiet nach dem andern wurde losgerissen, und zugleich entbrannten die Nationalitätenkämpfe überall aufs neue.

Unter diesen Umständen konnte sich die jungtürkische Regierung nicht behaupten. Ihre Macht beruhte nicht auf einer entwicklungsfähigen aufstrebenden Klasse, sondern lediglich auf den Bajonetten, die sich aber ebensogut auch gegen sie wenden konnten. Die Anhänger des alten Regimes taten sich mit den sogenannten „Liberalen", deren Programm die „Dezentralisation" war, und mit der Gruppe „Freiheit und Gerechtigkeit" zusammen; die jungtürkische Clique wurde durch eine andere, ihr wesensverwandte, ersetzt. Hatten die Anhänger der neuen Regierung die Hilfe der Albanesen durch das Versprechen erkauft, alle ihre Wünsche zu erfüllen, so blieb ihnen, kaum daß sie selbst zur Herrschaft gelangt waren, nichts übrig, als neue Militärexpeditionen gegen die Albanesen auszusenden. Sie hatten Dezentralisation und alle möglichen Reformen versprochen, ehe sie das jungtürkische Parlament mit Waffengewalt sprengten. Dann verhängten sie über Konstantinopel, Saloniki und andere Städte den Belagerungszustand, unterdrückten die Zeitungen ihrer Gegner, verschärften die Unterdrückung der unterjochten Nationen. Von Dezentralisation war nicht mehr die Rede. Die Brutalität gegen die Organisationen der Arbeiter blieb unter beiden Regimen die gleiche.

Andererseits war auch nicht zu befürchten, daß die neue ans Ruder gelangte Partei den Absolutismus Abdul Hamids erneuern werde; denn die Verfassung von 1876 ebenso wie die von 1908 ist der Feudalklasse vollkommen auf den Leib geschrieben. Die unterdrückten Klassen und Nationen finden in ihr kein Recht. Aber von vornherein war es klar, daß das neue Regime ebensowenig wie das von ihr gestürzte jungtürkische imstande sein werde, die Türkei aus der wachsenden Abhängigkeit vom europäischen Kapital zu befreien und zu einem unabhängigen modernen kapitalistischen Einheitsstaat zu erheben. Nach wie vor betrachteten die europäischen Mächte die Türkei als ihre künftige Kolonialbeute. Sie nahmen den Mund voll von der Erhaltung des türkischen Besitzstandes und von Reformen in der Türkei, sie schnitten ihr aber die kapitalistischen Entwicklungsmöglichkeiten ab, indem sie sich weigerten, in eine Aufhebung der Kapitulationen und in die Erhöhung der Einfuhrzölle zu willigen.

Was es in der Türkei an kapitalistischer Entwicklung gibt, das findet sich nicht bei den Türken, die eine eigene Bourgeoisie nicht besitzen, sondern nur bei den unterworfenen Nationen. Das Erstarken des Kapitalismus bedeutet daher für die Türkei nicht wie in den westeuropäischen Staaten eine Kräftigung des Zentralismus, sondern im Gegenteil eine Stärkung der auseinanderstrebenden nationalen Bourgeoisien.

Das „liberale" Regime in der Türkei hat also seine völlige Unfähigkeit, Frieden und wirtschaftliche Entwicklung auf dem Balkan herbeizuführen, ebenso erwiesen wie vorher das absolutistische und das jungtürkische Regime.

Unterdessen haben die kriegerischen Ereignisse den gänzlichen Zusammenbruch des türkischen Reiches klar gezeigt, und nun wollen sich die Balkanfürsten an die Stelle setzen, von der sie das türkische Regiment verdrängt haben. Betrachten wir darum, welche Erfolge die Politik dieser Fürsten bisher in ihren Ländern zu verzeichnen hatte.

3. Die Balkanstaaten und der europäische Kapitalismus.

Die Befreiung der Balkanvölker von türkischem Joche und die Begründung der Balkanstaaten öffnete ihnen die Bahn des Kapitalismus. Doch diese Entwicklung entsprach nicht den Absichten des europäischen Kapitals, das in jenen Ländern nur Produzenten von Agrarprodukten und Abnehmer industrieller Artikel sehen will. Aber trotz aller Bestrebungen, die kapitalistische Entwicklung auf dem Balkan zu hemmen, führte gerade die überlegene Konkurrenz der europäischen Industrie auf dem Balkan zur Untergrabung der alten heimischen Produktionsformen, zur Zerstörung der primitiven wirtschaftlichen Beziehungen, und bereitete so den Boden für den Aufschwung eines heimischen nationalen Kapitalismus. Dieser mußte jedoch nicht nur das Streben nach Unabhängigkeit von der europäischen Vormundschaft, sondern um so mehr noch das Verlangen wecken, die noch unter türkischer Herrschaft stehenden Volksgenossen dem eigenen Staatsverband anzugliedern. Nationale Unabhängigkeit und Ausweitung des Wirtschaftsgebiets sind die unerläßlichen Voraussetzungen für die freie Entwicklung des Kapitalismus auf dem Balkan. Gerade deshalb ist das europäische Kapital, das jene Länder als seine willenlosen Ausbeutungsobjekte festhalten will, der geschworene Feind dieser Bestrebungen. Das Werkzeug aber, das es dem europäischen Kapital im weiten Maße bisher ermöglicht hat, seine Herrschaft über den Balkan zu erhalten und zu vertiefen, das sind die Balkandynastien. Sie sind die willfährigen Agenten der europäischen Großmächte, ihre Politik ist es, die den ökonomischen und sozialen Aufschwung der Balkanvölker gehemmt und behindert und sie zu Ausbeutungsobjekten des europäischen Kapitals gemacht hat.

Diese Rolle der Balkandynastien trat zum Beispiel im Jahre 1906 klar hervor, als Bulgarien und Serbien sich zu einem Zollverband vereinigen wollten, der für beide Länder von großem Vorteil gewesen wäre. Serbien wird durch die österreichische Handelspolitik wirtschaftlich geradezu erwürgt. Der Vertrag mit Bulgarien hätte es Serbien ermöglicht, seine Agrarprodukte über die bulgarischen Häfen am Schwarzen Meere zu exportieren und sich dadurch von der Willkür seines Nachbarn einigermaßen zu befreien. Andererseits hätte die aufblühende bulgarische Industrie in Serbien einen willkommenen Absatzmarkt gefunden. Der österreichische Einspruch verhinderte das Zustandekommen dieses Vertrags. Österreich drohte, seine Grenzen der serbischen Ausfuhr überhaupt zu sperren. Freilich, sobald Serbien der Export über die bulgarischen Häfen offen stand, brauchte es vor dieser Drohung nicht allzusehr zu erschrecken. Hingegen hätte eine Absperrung der serbischen und bulgarischen Grenze gegen österreichische Waren die Industrie dieses Landes sehr empfindlich getroffen. Trotzdem gaben die beiden Balkanstaaten kampflos nach. Warum? Weil ihre Dynastien es mit dem mächtigen Nachbarn nicht verderben wollten, der ihren Eroberungs- und Annexionsgelüsten förderlich oder hinderlich sein konnte. So degradierte die dynastische und nationalistische Politik der Fürsten Serbien und Bulgarien zu Vasallen der Großmächte.

Dieselbe Erscheinung zeigte sich unlängst bei Abschluß des neuen bulgarisch-österreichischen Handelsabkommens. Die Ausfuhr Bulgariens nach Österreich besteht aus landwirtschaftlichen Produkten. Ihr Wert betrug im

Jahre 1901 nur 4 800 000, im Jahre 1910 7 800 000 Franken. Hingegen betrug der Wert der Ausfuhr von Österreich nach Bulgarien, die fast ganz aus Industrieprodukten besteht, im Jahre 1901 17 200 000 und stieg bis 1910 auf 47 571 436 Franken. Man sollte meinen, hier wären auf bulgarischer Seite die günstigsten Aussichten für den Vertragsabschluß vorhanden gewesen. Bulgarien konnte seine Agrarprodukte leicht auch an andere Industriestaaten verkaufen; Österreich hingegen ist auf den bulgarischen Absatz seiner Industrieartikel angewiesen. Wie sieht aber der neue Handelsvertrag aus? Für österreichische Ausfuhren nach Bulgarien gilt ein verminderter Zollsatz bis zu einem Werte von 35 Millionen Franken. Für bulgarische Exporte nach Österreich gilt dasselbe Privileg aber nur bis zu einer Million!

Diese beiden Beispiele sind kennzeichnend für die Art, wie die dynastische Politik der Balkanfürsten und die nationalistische Politik der Balkanbourgeoisien, die ganz im Fahrwasser der ersteren treibt, das tatsächliche ökonomische Kräfteverhältnis in sein Gegenteil verkehrt. Die Ausfuhr aller Balkanstaaten (Türkei, Griechenland, Bulgarien, Serbien, Montenegro und Rumänien), die zu etwa drei Vierteln aus Agrarprodukten besteht, betrug im Jahre 1905 ungefähr 1100 Millionen Franken, die Einfuhr an Industriewaren betrug etwa 1200 Millionen Franken. Das zeigt, daß die Balkanländer und Europa wirtschaftlich in hohem Maße aufeinander angewiesen sind. Würden die Balkanvölker eine unabhängige Politik treiben, dann wäre der Vorteil auf ihrer Seite. Nicht nur, daß sie im Absatz ihrer Agrarprodukte viel freier sind als die europäischen Staaten in dem ihrer Industrieartikel, und daß sie vielmehr deren gegenseitige Rivalität zu ihrem eigenen Vorteil ausnutzen könnten; dies Verhältnis verschiebt sich auch immer mehr zu ihren Gunsten. Die sich erst entwickelnde Industrie der Balkanländer findet in der noch vorherrschenden Landwirtschaft einen günstigen Absatzmarkt, den sie selbst dieser in steigendem Maße wieder bietet. Der Balkan wird daher immer unabhängiger vom Ausland; die hochindustriellen Staaten Europas hingegen sind auf den Export nach Agrarländer vollständig angewiesen. Bei einem Zollkrieg mit Europa erhielte also der Balkan immer mehr die großen Trümpfe in die Hand.

Doch diese Wirtschaftspolitik ist heute den Balkanvölkern verschlossen durch die Eifersucht ihrer Dynastien, durch ihre Gier nach Länderraub und durch die engherzige Politik der Bourgeoisien dieser Länder. Diese dynastische Politik sieht ihr Heil in stets neuen Militärlasten, in Erbauung von Eisenbahnen und Hafenanlagen zu strategischen Zwecken. Diese fortwährenden unproduktiven Ausgaben, die einigen bürgerlichen Schichten allerdings große finanzielle Vorteile bringen, nötigen fortwährend zur Aufnahme von Anleihen. So beträgt die Staatsschuld Bulgariens einschließlich der neuen Anleihe von 180 Millionen die runde Summe von 850 Millionen Franken, die Serbiens mehr als 600 Millionen; die Staatsschulden aller Balkanstaaten zusammen betrugen schon vor dem Kriege mehr als 7 Milliarden Franken. Je mehr aber die Balkanstaaten in Schulden geraten, je schwerer sie daher neue Anleihen aufnehmen können, um so größer wird ihre Abhängigkeit von den europäischen Finanzmächten und den Regierungen der Großmächte, die mit diesen Finanzmächten zusammengehen, um die pekuniäre Zwangslage der Balkanstaaten immer mehr zu ihrer politischen und ökonomischen Unterjochung auszunutzen.

Diese verhängnisvolle und verderbliche Politik kann aber nur beseitigt werden, wenn es den Balkanvölkern gelingt, sich von der dynastischen und nationalistischen Politik frei zu machen, die den Militarismus und damit die Staatsschulden großzieht. Die ökonomische Befreiung des Balkan von der europäischen Hörigkeit hat zur Voraussetzung die nationale Vereinigung der Balkanvölker auf demokratischer Grundlage und die Ersetzung der gekrönten Agenten des europäischen Kapitals durch eine freie Republik.

4. Die Balkanfrage, die Bourgeoisie und die Dynastien.

Die in den Balkanstaaten aufkommende Bourgeoisie mußte ein Interesse an der Ausweitung ihres Wirtschaftsgebiets finden, um dadurch die Absatzmöglichkeiten für ihre Industrieprodukte zu erweitern. Es war darum ihr Bestreben, die noch unter türkischer Herrschaft lebenden Volksgenossen ihrem Staate anzugliedern. Bei den bestehenden Siedlungsverhältnissen der Nationen in den türkischen Gebieten drängte das aber alle diese Staaten, nicht nur gegen die Türkei, sondern auch gegeneinander zu rüsten. In diesen Rüstungen findet die Bourgeoisie nicht nur unmittelbar eine ergiebige Quelle der Bereicherung, sondern der auf diese Weise gezüchtete starke Militarismus bietet ihr Schutz bei der Ausplünderung der Arbeiter und der großen Masse der Kleinbürger und Kleinbauern, während zugleich die Aufmerksamkeit der Ausgebeuteten auf andere als die sozialen Fragen abgelenkt wird. Zugleich findet diese dynastisch-nationalistische Politik auch bei den benachbarten Großstaaten rege Unterstützung; denn die gegenseitige Eifersucht der Balkanstaaten und ihre Verschuldung vergrößern den Einfluß der fremden Mächte und scheinen den Weg für die Eroberung des Balkan zu ebnen.

Als vorzüglichste Werkzeuge der gegenseitigen Verhetzung und Entkräftung der Balkanländer dienten den Großmächten die Dynastien. Die Kabinettspolitik feiert da ihre schönsten Triumphe. Geheimverträge und andere Kulissenübereinkünfte spielen dabei die größte Rolle. Von diesen Geheimkonventionen sind einige schon ans Tageslicht gezogen worden. So schloß der serbische König Milan im Jahre 1882 ein geheimes Abkommen mit Österreich, wonach Serbien allen Ansprüchen auf Bosnien und die Herzegowina zugunsten Österreichs entsagte, wogegen Serbien das Recht erhielt, unter Österreichs Schutz Mazedonien und diejenigen Teile Bulgariens zu erobern, deren Bewohner ihrer Sprache nach als mit den Serben verwandt gelten konnten. Zugleich verpflichtete sich Österreich, dem so das ganze Geschick des serbischen Volkes ausgeliefert war, die Dynastie König Milans im Besitz der serbischen Krone zu schützen.

Im Jahre 1898 schloß dagegen dasselbe Österreich mit Ferdinand von Bulgarien einen Geheimvertrag, demzufolge Österreich die bulgarische Dynastie beschützen sollte, wofür Bulgarien sich verpflichtete, der Donaumonarchie bei der Eroberung Mazedoniens behilflich zu sein, das dann ungeachtet des Vertrags mit Serbien vom Jahre 1882 zwischen Österreich und Bulgarien aufgeteilt werden sollte. Im Jahre 1902 schloß die bulgarische Regierung mit Rußland einen Geheimvertrag, dessen Bestimmungen noch nicht bekannt geworden sind, dessen Bestand aber außer Zweifel steht.

Während die Balkandynastien so die Interessen ihrer Länder um die Wette an das Ausland verkaufen, um nur ja den Besitzstand ihrer Familie

zu sichern, schüren sie fortwährend den nationalen Kampf der Staaten gegeneinander; denn diese Streitigkeiten und Konflikte sind die Grundlagen ihrer Macht. Würden sich die Balkanländer verständigen, weder einander noch die Türkei zu bekämpfen, sondern zu einer demokratischen Föderation zusammenzutreten, dann hätten die sämtlichen Balkandynastien wohl bald ausgespielt.

Trotzdem finden die Balkandynastien Unterstützung bei der Bourgeoisie. Denn die rasche Verelendung der Massen des Kleinbauern- und Kleinbürgertums und die rasche Anhäufung von Reichtümern in den Händen der Bourgeoisie zeigen dieser die Notwendigkeit des Schutzes durch eine starke Staatsgewalt. Andererseits ist wieder der Monarchismus auf dem Balkan mit den Finanzinteressen stark verknüpft. Bekannt sind ja besonders die innigen Beziehungen zwischen König Ferdinand von Bulgarien und den Pariser und Wiener Finanzkreisen.

Freilich zeigt sich gerade am Beispiel Bulgariens besonders deutlich, daß die Interessen der Bourgeoisie in dieser Hinsicht keineswegs einheitlich sind. Drängte das Exportinteresse die bulgarische Bourgeoisie einerseits zur Annexion Mazedoniens und damit zum Kriege gegen die Türkei, so standen dem andererseits wieder die regen Handelsbeziehungen der beiden Länder gegenüber. Im Jahre 1909 exportierte die bulgarische Mehlindustrie Produkte um insgesamt etwa 7 Millionen Franken. Davon gingen für 6,3 Millionen Produkte in die Türkei, also mehr als 90 Prozent. Ähnlich steht es mit der Textilindustrie. Im Jahre 1908 wurde ihre gesamte Ausfuhr auf 3 238 100 Franken geschätzt. Davon gingen 2 871 300 Franken Wert in die Türkei. Der türkische Markt absorbierte etwa 98 Prozent der bulgarischen Ausfuhr an Nahrungsmiteln tierischen Ursprungs, 97 Prozent der Holzindustrie und 25 Prozent der Getreideausfuhr. Diese Zahlen zeigen, wie vollständig die bulgarische Landwirtschaft auf den türkischen Markt angewiesen ist. Kein Wunder daher, daß in der bulgarischen Bourgeoisie auch starke Strömungen vorhanden waren, die für ein friedliches Einvernehmen mit der Türkei eintraten. So kam es, daß die Politik Bulgariens der Türkei gegenüber stets schwankend und unsicher war. Diese Zwiespältigkeit kommt auch in der inneren Politik Bulgariens zum Ausdruck. Es stehen sich hier zwei große Parteien gegenüber: die von Stambulow begründete „nationalliberale" und die „nationalkonservative" Partei. Die nationalliberale Partei vertritt in erster Linie die Interessen der industriellen Unternehmer und verlangt die Politik der Ausweitung des Wirtschaftsgebiets auf Kosten der Türkei. Ihre Führer sind die Ideologen des bulgarischen Nationalismus. Die nationalkonservative Partei vertritt die Interessen der großen Grundbesitzer und vor allem der Wucherer. Sie galt bis jetzt als „Friedenspartei". Die Ironie der Weltgeschichte fügte es, daß gerade diese Partei uns jetzt in den mörderischen Krieg geführt hat. Die kleineren bürgerlichen Parteien spielen keine selbständige Rolle. Sie sind ideologisch und politisch nur Anhängsel der beiden großen Parteien, zwischen deren Tendenzen das bulgarische Staatsschiff bisher hin und her schwankte.

5. Die Balkanföderation und die Sozialdemokratie.

Die kriegerische Politik hat auf dem Balkan gesiegt. An die Stelle der friedlichen Annäherung ist der mörderische Krieg getreten, und nun scheint der Bund der Balkanfürsten zu einer Teilung des Balkans schreiten zu

wollen, wo die demokratische Föderation den Einheitsstaat geschaffen hätte. Obgleich diese Föderation im Interesse aller Balkanvölker und ihrer wirtschaftlichen Entwicklung gelegen wäre; obwohl selbst in der Bourgeoisie starke Strömungen für eine friedliche Politik vorhanden waren, ist doch für das Programm der demokratischen Föderation der Balkannationen keine andere Klasse mit Energie eingetreten als das Proletariat, keine andere Partei als die Sozialdemokratie. Die Arbeiterschaft hat den Kampf geführt nicht nur gegen die Eroberungspolitik der Großstaaten, vor allem Rußlands und Österreichs, sondern auch gegen den Nationalismus im eigenen Lande. Die freie Föderativrepublik aller Balkanvölker ist allein imstande, den politischen und wirtschaftlichen Eroberungsgelüsten der europäischen Mächte die Stirn zu bieten, sie allein vermag, unbeeinflußt durch dynastische Sonderinteressen und nationalistische Eifersüchteleien, den Boden zu schaffen für ökonomische Unabhängigkeit und Entwicklung; sie würde auch dem russischen Zarismus die Gelegenheit nehmen, durch billige Erfolge im nahen Orient sein schwankendes Regiment aufs neue zu befestigen.

In der heutigen Gesellschaft und besonders in ökonomisch unentwickelten Ländern ist es wohl nicht die Aufgabe des Proletariats, dem Staate seine zentralistische Form zu geben; das ist Sache der Bourgeoisie. Das Bürgertum des Balkans ist indes, wie wir gesehen, zur Lösung dieser seiner historischen Aufgabe unfähig. In kurzsichtiger Verfolgung seiner nächsten materiellen Ziele bildet es die Gefolgschaft des Monarchismus, unter dessen Schutz es sich allein noch sicher fühlt.

So bleibt das Proletariat auf dem Balkan die einzige Klasse, die die Kulturforderung der föderativen Balkanrepublik vertritt. Der tägliche Kampf der Sozialdemokratie muß diesen Zweck fördern. Indem sie die Illusionen des Nationalismus zerstört, beraubt sie diese Ideologie des Einflusses auf das Proletariat und nimmt ihr damit auch ihren hauptsächlichen Reiz für die Bourgeoisie. Der Kampf gegen die Militärlasten und besonders die wachsenden indirekten Steuern wendet sich direkt gegen die bürgerlich-monarchistische Reaktion und wirkt durch seine Friedenspolitik den nationalistischen Strömungen in allen Balkanstaaten entgegen. Endlich sind aber auch die sozialpolitischen Forderungen der Arbeiterschaft, das Verlangen nach Verkürzung der Arbeitszeit und Erhöhung des Lohnes in derselben Richtung tätig; denn sie drängen die Bourgeoisie zu rascherer Entwicklung der Produktivkräfte, damit zwingen sie sie aber auch, für die Unabhängigkeit des inländischen Marktes vom europäischen Kapitalismus einzutreten und zugleich den Balkan selbst zu einem einheitlichen Wirtschaftsgebiet auszugestalten.

So wirkt der Klassenkampf des Proletariats auf dem Balkan direkt in der Richtung der Emanzipation der Balkanvölker und ihres Zusammenschlusses in der freien Republik der föderierten Balkannationen. Aber in diesem Kampfe rechnen wir auf einen starken Bundesgenossen, der uns vor dem gewaltsamen Eingreifen der Großmächte bewahrt, der es verhindert, daß die sich entwickelnde Demokratie niedergestampft werde. Wir erhoffen, wir fordern die tatkräftige Hilfe des internationalen klassenbewußten Proletariats.

Zur Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten.

Von **Hermann Schlüter.**

II.

Die Wahl des demokratischen Präsidentschaftskandidaten Wilson stand infolge der Spaltung der Republikanischen Partei von vornherein ziemlich fest, konnte im allgemeinen also nicht überraschen. Freilich konnte vorweg nicht angenommen werden, daß sein Erfolg ein so großer sein werde. Von den 48 Staaten der Union erhielt er in nahezu 40 das Elektoralvotum.

Die Wahl des Präsidenten der Vereinigten Staaten ist bekanntlich keine direkte. Jeder einzelne Staat der Union wählt durch direkte Volkswahl eine Anzahl Wahlmänner, die dann die Pflicht haben, an einem gesetzlich bestimmten Tage die Wahl des Präsidenten und Vizepräsidenten vorzunehmen.

Die Zahl der Wahlmänner der einzelnen Staaten ist verschieden. Sie ist so groß wie die Zahl der Kongreßvertreter — Repräsentanten und Senatoren —, die der betreffende Staat nach Washington schickt. Die Zahl der Senatoren beträgt für jeden Staat zwei. Die Zahl der Vertreter im Repräsentantenhaus hängt ab von der Größe der Einwohnerschaft des Staates. Nach jeder vom Bunde angeordneten Volkszählung — alle zehn Jahre — bestimmt der Kongreß durch Gesetz, auf wie viele Einwohner ein Kongreßmitglied zu wählen ist. Die starke Zunahme der Bevölkerung bringt es nun mit sich, daß zwar die Zahl der Kongreßmitglieder größer wird, aber bei weitem nicht in demselben Verhältnis wächst wie die Bevölkerung. Anfänglich wurde auf je 30 000 Einwohner ein Vertreter zum Kongreß gewählt. Im Jahre 1850 kam erst auf 93 423 Einwohner ein Kongreßmann. Zu Anfang des laufenden Jahrhunderts wurde beschlossen, daß von 194 182 Einwohnern ein Vertreter in die Bundesgesetzgebung geschickt werden könne, und jetzt, nach 1910, kommen 212 407 Einwohner auf einen Kongreß-Wahlkreis. Die Neueinteilung der Wahlkreise steht den Gesetzgebungen der Einzelstaaten zu. Die jeweilig herrschende Partei in diesen Staaten verübt dabei natürlich die wunderlichste Wahlkreisgeometrie.

Nach dem letzten Zensus von 1910 wurde durch Gesetz die Zahl der Mitglieder des Repräsentantenhauses auf 433 festgesetzt, was mit zwei Territorienvertretern und den 96 Senatoren — für jeden der 48 Einzelstaaten je zwei — für die diesjährige Präsidentschaftswahl 531 Wahlmänner ergab. Weder ein Bundessenator noch ein Repräsentant kann Wahlmann sein. Da eine Majorität aller Wahlmännerstimmen zur Erwählung des Präsidenten nötig ist, so mußte der siegreiche Kandidat zum mindesten 266 Stimmen auf sich vereinigen, um gewählt zu werden. Nach der verschiedenen Größe der Bevölkerung der Einzelstaaten ist natürlich auch die Zahl der Wahlmänner, die für diesen Staat zu wählen sind, verschieden. An der Spitze der Liste steht, entsprechend der Größe seiner Einwohnerzahl, der Staat New York mit 45 Wahlmännern; ihm folgen Pennsylvanien mit 38, Illinois mit 29, Ohio mit 24 Wahlstimmen. Die geringste Zahl der Wahlmänner haben fünf kleine oder wenig bevölkerte Staaten wie Delaware, Neu-Mexiko, Arizona usw., die nur zu je drei Stimmen berechtigt sind. Diese Staaten wählen nur je einen Vertreter ins Repräsentantenhaus, haben aber wie die größten Staaten trotz ihrer geringen Bevölkerung je zwei Vertreter im Senat.

Bei der Wahl des Präsidenten sind also eigentlich nur die Stimmen der Wahlmänner von Bedeutung; immerhin ist natürlich auch die Zahl der Stimmen von Interesse, welche die Wahlmänner jeder einzelnen Partei auf sich vereinigen. Es mag vorkommen und ist schon vorgekommen, daß die Zahl der bei der Wahl abgegebenen Stimmen für einen unterliegenden Kandidaten größer ist als für den siegenden. So wurde 1888 noch Benjamin Harrison mit 5 440 216 Stimmen gegenüber Grover Cleveland zum Präsidenten gewählt, der 5 538 233 Stimmen erhielt, also rund 100 000 mehr als sein Gegner. Da die Wahl der Wahlmänner nach Einzelstaaten vorgenommen wird, nicht für das ganze Bundesgebiet, so liegt auf der Hand, daß es nicht darauf ankommt, wieviel Stimmen im ganzen abgegeben werden, sondern nur darauf, wie in den einzelnen Staaten gewählt wird. In der Regel freilich wird jener Kandidat siegen, der auch eine Majorität des Volksvotums hinter sich hat.

Vor vier Jahren, bei der vorletzten Präsidentenwahl, betrug die Zahl der Wähler in den Vereinigten Staaten etwa 15 Millionen. Hiervon gaben etwa 7 600 000 ihre Stimmen für den republikanischen Kandidaten Taft ab, während auf Byran, den Kandidaten der Demokratischen Partei, rund 6 400 000 Stimmen fielen. Der sozialistische Kandidat Eugen V. Debs erhielt 420 000, der Kandidat der Prohibitionisten 200 000 Stimmen, und reichlich 100 000 Stimmen zersplitterten sich. Der republikanische Kandidat siegte damals mit einer Majorität von 1 200 000 über seinen demokratischen Gegner und mit 470 000 Stimmen über alle gegnerischen Kandidaten zusammen. Das Wahlkollegium, die Gesamtheit also der gewählten Wahlmänner, hatte im Jahre 1908 nur 483 Stimmen. Von diesen fielen dem republikanischen Kandidaten 321, dem demokratischen 162 Stimmen zu. Taft wurde also mit einer Majorität von 159 Wahlstimmen gewählt.

Bei der diesjährigen Wahl sind dem demokratischen Kandidaten Wilson über 400 Wahlmänner zugefallen, während der Rest sich auf die Progressiven und die alten Republikaner verteilt. Letztere erhielten davon nur etwa ein Dutzend. Da in einigen Staaten die Zahl der für die Kandidaten abgegebenen Stimmen nahezu gleich groß ist, so muß erst die offizielle Zählung entscheiden, welcher Partei der betreffende Staat zufällt. An dem Gesamtresultat ändert das natürlich nichts. Wilson wird mit der unerhörten Majorität von mehr als 300 Stimmen über seine beiden bürgerlichen Gegner zum Präsidenten gewählt werden.

Die Zahl der Stimmen, die diesmal für die demokratischen Wahlmänner abgegeben wurden, beträgt rund 6 400 000. Die Progressive Partei mit ihrem Kandidaten Roosevelt erhielt 4 200 000 und die Republikaner mit William Taft als Kandidaten 3 500 000 Stimmen. Der neuerwählte Präsident hat also, wie man sieht, keine Majorität der abgegebenen Wählerstimmen hinter sich. Die Progressiven und die Republikaner haben zusammen eine Stimmenzahl, die um 1 300 000 größer ist als jene, die für den siegreichen demokratischen Kandidaten abgegeben wurde. Es ist deshalb gerechtfertigt, anzunehmen, daß ohne die Spaltung der alten republikanischen Partei in Progressive und Republikaner der Sieg ihr zugefallen wäre, obgleich auch eine gute Anzahl demokratischer Stimmen für Roosevelt abgegeben worden sind.

Theodore Roosevelt hat während des Wahlkampfes sein radikales Programm gegenüber dem Bürgertum damit zu entschuldigen versucht, daß es

gelte, den Sozialisten den Wind aus den Segeln zu nehmen, das Land vor dem Sozialismus zu retten. Er hat sein Versprechen bei dieser Wahl nicht eingelöst und wird es selbstverständlich auch in aller Zukunft nicht einlösen. Die Sozialistische Partei der Vereinigten Staaten hat trotz Roosevelt und trotz seinem radikalen Programm einen bedeutenden Fortschritt gemacht.

Vor vier Jahren wurden bei der Präsidentschaftswahl für den sozialistischen Kandidaten 420 000 Stimmen abgegeben. Bei der Kongreßwahl des Jahres 1910 stieg das sozialistische Votum auf rund 600 000. Nach den bisher vorliegenden noch unvollständigen Berichten ist diesmal die sozialistische Stimmenzahl in den Vereinigten Staaten auf mindestens 800 000 gestiegen, wenn sie diese Zahl nicht noch wesentlich übertrifft. Das würde also eine Verdoppelung des sozialistischen Votums in einem Zeitraum von vier Jahren bedeuten.

Die Bedeutung dieser Tatsache tritt erst ins rechte Licht, wenn man bedenkt, daß Hunderttausende von sozialistischen Mitläufern, die bei der Wahl zweifellos dem sozialistischen Kandidaten ihre Stimme gegeben hätten, wenn kein anderer Kandidat im Felde gewesen wäre, von dem sie eine raschere Verwirklichung ihrer speziellen Reformwünsche glaubten erhoffen zu können, für Roosevelt gestimmt haben. Wer bei der diesmaligen Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten sozialistisch stimmte, der bekennt sich tatsächlich zum Sozialismus. Das in Amerika so zahlreiche Reformertum aller Art hat für den Kandidaten der Progressiven Partei gestimmt, nicht für Debs. Und die 800 000 oder mehr Wähler, die für ihn ihre Stimme abgaben, können als wirkliche Anhänger der sozialistischen Ideen, als überzeugte Sozialisten angesehen werden. Noch bei keiner Wahl vorher ist in den Vereinigten Staaten das sozialistische Votum ein so reines Parteivotum gewesen wie diesmal. Im Lichte dieser Tatsache gewinnt die Verdoppelung der Stimmenzahl für Debs verdoppelte Bedeutung.

Im Westen und mittleren Westen des Landes ist die Zunahme des sozialistischen Votums stärker gewesen als im mehr industriellen Osten. In Illinois, in Ohio, in Kalifornien, zum Teil auch in Pennsylvanien sind die sozialistischen Stimmen stärker gestiegen als zum Beispiel in den industriell am höchsten entwickelten Neuenglandstaaten. Im ländlichen Teil des Staates New York war die Stimmenzunahme eine größere als zum Beispiel in der Stadt New York. Die Ursachen dafür werden noch zu untersuchen sein. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die unklaren Arbeitermassen der Industriedistrikte sich durch die radikalen Forderungen des Rooseveltschen Programmes und durch seine Redensarten von „industrieller und sozialer Gerechtigkeit" einfangen ließen. Die Rückständigkeit in bezug auf Arbeiterschutz, Arbeiterversicherung usw. ist in den Vereinigten Staaten auch so groß, daß man wohl verstehen kann, daß die Arbeiter, die unter dieser Rückständigkeit zu leiden haben und vom Sozialismus nichts wissen, sich irgendjemand in die Arme werfen, der ihnen Abhilfe verspricht.

Auf die Einzelheiten des sozialistischen Votums kann noch nicht eingegangen werden, weil noch zu wenig Nachrichten vorliegen und längere Zeit vergehen mag, ehe man eine genaue Übersicht gewinnen kann. Vielleicht wird sogar die offizielle Zählung in allen 48 Staaten abgewartet werden müssen, ehe man zu einem abschließenden Urteil kommt.

Eines freilich steht schon heute fest. Trotz der Zunahme ihrer Stimmen ist es den amerikanischen Sozialisten nicht gelungen, ihre Vertretung im Kongreß zu Washington zu vermehren. Im Gegenteil, sie haben auch das eine Mandat, das ihnen bei der Kongreßwahl im Jahre 1910 zufiel, wieder verloren.

Im gegenwärtigen Kongreß, der bis zum 4. März des nächsten Jahres noch in Sitzung bleibt, vertritt der Sozialist Viktor Berger den sechsten Wahlkreis von Wisconsin (Milwaukee). Er ist bei der diesmaligen Wahl unterlegen. Die Republikaner und die Demokraten hatten sich in seinem Wahlkreis vereinigt und einen gemeinsamen „unparteiischen" Kandidaten gegen ihn aufgestellt. Man sieht, die „Ordnungs"kandidaturen kommen auch schon in den Vereinigten Staaten auf und quittieren den Fortschritt der sozialistischen Bewegung. Den vereinigten Anstrengungen der Gegner war Berger, der vor zwei Jahren auch nur mit einer Pluralität der abgegebenen Stimmen, nicht mit einer Majorität, gewählt wurde, nicht gewachsen, und er wurde um etwa 2000 Stimmen geschlagen. Auch in den übrigen fünf oder sechs Kreisen, in denen ein sozialistischer Kongreßkandidat einige Aussicht auf Erwählung hatte, ist es nicht gelungen, auch nur einen derselben durchzusetzen, woran zum Teil sicherlich das Auftreten Roosevelts die Schuld trägt.

Bergers Niederlage bedeutet einen wirklichen Verlust für die Partei, die für die nächsten zwei Jahre in der Hauptgesetzgebung des Landes ganz ohne Vertretung sein wird. Berger hat sich durch die geschickte Art, in der er seine Stellung im Kongreß zum Besten der Partei und ihrer Agitation auszunutzen verstand, ein dauerndes Verdienst um die sozialistische Bewegung in den Vereinigten Staaten erworben. Selbst die Gegner im Kongreß und außerhalb mußten anerkennen, daß der „einzige Sozialist" in der Staatsgesetzgebung mit seinen Vorschlägen und der Art, wie er sie begründete, ungemein anregend gewirkt habe. Nun, es besteht alle Aussicht, daß Milwaukee in zwei Jahren, bei der nächsten Kongreßwahl, Berger aufs neue nach Washington schickt und daß ihm einige Kollegen hinzugesellt werden.

Wenn es ihnen nun auch nicht gelungen ist, wieder einen Vertreter nach Washington zu schicken, so sind die Sozialisten der Vereinigten Staaten deshalb doch nicht ohne Vertretung in den Gesetzgebungen des Landes. In einer ganzen Reihe von Einzelstaaten sind sozialistische Abgeordnete für die Legislaturen teils wieder, teils neu gewählt worden. In Massachusetts, in Pennsylvanien, in Illinois, in Wisconsin, in Oregon und anderen Staaten wurden sozialistische Mitglieder ins Repräsentantenhaus gewählt und auch in den Senat, das Oberhaus der Gesetzgebung der Einzelstaaten, haben in einzelnen Fällen Sozialisten ihren Einzug gehalten.

Der neue Kongreß tritt erst im Dezember 1913 zusammen, wenn nicht nach dem 4. März — bis dahin hat der gegenwärtige Kongreß noch Geltung — etwa eine Extrasession berufen wird. Im Repräsentantenhaus haben die Demokraten eine verstärkte Majorität. Sie haben etwa 300 Stimmen gegen 120 republikanische und 12 progressive. Der Senat war bisher republikanisch, doch ist es wahrscheinlich, daß im Laufe der nächsten Zeit sich seine republikanische Majorität in eine demokratische wandeln wird. Die Bundessenatoren werden bekanntlich durch die Legislaturen der Einzelstaaten für die Dauer von sechs Jahren gewählt, scheiden aber nicht gleichzeitig aus. Die neugewählten Legislaturen sind nun in verschiedenen Fällen demokratisch anstatt republikanisch geworden. Dort, wo Ersatzwahlen zum

Bundessenat vorzunehmen sind, werden jetzt die demokratischen Gesetzgebungen natürlich ihre Parteigenossen erwählen, und die Situation ist so, daß es ihnen wahrscheinlich gelingen wird, auf diese Weise auch im Senat eine demokratische Mehrheit zu schaffen.

Damit wären dann Regierung und beide Häuser des Kongresses in demokratische Hände gelangt, und der Demokratischen Partei wäre Gelegenheit gegeben, ihr Programm durchsetzen zu können.

Die Demokraten haben während des Wahlkampfes stets versucht, die Revision des Zolltarifs in den Vordergrund zu stellen. Die Tariffrage spielte überhaupt bei den Präsidentschaftswahlen der letzten Jahrzehnte stets eine hervorragende Rolle, und von demokratischer Seite wurde immer versucht, alle Übel unseres wirtschaftlichen Lebens auf die hohen Zölle zurückzuführen. Nachdem sie nun die Herrschaft im Lande in einer Weise erhalten haben, die manchen unter ihnen gar nicht so sehr angenehm ist, weil sie jetzt zu zeigen haben werden, was sie können, werden die Demokraten immerhin in bezug auf die Tariffrage etwas tun müssen. Eine Revision der bisherigen Zollsätze wird sicherlich vorgenommen werden.

Der amerikanische Zolltarif hat teilweise so hohe Zollsätze, daß er für manche Waren prohibitiv wirkt. Die Republikaner stehen auf dem Standpunkt, daß die Einfuhrzölle so hoch gehalten werden müssen, daß sie nicht nur einen Teil der Bundeseinnahmen zu decken haben, sondern daß sie außerdem auch noch einen Schutz für die amerikanische Industrie gegenüber der Konkurrenz des Auslandes bilden sollen. Auch der Arbeitslohn der amerikanischen Arbeiter soll, wie die Republikaner den Arbeitern immer wieder erzählen, durch die hohen Zollsätze geschützt werden.

Dieser Schutz des amerikanischen Arbeitslohns besteht nun darin, daß die hochzöllnerischen Fabrikanten, denen durch die Zollsätze in vielen Fällen ein Monopol auf den inländischen Markt geschaffen ist, sich zu Hunderttausenden südeuropäische und halb- und ganzasiatische Arbeiter mit Umgehung und direkter Verletzung der Gesetze hierher kommen lassen, denen sie einen Lohn zahlen, mit dem amerikanische oder mittel- und nordeuropäische Arbeiter nicht leben können. Die amerikanischen Hochzöllner schließen durch ihre hohen Einfuhrzölle europäische Waren vom amerikanischen Markte aus und begründen das damit, daß sie bei den hohen amerikanischen Arbeitslöhnen, die sie angeblich zu zahlen haben, mit den in England, Deutschland usw. gezahlten niedrigen Löhnen nicht konkurrieren können. Sie schaffen aber die bedürfnislosen Arbeiter aus den abgelegendsten Winkeln Europas hierher, die dann für europäische Löhne amerikanische Waren herstellen müssen. Der in dieser Weise „geschützte amerikanische Arbeitslohn" häuft sich natürlich in den Taschen der Fabrikanten, die denn auch mit dem vollsten Brustton der Überzeugung sich für die Aufrechterhaltung des Hochschutzzolles ins Zeug legen.

Nebenbei bemerkt, schützt der amerikanische Fabrikant sich in dieser Weise auch vor der Arbeiterorganisation. In den hochgeschützten Industrien, der Textil- und Stahlindustrie, ist von einer kräftigen Arbeiterorganisation kaum die Rede. Nur wenige Schichten der gelernten Arbeiter dieser Industrien sind organisiert. Die große Masse der Stahl- und Textilarbeiter aber lebt teilweise in geradezu unglaublichen Zuständen. Wie eine Senatsuntersuchung vor kurzem feststellte, mußten Zehntausende von Arbeitern in den

Anlagen des Stahltrust 84 Stunden wöchentliche Arbeit verrichten, sieben Tage zu zwölf Stunden. Die niedrigen Löhne der Textilarbeiter haben in Lawrence und anderwärts schon zu Verzweiflungsausbrüchen geführt. Und die Organisation dieser Arbeiter in feste gewerkschaftliche Verbände ist beinahe unmöglich. Man organisiere einmal eine Fabrik, in der, wie es in Fallriver, Lawrence und anderen Fabrikorten Neuenglands vorkommt, unter den dort beschäftigten Arbeitern 25 und mehr verschiedene Sprachen gesprochen werden, von denen die Beamten der Gewerkschaften und die Agitatoren höchstens zwei oder drei verstehen. Und man organisiere einmal eine Arbeiterschaft wie die in New York, die in vierzig und mehr verschiedenen Zungen zueinander redet. Arbeiter, die von Arbeiterbewegung, Organisation, Arbeiterkämpfen keine blasse Ahnung haben und die von den Hungerlöhnen, die sie oft erhalten, bei ihrer niedrigen Lebenshaltung noch Ersparnisse zu machen suchen, indem sie wie die Hunde leben.

Der in dieser Weise durch seinen Hochzoll geschützte amerikanische Fabrikant hat natürlich ein reges Interesse an der Aufrechterhaltung des bestehenden Tarifes, und jene Großkapitalisten, die hinter Roosevelt und der Progressiven Partei stehen, haben dafür gesorgt, daß auch das Programm dieser Partei sich für Aufrechterhaltung der bestehenden Zollsätze erklärt. Immerhin wird von der neuen Partei verlangt, daß eine Revision des Tarifes vorgenommen werden soll, um „einige Ungerechtigkeiten" desselben auszumerzen.

Auch die Demokraten sind nicht etwa Freihändler, die für Aufhebung des ganzen Tarifes eintreten. Sie erklären in ihrem Wahlprogramm, daß sie für einen Zolltarif sind, der nur den Zweck hat, die Bundeskasse mit Einnahmen zu füllen; sie wollen Finanzzölle, keine Schutzzölle. Dieses Programm erklärt, daß der Zolltarif die Hauptursache sei für die „ungleiche Verteilung des Reichtums" im Lande. Der Tarif bilde ein System der Besteuerung, welches den Reichen reicher, den Armen ärmer mache, und welches besonders den Farmer und Arbeiter bedrücke. Dadurch nämlich, daß er die Kosten des Lebensunterhaltes erhöht, während er doch keinen Schutz für das Produkt des Farmers oder den Lohn des Arbeiters bildet.

Während der Wahlagitation wurde denn auch von seiten der Demokraten betont, daß sie eine sofortige Herabsetzung der Zollsätze fordern, und hier und da wurde selbst das Versprechen gegeben, daß die Demokratische Partei, wenn sie bei der Wahl siegreich sein werde, gleich nach dem 4. März nächsten Jahres eine Extrasession des Kongresses einzuberufen gedenke, um an eine gründliche Revision des Zolltarifes heranzutreten.

Die deutschen und englischen Kaufleute haben, wie das Kabel meldet, bei der Nachricht von dem Siege der Demokraten sich großen Hoffnungen auf eine baldige Herabsetzung der amerikanischen Zollsätze hingegeben. Sie werden sich getäuscht sehen. Zwar drängt ein Teil der Demokraten darauf, daß das gegebene Versprechen eingelöst und eine Extrasession des Kongresses zur Erledigung der Zollrevision einberufen werde. Aber schon erhebt sich von einflußreicher Seite aus den Reihen der Demokratischen Partei selbst lebhafter Widerspruch dagegen. Man dürfe die Sache nicht übereilen, schon deshalb nicht, um den gegenwärtigen guten Geschäftsgang nicht zu stören. Die Einberufung einer Extrasession des Kongresses würde gleichbedeutend damit sein, daß die Demokratische Partei ihre neue Regierung mit tief-

gehenden Streitigkeiten beginne. Es werde Zeit genug sein, wenn man in der ordentlichen Session des neuen Kongresses im Dezember des nächsten Jahres anfange, sich mit der Angelegenheit zu beschäftigen. Kurz und gut, man versucht zunächst schon, die Sache aufzuschieben, um Zeit zu gewinnen.

Diese Politik scheint auch die Zustimmung des neugewählten Präsidenten zu finden, der sich zwar noch nicht ausdrücklich über die Einberufung einer Extrasession des Kongresses ausgelassen hat, der aber sofort nach seiner Erwählung die Erklärung abgab, daß man zur Durchführung von Reformen Zeit brauche und daß erst im Laufe dieser Zeit alles getan werden könne, was zu tun nötig sei. Er betonte dabei, daß er mit dieser Erklärung die Geschäftswelt beruhigen wolle, die nicht glauben solle, daß er die steigende Prosperität zu stören gedenke. Nur eine langsame und wohlüberlegte Umwandlung müsse vorgenommen werden. Unzweifelhaft ein Hinweis darauf, daß es mit der gefürchteten Zollrevision noch gute Weile hat. Natürlich wird es zu einer Zollrevision kommen. Aber selbst wenn die Extrasession des Kongresses einberufen werden sollte, wird doch geraume Zeit vergehen, bis es zu Änderungen der Zollsätze kommt, und weiter werden diese so geringfügiger Natur sein, daß sie kaum in Betracht kommen.

Die demokratischen Politiker sind keine Unmenschen, die „das Geschäft" stören wollen. Und die hochzöllnerischen Fabrikanten sind Millionäre und haben nicht nur im republikanischen, sondern auch im demokratischen Lager gute Freunde und Verbindungen. — Wer sich auf eine baldige und besonders einschneidende Zollrevision Hoffnung gemacht hat, wird herbe Enttäuschungen erleben.

Zu den Enttäuschten wird auch die amerikanische Arbeiterklasse gehören, soweit sie sich irgendwelche Hoffnungen auf die Wahl Wilsons und auf den Sieg der Demokraten gemacht hat.

Zwar hat die Demokratische Partei in ihrem Programm es nicht einmal für der Mühe wert gehalten, den Arbeitern besondere Versprechungen zu machen. Sie hat nur in einigen schönen Worten erklärt, daß die Entwicklung der Dinge es mit sich gebracht habe, daß die Arbeiter zum Schutze ihrer Löhne und zur Verbesserung ihrer Lage sich Organisationen schaffen und daß diese gewerkschaftlichen Verbindungen und ihre Mitglieder nicht als illegale Verbindungen zur Einschränkung des Handels betrachtet werden können, also nicht unter das Antitrustgesetz gestellt werden dürften, wie das die Gerichte bisher getan haben. Im übrigen enthält das demokratische Wahlprogramm in bezug auf die Arbeiter kaum etwas, das noch der Erwähnung wert wäre.

Das schließt natürlich nicht aus, daß während des Wahlkampfes den Arbeitern seitens der Demokratischen Partei das Blaue vom Himmel herunter versprochen wurde, falls sie Wilson wählten. Und der neue Präsident war einer von denen, die mit ihren Versprechungen für die Arbeiter am freigebigsten waren.

Das erscheint um so wunderbarer, als dieser selbe Wilson vor gar nicht langer Zeit sich noch aufs schroffste gegen die Arbeiter und ihre Organisationen ausgesprochen hat. In einer Rede, die Woodrow Wilson vor drei Jahren in einer Studentenversammlung hielt, erklärte er:

Sie kennen den üblichen Maßstab des Arbeiters in unseren Tagen. Er besteht darin, so wenig als möglich für den Lohn zu geben, den er erhält. Der Maßstab

der Arbeit wird durch die Gewerkschaften bestimmt, und nach diesem Maßstab richtet man sich. Niemandem ist es erlaubt, mehr zu tun, als der Durchschnittsarbeiter tun kann. In einigen Gewerben und Handwerken ist es niemandem erlaubt, mehr zu tun, als der ungeschickteste seiner Mitarbeiter innerhalb der Stunden, die für eine Tagesarbeit bewilligt sind, tun kann. Und niemand darf außerhalb dieser Stunden schaffen oder freiwillig etwas über dieses Minimum hinaus übernehmen. Ich brauche nicht hervorzuheben, wie zerstörend solche Regulierung der Arbeit in wirtschaftlicher Beziehung ist. Sie ist so nachteilig für den Unternehmer, daß in einzelnen Gewerben es sich gegenwärtig überhaupt nicht lohnt, auch nur den Versuch zu machen, etwas zu unternehmen. Der Unternehmer tut besser, überhaupt aufzuhören, als mit stetigem und unvermeidlichem Verlust zu arbeiten.

Dieses gehässige und verlogene Urteil über die Gewerkschaften wurde im Kongreß der Vereinigten Staaten von den Republikanern zur Sprache gebracht, und Wilson hatte, natürlich für Wahlzwecke, zu erklären, daß er jetzt anderer Meinung geworden sei. Er drückte sich dabei folgendermaßen aus:

Ich sage, alle Ehre der legitimen Anwendung der organisierten Arbeit. Ich habe mir manchmal die Freiheit genommen, wie jedermann es tun sollte, einiges zu kritisieren, was die organisierte Arbeit getan hat. Aber ich habe niemals für einen Augenblick aufgehört, mit jenen wesentlichen Bestrebungen zu sympathisieren, die zum Vorteil des Arbeiters sind, damit er nicht um seinen Anteil an dem steigenden Profit und der vermehrten Prosperität gebracht werde.

Mit dieser Erklärung, in der Wilson das widerruft, was er früher gesagt hat — was man hier in den Vereinigten Staaten mit dem eleganten Ausdruck „Schuhnägel fressen" bezeichnet —, verband der Redner einige Ausführungen, die auf seine Auffassung wirtschaftlicher Dinge einiges Licht werfen. Die Arbeiter dürfen nach ihm nicht für sich allein betrachtet werden, ebensowenig die Kapitalisten. Beide bilden keine besonderen Gruppen der Gesellschaft. „Man separiere Arbeit vom Kapital, und das Kapital ist hilflos und die Arbeit ist hilflos."

Und dann wirft Wilson die schicksalsschwere Frage auf: Woher kommt's, daß wir überhaupt eine Arbeiterfrage haben? Und die Antwort lautet: „Aus dem einfachen und durchaus genügenden Grunde, daß die Arbeiter und die Unternehmer jetzt nicht mehr so innige Gefährten sind, wie sie es zu einer Zeit waren, die so weit zurückliegt, daß wir sie vergessen haben."

Die Arbeiterbewegung rührt also daher, daß die Arbeiter und die Kapitalisten unter sich nicht einig sind.

Der Urheber dieser neuen Lesart des Reuterschen „Die Armut kommt von der Powertee" war amerikanischer Geschichtsprofessor, ehe er zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt wurde. Daß der Leiter der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung, Samuel Gompers, der Präsident der „American Federation of Labor", sich für diesen Arbeiterfreund Wilson erklärte und die organisierten Arbeiter aufforderte, ihm ihre Stimmen zu geben, ist nur ein weiterer Strich zu dem schönen Bilde, das die amerikanische Politik darstellt.

Bei der Stellung, die die Trusts im wirtschaftlichen Leben unseres Landes einnehmen, ist das Verhalten der neuen Regierungspartei zu diesen Riesenmonopolen natürlich von Wichtigkeit. Im wesentlichen wird sich dieses Verhalten nicht besonders von dem bisherigen Verhalten der Republikaner in dieser Frage unterscheiden. Das demokratische Wahlprogramm erklärt sich für die Durchführung der Gesetze gegen die Trusts und ihre Beamten und

verlangt die zusätzliche Gesetzgebung, die nötig sein mag, um zu verhindern, daß private Monopole in den Vereinigten Staaten existieren.

Es wird verlangt, daß ein Gesetz geschaffen werde, das die Bedingungen festsetzt, unter welchen Korporationen, die zwischenstaatlichen Handel treiben, bestehen dürfen. Im übrigen will man der Bildung von Trusts entgegenwirken. Die Auffassung des neugewählten Präsidenten in der Trustfrage kommt in seiner Annahmerede zum Ausdruck. Sie geht dahin, daß die Macht in den Händen großer Kapitalisten nur dann schädlich ist, wenn sie aus Vorteilen entspringt, welche sie nicht für sich selbst geschaffen haben. „Das große Geschäft ist nicht gefährlich, weil es groß ist, sondern weil seine Größe eine ungesunde Aufblähung bedeutet, geschaffen durch Privilegien und Freiheiten, deren es sich nicht erfreuen sollte." Die Konkurrenz muß wieder hergestellt werden, wodurch dem kleinen Geschäftsmann geholfen werden soll. Das kann nun zwar — nach Wilson — nicht durch gesetzliche Maßnahmen geschehen, aber, so erklärt er, sie, die Konkurrenz, „kann doch in einem großen Maßstab erneuert werden durch die Änderung von Gesetzen und durch Verbot der Praktiken, welche die Konkurrenz getötet haben, wie auch durch Erlaß von Gesetzen, welche ihr wieder Leben geben". „Wir können" — so ruft Wilson aus — „die Monopole aufhalten und verhindern!"

Die wirren und widerspruchsvollen Äußerungen Wilsons über die Trusts und ähnliche Dinge zeigen nur die naive Unwissenheit des neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten über wirtschaftliche Dinge. Er klagt über die Erdrückung des Mittelstandes, dem er durch Herabsetzung der Zölle, die die freie Konkurrenz aufs neue entfesseln soll, helfen will. Er redet noch vom Aufstieg des Arbeiters in die Reihen der Kapitalisten, um so „gesunde Säfte in das amerikanische Leben einzuführen". Er will der wirtschaftlichen Entwicklung, die zu Monopolen und Trustgebilden treibt, durch gesetzliche Maßnahmen ein Halt gebieten. Er will die Gefängnisandrohungen des Antitrustgesetzes gegen die Trustmagnaten anwenden. „Wenn auch nur ein verantwortlicher Mann ins Gefängnis wandern müßte, würde das mehr wirken als alle Geldstrafen." Und er glaubt, auf diese Weise der Monopole Herr werden zu können.

Es ist, wie man sieht, ein durchaus reaktionärer Standpunkt, den Wilson und seine Partei in wirtschaftlichen Fragen einnehmen, und es liegt auf der Hand, daß die Versprechungen, die von dieser Seite „zur Lösung der Trustfrage" gemacht wurden, nicht gehalten werden können. Zunächst wird außer einer kleinen Herabsetzung des Zolltarifs auch kaum der Versuch gemacht werden, irgendwelche Maßregeln gegen die Trusts zu treffen. Man wird fortwursteln, wie die Republikaner es getan haben. Man wird sich mit einer ebenso rücksichtsvollen Anwendung des Antitrustgesetzes behelfen wie jene. Im übrigen wird man das Hauptgewicht auf die Zollfrage legen. Die Trusts sind eine Folge des Hochzolles. Eine Herabsetzung der Zölle wird nach demokratischer Auffassung den Monopolen das Wasser abgraben. Aber Reformen brauchen nach Wilson Zeit. Die Herabsetzung der Zollsätze werde erst gehörig wirken müssen, ehe sie auf die Trustgebilde Einfluß ausübe. Damit wird man das Volk trösten. Unterdes kommt eine neue Präsidentenwahl heran, bei der man dann weiter sehen wird, was zu tun ist. Die Trustmagnaten Amerikas haben von der neuen Herrschaft der Demokratischen Partei und ihrem erwählten Präsidenten nichts zu fürchten.

Was nun die Progressive Partei anlangt, so kann nicht bestritten werden, daß sie bei der Wahl einen bedeutenden Erfolg aufzuweisen hat. Eine Partei, die im ersten Anlauf über vier Millionen Stimmen eroberte, ist kein Eintagsgebilde; sie wird in den nächsten Jahren in der amerikanischen Politik eine Rolle spielen. Welcher Art diese Rolle sein wird, wird zum Teil davon abhängen, welches der verschiedenen Bevölkerungselemente, die sich in ihr zusammengefunden haben, die Leitung übernehmen wird.

Vorläufig leidet die Progressive Partei darunter, daß sie weniger durch ihre Prinzipien als durch einen Namen zusammengehalten wird. Es wird sich nicht feststellen lassen, ob ihr Wahlerfolg mehr der Popularität, die Theodore Roosevelt bei den Massen genießt, oder den radikalen Forderungen, welche die Partei vertritt, zuzuschreiben ist. Sicher aber ist, daß die Stellung, die Roosevelt an der Spitze seiner Partei innehat, zu ungesunden Zuständen führen muß.

Es verlautet, daß Roosevelt versuchen wird, eine Wiedervereinigung mit der regulären republikanischen Partei herbeizuführen, und leitende Personen im republikanischen Lager sollen diesem Plan nicht abgeneigt sein. Das könnte natürlich nur geschehen, wenn die Republikaner sich zur Anerkennung der Rooseveltschen Leitung und zur Übernahme seiner Forderungen bequemten, wobei Roosevelt sicherlich einer Abschwächung dieser Forderungen keinen Widerstand entgegensetzen würde. Für Roosevelt läge der Vorteil einer solchen Vereinigung nicht nur in dieser Vereinigung selbst, sondern besonders darin, daß er Herr der republikanisch-politischen Maschine würde, was für ihn mit großen gesetzlichen Vorteilen verbunden wäre. Das konservative Element der Republikaner würde in diesem Falle wohl zum demokratischen Heerhaufen stoßen, während der ehrlich-radikale Teil der Progressiven seinen Weg zur Sozialdemokratie finden würde. Es unterliegt überhaupt keinem Zweifel, daß die progressive Bewegung den Sozialisten außerordentliche Vorteile bringen wird. Direkt: durch vermehrten Anschluß an ihre Partei; indirekt: durch die Anregung, welche die Forderungen der Progressiven in allen Kreisen gegeben haben, und durch die Diskussion, die sie auslösten.

Die Wortführer der Progressiven verhalten sich bisher noch ziemlich schweigsam über ihre Zukunftspläne. Sie stimmen zunächst nur darin überein, daß sie ihre Organisation vervollständigen, und daß sie in den Einzelstaaten und deren Gesetzgebungen den Versuch machen wollen, ihren Forderungen Geltung zu verschaffen. Eine Konferenz von Vertrauensleuten der Partei soll demnächst in Chicago zusammentreten, um die nächsten Schritte zu beraten. Man will sich besonders eine starke Organisation geben. Als Kuriosität mag hervorgehoben werden, daß die Vertrauensleute Roosevelts sich bei Schaffung ihrer Parteiorganisation die deutsche Sozialdemokratie zum Muster nehmen wollen. Die Organisation der Sozialdemokratie Deutschlands — so wird erklärt — ist wahrscheinlich die wirksamste Organisation der Welt. Sie ist Eigentümerin ihrer eigenen Zeitungen, beschäftigt und bezahlt ihre eigenen Agitatoren, besitzt eigene Druckereien und verbreitet ihre Reden und sonstiges Agitationsmaterial für die Wählerschaft in Broschürenform. All das hat's den Progressiven angetan. Wobei man auch noch erklärt, daß man die drüben übliche Agitationsweise nachahmen, daß man an eine massenhafte Verbreitung von Druckschriften gehen,

daß man Wochenblätter gründen werde, wobei, wie gesagt, die Organisation der Sozialdemokratie Deutschlands als Vorbild dienen soll.

Es ist noch ein Umstand mit der diesjährigen Wahl in den Vereinigten Staaten verknüpft, der von besonderem Interesse ist.

In einer Anzahl von Staaten wurde nämlich neben der Präsidenten- und sonstigen Wahl noch eine Abstimmung darüber vorgenommen, ob den Frauen dasselbe Wahlrecht wie den Männern verliehen werden soll. In vier Staaten von fünf, die eine solche Abstimmung vornahmen, wurde diese Frage bejaht. Es sind dies Michigan, Kansas, Oregon und Arizona. In dem fünften Staate, Wisconsin, fiel das Volksvotum gegen das Frauenstimmrecht aus. Wie behauptet wird, war es besonders das deutsche Element dieses Staates, das sich gegen das Frauenstimmrecht wandte, angeblich deshalb, weil dasselbe fürchtet, daß die Frauenstimmen den Temperenzbestrebungen zugute kommen würden. Die deutschen Sozialisten Wisconsins trifft natürlich kein Vorwurf. Sie treten entschieden für die Gleichberechtigung von Mann und Frau ein.

Mit den vier genannten Staaten ist das gleiche Wahlrecht von Mann und Frau jetzt in zehn Staaten der Union eingeführt worden, in denen nun die Frauen für alle lokalen, staatlichen und nationalen Wahlen, also auch für die Präsidentenwahl, stimmen können. Außerdem haben noch in einer ganzen Reihe weiterer Staaten die Frauen ein beschränktes Wahlrecht bei Schulwahlen, lokalen Steuerbewilligungen und ähnlichen Dingen mehr.

Der erste Bundesstaat, der den Frauen das gleiche Wahlrecht wie den Männern gab, war Wyoming, als dieses noch gar nicht als Staat zum Bunde zugelassen war und noch Territorialverwaltung hatte. Das war im Jahre 1869. Erst 24 Jahre später folgte ein zweiter Staat, Colorado, dem dann 1896 Utah folgte. Im selben Jahre gab auch Idaho seinen Frauen das Stimmrecht. Ihm folgte der Staat Washington im Jahre 1910, der als Territorium schon seinen Frauen das Wahlrecht im Jahre 1883 verlieh, es aber aufgeben mußte, als der Kongreß der Vereinigten Staaten das zur Bedingung der Zulassung als Staat zum Bunde machte. Im vorigen Jahre, 1911, wurde in Kalifornien durch Volksabstimmung das Frauenstimmrecht eingeführt, und bei der diesmaligen Präsidentenwahl haben die kalifornischen Frauen schon eifrig von ihrem neuen Rechte Gebrauch gemacht.

Es wird nach diesen Erfolgen der Anhänger des Frauenstimmrechts nur eine Frage von wenigen Jahren sein, daß unsere sämtlichen Einzelstaaten und dann wohl auch der Bund den Frauen das gleiche Wahlrecht wie den Männern verleiht.

Der Gewerkschaftskongreß von Havre.

Von **Josef Steiner** (Paris).

So sehr ich im allgemeinen der Auffassung des Genossen Rappoport in der Kritik des Syndikalismus zustimme, ebensosehr muß ich einige Ungenauigkeiten im Urteil und in der Wiedergabe der Tatsachen bedauern, die Rappoport in seinem Artikel über den Kongreß von Havre (Nr. 1, 31. Jahrgang der „Neuen Zeit") begangen hat. Gerade *weil* mir am Herzen liegt, daß die anarchistischen Tendenzen der Konföderation dem sozialistischen Organisationsgeist Platz machen, gerade *deshalb* bedauere ich, daß in dem Blatte, das in der ganzen Internationale als *das*

Organ des wissenschaftlichen Sozialismus gilt, unrichtig geurteilt wird. Zunächst zu den tatsächlichen Angaben.

Rappoport führt die Leere der Kasse der Konföderation an und stellt zum Vergleich daneben die gefüllten Kassen der deutschen Gewerkschaften, ihre hohen Ausgaben zur Unterstützung von Streiks usw. Der Vergleich hinkt. Rappoport muß wissen, daß die Konföderation so wenig wie die Generalkommission Streikunterstützung zahlt. Der Vergleich trifft ebensowenig zu wie ein Vergleich zwischen den Ausgaben und Kassenbeständen der französischen Gewerkschaften mit dem Kassenbestand der Generalkommission. Auch ein solcher Vergleich würde zuungunsten der Generalkommission ausfallen. Übrigens sind, wie Rappoport weiter unten anführt, in Havre die Beiträge an die Konföderation ganz erheblich erhöht worden, wenn sie auch jetzt noch etwas — nicht viel — niedriger sind wie die Beiträge an die Generalkommission. Der objektive Berichterstatter hätte also das Bestreben der französischen Gewerkschaften hervorheben müssen, ihren finanziellen Anforderungen nachzukommen.

Seine Angaben über die Verluste der Gewerkschaften stimmen nicht. Es ist unrichtig, daß die Bauarbeiter 27 000 Mitglieder verloren haben. Der Kassenbericht der Bauarbeiter weist das aus. Dieser Verlust in Paris, der durch Gewinne in der Provinz fast völlig ausgeglichen wurde, beläuft sich auf höchstens 10 000 Mitglieder und ist teilweise durch eine eigenartige Absplitterung erfolgt, die inzwischen wieder beseitigt ist. Der Mitgliederverlust der Textilarbeiter, das Rückgrat des sogenannten reformistischen Flügels, ist auf eine wirtschaftliche Krise zurückzuführen und kann jedenfalls nicht der syndikalistischen Taktik in die Schuhe geschoben werden. Mit dem Verlust der Eisenbahner hat es, wie Rappoport selbst schreibt, ein eigenes Bewandtnis. Trotz dieses enormen Verlustes — auch die Eisenbahner gehören zu den Reformisten — ist der Mitgliederstand der Konföderation von etwa 370 000 im Jahre 1910 auf etwa 381 000 im Jahre 1911 gestiegen. Um das zweifellos mehr sinnlose wie ungerechte Vertretungssystem zu illustrieren, führt Rappoport Zahlen an, die nicht stimmen. Auch seine Gruppierung stimmt nicht. Die Transportarbeiter, Bergarbeiter, Post- und Telegraphenarbeiter, Postunterbeamten, Krankenpfleger und Seeleute muß man im allgemeinen zum Zentrum der Gewerkschaften rechnen, weil sie von Sozialisten geleitet werden, in allen wesentlichen Abstimmungen jedoch mit den Revolutionären gehen. Zählt man nach dieser Gruppierung die Zahl der Mandate und die an die Konföderation im Jahre 1911 abgeführten Monatsbeiträge, dann ergibt sich folgendes Bild:

	Beiträge	Mandate
Revolutionäre:		
Metallarbeiter	334000	165
Lebensmittelarbeiter	48800	73
Bauarbeiter	940000	190
Zusammen	1322800	428
Zentrum:		
Transportarbeiter	180000	38
Bergarbeiter	240500	33
Post- und Telegraphenarbeiter	53500	68
Postunterbeamten	28250	15
Krankenpfleger	70970	16
Seeleute	38850	10
Zusammen	612070	175
Reformisten:		
Textilarbeiter	160000	38
Eisenbahner	113500	43
Buchdrucker	161997	38
Gasarbeiter	80500	15
Angestellte	51500	30
Lithographen	20100	14
Zusammen	587597	178

Es kommen also durchschnittlich bei den drei verschiedenen Gruppen auf je ein Mandat geleistete Monatsbeiträge: bei den Reformisten 3301, beim Zentrum 3497 und bei den Revolutionären 3090. Dabei muß jedoch festgehalten werden, daß diese Klassifizierung, obwohl sie den verschiedenen Richtungen schon mehr Rechnung trägt, doch notwendig immer noch etwas willkürlich ist. Denn in allen Organisationen gibt es Syndikate, die verschiedenen Richtungen angehören, nur daß in den einzelnen Verbänden eine gewisse Tendenz vorherrscht. Was maßgebend ist, sind die Abstimmungen in den einzelnen Fragen. Diese sind jedoch in Havre, von dem Beschluß über die Altersversicherung abgesehen — wobei jedoch die Textilarbeiter mit den Revolutionären gingen —, mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Mehrheit ausgefallen. Die Beschlüsse über die antimilitaristischen Resolutionen, über die Lebensmittelteuerung, über die Stellung der Gewerkschaften zur Partei, über die englische Arbeitswoche und über den Rechenschaftsbericht sind alle entweder einstimmig oder nur gegen wenige Stimmen gefaßt worden. Es ist deshalb durchaus irrig zu glauben, daß die Beschlüsse anders ausfallen würden, wenn das Vertretungssystem ein vernünftigeres wäre. Es ist auch falsch, daß die reformistischen Verbände die großen und die revolutionären die kleinen Organisationen sind.

Es ist ebenfalls unrichtig, daß die Partei in Havre vielen Angriffen ausgesetzt war. Wohl verdächtigten einige Redner die Partei, die Gewerkschaften unter Vormundschaft stellen zu wollen, ein Verdacht, der zwar nicht berechtigt ist, jedoch in der Vergangenheit seine Wurzeln hat; aber niemand, auch die Anarchisten nicht, griff die Partei als solche an. Hingegen haben eine Reihe Redner die Partei nicht „halblaut", sondern sehr deutlich als die politische Vertretung der Arbeiterklasse proklamiert, ihre Verdienste um die Gewerkschaftsbewegung und ihre Notwendigkeit für die Arbeiterklasse überhaupt hervorgehoben. Dazu gehören außer Renard, Klemczynski, Cleuet, Fiancette usw.

Eine ungerechte Auslegung ist es, zu sagen, daß die in Havre bekräftigte Resolution von Amiens „direkt gegen die sozialistische Partei gerichtet ist, da sie die sozialistische Partei in denselben Topf wirft mit allen anderen ‚Parteien und Sekten'". Der betreffende Passus lautet in Wirklichkeit: „... Die konföderierten Organisationen haben sich nicht als gewerkschaftliche Organisationen auf Parteien und Sekten festzulegen (se préoccuper), die außerhalb und daneben in voller Freiheit die soziale Umwandlung anstreben können." Die Resolution stammt aus dem Jahre 1906, ein Jahr nach der Einigung der sozialistischen Parteien. Diese Einigung stand damals noch auf schwachen Füßen. Ein großer Teil der ehemaligen Jaurèsisten hatte sich der Partei nicht angeschlossen. Deshalb wurde „Partei" in der Mehrzahl gesetzt, während mit den „Sekten" die anarchistischen Gruppen gemeint sind. Da man ausdrücklich nur von Parteien, die die soziale Umwandlung erstreben, spricht, kann heute damit nur die sozialistische Partei gemeint sein. Aber werfen denn die deutschen Gewerkschaften die Partei mit den bürgerlichen Parteien in einen Topf, weil sie in ihren Statuten in verschiedener Form sich als außerhalb aller politischen Parteien stehend erklären? Hat ein einziger Redner in Havre gesagt, die sozialistische Partei sei nicht anders und besser zu bewerten wie alle anderen bürgerlichen Parteien? Sprachen nicht alle Redner nur von „der" Partei? Haben nicht selbst die Anarchisten Broutchoux und Dumoulin einem gelegentlichen Zusammengehen mit der Partei zugestimmt? Hat nicht Yvetot ausdrücklich erklärt, daß er in Deutschland den Arbeitern gleichfalls empfehlen würde, der Partei beizutreten?

Rappoport weiß sehr wohl, daß die Hauptschuld an dem jetzigen Zustand der Parteiselbst zuzuschreiben ist, und er hat das am Schlusse seines Artikels auch zugegeben Freilich meint Rappoport, daß es die „Taktik" der sozialistischen Partei gegenüber der Konföderation sei, die den großen Teil der Schuld trägt. Das ist eine alte — man möge mir das Wort verzeihen — guesdistische Illusion. Was fehlt, und

hier stimmen Rappoport und ich wohl überein, ist die sozialistische Aufklärung, ist eine klare, klassenbewußte Arbeiterpolitik der sozialistischen Partei. Das Kritisieren an den Gewerkschaften tut's nicht, führt höchstens zur Verbitterung; Bessermachen und Besserzeigen werden die Gewerkschaften allein auf die richtige Bahn bringen. Deshalb hat der Besuch in Deutschland besser, tausendmal besser gewirkt wie alle in Frankreich an den Gewerkschaften geübte Kritik.

Der Kongreß von Havre hat sich ausgezeichnet durch Fleiß, durch ruhiges Arbeiten und vor allem durch eine immer wachsame, unerbittliche Sorge um die Stärkung der Organisation. Daher die Nichtaufnahme der revolutionären Sonderorganisation der Eisenbahner in die Konföderation; daher der Zwang, künftig zur besseren Kontrolle die Kassenberichte an die Konföderation einzusenden, daher die Erhöhung der Beiträge; daher die vorsichtigen Beschlüsse über die antimilitaristischen Fragen und die englische Arbeitswoche; daher die Beschlüsse zur Zusammenlegung gewisser Verbände.

Wer Stärkung der revolutionären Klassenorganisation der Arbeiter sagt, sagt Sozialismus.

Die Organisation ist das Gegenteil vom Anarchismus. Und deshalb, ob sie es nun ausdrücklich eingestehen oder nicht, sind die französischen Gewerkschaften vom sozialistischen Geiste erfüllt.

Gewiß bleibt noch vieles, sehr vieles zu wünschen übrig — fast ebensoviel wie in der französischen Partei selbst....

Rappoport hat leider die Situation stark verkannt und einen Weg der Kritik eingeschlagen, der nicht geeignet ist, die Gewerkschaften zur Partei zurückzuführen.

Literarische Rundschau.

Georges et Hubert Bourgin, **Le Socialisme Français de 1789 à 1848.** Paris 1912, Librairie Hachette & Cie. 109 Seiten.

Das Büchlein gehört einer Sammlung an, die unter dem Titel „L'Histoire par les Contemporains" (Die Geschichte nach den Aufzeichnungen von Zeitgenossen) nicht „Formeln geben will, in die sich die mannigfaltige Wirklichkeit nur schlecht zwingen läßt", sondern die Zeitgenossen selbst zu Worte kommen lassen will. Die Autoren des vorliegenden Bändchens sind sich aber jedenfalls bewußt, daß diese Methode der Subjektivität des Verfassers, das heißt dessen, der jene Stimmen der Zeitgenossen sammelt, einen noch größeren Spielraum läßt als die der eigentlichen Geschichtsschreibung. Bei dem außerordentlich beschränkten Raum, der hier zur Verfügung stand, mußte natürlich eine sorgfältige Auswahl der zu reproduzierenden Stücke getroffen werden. Dabei wollten aber die Autoren sich nicht auf wenige charakteristische Stücke aus den Schriften der bekanntesten Sozialisten beschränken. Gerade diese sind vielmehr eher stiefmütterlich behandelt. So sind Saint Simon im ganzen 7 Seiten eingeräumt, Fourier gar nur 4, Louis Blanc und Pierre Leroux je 2 Seiten. Dafür ist eine Reihe von sozialistischen Schriftstellern vertreten, die weiteren Kreisen ziemlich unbekannt sind, wie Dolivier, L'Ange, Trélat, Vigneurte und andere, besonders aber ist eine Anzahl anonymer Zeitungsartikel und wertvoller Dokumente wiedergegeben, die der Arbeiterbewegung und den Geheimgesellschaften selbst entstammen, wie der Revolutionskatechismus, der im Jahre 1838 der Polizei in die Hände fiel, oder das „Glaubensbekenntnis" der „Travailleurs Egalitaires". Es war offenbar das Bestreben der Autoren, die geistige Atmosphäre möglichst wiederzugeben, in der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die sozialistischen Kreise Frankreichs und besonders die für den Sozialismus gewonnenen Arbeiter leben. Diese Absicht rechtfertigt es auch, daß die

Grenzen des „Sozialismus" ziemlich weit gesteckt wurden, so daß auch Äußerungen Dantons, Marats, Barères und anderer Aufnahme fanden, die als sozialistisch kaum anzusprechen sind, die aber zeigen, wie sehr jene Fragen einer gerechten Verteilung des Grundbesitzes und einer Ausgleichung der Klassengegensätze damals im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit und des geistigen und politischen Lebens überhaupt standen.

Zur Einführung in das Studium des französischen Sozialismus möchte ich das Büchlein trotz der oft sehr lehrreichen verbindenden Bemerkungen der Herausgeber nicht empfehlen, weil sich der Anfänger in der bunten Fülle des Gebotenen nur schwer zurechtfinden kann; wer sich aber mit dem Studium dieser so ungemein wichtigen und interessanten Epoche des Sozialismus schon befaßt hat, wird gerade in dieser Schrift sehr wertvolle Ergänzungen und Fingerzeige finden. Besonders hervorzuheben wären in dieser Hinsicht wohl ein Brief Saint Simons aus dem Jahre 1804, in dem er die in seinen „Briefen eines Genfers" skizzierte soziale Organisation knapp zusammenfaßt, sowie ein Revolutionsplan, der im Jahre 1840[1] von der „Französischen Demokratischen Gesellschaft" in London angenommen wurde und der tatsächlich die Ereignisse des Jahres 1848 in fast erstaunlicher Weise vorwegnimmt. Von Wichtigkeit sind endlich auch noch die Literaturnachweise, die besonders über die französische Literatur sowie über die Quellen orientieren.

G. Eckstein.

Zeitschriftenschau.

Im „Mouvement Socialiste" (Juli-August-Heft 1912) schreibt Dr. Sun-Yat-Sen, der gewesene provisorische Präsident der chinesischen Republik, über **„Die chinesische Revolution und die sozialen Fragen"**. Er charakterisiert den Unterschied zwischen der jüngsten Revolution und der der Taipings vor fünfzig Jahren. Diese war nur eine Rassenrevolution. Hätte sie Erfolg gehabt, hätte sie das autokratische Regime weiter bestehen lassen. Die chinesischen Revolutionäre aber, die sich vor einigen Jahren in Japan zu einer Gesellschaft zusammenschlossen, stellten folgende drei Hauptprinzipien auf: 1. Die Autonomie der chinesischen Rasse; 2. Regierung des Volkes durch das Volk; 3. die Autonomie des Volkes in der Produktion des Reichtums. Die zwei ersten Prinzipien sind durchgesetzt, es handelt sich jetzt nur noch um die wirtschaftliche Revolution. Dieser Gegenstand ist heute das Thema einer allgemeinen Diskussion, aber die Mehrheit des chinesischen Volkes versteht die Tragweite dieses Begriffs nicht. Es meint, der Zweck der Erneuerung Chinas sei, dieses Land zu einer den westlichen Nationen ebenbürtigen Macht zu machen. Dies ist aber nicht das Ziel der chinesischen Revolutionäre. Sie wollen keinen Zustand, wo, wie in Europa und Amerika, die Freuden des Daseins nur einigen Kapitalisten vorbehalten sind. Einige sagen nun, man müsse warten und nicht das verwirklichen wollen, was England und Amerika mit ihrem Reichtum und mit ihrer Wissenschaft bis heute noch nicht versucht hätten. Sun-Yat-Sen aber meint, in jenen Ländern sei die Zivilisation fortgeschritten und die Industrie in Umwandlung begriffen, eine soziale Revolution darum schwer, dagegen sei sie in China relativ leicht, da dieses Land das kapitalistische Regime überspringen könne. In China gebe es weder Kapitalisten noch etablierte kapitalistische Interessen, und es werde möglich sein, die Revolution ohne Waffengewalt durchzuführen. „Die Stunde ist nahe, wo sie eine vollzogene Tatsache sein wird." Die chinesische Republik müsse sich gleich von Anfang an gegen die Etablierung des Kapitalismus

---

[1] Vielleicht beruht diese Angabe auf einem Versehen, da auf S. 106 angegeben wird, die Abfassung dieses „Planes der Februartage" falle zeitlich vollkommen mit der des „Kommunistischen Manifests" zusammen.

verteidigen, denn sonst stehe ihr ein Despotismus bevor, der furchtbarer und viel widerstandsfähiger sein würde als der der Mandschu. — Die dringendste Aufgabe ist derzeit die Grundsteuerregulierung. Bisher hatten die Grundeigentümer die Steuer auf Grund der Einteilung in drei Bodenklassen: guter, mittlerer und geringwertiger zu zahlen. Diese Einteilung genügt nicht mehr. Heute zahlen die Eigentümer des „Bund", der Hauptstraße von Schanghai, ebensoviel wie ländliche Pächter. Der Wert der Baugründe in Schanghai aber hat sich seit einem Jahrhundert vertausendfacht. Dr. Sun-Yat-Sen fordert die Rückerstattung des Wertzuwachses an das Volk, das ihn geschaffen hat.

In der „Revue Socialiste" vom 15. Oktober veröffentlicht der bekannte Genossenschafter B. Lavergne einen Bericht über die **„Unternehmungen mit vielen Niederlagen"**, den er dem Kongreß der neutralistischen „Union Coopérative", die sich demnächst mit dem Verband der sozialistischen und Arbeiterkonsumvereine vereinigen wird, erstattet hat. Diese Warenhandlungen mit vielen Niederlagen haben sich in neuester Zeit — etwa seit zehn Jahren — erstaunlich entwickelt, und ihre gefährliche Konkurrenz hat wohl mit in erster Reihe das Einigungsproblem der Genossenschafter gefördert. Sie werden von Aktiengesellschaften errichtet, die in der Regel zwei bis zehn Millionen Kapital haben. Die Unternehmungen kaufen im großen und richten den Detailverkauf in zahllosen kleinen Läden in allen Gemeindebezirken oder allen Ortschaften einer Gegend ein. Die Kontrolle, die bei einem so ungeheuren Apparat schwierig erscheinen könnte, wird auf sehr sinnreiche Weise geregelt: durch Anstellung eines Geschäftsführers, der keinen Gehalt, sondern nur eine Vergütung von 2 bis 4 vom Hundert der Einnahmen bezieht und Kaution stellen muß. Die Kaution, die 3000 bis 4000 Franken beträgt, liefert der Gesellschaft auch einen — bei der Zahl der Filialen — sehr ansehnlichen Umlaufsfonds. So werden in der Bilanz einer Gesellschaft ausgewiesen: 2 Millionen Franken Aktienkapital, 1 Million Franken Obligationenkapital, 1½ Millionen Franken in Kautionen! Alle fünf Tage zieht die Gesellschaft einen Wechsel in der vermutlichen Höhe des Umsatzes auf den Geschäftsführer, was eine außerordentlich schnelle Zirkulation des Kapitals ermöglicht. Eine definitive Abrechnung erfolgt mindestens alle Jahre einmal. Für die allmähliche Entwertung sowie für die Beschädigungen der Waren muß der Geschäftsführer aufkommen. Das Risiko ist für ihn bedeutend. Aber die Haftbarkeit verführt ihn dazu, sich durch betrügerische Praktiken beim Abwägen, bei der Preisberechnung usw. schadlos zu halten. Der Gesellschaft ist das nicht unbekannt, kommt aber die Sache heraus, so erklärt sie sich für unverantwortlich, mit Berufung darauf, daß sie ihre Waren nur in kleinen Paketen abgibt. Der Geschäftsführer, der ehrlich sein will, muß damit rechnen, daß er am Ende des Jahres noch zugesetzt hat. — Die Entwicklung dieser Unternehmungen, die durch die steigende Zentralisation des Einkaufs und durch die steigende Dezentralisation des Verkaufs charakterisiert werden, ist schließlich nicht genau erfaßbar. Eine Schätzung, die auf Angaben der Gesellschaft beruht, ergibt 12 000 Filialen in Frankreich, die 90 000 Angestellte und Arbeiter beschäftigen. Die Lohnsumme wird auf 125 Millionen Franken geschätzt — 3,80 Franken Taglohn für den Angestellten! Nimmt man an, daß jede Filiale etwa so viel oder nur ein wenig mehr als eine Konsumvereinsfiliale absetzt, so kommt man zu einem Gesamtabsatz im Werte von 1200 Millionen Franken jährlich — dem Vierfachen des Umsatzes der Konsumvereine! O. P.

Briefkasten der Redaktion. An unsere Leser. Der Andrang aktuellen Stoffes nötigt uns, den Abdruck des zweiten Teiles der Abhandlung Pannekoeks um eine Nummer zu verschieben. Aus derselben Ursache kommen wir erst jetzt zur Veröffentlichung des uns schon vor einiger Zeit zugegangenen Artikels Steiners.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



1. Band Nr. 10 Ausgegeben am 6. Dezember 1912 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Baseler Kongreß und die Kriegshetze in Österreich.

Von **K. Kautsky.**

1. Basel.

So kurz die jüngste Tagung der Internationale war, so wenig bewegt durch Gegensätze und erregte Debatten, so gehört sie doch zu den bedeutungsvollsten ihrer Kongresse. Sie war außerordentlich in jedem Sinne des Wortes. Außerordentlich schon durch die Situation, die ihren raschen Zusammentritt verursacht hatte. Nie vorher noch war der Internationale, der alten ebensowenig wie der neuen, die Aufgabe zugefallen, die Erhaltung des Friedens praktisch durchzusetzen. Und nie vorher hatte sie sich so geschlossen und einmütig gezeigt wie diesmal.

Die Zeiten sind vorbei, wo Kriegsfragen nicht nur die Sozialisten verschiedener Länder, sondern selbst die nächsten Freunde innerhalb der gleichen Bewegung zu gegensätzlicher Stellungnahme trieben.

Als 1859 Napoleon mit Viktor Emanuel gegen Österreich Krieg führte, kam es darob zum Zwiespalt zwischen Marx und Engels auf der einen Seite und Lassalle auf der anderen. Jene hielten es für notwendig, daß Deutschland hinter Österreich gegen Napoleon stehe, der damals vom Zaren unterstützt wurde und ihnen mit diesem zusammen als der gefährlichste Feind der Demokratie erschien. Lassalle dagegen wollte jede Unterstützung Österreichs unpopulär machen und wünschte Österreichs Niederlage, weil dessen Zerschlagung und Auflösung die Vorbedingung der revolutionären Wiedergeburt Deutschlands sei.

Dann wieder 1870 entzündete der Deutsch-Französische Krieg lebhafte Gegensätze innerhalb der deutschen Sozialdemokratie, von der ein Teil sich fortreißen ließ, den Krieg als Mittel der Verteidigung des deutschen Vaterlandes anzuerkennen, indes Bebel und Liebknecht von Anfang an den Krieg als einen dynastischen betrachteten und gegen ihn protestierten.

Nach Sedan, als Napoleon gestürzt und in Frankreich die Republik proklamiert war, gab es allerdings in der ganzen Partei nur eine Stimme gegen die Fortsetzung des Krieges.

Umgekehrt wurden die französischen Sozialisten, die den Krieg verurteilt hatten, solange er als Eroberungskrieg Napoleons gelten konnte, nun zu den energischsten Befürwortern der Fortsetzung des Krieges bis aufs äußerste, als es sich um Abwehr der beabsichtigten Zerstückelung der Republik durch einen fremden Eroberer handelte. Und wieder in der Zeit von 1876 bis 1878, während des Russisch-Türkischen Krieges, entspannen sich die lebhaftesten Diskussionen innerhalb der deutschen Sozialdemokratie. Die einen sahen im Zaren den schlimmsten Feind der Demokratie und forderten daher die Integrität der Türkei. Andere waren nicht weniger Feinde des Zaren, sahen aber im türkischen Sultan ein untaugliches Mittel, die Fortschritte des Zarismus aufzuhalten. Die Umwälzung des Statusquo erschien ihnen als unvermeidlich und die Schaffung unabhängiger Balkanstaaten als eine bessere Schutzwehr gegen den russischen Zaren wie das verfaulende Türkenreich. Liebknecht verfocht die erstere Anschauung in einer Broschüre: „Zur orientalischen Frage oder Soll Europa kosakisch werden?" Ihr antwortete ein Parteigenosse H. L. in einer Broschüre, die den Titel trug: „Zur orientalischen Frage oder Soll die sozialistische Arbeiterpartei türkisch werden?"

Auch in Österreich waren die Meinungen geteilt. Kaler vertrat in der Parteipresse den Liebknechtschen, ich den entgegengesetzten Standpunkt.

Selbst noch 1896 und 1897, als der Türkisch-Griechische Krieg und seine Vorboten Europa beschäftigten, zeigten sich Gegensätze in unserer Partei. Liebknecht verfocht nach wie vor den Statusquo. Der gegnerische Standpunkt wurde damals namentlich von Bernstein und Rosa Luxemburg vertreten.

Und diesmal — vollste Einmütigkeit nicht nur in der negativen Ablehnung des Krieges, sondern auch darüber hinaus in der positiven Aufstellung eines detaillierten Programms der gesamten äußeren Politik für Europa. Über die Ziele unserer auswärtigen Politik herrscht völlige Übereinstimmung — und sie herrschte schon, ehe der Kongreß zusammentrat. Von vornherein bestand darin kein Gegensatz. Weder in der Kommission, die das Manifest auszuarbeiten hatte, noch im Internationalen Bureau, das es prüfte, noch im Plenum zeigte sich die mindeste sachliche Schwierigkeit, die zu überwinden gewesen wäre. Unsere Aufgabe bestand bloß darin, den präzisesten und umfassendsten Ausdruck für die allgemeine Übereinstimmung zu finden.

Schon in Basel hat Viktor Adler auf die Bedeutung dieser Einmütigkeit hingewiesen, die um so überwältigender wirkt, je mehr man sie vergleicht mit der Ratlosigkeit und Haltlosigkeit der Herrschenden, ihrer Diplomaten und Preßkulis, die, unfähig, einen bestimmten Zweck, ein bestimmtes Ziel zu formulieren, gerade dadurch das furchtbarste, verheerendste Mittel, den Völkermord, zu entfesseln drohen.

Die Bedeutung dieser Einstimmigkeit über die Ziele wird nicht verkleinert durch die Tatsache, daß der Kongreß in bezug auf die Mittel, das Ziel zu erreichen, den einzelnen Ländern freie Hand ließ. Er mußte dies tun, nicht nur, weil sich die Situationen in so bewegten Zeiten wie der jetzigen rasch ändern und oft ganz neue, überraschende Probleme stellen, die durch ganz neue Mittel zu lösen sind, sondern nicht minder deshalb, weil in den einzelnen Ländern so verschiedene Bedingungen der Bewegung

herrschen, daß es zu Widersinnigkeiten führen würde, wollte man sie alle auf ein und dasselbe Mittel verpflichten.

Wenn es Länder gibt, in denen Machtmittel und Stimmung der Arbeiterklasse die Parteigenossen erwarten lassen, daß sie imstande seien, ihre Regierung auch dann am Kriege zu hindern, wenn sie zu einem solchen fest entschlossen ist, wird die Internationale den Genossen dort nicht in den Arm fallen. Aber wenn Genossen in anderen Ländern oder unter bestimmten Verhältnissen glauben, über Massenkundgebungen propagandistischer Art gegen den Krieg nicht hinausgehen zu können, so fordert sie nicht mehr.

Und wenn solchen Kundgebungen auch keine zwingende mechanische Kraft innewohnt, können sie doch die größte Wirkung entfalten.

Man darf sich nicht die Herrschenden und nicht einmal eine Regierung als einen Organismus mit völlig einheitlichem Willen vorstellen. So wie in unseren Reihen zeigen sich auch in denen der Gegner bei taktischen Fragen oft sehr erhebliche Differenzen schon durch bloße Gegensätze des Temperaments: Kühne und Zaghafte, Draufgänger und Bedächtige, Leichtfertige und Gewissenhafte, und die mannigfachsten Schattierungen dazwischen; ebenso mannigfache Differenzen aus Verschiedenheiten der Schulung und der Denkweise, endlich neben diesen persönlichen Momenten die Differenzen, die aus den Einwirkungen der verschiedenen Milieus hervorgehen. Bei unseren Gegnern kommen aber zu Differenzen dieser Art noch hinzu Differenzen der Interessen, und das sind die wichtigsten von allen. Während wir bloß eine Klasse vertreten, bilden sie ein Konglomerat der verschiedensten Klassen und Cliquen, Hochadel, Hochfinanz, Handelskapital, Militär, Klerus, Bureaukratie, von denen jede ihre besonderen Interessen hat, ihre besondere Schicht in der Volksmasse, auf die sie sich stützt, auf deren Neigungen und Illusionen sie Rücksicht zu nehmen hat. Einig sind sie in dem Streben, den Mehrwert auf Kosten der Arbeiterklasse möglichst hoch gesteigert zu sehen. Aber schon über die Methoden dieser Steigerung und noch mehr über den Anteil an der Beute sind sie vielfach der gegensätzlichsten Meinung.

Das tritt selten vollkommen klar zutage, denn bei der geringen Zahl der Regierenden können sie ihre Differenzen leichter verbergen, und bei ihrer Angst vor der Volksmasse hüten sie sich ängstlich, ihr Prestige vor dieser zu kompromittieren. Trotzdem reißen die Gegensätze und Intrigen unter ihnen nicht ab. Das gilt namentlich in der äußeren Politik, die am meisten jeder demokratischen Kontrolle entzogen und das ausschließliche Privilegium einer herrschenden Minderheit geblieben ist, wo noch alle Entscheidungen durch geheime Verhandlungen und Abmachungen getroffen werden.

Kleine Cliquen sind es, selbst in demokratischen Staaten, die tatsächlich über Krieg und Frieden entscheiden. In keinem Lande aber scheinen sie heute einig zu sein, überall zeigen sich Symptome, daß starke Kämpfe und Intrigen zwischen Kriegs- und Friedenspartei ausgefochten werden, und ein gut Teil der heute herrschenden Unsicherheit und Verwirrung in der europäischen Lage ist auf diesen unterirdischen Krieg zurückzuführen.

Unter solchen Umständen können machtvolle Manifestationen des Friedenswillens des Proletariats zum entscheidenden Faktor für die Erhaltung des Friedens werden. Das arbeitende Proletariat ist heute die zahlreichste und unentbehrlichste Klasse der kapitalistischen Nationen geworden. Es müßte für jede herrschende Klasse als ein bedenkliches Wagnis gelten,

sich in einen Krieg einzulassen im Gegensatz zu den Empfindungen des wichtigsten Bestandteils der Nation. Wo ein Lebensinteresse für die Herrschenden auf dem Spiele steht, würden sie ihn wohl trotzdem wagen; kaum aber heute, wo nicht der mindeste Gewinn von Bedeutung in der Gegenwart winkt, wo fast nur Erinnerungen von gestern und Befürchtungen für morgen einen Teil der regierenden Clique zum Kriege reizen, indes ein anderer Teil selbst ihn für widersinnig hält. Da dürfen wir wohl erwarten, daß energische Kundgebungen den Frieden sichern, wenn sie bezeugen, daß die Masse ihn will.

Diese Kundgebungen gewinnen enorm an Kraft und Ansehen, wenn sie nicht bloß einer allgemeinen Friedenssehnsucht gelten, einem ethischen Abscheu vor dem Kriege, sondern einer bestimmten äußeren Politik, deren Durchführung nicht nur den Frieden sichern, sondern auch allen Bedürfnissen gesellschaftlicher Entwicklung in den einzelnen Staaten gerecht würde.

Das Manifest des internationalen Kongresses von Basel formuliert diese bestimmte äußere Politik des Proletariats für alle Länder Europas, und daß er es vermochte, so sehr ins einzelne zu gehen und doch einen einstimmigen Beschluß zu erzielen, bedeutete einen gewaltigen Schritt vorwärts.

2. Österreich.

Am stärksten scheint augenblicklich die Friedenspartei unter den Regierenden in Frankreich und England zu sein. Eine Reihe von Andeutungen weist darauf hin. Rühriger ist die Kriegspartei am Werke in Rußland und noch mehr in Österreich. Dort geberdet sie sich geradezu wie toll. Und dort besteht auch die Möglichkeit für sie, eine Art Kriegsrausch in einem Teile der Bevölkerung zu erzeugen. In der Volksmasse dominieren dort noch Kleinbürgertum und Bauernschaft, die äußerst unwissend und leichtgläubig sind, völlig unfähig, die wirklichen Ursachen ihrer elenden Lage zu erfassen, und immer geneigt, sich auf irgend einen fremden Volksstamm als Ursache des Elends hetzen zu lassen. Nehmen wir dazu eine gewissenlose, korrupte Presse, und wir haben die schönsten Vorbedingungen zur Erzeugung von Wahnideen in der Masse, gestern Antisemitismus, heute Tschechenfresserei hier, Deutschenfresserei dort, morgen Serbenhetze, wenn es irgend einer mächtigen Clique der Herrschenden so paßt.

Und heute paßt das sehr. Das kleine Serbenländchen ist den Agrariern verhaßt wegen seiner Viehausfuhr; noch mehr dem Absolutismus, weil es den von der Türkei abgerissenen Besitz bedroht und weiterem Vordringen nach dem Süden im Wege steht. Daß die Serben den Drang fühlen, in einem Gemeinwesen vereinigt zu sein, ist aus den verschiedensten Gründen begreiflich. Hätte Österreich den Serben innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle gute Lebensbedingungen geschaffen, dann mußte es die außerhalb wohnenden Serben zu sich heranziehen, dann wäre Serbien heute schon in irgend einer Form eine österreichische Provinz. Aber österreichische Soldateska und madjarische Korruption haben' Bosnien und die Herzegowina so mißhandelt, daß sie um so antiösterreichischer wurden, je länger sie Österreich beherrschte, ja daß schließlich selbst das ehedem so loyale Kroatien, das 1848 die Dynastie Habsburg rettete, heute ein Nest von Hochverrätern geworden ist. Serbien ist jetzt der Anziehungspunkt für alle Serben geworden, die in Österreich wohnen, und es verspricht diese Anziehungskraft

um so mehr zu üben, je größer es wird, je mehr es seine Hilfskräfte entwickelt und je mehr Österreich seinen Serben die Liebe zur Habsburger Monarchie mit dem Polizeisäbel einzuimpfen sucht.

Nicht minder aber erweist sich Serbien als der große Feind der katholischen Kirche. Die Kirche und der Absolutismus halten in Österreich seit der Reformationszeit innig zusammen. Namentlich Ferdinand II. betonte aufs stärkste die Allianz von Thron und Altar, die eine selten durchbrochene Familientradition der Habsburger wurde. Der katholische Klerus nimmt heute noch eine privilegierte Stellung in Österreich ein und betrachtet dessen „Kronländer" als seine Domänen. Als ihnen Bosnien und die Herzegowina 1878 angegliedert wurden, da stürzte sich im Verein mit Militär und Bureaukratie auch das katholische Pfaffentum auf das unglückselige Land, um es zu erobern. Aber eine fremde Religion, die der Unterdrücker bringt, trägt nur dazu bei, den Gegensatz zwischen diesen und dem Unterdrückten zu verschärfen. Und so wie die Irländer durch den Protestantismus der englischen Eroberer erst recht gedrängt wurden, am Katholizismus festzuhalten, so hielten die Serben in Bosnien an ihrer griechischen Orthodoxie fest, trotz aller katholischen Propaganda, die von der Staatsgewalt mit allen Mitteln gefördert wurde.

Man sieht, jeder schwarzgelbe Patriot hat ausgiebige Gründe, Serbien zu hassen.

Und nun zeigt dieser verhaßte kleine Nachbar ungeahnte Kraft im Kampfe gegen das türkische Regime; er macht auch Miene, nicht bloß jede weitere Ausdehnung Österreichs nach Süden zu verhindern, sondern sogar an die Adria vorzudringen, die Österreich beherrschen will. Es versucht endlich, sich einen Teil Albaniens anzugliedern, des einzigen Landes der Balkanhalbinsel, außer Bosnien, das von einer erheblichen Anzahl von Katholiken bewohnt wird.

Schon lange ist Österreich ebenso wie Italien nach diesem Lande lüstern, das den Weg von der Adria nach Saloniki beherrscht und das als freie Beute für jeden Eroberer erschien, in seinem Zustand einer Barbarei, die noch jeder staatlichen Gliederung entbehrt, zu der auch das türkische Regime dort nicht gelangte. Wie in Bosnien fühlt sich in Albanien Österreich als Hort des Katholizismus und sieht es in den dortigen Katholiken seine Parteigänger. Jeder katholische Pfaffe in Albanien ist ein bezahlter Agent Österreichs, und jeder weltliche Vertreter Österreichs in Albanien ist ein Agent der Pfaffen. Und nun sollen die frommen albanischen Schafe in den Pferch des griechisch-orthodoxen Serbentums kommen — dagegen muß sich jedes gut katholische Herz auflehnen!

Die industrielle Entwicklung Österreichs wird durch Serbiens Erweiterung freilich entweder gar nicht berührt oder sie kann dabei nur gewinnen. Aber alles, was agrarisch, was absolutistisch, was klerikal fühlt in Österreich, empört sich gegen den Aufschwung und die Ambitionen Serbiens und fühlt sich dadurch in seinen Lebensinteressen bedroht, die es natürlich als Lebensinteressen des Staates hinstellt, ohne recht sagen zu können, was es will, aber mit dem dunklen Drange, Serbien eins zu versetzen.

Der ganze ungeheure Apparat der katholischen Kirche Österreichs tritt so in den Dienst der Kriegspartei oder, besser gesagt, er wird ihre gewaltigste Triebkraft. In Österreich sieht die katholische Kirche ihren letzten

Hort, dort fühlt sie sich als Herrin. Nicht umsonst hat sie den jüngsten Eucharistenkongreß nach Wien verlegt und dort gezeigt, wie alle Machthaber des Staates sich vor ihr beugen, sie verherrlichen. Österreichs Macht und Grenzen auszudehnen, wird eine der wichtigsten Aufgaben der katholischen Kirche.

Und kein Mittel scheint zu schlecht, dies Ziel zu fördern. In einer Reihe von Prozessen in Agram und Wien wurde in den letzten Jahren nachgewiesen, daß selbst Staatsbeamte nicht vor den frechsten Fälschungen zurückschrecken, wenn es gilt, Serbiens Politiker zu verleumden. So stellte sich's 1909 im Prozeß gegen die Dr. Friedjung und Dr. Funder, den Redakteur der auch jetzt wieder an der Spitze der Serbenhetze stehenden „Reichspost", heraus, daß die Dokumente, deren diese Herren sich bedient hatten, um gegen Serbien zu hetzen, Fälschungen waren, und zwar Fälschungen, fabriziert in der österreichischen Gesandtschaft in Belgrad. Ja, Professor Masaryk behauptete in den Delegationen und dann später in einer Schrift (Vasic-Forgach-Ährenthal, Prag 1911, S. 21), Graf Forgach, der Gesandte in Belgrad, habe selbst von den Fälschungen gewußt; noch mehr, er habe in Belgrad erklärt, nicht er sei der wahre Schuldige, sondern der Minister des Äußern Graf Ährenthal; er selbst habe zwei Drittel von dem nicht ausgeführt, was man ihm zugemutet habe (S. 71).

Weder eine Widerlegung noch eine Anklage beantwortete diese Schrift.

Dieser Vorgänge muß man sich erinnern, wenn man das jetzige Treiben richtig einschätzen will, bei dem das klerikale Schurkenblatt, die „Reichspost", wieder an der Spitze steht und das Blaue vom Himmel herunterlügt, um den nötigen Blutrausch in dem österreichischen Spießbürger zu erzielen.

Dies verbrecherische Treiben erlangt besondere Gefährlichkeit durch die enorme Beschränktheit der Kreise, denen es entstammt und die absolut nicht imstande sind, die Konsequenzen ihrer Bestrebungen zu ermessen.

Seit Jahrhunderten steht der Katholizismus im Gegensatz zu den Tendenzen der gesellschaftlichen Entwicklung, kann er sich daher nur noch dadurch behaupten, daß er seine Anhänger in Unwissenheit über die Wirklichkeit erhält, und kann er eine Anziehungskraft nur noch auf Leute üben, die der Wirklichkeit verständnislos gegenüberstehen. Von Zeit zu Zeit wird diese Tendenz freilich durchbrochen. Jede große Revolution, die nicht zur Vernichtung der unterliegenden Elemente führt, erfüllt diese mit dem Streben nach Regenerierung, um die verlorene Position wieder zu erobern. So erzeugte die Reformation in der katholischen Kirche den Jesuitismus, der den modernen Verhältnissen weit besser angepaßt war als die der Feudalzeit entstammenden Orden. So brachte der Aufschwung von Liberalismus und Sozialismus seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Katholizismus eine soziale, arbeiterfreundliche Richtung zu Ehren. Aber alles das konnte den allgemeinen Gegensatz des Katholizismus zu den Tendenzen der modernen Gesellschaft nicht überwinden. Die Regenerationsversuche selbst liefen schließlich auf Verstärkung der Mittel hinaus, sich jeglichem Fortschritt zu widersetzen; sie wurden aus Mitteln, den Katholizismus geistig höher zu heben, zu Mitteln, die Verdummung intensiver zu betreiben. Dem ist es zuzuschreiben, daß die vom Klerikalismus beherrschten Kreise Österreichs eine so außerordentliche Urteilslosigkeit an den Tag legen. Auch das bezeugen deutlich die eben erwähnten Prozesse. Die Fälschungen, durch die die Serben moralisch vernichtet werden sollten, wurden den Spitzen der Re-

gierung im Reiche vorgelegt, ehe sie veröffentlicht wurden. Die hohen Herren stimmten der Veröffentlichung zu, wenn sie sie nicht geradezu forderten, und sie müssen das getan haben, ohne die Dokumente im geringsten zu prüfen oder durch Sachverständige prüfen zu lassen, denn die Fälschungen waren so plump, daß nicht viel dazu gehörte, sie zu erkennen. Der auf sie gebaute Prozeß endete dann auch unter dem Gelächter ganz Europas mit der fürchterlichsten Blamage aller, die sich der Dokumente bedient.

Man sieht, daß die Skrupellosigkeit und Dummheit, die die österreichischen Kriegshetzer augenblicklich an den Tag legen, nicht von heute datieren, sondern sich seit Jahren zu einem integrierenden Bestandteil des österreichischen „Staatsgedankens" entwickelt haben.

Jetzt wird ganz in der gleichen Weise wie zur Zeit der letzten serbisch-österreichischen Krise von Österreichs Offiziösen und Offiziellen nach Kräften gelogen, gefälscht und nichts unversucht gelassen, was imstande wäre, die Volksmassen zu beunruhigen und zu erregen. In der letzten Zeit übersetzte man das ehedem schwunghaft ausgebeutete Märchen vom Ritualmord aus dem Hebräischen ins Serbische und hetzte zu einem Pogrom auf Serbien dadurch, daß man in jeder Woche immer von neuem mindestens dreimal den Konsul Prochaska frisch geschlachtet auf dem Altar des Vaterlandes niederlegte und in ganz albanischer Weise nach Blutrache brüllte.

Mit der gleichen Schamlosigkeit, mit der die österreichische Kriegspresse Nachrichten erfindet, um einen Blutrausch zu erzeugen, unterschlägt sie alle Tatsachen, die beruhigend wirken könnten. Sogar die Erklärung der deutschen Regierung in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 26. November wurde nur verstümmelt gebracht, alle beruhigenden Stellen weggelassen. Denn was jede andere europäische Regierung heute zu tun bemüht ist: die aufgeregte öffentliche Meinung zu beruhigen, das will gerade die österreichische nicht. Sie will das Gegenteil.

Das Lügen, Fälschen und Unterschlagen durch die Presse scheint ihr nicht zu genügen. Sie unterstützt es noch durch lautes Säbelrasseln. So zum Beispiel durch die demonstrativen Besuche des jetzigen und des verflossenen Generalstabschefs in Berlin und Bukarest, Besuche, die zum Zwecke der Informierung und Verständigung heute, im Zeitalter des Telephons, sicher nicht unbedingt nötig waren, die nur dann einen Zweck hatten, wenn man damit in alle Welt hinausschreien wollte, man bereite sich zum Kriege. Und dem gleichen Zwecke dienen die Mobilisierungsvorlagen, die eben jetzt den österreichischen Parlamenten vorgelegt werden. Die Verstärkung der Truppenkörper wird in möglichst auffallenden Formen betrieben. So holte man in Wien Kaffeehauskellner aus den Kaffeehäusern, Theaterarbeiter während der Theatervorstellungen aus den Theatern, um sie als Reservisten zu ihren Truppenkörpern zu schicken.

Das alles mag vielleicht nicht ernst gemeint sein, sondern die Absicht verfolgen, zur Erhaltung des Friedens Rußland und Serbien einzuschüchtern. Aber umgekehrt wird ein Schuh daraus. Die kriegerischen Demonstrationen müssen notwendigerweise die Erregung in den panslawistischen Kreisen Rußlands steigern, die Friedenspartei in dessen regierenden Kreisen schwächen und die Ermunterungen vermehren, die von der russischen Kriegspartei Serbien zufließen, sich Österreich zu widersetzen. Wollen die regierenden Gewalten in Wien und Budapest mit ihrem Kriegsgeschrei wirklich den Frieden

erhalten, dann haben sie den widersinnigsten Weg dazu gewählt. Gelingt es, den Frieden zu bewahren, so ist die österreichische Regierungsweisheit ganz unschuldig daran. Es geschieht dann trotz ihr, nicht durch sie.

Heute schon aber darf sie als erstes stolzes Ergebnis ihrer Verfechtung der „Lebensinteressen" des Staates die Vermehrung von Not und Elend im Staate verzeichnen.

Das österreichische Wirtschaftsleben ist bereits erheblich gestört. So berichtet zum Beispiel im „Berliner Tageblatt" vom 29. November ein Berichterstatter aus Nordböhmen:

„Die Beobachtungen, die unser Mitarbeiter dort gemacht hat, und die Mitteilungen, die ihm von führenden Persönlichkeiten der dortigen Bankwelt und hervorragenden Kennern der wirtschaftlichen Verhältnisse geworden sind, lassen erkennen, daß in Österreich-Ungarn unter dem Eindruck der Kriegsfurcht und der jetzt mit Nachdruck betriebenen militärischen Vorbereitungen bereits eine fühlbare Stockung in Handel und Gewerbe eingetreten ist. So haben zum Beispiel die Reichenberger Tuchfabriken ihre Produktion in einer Weise einschränken müssen, daß von einem geregelten Betrieb überhaupt kaum noch gesprochen werden kann. Manche dieser Fabriken sollen nur noch zwei Tage in der Woche arbeiten. Noch schlimmer sind die Verhältnisse in dem ganz nahe der deutschen Grenze liegenden Fabrikort Warnsdorf. Die dort infolge der politischen Unruhe und der dadurch hervorgerufenen wirtschaftlichen Stockung erlittenen Verluste sollen sich bereits auf etwa 2 Millionen Mark belaufen, was für einen immerhin doch ziemlich kleinen Industrieort schon eine recht erhebliche Summe darstellt. Die böhmischen Textilfabriken haben bisher stark nach dem Balkan exportiert, aber abgesehen von diesen Exportausfällen fängt jetzt auch der Inlandsabsatz an, zurückzugehen, und namentlich Ungarn stellt seine Bezüge fast vollkommen ein.

Auch in finanzieller Hinsicht machen sich die politischen Unruhen bereits fühlbar. Trotzdem die österreichischen Sparkassen und Banken an der Grenze sehr hohe Zinssätze vergüten, werden doch Guthaben in erheblichem Umfang zurückgezogen. Namentlich die deutschen Gelder aus den Grenzbezirken, die früher zum Ärger der deutschen Depositenstellen gern in die österreichischen Sparkassen mit ihren höheren Zinssätzen und kulanteren Bedingungen gelegt wurden, strömen jetzt nach Deutschland zurück usw."

So wird Gemeinheit auf Gemeinheit gehäuft und damit künstlich neue Not und neues Elend in die ohnehin schon darbenden und bedrückten Volksmassen getragen. Aber was kümmert die hohen Herrschaften das elende Zivilistenpack!

Wenn dieses „Zivilistenpack" sich nicht seiner Haut wehrt, wird es stets nur als Kanonenfutter behandelt werden.

Und in Österreich wehrt sich's nicht seiner Haut, soweit es bürgerlicher Natur. Nie hätten Absolutismus und Klerikalismus in Österreich so wachsen, so sehr ihre eigenartigen Methoden entwickeln können ohne die Erbärmlichkeit der Bourgeoisien aller Nationen.

In allen Staaten flüchtet sich die Bourgeoisie vor dem wachsenden Andrang des Proletariats in die Arme der Regierungen, die sie gerade besitzt, ohne viel danach zu fragen, wie sie aussehen, aber in Österreich wird diese Tendenz noch unterstützt durch den nationalen Zwiespalt, der die Bourgeoisie in ihrer Gesamtheit schwächt und der die Bourgeoisie jeder Nation treibt, bei der Regierung Unterstützung gegen die anderen Nationen zu erbetteln. Die Stagnation des ökonomischen Lebens, eine Folge der Stärke der ökonomisch reaktionären Tendenzen in der Regierung und der Schwäche

der Bourgeoisie, vermehrt ihrerseits wieder diese Schwäche und damit die Servilität der bürgerlichen Parteien.

Jetzt wieder zeigt sie sich aufs eklatanteste. Die Bourgeoisie keiner Nation Österreichs hat bei dem heutigen Stande der Dinge mehr etwas durch die Bestrebungen einer Gebietserweiterung oder Bevormundung auf dem Balkan zu gewinnen, die Industrie verlangt gebieterisch ein gutes Verhältnis mit Serbien; sie wird heute schon durch die Kriegsdrohungen aufs schwerste geschädigt, nicht minder durch die Kriegsvorbereitungen, die zahlreiche Arbeitskräfte von ihren Arbeitsstätten reißen, zahlreiche Familien brotlos machen, Hunderte von Millionen verpulvern — auch wenn es nicht zum Kriege kommt.

Aber obwohl die Bourgeoisie Österreichs an der Erhaltung des Friedens aufs stärkste interessiert ist, wagt sie doch nicht, ihre Stimme gegen die Kriegshetze zu erheben. Sie schweigt oder tut gar mit, um sich bei den Machthabern beliebt zu machen.

In der verächtlichsten Weise hat sie das jüngst bewiesen gegenüber dem Friedensmanifest der Internationale, das der Baseler Kongreß beschlossen.

Diese gewaltige Friedenskundgebung hat in allen Staaten den mächtigsten Eindruck hervorgerufen. Abgesehen von ein paar berufsmäßigen Kläffern, hat selbst die bürgerliche Presse das Manifest mit Achtung aufgenommen — oder, wo der Haß gegen die Sozialdemokratie zu groß war, um zu gestatten, daß man die Friedenstendenzen des Manifests billigte, wußte die bürgerliche Presse ihm doch nichts entgegenzusetzen als verlegenes Schweigen.

So drohte das Manifest auch in Österreich seine Wirkung zugunsten des Friedens zu tun: das wäre nicht zu ertragen gewesen. Nichts gilt heute in Österreich für staatsgefährlicher als die Mahnung zum Frieden. Nur Lüge, Fälschung und Aufreizung zum Massenmord gelten dort zurzeit als staatserhaltend. Und so wurde das Manifest konfisziert.

Aber es kam noch schlimmer: das bürgerliche Parlament, unter der Führung des „freiheitlichen" Präsidenten Sylvester, gab seinen Segen dazu, mit überwältigender Mehrheit, die nicht bloß aus den Christlichsozialen bestand, sondern auch aus den Liberalen der verschiedenen Nationen.

So verächtliche Kastraten sind kein Bollwerk des Friedens. Für ihn einzutreten, bleibt fast ausschließlich der Sozialdemokratie vorbehalten, und sie hat dabei schwerer zu kämpfen wie in jedem anderen Großstaat. In keinem ist die Kriegspartei augenblicklich so stark, so gewissenlos und — was die größte Gefahr für den Frieden — so unaussprechlich dumm wie in Österreich. In keinem anderen Staate verfügt sie über eine so mächtige Organisation zur Beeinflussung der Volksmassen wie in Österreich, wo die katholische Kirche stärker ist als anderswo und wo sie die Kriegspartei mit aller Macht nicht bloß stützt, sondern noch vorwärts drängt. Und nirgends geben sich die liberalen Parteien so willenlos dem Kriegsgeschrei auch unter Umständen hin, wo sie an der Erhaltung des Friedens aufs lebhafteste interessiert sind.

Schwer ist die Aufgabe unserer österreichischen Brüder, aber nicht hoffnungslos. Mit der Größe der Gefahr wird auch die Größe ihrer Anstrengungen wachsen. Die Geschlossenheit der Internationale, die einmütig hinter ihnen steht, wird ihren Mut beleben, die Erhabenheit ihres Zieles

wird nicht nur das gesamte Proletariat um sie scharen, es wird ihrer Friedensaktion alles zuführen, was in Österreich noch Kraft und Intelligenz außer der Sozialdemokratie besitzt.

Wir in Deutschland aber werden sie am wirksamsten dann unterstützen, wenn wir es moralisch unmöglich machen, daß den Exzessen eines Regimes, dessen Sprachrohr das freche Fälscher- und Verleumderorgan die „Reichspost" ist, die „Nibelungentreue" gehalten werde. Und die gesamte Internationale hat die Aufgabe, dahin zu wirken, daß dies Regime durch allgemeine Verachtung völlig isoliert wird.

Je mehr wir dies erreichen, desto mehr sichern wir den Frieden der Welt.

Marx hat einmal die Arbeiter Englands die Preisfechter der Arbeiterklasse Europas genannt. Heute sind die Arbeiter Österreichs die Vorkämpfer des europäischen Proletariats, der Internationale, des Weltfriedens.

Auf dem Baseler Kongreß war die Delegation aus Österreich-Ungarn die weitaus zahlreichste. Sie umfaßte 150 Mitglieder. Das entsprach nicht der verhältnismäßigen Zahlenstärke der Sozialdemokratie in jenen Ländern, aber es entsprach der überragenden Bedeutung, die sie für den Kongreß und der Kongreß für sie hatte. Dessen Manifest behandelt denn auch mit Recht die Verhältnisse Österreichs mit besonderer Ausführlichkeit und besonderem Interesse.

In Wien liegt zur Stunde das Zentrum der internationalen Bewegung gegen den Krieg. Besiegt sie die Kriegsgefahr in Wien, dann besiegt sie sie heute in der Welt. Freilich nur für heute. Denn es gelingt nur noch, die Gefahr des Weltkrieges hinauszuschieben, nicht mehr sie dauernd zu bannen. Diese Gefahr wird immer dringender und drohender, je länger der Kapitalismus sich hinschleppt.

Aber trotzdem ist der Krieg nicht unvermeidlich, denn von Jahr zu Jahr wird das Proletariat immer kraftvoller, der Kriegsgefahr entgegenzuwirken, und von Jahr zu Jahr verlieren die Streitobjekte, die den Krieg entfesseln sollen, immer mehr an Interesse und Anziehungskraft für das Proletariat, erscheinen sie ihm immer erbärmlicher, immer weniger geeignet, in den Massen Kriegsstimmung zu entfesseln.

Den besten Weg, in diesem Sinne auf sie zu wirken, sie in dieser Richtung aufzuklären, weist uns das Manifest des Baseler Kongresses. Je tiefer es in das Bewußtsein der Massen dringt, je kraftvoller es sie bewegt, desto ohnmächtiger wird jede Kriegshetze zerschellen.

Die russischen Wahlen.

Von **Georg Stiekloff.**

Die russische Regierung wollte mit Hilfe der dritten Duma eine Verständigung zwischen dem adligen Großgrundbesitz und den reaktionären bürgerlichen Elementen herbeiführen, um auf diese Weise für lange Zeit die politisch-soziale Emanzipationsbewegung des Landes zu lähmen. Die Partei der Oktobristen sollte als Bindeglied zwischen dem vereinigten Adel und der konservativen Bourgeoisie dienen, und die Regierung hatte sich anfänglich vorgenommen, dieser letzteren einige unbedeutende Konzessionen zu machen. Aber als es sich während der fünf Jahre der dritten Duma herausstellte,

daß die mit der Reaktion verbündete Bourgeoisie einen ernsthaften Druck auf die Parteien der Rechten weder ausüben wollte noch konnte, sondern im Gegenteil ohne Schwertstreich ihre sämtlichen Positionen aufgab und unterwürfig allen Befehlen der Reaktion gehorchte, und daß andererseits die bürgerliche Opposition (die Kadetten und die Progressisten) nicht genügenden Mut zu einem fortgesetzten und systematischen Kampfe gegen die Wiederherstellung des alten Regimes besaß, beschloß die Regierung, auf die mutmaßliche Schwäche der Volkskräfte spekulierend, niemand etwas zu bewilligen und hartnäckig auf dem Boden der ausschließlichen Verteidigung der Junkerklasse (Pomeschtschiks) zu bleiben. Und da das Wahlgesetz vom 3. (16.) Juni 1907 und die Ausnahmegesetze über die öffentliche Sicherheit der Regierung ermöglichten, die Wahlen nach ihrem Willen zu gestalten, beschloß sie, die Oktobristenpartei, die sich, um ihre Wähler zu behalten, bisweilen zu einer harmlosen Opposition veranlaßt sah, zu verabschieden und ihre ganze Fürsorge den Parteien der tatsächlich erwiesenen Reaktion, das heißt den Nationalisten und besonders der Rechten zuzuwenden.[1]

Aber die Regierung wußte zugleich sehr gut, daß sowohl ihre Politik als die der gefügigen Majorität niemand befriedigt hatte, und daß sogar ein Teil der Bourgeoisie, der sich ihr beinahe angeschlossen hatte, wieder der Opposition zugeführt worden war. Eine neue Partei entstand unter dem Namen der „Progressisten"; ihr Ziel war sowohl der Zusammenschluß der kommerziellen und industriellen Bourgeoisie, die mit der zu nachgiebigen Taktik der Oktobristen gegenüber der Reaktion unzufrieden war, als auch die Kräftigung der Position der konstitutionell-demokratischen Partei, deren Versuche, in die einflußreichen Schichten der großen Geschäftsbourgeoisie zu dringen, bis zu dieser Zeit nicht genügenden Erfolg gehabt hatten. Die Nachwahlen, die während der letzten zwei Jahre in Moskau usw. stattgefunden hatten, bewiesen, daß selbst die erste plutokratische, also stark konservative Kurie der Städte dem Regierungssystem nicht mehr Vertrauen schenkte und an Stelle der Oktobristen Kadetten in die Duma schickte. Andererseits brachte die Hungersnot die Bauern auf, und die Arbeiterbewegung, die eine Zeitlang gehemmt war, setzte besonders nach den tragischen Lenaereignissen um so stärker ein und ergab für die acht ersten Monate des Jahres 1912 800 000 Streikende, von denen ein großer Teil an politischen Streiks beteiligt war. Wie sollte man unter diesen Verhältnissen der Rechten, die vom ganzen Volke verachtet und verabscheut wurde, die Majorität in der Duma sichern? Das gegenwärtige Wahlgesetz mit seinem „umgekehrt proportionalen" System berechtigte freilich zu großen Hoffnungen; aber selbst mit diesem Gesetz riskierte es die Regierung, die reaktionären Parteien durch die Oppositions- und Revolutionsparteien verdrängt zu sehen ..., wenn die Wahlen frei und ohne offiziellen Druck ausgeübt wurden. Daher beschloß sie, zuvorzukommen und die ganze Regierungsmaschinerie, die ihr zur Verfügung stehende furchtbare Macht der Unterdrückung, der List und der Lüge, die gemeine Gewissenlosigkeit und die Willkür ihrer Beamten, in den Dienst der Adelspartei zu stellen, um das Land mit einer schwarzen Majorität in

[1] Über die politischen Parteien in der Duma siehe meinen Artikel in Nr. 42 und 43 der Neuen Zeit 1912 und meine Broschüre: La fraction social-démocrate dans la troisième Douma (Die sozialdemokratische Fraktion in der dritten Duma). Paris 1913. M. Rivière & Cie.

der Duma zu begaben. Die russische Regierung ist, wenn sie Furcht hat, furchtbar und zu allem fähig.

Zuerst begann sie damit, die nach dem gegenwärtigen Gesetz ohnehin so minimalen Wahlrechte der Bürger zu beschränken. Man weiß, daß die Arbeiterdeputierten ihr Wahlrecht von selbst verlieren, weil sie infolge ihrer Verpflichtung, in St. Petersburg zu wohnen und an den Sitzungen der Duma teilzunehmen, nicht mehr in der Fabrik arbeiten können und durch eben diese Tatsache aufhören, zur Arbeiterkurie zu gehören.[1] So wurden die Arbeiter, die zu der sozialdemokratischen Gruppe der Parlamentarier gehörten, von den Wahllisten ausgeschlossen. Die Versuche, die einige unter ihnen machten, sich eine Wohnung für ein Jahr zu mieten und sich in die Wahllisten der zweiten Stadtkurie eintragen zu lassen, blieben erfolglos: sie wurden trotz alledem ausgeschlossen, wie zum Beispiel der Genosse Jegoroff, der zuverlässige und fähige Vertreter der Uralbergleute in der dritten Duma. Die lokale Verwaltung gehorchte den Befehlen der Zentralregierung und bemühte sich, alle offenkundig zur Opposition gehörenden Kandidaten ihrer Wählbarkeit zu berauben, wenn sie für ihre Willkür den geringsten Vorwand finden konnte — und oft auch ohne einen solchen. Die bürgerlichen Liberalen haben auch zur Genüge unter diesem schäbigen Verfahren gelitten. Um einen Begriff von diesen hetzerischen, erbärmlichen Kniffen und Ränken zu geben, will ich einen charakteristischen Zug anführen: Man begann eine Prozeßverhandlung gegen zwei frühere Deputierte der Kadetten wegen Tatsachen, die aus dem Jahre 1905 herrührten, die ihre Wahl zur dritten Duma jedoch nicht gehindert hatten; die Verfolgung wegen politischer Verbrechen aber, welche im Falle der Verurteilung den Verlust der bürgerlichen Rechte nach sich ziehen, verursacht im voraus die Entziehung des Wahlrechtes; so will es das russische Gesetz! Man hetzte sogar gegen gewisse Oktobristen (die sogenannten Linksoktobristen), die es nicht verstanden hatten, der Regierung zu gefallen und sich erlaubt hatten, hie und da eine schüchterne Opposition zu zeigen. Und wenn es auch nicht gelang, sie von den Listen zu streichen, tat man alles, um ihnen in den Provinzwahlversammlungen, in denen die Deputierten gewählt werden, durch Regierungskreaturen eine schwarze Kugel geben zu lassen. So unterlagen mehrere der wenigst reaktionären Oktobristen, wie zum Beispiel Kamensky, der sich in der dritten Duma zugunsten der Gewissensfreiheit und gegen die Intoleranz der orthodoxen Kirche ausgesprochen hatte.

Nicht zufrieden mit den Hetzereien gegen die Kandidaten und einfachen Bürger, verfuhr die Verwaltung auch mit gleicher Willkür gegen die Delegierten und Wahlmänner des zweiten Grades, die unmittelbar aus ihren Reihen die Deputierten erwählen. Viele Abgeordnete und Wahlmänner wurden nach ihrer Wahl ihrer Rechte verlustig und als nicht wählbar erklärt; andere, wie die sozialdemokratischen Wähler von Tiflis, vom Ural usw. wurden sogar verhaftet. An vielen Orten, wo die Abgeordneten und Wahlmänner der Opposition durchgekommen waren, wurden die Wahlen kassiert, und zwar nicht nur da, wo es sich um Sozialisten und Linksparteiler, sondern auch dort, wo es sich um Kadetten und Progressisten handelte.

[1] Über diese Ungereimtheit des russischen Wahlgesetzes siehe unsere Zeitschriftenschau in Nr. 34 (S. 282) der Neuen Zeit 1912.

In den meisten Fällen wählte die Bevölkerung dieselben Personen wieder, bisweilen aber endete die Aufhebung der ersten Wahlen mit dem Siege der Reaktionäre. Und während die Verwaltung niemals die Wahlen annullierte, wo die Anhänger der Rechten durch verabscheuungswürdige und dem Gesetz hohnsprechende Mittel triumphiert hatten, wurden zu gleicher Zeit die Wahllisten an vielen Orten, wo die Regierung den Sieg ihrer Gegner erwartete, mit offenbarer Verletzung des Gesetzes zurechtgestutzt; so kamen in Kiew und Odessa Tausende von Personen in die Wählerlisten, die nicht wahlberechtigt waren, darunter Minderjährige, Frauen, Abwesende und selbst Tote!

Die Juden haben besonders unter dieser Entziehung des Wahlrechtes gelitten. Um den Sturz der Oppositionskandidaten und die Wahl der reaktionären Kandidaten zu sichern, erklärte man, daß die außerhalb des „feststehenden jüdischen Wohnkreises" lebenden Juden keine Wahlberechtigung haben.

Der servile Senat, dieser angebliche Hüter des Gesetzes, der vor einigen Jahren entschieden hatte, daß die Juden ihr Wahlrecht unabhängig von ihrem Wohnsitz behalten sollten, erklärte jetzt, daß sie es dort einbüßen, wo sie keine Berechtigung zu dauerndem Aufenthalt haben, und da sie in den meisten russischen Städten dieses Recht nicht haben, wurde der Wahlkörper mit einem einzigen Schlage um eine große Menge oppositioneller Wähler vermindert, eine Tatsache, die nach Ansicht der Regierung die Chancen ihrer Parteigänger um ebensoviel vermehrte. Man muß übrigens sagen, daß sie sich in ihrer Berechnung täuschte, wenigstens in den großen Städten wie Moskau, Kiew, Riga usw., wo die Oppositionskandidaten trotzdem gewählt wurden. Aber in mehr als einem Orte hatte diese Ausschließung der Juden, die größtenteils ihre Stimmen den Liberalen und Linksparteilern gaben, die Wahl von mehr oder weniger offenkundig reaktionären Wahlmännern zur Folge.

Zu gleicher Zeit wurde die Presse geknebelt. Es wurde den Zeitungen untersagt, die Namen der Oppositionskandidaten zu veröffentlichen; die Artikel, die die illegalen Handlungen der Verwaltung denunzierten, wurden mit Strafen belegt. Den Parteien wurde es unmöglich gemacht, ihre Wahlprogramme und die Namen ihrer Kandidaten zu veröffentlichen. Die Versammlungen wurden beinahe überall untersagt, und selbst da, wo sie gestattet waren, wurden sie oft aufgelöst und ihre Veranstalter (wie zum Beispiel der Bruder des liberalen Deputierten Miljukow in Moskau) wurden auf administrativem Wege mit einem Arrest von 3 Monaten bestraft. Wenn man in St. Petersburg und Moskau noch Oppositionsversammlungen organisieren konnte, so war dies in anderen Städten wie Odessa, Kiew, Charkow, Riga usw. beinahe ausgeschlossen. Agitation und Wahlpropaganda waren fast ganz unmöglich — wohlverstanden für die Gegner der Regierungspolitik; selbst Versammlungen der Abgeordneten, also der Vertrauensmänner ihrer Mitbürger, wurden nicht gestattet (zum Beispiel der Arbeiterabgeordneten in St. Petersburg). Und nach derartigen Vorgängen in der Hauptstadt kann man sich leicht vorstellen, wie die Dinge in der Provinz und namentlich auf dem Lande standen. Man kann sagen, daß unter den Bauern kaum eine Wahlagitation stattfand. Diese Verhältnisse mußten natürlich die Wahlresultate beeinflussen, besonders in einem Lande wie Rußland, dem politische Traditionen vollständig fehlen. Die Wahlen in der Bauernkurie

hatten diesmal ein trauriges Ergebnis: an vielen Orten wählten die Bauern einfach ihre Bezirksältesten („wolostnoi starschina"), welche durch ihre Stellung und ihre Abhängigkeit von den Landeshauptleuten („zemski natschalniks") im voraus zur Rolle blinder Werkzeuge in den Händen der Regierung bestimmt sind. Von den Wahlmännern der Bauernkurie gehörten 40 bis 50 Prozent der Kommunalverwaltung an. Es versteht sich von selbst, daß gerade diese reaktionären Bauern größtenteils in den Provinzwahlversammlungen, wo die Majorität beinahe überall zur Junkerpartei gehört, zu Abgeordneten gewählt wurden.[1]

Aber der Haupttrumpf der Regierung war die Mobilisierung der Geistlichkeit, die in ihrer Eigenschaft als Besitzer der Kloster- und Kirchenländereien eine entscheidende Rolle in den Bezirkswahlen der kleinen Grundbesitzer spielt, welche die Delegierten und sodann einen Teil der Wahlmänner für die Kurie der Grundbesitzer zu wählen haben.

Die Geistlichkeit, die von allen russischen Ständen der unwissendste, verächtlichste, servilste ist und vielleicht dem „neuen Geist" am feindlichsten gegenübersteht, ist immer die „Gendarmerie im geistlichen Kleide" in den Händen der Regierung gewesen, die sie gebraucht, um die Emanzipationsgelüste des Volkes zu bekämpfen. Die russische Geistlichkeit, die ihren Bischöfen und Dekanen (Kirchenpröbsten) teils aus Furcht, teils aus Gewissensskrupeln vollsten Kadavergehorsam zollt, kam dieses Mal auf Befehl des heiligen Synod und seines Oberprokurators Sabler (dem man jetzt den Posten des Ministerpräsidenten zuerteilen möchte!!) in geschlossenen Reihen zu den Urwählerversammlungen und wählte größtenteils geistliche Delegierte, gestützt auf ihre Zahl, auf die Gleichgültigkeit eines Teiles der weltlichen Kleinbesitzer und besonders auf die ihr durch das Gesetz zugebilligten Privilegien. Das Resultat dieser Mobilisierung war niederschmetternd: in 46 Gouvernements kamen auf die Gesamtzahl von 7990 Delegierten, die durch die Urwahlversammlungen der kleinen Grundbesitzer und der Kirchenvorsteher gewählt worden waren, 6516 Priester, das heißt also 82 Prozent. In mehreren Gouvernements wie in Astrachan, Simbirsk, Stawropol waren es sogar 100 Prozent, mit anderen Worten also waren alle Delegierten des kleinen Grundbesitzes (!!) Priester. Es ist ganz natürlich, daß diese Delegierten ihrerseits geistliche Wahlmänner wählten, die selbstredend beinahe alle Reaktionäre oder Mitglieder der Schwarzen Banden[2] waren. So wurde die Zusammensetzung der Kurie der Grundbesitzer, zu der die Wähler des Kleinbesitzes wie auch die des Großbesitzes gehören, vorherbestimmt, da die Großgrundbesitzer ihrerseits beinahe immer reaktionäre Wahlmänner wählen. Die Kurie der kleinen Grundbesitzer mußte man durch das Dazwischentreten der geschlossenen Geistlichkeit unschädlich machen. Und das Ziel wurde auf diese Weise erreicht.

[1] Trotz alledem zeigten die Bauern an vielen Orten Oppositionsgeist und wählten zum Beispiel in den Gouvernements der Wolga, im Kaukasus, im Süden, in Sibirien Delegierte der Linken und sogar Sozialisten.

[2] Wenn es unter ihnen zufällig des Fortschritts verdächtige Persönlichkeiten gab, verboten die Bischöfe diesen, zu den Provinzwahlversammlungen zu gehen, da sie dort infolge der geheimen Wahl für den Oppositionskandidaten hätten stimmen können. Ein solcher Zwang ist durch das Gesetz verboten; man kann aber sicher sein, daß die schuldigen Bischöfe niemals bestraft werden. Im Gegenteil....

Dieses skandalöse Vorgehen war selbst für das russische Publikum zu viel und rief allgemeine Entrüstung hervor. Sogar die Oktobristen sahen sich bedroht und erließen heftige Proteste. Man fürchtete die vierte Duma von unwissenden und servilen Priestern überschwemmt zu sehen. Aber es stellte sich heraus, daß die Geistlichkeit, wie man auch erwarten konnte, für andere gearbeitet hatte. Die geistlichen Wahlmänner stimmten dann auch tatsächlich als Werkzeuge der Regierung in den Provinzwahlversammlungen für die Kandidaten der Junkerpartei, die die Verwaltung ihnen angegeben hatte. Das System der offiziellen Kandidaturen Napoleons des Dritten war nichts gegen diese schamlosen Manöver und diesen von den russischen Regierungsorganen schrankenlos ausgeübten Druck. Die Wahlen der vierten Duma wurden im buchstäblichen Sinne des Wortes „gemacht", und zwar durch die Zentralregierung (den Minister des Innern und den Prokuror des Heiligen Synod Sabler) und durch die lokale Verwaltung (die Gouverneure und die Bischöfe).

In den auf diese Weise gebildeten Provinzwahlversammlungen feierte die Reaktion wahre Bachanalien. Männer wie der frühere Präfekt von Odessa Tolmatschoff, der selbst für Stolypin zu weit ging und den er schließlich absetzen ließ, der Gouverneur von Nischni-Nowgorod Chvostoff, ein Reaktionär, der selbst mit dem Adel und der hohen Bourgeoisie seines Gouvernements in Konflikt kam, ohne von den Helden der dritten Duma v. Markoff II, Purischkjewitsch, Zamylowsky, W. Bobrinsky usw. zu sprechen, alle wurden zu Wahlmännern ernannt und, mit Ausnahme von Tolmatschoff, zu Abgeordneten der vierten Duma gewählt. Alles, was vom reaktionären und absolutistischen Standpunkt aus „verdächtig" erschien, wurde mitleidlos zurückgewiesen — was bei mehreren Oktobristen der Fall war, die sich durch ihre „konstitutionalistischen" Unvorsichtigkeiten in der dritten Duma bloßgestellt hatten. Der russische Adel wird in der neuen Duma eine seiner würdige Vertretung haben, die, wenn möglich, noch schlimmer, noch frecher ist, als es die Schwarze Bande der vorigen Duma war.

Aber dieser Sieg der Reaktion bei den letzten Wahlen ist nur für die Geistesverfassung des Adels und der Regierung charakteristisch. Er ist nur natürlich, wenn wir das Wahlgesetz vom 3. (16.) Juni berücksichtigen, welches dem reaktionären Adel, der Kurie der Großgrundbesitzer im voraus das Übergewicht sichert. Wenn wir aber die Gesinnungsweise der übrigen Klassen der russischen Gesellschaft beurteilen wollen, müssen wir die Wahlresultate in den anderen Wahlkurien prüfen, welche zwar im voraus der Minorität und der Niederlage in den Provinzwahlversammlungen geweiht, doch aber von erheblicher Bedeutung sind in Hinsicht auf die wirklich herrschenden Strömungen im Lande, wenn auch nur, soweit das Gesetz das Land überhaupt zu Worte kommen läßt. Und von diesem Standpunkt aus können wir konstatieren, daß die letzten Wahlen ein glänzender Sieg der Oppositions- und Revolutionsparteien waren. Sie zeigen, daß, *während die vierte Duma ihren Standpunkt nach rechts verschoben hat, das Land, die wirklichen Volksmassen, weit nach links gerückt sind.* Die tiefe Apathie, in der sich Rußland während der letzten Jahre befand, beginnt allmählich zu weichen und macht einem frischen Zuge von Energie Platz.

Die erste Städtekurie, die bei den vorigen Wahlen ihre Stimmen zum großen Teil den Kandidaten der Oktobristen und der Rechten gegeben hatte,

verließ diesmal die Parteien der Reaktion und übertrug ihre Stimmen auf die Kandidaten der Progressisten und Kadetten. In dieser Hinsicht sind besonders die Wahlen von Moskau charakteristisch. Diese große Stadt, in der die kommerzielle und industrielle Bourgeoisie ungeheure Kapitalien angehäuft hat, ist nicht nur in den Schichten des Volkes vom Geiste der Opposition durchdrungen, sondern auch in den Kreisen der Bourgeoisie, die mit der ausschließlichen Herrschaft des Adels in der Regierung unzufrieden ist.

Mehr als einmal hat die Moskauer Kaufmannschaft ihr Mißfallen an der gegenwärtigen Politik Rußlands zu erkennen gegeben. Bei den Hauptwahlen von 1907 hatte Moskau in der ersten Kurie zwei Oktobristen (Gutschkoff, den Parteiführer, und den berühmten Advokaten Plewako) und in der zweiten Kurie zwei Kadetten gewählt. Die Nachwahlen von 1909 hatten den mit der Reaktion verbündeten Oktobristen bereits den ersten Schlag versetzt: nach dem Tode von Plewako wählte die erste Kurie von Moskau einen Kadetten an Stelle des Oktobristen. Aber man konnte nicht erwarten, daß die Wähler dieser privilegierten Kurie, in der die Elite der russischen Plutokratie vertreten ist, den Entschluß fassen würde, den berüchtigten Gutschkoff, den man als den selbstverständlichen Vertreter der Großbourgeoisie Moskaus anzusehen pflegte, durchfallen zu lassen. Und doch war dies der Fall. Die Oktobristen stellten nur einen Kandidaten auf, da sie nicht wagten, dem Gegner in seiner ganzen Ausdehnung die Stirne zu bieten. Aber selbst dieser eine Kandidat, das Haupt und die Hoffnung dieser Bastardpartei, wurde von den Kapitalisten und den reichen Hausbesitzern der zweiten russischen Hauptstadt verworfen: im Gegensatz zu den 2091 Stimmen im Jahre 1907 erhielt er jetzt nur 1298 Stimmen und mußte das Schlachtfeld räumen. Die Niederlage dieses heuchlerischen, lügnerischen Politikers ist ein Schlag, der nicht nur die Oktobristenpartei, sondern auch das gegenwärtige Regime trifft, dessen treue Stütze Gutschkoff während der Revolution von 1905 und besonders während der Gegenrevolution der folgenden Jahre war. Von nicht geringerer Bedeutung waren die Wahlen in der ersten Kurie von St. Petersburg, wo die drei Oppositionskandidaten (2 Progressisten und 1 Kadett) beim ersten Wahlgang die drei austretenden Oktobristen schlugen.

Die Wahl der zweiten, schon demokratischeren Stadtkurie ist von noch größerem Interesse. Wenn die Linksschwenkung der Großbourgeoisie in der ersten Kurie durch die Stimmenübertragung von den Oktobristen auf die Kadetten zum Ausdruck kam, so zeigte sich die Verschiebung des Schwerpunktes der demokratischen öffentlichen Meinung nach links in dem verhältnismäßigen Anwachsen der Stimmen, die den ausgesprochenen Oppositionskandidaten[1] gegeben wurden, und an vielen Orten in der Wahl der Linken und der Sozialdemokraten. Die erste Städtekurie ergab 58 Prozent

[1] In Moskau zum Beispiel erhielten die Oppositionskandidaten, denen im Jahre 1907 75 Prozent aller abgegebenen Stimmen zugefallen waren, dieses Mal 88 Prozent. Und so war es beinahe überall. In St. Petersburg wagten es die Oktobristen nicht einmal, ihre Kandidaten in der zweiten Kurie aufzustellen, und empfahlen ihren Parteigängern, für die Kadetten und gegen die Sozialdemokraten zu stimmen. Hier erhielt diesmal die Opposition 77,9 Prozent der Stimmen gegenüber 64,3 Prozent im Jahre 1907.

Wahlmänner der Opposition, die zweite hingegen 73 Prozent. In Jekaterinoslaw, Charkow, Jekaterinodar, Jekaterinburg, Batum, Baku, Irkutsk und in vielen anderen noch kleineren Städten wurden an Stelle von Kadetten und anderen sozialdemokratische Wahlmänner ernannt. An mehreren Orten erhielten die Sozialdemokraten beinahe die Gesamtheit der abgegebenen Stimmen, zum Beispiel in Irkutsk, wo unsere Kandidaten drei Viertel der Stimmen auf sich vereinigten, oder in Temriuk, wo unser Genosse Pokrowsky von 900 Stimmen 800 erhielt, was leider nicht hinderte, daß er trotzdem sein Mandat verlor.

Die Wahlkampagne der Sozialdemokraten wurde, trotzdem es ihr an ernsthafter Organisation fehlte, mit Eifer und Energie geführt. Im allgemeinen trug sie das Gepräge eines einheitlichen Geistes. In der Städtekurie hatten die Wähler eine einzige Partei vor sich mit einem einzigen Programm, einer einzigen Taktik, demselben Kandidaten. Die Genossen, die zu verschiedenen Fraktionen gehörten, taten sich dem Feinde gegenüber zusammen, stellten die gleichen Kandidaten auf, griffen die Regierung an und kritisierten die bürgerlichen Parteien mit derselben Kraft und denselben Argumenten. Nur in der Arbeiterkurie kämpften die Fraktionen gegeneinander, und auch hier war es nur an einem einzigen Orte, in St. Petersburg, wo sie sich nicht verständigen konnten, um gemeinsam gegen die Gegner vorzugehen: anstatt aus ihrer Mitte einen einzigen Kandidaten aufzustellen (es waren drei Bolschewiks und drei Menschewiks gewählt worden), stellten sich mit Ausnahme eines Genossen alle als Kandidaten auf und gestatteten der reaktionären Majorität, unter ihnen zu wählen. Das war das einzige Ärgernis von ähnlicher Bedeutung. Man kann nichts gegen die Tatsache sagen, daß die beiden Fraktionen die Arbeiterdelegierten und Wahlmänner vor die Wahl von zwei Wahlprogrammen stellten, von denen das eine von einer bolschewistischen Konferenz ausgearbeitet war, das andere von einem Komitee, in dem die Menschewiki überwogen. Dieser Wetteifer hinsichtlich der Taktik ist begreiflich und vielleicht auch notwendig; man sollte sich aber hüten, seine Streitigkeiten vor Klassenfeinden auszutragen.

Die russische Arbeiterklasse zeigte sich von neuem wie schon früher auf der Höhe der Situation. Während die Kurie der Grundbesitzer reaktionäre Wahlmänner, die erste Städtekurie konservative und liberale, die zweite Städtekurie Liberale und zum Teil Linke wählte, *schickte die Arbeiterkurie nur sozialdemokratische Wahlmänner* in die Provinzwahlversammlungen. Die anderen politischen Parteien wagten nicht einmal vor den Arbeitern mit der Sozialdemokratie zu rivalisieren, die auf diese Weise die einzige naturgemäße Repräsentantin des russischen Proletariats wurde. So fielen noch einmal alle sechs durch das Gesetz von 1907 den Arbeitern zugebilligten Sitze den Sozialdemokraten zu, und der Kern der vierten sozialdemokratischen Fraktion wurde nun durch die folgenden sechs Arbeiterdeputierten gebildet: *Bodajeff* von den Arbeitern von St. Petersburg, *Muranoff* aus Charkow, *Petrowsky* aus Jekaterinoslaw, *Schagoff* aus Kostroma, *Samoïloff* aus Wladimir, *Malinowsky* (der frühere Sekretär des Metallarbeiterverbandes in St. Petersburg) von den Arbeitern aus Moskau.

Durch sein Verhalten im Verlauf der Wahlkampagne, durch die Wahl seiner Delegierten, Wahlmänner und Abgeordneten, durch die Resolutionen,

die hie und da in den Versammlungen zur Abstimmung kamen,[1] durch Streiks und Demonstrationen als Folge der Annullierung der Arbeiterwahlen in St. Petersburg und der Aufhebung der politischen Rechte des Proletariats[2] zeigte das russische Proletariat wieder einmal der Regierung, daß es weder niedergeworfen noch bezwungen ist, und daß die Stunde der Abrechnung wahrscheinlich näher ist, als man glaubt.

Mit Ausnahme der sechs Provinzen, in denen das Proletariat Anrecht auf eine autonome Vertretung hat, schickt die Arbeiterkurie in anderen Gouvernements auch eine kleine Anzahl von Wahlmännern in die Provinzwahlversammlungen (für ganz Rußland gibt es auf die Gesamtzahl von 5252 Wahlmännern 112 Arbeiterwahlmänner, die alle Sozialdemokraten waren). Trotz ihrer unbedeutenden Zahl können die Arbeiterwahlmänner eine gewisse Rolle in denjenigen Provinzwahlversammlungen spielen, in denen keine Partei eine entscheidende Majorität besitzt. So brachte man es zum Beispiel, indem man mit den Arbeiterwahlmännern zu rechnen zwang, dazu, daß der Arbeiter Chaustoff, der in den Eisenbahnwerkstätten in Ufa arbeitete, sowie auch der Schlosser Tyljajeff in der Donprovinz und Burjanoff in dem Gouvernement von Taurien zu Abgeordneten gewählt wurden. An vielen anderen Orten trugen die sozialdemokratischen Stimmen zur Niederlage der Reaktionäre und zur Wahl der Liberalen bei. Wir werden weiter unten sehen, wie diese letzteren unseren Genossen für ihre Hilfe dankten.

Dieses Mal hatte das polnische Proletariat auch einige namhafte Erfolge zu verzeichnen. Im Unterschied zu den vorigen Wahlen, wo unsere Genossen die Nationaldemokraten (patriotische Nationalisten) in der Arbeiterkurie nicht hatten verdrängen können, gelang es ihnen bei den letzten Wahlen, diese Reaktionäre in Lodz und in Warschau gänzlich zu schlagen und dort sozialistische Wahlmänner durchzubringen. Die sozialistischen Arbeiter hatten aber noch einen weiteren Erfolg; sie machten sich die verwickelte Situation in Warschau zunutze, wo die jüdischen Wähler, die im städtischen Wahlbezirk Stimmenmajorität haben, einerseits nicht für die mehr oder minder antisemitischen polnischen bürgerlichen Kandidaten stimmen, andererseits aber auch nicht das Nationalgefühl der Polen durch Wahl eines jüdischen Abgeordneten[3] verletzen wollten; unter diesen Verhältnissen verstanden sich die jüdischen Wahlmänner dazu, ihre Stimme dem Kandidaten der „Polnischen Sozialistischen Partei", dem Arbeiter Jagello, zu geben, der erklärte, er sei in seiner Eigenschaft als Sozialdemokrat ein

[1] Zugunsten der sozialdemokratischen Fraktion der zweiten Duma, gegen den Krieg, den Militarismus usw.

[2] Die Arbeitseinstellungen nach der Kassierung der Wahlen in mehreren Fabriken in der Nähe von St. Petersburg und dem Vorgehen der Verwaltung, die in einigen großen Fabriken wie in der Obuchoffschen den Wahlvorgang hinderte, umfaßten beinahe 50 000 Menschen in St. Petersburg, ungerechnet die Streikenden von Moskau, Riga usw. Die Streikbewegung war begleitet von Versammlungen, Demonstrationen und Umzügen beim Gesang revolutionärer Lieder usw. Die Regierung sah sich genötigt, nachzugeben und neue Wahlen zu gestatten, die abermals sozialdemokratische Delegierte ergaben.

[3] Der andere Abgeordnete von Warschau vertritt die russische Bevölkerung der Stadt: es ist der Reaktionär Alexejeff.

ausgesprochener Feind jeder Ungleichheit und jeder nationalen Verfolgung. So wurde Jagello beim zweiten Wahlgang mit 43 gegen 35 Stimmen zum Abgeordneten von Warschau gewählt; der erste aus der Arbeiterklasse hervorgehende Abgeordnete zur Duma, der in Polen gewählt wurde. Die „Sozialdemokratische Partei Polens und Litauens" hat gegen die Aufstellung von Jagello und die Bewerbung um die Stimmen der jüdischen Bourgeoisie Einspruch erhoben; es mag aber darauf hingewiesen werden, daß Jagello, der von der „Polnischen Sozialistischen Partei" und dem „Bund" aufgestellt war, erklärte, daß er der jüdischen Bourgeoisie gegenüber keinerlei Verpflichtung übernehme, sondern der Kandidat der Arbeiterklasse sei, nach deren ausschließlichen Wünschen er sich stets richten würde.

Aus dem engen Rahmen der Arbeiterkurie heraustretend, nahm die sozialdemokratische Partei entschlossen den Kampf in der zweiten städtischen Kurie auf. Hier stieß sie aber auf die Unredlichkeit der Kadetten, die sich als berechtigte Vertreter der städtischen Demokratie proklamierten und einen Feldzug der Verleumdung und Lüge gegen die sozialdemokratischen Kandidaten führten. Die letzteren wiesen die lächerlichen Ansprüche der Kadetten zurück, indem sie vor allem klarlegten, daß die „demokratisch-konstitutionelle Partei" sich durch ihr ganzes politisches Verhalten seit langem weit von der wahren Demokratie entfernt habe und weit mehr eine Stütze der Regierung geworden sei, und daß die Sozialdemokratie allein den Anspruch erheben könne, gleichzeitig das Proletariat, die Demokratie und ihre wahren Interessen zu vertreten. Sodann bewiesen die Sozialdemokraten, daß die zweite Städtekurie sich nicht nur aus kleinbürgerlichen Elementen zusammensetze, sondern auch eine beträchtliche Schicht des Proletariats in sich begreife, wie Handlungsangestellte und andere kleine Leute, deren Interesse sich im allgemeinen mit dem der Arbeiterklasse decke. Die sozialdemokratischen Kandidaten kritisierten unerbittlich die Taktik der Kadetten, zeigten deren Fehler und Schwächen während der gegenrevolutionären Periode und forderten die in die Listen der zweiten städtischen Kurie eingetragenen Angestellten und Arbeiter sowie die demokratischen Kleinbürger auf, die heuchlerische Partei der Kadetten zu verlassen und ihre Stimmen den einzig wahren Vertretern der Freiheit und der Demokratie, den Kandidaten der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands, zu geben.

Und an vielen Orten blieb ihr Appell, der mit dem frischen Aufschwung des Landes zusammentraf, nicht ohne Widerhall. Die sozialdemokratische Partei behauptete eine Reihe von Städten wie Tiflis, Kutais, Noworossijsk, Temriuk und entriß den Kadetten eine Reihe anderer Städte, indem es ihr gelang, ihre Wahlmänner in Charkow, Krasnojarsk, Krementschug, Romny, Jekaterinodar, Jekaterinoslaw, Batum, Werchnje-Udinsk, Atschinsk, Jarensk, Wologda, Petrozawodsk, Samara, Zaritzyn (der alten Domäne des berüchtigten Mönches Heliodor), Beltzy, Chwalynsk, Kamyschlow, Nischni-Nowgorod, Baku, Irkutsk, Perm usw. usw. durchzubringen.

Dank der Erfolge in der zweiten städtischen Kurie, die bisweilen noch von Gewinnen in der Kurie der Bauern und der kleinen Eigentümer begleitet waren, brachten es die Sozialdemokraten noch zur Wahl der nachfolgenden Kandidaten: Schtscheidze, der Führer der sozialdemokratischen Fraktion in der dritten Duma, der in Tiflis wiedergewählt wurde (es ist der einzige wiedergewählte sozialdemokratische Abgeordnete); der In-

genieur Skobeleff, gewählt von der russischen Bevölkerung in Zakawkasje (Mittel- und Ostkaukasus); der Realschulprofessor Russanoff, von Primorskaja Oblast (Seeprovinz) gewählt; Schtschenkelia, in Batum gewählt; Rysleff, in der Amurprovinz gewählt an Stelle von Tschilikin, der die Partei verraten hatte und nicht wiedergewählt wurde.[1] Mit den zehn Arbeitern, von denen wir oben gesprochen haben, sowie mit dem Abgeordneten der Moskauer Bauern Tschistoff und dem Abgeordneten aus dem Gouvernement von Irkutsk Manikoff bilden die eben Genannten eine sozialdemokratische Gruppe von 17 Abgeordneten. Da die Fraktion nun zur Zeit der Auflösung der vierten Duma 14 Mitglieder zählte, zeigt es sich, daß die Sozialdemokratie trotz aller ungünstigen Umstände und trotz des Druckes der Regierung neue Mandate erobert und ihre Positionen gestärkt hat, besonders wenn wir die Erfolge berücksichtigen, die sie im ersten Stadium der Wahlen (die Wahl der Wahlmänner) davontrug.[2]

Diese Erfolge, die das Erstaunen aller erregen, die mit den politischen Bedingungen in Rußland vertraut sind, wurden schließlich zum Teil aufgehoben nicht nur durch die reaktionäre Zusammensetzung der Provinzwahlversammlungen, sondern auch durch das verräterische Verhalten der bürgerlichen Liberalen. Während die Sozialdemokraten als allgemeine Regel da, wo ihre Stimmen ausschlaggebend für den Ausgang des Kampfes zwischen Kadetten und Reaktionären waren, für die ersteren stimmten, um die Reaktion mattzusetzen, bemühten sich die Kadetten, auf den Haß der Reaktionären gegen die Sozialisten spekulierend, die rückschrittlichen Stimmen zu gewinnen, um die Verteidiger des Volkes zu Fall zu bringen. So verlor Pokrovsky, der ergebene sozialistische Vertreter des nördlichen Kaukasus, der durch sein glänzendes Auftreten in der dritten Duma in ganz Rußland berühmt geworden war, sein Mandat infolge der Verbindung der Kadetten mit den Schwarzen Banden. Beim ersten Wahlgang in der Provinzwahlversammlung von Jekaterinodar erhielt er 31 Stimmen, der Kadett Nikolajeff 30 und der Vertreter der Schwarzen Banden 32. Anstatt ihre Stimmen dem durch die Majorität der Oppositionswähler bestimmten sozialdemokratischen Kandidaten zu geben, wie es verabredet worden war, verbanden sich die Kadetten mit den Rechten, die ihnen ihre Stimmen nach dem Prinzip des geringeren Übels gaben, und der Kandidat der Kadetten wurde gewählt. In der Provinzwahlversammlung von Charkow erhielt der Sozialdemokrat

[1] Belussof, der andere Deputierte Sibiriens, der die Partei verlassen hatte, wurde auch von den Wählern fallen gelassen, die in Irkutsk die sozialdemokratische Liste gewählt haben. Das ist ein Beweis für das Ansehen, das die Partei selbst bei der demokratischen Bourgeoisie genießt.

[2] Selbst da, wo es den Sozialdemokraten nicht gelungen ist, ihre Kandidaten durchzubringen, hat sich die Zahl der erhaltenen Stimmen beträchtlich vermehrt. So erhielt in Moskau, wo der sozialdemokratische Kandidat Skvortzoff bei den Nachwahlen von 1911 nur 2270 Stimmen erhalten hatte, Nikitin bei den letzten Wahlen 9700. In St. Petersburg erhielten die Sozialdemokraten 19,5 Prozent der Stimmen gegen 9,4 Prozent im Jahre 1907; die Zahl der Stimmen hat sich also mehr als verdoppelt. An absoluter Zahl sind die Sozialdemokraten in St. Petersburg die einzige Partei, deren Stimmen sich vermehrt haben (3562, 3729 und 5291 im Jahre 1907; 6047, 6143 und 7679 im Jahre 1912). Die Zahl der Stimmen der Kadetten stieg von 45,8 Prozent im Jahre 1907 auf 55,9 Prozent im Jahre 1912. Alle anderen Parteien sind in St. Petersburg zurückgegangen.

Poddubny beim ersten Wahlgang die relative Stimmenmehrheit als Kandidat der zweiten Städtekurie, aber die Kadetten veranlaßten perfiderweise bei der engeren Wahl die unerwartete Kandidatur von Laschkewitsch, der mit Hilfe der reaktionären Stimmen durchging. In Riga hatte der frühere sozialdemokratische Abgeordnete der dritten Duma Dr. Predkaln beim ersten Wahlgang 4583 Stimmen, der Kadett Manshreff 3754, also 830 Stimmen weniger, und der Pfarrer Irbe, der Kandidat der Antisemiten und Reaktionären, 3674. Anstatt ihre Kandidatur zurückzuziehen, verständigten die Kadetten sich mit den Antisemiten, der reaktionäre Pfarrer gab den Kampf auf, und dank seiner Stimmenzahl wurde der sozialdemokratische Kandidat, der Schrecken der blutdürstigen Barone der Ostseeprovinzen, von dem Kadetten geschlagen, der bei der engeren Wahl 5517 Stimmen erhielt mit Einschluß von mindestens 2000 antisemitischen Stimmen, gegen 4570 Stimmen, die dem Vertreter der Arbeiterklasse und der Demokratie treu geblieben waren. In Kostroma war das Benehmen der Kadetten wenn möglich noch schlimmer. Dort kam es zwischen Linken und Kadetten, die zusammen die Majorität in der Provinzwahlversammlung hatten, zu einer Verständigung, wonach ein Abgeordneter aus dem Kreise der Linken (abgesehen von dem durch das Gesetz zugebilligten Arbeiterdeputierten) gewählt werden und die übrigen vier Mandate den Kadetten bleiben sollten. Die Linken waren so unbedacht, den Versprechungen der Schüler des Herrn Miljukoff zu trauen, und anstatt zu verlangen, daß der linke Kandidat, ein ehemaliges Mitglied der zweiten Duma, Peterson, zuerst gewählt wurde, gaben sie die Wahl der vier Kadettenkandidaten zu, worauf die Kadetten den linken Kandidaten durchfallen ließen und an seiner Stelle den Moskauer reichen Industriellen Konowaloff wählten.

Wie man sieht, haben sich die russischen Liberalen hinsichtlich des Verrats und der Niederträchtigkeit europäisiert und passen sich dem Vorgehen der Liberalen und Radikalen des Westens in ihrem mit allen Mitteln geführten Kampfe gegen die Arbeiterklasse an.

Die von den Sozialdemokraten erlittenen Verluste beschränken sich, abgesehen von den Arbeitern, die ihr Wahlrecht verloren haben, unglücklicherweise nicht nur auf Prokrowsky und Predkaln. Die Fraktion hat außerdem noch zwei Mitglieder verloren: Gegetschkori, einen der besten Redner der Fraktion, den ehemaligen Abgeordneten von Kutais, und Woiloschnikoff, den Abgeordneten der Kosaken (!) vom Baikal, über dessen Wahl die Regierung seinerzeit als über einen unerhörten Skandal besonders in Entrüstung geraten war. Beide wurden zu Wahlmännern gewählt und wären ganz sicher zu Abgeordneten gewählt worden, aber die Regierung kassierte die Wahlen unter nichtigen, offenkundig falschen Vorwänden, indem sie erklärte, daß beide nicht den erforderlichen Vermögenszensus besäßen, was sich als schamlose Lüge herausstellte. Alle beide haben beim Senat und dem Minister des Innern Protest eingelegt, aber die Antwort wird nach den Wahlen kommen, und das war ja der Zweck der Übung. So geschieht es oft im heiligen Rußland.

Alles in allem hat die Fraktion keinen Sitz verloren und, insofern wir uns auf die jetzt zu unserer Verfügung stehenden Nachrichten verlassen dürfen, sogar drei neue Mandate gewonnen. Die offiziöse Telegraphenagentur hat die folgenden Ziffern mitgeteilt, welche sich jetzt als durchaus

falsch erweisen. Von 442 Deputierten kommen auf die Rechte 140 Sitze (Gewinn 94), die Nationalisten 74 (Verlust 17), die Oktobristen 79 (Verlust 52), den Polenklub (polnische Kolo) 14 (Verlust 4), die Mohammedaner 5 (Verlust 4), die Parteilosen 7 (Verlust 19), die Progressisten 33 (Verlust 3), die Kadetten 61 (Gewinn 9), die Arbeitsgruppe 12 (Verlust 2), die Sozialdemokraten 13 (Verlust 1). Unter den Mitgliedern der vierten Duma sind 42 Priester im Gegensatz zu 43 in der dritten Duma, was die Richtigkeit unserer Behauptung bestätigt, daß die Mobilisierung der Geistlichkeit nicht zu ihrem Nutzen, sondern zum Nutzen des reaktionären Adels unternommen wurde.

In welchem Maße die Telegraphenagentur die Wahlresultate gefälscht hat, kann man daraus ersehen, daß sich nach den ungefähren Schätzungen der Vertreter der Parteien selbst folgende Gruppierung ergibt: Die Rechte 65, die Nationalisten 120 (von denen 40 zur gemäßigten Rechten gehören dürften), die Oktobristen 90, der polnische und litauische Kolo 18, die Muselmanen 5, die Wilden 10, die Progressisten 40, die Kadetten 65, die Arbeitsgruppe 15, die Sozialdemokraten 17. Der Gewinn der ausgesprochenen Rechtsparteien ist also stark übertrieben worden, und die Opposition hat keineswegs an Mandaten Einbuße erlitten, sondern vielmehr gewonnen.

Die Auflösung der Rechten hat schon vor der Eröffnung der Duma begonnen. Statt der 140 von der Agentur verkündeten Mandate wird sie nicht einmal die Hälfte zählen, da ein großer Teil der Abgeordneten, die zur Rechten gezählt worden waren, sich jetzt selbst zu den Nationalisten,[1] den Oktobristen und sogar — zur Arbeitsgruppe rechnen. Hier zeigt sich eine sonderbare, durchaus russische Art, dem von der Regierung ausgeübten Druck zu begegnen: die Kandidaten verbergen häufig ihre politische Physiognomie und enthüllen sich erst nach den Wahlen. In der Mehrzahl der Fälle aber hat die offiziöse Telegraphenagentur ihren Auftraggebern zu Gefallen einfach gelogen. Die wirkliche Zugehörigkeit der Deputierten zu den einzelnen Parteien wird sich erst nach Beginn der parlamentarischen Arbeiten mit Sicherheit feststellen lassen, nach den ersten prinzipiellen Abstimmungen wie etwa über die Adresse, mit der die Duma die Thronrede beantwortet usw.

Vorläufig kann man beobachten, daß die reaktionären Parteien etwa ebenso große Gewinne zu verzeichnen haben wie die Oppositionsparteien. Auf beiden Seiten scheinen etwa 30 Sitze erobert worden zu sein.

Dieser Gewinn ist zum größten Teil auf Kosten der Oktobristen gegangen, die sowohl von der Regierung als auch vom Lande im Stiche gelassen wurden. An Stelle der herrschenden Partei werden die Oktobristen nun zu einer Vermittlungsgruppe zwischen den beiden Flügeln der Duma. Durch ihren Anschluß an die eine oder an die andere Seite des Hauses werden sie über die Majorität entscheiden. Aber die ganze Geschichte dieser traurigen Partei läßt uns voraussehen, daß sie sich wie bisher der rechten Seite zuwenden und mit den Reaktionären einen Block bilden wird.

Die vierte Duma wird vermutlich noch reaktionärer sein als die vorige. Es ist wahr, daß die Opposition trotz des Druckes der Regierung aus dem

[1] Das beruht vielleicht auch auf einer Finte der Regierung: Herr Kokowzeff bereitet eine neue Anleihe vor und weiß sehr wohl, daß das bei einer offen ausgesprochen reaktionären Dumamajorität recht schwer fiele. Daher mag er den Regierungsmameluken die Losung ausgegeben haben, sie sollten sich lieber als Nationalisten bezeichnen statt als Anhänger der Rechten.

Kampfe stärker hervorgegangen ist, als sie in der dritten Duma war. Aber der Zuwachs der reaktionären Mandate ist im allgemeinen nicht kleiner. *Ein Land, das sich von Tag zu Tag mehr der Linken, ein Parlament, das sich immer mehr der Rechten zuwendet* — das ist der offenkundige Widerspruch in der russischen Politik. Er erklärt sich durch das russische Wahlgesetz vom 3. (16.) Juni und durch den von der Regierung ausgeübten Druck. Aber er ist zugleich ein Beweis für den Mangel an Organisation der Streitkräfte der Opposition, die es nicht verstanden hat, ihre Energie den Gewalttätigkeiten der Regierung entgegenzustellen und die vorhandenen Hindernisse mit kräftigem Ansturm zu durchbrechen. Nichtsdestoweniger haben die jüngsten Wahlen den überzeugenden Beweis geliefert, daß das Land und insbesondere die Arbeitermassen erwachen und einen Angriff auf die alte Festung der Willkür beginnen.[1] Die Arbeiter haben mit größerer Einhelligkeit als bisher ihr Votum für die sozialdemokratische Partei abgegeben; die städtische Demokratie ist in vielen Fällen vom bürgerlichen Liberalismus zur Sozialdemokratie übergegangen; selbst die erste Städtekurie hat ein Wachsen des Oppositionsgeistes gezeigt, indem sie ihre Stimmen von der Partei der Oktobristen auf die Kadetten übertrug. Die Großbourgeoisie der beiden Hauptstädte sprach sich deutlich gegen die gegenwärtige Politik aus. So wird die Regierung nicht mehr behaupten können, daß sie sich auf die überlegten, gemäßigten Elemente der besitzenden Klassen stützen kann. Sie erscheint mit noch weit größerer Deutlichkeit als in der dritten Duma als leitender Ausschuß der alleinigen Gruppe der adligen Großgrundbesitzer. Die Gegensätze und Widersprüche im politischen und sozialen Leben mehren sich dauernd, und die unvermeidliche Krisis, die durch das natürliche Auseinanderstreben zwischen den Bedürfnissen und Wünschen des Landes einerseits und der reaktionären Politik der Regierung und der herrschenden Junkerklasse (Pomeschtschiks) andererseits hervorgerufen wird, rückt immer näher. Die sozialdemokratische Fraktion wird vor die lohnende Aufgabe gestellt, diese Widersprüche aufzudecken und der Junkerregierung die letzte Maske vom Gesicht zu reißen; wir sind überzeugt, daß sie ihre Pflicht erfüllen wird.

Proletarische Ernährungsverhältnisse.

Von **Gustav Eckstein.**

1. Die Untersuchung.

Die fortschreitende Verteuerung aller Lebensmittel und besonders des Fleisches läßt die Ergebnisse einer Untersuchung besonders interessant erscheinen, die vor zwei Jahren über die Ernährungsverhältnisse belgischer Proletarier angestellt wurde.[2] Diese Studie ist von besonderer Wichtigkeit nicht nur deshalb, weil sie weitaus die ausgedehnteste ihrer Art ist, die

[1] Der letzte Generalstreik der Arbeiter in St. Petersburg, Moskau usw. als Protest gegen die Verurteilung von 17 Matrosen der Schwarzen Meerflotte zum Tode, die am 13. November ds. Js. stattfand, ist ebenfalls ein Beweis dafür. In St. Petersburg allein gab es nicht weniger als 120 000 Streikende.

[2] A. Sloose und E. Waxweiler, I. Enquête sur le Régime alimentaire de 1065 Ouvriers Belges. Instituts Solvay. Travaux de l'Institut de Sociologie, Fascicule 9 Leipzig und Brüssel 1910. Misch & Thron. 260 Seiten.

bisher unternommen wurde, sondern insbesondere wegen der außerordentlichen Sorgfalt der Aufnahme und ihrer Verarbeitung sowie auch wegen der Tragweite ihrer Resultate. Ihre Ergebnisse sind aber auch gerade jetzt von besonderer Aktualität; denn hier zeigen so unverdächtige Gewährsmänner wie die beiden belgischen Gelehrten schon vor zwei Jahren, wie fadenscheinig und windig die Argumente sind, mit denen eben jetzt der Reichskanzler und seine Staatssekretäre im Reichstag die Teuerungspolitik der Junker stützen zu können glaubten.

Die Schwierigkeiten einer solchen Untersuchung sind sehr groß und liegen auf den verschiedensten Gebieten. Der Forscher kann entweder direkt vorgehen und bei jedem einzelnen untersuchten Individuum genau die Mengen und die Zusammensetzung der aufgenommenen Nahrung, der Ausscheidungen des Körpers und die geleistete Arbeit aufnehmen. Aber abgesehen davon, daß diese Untersuchungen ungemein mühevoll und zeitraubend sind, weshalb sie sich fast immer nur auf eine geringe Zahl von Personen und auf vergleichsweise kurze Zeiten, meist nur auf wenige Tage erstrecken, besteht eine Hauptschwierigkeit hier auch darin, daß die zu Untersuchenden durch die Untersuchung selbst stets einigermaßen aus ihrer gewohnten Lebensweise herausgerissen werden. Deshalb wird meist, besonders wenn es sich um Massenbeobachtungen handelt, der indirekte Weg eingeschlagen. Man begnügt sich mit möglichst genauen Angaben der Mengen der im Haushalt verwendeten Lebensmittel, die von der Hausfrau selbst gemacht werden können. Man kann dabei wieder entweder die Preise notieren lassen, die für die einzelnen Nahrungsmittel ausgegeben werden, oder die Gewichtsmengen dieser Nahrungsmittel selbst. Die erstere Methode ist leichter durchzuführen und bietet daher mehr Aussichten auf Zuverlässigkeit, die letztere, im vorliegenden Falle angewandt, ist genauer, aber um so schwieriger. Will man aber aus diesen Gewichtsangaben ermitteln, was die Untersuchten wirklich an Nährstoffen erhalten haben, so muß man noch immer eine Reihe recht einschneidender Umrechnungen und Korrekturen vornehmen, die notwendig schematisch sein müssen, das heißt auf den individuellen Fall nur wenig Rücksicht nehmen können, die daher auch die Fehler, die sich bei dieser verhältnismäßig rohen Art der Aufnahme mit Notwendigkeit ergeben, auch nur mangelhaft ausgleichen.

So ist es zum Beispiel zunächst notwendig, von den aufgezeichneten Mengen der konsumierten Lebensmittel das Gewicht der Abfälle abzuziehen, die sich gewohnheitsmäßig beim Kochen und Essen ergeben. Diese sind aber wieder sehr verschieden, selbst wo es sich um dieselbe Kategorie von Nahrungsmitteln handelt. So schwankt der Anteil des Abfalles beim Rindfleisch zwischen 0 Prozent und 55 Prozent, je nachdem, ob es sich um „Filet" oder um „Hesse" (Sprunggelenk) handelt. Doch werden auch die wirklich genossenen Lebensmittel vom Organismus sehr verschieden ausgenützt. Bei gemischter Kost werden durchschnittlich 9 bis 11 Prozent der genossenen Nährstoffe ungenutzt wieder ausgeschieden. Bei reiner Pflanzenkost kann dieser Verlust aber auf 30 bis 45 Prozent steigen. Es zeigt sich also, daß allgemein gehaltene Angaben wenig oder keinen Wert haben, daß es für eine wissenschaftliche Untersuchung erforderlich ist, die Zusammensetzung der Mahlzeiten bis in alle Details mit möglichster Genauigkeit zu erfassen. Allerdings bleiben auch dann noch Fehlerquellen; zum Beispiel ist die chemische Zusammen-

setzung der Lebensmittel je nach ihrer Herkunft etwas verschieden. Ebenso macht es bei Fleisch zum Beispiel im Fettgehalt bei gegebenem Gewicht der Portion einen großen Unterschied, ob das Stück von einem fetten oder mageren Tiere herrührt. Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich daraus, daß der Anteil nicht genau ermittelt werden kann, den die einzelnen Familienmitglieder an den gemeinsamen Mahlzeiten nehmen. Man muß sich daher auch hier mit allgemeinen Regeln zufrieden geben, wenn man auch weiß, daß sie auf den einzelnen Fall oft nicht genau zutreffen. Slosse akzeptierte bei seinen Untersuchungen die von dem amerikanischen Physiologen Atwater gefundenen Verhältniszahlen, wonach die Frau acht Zehntel des Bedarfes des Mannes konsumiert, ein Junge von 14 bis 16 Jahren ebensoviel, ein Mädchen im gleichen Alter sieben Zehntel usw. Es ist klar, daß diese Zahlen, obgleich sie auf Grund reicher Erfahrung gewonnen sind, doch durchaus nicht auf jeden einzelnen Fall zutreffen, und zwar schon deshalb, weil die Berufe von Mann und Frau keineswegs in der Weise voneinander abhängig sind, daß das Eßbedürfnis der beiden im gleichen Verhältnis bleiben müßte. Eine Wäscherin zum Beispiel, die mit einem Schneider verheiratet ist, wird sich wohl in der Regel kaum mit acht Zehnteln der Portion ihres Gatten zufrieden geben.

Die vom Institut Solvay ausgehende und von A. Slosse geleitete Untersuchung war nun bestrebt, die Fehler der direkten und der indirekten Methode nach Möglichkeit dadurch zu vermeiden, daß die eine zur Kontrolle der anderen herangezogen wurde. Es wurden 1250 Haushaltungen von Arbeitern in die Untersuchung einbezogen. Zu diesem Zwecke wandte sich das Institut an Vertreter der Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung, die geeignete Arbeiterhaushaltungen in Vorschlag brachten, dann aber auch die gewissenhafte Führung der Haushaltungshefte durch die Hausfrauen überwachten. In diese Hefte, die den Hausfrauen eingehändigt wurden, sollte Tag für Tag die möglichst genaue Menge der einzelnen gekauften Lebensmittel nicht nach dem Preise, sondern nach dem Gewicht eingetragen werden, wobei die Art des Produktes, zum Beispiel die Portion Fleisch, genauestens anzugeben war. Von den Vertrauensleuten wurde noch außerdem angegeben: der Beruf, die Art der Arbeit, ob im Freien oder in geschlossenem Raume, die Arbeitszeit, der Lohn des Mannes, eventuelle anderweitige Einnahmen der Familie, Alter und Gewicht des Haushaltungsvorstandes. Von den 1250 ausgegebenen Heften liefen 1065 brauchbar wieder ein. Diese Zahl erscheint außerordentlich hoch. Sie wird aber dadurch erklärt, daß die Untersuchungsdauer nur 14 Tage betrug, daß ferner nach Möglichkeit Haushaltungen ausgewählt wurden, die nur Mann und Frau umfaßten und in denen die Frau die Wirtschaft führte, und daß endlich eine Kontrolle durch die erwähnten Vertrauensmänner vorgenommen wurde. Allerdings wird durch diese Auswahl das Bild der Ernährungsverhältnisse sicherlich einigermaßen verschoben; denn nur in einem wohlgeordneten Haushalt ist eine so geregelte und genaue Buchführung über alle Einkäufe möglich. Auch scheint die Zeit von 14 Tagen etwas kurz; doch ist eine so genaue Buchführung für einen längeren Zeitraum in solchem Umfang wohl kaum zu erlangen..

Von den untersuchten Haushaltungen hatten 605 eine gesamte Lohneinnahme von täglich 3 bis 5 Franken, 322 eine solche von 5 bis 8 und 138 eine solche von 8 oder mehr Franken. In 516 Fällen war das Lohneinkommen

des Haushaltungsvorstandes die einzige Einnahmequelle der Familie. Die Arbeitszeit betrug bei 410 Arbeitern weniger als $10^1/_2$, bei 231 zwischen $10^1/_2$ und $11^1/_2$ und bei 381 $11^1/_2$ und mehr Stunden. Die Autoren glauben auf Grund der Berufszählungen von 1896 damit die durchschnittlichen Lohn- und Lebensverhältnisse belgischer Arbeiter erfaßt zu haben. Die Untersuchung erstreckte sich auf eine Reihe von Berufen sowohl der Fabrikindustrie als des Handwerkes, der Heimarbeit, des Bergbaus und der Landwirtschaft und auf die verschiedenen Teile des Landes. Sie umfaßte daher außer der Hauptstadt ebenso die hochindustriellen Gebiete von Verviers und Lüttich wie die Bergwerksdistrikte von Charleroi und die ländlichen Gebiete Flanderns und Luxemburgs.

Aber die Untersuchung begnügte sich nicht mit dieser indirekten Aufnahme; zur Kontrolle wurden 33 Brüsseler Arbeiter von Slosse und seinen Assistenten einer eingehenden physiologischen Untersuchung unterzogen, während sie ihrer gewohnten Beschäftigung nachgingen; und die Ergebnisse dieser direkten Aufnahmen stimmten mit hinreichender Genauigkeit mit den Resultaten der indirekten überein. Man darf also zu diesen Untersuchungsergebnissen alles Vertrauen haben, das man solchen Untersuchungen bei dem heutigen Stande der physiologischen Wissenschaft und Technik überhaupt entgegenzubringen berechtigt ist.

2. Die physiologischen Voraussetzungen.

Die Nahrungsaufnahme hat für den Körper zwei wichtige Aufgaben zu erfüllen. Erstens muß sie die beim Lebensprozeß verbrauchten Energiemengen ersetzen und zweitens dem Organismus die Stoffe wiedergeben, die er bei seiner inneren und äußeren Arbeit verbraucht hat. Die Nahrung muß also sowohl Brenn- wie Baumaterial sein. Der ersteren Aufgabe können Eiweiß, Fette und Kohlehydrate (Stärke, Zucker) dienen, für die letztere kommt neben Wasser und gewissen Salzen vor allem Eiweiß in Betracht, die weitaus wichtigste Bausubstanz des Körpers. In dieser Eigenschaft kann das Eiweiß durch andere Nahrungsmittel nicht ersetzt werden, wogegen diese imstande sind, dem Körper die nötigen Energiemengen auch ohne Eiweiß zuzuführen. Allerdings könnte der Organismus bei dieser oder auch nur bei einer an Stickstoff zu armen Ernährung nicht bestehen; denn der Lebensprozeß besteht in fortwährendem Zerfall und Wiederaufbau der lebendigen Körpersubstanz, des aus Eiweiß bestehenden Protoplasma. Wird dem Körper das Material zu diesem Wiederaufbau nicht in genügender Menge geboten, dann kann der durch die Eiweißzersetzung verursachte Mangel nicht wieder ausgeglichen werden, das Gleichgewicht im organischen Haushalt wird gestört. Es wird dann aus dem Körper mehr Stickstoff ausgeschieden, als ihm in der eiweißhaltigen Kost zugeführt wird, das Körpergewicht, die Widerstands- und Leistungsfähigkeit nehmen ab. Allerdings kann sich ein neuer Gleichgewichtszustand herstellen, wenn die Verausgabung von innerer und äußerer Energie eingeschränkt und infolgedessen auch der Stoffwechsel verlangsamt wird, während zugleich ein geringerer Teil des dem Körper in der Nahrung zugeführten Eiweißes für Energieersatz erfordert und mithin ein größerer Teil für Bauzwecke frei wird. Aber dieser niedrigere Gleichgewichtszustand ist verbunden mit geminderter Lebenskraft, vergrößerter Gefährdung durch Krankheiten, und eine

Störung dieses Gleichgewichtes kann nicht mehr durch Reserven wettgemacht werden; denn diese stehen dem Körper nicht mehr zur Verfügung, der schon nur mehr bei knappster Ökonomie eben sein Auslangen findet, der die Eiweißzersetzung auf das Mindestmaß reduzieren muß, da Ersatzmaterial nur so spärlich vorhanden ist. Gesteigerte Eiweißzersetzung ist aber, wie der berühmte Physiologe Pflüger ausführte, mit gesteigerter Lebensfähigkeit verknüpft, welche im Kampfe ums Dasein den Sieg verbürgt.

Daraus ergibt sich, wie außerordentlich wichtig gerade das Eiweiß für die Ernährung ist, wie wichtig es daher für die Beurteilung der Ernährungsverhältnisse wäre, zu wissen, mit welchem Mindestmaß von Eiweiß[1] der Organismus nicht nur sein Auslangen findet, sondern sich auch in voller Kraft und Gesundheit erhalten kann. Die Antworten aber, die uns die Wissenschaft auf diese Frage gibt, gehen weit auseinander. So erklärt Rubner, die Erhaltung der Gesundheit sei noch möglich, wenn der menschliche Organismus eine Eiweißmenge von 0,539 Gramm pro Kilogramm Körpergewicht aufnimmt. Nach Breisacher beträgt diese Zahl aber 0,900 Gramm, nach Siven hingegen nur 0,200 Gramm. Zwischen diesen beiden Extremen gibt es aber noch eine ganze Reihe anderer Angaben. Doch diese Angaben sind auf Untersuchungen gestützt, die nur sehr knappe Zeit dauerten; die üblen Folgen der Unterernährung stellen sich aber stets erst allmählich ein, kommen erst viel später zum klaren Ausdruck. Von größerem Gewicht sind daher wohl eine Reihe von Beobachtungen verschiedener Physiologen, die sich über mehr als sechs Monate erstreckten, und die immerhin ein Eiweißmindestmaß von 0,570 bis 0,875 Gramm pro Kilogramm Körpergewicht und Tag ergeben. Diese Verschiedenheit der Untersuchungsergebnisse ist zum großen Teil auf individuelle Verschiedenheiten der untersuchten Personen, auf Alter, Geschlecht, frühere Ernährungsverhältnisse, aber auch auf klimatische und andere äußere Einflüsse zurückzuführen.

Allerdings muß nun bei einer so beschränkten Eiweißzufuhr der Energienverbrauch des Körpers ganz oder fast ganz mit Fetten und Kohlehydraten bestritten werden. Sinkt diese Nahrungszufuhr auch nur etwas unter die Norm, dann muß Eiweiß, das der Körper zu seinem Wiederaufbau brauchen würde, zur Energieerzeugung verbraucht, das heißt im Körper verbrannt werden; das Stickstoffgleichgewicht ist gestört, der Körper verfällt. Als normal kann man freilich eine solche Ernährungsweise nicht bezeichnen, die jeden größeren Aufwand von innerer oder äußerer Energie für den Körper sogleich zu einer Erschütterung des Gleichgewichtes, zu einer

[1] Unter Eiweiß, Fett und Kohlehydraten (Stärke und Zucker) werden hier und im folgenden die chemisch reinen Substanzen verstanden, die in den Nahrungsmitteln enthalten sind. 1 Kilogramm Rindfleisch enthält zum Beispiel durchschnittlich 720 Gramm Wasser, 210 Gramm Eiweiß, 50 Gramm Fett und 20 Gramm Salze. 1 Hühnerei enthält 75 Hundertteile Wasser, 12 Teile Eiweiß, 12 Teile Fett, 1 Teil Salze. Kuhmilch enthält 87,3 Teile Wasser, 3 Teile Eiweiß, 4 Teile Fett, 5 Teile Kohlehydrate, 0,7 Teile Salze. Butter besteht aus Wasser, Eiweiß, Fett, Kohlehydraten und Salzen im Durchschnittsverhältnis von 14 : 1 : 83 : 1 : 1. Bei Weizenbrot sind die entsprechenden Zahlen: 41, 6, 0,2, 51 und 1, bei Schwarzbrot 41, 6, 0,5, 48 und 1,2. 1 Kilogramm Kartoffeln endlich enthält 758 Gramm Wasser, 20 Gramm Eiweiß, 2 Gramm Fett, 200 Gramm Kohlehydrate (Stärke), 10 Gramm Zellulose und 10 Gramm Salze. (Vergl. Gad & Heymans, Lehrbuch der Physiologie des Menschen, S. 489.)

Ursache des Verlustes an Körpersubstanz werden läßt. Sehr anschaulich hat Lapicque diese Verhältnisse durch ein Gleichnis dargestellt: ein Baumeister braucht in einem gegebenen Augenblick zur Festigung einer Mauer etliche Bolzen aus hartem Holz. Statt deren bringt man ihm Bretter und Balken aus weichem Holz. Er kann sich mit diesen vielleicht behelfen, aber der Aufwand an Holz wird unverhältnismäßig groß sein, ohne daß doch dasselbe Ziel erreicht ist.[1]

Unmittelbar maßgebend sind aber jene Versuche schon deshalb für proletarische Verhältnisse nicht, weil die untersuchten Individuen während der Zeit der Untersuchung nicht Industriearbeit zu verrichten hatten. Der Energienverbrauch des Körpers ist aber natürlich sehr verschieden, wenn er in Ruhe ist oder wenn er arbeitet, und damit schwankt auch, wenn auch nicht in demselben Maße, der innere Eiweißverlust, der durch die Ernährung ausgeglichen werden muß. Diese muß daher bei einem arbeitenden Menschen nicht nur überhaupt reichlicher sein, das heißt dem Organismus größere Energiemengen zuführen, sie muß insbesondere auch genügend Eiweiß enthalten. Slosse legt daher seinen Untersuchungen den Maßstab zugrunde, den Atwater aus der Untersuchung amerikanischer Industriearbeiter gewonnen hat und der mit den Angaben Rubners fast ganz übereinstimmt. Danach braucht ein Mann eine Zufuhr

bei mäßiger Arbeit von	2450—3050 Kalorien[2]	= pro kg Körpergewicht	38—45 Kal.
„ schwerer „ „	3400—3800 „	= „ „ „	45—55 „
„ sehr schwerer Arbeit von	4150—5300 „	= „ „ „	58—75 „

Von den in den Nahrungsmitteln enthaltenen Nährstoffen, welche diese Energiezufuhr vermitteln, soll nach den Angaben der Hygieniker am besten ein Fünftel aus Eiweiß bestehen, der Rest aus einem Drittel Fett und zwei Drittel Kohlehydraten (Stärke und Zucker). Slosse legt seinen Untersuchungen ein viel geringeres Maß von Eiweiß als Norm zugrunde, er erkennt es schon als hinreichend an, wenn 13,5 bis 15,12 Prozent des Gewichtes der Nahrungsstoffe aus Eiweiß bestehen, also zu den übrigen im Verhältnis von durchschnittlich 1 : 7 stehen. Eine Berechnung auf Grund der oben angeführten Energieerfordernisse, des Energiewertes der erwähnten drei Nahrungsmittel und des angenommenen Schlüssels von 1 : 7 und 1 : 2 ergibt, daß ein Mann durchschnittlich im Tag 1,5 Gramm Eiweiß pro Kilogramm seines Körpergewichts braucht. Diese Zahl, die Atwater als Norm für den Konsum eines Mannes bei mäßiger Arbeit aufstellt, stimmt sehr gut mit dem berühmten Satze von 118 Gramm Eiweiß überein, die der Münchener Physiologe Voit als Minimum dessen bezeichnete, was ein kräftiger Mann zum Leben braucht. Slosse ist allerdings noch unter diese Anforderung gegangen und hat als Norm 100 Gramm Eiweiß pro Tag angesetzt.

Sehen wir nun, zu welchen Ergebnissen diese Untersuchungen geführt haben und welches Licht sie auf die Zoll- und Veterinärpolitik des Deutschen Reiches werfen. (Schluß folgt.)

[1] Zitiert bei Slosse und Waxweiler, l. c. S. 41.

[2] Als „Kalorie" bezeichnet man die Wärmemenge, die notwendig ist, um 1 Liter Wasser von 0 auf 1 Grad Celsius zu erwärmen. Da alle Formen von Energie, mechanische sowie chemische Spannkraft usw., in Wärme überführbar sind, kann man alle Energien in Kalorieeinheiten ausdrücken, daher auch die chemische Energie,

Marxistische Theorie und revolutionäre Taktik.

Von Anton Pannekoek.

(Schluß.)

4. Die Eroberung der Herrschaft.

Für die Zurückweisung der merkwürdigen Äußerungen Kautskys über die Rolle des Staates und die Eroberung der politischen Herrschaft sowie für die Beleuchtung seiner Anarchistenriecherei müssen wir auf die „Leipziger Volkszeitung" vom 10. September verweisen. Hier sei nur noch einiges zur Beleuchtung unserer Differenzen hinzugefügt.

Die Frage, *wie das Proletariat die demokratischen Grundrechte bekommt*, die ihm bei genügendem sozialistischem Klassenbewußtsein die politische Herrschaft in die Hand liefern, ist die *Grundfrage unserer Taktik*. Wir vertreten die Auffassung, daß sie der herrschenden Klasse nur durch Kämpfe abgezwungen werden können, in denen sie ihre ganze Macht gegen das Proletariat ins Feld führt und ihre ganze Macht also vernichtet werden muß. Eine andere Auffassung wäre diese, daß die herrschende Klasse sie freiwillig gibt, durch allgemeine demokratische oder ethische Ideen geleitet, ohne ihre Machtmittel zu benutzen — das wäre das revisionistische friedliche Hineinwachsen in den Zukunftsstaat. Kautsky ist mit keiner der beiden Anschauungen einverstanden; welches Dritte bleibt hier übrig? Wir haben aus seinen Äußerungen geschlossen, daß er sich die Eroberung der Herrschaft als eine einmalige Niederwerfung der Macht des Feindes denkt, als einen Akt ganz anderer Natur als alles, was bis dahin, als Vorbereitung zu dieser Revolution, die Tätigkeit des Proletariats bildet. Weil Kautsky die Richtigkeit dieser Schlußfolgerung bestreitet und Klarheit über seine Grundanschauungen über die Taktik erwünscht ist, führen wir zunächst die wichtigsten Stellen an. Im Oktober 1910 schrieb er:

> Ich vermag mir unter Verhältnissen, wie sie in Deutschland bestehen, einen politischen Massenstreik nur als ein einmaliges Ereignis vorzustellen, in den das ganze Proletariat des Reiches mit seiner ganzen Macht eintritt, als einen Kampf auf Leben und Tod, als einen Kampf, der unsere Gegner niederringt oder die Gesamtheit unserer Organisationen und unsere ganze Macht für Jahre hinaus zerschmettert oder mindestens lähmt („Neue Zeit", XXVIII, 2, S. 374).

Die Niederringung unserer Gegner ist hier wohl nicht anders zu verstehen als die Eroberung der politischen Macht — sonst müßte ja nachher der einmalige Akt zum zweiten- oder drittenmal wiederholt werden. Natürlich kann der Ansturm sich auch als zu schwach erweisen; dann ist er eben gescheitert, bringt eine schwere Niederlage und muß nachher aufs neue versucht werden; wenn er aber gelingt, ist das Endziel erreicht. Jetzt allerdings

---

die dem Organismus in der Nahrung zugeführt wird. Bei völliger Ruhe verbraucht der Körper im Tage für Erwärmung, die Tätigkeit der Herz- und Atmungsmuskeln usw. nach Gautier 2350 Kalorien, bei Arbeit 3750. Von diesen zuschüssigen 1400 Kalorien können aber nur etwa ein Sechstel in äußere Arbeit der Muskeln verwandelt werden, der Rest, also fünf Sechstel, dient zur Bestreitung der inneren Arbeit des Organismus. (Bei den besten Dampfmaschinen wird heute etwa derselbe Anteil der in der chemischen Energie der Kohle dem Kessel zugeführten Energiemengen in äußere Arbeit umgesetzt.)

erklärt Kautsky (S. 695), daß er niemals behauptet habe, der Massenstreik sei ein Ereignis, bestimmt, die kapitalistische Herrschaft mit einem Schlage niederzuwerfen. Wie dann das obige Zitat zu verstehen ist, ist mir nicht klar.

In seinem Artikel „Die Aktion der Masse" schrieb Kautsky 1911 über die spontanen Aktionen der unorganisierten Masse (der Straße):

> Gelingt aber die Massenaktion, tritt sie mit einer so überwältigenden Wucht, so großer Erregung und Rücksichtslosigkeit der Massen, so ungeheurem Umfang ihres Bereichs, so überraschender Plötzlichkeit bei so ungünstiger Situation unserer Gegner auf, daß sie unwiderstehlich wirkt, dann kann die Masse heute den Sieg ganz anders ausnutzen als ehedem. (Folgt der Hinweis auf die Arbeiterorganisationen.) Wo diese Organisationen Wurzel gefaßt haben, da sind die Zeiten vorbei, in denen das Proletariat durch seine Siege in spontanen Massenaktionen nur für einzelne, gerade in der Opposition begriffene Fraktionen seiner Gegner die Kastanien aus dem Feuer holte. Es wird sie künftighin selbst verzehren können („Neue Zeit", XXX, 1, S. 116).

Auch diesen Satz kann ich nicht anders verstehen, als daß hier, statt wie früher einer bürgerlichen Gruppe, jetzt dem Proletariat selbst die politische Herrschaft in die Hände fällt infolge einer gewaltigen spontanen Erhebung der unorganisierten Massen, die durch besondere aufpeitschende Ereignisse veranlaßt wurde. Auch hier ist die Möglichkeit vorgesehen, daß zuerst vergebliche Anstürme stattfinden, die in einer Niederlage zusammenbrechen, bevor einmal der Angriff gelingt. Eine solche politische Revolution fällt, durch Teilnehmer und Methoden, völlig außerhalb des Rahmens der heutigen Arbeiterbewegung; während diese ihre Aufklärungs- und Organisationsarbeit regelmäßig weiterführt, bricht auf einmal unter dem Einfluß gewaltiger Ereignisse, völlig unberechenbar, die Revolution „wie aus einer anderen Welt" über sie herein. Wir können also nichts anderes daraus lesen, als wir in unserem Artikel darlegten. Das Wesentlichste ist dabei nicht, daß diese Revolution ein *einmaliger kurzer* Akt sei; auch wenn die Eroberung der Herrschaft aus einigen solchen Akten (Massenstreiks und Aktionen der „Straße") bestehen soll, bleibt als das Wesentliche dieser Auffassung der scharfe Gegensatz bestehen zwischen der Gegenwartsarbeit des Proletariats und der künftigen revolutionären Eroberung der Herrschaft, die einer ganz anderen Ordnung der Dinge angehört. Das wird von Kautsky jetzt ausdrücklich bestätigt:

> Ich möchte nur noch zur Vermeidung von Mißverständnissen darauf hinweisen, daß ich in meiner Polemik mit der Genossin Luxemburg vom politischen *Massenzwangsstreik* handelte, in meinem Artikel über die „Aktion der Massen" von *Straßenunruhen* rede. Von ihnen behauptete ich, sie könnten unter Umständen politische Katastrophen herbeiführen, seien aber unberechenbar und nicht nach Belieben zu veranstalten. Ich handelte dabei nicht von bloßen *Straßendemonstrationen* (S. 695).

Ich wiederhole es nochmals, meine Theorie des „passiven Radikalismus", das heißt des Abwartens der passenden Gelegenheit und Stimmung der Masse, die beide nicht von vornherein zu berechnen oder durch Organisationsbeschluß herbeizuführen seien, bezog sich nur auf Straßenunruhen und Massenstreiks, die eine politische Entscheidung erzwingen wollen — also nicht auf Straßendemonstrationen und auch nicht auf Demonstrationsstreiks. Solche können sehr wohl gelegentlich

durch Partei- oder Gewerkschaftsbeschluß ohne Rücksicht auf die Stimmung der unorganisierten Masse herbeigeführt werden, bedingen aber auch keine neue Taktik, solange sie bloße Demonstrationen bleiben (S. 696).

Wir wollen nicht darauf eingehen, daß ein politischer Massenstreik, der 1910 nur als einmaliger Akt denkbar hieß und deshalb damals für den preußischen Wahlrechtskampf unerlaubt war, jetzt auf einmal als „Demonstrationsstreik" unter den willkürlich zu veranstaltenden Gegenwartsaktionen auftaucht. Wir weisen bloß darauf hin, wie Kautsky hier die Gegenwartsaktionen, die nur Demonstrationen sind und willkürlich veranstaltet werden, scharf von den unberechenbaren revolutionären Zukunftsaktionen trennt. In dem Gegenwartskampf mögen mal neue Rechte gewonnen werden: mit einem Schritt zur Eroberung der Herrschaft haben sie nichts zu tun, sonst würde ja die herrschende Klasse ihnen einen Widerstand entgegenstellen, der nur durch Zwangsstreiks zu brechen wäre. Arbeiterfreundliche Regierungen mögen mit arbeiterfeindlichen abwechseln, Straßendemonstrationen und Massenstreiks mögen dabei eine Rolle spielen, aber mit alledem wird nichts Wesentliches in der Welt geändert; unser Kampf bleibt „ein politischer Kampf gegen die Regierungen", der sich auf „Opposition" beschränkt und die Staatsgewalt mit ihren Ministerien unbehelligt läßt. Bis auf einmal durch äußere Ereignisse eine riesige Volkserhebung aufflammt mit Straßenunruhen oder Zwangsstreiks, die mit dieser ganzen Geschichte Schluß macht.

Eine solche Anschauungsweise ist nur möglich, wenn man den Blick an den äußeren politischen Formen haften läßt und für die materielle Wirklichkeit, die dahinter steckt, kein Auge hat. Nur die Betrachtung der Machtfaktoren der kämpfenden Klassen, die hier wachsen, dort abnehmen und einander zu vernichten suchen, bietet den Schlüssel zum Verständnis der revolutionären Entwicklung. Sie hebt den scharfen Gegensatz zwischen Gegenwartsaktion und Revolution auf. Zwischen den verschiedenen von Kautsky erwähnten Aktionsformen besteht kein schroffer Gegensatz, sondern nur ein gradueller Unterschied, als schwache und sehr kräftige Aktionsformen derselben Gattung. Erstens in ihrem Ursprung; auch die einfachen Demonstrationen sind nicht willkürlich zu veranstalten, sondern sie sind nur möglich, wenn äußere Anlässe eine starke Erregung geweckt haben, wie jetzt die Teuerung und die Kriegsgefahr und 1910 die preußische Wahlrechtsvorlage. Je stärker die Erregung, um so machtvoller können sich die Aktionen entfalten. Für die stärkste Form des Massenstreiks gilt nicht einfach, wie Kautsky S. 695 ausführt, daß wir sie „aufs energischste zu fördern und zur Stärkung des Proletariats zu benutzen" hätten, wenn durch solche Bedingungen eine Massenbewegung schon entstanden ist; sondern wenn die Bedingungen da sind, hat die Partei als die bewußte Trägerin der tiefsten Empfindungen der ausgebeuteten Massen die nötigen Aktionen zu veranstalten und die Führung zu übernehmen — also im großen ähnlich zu handeln wie heute im kleinen. Die Anlässe sind unberechenbar, aber die Aktionen sind unsere eigene Tat. Zweitens in den Teilnehmern; unsere Gegenwartsdemonstrationen können wir nicht strenge auf die Mitglieder beschränken; wenn diese auch zuerst ihre Kerntruppen bilden, werden andere sich im Laufe des Kampfes anschließen. In unserem vorigen Auf-

satz legten wir dar, wie sich beim Steigen der Aktion der Kreis der Beteiligten bis auf die große Volksmasse steigert, ohne daß dabei von regellosen Emeuten der Straße im alten Sinne die Rede sein kann. *Drittens in der Wirkung der Aktion*: die Eroberung der Herrschaft durch die stärksten Aktionsformen besteht im tiefsten Grunde in der Auflösung der Machtmittel des Feindes und in dem Aufbau der eigenen Macht. Aber auch die heutigen Aktionen, die einfachen Straßendemonstrationen zeitigen schon im kleinen Maßstab diese Wirkung; als die Polizei 1910 machtlos den Versuch aufgeben mußte, die Demonstrationen zu verhindern, bedeutete das eine erste Abbröckelung der Macht der Staatsgewalt, die völlig zu besiegen den Inhalt der Revolution bildet. In diesem Sinne kann man jene Massenaktionen als den Anfang der deutschen Revolution bezeichnen.

Der hier dargelegte Gegensatz unserer Auffassungen mag zunächst rein theoretischer Natur erscheinen; aber er hat doch eine große praktische Bedeutung für unsere Taktik. Nach der Kautskyschen Auffassung muß man sich jedesmal, wenn der Anlaß zu einer kräftigen Aktion auftaucht, die angstvolle Frage stellen, ob sie uns nicht durch ihre Konsequenzen, indem sie die ganze Macht des Gegners gegen uns mobil macht, zu einer „Machtprobe" treiben wird, das heißt zu einem Versuch, die Revolution zu machen. Und weil man weiß, daß wir dafür noch zu schwach sind, wird man nur zu leicht vor der Aktion zurückschrecken — das war der Sinn der Massenstreikdebatte in der „Neuen Zeit" 1910. Wer aber den von Kautsky aufgestellten Gegensatz zwischen Gegenwartsaktion und Revolution nicht anerkennt, beurteilt jede Aktion als eine Gegenwartsfrage, die nach den vorhandenen Bedingungen und Stimmungen der Masse geprüft und doch zugleich als Teil eines großen Zieles bewertet wird. Man dringt bei jeder Aktion, ohne sich durch falsche theoretische Zukunftserwägungen lähmen zu lassen, so weit vorwärts, als bei den vorliegenden Verhältnissen möglich erscheint. Denn es handelt sich dabei nie um die volle Revolution, auch nicht um einen bloßen Gegenwartsgewinn, sondern immer um einen Schritt auf dem Wege der Revolution.

5. Parlamentarismus und Massenaktion.

Massenaktionen sind nichts Neues, sondern so alt wie der Parlamentarismus selbst; jede Klasse, die sich des Parlamentarismus bediente, hat auch gelegentlich Massenaktionen angewandt. Denn sie bilden eine notwendige Ergänzung, oder richtiger noch, eine *Korrektur des Parlamentarismus*. Da das Parlament, wo das parlamentarische System ausgebildet ist, die Gesetze, also auch das Wahlgesetz für sich selbst bestimmt, hätte eine einmal herrschende Klasse oder Clique es in der Hand, trotz aller gesellschaftlichen Entwicklung, ihre Herrschaft für alle Ewigkeit zu festigen. Tritt aber ihre Herrschaft zu der neuen Entwicklung zu sehr in Widerspruch, dann tritt die Massenaktion, oft in der Gestalt einer Revolution oder Volkserhebung, als Korrektur auf, fegt die herrschende Clique weg, zwingt dem Parlament ein anderes Wahlgesetz auf und bringt derart Parlament und Gesellschaft wieder miteinander in Übereinstimmung. Auch kann es vorkommen, daß eine Massenaktion als Wirkung eines großen Notstandes der Massen auftritt, als Druck auf das Parlament, Maßnahmen zur Abhilfe zu treffen. Die Furcht vor den Folgen der Volksempörung zwingt oft die im

Parlament herrschende Klasse zu Maßnahmen im Interesse der Massen, für die sie sonst nicht zu haben wäre. Ob bei diesen Massenaktionen zugleich Männer im Parlament sitzen, die als ihre Wortführer auftreten, ist zwar alles anderes als wertlos oder gleichgültig, aber doch nebensächlich; die bestimmende und entscheidende Kraft liegt draußen.

Auch jetzt sind wir in eine Periode geraten, in der diese Korrektur des Parlamentarismus mehr als je nötig ist; einerseits lockt der Kampf um das demokratische Wahlrecht, andererseits die Teuerung und die Kriegsgefahr Massenaktionen heraus. Kautsky weist mit Vorliebe darauf hin, daß diese Kampfformen nichts Neues darstellen; er betont die Gleichartigkeit mit dem Früheren. Wir heben dagegen das Neue hervor, wodurch sie sich von allem Früheren unterscheiden. Mit dem Anfang der Anwendung dieser Methoden durch das sozialistische Proletariat Deutschlands bekommen sie einen neuen Charakter, eine neue Bedeutung und neue Konsequenzen, die zu erörtern gerade Inhalt und Ziel meines Artikels war. Erstens weil das hochorganisierte, klassenbewußte Proletariat, dessen entwickeltsten Typus wir im deutschen Proletariat vor uns haben, einen ganz anderen Klassencharakter als frühere Volksmassen aufweist und daher seine Aktionen auch ganz anderer Natur sind. Zweitens weil dieses Proletariat dazu bestimmt ist, eine tiefgreifende Revolution durchzuführen und daher seine Aktionen, auch wo sie nicht direkt einem Wahlrechtskampf dienen, eine tief umwälzende Wirkung auf die ganze Gesellschaft, auf die Staatsgewalt und auf die Massen, ausüben müssen.

Mit Unrecht glaubt also Kautsky als mustergültiges Beispiel England anführen zu können, „wo wir am besten das Wesen moderner Massenaktionen studieren können". Wir reden über politische Massenaktionen, die neue Rechte erobern sollen, damit die Macht des Proletariats im Parlament zum Ausdruck kommt — in England handelte es sich um gewerkschaftliche Massenaktionen, um einen Riesenstreik für gewerkschaftliche Forderungen, der als Ausdruck der Schwäche der alten konservativen Gewerkschaftsmethoden Hilfe bei der Regierung suchte. Wir reden über Aktionen eines sozialistisch durchgebildeten, politisch reifen Proletariats wie in Deutschland — in England fehlte den streitenden Massen noch völlig diese sozialistische Einsicht, die politische Klarheit, die für solche Aktionen nötig sind. Gewiß, auch sie beweisen, daß die Arbeiterbewegung ohne Massenaktionen nicht auskommt; auch sie sind Folgen des Imperialismus. Aber trotz der bewundernswerten Solidarität und Ausdauer, die sich dabei zeigten, tragen sie doch mehr den Charakter von Verzweiflungsausbrüchen als von bewußten Aktionen, die zur Eroberung der Herrschaft führen und nur von einem sozialistisch durchgebildeten Proletariat unternommen werden können.

In der „Leipziger Volkszeitung" haben wir schon darauf hingewiesen, daß Parlamentarismus und Massenaktion nicht zueinander in Gegensatz stehen, sondern daß die Massenaktionen im Wahlrechtskampf dazu dienen, einen neuen breiteren Boden für den Parlamentarismus zu gewinnen. Und in unserem ersten Artikel bezeichneten wir die moderne Form des Kapitalismus, den Imperialismus, durch seine Kriegsgefahr[1] und seine Teuerung

[1] Zu dem, was wir über die Bekämpfung der Kriegsgefahr und den Gegensatz unserer Anschauungen über Krieg und Proletariat in der „Leipziger Volkszeitung" vom 11. September ausführten, haben wir nichts hinzuzufügen als nur dies eine:

als die Quelle der modernen Massenaktionen. Dem Genossen Kautsky erscheint es jedoch „nicht recht verständlich", daß sich daraus „die Notwendigkeit einer neuen Taktik", soll also heißen: die Notwendigkeit von Massenaktionen ergibt; denn die allgemeinen Wirkungen der Elementarkräfte des Kapitalismus, gegen die die Parlamente machtlos sind, können auch durch Massenaktionen, die doch nur den Zweck haben, „Parlamentsbeschlüsse zu ersetzen oder zu erpressen", so wenig wie durch irgendeine andere politische Aktion beseitigt werden — wie zum Beispiel die Ursachen der Teuerung, die in Mißernte, Goldproduktion und Kartellwesen liegen. Schade, daß die Pariser von 1848, die durch Teuerung und Krise in den Aufstand getrieben wurden, das nicht gewußt haben; dann hätten sie sicher keine Februarrevolution gemacht. Vielleicht erblickt Genosse Kautsky darin wieder eine Probe des Unverstandes der Massen, deren Instinkt auf keine vernünftigen Erwägungen hört. Wenn aber die Masse, entgegen den Ratschlägen des Theoretikers, daß gegen solche Elementarübel des Kapitalismus keine politische Aktion etwas helfen kann, dennoch, durch Hunger und Not aufgepeitscht, sich zu mächtigen Aktionen zusammentut und Abhilfe fordert, so hat der Instinkt der Masse recht und die Wissenschaft des Theoretikers unrecht. Erstens, weil die Aktion sich unmittelbare Ziele stellen kann, die nicht sinnlos sind; Regierungen und Behörden können, wenn sie nur durch einen kräftigen Druck gezwungen werden, sehr viel zur Linderung der Not tun, auch wenn diese Not nicht — wie in Deutschland durch Zoll und Grenzsperre — eine Folge von Parlamentsbeschlüssen ist, sondern aus tieferen Ursachen stammt. Zweitens, weil die bleibende Wirkung großer Massenaktionen eine mehr oder weniger tiefgehende Erschütterung der Kapitalherrschaft ist, also die Grundursache in ihrer Wurzel antastet.

Kautsky geht immer von dem Grundgedanken aus, daß der Kapitalismus, solange er noch nicht in den Sozialismus umgeschlagen ist, als eine feste, unabänderliche Tatsache hinzunehmen ist, gegen deren Wirkungen es vergebens ist, Sturm zu laufen. Solange das Proletariat noch schwach ist, ist es auch richtig, daß nicht eine Einzelerscheinung — wie Krieg, Teuerung, Arbeitslosigkeit — zu beseitigen ist, während übrigens der Kapitalismus in alter Kraft weiter besteht. Das wird aber unrichtig für die Periode des untergehenden Kapitalismus, in der das machtvoll emporgestiegene Proletariat gegen diese Elementargewalten seinen eigenen Willen und seine Kraft als eine andere Elementargewalt des Kapitalismus in die Wage wirft. Wenn diese Anschauung des Überganges vom Kapitalismus zum Sozialismus dem Genossen Kautsky „reichlich unklar und geheimnisvoll" dünkt — was nur ausdrückt, daß sie ihm neu erscheint —, so nur deshalb, weil er Kapitalismus und Sozialismus als fertige, feste Dinge ansieht und ihren Übergang nicht als einen dialektischen Prozeß erfaßt. Wo das Proletariat

Kautsky weist auf die englischen Arbeiter beim Burenkrieg, die russischen in 1904 und die italienischen in 1911 hin, die den Krieg nicht verhinderten, und er spöttelt darüber, daß dieser von mir behauptete „unvermeidliche" Versuch der Arbeiter bisher immer ausblieb. Er läßt dabei völlig aus dem Auge, daß es sich in allen diesen Fällen nicht um einen europäischen Krieg, sondern um einen Kolonialkrieg handelte, bei dem von einer gewaltigen wirtschaftlichen Katastrophe im eigenen Lande gar keine Rede sein konnte. Solche wesentlichen Unterschiede durfte ein Mann wie Kautsky nicht aus dem Auge verlieren.

jetzt gegen die Einzelwirkungen des Kapitalismus Sturm läuft, bedeutet jede dieser Aktionen eine Schwächung der Kapitalmacht, eine Stärkung der eigenen Macht, einen weiteren Schritt in dem Prozeß der Revolution.

6. Der Marxismus und die Rolle der Partei.

Zum Schlusse noch ein paar Worte über die Theorie. Sie sind nötig, weil ein paarmal in Kautskys Ausführungen leise Andeutungen gemacht wurden, als hätten wir mit unseren Darlegungen den Boden des Marxismus, der materialistischen Geschichtsauffassung verlassen. Das eine Mal, wo er unsere Auffassung des Wesens der Organisation als — für einen Materialisten sonderbaren — Spiritualismus bezeichnet. Das andere Mal, wo er unsere Auffassung, daß das Proletariat „im stetigen Angriff und Vorwärtsdrängen", in von Aktion zu Aktion sich steigerndem Klassenkampf seine Macht und seine Freiheit aufbauen muß, dahin interpretiert, der Parteivorstand solle die Revolution „veranstalten"....

Der Marxismus erklärt alles Handeln der Menschen in Geschichte und Politik aus den materiellen, insbesondere den wirtschaftlichen Verhältnissen. Ein immer wiederkehrendes bürgerliches Mißverständnis wirft uns vor, daß wir dabei den menschlichen Geist ausschalten, den Menschen zum toten Werkzeug, zum Marionetten wirtschaftlicher Kräfte machen. Demgegenüber heben wir immer hervor, daß der Marxismus den Geist nicht ausschaltet. Alles, was die Menschen in Bewegung setzt, muß durch ihren Geist hindurch. Ihr Handeln wird durch ihren Willen, durch alles, was in ihrem Geiste als Idee, Prinzipien, Beweggründe lebt, bestimmt. Aber der Marxismus sagt, daß dieses Geistige in dem Menschen völlig ein Produkt der ihn umgebenden materiellen Welt ist, daß also die wirtschaftlichen Verhältnisse nur dadurch sein Handeln bestimmen, daß sie auf seinen Geist einwirken und seinen Willen bestimmen. Die soziale Revolution als Folge der kapitalistischen Entwicklung kommt nur dadurch zustande, daß die wirtschaftliche Umwälzung zuerst den Geist des Proletariats umgestaltet, ihm einen neuen Inhalt gibt und seinen Willen in diese Richtung lenkt. Sowie die sozialdemokratische Betätigung ausdrückt, wie eine neue Einsicht und ein neuer Willen den Geist des Proletariats erfüllt, so ist auch die Organisation Ausdruck und Wirkung einer tiefen geistigen Umwälzung des Proletariats. Diese geistige Umwälzung ist das Mittelglied, durch das hindurch die wirtschaftliche Entwicklung zur Tat der sozialen Revolution führt. Über diese Rolle des Geistes im Marxismus wird zwischen Kautsky und uns keine Meinungsverschiedenheit herrschen.

Allerdings liegt auch hier noch eine Differenz zwischen uns vor; nicht in der abstrakt-theoretischen Formulierung, sondern in der praktischen Betonung. Wenn wir zuerst den Satz aussprechen: „Die Menschen werden in ihrem Handeln völlig durch die materiellen Verhältnisse bestimmt", und dann den anderen: „Aber die Menschen müssen ihre Geschichte selbst machen durch ihr eigenes Handeln" — so bilden sie zusammen erst die ganze marxistische Auffassung. Der erste schließt die Willkür aus, als könnte man eine Revolution nach Belieben machen; der zweite beseitigt den Fatalismus, als hätten wir nur abzuwarten, bis in wunderbarer Weise aus irgendeiner Reife der Entwicklung die Revolution von selbst emporschießt. So richtig beide Sätze theoretisch sind, so werden sie doch notwendig im Laufe der Ent-

wicklung verschieden betont. Solange die Partei sich noch im ersten Emporsteigen befindet, das Proletariat erst sammeln muß und das Ziel ihrer Tätigkeit vor allem in ihrer eigenen Entwicklung sucht, gibt ihr die im ersten Satze enthaltene Wahrheit die Geduld für den langsamen Aufbau, das Bewußtsein der Vergeblichkeit aller vorzeitigen Putsche und die ruhige Sicherheit des endlichen Sieges. Dann trägt der Marxismus einen vorwiegend historisch-ökonomischen Charakter; dann ist er die Lehre der ökonomischen Bestimmtheit aller Geschichte und prägt uns ein, daß man die Verhältnisse ausreifen lassen muß. In dem Maße aber, wie das Proletariat sich zu einer Massenbewegung sammelt, imstande, in das gesellschaftliche Leben tatkräftig einzugreifen, muß immer mehr das Bewußtsein des zweiten Satzes emporsteigen. Dann drängt sich der Gedanke nach vorn, daß es darauf ankomme, die Welt nicht einfach zu interpretieren, sondern sie zu verändern. Dann wird der Marxismus zur *Theorie der proletarischen Aktion*. Dann treten die Fragen, wie sich in Einzelheiten Geist und Willen des Proletariats unter dem Einfluß der Verhältnisse entwickeln und wie die verschiedenen Einflüsse sie gestalten, in den Vordergrund; dann wird das Interesse für die philosophische Seite des Marxismus, für das Wesen des Geistes lebendig. So werden zwei Marxisten, die unter dem Einfluß dieser verschiedenen Stufen stehen, sich verschieden äußern, indem der eine vor allem die Bedingtheit, der andere vor allem die Aktivität des Geistes betont; sie werden ihre Wahrheiten gegeneinander ins Feld führen und doch genau derselben marxistischen Theorie huldigen.

Von praktischer Bedeutung ist hier aber eine ganz andere Differenz. Wir stimmen Kautsky vollkommen bei, daß eine Person oder Gruppe nicht die Revolution machen kann. Kautsky wird uns genau so beistimmen, daß das Proletariat die Revolution *machen muß*. Wie steht es nun aber mit der Partei, die ein Mittelding ist, einerseits eine große Gruppe, die bewußt ihre Aktionen beschließt, andererseits die Vertreterin und Führerin des ganzen Proletariats ist? Was ist die *Aufgabe der Partei*?

Kautsky drückt sie, soweit es sich um die Revolution handelt, in der Darlegung seiner Taktik folgendermaßen aus: „Anwendung des Zwangsmassenstreiks, aber nur in seltenen, äußersten Fällen, nur dann und dort, wo die Massen nicht mehr zu halten sind" (S. 697). Also, solange die Massen noch zu halten sind, soll die Partei sie halten; solange es nur irgendwo möglich ist, soll sie ihre Aufgabe darin erblicken, die Massen ruhig zu halten, sie von Aktionen abzuhalten; nur wenn es nicht mehr geht, wenn die Volksempörung alle Schranken niederzureißen droht, öffnet sie die Schleusen und stellt sich womöglich an die Spitze. Die Rollen sind also derart verteilt, daß alle Energie, alle Aktivität, aus der die Revolution entspringt, aus den Massen kommen muß, während die Partei diese Aktivität möglichst lange niederzuhalten, zu hemmen, zu bremsen hat.

So darf man aber ihr Verhältnis nicht auffassen. Gewiß kommt alle Aktivität aus den Massen, die durch die Unterdrückung, das Elend, die Rechtlosigkeit zur Empörung, zur revolutionären Tatkraft aufgestachelt werden und dann durch ihre Angriffe die Kapitalherrschaft beseitigen müssen. Aber die Partei hat sie darüber belehrt, daß Verzweiflungsausbrüche einzelner oder einzelner Gruppen machtlos sind und daß nur gemeinsames, geschlossenes, organisiertes Handeln Erfolge bringen kann. Sie hat die Massen diszi-

pliniert und von fruchtloser Verzettelung ihrer revolutionären Energie zurückgehalten. Aber das ist natürlich nur die eine, die negative Seite ihrer Wirkung; denn positiv bedeutet es, daß die Partei zugleich den Weg zeigt, diese Energie in einer anderen erfolgreichen Weise anzuwenden, und dort vorangeht. Die Massen haben einen Teil ihrer Energie, ihrer revolutionären Willenskraft der organisierten Gesamtheit, der Partei gleichsam übertragen, nicht damit er verloren geht, sondern damit die Partei ihn als ihren Gesamtwillen betätigt. *Was die Massen dabei an Initiative und spontaner Aktionskraft verlieren, ist kein wirklicher Verlust, sondern kommt an einer anderen Stelle in anderer Form als Initiative und Aktionskraft der Partei wieder zum Vorschein*; es findet gleichsam eine Transformation der Energie statt. Die Massen bleiben, auch wenn in ihnen — wie zum Beispiel bei der Teuerung — die höchste Empörung aufflammt, doch ruhig, weil sie darauf rechnen, daß die Partei sie zu Aktionen aufrufen wird, in denen ihre Energie am zweckmäßigsten und erfolgreichsten angewandt wird.

Daher kann das Verhältnis von Masse und Partei nicht so sein, wie Kautsky es darstellt. Würde die Partei es als ihre Aufgabe betrachten, die Massen solange als es nur geht von Aktionen zurückzuhalten, so bedeutete die Parteidisziplin den Verlust an Initiative und spontaner Aktionskraft der Massen, einen *wirklichen* Verlust, statt eine Transformation der Energie. *Dann bedeutete die Existenz der Partei eine Schmälerung der revolutionären Kraft des Proletariats statt ihre Stärkung.* Sie kann sich nicht einfach hinstellen und abwarten, bis die Massen, denen sie einen Teil ihrer spontanen Kraft genommen hat, trotzdem aus sich selbst losbrechen; die Disziplin, das Vertrauen in ihre Führung, das die Massen ruhig hält, stellt ihr die Aufgabe, aktiv einzugreifen und selbst die Massen im richtigen Augenblick zu Aktionen aufzurufen. Die Partei hat also, wie wir schon darlegten, in der Tat die Aufgabe, revolutionäre Aktionen zu *veranstalten*, weil sie die Trägerin eines wichtigen Teiles der Aktionskraft der Masse ist — aber sie kann das *nicht nach Willkür* zu beliebiger Zeit, weil sie nicht den ganzen Willen des ganzen Proletariats restlos in sich aufgenommen hat und es also nicht wie Soldaten aufmarschieren lassen kann. Sie hat den geeigneten Zeitpunkt abzuwarten — nicht bis die Massen nicht mehr zu halten sind und von selbst losbrechen, sondern — bis die Verhältnisse eine so große Erregung und Leidenschaft in den Massen wachrufen, daß große Massenaktionen gelingen können. In solcher Weise verwirklicht sich jetzt die marxistische Lehre, daß die Menschen, durch die ökonomische Entwicklung bestimmt und getrieben, selbst ihre Geschichte machen. Die revolutionäre Kraft, die in der Erregung der Massen, Wirkung der Unerträglichkeit des Kapitalismus, steckt, darf nicht unbenutzt bleiben und damit verloren gehen; sie darf sich auch nicht in unorganisierten Ausbrüchen verzetteln, sondern sie muß in organisierter Weise, in von der Partei veranstalteten Aktionen für das Ziel, die Kapitalherrschaft zu schwächen, nutzbar gemacht werden. In dieser revolutionären Taktik wird die marxistische Theorie zur Tat.

Berichtigung oder Vertuschung?

Von **Ch. Rappoport** (Paris).

Die Gewerkschaften der ganzen Welt sind einer Meinung über die Gewerkschaftsmethoden der C. G. T., die ihrerseits sich ihrer besonderen Stellung, ihrer „glänzenden Isoliertheit" in der gewerkschaftlichen Internationale bewußt und, wenn man den Worten Griffuelhes' in Havre Glauben schenken darf, noch besonders stolz auf sie ist. Es gehört wirklich ein besonderer Edelmut dazu, den „objektiven" Verteidiger der gekränkten Unschuld der C. G. T. spielen zu wollen. Die gewerkschaftliche Welt kennt die C. G. T., die bekanntlich aus ihren Ansichten kein Hehl macht, nicht aus schönfärberischen oder bös kritisierenden Zeitungs- und Revueartikeln, sondern aus direkter Beobachtung, aus den zahlreichen Auseinandersetzungen auf den internationalen Kongressen und Konferenzen. Die C. G. T. hatte sich bekanntlich wegen der unüberbrückbaren Kluft zwischen ihr und der ganzen gewerkschaftlichen Welt für einige Jahre in den Schmollwinkel zurückgezogen. Es klingt daher komisch, wenn Steiner es unternimmt, die sozialistische und gewerkschaftliche Welt vor Irreführung durch einen Artikel im „Organ des wissenschaftlichen Sozialismus" zu warnen, während er zugleich erklärt, „im allgemeinen der Auffassung des Genossen Rappoport zuzustimmen"! Wenn Steiner meinen Aufsatz über den Kongreß in Havre nicht mit den Augen eines Verliebten gelesen hätte, so hätte er wohl merken können, daß ich die allzu schlechte Meinung der gewerkschaftlichen Internationale über sein Liebesobjekt — die C. G. T. — durch Aufzeigung einiger Lichtpunkte etwas zu mildern bemüht war. Es lag hier also kein Anlaß für Ehrenrettung vor.

Nun zur Sache! Steiner stellt sich eine doppelte Aufgabe: er will die Tatsachen richtigstellen und meine Urteile über die C. G. T. berichtigen.

Steiner wirft mir vor, den Vergleich zwischen den „gefüllten Kassen der deutschen Gewerkschaften" und den leeren Kassen der C. G. T. unbilligerweise aufgestellt zu haben. Aber nicht ich, sondern der Delegierte der deutschen Generalkommission, Genosse Sassenbach, den ich ausdrücklich zitiere, hat auf die Millionen der deutschen Gewerkschaften hingewiesen, und fast sämtliche Kongreßmitglieder haben ihm in diesem Punkte laut zugestimmt. Und es ist weder Sassenbachs noch meine Schuld, daß der Kassenbericht der C. G. T., der mit einem Barbestand von 800 Franken bei 1700 Franken Schulden abschließt, wie eine blutige Ironie für die Ohren aller — Steiner ausgenommen — klang im Vergleich mit den Riesenaufgaben der C. G. T. Nur ein hoffnungslos Verliebter kann diesen wundesten Punkt in der Lage der C. G. T. mit Wortfloskeln zu verkleistern suchen. Die Liebe verblendet eben. Die schlimmsten Eigenschaften des Liebesobjektes verwandeln sich bekanntlich in Tugenden oder bleiben unbeachtet.

Beiläufig sei bemerkt, daß Steiner mir gegenüber seine Objektivität auch dort herausstreicht, wo er, wie in der Frage der Erhöhung der Beiträge, selbst zugeben muß, daß ich der C. G. T. Gerechtigkeit widerfahren lasse. Dazu gehört etwas — Naivität! Er schreibt eben: „Der objektive Berichterstatter hätte das Bestreben der französischen Gewerkschaften hervorheben müssen, ihren finanziellen Anforderungen nachzukommen." Nun schreibe ich (S. 27 dieses Bandes der „Neuen Zeit") in meinem Bericht folgendes: „Auch in dem Punkte der Beiträge hat sich die C. G. T. unmerklich gemausert. Fast ohne Debatte wurde ein Antrag angenommen, der den Beitrag für die Zentrale von 6 Franken für 1000 Mitglieder auf 10 erhöht." Wie soll ich dieses Aufdenkopfstellen der Tatsachen — den guten Glauben Steiners vorausgesetzt — anders als durch Verliebtheit erklären?

Steiner unternimmt es, die Verluste der Bauarbeiter zu bestreiten. Ich erkläre diese Zahl, wie alle anderen — da das gedruckte Material fehlt oder unvollständig ist — direkt von den Sekretären der betreffenden Gewerkschaften er-

halten und nach ihrem Diktat niedergeschrieben zu haben. Die Zahl der 27 000 zurückgetretenen Bauarbeiter wurde mir zweimal vom Sekretär Nicolet angegeben. Nicolet ist kein Mitglied der Partei und gehört zu den geachtetsten Syndikalisten. Der Rückgang der Bauarbeitergewerkschaft, die als eine Art Ehrengarde des revolutionären Syndikalismus gilt, ist eine allgemein bekannte, absolut von niemandem bestrittene Tatsache. Sie wurde auch zum Gegenstand der allgemeinen Besprechung in den syndikalistischen Kreisen. Man stritt bloß über die Ursachen dieses Niederganges. Und die fast allgemeine Meinung war, daß die „Überbürdung" (surmenage) an Streiks und Demonstrationen die Hauptschuld trage. Warum soll ein Sozialdemokrat diese Tatsache verschweigen und die traurige Wahrheit zu vertuschen suchen? Das bleibt für mich ein Rätsel.

Ebenso rätselhaft erscheint mir das Herumreden Steiners um die von ihm selbst zugegebene Tatsache des katastrophenartigen Rückganges der Eisenbahner (das Sinken von 90 000 resp. 80 000 auf etwa 20 000 Mitglieder), für den ich ausdrücklich nicht die C. G. T. selbst, sondern die antiparlamentarische Führung und die Methode der „revolutionären Gymnastik" (genauer der Taktik der Überstürzung, weil der Streik an sich schon als das höchste syndikalistische Gut gilt), verantwortlich mache. Nochmals frage ich: Warum verschweigen? Wozu das Vertuschen? Hat je die Arbeiterklasse und die marxistische Sozialdemokratie die Vogel-Strauß-Politik als der Weisheit letzten Schluß angesehen? War unsere Taktik in allen Fragen nicht das Aussprechen dessen, was ist?

Was das Vertretungssystem betrifft, versucht Steiner wieder mit untauglichen Mitteln und bloßem Herumreden eine allgemein bekannte und absolut feststehende Tatsache — neben der Leerheit der Kassen der zweite wunde Punkt des französischen Syndikalismus — aus der Welt zu schaffen. Ich könnte Dutzende von kleinen Gewerkschaften anführen, die, wie zum Beispiel die „revolutionäre" Gewerkschaft der Bekleidungsindustrie (etwa 1000 Mitglieder und ungefähr 20 Mandate), die größeren und zahlreicheren Gewerkschaften durch die Zahl der Mandate aufwiegen. Es ist aber unnötig, da Steiner meine von den Gewerkschaftssekretären angegebenen Zahlen der maßgebenden Gewerkschaften nicht bestreitet. Er stellt bloß meinen Zahlen der Mitglieder die Angaben über die Beiträge entgegen. Dabei verschweigt er, daß ein Teil der Reformisten wie die Weber demonstrativ die Beiträge zu zahlen verweigerten, um gegen das skandalöse Vertretungssystem zu protestieren. Wieder ein Vertuschungsversuch! Zwar findet Steiner das Vertretungssystem des französischen Syndikalismus „mehr sinnlos wie ungerecht". Mancher Anhänger des preußischen Landtagswahl„rechtes" wird gern zugeben, daß das herrschende System zwar „sinnlos" sei, aber keineswegs „ungerecht", weil es ein von Gott und den ihm ergebenen privilegierten Klassen gewolltes System ist. Eine sonderbare Verteidigung eines „sinnlosen" Vertretungssystems durch einen Sozialdemokraten!

Steiner versucht die schreiende Ungerechtigkeit oder sagen wir mit ihm die Sinnlosigkeit des zugunsten der anarchistischen Führer herrschenden Vertretungssystems durch den Hinweis darauf zu rechtfertigen, daß auf dem letzten Kongreß die Beschlüsse fast einstimmig gefaßt wurden. Er übersieht dabei folgendes: 1. Das sinnlose Vertretungssystem schwächt die Opposition, verurteilt sie zur Machtlosigkeit, so daß sie geneigt ist, was auch geschah, sich in der Mehrheit zu verbergen; 2. die Taktik der Syndikalisten in Havre hat sich, wie ich selbst hervorgehoben, in einzelnen Fragen unter dem Drucke der Tatsachen in ihr Gegenteil umgewandelt; 3. nie darf man die Gerechtigkeit beziehungsweise Ungerechtigkeit eines Vertretungssystems nach den konkreten Abstimmungsergebnissen beurteilen. Der Kurs der C. G. T. wäre ein ganz anderer bei einem Vertretungssystem, das weniger „sinnlos" wäre.

Was das Verhältnis zwischen Partei und C. G. T. betrifft, so halte ich es fast für überflüssig, auf diese wiederum allgemein bekannte Sachlage, die nicht ich

allein, sondern ebenso K. Kautsky wie Eckstein des öfteren übereinstimmend in diesen Blättern geschildert haben und die Steiner zu vertuschen sucht, nochmals näher einzugehen. Kurz gefaßt steht die Lage so: Maßgebende syndikalistische Führer der C. G. T. bestreiten der Sozialistischen Partei ihren Klassencharakter unter dem kindischen Vorwand, daß ihr manche Nichtarbeiter beitreten. Das wurde auch in Havre behauptet, ohne eine entsprechende Zurückweisung zu erhalten. Griffuelhes erklärte feierlich, die C. G. T. habe sich gegen die Sozialistische Partei entwickelt — und er fand mit dieser Erklärung Beifall. Wozu — frage ich nochmals — die offenkundige Wahrheit vertuschen?

Steiner ist so liebesblind, daß er gar nicht imstande ist, das schwarz auf weiß Gedruckte ordentlich zu lesen. So schrieb ich, daß die Resolution in Amiens „indirekt gegen die Sozialistische Partei sich richtet" („Neue Zeit", ebenda, S. 26). Steiner liest und schreibt: direkt. Da hört jede Diskussion auf. Wenn da, wo „indirekt" steht, Steiner „direkt" sieht und liest, so ist nicht zu verwundern, daß er in seiner Verliebtheit die laute Verteidigung der Partei hört, wo ich mit unverliebten Ohren nur eine halblaute gehört habe. Aber unabhängig von der Feinfühligkeit der Hörernerven, genügt Steiner nicht die Vermeidung jedes Ausdruckes der Sympathie für die Sozialistische Partei?

Daß die Partei viele reformistische Sünden auf ihrem Gewissen hat, weiß ich ebensogut wie Genosse Steiner. Aber daß dieses reformistische Gewissen im organischen Zusammenhang steht mit der Nachsicht der Reformisten den anarcho-syndikalistischen Sünden gegenüber, will Steiner nicht einsehen. Gegen Liebesleidenschaft kämpfen Götter selbst vergebens!

Steiner verkennt total die Sachlage in Frankreich. Er sieht nicht das gefährliche Kesseltreiben einer einflußreichen Gruppe in der C. G. T., die dieselbe als Waffe gegen die Partei zu mißbrauchen sucht. Daß sich in den letzten Tagen die Führung der C. G. T. weigerte, mit der Sozialistischen Partei im Kampfe gegen die Kriegsgefahr zusammenzugehen zum Gaudium unserer schlimmsten Feinde, ist bloß ein Symptom einer gänzlich ungesunden Situation.[1] Wird zum Beispiel Steiner auch die Tatsache leugnen, daß ein so verbissener Hasser der Sozialdemokratie wie der alte James Guillaume die Rolle eines Theoretikers und Ratgebers gewisser Leiter der C. G. T. spielt und in seinen Artikeln in der „Bataille syndicaliste" zur Wiedererweckung der bakunistischen Sonderinternationale drängt? James Guillaume ist an die Stelle des zur Reaktion übergegangenen Georges Sorel getreten.

Nein, was Steiner schreibt, ist keine Berichtigung, sondern ein von Unrichtigkeiten wimmelnder neuer Versuch, die sonnenklare Lage in Frankreich zu vertuschen. Die Partei soll ruhig dem Treiben der Anarchosyndikalisten zusehen. Diese Taktik ist vielleicht bequem, aber in der Geschichte der sozialdemokratischen Bewegung hat sie keine Vorläufer und wird hoffentlich in ihr keine Nachahmer finden.

Nicht die Gewerkschaftsbewegung kritisieren wir, wie Steiner zu meinen scheint — als gewerkschaftlichen Organismus haben wir die C. G. T. als „lebensfähig und unzerstörbar" anerkannt —, sondern für jede normale gewerkschaftliche Bewegung selbstmörderische anarchosyndikalistische Tendenz. Das ist unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Das sollte auch die Steiners sein, wenn er wirklich mit unserer „allgemeinen Auffassung" einverstanden ist.

[1] Diese Weigerung, die hauptsächlich Griffuelhes zu verdanken ist, war so skandalös, daß diesem Führer selbst von den syndikalistischen Massen nicht Folge geleistet wurde. Die „Bataille syndicaliste" hat nach dem glänzenden Erfolg der Manifestation in Pré St. Gervais einen ganz anderen Ton angeschlagen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

1. Band Nr. 11 Ausgegeben am 13. Dezember 1912 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Balkankrieg und die muſelmänniſche Frage in Frankreich.

Von **M. Pawlowitſch.**

Die europäiſche Preſſe hat bereits auf das feindſelige Verhalten hingewieſen, das ein bedeutender Teil der franzöſiſchen Preſſe bei Beginn des Krieges dem türkenfeindlichen Vorgehen der Balkanſtaaten gegenüber an den Tag legte. Einflußreiche Organe der franzöſiſchen Preſſe verurteilten ſcharf die von der „Nowoje Wremja“ unterſtützte „panſlawiſtiſche“ Agitation und überſchütteten die ruſſiſche nationaliſtiſche Preſſe mit beißendem Spott. „Lieſt man die franzöſiſchen Blätter,“ ſchrieb die „Nowoje Wremja“ am 2./15. Oktober entrüſtet, „ſo legt man ſich unwillkürlich die Frage vor: Iſt das ruſſiſch-franzöſiſche Bündnis überhaupt jemals unterſchrieben worden, oder muß es in das Gebiet der Legende verwieſen werden?“

Das ruſſiſch-franzöſiſche Bündnis — entgegnete die franzöſiſche Preſſe — iſt nach wie vor feſt, aber die ruſſiſchen und franzöſiſchen Intereſſen im nahen Orient ſind nicht miteinander identiſch. Der moraliſche wie der materielle Einfluß Frankreichs auf das Osmaniſche Reich ſei gewaltig: 110 000 türkiſche Schüler erhielten Unterricht in franzöſiſchen Schulen, 300 türkiſche Spitäler, Apotheken und Waiſenhäuſer befänden ſich in den Händen von Franzoſen. Das ſeien die großen moraliſchen Intereſſen Frankreichs im nahen Orient, aber nicht minder groß ſeien ſeine materiellen Intereſſen. Betrachtet man — ruft der „Temps“ aus — die türkiſchen Anleihen und Konverſionen von 1865, 1868, 1890, 1891, 1893, 1894, 1896, 1905, 1906, ſo findet man, daß von insgeſamt 1204 Millionen Franken auf Frankreich allein 846 Millionen Franken entfallen. Rechnet man hierzu die franzöſiſchen Kapitalien, die in die ottomaniſchen Banken, in die Eiſenbahnlinien Smyrna-Kaſſabá, Jaffa-Jeruſalem, Bagdad uſw. wie in die Hafenbauten von Smyrna, Beirut, Konſtantinopel uſw. hineingeſteckt ſind, ſo erhält man die ſtattliche Summe von mehr als 2 Milliarden Franken, das heißt $1^1/_2$ Milliarden Franken mehr, als das ſo unternehmende Deutſchland in dem Ottomaniſchen Reiche inveſtiert hat.

Diese Zahlen, deren Bedeutung vom „Temps“ noch besonders unterstrichen wird, liefern uns eine Erklärung für die Nervosität und Aufregung, die der unerwartete Angriff der Balkanstaaten auf die Türkei in den leitenden Kreisen Frankreichs verursacht hat. Freilich, als es zutage trat, daß die Balkanstaaten als Sieger aus dem Konflikt mit dem „kranken Manne“ hervorgehen würden, sah sich die französische Diplomatie genötigt, gute Miene zum bösen Spiele zu machen und sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Sieht man in der Regel gnädig über die Taten des Siegers hinweg, so ist jeder beflissen, dem Besiegten noch einen Eselstritt zu versetzen.

Ganz anders als die Presse der Metropole verhielt sich die französische Kolonialpresse in Algerien und Tunis der Balkanfrage gegenüber. Liest man zum Beispiel die Schilderung der ersten slawischen Siege über die Türken in den kolonialen Blättern „L'Echo d'Oran“, „La Dépêche de Constantine“, „La Dépêche Algérienne“, „La Dépêche Tunisienne“, so könnte man meinen, der Krieg werde nicht auf dem Balkan, sondern bei den Vogesen geführt, und die Siege würden von den Franzosen über die Deutschen erfochten. Denn für die französische Kolonialpresse heißt es in erster Linie: „Der Panislamismus, das ist der Feind“, und für sie handelt es sich darum, daß der Sieg der kleinen Slawenvölker über die Türkei endlich den hartnäckigen Glauben der nordafrikanischen Muselmänner an die Möglichkeit eines erfolgreichen Kampfes gegen die europäischen Armeen erschüttere und die rebellischen Stämme zwinge, sich unwiderruflich unter das französische Joch zu beugen.

Die türkische Revolution ist für das Erwachen des nationalen Selbstbewußtseins und der Emanzipationsbestrebungen der muselmännischen Bevölkerung in Algerien und Tunis von enormer Bedeutung gewesen. Viele Franzosen staunten namentlich über das Auftauchen des „aufrührerischen“ Geistes in Tunis, dessen Bevölkerung stets als indolent und als zu einem entschiedenen Protest unfähig gegolten hatte. Es schien wie ein Blitz aus heiterem Himmel, als am 8. November 1911 eine Araberrevolte in Tunis ausbrach, die von der Ermordung einiger Polizisten und heftigen Ausschreitungen gegen die Italiener begleitet war. Die französische Regierung beantwortete diese blutigen Unruhen mit harten Unterdrückungsmaßnahmen: bei den Unruhen selbst wurden 100 Personen von den Truppen getötet und 300 schwer verwundet, während im nachfolgenden Prozeß 8 Personen zum Tode und 700 zu harten Strafen verurteilt wurden. Diese unbarmherzigen Repressalien übertrafen alle Erwartungen und befriedigten sogar die Araberfeinde, die den Moslems gegenüber als einzige zweckmäßige Verwaltungsmethode das altrömische: „Oderint dum metuant“ („Mögen sie hassen, wenn sie nur fürchten!“) empfehlen.

Die Revolte in Tunis übte auf die Kolonialkreise in Frankreich eine um so tiefere Wirkung aus, als sie von dem in den Herzen der Eingeborenen lohenden Feuer Zeugnis ablegte. Diese Stimmung unter der Bevölkerung von Tunis und Algerien, die sich scheinbar ohne Murren in ihr Schicksal ergeben hatte, wird von Louis Bertrand folgendermaßen geschildert:

Nach langen Reisen durch Algerien und Tunis komme ich zu dem Ergebnis, daß sich unter der Bevölkerung unserer nordafrikanischen Kolonien ein neuer Geist bemerkbar macht, der vor einem Jahrzehnt unbekannt gewesen ist. Die Ereignisse in Tunis sind nur eines der Symptome dieser Gärung. Nicht nur das äußere Auf-

treten des Eingeborenen ist ein anderes geworden, auch seine Haltung uns gegenüber wie unsere ganze Stellung an der Nordküste Afrikas hat sich total gewandelt.

Zwischen uns und unseren mosleminischen Untertanen ist auf dem Boden des Statusquo, den sie nur haßerfüllt hinnehmen, keine Verständigung möglich. Wie die Römer im Altertum werden wir von den Arabern heute nur als Räuber betrachtet, die ihnen ihre Herrschaft aufzwingen. Nehmen wir es denn also hin, daß die Moslems uns als ihre Todfeinde betrachten, und da sie sich nur der Gewalt unterwerfen, so mögen sie sehen, daß die Gewalt jetzt und immerdar in unseren Händen ruhen wird.

In einem solchen Tone spricht ein friedlicher Publizist, der auf sein Christentum stolz ist, über das Verhältnis zu den angeblich unversöhnlichen, rückständigen Moslems. Welche Ereignisse lagen aber dem schicksalsschweren Aufstand vom 8. November 1911 zugrunde, dessen ergebnisloser Ausgang nun von einigen Publizisten der französischen Kolonialpresse, die die Vernichtung der türkischen Armeen am Balkan begeistert schildern, den mohammedanischen Eingeborenen schadenfroh in Erinnerung gebracht wird?

Den unmittelbaren Anlaß zum Aufstand bildete die topographische Aufnahme des alten mohammedanischen Friedhofs in Tunis. Ein Menschenhaufe stürzte sich zuerst auf die Landmesser und dann auf die Italiener, die, an Zahl die Franzosen in Tunis weit übertreffend, von den Eingeborenen als Konkurrenten auf allen Arbeitsgebieten besonders gehaßt werden. Die Franzosen faßten die Revolte als einen Aufstand gegen die Europäer überhaupt auf. „Man darf sich" — schrieb der obengenannte Louis Bertrand — „in dieser Beziehung keiner Täuschung hingeben. In den Italienern sind auch wir und danach sämtliche Europäer angegriffen worden. Der Christenhaß erwacht mit einer Intensität, die alles Bisherige übertrifft."

Die unabhängige sozialistische Presse, die Parlamentsverhandlungen aus Anlaß der „Tuniser Skandale" im Dezember 1911, endlich — wie sonderbar das auch erscheinen mag — die Ausführungen einiger konservativer Organe, die, wie zum Beispiel der „Temps", den ganzen Ernst der Lage erkannten, haben die grundlegenden Ursachen des Aufstandes in Tunis vollkommen aufgeklärt. Der Gärung in den französischen Kolonien Nordafrikas liegen in erster Linie die drückenden Agrarverhältnisse bei den Eingeborenen zugrunde. Dank dem Vordringen der französischen Zivilisation nach dem Innern hat sich die Agrarfrage in Algerien und Tunis in der letzten Zeit außerordentlich verschärft. Die Vertreibung der einheimischen Bevölkerung vom Grund und Boden und ihre Unterjochung durch das Kapital spielt sich in einem so fieberhaften Tempo ab, daß viele ähnliche Vorgänge, die uns Marx vor Augen geführt, davor verblassen. In Paris hat der Prozeß gegen den in Frankreich naturalisierten Griechen Basilio Cuiteas viel Aufsehen erregt, der in Tunis eine Konzession von 60 000 Hektar für den lächerlichen Preis von 50 Centimes für das Hektar erwarb und auf diese Weise 13 000 gesetzmäßige Besitzer von ihrer Scholle vertrieb. Einen Teil dieses Territoriums, und zwar 38 000 Hektar, wollte Cuiteas für den Preis von 2 500 000 Franken an die Regierung von Tunis zurückverkaufen („Le Temps", 7. Dezember 1911). Der Grieche Cuiteas mußte nun für sein gesetzwidriges Vorgehen zahlreiche Vorwürfe seitens der französischen Presse über sich ergehen lassen. Aber wie viele reinblütige französische Senatoren, Abgeordnete, Verwaltungsbeamte, Generäle usw. haben ähnliche, wenn nicht noch schlim-

mere Geschäfte wohlbehalten erledigt, ohne das geringste Aufsehen zu erregen? Die Eingeborenen stehen den Angriffen auf ihren Grund und Boden durch die europäischen Freibeuter vollkommen schutzlos gegenüber. Wie das empörende Gerichtsurteil im Prozeß Cuiteas erwiesen hat, besitzen die Eingeborenen kein Anrecht auf persönlichen Besitz, während ihr Gemeindeverband nicht als juristische Person angesehen wird.

Unendlich drückend ist die wirtschaftliche Lage der muselmännischen Bevölkerung und tief erniedrigend ihre rechtliche Stellung vor dem Gesetz und vor jedem beliebigen Christen. Zu dem Joche des Kapitalismus kommt in Tunis und Algerien noch der Druck der Eroberer hinzu. Die Eingeborenen sind hier dem sogenannten Indigenat (Eingeborenenrecht) unterworfen, das sie aller Grundrechte beraubt, die die französischen Bürger genießen. Dieses Verwaltungssystem besteht in der Vereinigung der richterlichen und administrativen Gewalt in den Händen einer Person. Der französische Beamte in Algerien ist ein kleiner Zar, der nach Gutdünken Disziplinarstrafen in Form von Gefängnishaft oder Geldbußen auferlegen darf. Dies ist seinem Wesen nach ein Regime der administrativen Willkür, das in den französischen Kolonien mitunter das berüchtigte Willkürsystem der russischen Provinzsatrapen Dumbadse und Tolmatschow übertrifft. Das Eingeborenenrecht — erklären die Araberfeinde — entspreche dem Sachverhalt. Die verschiedenen Rassen erforderten verschiedenartige Gesetze. Der französischen Herrschaft in Algerien läge die Tatsache der Eroberung zugrunde.

Die Moslems — erklärt Ch. Depince — sind unsere Untertanen und nicht französische Bürger. Viele Franzosen sprechen den algerischen Muselmännern das Recht ab, an dem politischen Leben des Landes teilzunehmen, bei den Parlamentswahlen das Stimmrecht auszuüben usw.

Wir können — schreibt Rédon — den algerischen Moslems nicht das Recht zuerkennen, die Handlungen der Regierung oder ihrer Beamten zu kritisieren. Beginnen sie Kritik zu üben, so ist das gleichbedeutend mit einem Aufstand gegen die Regierungsgewalt. Wir dürfen und wollen es nicht zulassen, daß die Eingeborenen dieses Recht genießen.

Ergänzend sei noch bemerkt, daß alle diese unsinnigen, grausamen Verfolgungen — wie unnatürlich das auch im heutigen Frankreich erscheint — einen religiösen Charakter tragen. So erwerben die algerischen Juden wie alle Ausländer christlicher und jüdischer Konfession, nach Ableistung der Wehrpflicht in der französischen Armee sämtliche französischen Bürgerrechte. Die Muselmänner jedoch, die im Deutsch-Französischen Kriege wie in ununterbrochenen opferreichen Kolonialexpeditionen ihr Blut für die Verteidigung des französischen Banners verspritzt haben, nehmen hierin eine Sonderstellung ein und werden selbst nach der Ableistung der Militärpflicht nicht den algerischen Juden oder den Ausländern christlicher oder jüdischer Konfession rechtlich gleichgesetzt.

Diese rechtliche und soziale Ungleichheit, diese erniedrigende Abhängigkeit der mosleminischen Bevölkerung von den Christen und Juden tritt auf allen Gebieten des algerischen Lebens zutage. So muß zum Beispiel der Muselmann den Zehent von seiner Ernte und seinem Zuwachs an Vieh an die Regierung abführen, während die Juden und die Christen von dieser Abgabe befreit sind. Im Jahre 1908 — dem letzten Jahre, über das wir offizielle statistische Angaben besitzen — belief sich die Einnahme der algerischen Regierung

aus den von den Moslems bewirtschafteten 2 519 785 Hektar auf 17 Millionen Franken, während die im Besitz der Christen und Juden stehenden 994 150 Hektar Land keinen Pfennig lieferten. Dieses Steuerprivileg hat in Algerien eine besondere „Industrie" großgezüchtet: Um sich vor den Verfolgungen des Fiskus zu retten, überschreiben die Moslems mitunter ihr Vieh und ihren unbeweglichen Besitz auf den Namen eines Christen oder eines Juden. Dies kommt ihnen jedenfalls billiger als der Zehent zu stehen.

Den Moslems sind auf diese Weise alle Pflichten und Lasten aufgebürdet, während die anderen alle Rechte genießen. Die Christen sind im allgemeinen von allen Abgaben befreit. Bildet sich an irgendeinem Punkte Algeriens eine kleine Gruppe von Christen, so gründet sie sofort durch Einbeziehung einiger tausend Moslems eine Kommune. Die Muselmänner tragen alle Lasten und bilden die steuerpflichtige Bevölkerung, während die Christen alle Vorteile des auf diese Weise geschaffenen Gemeindeetats in Anspruch nehmen. Die zurzeit in Algerien existierenden 268 christlichen Kommunen sind alle auf dieser Grundlage gegründet worden. Nachstehend einige Beispiele über die Bevölkerungsverteilung in diesen Kommunen: Enchir-Said 43 Christen und 1651 Muselmänner; Hetar-el-Aisch 50 Christen und 2353 Muselmänner; Pon-du-Chelif 77 Christen und 3029 Muselmänner; Tizi-Ouzou eine Minderheit von 1087 Christen neben einer überwältigenden muselmännischen Mehrheit usw. Die Minderheit besitzt allerorts *sämtliche* Rechte, während die Mehrheit vollkommen rechtlos ist. Die Eingeborenen dürfen sich nicht einmal bei der Wahl des Maire und seiner Gehilfen beteiligen und sind von allen öffentlichen Stellungen ausgeschlossen. Der „Temps" hat seinerzeit berichtet, wie die Ernennung von 6 Eingeborenen zu Landbriefträgern unter den Franzosen in Tunis fast eine Revolution hervorgerufen hätte. Ein Franzose, der anläßlich der örtlichen Wahlen seine Kandidatur aufgestellt hatte, schrieb damals in seinem Wahlaufruf: „Die Regierung hat beschlossen, eure Familien zugrunde zu richten, indem sie den Eingeborenen den Zutritt zu den Verwaltungsämtern geöffnet hat."

Die türkische Revolution und der Sieg der Verfassungsbewegung im Ottomanischen Reiche förderten außerordentlich den Aufschwung des Selbstbewußtseins, das Erwachen eines neuen Geistes bei der moslemischen Bevölkerung Nordafrikas. Andererseits verstärkte — wie alle Augenzeugen bestätigen — der heldenhafte Verteidigungskampf eines Häufleins von tripolitanischen Muselmännern gegen eine italienische Übermacht von 120 000 Mann das Vertrauen der Muselmänner in Algerien und Tunis in ihre eigene Kraft. Inzwischen hat die unablässig fortschreitende Bevölkerungsabnahme, der Rekrutenausfall und die numerische Schwächung der Armee in Frankreich in den letzten Jahren die Frage in den Vordergrund gerückt, die allgemeine Wehrpflicht auch auf die muselmännische Bevölkerung in Algerien und Tunis auszudehnen. Diese Idee stieß bei den französischen Kolonisten auf heftigen Widerstand. Indessen machte die Regierung der Metropole in diesem Jahre den ersten Versuch auf diesem Gebiete, indem sie 45 000 junge algerische Muselmänner einberief, von denen 2500 Mann in die Armee eingereiht wurden.

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht rief bei der moslemischen Bevölkerung Algeriens eine heftige Erregung hervor. Die Muselmänner richteten einige Petitionen an das Parlament und entsandten darauf eine

besondere Deputation nach Paris, die vom Premierminister empfangen wurde. Der stets wiederkehrende Grundton der muselmännischen Erklärungen ist etwa folgender:

Die Muselmänner Algeriens fürchten die Militärpflicht nicht. Wir haben 1870 unser Blut vergossen, wir vergießen es jetzt in Marokko wie überall, wo es sich um die Verteidigung des französischen Banners handelt. Wir wünschen aber als Entgelt für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht eine Kompensation. Wir wünschen, daß wir den Juden rechtlich gleichgestellt werden. Wir wollen französische Bürger sein. Wir streben keine Massennaturalisation an.... Wir wollen die Aufhebung des Eingeborenenrechtes und der Ausnahmegerichte. Wir wünschen endlich, daß uns das Wahlrecht verliehen werde, mittels dessen wir eine größere Achtung vor uns und mehr Aufmerksamkeit unseren Interessen gegenüber durchsetzen werden („L'Echo de l'Oran", 17. Oktober 1911).

Diese bescheidenen Forderungen fanden in vielen konservativen Blättern eine recht freundliche Aufnahme. Mit besonderer Energie trat der „Temps" für die französischen Moslems ein. In diesem wie im vorigen Jahre führte dieses Blatt eine energische Kampagne gegen die algerischen Franzosen, die die Heranziehung der Moslems zu der allgemeinen Wehrpflicht und ihre rechtliche Gleichstellung mit den Christen mit aller Entschiedenheit verurteilten. Es war klar, daß die Kolonialpartei unterliegen und daß die Regierung des Mutterlandes, die den Muselmännern bereits neue Lasten auferlegt hatte, ihnen gewisse Zugeständnisse machen würde. Die Dinge hatten eine zu ernste Wendung genommen, als daß alles beim alten hätte bleiben können. Der Versuch der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht rief in Algerien ernste Unruhen hervor. Die jungen Leute weigerten sich, den Stellungsbefehlen Folge zu leisten. Es mußte zu außerordentlichen Maßnahmen gegriffen werden. Die „Aufrührer" wurden mit Gewalt vor die Stellungskommission geschleppt. Zu gleicher Zeit meldeten sich noch bedrohlichere Anzeichen der erregten Stimmung unter den algerischen Muselmännern. Aus einem Distrikt wollten 3000 Personen nach der Türkei auswandern. Die an die Grenze entsandten Truppen brachten die Flüchtlinge zurück. Aus dem Distrikt Tlemcen wanderten im Jahre 1911 nach offiziellen Angaben 1800 Familien aus. Die Auswanderung der Eingeborenen nimmt mit jedem Tage zu — trotz der Anwendung der rohen Gewalt, der Aufstellung von Wachtposten an der Grenze usw. Was bleibt der Bevölkerung auch anderes als dies übrig, um sich vor Hunger und Erniedrigung zu schützen? Die französische Großindustrie hat die kleinen Gewerbe, von denen zahlreiche Moslems ihr Leben fristeten, zerstört. Die Arbeitslöhne sind nicht in die Höhe gegangen, während der Lebensunterhalt in Algerien sich verteuert hat. Zu derselben Zeit, wo sogar die Ausländer unter dem französischen Banner Rechte genießen, kennen die Muselmänner lediglich Ausnahmegesetze. Eines schönen Tages werden die Ländereien der muselmännischen Gemeinden in Tunis als herrenlos erklärt und vom Staate eingezogen. Die unglücklichen Bauern, die diese Ländereien Jahrhunderte hindurch bewohnt und bearbeitet haben, werden durch einen Federstrich expropriiert. Wie ein Fliegenschwarm auf einen Honigtopf stürzen sich die früheren und die künftigen Minister, die Deputierten und die einflußreichen Journalisten auf Tunis. Die einen kaufen für eine Lappalie Ländereien auf, während die anderen alle möglichen Konzessionen erwerben. Der berühmte französische Publizist und frühere Mi-

nister Hanotaux erwarb für 5 Centimes pro Quadratmeter ein Landstück, das reichhaltige Minen enthielt, und verdiente hierbei riesige Summen. Der Abgeordnete Chaót erhielt für 112 Franken im Jahre die Konzession auf eine Eisenerzmine, die er hierauf für 6 Millionen Franken wieder verkaufte. Dagegen werden die unschuldigsten Versuche der Moslems, sich zu organisieren und ihre elementarsten Menschenrechte zu verteidigen, hart bestraft. Als zum Beispiel die Muselmänner in Tunis, durch das äußerst beleidigende Betragen der italienischen Angestellten bei den städtischen Omnibussen empört, die letzteren unter Boykott erklärten und ihren Beschluß mit erstaunlicher Geschlossenheit im Laufe von drei Wochen durchführten, suspendierte die französische Regierung die örtliche muselmännische Zeitung, verhaftete (im März 1912) sieben Organisatoren des Boykotts und wies sie kurzerhand aus Tunis aus....

Die Moslems — schrieb ein Eingeborener im „Echo de l'Oran" — haben erfahren, daß die Stunde der Freiheit in der Türkei geschlagen hat. Sie werden dort hingehen. Sie hoffen keineswegs in Syrien glücklicher zu sein als in Algerien. Sie werden aber dort wenigstens freiere Menschen sein.

Die Zertrümmerung der Türkei ist von der mazedonischen Bevölkerung, die nun hoffnungsvoll in die Zukunft blickt, mit Freuden begrüßt worden. Weshalb hallen aber die Nachrichten über die türkischen Niederlagen wie Totengeläute in dem fernen Algerien wider? Weshalb krampft sich das Herz der intelligenten Eingeborenen Französisch-Afrikas voll Schmerz zusammen? Höher heben die Raubgesellen den Kopf, die die muselmännische Bevölkerung Nordafrikas unter ihrem Joche halten; offen verkünden sie, die unsinnigen Träumereien der Eingeborenen hätten nun ihr Ende erreicht. Wer weiß, ob nicht der „Temps" morgen seine Haltung ändert, ob er nicht erklärt, die Stunde der Gleichberechtigung sei für die französischen Moslems noch nicht angebrochen, diese müsse für lange Zeit hinaus vertagt werden. Von den herrschenden Klassen des christlichen Europa von allen Seiten wie wilde Tiere gehetzt, sehen die Muselmänner Afrikas und Asiens[1] in den Balkanereignissen den Beginn neuer Kreuzzüge, die von der gesamten christlichen Welt gegen die Anhänger Mohammeds vorbereitet werden. In diesen tragischen Augenblicken, wo die Welt des Islam, vor dem Ansturm der christlichen Armeen zurückweichend, bereit ist, sich wieder in ihren Fanatismus und ihre alten Vorurteile zu versenken und die neuen Wege zu verlassen, die das Ottomanenreich angeblich dem Untergang entgegengeführt haben — in diesen Augenblicken müssen die sozialistischen Parteien mit besonderer Energie und besonderem Nachdruck zur Verteidigung der Besiegten hervortreten und als Antwort auf das drohende „vae victis" des bürgerlichen Europa den Nachweis erbringen, daß gewaltige Bevölkerungsklassen in sämtlichen europäischen Ländern keinen Unterschied machen zwischen Hellenen und Judäern, zwischen Kreuz und Halbmond.

[1] Alles, was hier über den Einfluß des Balkankriegs auf die Lage der Moslems in Französisch-Afrika dargelegt ist, kann mit größeren oder kleineren Einschränkungen auch gegenüber Rußland mit seinen 20 Millionen Muselmännern und gegenüber Englisch-Indien mit seinen mehr als 70 Millionen Moslems angewendet werden. Hier wie dort werden die schlimmen Folgen des Krieges in schärfster Form hervortreten.

Über Monopole.

Von **Otto Buc.**

Die Ausführungen des Genossen E. Wurm in der Nr. 9 der „Neuen Zeit" regten mich zu folgenden Betrachtungen über das in Rede stehende unabsehbar wichtige Problem an.

Was Wurm über die grundsätzliche Stellung der Sozialdemokratie zu dem Regierungsvorschlag betreffend Petroleummonopol sagt, unterschreibe ich durchaus. Der Regierungsvorschlag krankt an dem ersten Grundfehler, daß er kein Reichs- oder Staatsmonopol, sondern ein verschleiertes Privatmonopol von Reichs wegen konzessionieren will. Dazu kann kein Sozialist die Hand bieten. Der Regierungsentwurf zum Reichskaligesetz war auf den Vorschlag einer „Betriebsgemeinschaft" aufgebaut, die gleichfalls eine nur schlecht maskierte Monopolisierung einer privatkapitalistischen Werksbesitzergruppe, in deren Schlepptau sich der Bergwerksfiskus befand, darstellte. Der Regierungsentwurf ist jedoch in der Kommission unter den Tisch gefallen, nachdem wir Sozialdemokraten auf das bestimmteste erklärt hatten, ein ihm entsprechendes Gesetz rücksichtslos bekämpfen zu müssen. Da regierungsseitig aus innerpolitischen Gründen und nicht zuletzt mit Rücksicht auf unsere handelspolitischen Beziehungen mit Nordamerika Wert darauf gelegt wurde, daß das Kaligesetz mit einer möglichst großen Mehrheit angenommen wurde, ging sie auf eine vollständige Umarbeitung ihres Entwurfes im Laufe der Kommissionsberatungen ein. Die Kritik, die der bekannte Bodenreformer A. Pohlmann-Hohenaspe in seinem lesenswerten Büchlein[1] an dem Kaligesetz übt, scheint mir mehr gegen den unter den Tisch gefallenen Regierungsentwurf als gegen die Kommissionsfassung gerichtet zu sein. Ich bin natürlich weit davon entfernt, das Kaligesetz in seiner jetzigen Form als ein Mustergesetz im sozialistischen Sinne anzusprechen. Dafür trägt es allzusehr die Merkmale einer gesetzgeberischen Arbeit, bei deren Fertigstellung die privatkapitalistische und die gemeinwirtschaftliche Interessenvertretung um den Vorrang gestritten haben. Und da die letztere sich in einer großen Minderheit befand, mußte das Gesetz werden, wie es ist. Unrichtig ist aber auf alle Fälle, daß es den früheren Zustand verschlechterte. Das geschah nicht rücksichtlich der Arbeiterverhältnisse, insofern die von den Sozialdemokraten durchgesetzten Lohn-, Arbeitszeit- und Entschädigungsvorschriften schon jetzt eine brauchbare Handhabe für eine entschiedene Verbesserung der Arbeiterexistenz bieten — wenn die Arbeiter diese Handhabe nur energisch, mit Hilfe einer kräftigen Organisation, gebrauchen würden! Das Gesetz hat den fraglichen Gemeinden in Fällen von Werksstillegungen einige Sicherungen, es hat den inländischen Konsumenten erniedrigte Kalisalzpreise gebracht. Daß es der Gründerwirtschaft, der privatkapitalistischen Ausbeutung unserer Bodenschätze nicht die straffsten Zügel anlegte, was Pohlmann und andere mehr mit Recht kritisierten, das ist nicht die Schuld der Sozialdemokraten, die ja von vornherein eine „Verreichlichung" — man gestatte dies ungebräuchliche Wort — des Kalibergbaus oder doch ein Reichshandelsmonopol in Kali-

[1] Der Staat und die Syndikate. Ein Beitrag zur Bergwerksfrage. R. Voigtländer. Leipzig 1912. 64 S. Preis 1 Mark.

salzen beantragten. Diese Anträge wurde von allen bürgerlichen Parteien bekämpft. Die Regierung erklärte sich unter dem Drucke der privatkapitalistischen Interessenten sogar gegen den sozialdemokratischen Antrag, der nicht eher die Inbetriebsetzung von weiteren Privatwerken wollte, als bis wenigstens die Staatswerke bis zur vollen Leistungsfähigkeit beschäftigt seien. Als Herr Sydow selbst diesen Antrag in der Kommission ablehnte, habe ich erklärt, von Rechts wegen gehöre ein Regierungsvertreter, der so verfahre, wegen Schädigung des Staatsvermögens auf die Anklagebank!

Auch von prinzipiellen Freunden der Staatsmonopole, so auch von Pohlmann, wird erklärt, man hätte es ruhig in der Kaliindustrie zum „Kampfe aller gegen alle" kommen lassen sollen, das Ende wäre eine „Gesundung der Industrie" oder auch eine leichtere Verstaatlichung gewesen. Ob das richtig ist? Vor bald einem Jahrhundert krankte die derzeit noch junge oberschlesische Zinkindustrie an steigender Überproduktion. Damals bestanden noch eine Menge kleiner Zinkhütten. Unter Billigung der Staatsbehörden versuchte man 1828 die Bildung eines Zinkverkaufskartells, an dessen Gesamtabsatz die einzelnen Werke nach Maßgabe der zu vereinbarenden Beteiligungsziffer partizipieren sollten. Doch konnte man sich nicht einigen, es entbrannte ein Kampf aller gegen alle, dessen natürliches Ende die Vernichtung der kapitalschwächsten Werke war. Damit war der Weg für eine kapitalistische Konzentration geebnet, die schließlich die Herrschaft über die bedeutende schlesische Zinkhüttenindustrie ganz in die Hände von nur sechs Gesellschaften brachte! Wurde damit dem Gemeininteresse gedient? Oder auch nur dem Interesse der Arbeiter? Wer Oberschlesiens Gefilde kennt, wird das nicht bejahen, es sei denn, es kommt ihm auf die Schaffung übermächtiger privatkapitalistischer Werkskonzerne an.

Was in der oberschlesischen Zinkindustrie, die gleichfalls in gewisser Beziehung ein wichtiges Monopol besitzt, vor sich ging, würde sich auch in der Kaliindustrie als sogenannter „Gesundungsprozeß" infolge eines Kampfes aller gegen alle abgespielt haben. Für die nach der Konsolidierung der Sieger übrig gebliebenen stärksten Werkskonzerne wäre die erste Arbeit gewesen, die üble Geschäftspraxis des alten Kalisyndikats in noch üblerer Auflage wieder einzuführen. Deshalb ziehe ich die jetzige wie gesagt sehr unvollkommene gesetzliche Regelung jenem „Gesundungsprozeß" vor.

Der zweite Grundfehler des Regierungsvorschlags betreffend Petroleummonopol ist die Absicht, den Handel mit einem Artikel zu monopolisieren, der in Deutschland nur zum geringsten Teil der inländischen Verbrauchsmenge gefunden beziehungsweise erzeugt wird. Nach einer mit der anerkannt größtmöglichsten Sorgfalt hergestellten britischen Parlamentsdrucksache,[1] deren neueste Ausgabe mir eben zuging, belief sich 1910 die Welterzeugung an Petroleum auf 43 455 533 metrische Tonnen. Davon entfielen auf Deutschland nur 145 168, Österreich-Ungarn 1 768 519, Rumänien 1 352 289, Rußland 9 385 745, Vereinigte Staaten von Nordamerika 27 945 623, Holländisch-Ostindien 1 174 409 usw.[2] Wurm betont also mit Recht das

[1] Mines and Quarries, General Report with Statistics for 1912. Part. IV — Colonial and foreign Statistics.

[2] Dem Entwurf eines Gesetzes über den Verkehr mit Leuchtöl ist eine Statistik beigegeben, die für 1910 ungefähr dieselben Produktionsziffern wie die englische

gewagte Experiment, bei einer so minimalen Eigenproduktion ein „Reichsmonopol für den Petroleumhandel" einführen zu wollen. Er weist treffend hin auf die intimen Beziehungen deutscher Großbanken, unter Führung der Deutschen Bank, zu den nichtamerikanischen, aber auch im Ausland befindlichen Ölquellen und folgert logisch, daß deshalb von keinem Reichs-, sondern von einem Bankenmonopol die Rede sein müsse. Auch „Plutus" (30. November) schreibt, nicht um die Schröpfung des Publikums durch die Standard Oil Company zu bekämpfen, sondern um an deren Stelle die Profite zu machen, wünsche die deutsche Großbankengruppe das Reichsmonopol. Wie man sich die Versorgung des deutschen Marktes mit Petroleum unabhängig vom Rockefellertrust denkt, darüber will die Regierung in der Kommission vertrauliche Mitteilungen machen. Wie sie aber auch ausfallen mögen, auf der Basis, wie sie die Regierung vorschlägt, kann nur jemand diesem „Reichsmonopol" zustimmen, der an die Stelle des einen das andere privatkapitalistische Ausbeutungsmonopol setzen will.

Das letzte Heft der „Kartellrundschau" bringt eine lehrreiche Besprechung des Prozesses der Deutschen Petroleumverkaufsgesellschaft G. m. b. H. (Deutsche Bank) mit der Deutsch-Amerikanischen Petroleum-A.-G. (Standard Oil Company). Grelle Schlaglichter werden auf die bornierte Rücksichtslosigkeit des Rockefellertrusts geworfen, aber auch der von der Deutschen Bank geführten G. m. b. H. gereichen sie nicht zum Ruhme. Sollte es der deutschen Regierung nicht möglich sein, unter Ausschaltung aller privatkapitalistischen Monopolgesellschaften zu einem direkten Einvernehmen mit der amerikanischen Bundesregierung über die Versorgung Deutschlands mit Leuchtöl zu kommen? Der neue Präsident der Vereinigten Staaten Woodrow Wilson hat sich als ein scharfer Gegner der Trusts bekannt; entscheidend aber ist, daß die Bevölkerung „drüben" mit steigendem Widerwillen gegen die Trustmagnaten erfüllt ist. Darauf kann Präsident Wilson eine energische Antitrustaktion stützen. Die deutsche Regierung kommt auch nicht etwa mit leeren Händen, wenn sie mit der nordamerikanischen in Verhandlungen wegen der Garantie ausreichender Petroleumlieferung eintritt. Wir besitzen in den Kalisalzen einen der amerikanischen Volkswirtschaft unentbehrlichen Bodenschatz, dessen Förderung und Verwertung immerhin schon soweit reichsgesetzlich kontrolliert wird, daß die deutsche Regierung es sozusagen als Austauschmittel benützen kann. Welchen großen Wert die amerikanische Regierung auf reichliche Versorgung ihres Landes mit deutschen Kalisalzen legt, haben wir anläßlich der Beratung des Reichskaligesetzes erfahren. Eine Hand wäscht die andere. Vielleicht läßt sich in der angedeuteten Richtung ein Übereinkommen zwischen Deutschland und Nordamerika treffen.

Vom prinzipiellen Standpunkt erhebt sich die Frage: Warum will die Regierung den Handel eines Artikels, der nur zum winzigen Verbrauchs-

Statistik bringt, für 1911 aber eine um 800 000 Tonnen höhere, und zwar dadurch, daß Rumänien mit rund 192 000 Tonnen, Galizien mit 219 000 Tonnen, Mexiko mit 410 000 Tonnen, Japan mit 48 000 Tonnen und „andere Länder" statt mit 3000 nun mit der fast zehnfachen Produktion von 29 000 Tonnen in Rechnung gestellt werden, während die Vereinigten Staaten von Amerika gar mit 808 000 und Rußland mit 435 000 Tonnen mehr angesetzt sind. Trotz dieser für 1911 angenommenen Mehrproduktion der Betriebe entfallen auf die Vereinigten Staaten von Amerika nach wie vor 64 Prozent der Welterzeugung an Leuchtöl.

teil im deutschen Inland erzeugt wird, monopolisieren, während sie 1910 den sozialdemokratischen Antrag, den Handel mit Kali zu einem Reichsmonopol zu erklären, ablehnte, obgleich in diesem Artikel Deutschland bekanntlich das natürliche Weltmonopol besitzt?! Der Handel mit Petroleum erfordert doch noch eine feinmaschigere Verkaufsorganisation als der Vertrieb von Kalisalzen, für den das Reich überdies schon eine inländische Organisation des Absatzes vorfand. Auch von der finanztechnischen Seite betrachtet wäre ein Reichsmonopol im Kalihandel der Reichskasse sehr viel zuträglicher, und wenigstens die Inlandskonsumenten könnten leicht vor Preistreibereien gesichert werden, was man über das Petroleummonopol nach dem Regierungsvorschlag nicht behaupten kann. Warum also justament mit dem Petroleum anfangen, warum nicht mit Kali und vor allen Dingen mit der Kohle, dem unentbehrlichen Gebrauchsartikel auch des ärmsten Haushaltes?

Gerade die jüngsten Vorgänge auf dem Kohlenmarkt, das fast ostentative Aufkündigen seines Vertrags mit dem rheinisch-westfälischen Kohlensyndikat seitens des preußischen Bergwerksfiskus lehren dem, der es noch nicht wußte, daß die Macht der privatkapitalistischen Kohlenmonopolisten eine unheimliche, die rücksichtslose Ausnutzung ihres Monopols eine gemeingefährliche ist. Der Fiskus ließ erklären, er habe den Vertrag gekündigt, weil er mit der erneuten Verteuerung der Hausbrandkohle, also der für den Absatz an die breite Masse der unbemittelten Konsumenten bestimmten Kohlensorte, nicht einverstanden sei. Herr Stinnes hat Herrn Sydow darauf den Vorwurf gemacht, gerade er habe die Preiserhöhung angeregt. Darauf will dieser „an anderer Stelle" (im Parlament?) Antwort geben. In der Syndikatspresse ist Herrn Sydow vorgeworfen worden, sein Abrücken vom Syndikat sei aus „politischen" Gründen, aus „Popularitätshascherei" geschehen, eine Behauptung, die tief blicken läßt. Sei dem, wie ihm sei, die Tatsache der fiskalischen Absage an die Preispolitik der Kohlenherren bleibt bestehen, und sie beweist, daß in den Regierungsbureaus irgendwelche nicht einflußlose Leute sitzen müssen, die von dem „segensreichen, gemeinnützigen Wirken" der Kohlensyndikatsherrscher mindestens nicht mehr erbaut sind.

Nachdenklich stimmen auch die in rascher Reihenfolge erschienenen Regierungsvorschläge und auch Vorschläge bürgerlicher Politiker, die alle das Gemeinsame haben, die schrankenlose privatkapitalistische Ausbeutung unserer Bodenschätze etwas einzuschränken! Es kommt prinzipiell nicht darauf an, ob der angegebene Zweck mit den vorgeschlagenen Mitteln erreicht werden kann, entscheidend ist, daß jene Vorschläge überhaupt gemacht wurden. Die bedeutendsten deutschen Bundesstaaten haben im letzten Jahrzehnt gewisse gesetzliche Einschränkungen der „Bergbaufreiheit" vorgenommen. In der Begründung des diesbezüglichen preußischen Gesetzentwurfes wird diese „Bergbaufreiheit" dahin deklariert, sie sei das Monopol einiger übermächtiger Privatgesellschaften geworden, gegen die kapitalschwache Reflektanten nicht wagen dürften, aufzutreten! Ähnliches liest man in der Begründung des bayerischen Gesetzentwurfes über die Einschränkung des Mutungsrechtes. Der neue elsaß-lothringische Land-

tag hatte sich mit Klagen über die umfassende Okkupierung der reichsländischen Erzfelder durch die Internationale Bohrgesellschaft (Schaaffhausener Bankverein) zu befassen, und es kam schon zu einem von der Regierung gutgeheißenen Beschluß, der eine vorläufige Mutungssperre bedeutet. Auch die in den neuesten Bergwerksverleihungen (Kali) seitens der badischen Regierung und einiger thüringischen Fiskalvertretungen vorgesehenen Gewinnbeteiligungen beweisen mindestens, daß man in Regierungskreisen hinsichtlich der Mineralverwertung nicht mehr auf dem laisser faire-Standpunkt steht. Ganz besonders kommt dies zum Ausdruck in der Begründung des sächsischen Regierungsvorschlages betreffend staatlichen Erwerbes von Braunkohlenfeldern. Hier wird erklärt, die Erwerbung sei geboten, um der bedrohlich wachsenden Macht der Privatmonopolisten ein Paroli bieten zu können. Das sind Erfahrungen, die wir Sozialisten aufmerksam beobachten müssen. Die Privatkapitalisten beobachten sie sicher mit Sorge!

Ist es nicht auffallend, mit welchem Ingrimm die Syndikatsorgane die Vertretung des preußischen Bergwerksfiskus verfolgen, seitdem sie ihren Vertrag mit dem rheinisch-westfälischen Kohlensyndikat kündigte? Jetzt werden ihre „stillen" Preiserhöhungen in den Syndikatsblättern ans Tageslicht gezerrt. Früher hat man geschwiegen. Neulich wurde der Saarfiskus von einer Syndikatszeitung sogar wegen seiner geringen Lohnzahlung kritisiert, um Stimmung gegen die Grubenverstaatlichung zu machen! (Dabei haben die Wortführer der Privatindustrie im preußischen Landtag wiederholt die Lohnerhöhungsanträge fiskalischer Arbeiter abgelehnt!) Der Zweck heiligt die Mittel.

Im preußischen Landtag berät man über eine gesetzliche Regelung der Benützung usw. der Wasserstraßen. Die Regierung beansprucht das staatliche Schleppmonopol auch auf dem Kanal, der das Ruhrkohlenbecken mit der Nordsee verbindet. Die Vertreter der rheinisch-westfälischen Bergwerks- und Hüttenbesitzer setzen Himmel und Hölle in Bewegung gegen das staatliche Schleppmonopol. Die Kohlenmonopolisten wollen eben auch das Monopol der Schlepperei auf dem Kanal an sich reißen, wie das „Kohlenkontor", die große Zentralkohlenhandelsstelle des Syndikats, die Schleppschiffahrt auf dem Rhein schon in der Hauptsache beherrscht, worüber die Partikulierschiffer ein trauriges Lied singen können. Und da lese ich in einem Parlamentsbericht, in der preußischen Landtagskommission sei ein — Zentrumsantrag angenommen, der die Wünsche der privatkapitalistischen Gegner des staatlichen Schleppmonopols wesentlich erfüllt! Gehört etwa auch die Ablehnung des staatlichen Schleppmonopols zu den Bedingungen des zechenkapitalistisch-klerikalen Wahlbündnisses für die Reichs-, Landtags- und Kommunalwahlen? Die „Kölnische Volkszeitung" wettert spaltenlang gegen die privaten Kohlenmonopolisten, die Zentrumsvertreter im Parlament wollen ihnen auch die Herrschaft über unsere Wasserstraßen besorgen. Ja, das Zentrum ist eine Volkspartei ohnegleichen!

Und just, wo der Kampf um das Schleppmonopol tobt, setzt in Westdeutschland ein Ausbleiben der angeforderten Eisenbahn-

wagen ein, so stark wie nie zuvor (bis 14 000 an einem Tage), so anhaltend, daß man sich dies beinahe plötzliche ungeheure Manko aus einer gleich plötzlichen und ungeheuren Zunahme der zu bewältigenden Gütermassen einfach nicht erklären kann, weil diese Zunahme nicht eintrat. Die Verkehrsanlagen im rheinisch-westfälischen Industriegebiet müssen, zieht man den vorjährigen Wagenmangel und auch noch die Zunahme der Bergwerks- und Hüttenproduktion in Betracht, vom vorigen bis zum diesjährigen Herbste geradezu beängstigend plötzlich unzulänglich geworden sein. Viele und sehr scharfe Anklageartikel sind von der Industriepresse gegen den Eisenbahnfiskus losgelassen worden. Es haben lange Verhandlungen des Eisenbahnministers mit den Industrieherren in Essen, mit den Abgeordneten im Parlament stattgefunden, aber kein praktischer Vorschlag ist dem Minister von den Industrieherren gemacht worden. Dies konstatiert die „Kölnische Volkszeitung", die es wissen kann.

Aber etwas anderes ist geschehen, und dies gerade stimmt den aufmerksamen Beobachter wieder nachdenklich: Es sind nämlich in einem unbedingten Syndikatsblatt heftige Angriffe gegen die staatliche Eisenbahnverwaltung überhaupt gerichtet worden! Ein „vollständiger Systemwechsel" wurde gefordert, und rühmend gedachte die Syndikatszeitung der „Männer mit dem großen Dispositionsvermögen", die noch „aus der Zeit der privaten Eisenbahnverwaltung stammten"!!!

In der Begründung des Regierungsvorschlags über das Petroleummonopol (Reichstagsdrucksache 544, 13. Legislaturperiode) liest man eine ähnliche Kritik der Ausbeutungspraxis „kapitalstarker, monopolistischer Gesellschaften" wie in den offiziellen Begründungen vorerwähnter staatssozialistischer Gesetzentwürfe. In der Tat, wer könnte die unheimlich gewachsene Macht der privatkapitalistischen Syndikate, Kartelle, Trusts usw. verkennen. Nicht nur ihre die Arbeiterfreiheit bedrohende Praxis ist eine gemeine Gefahr. Zwar wird syndikatsseitig immer wieder beteuert, man nehme auf die Gestaltung der Arbeitsvertragsverhältnisse keinen Einfluß. Aber wer läßt sich dadurch noch über den gewaltigen Einfluß der Werkssyndikate auf die Gestaltung der Arbeiterverhältnisse täuschen? Sogar ein so warmer Freund des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats wie der Kölner Hochschullehrer Kurt Wiedenfeld bemerkt in seiner vor kurzem erschienenen Schrift,[1] „daß vom Syndikat her die Stellung der Unternehmer nach der Seite der Arbeiter hin ganz wesentlich gestärkt wird". Die Arbeiter wußten das ohnedies aus bitterer persönlicher Erfahrung.

Aber wie lastet die Gewalt des syndizierten und kartellierten Kapitals auch auf unserem ganzen öffentlichen Leben! Wer von den wirtschaftlich abhängigen Existenzen — und wie viele unabhängige gibt es? — spürt nicht den unheimlichen, bis in die letzten und kleinsten Gemeindestuben der Industrieorte reichenden Druck der mächtigen kapitalistischen Monopole? Wer sieht oder empfindet nicht, wie die erfolgjagende Anbetung des goldenen Kalbes, von seinen geldstrotzenden Hohenpriestern zum Idol erhoben, weiteren Kreisen des Volkes moralisch das Rückgrat bricht? In der

[1] Das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat. Heft I der Sammlung Moderne Wirtschaftsgestaltungen. Bonn 1912.

Arbeiterschaft soll durch die von den privatkapitalistischen Interessenten ausgehaltene „gelbe Bewegung" das Gefühl der freien Menschenwürde verwüstet werden, im Beamtentum und in dem „selbständigen" Mittelstand fürchtet man sich, sein gutes Recht gegen einen Werke und Gemeinden beherrschenden Industriefeudalen zu wahren. In umfassender Weise haben es die Privatmonopolisten verstanden, sich zahllose öffentliche Organe, ungeahnt viele Preßerzeugnisse dienstbar zu machen. Was wir allein in dem letzten Jahre im rheinisch-westfälischen Industriegebiet an erschreckenden Merkmalen kapitalistischen Terrorismus und durch den Gott Mammon gezeugter Korruption erlebt haben, hat mich in der Ansicht bestärkt, daß, je länger dieses riesenkapitalistische Hohenpriestertum herrscht, um so schwerer die Wiedergeburt unseres Volkes zum wahren Menschentum sein wird.

Im Jahre 1846 begann im Loirebecken ein kapitalistisches Konsortium sämtliche Grubenfelder und Transportwege zu monopolisieren. Bei der im März desselben Jahres deswegen stattgefundenen Kammerdebatte zeigte sich die Regierung sehr schwach gegen die Monopolgesellschaft. Da stand Lamartine auf und rief den beamteten Hütern der Ordnung zu:

„Wißt, daß wenn ihr diese Korruption durch die unersättliche Häufung des Kapitals in die Sitten übergehen laßt, in Ermangelung einer anderen Strafe die Geschichte sich an uns rächen würde. Wißt, daß eines Tages ein neuer Tacitus der industriellen Epoche erstehen könnte, der sie vielleicht mit einem Namen brandmarkte, den wir von ihr und von uns, von unserem Gedächtnis als Nation entfernen sollten, der diese Zeit das Jahrhundert der Börse und des Agiospiels nännte, wo der Wechselagent die höchste Magistratur hatte, das Jahrhundert, worin die Ehre darin bestand, die Uneigennützigkeit zu entehren und den Wucher um jeden Preis zu verherrlichen!"

Seitdem sind 66 Jahre verflossen. Wo stehen wir heute?

Proletarische Ernährungsverhältnisse.

Von **Gustav Eckstein.**

(Schluß.

3. Die Ergebnisse.

Welches sind nun die Resultate, die sich aus der Untersuchung der Ernährungsverhältnisse des belgischen Proletariats auf Grund der angeführten Maßstäbe ergeben? Slosse faßt die Ergebnisse seiner physiologischen Studien folgendermaßen zusammen (S. 107 ff.): Das hervorstechendste Merkmal in der Ernährung der belgischen Arbeiter besteht in dem ausgesprochenen Vorwiegen der Fette und Kohlehydrate über das Eiweiß. Das ist die durchgreifende Regel. An manchen Orten, und diese bilden die Regel, werden die Fette bevorzugt, in anderen die Kohlehydrate, überall aber nehmen diese beiden Gruppen zusammen wesentlich mehr als sechs Siebtel des Gewichtes der Nährmittel für sich in Anspruch. Der Eiweißgehalt der Nahrung bleibt hingegen überall weit hinter der Norm zurück. Dieses geringe Maß an Eiweiß suchen die Arbeiter nach Kräften aus animalischer Nahrung, besonders durch Fleischgenuß, zu gewinnen, so daß nach dem rein physiologischen

Maßstab dieser Konsum im Verhältnis zu dem pflanzlichen Eiweißes eher zu hoch steht, wenn er auch im Verhältnis zu den Erfordernissen des Organismus an Eiweiß überhaupt noch viel zu gering ist. Aber nicht nur an Eiweißzufuhr gebricht es. In mehr als einem Drittel der untersuchten Fälle zeigt sich, daß auch die Zufuhr von Energien überhaupt nicht den Anforderungen entspricht, die eine so schwere Arbeit, wie sie die Betreffenden leisten, erfordern würde. Im ganzen zeigt die Untersuchung, daß die Ernährungsweise der Arbeiter überhaupt nicht den physiologischen Anforderungen entspricht, die die Arbeit an sie stellt, denn „nicht die Notwendigkeit der Wiederinstandsetzung der Maschine ist es, welche die Ernährungsweise bestimmt".

Das tritt besonders deutlich hervor, wenn man die Resultate der Enquete für einzelne Gebiete oder für einzelne Industriezweige studiert und vergleicht. Betrachtet man zum Beispiel die hochindustrielle Umgebung von Lüttich, so findet man, daß 38,1 Prozent der aufgenommenen Fälle weniger als 1 Gramm Eiweiß pro Kilogramm Körpergewicht im Tage genießen, weitere 45,2 Prozent zwischen 1 und 1,5 Gramm. Über das von der Wissenschaft für mäßige Arbeit geforderte Mindestmaß einer Aufnahme von 1,5 Gramm kommen also im ganzen nur 16,7 Prozent der Untersuchten hinaus, und dem Mindestmaß, das für schwere Arbeit normiert ist, entsprechen im ganzen nur 4,8 Prozent, also ein verschwindender Bruchteil, obgleich sich unter den Untersuchten eine größere Anzahl sehr schwer arbeitender Bergleute befand. Die Folgen dieser Ernährung zeigen sich denn auch alsbald am Körpergewicht. Nur 54,8 Prozent der untersuchten Arbeiter haben ein Körpergewicht von mehr als 65 Kilogramm, nur 20 Prozent wiegen mehr als 70 Kilogramm. Noch schlimmer liegen die Dinge für Verviers und Umgebung, ein ebenfalls hochindustrielles Gebiet; doch ist die Zahl der Untersuchten hier zu gering, um weitgehende Schlüsse zu rechtfertigen. Immerhin bestätigen diese Zahlen die für Lüttich gewonnenen Resultate.

Wesentlich günstiger liegen die Verhältnisse in den ländlichen Gebieten Luxemburgs. Hier konsumieren nur 17,6 Prozent der Untersuchten weniger als 1 Gramm Eiweiß täglich pro Kilogramm Körpergewicht, 46,6 Prozent zwischen 1 und 1,5 Gramm, 35,8 Prozent haben eine höhere Eiweißzufuhr (gegen 16,7 Prozent für Lüttich). Dabei ist aber noch zu berücksichtigen, daß mit der besseren Ernährung eine bedeutende Erhöhung des Körpergewichtes Hand in Hand geht. 63,8 Prozent der Untersuchten wiegen mehr als 70 Kilogramm (gegen 20 Prozent in der Umgebung Lüttichs). Ähnlich, wenn auch nicht ganz so günstig liegen die Verhältnisse für die ländlichen Gebiete Flanderns, in denen aber auch die Textilindustrie eine große Rolle spielt.

Fast noch interessanter als diese Gruppierung der untersuchten Fälle nach Orten ist die nach Gewerben. Auch hier tritt vor allem die völlig ungenügende Eiweißzufuhr als charakteristisches Merkmal hervor, das sich ebenso bei den Bergarbeitern zeigt wie bei den Webern, bei den Arbeitern der Steinbrüche ebenso wie bei denen der Metallindustrie. Daß es aber überall nicht nur an Eiweißzufuhr gebricht, sondern daß die Ernährung überhaupt ungenügend und den Verhältnissen durchaus nicht angepaßt ist, zeigt Slosse besonders sinnenfällig durch folgende Tabelle.

Die in den Nahrungsmitteln den Arbeitern zugeführten Energiemengen betrugen:

In Fällen	Weniger als 3050 Kalorien	3050 bis 4000 Kalorien	Mehr als 4000 Kalorien
Bei mäßiger Arbeit (171 Fälle) . .	18 = 25,4%	35 = 49,3%	18 = 25,4%
„ schwerer „ (619 „) . .	193 = 31,2%	299 = 48,3%	127 = 20,5%
„ sehr schwerer Arbeit (375 Fälle)	89 = 23,7%	151 = 40,3%	135 = 36 %

Es zeigt sich also klar, daß der Gehalt der Nahrungsmittel an Energie, an dem Körper mitgeteilter Spannkraft nicht zu-, sondern abnimmt, wenn man von der mäßigen zur schwereren Arbeit übergeht, und erst beim Übergang von der schweren zur sehr schweren Arbeit wieder zunimmt.[1] Es entspricht also weder die Eiweißzufuhr noch die Energiezufuhr den physiologischen Anforderungen, insbesondere aber zeigt sich, daß gesteigerte Anforderungen an die physische Leistungsfähigkeit keineswegs durch Steigerung oder richtige Auswahl der Nahrungszufuhr ausgeglichen werden, daß die Ernährung also nicht nur unzureichend, sondern auch höchst unrationell ist.

Es fragt sich nun, wovon in der Tat die Ernährung der Proletarier, insbesondere die Auswahl ihrer Lebensmittel abhängt. Der Untersuchung dieser Frage ist der zweite Teil des Buches gewidmet, in dem E. Waxweiler zum Worte gelangt. Er zeigt, daß nicht die Art der geforderten Arbeitsleistung, sondern die Einkommensverhältnisse für die Wahl der Nahrungsmittel maßgebend sind. Das bedeutet, daß die Löhne der Arbeiter im allgemeinen so niedrig sind, daß bei ihrer Verwendung auf die Anforderungen des speziellen Berufs gar nicht Rücksicht genommen werden kann, daß sie kaum zur bloßen Sättigung, wenn auch mit ungeeigneten Mitteln, hinreichen.

Um den Einfluß der Lohnhöhe anschaulich zu machen, stellt E. Waxweiler in einer Tabelle die Zahlen der Arbeiter der verschiedenen Industrien und an den verschiedenen Orten zusammen, die bei Lohnhöhen von weniger als 1 Franken, 1 bis 1,49 Franken, 1,50 bis 1,99 Franken und 2 Franken und darüber je mindestens 85 Gramm Eiweiß und 3500 Kalorien in ihrer täglichen Nahrung zugeführt erhalten. Dabei zeigt sich, daß zwar bei gesteigerter Lohnhöhe auch die Kalorienzufuhr zunimmt, wenn auch keineswegs in demselben Maße und auch nicht regelmäßig, daß aber der Verbrauch eiweißhaltiger Nährmittel sofort und regelmäßig steigt, sowie sich die Löhne heben, ein Beweis für den allgemein im Proletariat herrschenden Eiweißhunger.

Neben der Lohnhöhe kommt für die Art der Ernährung auch noch die Örtlichkeit in Betracht. Und hier zeigt sich, daß die Kost der Arbeiter in den eigentlichen Industriegebieten bei gleicher Lohnhöhe noch wesentlich eiweißärmer ist als die der Arbeiter auf dem Lande.

Welches sind aber nun die Hauptquellen, aus denen die Arbeiter vorzugsweise ihre wichtigsten Nährmittel, vor allem das Eiweiß, beziehen?

[1] Sloffe bezeichnet als mäßige Arbeit außer der Überwachungsarbeit auch die des Buchdruckers. Als schwer bezeichnet er zum Beispiel die in der Textil- oder Glasindustrie, die Bauarbeit, die Holzarbeit, als sehr schwer Erdarbeiten, die Arbeiten in Bergwerken und Steinbrüchen, Lederarbeiten usw.

Waxweiler zeigt, daß in Belgien in dieser Hinsicht das Brot weitaus an erster Stelle steht. So schöpfen von den untersuchten Arbeitern in der Umgebung von Charleroi 84 Prozent, in Brügge 59 Prozent, in Verviers und Umgebung 58 Prozent mehr als die Hälfte ihres Eiweißbezugs aus dem Brotkonsum, und in ähnlichem Verhältnis in den anderen Landesteilen. Nur Brüssel macht eine Ausnahme. Dort beziehen nur 43 Prozent der untersuchten Arbeiter mehr als die Hälfte ihres Eiweißbedarfes aus dem Brot. In Brüssel allein spielt nämlich der Fleischgenuß im Arbeiterhaushalt eine größere Rolle. In den industriellen Gebieten ist der Fleischkonsum pro Person nur mehr halb so groß, in den ländlichen Gebieten beträgt er mit Ausnahme von Luxemburg, wo etwas mehr Fleisch gegessen wird, nur den vierten Teil. Ganz besonders gering aber ist der Fleischverbrauch in den Gebieten der Bergwerke und der schweren Industrien, in Lüttich und Charleroi.

Doch nicht nur für die Eiweißzufuhr spielt das Brot die ausschlaggebende Rolle, sondern auch für die Zufuhr der Kohlehydrate. Nur 20 Prozent der untersuchten Arbeiter beziehen weniger als 55 Prozent ihres Stärkekonsums aus dem Brot. Die Kartoffeln treten in Belgien in dieser Hinsicht sehr stark in den Hintergrund. 72 Prozent der Untersuchten danken ihnen nur 10 bis 30 Prozent des Bezugs von Kohlehydraten (Stärke), 21 Prozent sogar weniger als 10 Prozent.

Was aber dieses Vorwiegen des Brotes besonders als Bezugsquelle für Eiweiß sozial bedeutet, zeigt Waxweiler sehr deutlich in folgender Zusammenstellung.

Es bezogen von ihrem Eiweißkonsum:

	Mehr als 50 Proz. aus Brot	Mehr als 20 Proz. aus Fleisch
Bei einem Lohn[1] von weniger als 1 Franken .	74 Prozent	17 Prozent
" " " " 1 bis 1,49 Franken . .	70 "	22 "
" " " " 1,50 bis 1,99 Franken .	61 "	38 "
" " " " 2 Franken und darüber .	34 "	65 "

Man sieht, daß die Steigerung der Löhne sich sofort in einer Steigerung des Fleischkonsums und in einem relativen Rückgang des Brotkonsums geltend macht. Der Fleischgenuß kann überhaupt geradezu als Maßstab des relativen Wohlstandes der Arbeiter betrachtet werden. „Wie immer man die Frage der Ernährung der Arbeiter betrachtet," sagt Waxweiler (S. 164), „scheint sie stets beherrscht zu werden von dem relativen Anteil des Fleisches an der Gesamtmenge."

Dieses Streben nach Fleisch sieht nun zunächst töricht aus; denn das Fleisch gehört zu den teuersten Nahrungsmitteln. Um 1 Franken erhielt man

[1] Der Lohn ist hier und in den folgenden Zusammenstellungen stets auf den Kopf der Familienmitglieder berechnet, und zwar in der Weise, daß das Lohneinkommen aller Familienmitglieder zusammengerechnet und die Summe durch die Zahl dividiert wird, die sich ergibt, wenn man die Konsumwerte der Familienmitglieder zusammenzählt. Besteht zum Beispiel eine Arbeiterfamilie aus Vater, Mutter, einem Sohn von 16 und einer Tochter von 8 Jahren, von denen der Vater täglich 3 Franken, der Sohn 50 Centimes verdient, so ergibt sich 3 + 0,50 = 3,50 Franken, dividiert durch 1 (Vater) + 0,8 (Mutter) + 0,8 (Sohn) + 0,5 (Tochter) = 3,1. Es ergibt sich also pro Kopf eine Lohnhöhe von 3,5 : 3,1 = 1,13 Franken. Es ist sehr wichtig, diese Umrechnung stets im Auge zu behalten, da sonst die Tabellen leicht zu falschen Einschätzungen der wirklichen Lohnhöhen verleiten könnten.

in Belgien im Jahre 1910 nach Waxweiler in getrockneten Erbsen 418 Gramm Eiweiß, in Weißbrot 269, in Fischen 200, in Milch 164, in Käse 130, in Rindfleisch (Rippenstück) aber nur 72, in Kartoffeln 71 Gramm. Ähnlich steht es mit dem Energiewert. Man erhielt für 1 Franken in Weißbrot 9700 Kalorien, in Kartoffeln 6760, in getrockneten Erbsen 6640, in Milch 3179, in Fischen 2330, in Fleisch aber nur 1924 Kalorien, im Käse 1703, in Eiern 771. Das Fleisch steht also unter den angeführten wichtigsten Nahrungsmitteln, wenn man den Preis in Betracht zieht, seinem Eiweißgehalt nach an vorletzter, seinem Energiewert nach an drittletzter Stelle.

Und doch ist dieser Fleischhunger, dieses Streben nach Fleischnahrung, sobald es die Mittel gestatten, durchaus keine spezifisch belgische Erscheinung. Das zeigt besonders deutlich das Beispiel der aus den verschiedensten Ländern nach Amerika eingewanderten Arbeiter. Zwei in den Jahren 1891/92 veröffentlichte amerikanische Untersuchungen (Cost of production, 6th and 7th Annual Reports of the Commissioner of Labor 1891/92 und Retail Prices and wages. Report by Mr. Aldrich from the Committee of finance 1892), die zusammen 1225 eingewanderte Arbeiter umfaßten, ergeben, daß die Einwanderer, welcher Herkunft sie auch seien, sich alsbald vollständig der Lebensweise der amerikanischen eingeborenen Arbeiter mit ihrem für europäische Arbeiterbegriffe sehr hohen Fleischkonsum anpassen, und ein Vergleich des Fleischkonsums der Einwanderer je nach der Lohnhöhe mit den entsprechenden eingesessenen amerikanischen Arbeiterschichten zeigt, daß auch dort sowohl für die eingeborenen wie für die eingewanderten Arbeiter dasselbe Gesetz gilt wie für die belgischen Arbeiter, daß der Fleischkonsum mit der Lohnhöhe rapid anwächst.

Sehr deutlich zeigt das die folgende Tabelle:[1]

	Tageslohn pro Person des Haushalts[2]							
	weniger als 2 Fr.		2 bis 3 Fr.		3 bis 4 Fr.		4 Fr. und darüber	
Es genossen täglich mehr (+) oder weniger (—) als 225 Gramm Fleisch	—	+	—	+	—	+	—	+
1431 eingeborene Arbeiter (Prozent)	59	41	36	64	27	73	15	85
1225 eingewanderte Arbeiter (Prozent)	63	37	38	62	23	77	14	86

Was treibt also die Arbeiter dazu, gerade die Fleischnahrung mit Vorliebe aufzusuchen, obgleich diese im Verhältnis zu ihrem Nährwert beinahe die teuerste ist? Sollten unsere Konservativen recht haben, die behaupten, es sei nur die Sucht der Arbeiter, es den Reichen gleich zu tun? Zur Beantwortung dieser Frage weist Waxweiler auf die Studien von Dr. Pron hin, der deren Ergebnisse in seinem Buche „Influence de l'estomac sur l'état mental et les fonctions psychiques" (Paris 1904) mit folgenden Worten zusammenfaßt:

[1] Ein direkter Vergleich mit den Verhältnissen Belgiens ist nach dem Werke von Sloſſe und Waxweiler nicht durchzuführen, weil die entsprechenden Angaben für Belgien fehlen. Doch ist es charakteristisch, daß von den untersuchten belgischen Arbeitern überhaupt nur 19 Prozent mehr als 150 Gramm Fleisch im Tage genossen, in den Industriegebieten von Lüttich, Charleroi und Verviers sogar nur 10 Prozent, von den amerikanischen aber 91 Prozent.

[2] Vergl. Anmerkung 1 auf S. 393.

Die Nahrungsmittel haben nicht nur eine chemische Rolle zu spielen, und sie sind nicht nur dazu bestimmt, sich in Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff und Wasser zu verwandeln, um den Geweben ihre sie aufbauenden Elemente zu liefern. Bevor sie durch die Wirksamkeit verschiedener Verdauungssäfte zu Substanzen werden, die vom Organismus aufgenommen und ausgenutzt werden können, üben sie auf die Schleimhäute und das Nervensystem des Magens eine direkte und unmittelbare Wirkung aus. Diese Wirkung ist je nach dem Nahrungsmittel an Intensität und wahrscheinlich auch der Art nach verschieden. Jedes von ihnen erfordert vom Magen eine bestimmte Arbeitsmenge, jedes von ihnen übt auf den plexus solaris (das Nervenzentrum für den Magen) einen bestimmten Reiz aus, Fleisch mehr als Fisch, Fisch mehr als Gemüse, Gemüse mehr als Milch.[1]

Diese Funktion des Nahrungsmittels als Reizmittel sind jedoch die Physiologen zu übersehen geneigt. In welchem Maße aber die geistige Tätigkeit und besonders die Aufmerksamkeit von dieser Reizwirkung durch die Nahrungsmittel abhängig sind, wie in dieser Hinsicht die einzelnen Nahrungsmittel, das Volumen der genossenen Portionen und die Dauer der durch sie erforderten Verdauungsarbeit wirken, darüber fehlen uns noch fast alle Anhaltspunkte, diese Fragen sind von der Physiologie noch kaum angeschnitten.

Gerade dieser Punkt ist aber von entscheidender Bedeutung; denn hier liegt ein zweiter Grundfehler, den die Physiologen bei ihren Untersuchungen in der Regel begehen. Rubner, Voit, Pettenkofer, Meinert, Wolpert haben Personen untersucht, die sich in ihrem Laboratorium am Ergostaten, einem Apparat zur Messung der geleisteten Arbeit, abmühten. Es ist aber irreführend, diese Erfahrungen ohne weiteres auf die Verhältnisse des modernen Industriearbeiters zu übertragen. Denn bei diesem kommt es in der Regel nicht auf bloße Muskelbetätigung an, sondern in erster Linie auf gespannte Aufmerksamkeit. Nicht die Muskeln werden vor allem angespannt, sondern Nerven und Hirn. Die physiologische Bedeutung dieser Gehirn- und Nerventätigkeit ist aber heute noch nicht einmal gemessen, geschweige denn erforscht. Die Wissenschaft ist daher heute absolut nicht in der Lage, die hohe Bedeutung der Fleischkost für den Industriearbeiter ernsthaft zu bestreiten; daß aber die Arbeiter aller Nationen übereinstimmend vor allem der Fleischkost zustreben, zeigt klar, daß sie in dieser Eigenschaften finden, die ihr andere Nahrungsmittel nicht bieten, die sie aber benötigen. Daß Arbeiter, die rein mechanische Muskelarbeit wie am Ergostaten zu verrichten haben, auch ohne Fleisch erhalten werden können, beweist für den modernen Industriearbeiter gar nichts.

Jeder soziale Organisationstypus, sagt Waxweiler (S. 184), hat seine eigenen Erfordernisse: das Menschengeschlecht hätte ohne Zweifel niemals die Zeitalter gesehen, die seine Geschichte ausmachen, wenn es in jener längst vergangenen Zeit, als es aufhörte, sich von rohen Früchten zu nähren, auf die Worte von Theoretikern gehört hätte, die ihm die Gefahren einer künstlichen, mit Hilfe des Feuers, dessen Verwendung die Menschen soeben entdeckt hatten, hergestellten Nahrung aufgezeigt hätten.

[1] Seither haben die Untersuchungen Professor Pawlows und seiner Schüler die außerordentliche Bedeutung dieser Reize für die Verdauungstätigkeit, besonders für die Absonderung der Verdauungssäfte in Mund, Magen und Darm eingehend und zwingend dargetan.

Und er fährt fort:

Eine unzweifelhafte Gefahr droht jeder Nation, die darauf ausginge, systematisch der natürlichen Neigung der Arbeiter zu erhöhtem Fleischkonsum entgegenzuarbeiten, oder die nicht mit Entschiedenheit die tiefe Berechtigung dieses Strebens anerkennte.

Zugleich hat aber die Beigabe von Fleisch zur Nahrung noch eine andere Wirkung, auf die Waxweiler trotz ihrer Wichtigkeit hier nicht hinweist. Er zeigt allerdings, daß „die Verwendung von Fleisch begleitet zu sein scheint von größerer Abwechslung in den Nahrungsmitteln" (S. 166), und er führt dafür charakteristische Beispiele an. Aber er übersieht, welche Wirkung die Monotonie auf den Alkoholkonsum hat. In seiner Schrift „Die Alkoholgefahr"[1] bemerkt Emanuel Wurm über diesen so wichtigen Gegenstand:

Je weniger Fleisch eine Nahrung enthält, je mehr sie aus Kartoffeln, Mehlbrei oder Brot besteht, um so stärker wird das Bedürfnis, durch ein Reizmittel den Appetit anzuregen. ... Und zu diesen Genußmitteln gehört der Alkohol (S. 86 ff.).

In diesem Zusammenhang gewinnt der Nachweis Waxweilers erst seine volle Bedeutung, daß in den Industriegebieten, wo am wenigsten Fleisch gegessen wird, auch die Eintönigkeit der Ernährung am größten ist. Gerade diese Gebiete zeigen also in jeder Hinsicht die unrationellsten Ernährungsverhältnisse.

Allerdings wendet sich Waxweiler wieder energisch gegen jene Übertreibung, die in gesteigerter Arbeitsleistung lediglich eine Wirkung verbesserter Ernährung erblickt. Es wäre zum Beispiel ganz irrig, anzunehmen, man brauchte nur die Ernährung des belgischen Arbeiters auf das amerikanische Niveau zu heben, um bei ihm dieselbe industrielle Leistungsfähigkeit zu erzielen. Es ist nicht die Ernährung allein, die den amerikanischen Arbeiter vom europäischen unterscheidet, es ist das ganze geänderte Milieu. Ein guter europäischer Maurer braucht zum Beispiel 6 bis 10 Monate, um sich in die amerikanische beschleunigte Arbeitsweise einzuarbeiten. In Belgien sind weder die Arbeitsmethoden noch die geistige Entwicklung, der allgemeine geistige Habitus oder die technische Erziehung der Arbeiter auf dieser Höhe, gar nicht zu reden von der Verschiedenheit in der Entwicklung des Maschinenwesens und der Organisationsformen der Unternehmungen. Wenn aber auch die gehobene Lebenshaltung allein noch nicht die Leistungsfähigkeit des Arbeiters in demselben Maße hebt, so ist es doch vollkommen richtig, daß sie die notwendige Voraussetzung für diese Steigerung der Leistungsfähigkeit ist. „*Nichts von diesen wesentlichen Dingen* (Verbesserung der Arbeitsmethoden, der technischen Erziehung, des allgemeinen geistigen Niveaus) *wird in einem Lande wie Belgien mit Aussicht auf Dauerhaftigkeit eingeführt werden*," sagt Waxweiler, „*wenn nicht eine geeignete Ernährungsweise der Arbeiter die natürliche Grundlage dafür schafft.*"

4. Vergleiche mit deutschen Verhältnissen.

So interessant und wichtig die Untersuchungen von Slosse und Waxweiler über die Ernährungsverhältnisse belgischer Arbeiter sind, einen unmittelbaren Wert gewinnen sie für uns hauptsächlich durch einen Vergleich

[1] Hamburg 1912, Erdmann Dubber. Sammlung sozialistischer Schriften, Nr. 15.

mit den deutschen Verhältnissen. Leider sind aber solche Vergleiche überhaupt schwierig, ganz besonders aber hier; denn in Deutschland wurde eine ähnliche Aufnahme wie die vorliegende überhaupt nicht gemacht. Wohl gibt es eine Reihe wertvoller Arbeiten über die Aufwendungen, die deutsche Arbeiter für die verschiedenen Lebensmittel machen und auch über die Mengen der einzelnen Hauptnahrungsmittel, die von ihnen konsumiert werden. Aber die in diesen Werken enthaltenen Angaben genügen nicht, um die Mengen Eiweiß, Fett und Kohlenhydrate festzustellen, die in den Haushaltungen verzehrt wurden.[1] Außer für die 1042 Arbeiterhaushalte, die von Slosse und Waxweiler untersucht wurden, gibt es ähnliche Untersuchungen nach Angabe Waxweilers nur für 391 amerikanische Arbeiter (Untersuchungen von Atwater und seinen Schülern), für 29 englische (Untersuchungen von Rowntree, Paton, Inglis und Dunlop), von 9 holländischen (Untersuchung von Moquette) und 7 schwedischen Arbeiterhaushaltungen (Untersuchungen von Hultgren und Landergren).

Günstiger sind die Bedingungen eines Vergleichs, der sich nur auf die Mengen der Nahrungsmittel (Fleisch, Brot, Kartoffeln usw.) erstreckt. Hier liegt im Jahre 1910 schon ein viel reicheres Material vor: 1279 vergleichbare Haushaltungsbudgets von belgischen, 1431 von eingeborenen und 1225 von eingewanderten amerikanischen Arbeitern, 179 von englischen, 142 von französischen, 31 von Schweizer und 132 von deutschen Arbeitern. Leider mußte Waxweiler hier auf die Ergebnisse einiger sehr wertvoller Arbeiten, wie die von Braun und Conrad, von Fuchs, von Kuhna verzichten, weil in diesen das Alter der dem Haushalt zugehörigen Kinder nicht angegeben ist und daher eine Umrechnung nach der von Slosse und Waxweiler akzeptierten Methode Atwaters unmöglich war. Infolgedessen konnten die Angaben dieser Autoren mit den anderen nicht vergleichbar gemacht werden, auf ihre Heranziehung mußte daher verzichtet werden. Es blieben daher zur Kennzeichnung der deutschen Arbeiterverhältnisse nur übrig: die erste amerikanische Untersuchung von 1891/92, in die auch 82 deutsche Arbeiterhaushalte einbezogen waren, ferner die Untersuchungen von Schnapper-Arndt (2), Dr. Flesch (1), Rechenberg (28), Mulert (18) und Bunzel (1). Allerdings ist dieses Material ziemlich klein, und die Aufnahmen sind nicht nur von verschiedenen Autoren nach verschiedenen Methoden gemacht, sondern sie rühren auch aus recht verschiedenen Zeiten (1883 bis 1908) und beziehen sich auf Landesteile von sehr verschiedenem Charakter. Immerhin geben sie im wesentlichen doch ein ziemlich treues Bild der Wirklichkeit.

Im folgenden wollen wir nach Waxweiler die Zahlen für die amerikanischen, die belgischen und deutschen Arbeiter zusammenstellen.

---

[1] Die jetzt zur Beurteilung der Lebensverhältnisse deutscher Arbeiter meist herangezogenen Quellen, die „Erhebung von Wirtschaftsrechnungen minderbemittelter Familien im Deutschen Reiche, bearbeitet im Kaiserlichen Statistischen Amte, Berlin 1909", die „320 Haushaltungsrechnungen von Metallarbeitern, bearbeitet und herausgegeben vom Vorstand des Deutschen Metallarbeiterverbandes, Stuttgart 1909" und der „Report of an Enquiry by the Board of Trade into Working Class Rents, Housing and Retail Prices of the German Empire, London 1908", lassen einen Vergleich mit den Angaben von Slosse und Waxweiler schon deshalb nicht zu, weil in diesen Werken der Lebensmittelverbrauch nach Preisen und nicht nach Gewichten angegeben ist, eine Umrechnung aber nur zu sehr ungenauen Werten führt.

Es verzehrten pro Kopf:

		1431 eingeborene amerikanische	1225 eingewanderte	1279 belgische	79 deutsche
		Arbeiter (Prozente)			
Fleisch	weniger als 20 Gramm	1	1	21	6
	20 bis 150 Gramm	8	8	60	81
	150 „ 300 „	60	60	18	13
	300 Gramm und mehr	31	31	1	—
Zucker	weniger als 20 Gramm	3	4	70	18
	20 bis 50 Gramm	1	1	26	37
	50 „ 150 „	30	38	4	44
	150 Gramm und mehr	66	57	—	1
Kartoffel	weniger als 400 Gramm	83	74	13	81
	400 bis 500 Gramm	9	13	15	6
	500 „ 700 „	6	10	32	5
	700 Gramm und mehr	2	3	40	8
Brot	weniger als 400 Gramm	23	22	10	11
	400 bis 600 Gramm	41	39	28	28
	600 „ 800 „	25	25	38	37
	800 Gramm und mehr	11	14	24	24

Es fällt sofort auf, wie viel größer der Fleisch- und Zuckerkonsum des amerikanischen Arbeiters ist als der des europäischen, bei dem wieder der Konsum von Kartoffeln und besonders Brot überwiegt. Vergleicht man die Ernährungsverhältnisse der belgischen und deutschen Arbeiter, so sieht man, daß ihr Brotkonsum fast der gleiche ist. Der Kartoffelkonsum ist beim deutschen Arbeiter niedriger als beim belgischen, dafür ist sein Zuckerverbrauch größer. Sein Fleischkonsum ist aber noch geringer als der des belgischen Arbeiters. Während 19 Prozent der belgischen Arbeiter mehr als 150 Gramm Fleisch im Tage konsumieren, trifft das bei den deutschen Arbeitern nur in 13 Prozent der untersuchten Fälle zu.

Eine weitere Illustration finden die deutschen Zustände durch folgenden Vergleich nach Berufen. Es verzehrten (in Prozenten der gezählten Arbeiter):

	Fleisch				Speck			Eier			Brot			Kartoffel			Zucker		
	bis 50 g	50—150 g	150—300 g	300 g u. mehr	bis 10 g	10—50 g	50 g u. mehr	bis 0,5 Stück	0,5—2 Stück	2 St. u. mehr	bis 400 g	400—700 g	700 g u. mehr	bis 400 g	400—800 g	800 g u. mehr	bis 70 g	70—110 g	110 g u. mehr
Weber auf dem Lande																			
Belgien (32)	40	54	3	3	53	34	13	91	6	3	22	34	44	6	13	81	100	—	—
Deutschland (28)	100	—	—	—	89	11	—	96	4	—	11	68	21	4	53	43	100	—	—
Handlanger																			
Amerika Eingeborene (260)	—	7	62	31	16	74	10	59	39	2	22	64	14	81	17	2	4	9	87
„ Eingewanderte (266)	1	5	57	37	16	77	7	50	46	4	21	58	21	73	21	6	4	13	83
Belgien (84)	47	43	9	1	27	56	17	66	32	2	13	48	39	24	30	46	95	5	—
Deutschland (25)	11	89	—	—	100	—	—	100	—	—	22	67	11	89	11	—	33	67	—
Fabrikarbeiter																			
Amerika Eingeborene (351)	1	9	68	22	7	78	15	70	29	1	28	54	18	88	10	2	6	9	85
„ Eingewanderte (343)	1	12	63	24	16	77	7	46	52	2	28	51	26	78	17	5	9	16	75
Belgien (239)	13	73	14	—	66	28	6	76	23	1	5	61	34	5	22	73	98	2	—
Deutschland (34)	73	24	3	—	100	—	—	97	3	—	15	43	42	67	15	18	61	36	3

	Fleisch				Speck			Eier			Brot			Kartoffel			Zucker		
	bis 50 g	50—150 g	150—300 g	300 g u. mehr	bis 10 g	10—50 g	50 g u. mehr	bis 0,5 Stück	0,5—2 Stück	2 St. u. mehr	bis 400 g	400—700 g	700 g u. mehr	bis 400 g	400—600 g	600 g u. mehr	bis 70 g	70—110 g	110 g u. mehr
Maschinenbauer																			
Amerika Eingeborene (192)	2	9	58	31	19	72	9	61	38	1	28	54	18	84	10	6	2	19	79
„ Eingewanderte (145)	1	8	55	36	22	75	3	42	52	6	21	55	24	66	27	7	6	20	74
Belgien (260)	16	60	23	1	49	35	16	68	29	3	7	56	37	16	30	54	95	5	—
Deutschland (18)	22	56	22	—	100	—	—	100	—	—	—	78	22	100	—	—	33	56	1
Arbeiter in Hütten- und Glaswerken																			
Amerika Eingeborene (299)	—	1	49	50	12	79	9	32	64	4	16	55	29	85	11	4	1	6	9
„ Eingewanderte (214)	—	2	56	42	20	74	6	42	56	2	26	49	25	82	15	3	1	8	9
Belgien (31)	22	55	20	3	51	39	10	77	23	—	6	52	42	26	42	32	97	—	
Deutschland (7)	—	57	43	—	100	—	—	100	—	—	14	57	29	66	34	—	29	43	2

Betrachtet man diese Tabelle, so sieht man zunächst, daß auch in den einzelnen Berufen eine auffallende Übereinstimmung zwischen den eingeborenen amerikanischen Arbeitern und den eingewanderten besteht, und daß sie in gleicher Weise ihren europäischen Arbeitskollegen im Genuß von Fleisch, Speck, Eiern und Zucker weit überlegen sind. Dieser Gegensatz kann also nicht auf irgendwelchen Unterschieden der Nation oder Rasse beruhen, er entspringt lediglich dem niedrigen europäischen Lohnniveau.

Noch deutlicher zeigt dies die Einzeldarstellung der Nahrungsaufnahme der verschiedenen nach Amerika eingewanderten Rassen- und Nationsangehörigen. Hier eine Zusammenstellung einiger Untersuchungen bei Arbeitern von Nationen, die als besonders genügsam bekannt sind.

Es verzehrten täglich durchschnittlich:

	Eiweiß	Fett	Kohlehydrate	Kalorien	Von dem aufgenommenen Eiweiß entfielen auf: Fleisch, Speck, Schweineschmalz und Fische	Eier	Fett entfielen auf: Fleisch, Speck und Schweineschmalz
	Gramm	Gramm	Gramm		Prozent	Prozent	Prozent
Irländer (19)	104	124	382	3055	44	7	51
Italiener (6)	104	96	405	2981	24	7	73
Russische Juden (2)	107	67	430	2818	36	4,5	35
Chinesen (22)	140	86	604	3864	46	0,5	85

Vergleicht man diese Zahlen mit den für Belgien angegebenen, so sieht man sofort, daß selbst die Angehörigen dieser als besonders genügsam und anspruchslos bekannten und berüchtigten Völker, sobald sie sich in Amerika eingelebt haben, eine viel bessere und rationellere Ernährung haben als ihre belgischen Arbeitskollegen, vor allem aber einen ungleich größeren Fleischkonsum.

Nun steht aber nach der obigen Zusammenstellung der deutsche Proletarier in dieser Hinsicht noch wesentlich unter dem belgischen. Die Zahlen für die Weber zeigen kraß das sprichwörtlich gewordene Elend dieser Arbeiterkategorie, das aber in Deutschland noch viel schlimmer ist als in Belgien. Sämtliche untersuchten deutschen Weber hatten einen Tageskonsum von weniger als 50 Gramm Fleisch, fast alle von weniger als einem halben Ei, 89 Prozent von weniger als 10 Gramm Speck, und selbst im Kartoffel-

konsum stehen sie hinter ihren belgischen Arbeitsbrüdern noch wesentlich zurück.

Doch nicht nur in Elendsgewerben wie der Weberei steht der deutsche Arbeiter in seiner Ernährung, besonders aber in seinem Fleischkonsum, hinter dem Belgier zurück. Selbst die Maschinenbauer zeigen einen bedeutend geringeren Konsum von Fleisch, Speck, Eiern, ja selbst Kartoffeln als ihre belgischen Kollegen und sind ihnen nur im Zuckerkonsum überlegen. Bei den Fabrikarbeitern dasselbe Bild. Nur bei den Arbeitern in Hütten- und Glaswerken ist der Fleischkonsum in Deutschland etwas höher als der in Belgien; aber auch in dieser Gruppe bleibt der Verbrauch von Speck, Eiern und selbst Brot und Kartoffeln weit hinter den belgischen Verhältnissen zurück.

Mit welchem Neid können darum die deutschen Arbeiter, selbst so hochqualifizierte wie die Maschinenbauer, zu den Ernährungsverhältnissen der chinesischen Wäscher und Gärtner in Amerika aufblicken!

Die von Slosse und Waxweiler vorgeführten Zahlen reden eine deutliche und furchtbare Sprache. Sie zeigen, daß das Proletariat nicht imstande ist, seine Ernährung seinen physiologischen Bedürfnissen anzupassen, daß insbesonders der so wichtige Eiweiß- und Fleischkonsum überall in Europa ganz ungenügend ist, in Deutschland noch ungenügender als in Belgien. Diese Zahlen lassen erst erkennen, was eine weitere Steigerung in erster Linie der Fleischpreise für das deutsche Proletariat zu bedeuten hat. Unsere Herren Industriellen jammern stets über die schweren Belastungen der Industrie durch die deutsche Versicherungsgesetzgebung und über die „maßlosen" Forderungen der Gewerkschaften. Sie behaupten, die Konkurrenzfähigkeit dem Ausland gegenüber verbiete solche Aufwendungen. Hier aber, in der Verweigerung des Fleischkonsums der deutschen Arbeiter, hier liegt wirklich eine Gefahr für die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie; denn diese beruht in erster Linie auf der Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit des deutschen Arbeiters. Diese werden aber untergraben, wenn man ihm das wichtigste Lebensmittel, das zugleich das notwendige Nervenreizmittel darstellt, das Fleisch, noch weiter verteuert. Wo aber bleibt hier die Energie der Industriellen in der Wahrung der deutschen Konkurrenzfähigkeit?

Bürgerlicher Buchhandel, Parteibuchhandel und Bildungsarbeit.

Eine Ergänzung von **Bernhard Schuster** (Lüdenscheid).

In Nr. 48 der „Neuen Zeit" hat Genosse Heinrich Schulz in seinem Artikel „Buchhandel und Bildungsarbeit" ein Problem aufgerollt, das der weitesten Beachtung wert ist. Nämlich die Frage: Wie kommen wir an die breitesten Massen des Volkes mit guter, billiger Literatur heran? Gewiß leistet unsere Presse in ihrem Feuilleton, wie selbst bürgerliche Kritiker anerkennen, durchweg eine beachtenswerte Pionierarbeit. Doch kann durch unsere Tagespresse, selbst wenn sie noch weiter ausgebaut wird, das Problem nicht restlos gelöst werden. Dazu sind die Aufgaben der Tagespresse denn doch zu scharf umgrenzt. Eine Zeitung, die,

wie die unsrigen, stets im Tageskampf steht, kann nur in einem beschränkten Maße die Buchliteratur ersetzen.

Genosse Schulz sagt in seinem Artikel, die Tatsache, daß der bürgerliche Buchhandel dem Bedürfnis nach guter, preiswerter Literatur nicht gerecht werde, treffe auch „in nicht vermindertem Maße" auf den Parteibuchhandel zu. In dieser apodiktischen Form kann diese These doch nicht unwidersprochen bleiben. Für den Parteibuchhandel kommen doch wesentlich andere Voraussetzungen in Betracht, als sie bei dem bürgerlichen Buchhandel vorliegen. Beide sind — das ist das Gemeinsame — an die Bestimmungen des Börsenvereins der deutschen Buchhändler bezüglich des Bezugs und der Preise der Bücher gebunden. Aber — und das sind die Trennungsmerkmale — die Vertriebsmöglichkeiten sind wesentlich verschiedene. Von einzelnen Kolportagegeschäften abgesehen, ist es für den bürgerlichen Buchhandel der einzelne Bücherkäufer, der für ihn in Frage kommt, für den Parteibuchhandel aber die große Masse der Arbeiter.

Gehen wir den Ursachen dieser Tatsache nach, daß der bürgerliche Buchhandel nicht viel für den Absatz der billigen Literatur tut, so finden wir, daß er seiner ganzen Struktur nach nicht mehr tun kann. Der reguläre Sortimenter hat seine Kunden in den besser situierten Kreisen des Volkes, unter den Akademikern, schließlich den Behörden und Bibliotheken. Er führt meist Werke, deren Preise nicht unter 1 Mark liegen und bei deren Verkauf er daher an jedem einzelnen Buche einen nennenswerten Verdienst hat. Über dieses Thema äußerte sich unter anderen auch ein buchhändlerischer Fachmann wie folgt: [1]

> Während sich der Verleger müht, den Bedürfnissen der Zeit zu entsprechen und trotz gesteigerter Aufwendungen für Honorar und Ausstattung und für sonstige Geschäftsspesen den Preis für das einzelne Exemplar so gering wie möglich zu bemessen, während er seinen Gewinn auf ein Minimum beschränkt und bei alledem Schicksal und Kosten einer großen Auflage riskiert, verharrt der Sortimenter in seiner alten Gewohnheit, auch das billige Volksbildungsbuch, den Massenartikel als etwas anzusehen, das im einzelnen geht und im Stückverkauf nur ein paar Pfennige Gewinn bringt. Damit hören Bücher unter 1 Mark auf, ihn zu interessieren. Dieser Standpunkt wird obendrein für ihn zur Leidenschaft, wenn nun gar der Verleger den Ladenpreis des Buches in Hinblick auf die beabsichtigte Massenverbreitung so festgesetzt hatte, daß nur 30 Prozent Sortimentsgewinn bleiben konnten. Gewiß, 30 Prozent von einem Büchlein, das 20 oder 30 Pfennig im Laden kostet, ist, als Einzelverdienst angesehen, wenig, aber für den Armen, dem die Lektüre helfen will, ist der Preisunterschied zwischen 20 und 30 Pfennig oder 30 und 50 Pfennig oftmals entscheidend.

Wir sehen also, wie es kommt, daß der Sortimenter sich nicht mehr für die billige Lektüre interessiert. Wir reden natürlich von dem Durchschnitt. Selbstverständlich gibt es auch Buchhändler, die fast nur billige Bücher verkaufen. Aber das sind im Verhältnis zu der großen Menge Ausnahmen. Allerdings vertreiben die meisten Buchhändler auch eine Anzahl von Zeitschriften und Lieferungswerken, doch sind diese gering im Ver-

[1] Walter Aßmus, Buchhandel und Volksbildung. Die Hilfe, 1911, Heft 49.

hältnis zu der Zahl von Groschenheften, die durch andere Zwischenhändler an den Mann gebracht werden. Da sind zunächst die Winkelbuchhändler, Kolporteure und die kleinen Buchbindereigeschäfte. Bei ihnen findet sich alles, was so ungefähr zwischen dem „Kleinen Witzblatt", dem „Buch für Alle", „Nimm mich mit", Nick Carter, Indianer- und Detektivgeschichten, Traumbuch, Briefsteller, Groschenromanen, „hygienischen" Hausbüchern fragwürdiger Tendenz und Kompetenz bewegt. Dann die beliebten Lieferungsausgaben der Gartenlauberomane: Eschstruth, Marlitt, Heimburg und Werner und zu allerletzt die Schauer- und Hintertreppenromane mit 100 Heften à 10 Pfennig. Solche trüben Wasser fließen aus diesen Quellen. Weiter in den kleinen Ortschaften die Barbiere und Zigarrenhändler, die durch Prozente an dem Vertrieb dieser Art „Lektüre" interessiert werden. Von den Mengen dieser Art Literatur macht man sich oft gar keine rechte Vorstellung. So soll es nach einer Statistik, die eine bürgerliche Zeitschrift vor Jahren einmal aufgestellt hat, gegen 50 000 solcher Kolporteure geben, die diesen Schund vertreiben.

Alles das geschieht, ohne daß der bürgerliche Buchhandel auch nur einen Finger krumm macht, die Versorgung der breiten Volksmassen mit geistiger Kost in andere Bahnen zu lenken. Es blieb bei der Initiative einzelner einsichtiger Kolportagegeschäfte und vor allem bei der Tätigkeit der Lehrervereine auf diesem Gebiet. So erzählt Brunckhorst in seinem Buche: „Grundsätzliches und Praktisches von der Verbreitung guter billiger Jugendlektüre":[1]

> Und diese billigen guten Bücher werden gekauft, wenn sie dem Publikum, für das sie bestimmt sind, nur angeboten werden. Wie wäre es sonst möglich, daß ein Buchhändler in Hamburg, der aus dem Stande der Kolportagehändler kommt ..., als Grossist ein blühendes Geschäft mit diesen Büchern in die Wege leiten konnte. Er hat allerdings Opfer nicht gescheut und ist mit großer Energie und Rührigkeit daran gegangen, einen Markt für diese Bücher in den minderbemittelten Volkskreisen sich zu schaffen, und zwar gerade vermittels der Papierhändler.

Andererseits haben die Lehrervereine selbst eine schätzenswerte Arbeit geleistet. So haben die Vereine zur Verbreitung guter Schriften in der Schweiz, die ihre literarischen Erzeugnisse zu einem erheblichen Teile auf dem Wege der Kolportage absetzen, nach ihrem Jahresbericht von 1909 zusammen 434 320 Zehnerheftchen und 9616 gebundene Exemplare verbreitet, im Jahre 1910 sogar 587 180 Hefte. In den Kreisen der Volksschüler sind ebenfalls unter eifrigster Förderung durch die Lehrer rund 400 000 Exemplare der „Quellen" verkauft worden. Die Schaffsteinschen blauen und grünen Bändchen haben eine noch höhere Absatzziffer, und die Deutsche Jugendbücherei ist in 4 000 000 Exemplaren, die Bücher der Deutschen Dichtergedächtnisstiftung sind in $1^1/_2$ Millionen Exemplaren verbreitet worden.

Wir sehen also, in welch großem Maße sich der im Börsenverein, dem bekannten Buchhändlerkartell, organisierte Buchhandel seine Aufgabe als Vermittler der Geisteskultur hat aus den Händen winden lassen. Die Tätigkeit der Lehrervereine allein ist schon der beste Beweis dafür, daß der bürgerliche Buchhandel seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen ist. Und

[1] Vergl. den Artikel in Nr. 48 des vorigen Jahrganges.

dabei werden diese Bestrebungen nicht etwa durch den zünftigen Sortimenter gefördert, nein, der kleinliche Futterneid hat schon oft zu Denunziationen und Schikanen aller Art geführt, um die lästige Konkurrenz los zu werden.

Wie stellt sich nun der Parteibuchhandel dazu? Schon die einfache Tatsache, daß es der Parteibuchhandel war, der in einer ganzen Reihe von Orten durch Jugendschriftenausstellungen usw. seine Aufgaben richtig erfaßt hat, beweist, daß gegen ihn nicht die gleichen Vorwürfe erhoben werden können, wie sie berechtigterweise auf den bürgerlichen Buchhandel zutreffen. Die Tätigkeit des Bildungsausschusses in dieser Hinsicht hat auch auf unsere Parteigeschäfte anregend und befruchtend gewirkt.

Nun sagt Heinrich Schulz, daß auch die Parteibuchhandlungen nicht dem Bedürfnis der Massen Genüge leisten können. Die Ursachen, die er anführt:

1. das Gebundensein an die Vorschriften der Buchhändlerorganisation,
2. eine gewisse Schwerfälligkeit bei unseren Parteibuchhandlungen,

sollen keineswegs bestritten werden, doch muß auch hier das Wesentliche in einem größeren Maße, als es Schulz tut, ins rechte Licht gerückt werden.

Da ist zunächst zu betonen, daß der Parteibuchhandel viel, viel mehr Gewicht auf den Vertrieb billiger Literatur legt. Die Ursachen liegen einfach darin, daß die Kunden der Parteibuchhandlungen teure Bücher nicht kaufen können. Die Verwalter der einzelnen Buchhandlungen sind daher viel mehr auf die Propaganda für die billigen Bücher angewiesen als die bürgerlichen Buchhändler. Auch bei dem Jugendschriftenvertrieb äußert sich das. Fast alle Parteibuchhandlungen führen zu Weihnachten wohl die billigen Serien: „Quellen", die „Deutsche Jugendbücherei" und ähnliche Serien und unterstützen damit die Bestrebungen der Lehrerschaft.

Weiter sind die Möglichkeiten des Vertriebs wesentlich günstigere. Da ist vor allem die Tagespresse, die unseren Parteigeschäften zur Verfügung steht. Dadurch ist die Voraussetzung der Agitation für die Bücher gegeben, es kann billig Propaganda für sie gemacht werden. Weiter können die Kolporteure der Parteipresse, die Vertrauensleute der Organisationen in den Fabriken usw. viel Literatur umsetzen, wenn man die Genossen dafür in richtiger Weise interessiert. Durch Probeexemplare mit Prospekten und Zirkularen läßt sich viel erreichen. Schließlich noch die Botenfrauen bei Zeitschriften, populären Lieferungswerken usw. Kurz, es sind ganz bedeutend günstigere Voraussetzungen für den Vertrieb gegeben.

Doch hat der Parteibuchhandel sicher noch eine Reihe Fehler, die sich aber leicht ausmerzen ließen, wenn überall das gleiche Interesse dafür vorhanden wäre. Ich will nur ein paar Punkte herausgreifen: Die Parteiliteratur ist zuweilen im Preise noch zu hoch. Man stelle sich die Arbeitergesundheitsbibliothek, die Kulturbilder vor, oft mit nur 16 Seiten Inhalt das Heft. Da sind 20 Pfennig zu teuer. Bücher, die in solch hohen Auflagen erscheinen, müssen sich billiger herstellen lassen. Das gleiche trifft auch zu für die grundlegende sozialistische Literatur. Unser Leipziger Parteiverlag hat da vorbildlich gewirkt, indem er billige Preise für seine Broschüren ansetzte. Wir möchten unsere Zentrale für Parteiliteratur, die Vorwärtsbuchhandlung, erneut — auf mehreren Parteitagen ist schon lebhaft darüber Klage geführt worden — auf diese Tatsache hinweisen.

Auf den Übelstand, daß den Organisationsleitungen teurere Werke meist billiger angeboten werden, hat Schulz schon hingewiesen. Noch etwas möchte ich hinzufügen. Die Organisationen sollen es im Interesse der Arbeiterbewegung unterlassen, Bücherbestellungen Reisenden von bürgerlichen Buchhandlungen mitzugeben. Es haben sich einzelne dieser Firmen zur Spezialität gemacht, die Funktionäre der Arbeiterbewegung besuchen zu lassen. Es wird da allerhand Literatur an den Mann gebracht, die gerade nur deswegen gekauft wird, weil die Zahlungsbedingungen außerordentlich günstig sind. Ganz abgesehen davon, daß viele unserer Funktionäre dadurch zu Bücherkäufen veranlaßt werden, die sie ohne Beeinflussung oft anders gestaltet hätten, muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß unsere Parteibuchhandlungen diese Bücher auch liefern können. Hier kommt der Nutzen der Allgemeinheit zugute, dort einem gerissenen und findigen Privatbuchhändler. Auch das ist ein Übelstand, der unbedingt für die Zukunft beseitigt werden muß. Die Summen, die da in die Taschen unserer Gegner fließen, gehen in die Tausende.

Ist dieser Umstand nun auch zum großen Teil dadurch möglich geworden, daß unsere Parteibuchhandlungen in geschäftlicher Hinsicht in vielen Fällen zu schwerfällig sind, so trifft dies bei einer weiteren Frage ebenfalls zu, und zwar betreffs der Weihnachtsprämien. Die Tatsache, daß zu Weihnachten die meisten Bücher gekauft werden, hat sich eine Unmenge bürgerlicher Zeitungen zunutze gemacht, indem sie die sogenannten Weihnachtsprämien vertrieben. Wir haben schon jetzt eine Reihe von Parteiblättern, die sich ebenfalls dieser Einsicht nicht verschlossen haben, und die nun auch dazu übergegangen sind, Prämien anzubieten. Warum auch nicht? Man sollte sich von dem Gedanken frei machen, daß man diesem Bedürfnis nach allgemein interessierenden, in unserem Sinne geschriebenen Geschenkwerken nicht ebenfalls Rechnung tragen könne. Wir haben genug Werke in unserer Literatur, die für diese Zwecke wohl zu brauchen wären. Die Vorwärts-Klassiker, die Dietzschen Geschichtswerke, sie alle sind dazu ausgezeichnet zu verwenden. Bedauerlich ist nur, daß man diese Werke, deren Preise meist über 3 Mark betragen, nicht zu diesem Einheitspreis, der bei Zeitungsprämien meist üblich ist, anbieten kann. Vielleicht gibt diese Anregung unseren Parteiverlagen Veranlassung, für die Zukunft auch dieser Frage mehr Beachtung zu schenken.

Noch ein Problem will ich hier streifen, und zwar deswegen, weil es schon mehrfach Gegenstand von Anträgen gewesen ist, die immer wiederkehren werden. Ich meine eine neu ins Leben zu rufende Unterhaltungszeitschrift. Die Genossen, die wissen, in welch weitem Maße in Arbeiterkreisen noch Zeitschriften gehalten werden, die aktuellen Stoff mit Bildern, einen vielseitigen unterhaltenden und belehrenden Teil haben und es verstehen, sich ihrer ganzen Aufmachung nach populär zu geben, werden bestätigen, daß eine solche Zeitschrift, in unserem Sinne redigiert, geradezu ein brennendes Bedürfnis ist. Man sehe nur einmal zu, wie Zeitschriften wie „Nach Feierabend", die „Illustrierten Zeitungen" usw. in Arbeiterkreisen gelesen werden. Und in diesen Groschenheften wird so mancher Artikel geboten, der von unserem Standpunkt aus durchaus nicht zu unterschreiben ist. Das wird mit in Kauf genommen, weil eben etwas anderes nicht existiert. Gewiß, wir haben die „Neue Welt",

die „Freien Stunden". Aber sie genügen nicht in dem bisherigen Umfang. Man halte einmal Nachfrage in den Parteibuchhandlungen, in welchem Maße bürgerliche Zeitschriften wie die neue „Welt und Wissen" gehalten werden. Man wird erstaunt sein über die hohe Zahl, die da zusammenkommt. Und gerade deshalb, weil eben eine solche populärwissenschaftliche Zeitschrift, die auch die Unterhaltung pflegt, fehlt. Selbstverständlich ist gerade dieses Problem außerordentlich schwierig. Aber wir sollten einmal die Notwendigkeit einer solchen Zeitschrift eingehend prüfen und uns dann klar werden darüber, ob wir diesen Weg beschreiten können oder nicht. Bauen wir die „Neue Welt" zu einem Umfang aus, dem ungefähr das Doppelte, ja das Vierfache ihres heutigen Zustandes entspricht, wir können überzeugt sein, daß eine solche Zeitschrift einen beträchtlichen Abonnentenstand bald ihr eigen nennt. Wir haben zum Beispiel auch durch unsere „Arbeiter-Jugend" bewiesen, daß sich Mitarbeiter genug für die einzelnen Wissensgebiete finden lassen. Aus allen diesen Gründen scheint mir eine derartige Zeitschrift zum Wochenpreis etwa von 10 Pfennig in keiner Weise mit einem Risiko verknüpft zu sein und einem längst empfundenen Mangel abzuhelfen.

Wir sehen aus dem bisher Gesagten, daß der bürgerliche Buchhandel und der Parteibuchhandel gewisse Berührungspunkte haben, daß aber viel mehr Trennendes zwischen ihnen liegt. Auch hat die organisierte Arbeiterschaft ja wirklich mit dem bürgerlichen Buchhandel nicht viel zu tun. Unsere Agitationsliteratur, die billig ist und billig sein muß, gibt dem zünftigen Buchhandel keinen großen Verdienst. Daher wird der Bedarf an Büchern auch meist in unseren Buchhandlungen gedeckt. Nur werden noch zu wenig Bücher gekauft. Das ist der springende Punkt. Selbstverständlich wird den Arbeitern auch viel durch unsere Bibliotheken zugänglich gemacht, deren Entwicklung und Frequenz ja gerade in den letzten Jahren beträchtlich gestiegen ist. Doch der Besitz eines Buches hat immer einen eigenen Reiz gehabt. Nun haben ja mehrere Parteibuchhandlungen auch neue Wege zum Vertrieb eingeschlagen. Ich erinnere nur an die Münchener Parteibuchhandlung, die Bibliotheken gegen Teilzahlungen abgibt. Desgleichen die Buchhandlung Vorwärts, die die Mehringschen Klassiker in Abzahlungen von je 50 Pfennig pro Woche liefert. Alles das sind Methoden, die noch ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten in sich tragen. Legen wir mehr noch Gewicht darauf als bisher, in unseren politischen, gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Organisationen, in den Bildungsvereinen usw. den Vertrieb guter Bücher zu unterstützen, so wird die Arbeiterbewegung nur Nutzen davon haben.

Literarische Rundschau.

Otto Bauer, **Der Balkankrieg und die deutsche Weltpolitik.** Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 52 S. 40 Pfennig.

Ein vortreffliches Schriftchen, das in knappstem Rahmen eine erschöpfende Übersicht aller der Faktoren gibt, die die jetzige Balkankrise hervorgerufen haben. Dabei verliert es sich nicht in Allgemeinheiten, sondern gibt eine Fülle von Tatsachen, die alle wesentlich oder typisch sind. Dadurch wird die Darstellung auch anschaulich und jedem Leser ohne weitere Vorkenntnisse verständlich. Kurz, wir haben

hier ein Muster vor uns, wie man eine aktuelle Frage mit wissenschaftlicher Gründlichkeit populär darstellt.

An dem Inhalt ist kaum irgendwo etwas auszusetzen. Nur zu folgendem Satze möchte ich ein Fragezeichen machen:

„Der Bund der Balkanstaaten ist mit Blut gekittet, so wird er zu dauerhaftem Gebilde" (S. 40).

Das scheint mir höchst zweifelhaft. Ein dauerhaftes Gebilde kann er nur werden entweder in der Form der Föderativpolitik oder der Vorherrschaft eines Monarchen, der die anderen Monarchen der Balkanstaaten zu seinen Vasallen macht. Der Bulgar scheint in der Tat Lust zu haben, sich als Oberherr im Balkanbund aufzuspielen, dabei wird er aber auf den Widerstand seiner Herren Kollegen stoßen. Die Wirren auf der Balkanhalbinsel sind noch nicht zu Ende, sie nehmen nur von jetzt an neue Formen an. Erst die Republik kann das Balkanproblem dauernd beseitigen. Daß auch Bauer die Balkanrepublik fordert, ist selbstverständlich.

Etwas zu kurz geraten erscheint der Schluß, das Kapitel „Deutschland und die Türkei". Die Ökonomie des Ganzen erlaubte wohl hier nicht längere Ausführungen, aber es wäre zu wünschen, daß Bauer es bei den hier gegebenen Andeutungen nicht bewenden ließe, sondern seine Gedanken an anderer Stelle ausführlicher entwickelte. Denn es handelt sich hier um Anschauungen, die für unsere Praxis höchst fruchtbar werden können und die doch noch nirgends eingehender erörtert wurden; um die Erkenntnis, daß die Niederlage der Türkei den Zusammenbruch der bisherigen deutschen Weltpolitik herbeigeführt hat und das Deutsche Reich jetzt vor einer Situation steht, die entweder seine größere Annäherung an England oder Verschärfung seines Gegensatzes zu England herbeiführen, also ebensogut die Garantien des Friedens vermehren wie die Gefahr des Weltkriegs vergrößern kann. Da kann die Haltung der deutschen Sozialdemokratie von entscheidender Bedeutung für ganz Europa werden. Mit dem Aussprechen dieser für uns sehr bedeutsamen und richtigen Gedanken schließt das Schriftchen, dem wir die weiteste Verbreitung wünschen.

K. K.

G. R. Porter, **The Progress of the Nation,** a new edition revised and brought up to date by F. W. Hirst. London, Methuen & Co. 21 Schilling.

Porters „Progress of the Nation"; die bekannte sichere und gute Informationsquelle über Englands Wirtschaftsleben in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, ist zuerst 1836, dann 1846 und schließlich 1851 erschienen. Porter suchte darin die Notwendigkeit des Freihandels zu begründen. Im gleichen Sinne ist die neue Auflage von der Redaktion der bekannten englischen ökonomischen Zeitschrift „The Economist" unter der allgemeinen Leitung des Redakteurs Hirst bearbeitet und bis auf den heutigen Tag fortgeführt und ergänzt worden. Der neue „Porter" gibt eine Übersicht über die Bevölkerungsbewegung im neunzehnten Jahrhundert, über die Beschäftigung und den Verdienst der Arbeiterschichten, die Entwicklung der Lebensmittel- und Wohnpreise sowie über Pauperismus, Kriminalität und Volksbildung. An der Abfassung dieser Teile nahmen die bekannten Kriminologen, Volkswirte und Politiker Hamilton, Atkinson und Layton teil. Darauf folgt eine kurze Schilderung der Agrikultur und der einzelnen Industriezweige Englands, woran sich eine Charakteristik der englischen Finanzen anschließt.

Da die englische Statistik noch immer zersplittert und mangelhaft ist, so kann dieses Werk als eine gute Informationsquelle dienen. Man muß jedoch bemerken, daß der Zweck dieser Arbeit, den Freihandel zu verteidigen, seine Autoren häufig nicht allein zu optimistisch urteilen, sondern auch die Zahlen so gruppieren läßt, daß die Übersichtlichkeit darunter leidet. Dabei sind sehr viele Zahlen, die zur Kenntnis der Wirtschaftslage Englands absolut notwendig sind, völlig ausgelassen. Insbesondere mangelhaft sind die Agrarverhältnisse geschildert. Unseres Erachtens wäre es besser, wenn die Autoren weniger bestrebt wären, ihre Ansichten darzulegen und

die angeführten Tabellen zu interpretieren. Klare, übersichtliche Tabellen sprechen für sich, und der Leser mag sie selber deuten. Es wäre deshalb wünschenswert, wenn man wenigstens zum Schlusse solche zusammenfassende Tabellen hinzugefügt hätte.

Was die einzelnen Teile des Werkes betrifft, so sind sie von verschiedenem Werte. Interessant ist die Schilderung der Aufhebung der Agrarzölle in England, die, wie Marx schon bemerkt hat, der englischen Landwirtschaft einen ungeheuren Ruck gegeben hat. Richtig ist auch die Bemerkung, daß auf der Möglichkeit, Englands Bevölkerung mit billigem Fleisch zu versorgen, zum großen Teil die Leistungsfähigkeit der industriellen Arbeiterschaft beruht. In seiner Beurteilung der Staatswirtschaft tritt Hirst auch hier wie im „The Economist" ganz energisch gegen die heutigen verschwenderischen Rüstungsausgaben auf. Kurz, das ganze Werk ist subjektiv-freihändlerisch gefärbt, aber trotzdem sehr wertvoll für das Studium englischer Wirtschaft im letzten Jahrhundert. Sp.

Zeitschriftenschau.

Im Oktoberheft des „Kampf" zieht Karl Renner in dem Artikel „Fünf Kampfjahre" eine Bilanz des bisherigen Kampfes gegen die Teuerung in Österreich. Bevor im Jahre 1907 das erste Haus des allgemeinen Wahlrechtes zusammentrat, glaubte die konsumierende Masse, darunter auch die große Mehrheit des Proletariats, die Teuerung sei nur durch die Bosheit und Habsucht einiger Wucherer hervorgerufen. Die sozialdemokratischen Teuerungsanträge, die eine Änderung des gesamten geltenden Handelssystems und unserer gesamten Agrarverfassung verlangten, wurden im Parlament rundweg abgelehnt.

Diese Ablehnung bildete den Ausgangspunkt einer durch Jahre hindurch eifrig betriebenen wirtschaftspolitischen Propaganda unserer Partei, die auf keine Gesellschaftsklasse ohne Wirkung blieb. Die erste Frucht dieser Aufklärungsarbeit war der große Wahlsieg im Juni 1911 und die vernichtende Niederlage der Christlichsozialen in den Städten, vor allem in Wien. Die Einsicht, daß die kapitalistische Wirtschaftsordnung die letzte Ursache der Teuerung bildet, ist heute schon zum festen Besitzstand des organisierten Proletariats geworden und hat viel beigetragen zur Erziehung der Massen zum Sozialismus. Aber der Teuerungskampf hat auch zur Stärkung der Gewerkschaften und Konsumgenossenschaften geführt. Ein bedeutungsvoller positiver Erfolg der Tätigkeit der sozialdemokratischen Abgeordneten ist das Gesetz über die Baugenossenschaften. Die genossenschaftliche Bautätigkeit wird unter Schutz und Kontrolle des Staates gestellt und mit öffentlichem Kredit unterstützt.

Neben den dem Kapitalismus entstammenden Ursachen der Teuerung, die allen Ländern gemeinsam sind, gibt es jedoch noch eine Reihe von Quellen des Übels, die aus dem spezifisch österreichischen Wirtschaftssystem fließen. Durch unseren Kampf gegen dieses verrottete Wirtschaftssystem wird eine stets wachsende Zahl bürgerlicher Abgeordneten gezwungen, für die sozialdemokratischen Anträge zu stimmen. Freilich tun sie das nur in der Hoffnung, daß das Herrenhaus die Anträge doch verwerfen wird. Unsere Aufgabe ist es, die Wähler diesen Betrug durchschauen zu lassen. Fünf Jahre währt der Kampf, und fünf Jahre trennen uns noch von dem Entscheidungsjahr 1917, in dem unsere Handelsverträge erneuert werden müssen. Dann wird sich zeigen, wie gut wir unsere Aufgabe gelöst haben.

In einem Artikel „Die Gesamtpartei" bespricht Otto Bauer die Möglichkeiten eines engeren Zusammenschlusses der nationalen sozialdemokratischen Parteien Österreichs. In eingehenden, sehr interessanten historischen Ausführungen zeigt er, daß die sozialdemokratischen Parteien der verschiedenen Nationen Österreichs niemals eine geschlossene Einheit gebildet haben. Bis 1905 funktionierte

indes die Bundesverfassung sehr gut, dann aber wurde sie durch die tschechischen Separatisten gesprengt, die das föderale Prinzip auch auf die Gewerkschaftsbewegung übertrugen. Nachdem nun die Separatisten sich selbst von der Gesamtpartei losgesagt haben, ist deren neuerliche Organisierung erst wieder möglich. Ihre Grundlage muß aber die Anerkennung der Autonomie der nationalen Sektionen sein. Zuerst muß die Gesamtexekutive verstärkt, dann die Parlamentsfraktion wieder zusammengefaßt werden, dann erst kann ein Gesamtparteitag einberufen werden, der die Organisierung der Gesamtpartei vorzunehmen hätte.

Im Novemberheft des „Kampf" bespricht Otto Bauer unter dem Titel „Der Krieg um Mazedonien" die Kernfrage des Balkankriegs. Doch erübrigt sich die Wiedergabe seiner Ausführungen an dieser Stelle, da des Autors Broschüre „Der Balkankrieg und die deutsche Weltpolitik" heute wohl in den Händen der meisten Leser der „Neuen Zeit" sein dürfte.

In derselben Nummer beschäftigt sich Friedrich Adler in einem „Wissenschaft und Partei" betitelten Artikel mit dem Ausschluß Gerhard Hildebrands aus der deutschen Partei. Es handelt sich durchaus nicht, wie die Verteidiger Hildebrands behaupten, darum, ob man forschen und die Parteigrundsätze kritisch untersuchen darf, sondern allein darum, ob jemand, der aufgehört hat, überzeugter Sozialdemokrat zu sein, Parteigenosse bleiben kann.

Das Parteiprogramm enthält keine Dogmen, und wir arbeiten unaufhörlich an seiner Verbesserung. Das Parteiprogramm zeigt nur an, zu welcher Einsicht wir bis heute gekommen sind, aber eben diese Feststellung ist für eine Partei das Wichtigste. Das Bekenntnis zum Parteiprogramm ist ein Bekenntnis zur gemeinsamen Aktion und setzt die Überzeugung von dessen Richtigkeit voraus.

Wenn jemand über gewisse theoretische Fragen noch nicht zur Klarheit gekommen ist, so ist das kein Grund gegen seine Parteizugehörigkeit. Aber etwas ganz anderes ist es, wenn sich jemand eine andere Meinung bereits gebildet hat, als sie in der Partei herrscht, die also unsozialdemokratisch ist.

Ein Mann, der Parteigefühl besitzt, mußte, wenn er wie Hildebrand auf Grund seiner wissenschaftlichen Forschung zu dem Schlusse käme, daß die Vergesellschaftung der Produktionsmittel die Not des Proletariats nicht beseitigen kann, sich aus dem praktischen Kampfe zurückziehen, um nicht Unordnung im marschierenden Heere zu stiften. Erst dann kann er, wenn er glaubt, daß es im Interesse des Proletariats notwendig ist, auch in der Partei für seine Überzeugung wirken, aber nur durch wissenschaftliche Diskussionen, nicht durch Agitation bei den Indifferenten. Aktiver Politiker kann er erst wieder werden, wenn seine Meinungen in das Parteiprogramm Aufnahme gefunden haben, denn die Aktion und Agitation kann sich nur stützen auf das Parteiprogramm.

Obwohl die überwältigende Mehrheit des Parteitags überzeugt war, daß der Ausschluß Hildebrands notwendig sei, hat sie doch nur sehr schweren Herzens dafür gestimmt. Dies liegt an einem Fehler im Organisationsstatut. Wir haben nämlich eigentlich keine Ausschließung ohne Ehrverlust vorgesehen. Man müßte darum die Ausschließung ohne Ehrverlust von der gewöhnlichen scharf sondern und könnte etwa sagen: „Streichung aus den Mitgliederlisten. Tritt ein Mitglied, das sich nicht mehr zu den Grundsätzen des Parteiprogramms bekennt, nicht aus eigener Initiative aus der Partei aus, so kann der Parteitag auf Antrag der Parteivertretung die Organisation seines Wohnortes mit der Streichung seines Namens aus der Mitgliederliste beauftragen."[1] a. s.

[1] Diesem Vorschlag des Genossen Friedrich Adler wurde bereits in dem auf dem in Wien abgehaltenen Parteitag festgesetzten neuen Organisationsstatut Rechnung getragen (§ 58).

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Feuilleton der Neuen Zeit

Nummer 58 o o o o o o o o o Ausgegeben am 13. Dezember 1912

Inhaltsverzeichnis: Ein Stück Kulturarbeit. Von Heinrich Schulz. Das Geschäft und die Künste. Von J. L. Windholz. Drei Gestaltungen des Prometheus. Von G. G. Ludwig. (Schluß.) — Bücherschau: John Spargo, Karl Marx. Robert Grötzsch, Verschrobenes Volk und andere Erzählungen.

Ein Stück Kulturarbeit.

Von **Heinrich Schulz.**

Als im Januar 1908 die erste Nummer des Feuilletons der „Neuen Zeit" erschien, berichtete ich darin über den ersten Versuch des Bildungsausschusses der sozialdemokratischen Partei, ein Jugendschriftenverzeichnis für die Hand der Arbeitereltern zu schaffen. Ich mußte mich damals gegen die Beurteilung dieses Verzeichnisses durch einen bekannten Berliner Lehrerschriftsteller wenden, der in dem Verzeichnis einen Sieg des reinen Menschen- und Volkstums über die Parteiborniertheit und das Parteidogma wittern wollte; er zog diese kühne Schlußfolgerung aus der einfachen Tatsache, daß unser Verzeichnis im wesentlichen Bücher der bürgerlichen Jugendliteratur, besonders die Listen der Prüfungsausschüsse der deutschen Lehrerschaft, berücksichtigt.

Inzwischen sind fünf Jahre ins Land gegangen. Der Bildungsausschuß hat in diesen Wochen zum sechstenmal sein Jugendschriftenverzeichnis verschickt. Aus dem schmächtigen Heftchen des Jahres 1907, das 83 Bücher verzeichnete, ist allmählich ein handfestes Buch von annähernd 100 Seiten geworden, das im ganzen 1026 verschiedene Bücher verzeichnet. In Tausenden von Exemplaren sind die Verzeichnisse alljährlich durch die Bildungsausschüsse verbreitet worden, die Partei- und Gewerkschaftsblätter haben in den ersten Jahren die ganzen Verzeichnisse, später Auszüge daraus abgedruckt. In den Wochen vor Weihnachten haben seitdem jedes Jahr Hunderte von Jugendschriftenausstellungen in allen Gegenden Deutschlands, in großen Städten und in kleinen Gebirgsdörfern stattgefunden. Der rasch und stark gewachsene Einfluß der örtlichen Bildungsausschüsse konzentriert sich in den Wochen vor Weihnachten fast ausschließlich auf die Propaganda guter Jugendbücher. Die bürgerlichen Verleger aber haben die Bedeutung dieser Entwicklung auch sehr bald erkannt und sind stets eifrig bemüht, dem Bildungsausschuß alle ihre Neuerscheinungen zur Prüfung einzusenden.

Da wirkt es denn geradezu wie ein Treppenwitz der Geschichte, daß der Bildungsausschuß in diesem Jahre nicht den törichten Vorwurf des Jahres 1907, wohl aber eine Schmähung gerade entgegengesetzten Charakters zurückweisen muß. Der bekannte Jugendschriftenverlag von Joseph Scholz in Mainz und sein wichtigster literarischer Ratgeber und Mitarbeiter, der brandenburgische Lehrer Wilhelm Kotzde, haben gemeinsam eine Sudelschrift — sie nennen sie Streit- und Wehrschrift — herausgegeben, in der sie angestellte Lehrer, besonders die hamburgischen Führer der neueren Jugendschriftenbewegung, als Sozialdemokraten oder doch als Schrittmacher der Sozialdemokratie denunzieren und zum Schlusse die Jugendschriftenarbeit des Bildungsausschusses in verleumderischer Weise angreifen.

Nach der Triebfeder dieser edlen Handlungsweise braucht man nicht lange zu suchen. Die von Herrn Kotzde geschriebenen Bücher sind im Jugendschriftenverzeichnis des Bildungsausschusses gar nicht, die von ihm herausgegebenen Bücher nur zum kleineren Teile vertreten. Die Lehrerverzeichnisse enthalten zwar Kotzdebücher, es ist aber auch Widerspruch dagegen laut geworden; besonders ein Buch Kotzdes, ein ganz minderwertiger hurrapatriotischer Schmarren, ist von einem Berliner Lehrer scharf angegriffen worden. So etwas kitzelt nicht nur das teutsche Ehrgefühl eines nationalen Bratenbarden, es beeinträchtigt auch unter Umständen in empfindlicher Weise das Geschäft. Beim Geldbeutel aber hört immer und überall die Gemütlichkeit auf.

Daß die Herren Kotzde und Scholz die Jugendschriften des Bildungsausschusses herabsetzen, soll uns im übrigen nicht kümmern. Schlimmer steht es dagegen um die Verdächtigungen der Lehrer durch die beiden Pamphletisten. Es versteht sich von selbst, daß die gesamte bürgerliche Presse vom Reichsverbandskaliber mit wahrer Inbrunst die Sache der Herren Kotzde und Scholz zu der ihrigen gemacht hat und mit dummpatriotischem Geschrei über die angeschuldigten Hamburger und Berliner Lehrer hergefallen ist. Immerhin können auch die Lehrer diesem Kesseltreiben ruhig zusehen. In der Sache selbst stehen sie völlig untadelig da. Wenn sie die zweifelhaften Erzeugnisse des Herrn Kotzde ablehnen, so ehrt das lediglich ihren künstlerischen Geschmack, hat aber keineswegs die Bedeutung einer politischen Kundgebung. Es ist freilich kein Ausnahmefall in der bürgerlichen Gesellschaft, daß minderwertige literarische Ware unter der schwarzweißroten Deckflagge als Konterbande durchgeschmuggelt wird. Wenn sich aber anständige Männer gegen solche unlautere Geschäftsmethoden wenden, so werden sie dadurch selbst für preußische Disziplingerichte noch nicht zu Sozialdemokraten.

* * *

Die Schmähschrift der beiden mißvergnügten Nobili soll immerhin die positive Wirkung haben, daß sie uns einen kritischen Blick auf unsere sechsjährige Jugendschriftenprüfung werfen läßt.

Wir sind bei unserer Jugendschriftenprüfung von Anfang an bis auf den heutigen Tag dem Grundsatz treu geblieben, daß für die Annahme oder Ablehnung einer Jugendschrift in erster Linie ihr literarischer und pädagogischer Wert entscheidet. Stümpereien in Wort, Linie oder Farbe, mögen sie von Dilettanten, Handwerkern oder Künstlern herrühren, werden ohne Gnade abgelehnt. Bei literarisch und künstlerisch wertvollen Jugendschriften haben wir dagegen nicht ängstlich darüber gewacht, ob wohl eine Weltanschauung oder besondere Gesinnungen darin eine Rolle spielen, die mit der Weltanschauung und der Gesinnung des Proletariats in Widerspruch stehen. Sowohl religiöse wie vaterländische Tendenzen klingen deshalb in vielen der von uns empfohlenen Jugendschriften bald mehr, bald weniger hörbar durch. Wir haben solche Bücher ohne Bedenken aufgenommen, wenn sich die Tendenz nicht selbstgefällig und aufdringlich in den Vordergrund drängt, sondern wenn sie sich ungezwungen und ohne besondere Nebenabsicht aus der ganzen Persönlichkeit des Verfassers oder Künstlers oder aus dem Stoffe ergab. Ich gebe zu, daß wir auch in dieser Beziehung noch Einschränkungen gemacht haben. So konnten wir uns nicht entschließen,

Liliencrons „Kriegsnovellen" aufzunehmen, weil wir die Arbeiterkinder vor dem heißen Atem der Kriegsbegeisterung, der bei aller kunstbeflissenen Schönheit doch verzehrend dem Leser entgegenschlägt, bewahren wollten. Später, bei gereifterer Anschauung, mögen auch junge Arbeiter die Novellen gern lesen und sich rein ästhetisch daran erfreuen!

Aber wenn wir nicht engherzig sind, soweit es sich um Bücher mit bürgerlichen Tendenzen handelt, so sind wir natürlich erst recht von jener bürgerlichen Engherzigkeit frei, die in jedem Buche, durch das auch nur ein Lüftchen proletarischer Weltanschauung oder überhaupt ein freier Geist weht, eine sozialdemokratische Hetzschrift sieht. Diese Engherzigkeit reicht bisweilen weit in die Kreise der vereinigten Prüfungsausschüsse der deutschen Lehrerschaft hinein. In diesem Punkte steht vielleicht Herr Kotzde den Lehrern noch näher als wir.

Leider gibt es Jugendschriften dieser Art so gut wie gar nicht. Einige schüchterne, teils weniger, teils mehr gelungene Versuche sind gemacht worden, und wir müssen uns vorläufig mit ihnen abfinden und oft genug den guten Willen für die Tat nehmen. Im übrigen nennen wir Schriften proletarischen Charakters, besonders im letzten Teile unseres Verzeichnisses, der der reiferen Jugend gilt, mit besonderer Vorliebe. Wir denken hierbei besonders an die schulentlassene Jugend, an die jungen Arbeiter und Arbeiterinnen, denen dieser Teil unseres Verzeichnisses ein Wegweiser für ihre Lektüre sein soll. Es liegt gar kein Grund vor, bei der Auswahl der Bücher für dieses Lebensalter ängstlich jede Tendenz zu vermeiden. Wir haben unser Verzeichnis nicht aus literarischem oder ästhetischem Ehrgeiz geschaffen, sondern um den Arbeitereltern und der Arbeiterjugend praktisch zu Hilfe zu kommen.

Wenn wir in der untersten Altersstufe und in den beiden mittleren Stufen die neutrale Jugendschrift bevorzugen, so leiten uns dabei erzieherische Gründe. Wir nehmen es ernst mit dem Grundsatz, daß man Unmündigen und Unselbständigen nicht Fragen der Weltanschauung zur Entscheidung vorlegen soll. Wohl kann man nicht und soll man nicht die Kinder vor jedem Lufthauch bewahren wollen, der sie etwa hin und wieder von Ferne durch die weiten Flügelschläge des geistigen Lebens, der wissenschaftlichen Forschung, des Meinungsstreits, der Weltanschauung trifft. Man kann es nicht verhüten, weil dieser Lufthauch sie berührt, wenn sie im Schoße der Familie sitzen und ungewollt zu Zeugen der Gespräche der Älteren werden; er trifft sie, wenn die Schule sie — oft genug gegen den Willen der Eltern — unmittelbar im Sinne religiöser oder politischer Überzeugung zu beeinflussen sucht; er trifft sie auf der Straße, wenn sie Zeugen von Ereignissen werden, die den inneren Menschen aufrühren; er trifft sie, wenn sie einen Blick in die Zeitung werfen; er trifft sie, wenn sie irgend ein Buch in die Hand nehmen.

Man soll es aber auch nicht verhüten, weil alle diese Erlebnisse, Erfahrungen, Kenntnisse, Beeinflussungen für das Kind unbewußt zu Bausteinen werden, die es dereinst, wenn es die nötige Reife und Kraft gewonnen hat, benutzen wird, um sich selbst eine Überzeugung und eine Weltanschauung zu gestalten. Eine Versündigung an den Kindern wäre es — leider wird sie heute ohne Bedenken von den Schulen begangen —, wenn man die Kinder von frühester Jugend an mit Scheuklappen ausrüsten, wenn man sie geistig

in Schnürbrüste und spanische Stiefel pressen, wenn man sie für eine bestimmte politische oder religiöse Überzeugung „festlegen" wollte. Man täte damit in gleichem Maße den Kindern und der Überzeugung unrecht; den Kindern, weil man ihnen die Unbefangenheit raubt, weil man ihnen in den Jahren der besten Entwicklung die Entwicklung unterbindet, weil man ihnen ihre fröhliche, freie und ungebundene Jugend schmälert und sie zu frühreifen Schwätzern über Gott und alle Welt macht; der Überzeugung, weil es eine große und starke, nur im Kampfe zu werbende Überzeugung herabwürdigen heißt, wenn man sie schon Kindern einzutrichtern für möglich hält. Gerade für die Kinder sozialistischer Eltern hat das Wort seine ernste Bedeutung: „Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen!" Darauf kommt es an, den Kindern die Fähigkeiten zu verschaffen, daß sie das kostbare Erbe der sozialistischen Überzeugung dereinst zu erwerben vermögen. Und es ist Sache der Eltern, besonders ihres persönlichen Beispiels, daß die Kinder später einmal keinen größeren Stolz kennen, als möglichst bald den Besitz des wertvollen Erbes zu erwerben.

So begeben wir uns als sozialdemokratische Eltern ohne Besorgnis eines Teiles unserer Machtvollkommenheit, so hüten wir uns, unsere Kinder mit Tendenzschriften zu füttern, so lassen wir sie gern und freudig sich sättigen von dem goldenen Überfluß der Literatur aller Zeiten, so freuen wir uns, wenn sie allmählich mit den Denkmälern der literarischen und künstlerischen Kultur der Vergangenheit und der Gegenwart vertraut werden.

Der freundliche Leser verzeihe, wenn ich ihn in diesem Zusammenhang noch einmal mit Herrn Kotzde behellige. Der Mann führt seinen Kampf außer in der Schmähschrift auch noch in der Tagespresse, und zwar hat er in den „Hamburger Nachrichten" (man bedenke die Zartfühligkeit, gerade in diesem Blatte unbeschränkter reaktionärer Möglichkeiten gegen die freigesinnten Hamburger Lehrer zu polemisieren!) in zwei langen Artikeln seine schlechte Sache erneut vertreten. Hierbei prägt er in seinem Übereifer gegen die Hamburger Lehrer einen Satz, der ihn noch besser kennzeichnet als alles andere, was er sonst noch geschrieben hat: „Wohl, meine Herren, die Bekämpfung der Sozialdemokratie und ihrer Gedankenwelt ist eine der ersten Aufgaben der Jugendliteratur!" Damit hat Herr Kotzde selbst der Katze die Schelle angehängt. Jetzt weiß man, welchen eigentlichen Zweck das patriotische Getue des Herrn Kotzde verfolgt. Nicht um eine literarische oder pädagogische Sache, sondern um eine politische Hetzerei ist es ihm zu tun

* * *

Eine ernste Sorge bereitet dem Bildungsausschuß das ständige Anwachsen des Jugendschriftenverzeichnisses. Es ist nicht zu vermeiden, da die vielen Neuerscheinungen nicht unberücksichtigt bleiben dürfen. Die neuere Jugendschriftenbewegung hat in knapp einem Jahrzehnt die ganze Bücherproduktion auf diesem Gebiet umgewälzt. Die ehemaligen Fabrikanten der abscheulichen Grossoware sind beiseite gedrängt; alte bewährte Verlagsfirmen haben der neuen Bewegung ihre Reverenz bezeugt, neue Firmen sind als die Folgen der Bewegung entstanden. Sie alle versichern noch tagtäglich, neue Formen des Jugendbuchs zu finden. Namhafte Schriftsteller und Künstler halfen ihnen dabei. Diese schätzenswerte Entwicklung muß auch der Bildungsausschuß unterstützen, indem er neue Bücher oder alte Bücher in neuem Gewand wohlwollend prüft. Immerhin wird früher oder

später an den Bildungsausschuß die Notwendigkeit herantreten, das ganze bisherige Verzeichnis einer kritischen Durchsicht zu unterziehen und alle solchen Bücher auszumerzen, die vor den im Laufe der Jahre gewonnenen schärferen Prüfungsgrundsätzen oder im Vergleich mit anderen Büchern nicht bestehen können. Vielleicht wird dadurch kaum eine Herabminderung der Zahl der Bücher erreicht, da inzwischen schon wieder zahlreiche neue Bücher der Aufnahme harren; aber es werden doch dadurch viele weniger brauchbare Schriften ausgeschieden, und das Verzeichnis wird von unnötigem Ballast befreit.

Eine vorläufig noch nicht überwundene Schwierigkeit bei der Jugendschriftenpropaganda steht den Jugendschriftenausstellungen im Wege. Diese Ausstellungen haben sich immer mehr eingebürgert. Wo sie einmal stattgefunden haben, pflegt man trotz anfänglicher Mißerfolge und trotz der vielen Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden sind, dauernd daran festzuhalten. Aber man weiß in der Regel nicht, woher man die Bücher für die Ausstellungen nehmen soll. Die Sortimentsbuchhändler der Partei weigern sich meistens, weil sie so viel Geld in die Jugendschriften nicht stecken wollen und weil sie befürchten, die Bücher nicht unversehrt wieder zu erhalten. Die kleinen Bildungsausschüsse selbst können die Bücher nicht käuflich erwerben, zumal ihnen durch die Ausstellung ohnehin genug Kosten erwachsen. Der Zentralbildungsausschuß wird sich der Aufgabe nicht entziehen können, in Verbindung mit den Bezirksbildungsausschüssen Kollektionen von Jugendschriften für Ausstellungszwecke zusammenzustellen und sie den örtlichen Ausschüssen für Wanderausstellungen zu überlassen.

Als der Bildungsausschuß an die Schaffung eines Jugendschriftenverzeichnisses herantrat, hat er nicht vorausgesehen, daß diese Arbeit dereinst einmal eine solche Ausdehnung annehmen würde, wie sie sie schon nach wenigen Jahren erlangt hat. Die vielen Hunderte von Büchern, die im Laufe eines Jahres eingehen, müssen genau katalogisiert werden; sie werden dann in den verschiedenartigsten Zusammenstellungen an die annähernd hundert Prüfer und Prüferinnen verschickt, die seit Jahren in selbstloser Weise das zeitraubende und nicht immer einfache und leichte Amt der Beurteilung der Bücher ausüben. Wie jedes Buch an drei verschiedene Prüfer geht, so muß über jedes Buch eine genaue Registratur geführt werden, damit keine Irrtümer vorkommen. Dazu kommt der Versand der Bücher, die Mahnungen, die Eintragung der Urteile und in letzter Linie die Entscheidung über die Bücher durch eine Unterkommission des Bildungsausschusses. Die Jugendschriftenarbeit des Bildungsausschusses beansprucht fast ausschließlich die Kraft einer angestellten Person. Wenn man dazu die Zeit und Kraft rechnet, die die Prüfer aufwenden müssen, ferner die erheblichen, jährlich auf Tausende von Mark sich belaufenden Kosten für den Druck der Verzeichnisse, sodann die Portoausgaben und andere unerläßliche Dinge, so wird auch dem Fernerstehenden einleuchten, daß die deutsche Sozialdemokratie für diese Sache hohe ideelle und materielle Opfer bringt.

„Rentiert" sich dieses Geld? Im Sinne des bürgerlichen Geschäftsmannes ganz gewiß nicht. Der Bildungsausschuß ist kein geschäftliches Unternehmen. Er hat es nicht mit dem Verkauf der Bücher zu tun, er läßt sich nicht einmal die teuren Verzeichnisse bezahlen, sondern gibt sie an alle Interessenten kostenlos ab. Aber die Ausgabe „rentiert" sich für die Partei

auch nicht in politischer Beziehung. Die wenigen Bücher, die aus Parteiverlagen im Jugendschriftenverzeichnis enthalten sind, haben zum größten Teile keinen politischen Charakter. Einige sind allerdings im Sinne unserer Weltanschauung geschrieben; aber die wenigen Exemplare, die durch die Aufnahme der Bücher in unser Verzeichnis mehr als sonst gekauft werden, spielen keine Rolle und würden jedenfalls in einem schreienden Mißverhältnis zu den Kosten des Verzeichnisses stehen.

Was rechtfertigt demnach die hohe Ausgabe, die die Sozialdemokratie alljährlich an die Jugendschriftensache, also in erster Linie an die Propaganda guter bürgerlicher Jugendschriften aus bürgerlichen Verlagen wendet? Lediglich das allgemeine Kulturinteresse der Sozialdemokratie, lediglich die von ihr gern und willig anerkannte und übernommene Verpflichtung, neben ihren besonderen politischen Aufgaben auch wichtige Aufgaben der geistigen, ethischen und künstlerischen Kultur zu erfüllen, besonders dem kommenden Geschlecht gegenüber.

Man suche eine zweite politische Partei, die auch nur den zehnten Teil von Kraft, Zeit und Geld für eine solche unpolitische Sache aufwendet, ja, die es überhaupt nur der Mühe wert erachtet, sich um eine solche Sache zu bekümmern! Man wird sie vergeblich suchen.

Das Geschäft und die Künste.

Von **J. L. Windholz.**

Unter dem Volke, das da schreibt, malt und bildhauert, gab es in letzter Zeit einige Aufregung. Abfällige Worte ließen sich vernehmen, auf boshafte und gekränkte Notizen folgten Artikel, Interviews und Sendschreiben, und alle miteinander bewiesen zur Evidenz nur das eine: wie völlig teilnahmlos und gleichgültig eine größere Allgemeinheit — um nicht zu sagen das deutsche Volk — allen künstlerischen Fragen gegenübersteht.

Den äußeren Anlaß zu solcher Erregung boten Gerhart Hauptmann und die Berliner Sezession.

Der fünfzigste Geburtstag Hauptmanns wurde gefeiert, und der Dichter ließ ihn feiern, und er ließ sich feiern, und hinterher gefiel so manches manchem nicht, der wacker mitgefeiert hatte. Die Sezession aber will einen Kunsthändler zu ihrem Vorsitzenden küren. Das freilich gefällt außer dem Kunsthändler niemand, obgleich nur die wenigsten den Mut haben, es offen zu sagen. — Gerhart Hauptmann und die Berliner Sezession — das sind scheinbar zwei disparate Fälle, und doch gehören sie zusammen und gleichen einander wie ein Ei dem anderen.

Nur scheint der Fall Gerhart Hauptmann komplizierter, wenn man auf alle die Stimmen hört, die ihn bekritteln. Dem einen gefiel es nämlich nicht, daß Gerhart Hauptmann von Stadt zu Stadt und von Land zu Land Lob und Ruhm einsammeln gehe wie ein wandernder Akrobat. Und andere wieder fanden ein Haar in der Suppe, die Herr S. Fischer mit Photographie und Tanz im Hotel Adlon servieren ließ, oder sie mokierten sich darüber, daß Herr Max Ludwig mit seines Vaters Namen Cohn heiße und die Jugend vertrete, ohne selbst jung gewesen zu sein — dieses vermutlich im übertragenen Sinne zu verstehen. Dann wurde Herrn Trott zu Solz der kleri-

kale Herr Hussarek unter die Nase gerieben. Jener habe sich in Berlin ganz und gar nicht gerührt, während der Wiener Minister mit einem „Stabe von Beamten" erschienen sei und ein Bekenntnis für den Dichter abgelegt habe. Andere fanden es jedoch durchaus nicht schön, daß Gerhart Hauptmann sich in Wien inmitten eines anderen Glaubens Genossen niedergelassen und sich von Herrn Felix Salten habe befestreden lassen.

Das ist eine verwirrende Fülle von Ärger und Sichverdrießenlassen, und der Ärger ist kleinlich und der Verdruß unaufrichtig, denn es fand sich keiner, der den Mut hatte, das zu sagen, was wir alle fühlten: zu viel des Lobes, zu viel der Ehren wurden auf des Dichters Haupt gehäuft, nicht um unsertwillen, sondern um des Dichter willen zu viel, der uns noch immer schuldet, was seine frühen Werke versprachen. Eine lange Reihe schwerer Mißerfolge liegt auf dem Wege des Dichters, und weder die Begeisterung der ihn Feiernden noch sein nervöses Haschen nach äußerlicher Wirkung hat sie hinwegzuräumen vermocht. Allen, die ihm im Herzen geneigt sind — und es sind viele, wenn es auch nicht das Volk ist —, hätte der Dichter wohlgetan, wenn er den Übereifer derer, die sich um ihn drängten, etwas gedämpft hätte durch kluge und selbstbewußte Zurückhaltung.

Das hätte gesagt werden müssen zu des Dichters und zu unserer Ehre, und dagegen wiegen die anderen Kritteleien nicht schwer. Vornehmlich diese nicht, daß es die Juden waren, die ihn feierten. Wer denn hätte ihn wohl feiern sollen und wann war dies anders in deutschen Landen? Man erinnere sich, wie es an Fontanes Fünfundsiebzigstem geschah:

Aber die zum Jubeltag kamen,
Das waren doch sehr, sehr andere Namen,
Auch „sans peur et reproche", ohne Furcht und Tadel,
Aber fast schon von prähistorischem Adel:
Die auf „berg" und auf „heim" sind gar nicht zu fassen,
Sie stürmen ein in ganzen Massen,
Meyers kommen in ganzen Bataillonen,
Auch Pollacks und die noch östlicher wohnen;
Abram, Isaak, Israel,
Alle Patriarchen sind zur Stell',
Stellen mich freundlich an ihre Spitze,
Was sollen mir da noch die Itzenplitze!
Jedem bin ich was gewesen,
Alle haben sie mich gelesen,
Alle kannten mich lange schon,
Und das ist die Hauptsache... „kommen Sie, Cohn".

Ein Dichter ist ein Seher, auch ohne sein Wissen, wie es auch Theodor Fontane gewiß nicht geahnt hat, daß sein „Kommen Sie, Cohn!" zum Symbol deutscher Dichterehrung werden würde. Dennoch finde ich, daß die tiefe Achtung vor allem Geistigen und das gute Gefühl dafür einer der sympathischsten Züge meiner Glaubensgenossen ist, wobei man freilich, und vornehmlich bei öffentlichen Manifestationen, den Hang zur Übertreibung und die Unfähigkeit, Maß zu halten, mit in den Kauf nehmen muß, wie solches bei der Freiheit ungewohnten Menschen stets zu finden war.

Die Juden waren es also, die Gerhart Hauptmann in Berlin und in Wien ehrten und feierten. In Wien war es die Journalistik, in Berlin war es — ein anderer Kreis. Die Wiener Journalistik ist eine Großmacht, und

in welchem Umfang sie es ist, das vermag keiner zu begreifen, der nur das Berliner Zeitungswesen kennt. In Wien verschwindet der Unternehmer hinter der Zeitung, und nur der Eingeweihte vermag die tieferen Zusammenhänge in den einzelnen Teilen des Blattes zu erkennen und zu deuten. In Berlin steht der Unternehmer breit und fest vor der Zeitung, sie ist sein Unternehmen und er drückt ihr in allen Teilen seinen Stempel auf. Es ist dieser offene, rein geschäftliche Standpunkt, der das Berliner Zeitungswesen so wohltuend auszeichnet. Für den Wiener Redakteur und Journalisten ist sein Metier nur der Vorwand, um seine eigenen Geschäfte zu betreiben. Der eine will einen Orden ergattern, und es gelingt; der andere will geadelt werden, und er wird es; der dritte will seine Stücke aufgeführt haben; der vierte seine Bücher im Inselverlag sehen; der fünfte Operettenlibretti anbringen — und allen, allen geschieht nach ihrem Willen. Das sind so die Segnungen einer alten Kultur. Das Gefühl von der Allmacht der Wiener Journalistik ist so groß, daß eine Einladung der Konkordia, das ist der Verein der Journalisten, einem Befehl gleichkommt. Herr Hussarek war eingeladen. Wie hätte er da fehlen dürfen? Vielleicht auch wollte er der Welt zeigen, wie vorurteilslos und objektiv ein klerikaler Unterrichtsminister sein könne.

Der Wiener Journalist will „verdienen". In einer Stadt alter Kultur und bei einem Überschuß von Talenten war dies nur auf Umwegen möglich. So hat sich die Zeitung in Wien zu einem Konzern von kleinen Unternehmern entwickelt, zu einer Art Passagekaufhaus, einer Zusammenfassung einer ganzen Reihe von Spezialgeschäften. Deshalb pflegt der Wiener Journalist das, was man so Individualität und Eigenart zu nennen beliebt, und läßt sie bei anderen gelten, denn darin liegt die Stärke und die Erfolgsmöglichkeit jedes einzelnen.

Wie anders in dem jungen Berlin mit seiner überstürzten Entwicklung und seinen fast unbegrenzten Möglichkeiten! Wer hier „verdienen" wollte, hatte Umwege nicht nötig und konnte geradeaus auf sein Ziel losgehen. Charakteristisch ist es ja auch, daß „verdienen" in Berlin einem Ehrentitel gleichkommt, während man in Wien sich des Wortes schämt und es nur ungern und in abfälligem Sinne gebraucht. Der Berliner Journalist ist deshalb ein wackerer Bureaubeamter, der zum großen Heere der Fixbesoldeten gehört und glaubt, für das auskömmliche Gehalt, das er bezieht, auch etwas leisten zu müssen. Denn trotz aller Schiebereien und Gründereien geht ein unheimlich solider Zug durch das Berliner Geschäftsleben. Der Journalist in Berlin beschränkt sich nicht darauf, wie anderwärts, die Zeitung zusammenzustellen, nein, er redigiert auch noch die einzelnen Artikel. Ich habe die Überzeugung, daß noch niemals ein Artikel so zum Abdruck gelangte, wie ihn der Autor verfaßte. Hier wird ein Wörtchen herausgeklaubt, dort ein Sätzchen gestrichen und da wieder eines eingeflickt. Das ist nun beileibe nicht Größenwahn oder gar die Meinung, der Autor hätte sich bei Abfassung seines Artikels wirklich nichts gedacht, sondern es ist ein Ausfluß jenes sanften Idiotismus, den jede mechanisch und rein bureaumäßig ausgeübte Tätigkeit schließlich erzeugen muß. Eines freilich gelingt der Berliner Journalistik immer: sie vermag jede und auch die eigenartigste und eigenwilligste Arbeit unfehlbar auf eine der beiden Normaltypen der Berliner Zeitungsschreiberei zu reduzieren — und diese sind biderbes Pathos und

Ulk. Denn die Zeitung ist im wesentlichen ein Nachrichten- und Inseratengeschäft, und Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung — die ganze Skala der Auffassungen, die dazwischen liegen — wären für eine Bahnfahrt von 15 Minuten und für eine ganz und gar nicht homogene Bevölkerung gewiß nicht am Platze, und für beides ist ja die Zeitung in Berlin berechnet.

Die Berliner Journalistik konnte Gerhart Hauptmann nicht feiern, denn es fehlt ihr die Macht dazu, und sie kann keine Kronen vergeben wie ihre Kollegin in Wien. Wer es tat, war ein anderer Kreis, Herr S. Fischer nämlich und die von ihm kontrollierte Literatur. Man stoße sich nicht an dem Worte und verstehe es nicht in übelwollendem Sinne. Es will nur offen zutage liegende wirtschaftliche Abhängigkeiten klassifizieren. Unverständlich muß es bleiben, wie es bekrittelt werden konnte, daß gerade es der Fischersche Konzern war, der Gerhart Hauptmann feierte. Daß im Zuge der Entwicklung unserer Wirtschaftsordnung die Kunst in die Abhängigkeit des Kapitals geriet und geraten mußte, ist eine allgemein bekannte und auch zugegebene Tatsache, und die offenen und unbemäntelten ökonomischen Zusammenhänge zeichnen ja den Literatur- und Kunstbetrieb Berlins so vorteilhaft vor dem an anderen Orten aus. Der Erfolg eines Buches ist heute bei der Konsolidierung des Buchhandels eine Funktion des Verlags, wobei ein Minimum an Qualität als selbstverständlich vorausgesetzt ist. Heil deshalb dem Autor, der in dem Konzern des S. Fischer Aufnahme findet, denn er hat, wie der schöne Terminus lautet, „ausgesorgt". Wem dies unwahrscheinlich vorkäme, der denke doch daran, zu welchen ungeahnten Erfolgen der Verlag L. Staackmann den Blumenstrauß mittelmäßiger Schriftsteller, die in seinem Konzern Aufnahme fanden, geführt hat. Und man vergleiche doch, wie heute in Berlin Bücher und wie Theater kritisiert werden. Ich kenne keine sanftere, zartere und begeisterungsfähigere Kritik als die Berliner Buchkritik, und keine blutrünstigere, rücksichtslosere und ökonomisch einsichtslosere als die Berliner Theaterkritik. Daß ich diese Erscheinungen auf die konsolidierten Verhältnisse des Buchhandels einerseits und auf die wilden und desorganisierten Verhältnisse des Theatermarktes zurückführe, mag anfangs vielleicht überraschen, und doch verhält es sich so.

Wenn es Herrn Rathenau einfiele, die Erzeugung von Stiefelabsätzen in den A.-E.-G.-Konzern einzubeziehen, so ist es dennoch zweifellos, daß das Produkt eine freundliche Aufnahme finden würde, denn es wäre gewiß von guter Qualität, dafür bürgte eben schon der Name Rathenau, und seiner Verbreitung kämen die ganze Organisation und alle Machtmittel des Riesenunternehmens zugute.

Genau so verhält es sich ja, wenn der Verlag S. Fischer mit einem neuen Buche oder einem neuen Autor herauskommt. Daß die Arbeit innerhalb gewisser Grenzen nicht ganz wertlos sei, dafür birgt der Name S. Fischer, und ihr kommen die ganze Organisation, alle Beziehungen und Machtmittel zugute, die in der Person des Herrn S. Fischer ihren sichtbaren und symbolischen Ausdruck finden.

Herr S. Fischer und die von ihm kontrollierte Literatur haben Gerhart Hauptmann als das vornehmste und dekorativste Mitglied ihres Konzerns gefeiert, und es muß — allen Krittlern zum Trotz — offen herausgesagt werden, daß Fischer sich dabei gut benommen hat. Der Direktor der Deutschen Bank könnte sich bei der Jubiläumsgeneralversammlung eines von

ihm kontrollierten Unternehmens nicht vornehmer und diskreter im Hintergrund halten, als es Herr S. Fischer bei der Feier Gerhart Hauptmanns getan hat. Niemand pries ihn, keiner feierte ihn, nicht einmal als den Cotta der Moderne. Vielleicht mußte er sogar aufflammender Begeisterung in den Arm fallen. Ich weiß es nicht; ich habe nicht mitgegessen. Es war, als ob die Literatur ganz unter sich wäre und es Verleger nie gegeben hätte, und das wollen wir Herrn S. Fischer nicht vergessen und es ihm hoch anrechnen.

Nicht die gleiche und vornehme Zurückhaltung besitzt ein anderes Symbol des Berliner Kunstlebens, und das ist Herr Paul Cassirer, der Kunsthändler. Er will nämlich Präsident der Sezession werden, und da die Majorität dieser Künstlervereinigung das will, was Herr Paul Cassirer will, so wird nach seinem Willen geschehen.

Daß der persönliche Ehrgeiz des Herrn Paul Cassirer ihn hier zu einem geschäftlich höchst unklugen Schritte verleitete, und daß diesem Ehrgeiz menschlicher Voraussicht nach die glänzendsten Enttäuschungen bevorstehen, ist eine Privatangelegenheit dieses Herrn und kann nicht weiter interessieren. Ein anderes ist es aber um die Sezession. Diese Vereinigung von Künstlern war einmal als Opposition gegen die herrschende Kunstrichtung gedacht. Sie ist es längst nicht mehr und ist durchaus regierungsfähig geworden. Sie hätte der Kampf- und Tummelplatz der jungen aufstrebenden Talente werden können. Durch ein fast hermetisches Abschlußsystem wurde sie es nicht, und nicht nur die Eingeweihten wissen es, daß die Sezession nichts anderes darstellt als die von Herrn Paul Cassirer kontrollierte Kunst.

Man stoße sich auch hier nicht an diesem Worte. Ebenso wie der Verlag S. Fischer neben den vielen Autoren, die auf den Erfolg und den Ertrag ihrer Bücher angewiesen sind, auch solche zählt, die hiervon teilweise oder ganz unabhängig sind, ebenso besitzt die Sezession gewiß eine große Zahl von Mitgliedern, die auf den Vertrieb ihrer Werke durch den Kunsthandel nicht angewiesen sind. Ein anscheinend größerer Teil jedoch ist auf den Kunsthändler angewiesen — und Herr Paul Cassirer ist eine Großmacht.

Verständige Leute rühmen ihm das Wort nach, er hätte, anstatt mit guter Kunst zu handeln, mit schlechter Kunst so viel bessere Geschäfte machen können — mir will das nicht recht einleuchten —, und er selbst rühmt sich, daß er seit dem Beginn der geschäftliche Leiter der Veranstaltungen der Sezession gewesen sei. Die Verdienste des Herrn Paul Cassirer um die Kunst und an der Kunst seien ihm unbenommen, und dennoch wäre es wohl vermessen, zu behaupten, die Entwicklung der modernen Kunst sei an sein Wirken geknüpft. Ebensowenig, wie jemand behaupten könnte, die Entwicklung der modernen Dichtung stehe in ursächlichem Zusammenhang mit der gewiß ersprießlichen Tätigkeit des Herrn S. Fischer. Viel richtiger erscheint mir die Meinung eines Künstlers, der die Wahl des Herrn Cassirer mit seinem Austritt beantwortete, nach dem Niedergang wäre dies die Bankrotterklärung der Sezession.

Die Fälle Gerhart Hauptmann und Sezession haben nur symptomatische Bedeutung, und dennoch zeigen sie deutlich die Zusammenhänge der Wirtschaftsordnung, in der wir leben. In einer früheren Epoche waren es die großen Mäzene, welche die Daseinsmöglichkeit der Künstler gewährleisteten. Heute ist dieses ehrenvolle Amt den Händlern zugefallen. Welche Abhängigkeit wohl die größere war?

Drei Gestaltungen des Prometheus.

Von G. G. Ludwig.

2. Goethes Prometheus. (Schluß.)

In Frankreich hatten die großen Ideen, die die Literatur und Kunst beherrschen, die Ideen von freiem, natürlichem Menschentum, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller, der neue große Humanitätsgedanke volle Realität, nachdem sie in der Revolution verwirklicht oder wenigstens öffentlich proklamiert worden waren. Die neuen Ideale suchen ihren künstlerischen Ausdruck im Klassizismus, der während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts als beherrschende Kunstform immer wieder durchbricht und zuletzt in den streng klassischen, der römischen Republik entlehnten Formen ganz mit der republikanischen Wirklichkeit verschmilzt.

In Deutschland konnte es zu einer solchen Einheit in den wirtschaftlichen, politischen und ästhetisch-künstlerischen Ausdrucksformen des Lebens nicht kommen. Hier fehlte die zur Opposition reife Bourgeoisie und, mit jener zentralen Macht, die, in Frankreich in einer einzigen großen Hofhaltung konzentriert und verkörpert, das Land aussaugte, der Mittelpunkt, gegen den eine Opposition sich richten konnte. So mußte es notwendig dahin kommen, daß die wenigen Zeichen einer oppositionellen Gesinnung, die einige führende Geister äußerten, keinen Widerhall und Rückhalt in weiteren Kreisen finden konnten und als theoretische Probleme in den Wolken hängen blieben, ohne eine tatsächlich revolutionierende Wirkung ausüben zu können. Die eigentliche Aufgabe der deutschen Aufklärung war noch unerfüllbar und mußte es um so mehr scheinen, als in Frankreich die Praxis der Revolution das Umschlagen des neuen Prinzips der Freiheit in ein neues Unterdrückungssystem inzwischen zeigte.

Voller Abscheu und Entsetzen wendet man sich ab von den brutalen Tatsachen der Revolution, und man rettet die schönen klassischen Ideale von freiem Menschentum in die reinen Sphären der Theorie, der Wissenschaft und Kunst, in denen sie ihre ideologische Auferstehung erleben und in denen der klassische Humanitätsgedanke, die Humanität des Weltbürgertums, verbunden mit einem gewissen revolutionären Idealismus (Tell) in Deutschland seine Sublimierung, seinen höchsten idealen Ausdruck findet.

Der Inhalt der letzten Briefe Goethes kann sich natürlich nur auf die deutschen Verhältnisse nach den Freiheitskriegen beziehen. Als diese Briefe — 1819 und 1820 — geschrieben wurden, war auch die deutsche Bourgeoisie endlich so weit in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung, daß sie das Erbe der französischen Revolution anzutreten sich anschickte.

Der Revolutionierung Deutschlands, besonders des Westens, durch Napoleon war das Erwachen des nationalen Empfindens zu danken, das in dem zerstückelten Feudalstaat erstickt worden war. Die nächste Folge davon waren die Befreiungskriege gegen Napoleon, die wenigstens die Idee der Einheit erweckten; mit der Einheit selbst war es noch nicht so weit her. Noch weniger wurden die Hoffnungen auf Freiheit erfüllt, mit denen der preußische König vor dem Kriege das Volk zu begeistern versucht hatte.

Aber die Jugend war einmal aufgerüttelt, und nicht nur in Preußen. Überall beginnt nun die Bourgeoisie in die Opposition zu treten. Marx schreibt über diese Zeit in „Revolution und Konterrevolution" S. 6: „Jede politische Niederlage der Bourgeoisie zog einen Sieg auf dem Gebiet der Handelsgesetzgebung nach sich.... Das Wachstum ihres Reichtums und die Ausdehnung des Handels brachte die Bourgeoisie bald auf eine Höhe, auf der sie die Entwicklung ihrer wichtigsten Interessen durch die politische Verfassung des Landes gehindert sah." Das ist die Zeit — 1818 —, in der der preußische Zollverein gegründet wurde, und dieselben

Jahre bringen die Gründung der deutschen Burschenschaft und die „demagogischen Umtriebe", worauf Goethe wohl mit seiner Bemerkung von der „revolutionären Jugend" anspielt. Und zur selben Zeit erwecken die Befreiungskriege in Spanien und Griechenland die Begeisterung und Teilnahme der deutschen Jugend.

Was Wunder, wenn in diesen Jahren, in denen die letzten Wellen der großen Revolution über Europa dahinfluten, an deren Wiege sich schon Goethes Titan gereckt hatte, dieser Prometheus nun wieder „auftaut", wie Goethe selbst sich ausdrückt. Erst jetzt hätte er ja in Deutschland in weiteren Kreisen mit seiner ganzen Wucht wirken und verstanden werden können. Deutschland konnte erst für die Dichtung reif werden, als es reif für die Revolution geworden war. Aber als das deutsche Bürgertum diese Reife endlich erreicht hat, hat es schon nicht mehr die Prometheuskraft, sein Freiheitsverlangen in revolutionäre Tat umzusetzen. Es war schon mit hineingerissen in den Strudel der Entwicklung der modernen Industrie und des Kapitalismus, die die französische Revolution in Fluß gebracht hatte. Es begnügte sich, ihre Früchte mitzuernten, denn mit dem Anwachsen des Proletariats, das die Entwicklung des Kapitalismus mit sich brachte, wurde eine Revolution immer mehr ein zweischneidiges Schwert in den Händen der Bourgeoisie. So wurde nach einem kurzen Rausche für das Prometheusideal der Freiheit, jenes Epimetheusideal, das Goethe in der Pandora verherrlicht hatte und das in die verworrenen Wege der Romantik führen sollte, zum dauernden Besitztum des deutschen Bürgertums.

Dies Ideal ist die klassische reine Schönheit, die Verherrlichung der schönen Form: „Nach heiligen Maßen erglänzt sie und schallt, und einzig veredelt die Form den Gehalt", läßt Goethe den Epimetheus sagen. Und dann Erkenntnis: „Vergangenem nachzusinnen, Raschgeschehenes zurückzuführen, mühsamen Gedankenspiels, zum trüben Reich gestalten-mischender Möglichkeit."

Goethes Prometheus und Epimetheus stehen sich gegenüber als charakteristische Wahrzeichen für die Wandlung seiner ganzen Welt- und Lebensauffassung, seiner Stellung zur Kunst, die in den rückständigen deutschen Zuständen, die wirksam gewesen sind auf die Wandlung in der Geistesrichtung unserer Klassiker überhaupt (man vergleiche nur Schillers „Räuber" und „Tell"), ihre allgemeinen Ursachen und zwingenden Notwendigkeiten hat, die auch die Scheu des Dichters vor einer Veröffentlichung des Prometheus erklären, die er, wie die späteren Briefe zeigen, auch nicht überwindet, zur Zeit, wo in Deutschland schon eine freiere Luft weht als bei der Entstehung seines Jugendwerkes.

Nach außen hin freilich sieht es so aus, als ob Goethes Aufenthalt in Italien die Ursache dieser Wandlung gewesen sei, wohin er flieht, der ewigen Konflikte müde und die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen am Hofe erkennend. Daß die allgemeine Wandlung in der deutschen Geistesrichtung, die tief in den Zeitverhältnissen bedingt ist, bei Goethe gerade in Italien scheinbar ihren bestimmenden Abschluß fand, ist nicht zu verwundern, war doch Italien, Rom, schon lange, noch von den Anfängen des Klassizismus in Frankreich her, die Sehnsucht und das Ziel der Künstler. Italien war politisch und wirtschaftlich gewiß nicht weniger rückständig als Deutschland; aber es hatte vor ihm die Schätze einer alten Kultur voraus, deren Schönheit und Erhabenheit mit den landschaftlichen Reizen zu harmonischer Einheit und Größe verschmelzen. Hier scheinen andere Gesetze zu herrschen, andere Ziele der Menschheit gesteckt. Hier findet der Künstler neue Wege aus dem grauen Dasein in „das Land der Griechen", das Land der Schönheit und der klassischen Kultur, mit seinen vielfachen Anreizen zu geistigem Schauen.

Nur der ältere Goethe, der, als man ihm die Freiheit verlangenden Schwingen der Jugend gebrochen, diesen Weg gefunden hatte, konnte sich dann 1813 über seinen jungen Prometheus in „Wahrheit und Dichtung" äußern: „Der titanisch-gigantische, himmelstürmende Sinn jedoch verlieh meiner Dichtungsart keinen

Stoff. Eher ziemte sich mir, darzustellen jenes friedliche plastische, allenfalls duldende Widerstreben, das die Obergewalt anerkannt, aber sich ihr gleichsetzen möchte."

Diesen „seiner Dichtungsart entsprechenden" Prometheus hat er aber nicht in seiner „Pandora" geschaffen, die 1807 für die neugegründete Wiener Zeitschrift „Prometheus" geschrieben wurde.

„Das Prometheische läßt mich nicht los," bekennt er selber. Wie sehr dieser Prometheus in der „Pandora" aber von dem ursprünglichen verschieden ist, dafür zeugen am deutlichsten Goethes eigene Worte (Tag- und Jahreshefte 1807, zitiert nach Gräf): „‚Pandora' sowohl als die ‚Wahlverwandtschaften' drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus, konnten also wohl nebeneinander gedeihen." Also nicht, wie Fränkel behauptet, weil Goethe „schnell reift" und „die Ideale seiner Jugend hinter sich wirft", nicht weil ihm der „Rebell" Prometheus nicht mehr genügt, wendet er sich dem Epimetheus zu, sondern aus dem schmerzlichen Gefühl der Entbehrung heraus, aus Resignation.

In der „Pandora" steht dem Prometheus Epimetheus gegenüber, sein Bruder, der im Gegensatz zu ihm das Rückschauende, das Betrachtende, Sinnende ist. Die Handlung, die an und für sich unbedeutend ist, erscheint nur als Vorwand, um den Konflikt zwischen dem schaffenden und dem betrachtenden Menschen darzustellen.

Dieser Konflikt aber ist die Widerspiegelung jenes Widerspruchs in Goethes eigenem Leben, im deutschen Geistesleben jener Zeit überhaupt.

In Italien, wo der Dichter die „Hoffnungen und Entwürfe" seiner Jugend begraben hatte, fand er, der junge Prometheus, sich zu dem Ideal des alten Epimetheus:

Der Seligkeit Fülle, die hab' ich empfunden!
Die Schönheit besaß ich, sie hat mich gebunden;
Im Frühlingsgefolge trat herrlich sie an.
Sie erkannt' ich, sie ergriff ich, da war es getan!
Wie Nebel zerstiebte trübsinniger Wahn;
Sie zog mich zur Erd' ab, zum Himmel hinan!

Dies Ideal der Schönheit, der edlen Form, dessen letzte Konsequenz bei Goethe die Selbstentwicklung zu höchster Vollkommenheit war, wurde das Ideal der ganzen folgenden Zeit der Romantik, die aus dem Widerspruch des klassischen Humanitätsideals der bürgerlichen Aufklärung mit der sich nach der Revolution brutal entwickelnden sozialen und politischen Wirklichkeit geboren wurde. Sein letztes Prinzip verkünden die „reinen Ästheten" in ihrem „l'art pour l'art", das ist die Kunst als Selbstzweck, der Standpunkt alles politisch abgetöteten, dem sozialen Leben abgewandten Geistes. Es ist der spezifische Standpunkt des gebildeten deutschen Bürgers, der sich von dem politischen Kampfe indigniert und voll Ekel abwendet, weil es ihm dort nicht „ästhetisch" genug zugeht, und der auch im Kunstwerk nur die formalen, ästhetischen Werte sieht, ohne ideelle zu verlangen.

Was aber Goethe hoch über seine liberalen Abkömmlinge erhebt, ist eben sein Promethidenlos, das Los des Titanen, der sich selbst befreit hat und, losgerissen vom Felsen, doch dazu verdammt ist, ein Stück der Kette, die ihn fesselte, mit durchs Leben zu schleppen, deren Klirren und Druck ihn immer wieder an das beste Teil seiner Jugend erinnern, das er verloren.

Mag die Bourgeoisie sich zu dem Goethe und dem Ideal Goethes bekennen, dem sie sich verwandt fühlt und den ihre Literaten ihr vorführen und tiefsinnig kommentieren: den klassischen Ästheten. Wenn wir Sozialisten diesen „abgeklärten" „klassischen" Dichter wohl historisch würdigen, seinen notwendigen Werdegang aus der sozialen Struktur der sich verändernden Gesellschaft begreifen

können, so bekennen wir uns doch zu dem ganzen Goethe, der „mit heißem Bemühen" ein ganzer, lebendiger Mensch sein wollte und war. Und vor allem gehört uns der junge Goethe, der himmelstürmende. Seine Sprache ist die unsere geworden: sein Prometheus ist unser Erbe, das Vermächtnis, das er allen Kämpfenden und Unterdrückten hinterlassen hat.

Bücherschau.

John Spargo, **Karl Marx.** Sein Leben und Werk. Mit vielen Porträts aus der Geschichte des frühen Sozialismus. Autorisierte deutsche Ausgabe. Leipzig 1912, Felix Meiner. 345 Seiten. Preis geheftet 9 Mark, gebunden 10 Mark.

Dies Werk eines amerikanischen Sozialisten erschien vor einigen Jahren in englischer Sprache, ist aber von der deutschen Parteipresse nicht beachtet worden, aus dem einfachen Grunde nicht, weil es eine wertlose Kompilation aus weit überwiegend deutschen Schriften darstellt.

Diese Zurückhaltung erklärte sich aus den Rücksichten auf die jedenfalls guten Absichten eines ausländischen Gesinnungsgenossen, war aber doch vielleicht am unrechten Orte, da nunmehr leider ein angesehener Verlag auf die ungenügende Leistung hineingefallen ist. Ganz wohl scheint ihm selbst nicht dabei zumute zu sein; in einer „Vorbemerkung zur deutschen Ausgabe" erklärt er: „Die tatsächlichen Angaben des Werkes wurden sämtlich, soweit irgend möglich, nachgeprüft und eine Anzahl von Irrtümern und Mißverständnissen des amerikanischen Verfassers richtiggestellt." Diese Reinigungsarbeit hat sich aber nur auf die allerschnurrigsten Böcke erstreckt. Im englischen Original heißt es beispielsweise, daß „Rudolf Erbrecht" ein Lehrer Marxens gewesen sei; Spargo hatte nämlich in meiner Nachlaßausgabe gelesen, daß Marx bei „Rudorff Erbrecht" gehört habe. Das „Erbrecht" stellt nun der Verlag richtig, aber den „Rudolf" behält er bei, obgleich er in meinem Texte den richtigen Namen hätte finden können.

Nachdem das Buch nun aber einmal ins Deutsche übertragen worden ist, muß auch die deutsche Parteipresse sich dazu äußern, schon um die Arbeiterbibliotheken zu hindern, ihr gutes Geld für diese „erste Marxbiographie" fortzuwerfen. Spargo selbst kann sich darüber nicht beklagen, zumal da er auch kein Blatt vor den Mund nimmt, den deutschen Autoren, die er ausschreibt, negative Komplimente zu machen. Er tut das in zweierlei Weise, für die ich Liebknecht und meine Wenigkeit als Typen anführen möchte. Von Liebknechts Schriftchen über Marx heißt es in der Vorrede Spargos, es sei „betrübend ungenau in seinen Einzelheiten und beinahe trivial, wenn man es als eine Darstellung dieses Mannes (Marx) und seines Werkes betrachte." Wir sehen von der Ungerechtigkeit dieses Urteils ab; die „Ungenauigkeiten" Liebknechts hängen damit zusammen, daß seine Darstellung mit einer Art künstlerischer Freiheit ein Bild von Marx entwirft, das in jedem Zuge freilich auch die Hand Liebknechts verraten mag, eben deshalb jedoch nichts weniger als „trivial" ist. Jedenfalls aber wird Liebknecht dadurch entschädigt, daß Spargo viele seiner „Ungenauigkeiten" wörtlich abdruckt.

Mir geht es umgekehrt. Ich erhalte im Vorwort ein lobendes Wort, aber dafür schreibt mich Spargo mit betrübender Ungenauigkeit ab. Wenn ich Marxens Doktordissertation analysiere und aus dieser Analyse die Schlußfolgerung ziehe, Marx habe nach dem Kommunistischen Manifest schwerlich noch an eine Veröffentlichung der Jugendarbeit gedacht, so schreibt Spargo, indem er sich jede Analyse schenkt, jedenfalls habe Marx nach dem Kommunistischen Manifest an die Veröffentlichung gedacht. Oder wenn ich sage, Marx habe am 15. April 1841 abwesend in Jena promoviert, so schreibt Spargo: „Am 15. April war Marx in Jena und empfing sein Diplom als Doktor der Philosophie. So war der erste Teil

seines ehrgeizigen Programms verwirklicht." Das klingt gewiß viel forscher als meine zwar richtige, aber höchst „triviale" Bemerkung, daß sich Marx seinen Jenaer Doktor in absentia geholt habe.

Dazu wurde er heftig ermuntert durch Bruno Bauer, der am 12. April 1841 an Marx schrieb: „Ist es Dir noch möglich, Berlin diesen Monat zu verlassen? Tue doch dazu ja alles, was Du kannst. Du schließest Dich damit ab, beruhigst Deine Braut, verständigst Dich mit den Deinigen und kannst in Bonn noch lesen. Edgar wird ja alles tun! Gib ihm das Manuskript Deines unsterblichen Werkes, laß ihn Drucken und Korrektur besorgen und die Sachen nach Jena abschicken, damit Dir von dort das Diplom nach Bonn oder nach Trier zugeschickt werde, oder Edgar mag es in Berlin empfangen und Dir dann, wohin Du willst, zuschicken. Du brauchst diese Sachen nicht in Berlin abzuwarten." Ich zitiere diese Sätze in meiner Nachlaßausgabe, um zu zeigen, wieviel dem um zehn Jahre älteren und in der Gelehrtenwelt schon anerkannten Bruno Bauer daran lag, den jungen Marx in Bonn an seiner Seite zu haben; ob Edgar Bauer bei Marxens Promotion die kleinen Handreichungen geleistet hat, die ihm sein Bruder Bruno ansann, schien mir keine weltgeschichtliche Frage zu sein. Aber nein! sagt Spargo, der Protest gegen dieses Ansinnen — ein Protest, von dem niemand nichts weiß — zeigt Marx in seiner ganzen Größe.

Auf Grund jener paar Zeilen, die er wörtlich aus meiner Nachlaßausgabe abschreibt, behauptet Spargo nämlich, Bruno Bauer habe „immer den Plan im Sinne gehabt", Marx solle sich den Einfluß Edgar v. Westphalens sichern. „Allerdings," sagt Spargo, „konnte Marx sich ja um den mächtigen Einfluß von Jennys Bruder, Edgar v. Westphalen, der ihm freundlich gesinnt war, bewerben, doch solches betrachtete er als Erniedrigung und konnte sich nicht dazu verstehen.... Bauer bat ihn, den starken Einfluß Edgar v. Westphalens zu benutzen, doch Marx war hartnäckig und wies das Ansinnen mit dem ganzen Zorne seines jugendlichen unabhängigen Geistes zurück." Alles das phantasiert sich Spargo aus den Zeilen Bruno Bauers vom 12. April zusammen.

Er zeigt damit, wie „triviale" Tatsachen historisch gewürdigt werden müssen. Es handelt sich einmal um die „triviale" Tatsache, daß nicht nur Bruno Bauer einen Bruder, sondern auch Marx einen Schwager besaß, der Edgar hieß, sodann um die womöglich noch „trivialere" Tatsache, daß Marx nicht nur einen, sondern zwei Schwäger besaß, außer Edgar noch Ferdinand v. Westphalen. Edgar war ein treuer Freund und Gesinnungsgenosse seines Schwagers Marx, aber auch wie dieser ein armer Teufel, der nie einen „mächtigen Einfluß" auf deutsche Regierungen und Universitäten gehabt hat. Ferdinand, übrigens nur ein um viele Jahre älterer Halbbruder von Frau Marx, ist mit seinem Schwager nie befreundet gewesen, obgleich es Spargo noch an einer anderen Stelle seines Buches feierlich versichert; er war zur Zeit, wo Marx promovierte, Oberregierungsrat in Trier, also auch noch kein Mann von „mächtigem Einfluß"; später ist er dann, wie bekannt, zum reaktionärsten Mitglied des reaktionären Ministeriums Manteuffel gediehen, aber nach Spargo ein Intimus von Karl Marx geblieben.

Räumliche Rücksichten machen es unmöglich, noch mehr Proben von der hellen Konfusion zu geben, die das Buch Spargos fast auf jeder Seite zeigt. Es ist auch überflüssig, noch besonders hervorzuheben, daß er, wenn er sich nicht einmal auf die richtige Würdigung der einfachsten Tatsachen versteht, vollends in die Brüche gerät, sobald er die wissenschaftliche Entwicklung von Marx klarzustellen versucht. Er bleibt da in den oberflächlichsten Phrasen stecken. Beispielsweise über den Bruch zwischen Ruge und Marx schreibt er: „Vielleicht genügt es, zu sagen, daß Ruge pedantisch und jähzornig, Marx hingegen herrisch und heftig war." Es mag nicht jedermanns Sache sein, sich in der Auflösung der Hegelschen Philosophie zurechtzufinden, und zumal einem Ausländer darf man darin nicht zu viel zumuten, aber dann sollte Spargo den Mund auch nicht gar so voll nehmen wie in seiner

Vorrede, daß er nun endlich den wahren Marx enthüllt habe, der merkwürdig wenig gekannt sei, selbst von seinen glühendsten Anhängern, der so betrübend wie niemand sonst mißverstanden und verunstaltet werde, in gleicher Weise von denen, die ihn hassen, wie von denen, die seinen Namen verehren. Das klingt denn doch gar zu — amerikanisch.

Es ist sicherlich keine angenehme Aufgabe, über das Buch eines Gesinnungsgenossen so abfällig zu urteilen. Aber das schonende Schweigen muß sein Ende finden, nachdem Spargo eine deutsche Ausgabe seines Buches „autorisiert" hat. Wir würden jedes Recht verlieren, die bürgerliche Literatur über Marx so scharf unter die Lupe zu nehmen, wie wir gewohnt sind, wenn wir solche Dinge, wie diese sogenannte „Biographie", nicht ebenso scharf kritisierten.

Und das ist auch noch nicht der durchschlagendste Grund. Nicht nur aus Rücksicht auf die Gegner, sondern aus Rücksicht auf die eigene Partei muß dergleichen zurückgewiesen werden. Aus Liebknechts Schrift, auf die Spargo mit solcher Herablassung herabblickt, hätte er mindestens lernen können, daß eine Hudelei und Sudelei, die Marx zum Gegenstand hat, eine beleidigende Nichtachtung des internationalen Sozialismus ist. F. M.

Robert Grötzsch, **Verschrobenes Volk und andere Erzählungen.** Berlin 1912, Vorwärtsverlag. 176 Seiten. Preis 1 Mark.

„Es hat mir wollen behagen, mit Lachen die Wahrheit zu sagen," möchte man als Motto diesem Skizzenbuch voranzusetzen, das als achter Band der Vorwärtsbibliothek erschienen ist. Die „Helden" der kurzen Erzählungen sind zumeist verschrobenes Volk. Die Tragikomik des Handwerkers unserer Tage, der in den Poren der kapitalistischen Gesellschaft lebt, die lächerliche Selbstüberhebung halbproletarischer Existenzen und manches andere soziale Narrentum zeichnet Robert Grötzsch in seinen Humoresken, Satiren und Grotesken. Nicht gesuchte Situationskomik eines unwahrscheinlichen Zufalls, sondern der Gegensatz zwischen der persönlichen Wertschätzung und der objektiven Bedeutung im Organismus der Gesellschaft oder die unnatürliche Steigerung einer bestimmten Eigenschaft erzielen zumeist die humoristischen Wirkungen.

Die Bohème- und Hundeidylle „Lokki, Flizzi und wir" und die Bilder aus dem proletarischen Leben „Die zwei Kollegen", „Almosen", „Die Weiber von Philippsdorf", „Das vierte Gebot" sind wohl die wertvollsten Stücke des Bandes. Hier gestaltete der Autor mit intimer Kenntnis der Psychologie bestimmter Arbeitergruppen Bilder des Alltags, die sozialpsychologisch und künstlerisch gleich wertvoll sind. Die Darstellung ist frei von der sentimentalen „Armeleutepoesie" der philanthropischen Schriftstellerei, aber sie bleibt unkünstlerischer Tendenz gleich fern.

Scharfe Pointierung, ohne gesuchte Wortspiele, originelle Bilder, treffende Vergleiche und Parallelen kennzeichnen den Stil des Verfassers. Die Darstellung ist oft impressionistisch, immer gegenständlich und anschaulich, die Begabung, durch ein Beiwort zu kennzeichnen, zeigt sich besonders bei der Namengebung. Diese Namen sind nicht ersonnen, und doch hat man das Gefühl, sie seien für den Träger geprägt.

Der Humor endlich, der sich oft zur Satire und Groteske steigert, entstammt nicht der Resignation, auch ist die Satire frei von der „überlegenen Ironie" der Simplizissimusnovelle, jener Ironie, die nur die soziale Unwissenheit verschleiern soll. Die Verschrobenheit der Verhältnisse bedingt die Verschrobenheit der Menschen, diese Erkenntnis spricht aus allen Erzählungen des Buches, und daher ist es „proletarische Kunst". O. J.

Für die Redaktion des Feuilletons verantwortlich: Franz Mehring, Steglitz.



1. Band Nr. 12 Ausgegeben am 20. Dezember 1912 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Städteordnung von 1808.

Von **Fr. Mehring.**

Es gab eine Zeit — und sie liegt nicht gar zu lange hinter uns —, als Eugen Richter und ähnliche Geister sich in der Prahlerei gefielen, daß wenn die Regierung ihre Hand von den Junkern abzöge, nicht so viele konservative Abgeordnete in den preußischen Landtag einziehen würden, als in eine Droschke gepackt werden könnten.

Diese Ansicht hat sich in wenigen Jahrzehnten so gründlich gewandelt, daß eher die Gefahr vorliegt, ihr genaues Gegenteil könne zu einem anfechtbaren Gemeinplatz werden. Auch bürgerliche Historiker erkennen an, daß „die eigentlichen Regenten" des preußischen Staates, seine „verhätschelten Lieblingskinder", von jeher die Junker gewesen seien. Daran ist auch nichts zu deuteln, im wesentlichen wenigstens nicht, obgleich die preußische Junkerherrschaft, wie jede historische Erscheinung, mannigfach bedingt sein mag.

An Versuchen, sie auf ihre geschichtlichen Ursachen zu untersuchen, fehlt es denn auch nicht. Woran es aber vielfach noch fehlt, das ist eine gründliche Prüfung der Kehrseite, der Frage nämlich, weshalb sich die preußischen Städte niemals zu einem ernsthaften Gegengewicht gegen die junkerliche Übermacht entwickelt haben. Im allgemeinen gibt die Antwort darauf der ganz kleinbürgerliche Charakter, den die deutsche Entwicklung seit den Tagen der Reformation angenommen hatte, und auch im besonderen ist bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts genug über den Zustand der preußischen Städte bekannt, um daraus zu entnehmen, weshalb sie immer nur das fünfte Rad am Wagen gewesen sind. Waren doch viele von ihnen sogenannte Mediatstädte, das heißt von einem Grundherrn gestiftet worden, dessen Erben noch die städtischen Behörden ernannten und sowohl Dienste als auch Abgaben in Geld oder Naturalien von den Bürgern beanspruchen durften.

Mit der Städteordnung von 1808 trat aber eine sehr wesentliche Änderung in der Stellung der Städte ein. Sie war die durchgreifendste unter den Reformen Steins und keineswegs ein bloßes Augenverblenden wie die soge-

nannte Bauernbefreiung. Sie sollte in der Tat ein entscheidendes Gegengewicht gegen die junkerliche Gewalt schaffen. Und wenn man den Jubelliedern trauen dürfte, die vor vier Jahren zu ihrem hundertsten Geburtstag erklangen, so hat sie es auch getan. Selbst ein verhältnismäßig so unbefangener Historiker wie Max Lehmann schrieb damals: „Weder Reichsstädte noch Kreisordnung noch Gemeindeordnung kamen zustande; die neu geschaffenen Provinziallandtage schienen eher ein Hindernis als eine Vorbereitung des Verfassungswerkes zu sein; die einzige Errungenschaft aus den großen Tagen der Reform war die Städteordnung geblieben.... So fest stand sie in der öffentlichen Gunst, daß auch die Fürsprecher überlebter Staats- und Gesellschaftsordnungen es nicht wagten, ernstlich an ihr zu rüteln. Ein und das andere wurde geändert, aber als die Urheber und Freunde der Änderungen zu einer Revision des gesamten Gesetzes schritten, ließen sie (im Jahre 1831) den Städten, die 1808 die Steinsche Städteordnung erhalten hatten, die Wahl zwischen Annahme und Ablehnung. Die Wirkung war, daß nicht mehr als drei Kommunen sich dem Alten ab- und dem Neuen zuwandten. Seitdem ist die Städteordnung die Standarte des deutschen Bürgertums geworden und geblieben.... Sie hat die Bewegung des Jahres 1848 auf das nachdrücklichste unterstützt. Wieder beladen mit der Abneigung der Bureaukratie und des Junkertums, hat sie sich durch alle Bedrängnisse hindurch behauptet; auch die Änderungen des Jahres 1853 haben ihre Substanz nicht angetastet." Dieses Lob ist in mehr als einer Beziehung übertrieben.

Gerade wenn man die Städteordnung von 1808 als eine verhältnismäßig weitreichende Reform anerkennt, kommt man auf den wunden Fleck der Sache, den man mit dem preußischen Witze treffen kann: Was hilft der Mantel, wenn er nicht gerollt ist? Papierene Rechte besaßen die preußischen Städte auch schon vor der Städteordnung von 1808, sogar mehr, als diese ihnen zubilligte. Das Allgemeine Landrecht gewährte ihnen das Patronat über Kirchen und Schulen, die Verwaltung des städtischen Vermögens, die Polizei, sogar die Justiz. Es gab einen Magistrat, der gewählt wurde; es gab Repräsentanten der Bürgerschaft; die Bürgerschaft, vertreten durch die Zünfte, hatte das Recht, zu wählen, zu beraten und zu beschließen; die Bürger schworen einen besonderen Eid und verpflichteten sich, städtische Ämter unentgeltlich zu besetzen. Alles das war aber eitel Schein bis auf die wirklich autonome Justiz, die auch danach war, nämlich gänzlich verlottert. Die Stadtrichter wurden miserabel bezahlt, eine Besoldung von jährlich hundert Talern war schon ausnahmsweise hoch; sie halfen sich mit Gebührenüberhebung oder auch mit Eingriffen in die Depositen- und Mündelkassen.

Sonst waren die Rechte, die das Allgemeine Landrecht den Städten gewährte, einfach in den Schornstein geschrieben. In die städtischen Ämter schob die Regierung verabschiedete Soldaten, Offiziere und Mannschaften, bei der damaligen, langen Dienstzeit völlig greisenhafte Invaliden, die, selbst wenn sie guten Willen mitbrachten, doch ganz unfähig waren, ihn zu betätigen. Damit aber noch nicht genug, so war der Garnisonchef in jeder Stadt der absolute Herr, vor dessen Mißhandlungen kein Bürger sicher war und gegen dessen noch so empörende Ausschreitungen es nirgends im Staate eine Sühne gab. Rechtlich gesinnte Bürger weigerten sich über-

haupt, städtische Ämter anzunehmen, wegen der unerträglichen Plackereien, die sie darin durch die militärischen Befehlshaber zu besehen hatten.

Dieser scheußlichen Mißwirtschaft ein Ziel zu setzen, war die erste Aufgabe, die gelöst werden mußte, wenn den preußischen Städten geholfen werden sollte. Der Königsberger Polizeidirektor Frey richtete darüber folgende Betrachtung an Stein, die heute noch keineswegs eines praktischen Interesses entbehrt:

Wir erwarten ganz vergebens, daß der Gemeingeist der Engländer, Franzosen und anderer bei uns erwachen werde, wenn wir nicht dem Militär die Schranken anweisen, die es in allen Ländern, wo Gemeingeist herrscht, nicht überschreiten darf. Solange das Militär nicht der allgemeinen Polizei und Justiz unterworfen ist, oder solange mit anderen Worten gegen das Militär gerade nur soweit Polizei und Justiz gehandhabt werden darf, als die Chefs aus gutem Willen gestatten, so lange ist keine auf innere Überzeugung und öffentliche Sitten gegründete Verfassung denkbar. Das Militär darf sich musterhaft betragen, aber solange es sich als Gefälligkeit und Humanität anmaßt, was die bloße Gerechtigkeit und die unbedingte Achtung gegen Dezenz erfordert, so lange sind wir in der traurigen Alternative zwischen dem knechtischen Sinn, der das als Geschenk nimmt, was ihm als Rechtstitel gebührt, und der peinlichen Beklommenheit, die das Bewußtsein erzeugt, daß unsere Ruhe von bloßer Willkür abhänge, und in beiden Fällen ist auf unbefangene öffentliche Tätigkeit nicht zu rechnen.

Der Verfasser dieser Zeilen ist überhaupt der eigentliche Urheber der Städteordnung von 1808. Frey hat einige ihrer wichtigsten Bestimmungen den Gemeindegesetzen der französischen Revolution entnommen, was Stein, bei seiner gründlichen Abneigung gegen diese Revolution, aus eigenem Antrieb schwerlich getan haben würde. Zudem war Stein nur ein bedingter Gegner der Zünfte und hätte, ohne fremden Anstoß, auch wohl nicht das städtische Wahlrecht der Zünfte so gänzlich beseitigt, wie es in folgender Bestimmung der Städteordnung geschah: „Die Wahl der Stadtverordneten wird in den verschiedenen Bezirken der Stadt bewirkt. Die Wahl nach Ordnungen, Zünften und Korporationen wird aufgehoben. Die stimmfähigen Bürger wirken lediglich als Mitglieder der Stadtgemeinde, ohne alle Beziehung auf Zunft, Stand, Korporation und Sekte." Diese Vorschrift ist ziemlich wörtlich übersetzt aus dem § 7 des französischen Munizipalgesetzes vom 14./18. Dezember 1789.

Ebenfalls aus einem französischen Revolutionsgesetz ist die Bestimmung übersetzt: „Die Stadtverordneten bedürfen weder einer besonderen Instruktion oder Vollmacht der Bürgerschaft, noch sind sie verpflichtet, derselben über ihre Beschlüsse Rechenschaft zu geben. Das Gesetz und ihre Wahl sind ihre Vollmacht, ihre Überzeugung und ihre Ansicht vom gemeinen Wohl der Städte ihre Instruktion, ihr Gewissen aber die Behörde, der sie Rechenschaft zu geben haben." Eine Nachahmung der französischen Revolution war leider auch der — immerhin nicht allzu drückende — Zensus für die Wahl der Stadtverordneten (Besitz eines städtischen Grundstücks oder ein Jahreseinkommen von — je nach der Größe der Stadt — 100 bis 200 Talern). Aber wenn nicht das allgemeine, so gewährte die neue Städteordnung wenigstens das geheime und das gleiche Wahlrecht.

In der Stadtverordnetenversammlung sollte sich die städtische Verwaltung konzentrieren. Sie sollte nicht nur das städtische Vermögen verwalten, sondern auch das Armen- und Schulwesen versehen, wie ihr die Gesund-

heits- und Sicherheitspolizei anvertraut war. Der Magistrat sollte den Stadtverordneten völlig untergeordnet sein; er wurde von ihnen als eine rein städtische Behörde gewählt, und auch das Bestätigungsrecht der Regierung erstreckte sich nur auf die formale Frage, ob die Wahl richtig vollzogen sei. Die eigentliche Verwaltung blieb durchaus den Stadtverordneten vorbehalten; sie sollten für diesen Zweck Deputationen und Kommissionen bilden, die größtenteils aus Stadtverordneten und Bürgern, aber nur aus einzelnen oder wenigen Mitgliedern des Magistrats zusammenzusetzen vorgeschrieben wurde. Die Gerichtsbarkeit wurde den Städten allerdings entzogen, aber dieser Verlust konnte den Gewinn nicht entfernt aufwiegen. Im Gegenteil: die Justizhoheit des Staates war ein Fortschritt aus der feudalen in die moderne Gesellschaft.

Die Befreiung der Städte durch die preußischen Reformer stellte sich also in viel günstigerem Lichte dar als die Befreiung der Bauern. Aber wenn diese an dem Widerstand der mächtigen Junkerklasse scheiterte, so jene aus dem Mangel einer kräftigen Bürgerklasse. Von einer anderen Seite, jedoch nicht minder unzweideutig, zeigte sich, daß der Klassenkampf das treibende Rad der historischen Entwicklung ist. Die damaligen preußischen Städte waren fast durchweg kleine Nester; in der Kurmark Brandenburg gab es nur drei Städte mit mehr als 10 000 Einwohnern, Berlin, Potsdam und Brandenburg; in Ost- und Westpreußen, für welche Provinzen die Städteordnung zunächst bestimmt war, sogar nur zwei Städte dieser Kategorie, Königsberg und Elbing, dazu acht Städte von 3500 bis 10 000 Einwohnern; alle übrigen Städte waren kleiner. Es war nun sehr leicht zu bestimmen, daß der Bürgerschaft die Exekutive der Polizei zustehe, der sich wie jedermann so auch das Militär zu unterwerfen habe, aber praktisch lief die Sache darauf hinaus, einer Herde Schafe die Aufsicht über eine Herde Wölfe anzuvertrauen. Auch sonst aber erwies sich die Organisation einer städtischen Polizei, die sich auf das städtische Weichbild beschränkte, als undurchführbar, solange nicht das gesamte Polizeiwesen des Staates umgestaltet, namentlich auch die gutsherrliche Polizei beseitigt worden war, womit Stein nicht durchdrang.

So half man sich damit, in einer großen Zahl von Städten königliche Polizeidirektionen einzusetzen, nicht nur in größeren Städten, wie Berlin, Königsberg, Breslau, Stettin, Potsdam, Frankfurt, Brandenburg, sondern auch in kleineren Städten, wie Stargard, Kolberg, Stolp, Anklam, Demmin, Brieg, Glatz, Neiße, Schweidnitz, Glogau usw. Andere kleine Städte, wie Kreuzburg, Landeck, Striegau, Kosel, Hirschberg, Köslin, Swinemünde usw. blieben nur auf ihre flehentlichen Bitten von dieser Plage verschont. Die gänzlich verarmten Städte kamen durch die königlichen Polizeidirektionen, für deren Kosten sie bei Heller und Pfennig aufkommen mußten, aus dem Regen unter die Traufe. In anderer Form wurde damit wieder die Militärherrschaft in den Städten hergestellt.

Aber auch die Zunftherrschaft gelangte zu einer Art Wiedergeburt. Die Städteordnung von 1808 ließ es bei einem besonderen städtischen Bürgerrecht bewenden, statt es wie die französische Revolution zu einem Teile des allgemeinen Staatsbürgerrechts zu machen. Sein Erwerb war zwar nicht allzu schwer gemacht; ein unbescholtener Name und die Zahlung von ein paar Talern genügten dazu. Allein die Verpflichtung zum Erwerb des

städtischen Bürgerrechts erstreckte sich nur auf diejenigen Bewohner der Stadt, die ein Haus besaßen oder ein konzessionspflichtiges Gewerbe betrieben, also im wesentlichen auf das bisherige Zunfthandwerk. Eben dahin ging auch die Absicht Steins und seiner Gehilfen; sie wollten die Städte aus der bureaukratischen Bevormundung befreien und deshalb die „Offizianten", die bisher die Bürger gegängelt hatten, möglichst von der städtischen Verwaltung zurückscheuchen; Stein hätte ihnen am liebsten, namentlich den Advokaten, den Eintritt in die Stadtverordnetenversammlung verboten. Jedoch auch so erreichte er seinen Zweck. Die „Offizianten" begnügten sich, „Schutzverwandte" zu bleiben, es sei denn, daß sie durch den Ankauf eines Hauses gezwungen wurden, das städtische Bürgerrecht zu erwerben. Mit ihnen blieben nun aber auch die gebildeten Elemente den städtischen Verwaltungen fern, und das beschränkte Zunfthandwerk hatte freie Bahn, seine ausbeuterischen Praktiken an dem städtischen Vermögen zu erproben.

Unter diesen Umständen hat die Städteordnung von 1808 keineswegs die segensreichen Wirkungen gehabt, die ihr so oft nachgerühmt worden sind. Fähige Bürgermeister, wie der alte Ziegler, haben sie oft geradezu als einen Hemmschuh der städtischen Entwicklung verflucht. Und am allerwenigsten ist sie für den Staat im allgemeinen der Hebel eines historischen Fortschritts gewesen. Man kann auch hier sagen: Im Gegenteil! Wenn anders Engels recht hat, die allgemeine Wehrpflicht als die einzige demokratische Einrichtung des vormärzlichen Preußens zu nennen, so haben ihr die Städte viel heftiger und länger widerstanden als selbst die Junker. Die Junker widersprachen nur, solange die Frage noch nicht entschieden war; als aber im Frühjahr 1813 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt worden war und sich in den darauf folgenden Kriegen bewährt hatte, waren die Junker gescheit genug, ihren Widerspruch aufzugeben. Die Stadtverordnetenversammlungen, und allen voran die Berliner, haben noch jahrelang um die Beseitigung der allgemeinen Wehrpflicht petitioniert.

Es ist auch nicht richtig, daß im Jahre 1831 nur eines oder das andere an der Städteordnung geändert worden sei. Sie war ursprünglich, wie schon erwähnt wurde, nur für Ost- und Westpreußen bestimmt, dann aber, solange die Fremdherrschaft dauerte, auf die alten Provinzen ausgedehnt worden (Brandenburg, Pommern, Schlesien). Den neuen Provinzen, die 1814 durch den Beschluß des Wiener Kongresses an den preußischen Staat kamen, wurde das — um im patriotischen Stil zu sprechen — „Königliche Geschenk der Hohenzollern" natürlich vorenthalten, bis die Julirevolution die staatsmännische Seelenruhe im Berliner Schlosse ein wenig aufmunterte. Nun wurde die Städteordnung auch auf die neuen Provinzen ausgedehnt, allein in einer „veränderten Form", von der Schön sagte: „Die Städteordnung wurde, soweit man das, ohne den Schein der Barbarei und der Inkonsequenz auf sich zu laden, nur irgend vermochte, allmählich in der Richtung einer Beamtenordnung ausgeklügelt und modifiziert." Und in diesen Fragen war niemand so sachverständig wie Schön.

Während man 1808 keinem unbescholtenen Einwohner der Stadt das Bürgerrecht versagte, wurden 1831 zum Erwerben des Bürgerrechts nur diejenigen Einwohner für berechtigt erklärt, die ein Grundeigentum von mindestens 200 Taler Wert besaßen oder aus einem stehenden Gewerbe eine reine Einnahme von mindestens 200 oder aus anderen Quellen ein

Jahreseinkommen von wenigstens 400 bis 1000 Taler bezogen. Das passive Wahlrecht, das 1808 jedem stimmfähigen Bürger zugesprochen worden war, wurde nunmehr an einen besonderen Zensus geknüpft, der sich in kleineren Städten auf ein Jahreseinkommen von 200, in größeren von 1200 Taler belief. Während 1808 die Wahl nach Korporationen und Zünften ausdrücklich verboten worden war, ordnete die „revidierte" Städteordnung solche Wahlen förmlich an. Die Veräußerung städtischer Grundstücke, die früher allein von den Stadtverordneten abhing, wurde nunmehr von der Erlaubnis der Regierung abhängig gemacht. Der Magistrat, nach dem älteren Gesetz eine rein städtische, allein von den Stadtverordneten abhängige Behörde, wurde nach dem neuen Gesetz überwiegend ein von der Regierung abhängiges „Organ der Staatsgewalt". Die Regierung konnte, durch kein Gesetz beschränkt, die Wahlen der Bürger für ungültig erklären und bei „Unangemessenheit" oder „Verzögerung" der Wahl die städtischen Ämter auf Stadtkosten verwalten lassen. Die Regierung konnte die Magistratsmitglieder wegen „mangelhafter Dienstführung" absetzen und alsdann die Größe ihrer Pension bestimmen. Der Bürgermeister, dessen Stelle infolge „unangemessener" Wahl von der Regierung besetzt wurde, war befugt, die Beschlüsse des Magistrats aufzuheben, und dafür nur der Regierung verantwortlich. Endlich stand es nach der „revidierten" Städteordnung der Regierung frei, die Stadtverordnetenversammlung bei „Parteiung" in ihrem Schoße aufzulösen oder die Schuldigen auszuschließen, ja selbst unter Umständen der Gemeinde die Städteordnung ganz zu entziehen.

Worauf diese „Revision" abzielte, sprach der Staatsrechtslehrer v. Rönne, ein hochgestellter Richter, mit den Worten aus: „Bei Entwerfung der revidierten Städteordnung ging man von dem Hauptgesichtspunkt aus, daß das Oberaufsichtsrecht des Staates eine größere Ausdehnung erhalte, daß das Bürgerrecht an Bedingungen, welche den Unbemittelten davon ausschließen, geknüpft und die Wahlfähigkeit beschränkt werde, um die ärmere ungebildete Klasse der Bürger in der Regel aus dem Magistrat und der Stadtverordnetenversammlung zu entfernen." Die Regierung selbst bestätigte diese Auffassung als durchaus richtig; der Minister v. Rochow, der durch sein geflügeltes Wort vom „beschränkten Untertanenverstand" eine gewisse Unsterblichkeit erlangt hat, empfahl die Schrift Rönnes, aus der die eben zitierten Sätze entnommen sind, in einer amtlichen Verfügung angelegentlich zur Anschaffung den Behörden. Die Regierung konnte sich damals, wo es noch keine Arbeiterbewegung gab, noch den Luxus gestatten, volksfeindliche Absichten offen herauszuhängen.

Man sieht danach, daß es sich bei dieser „revidierten" Städteordnung von 1831 nicht um diese oder jene beiläufige Änderung handelte, sondern um eine rückläufige Umwälzung von Grund aus. Richtig ist allerdings, daß nur drei kleine märkische Städte freiwillig die alte Städteordnung Steins preisgaben, um diese neue anzunehmen, aber unrichtig ist wiederum, daß die alte Städteordnung irgend etwas dazu getan habe, die Bewegung von 1848 vorzubereiten oder zu unterstützen. Namentlich wieder in Berlin haben die städtischen Behörden viel dazu beigetragen, die Revolution zu verfahren; Gneist, der damals noch ein junger und verhältnismäßig frischer Mann war, hat in einer eigenen, heute vergessenen Schrift diese Tatsache eingehend nachgewiesen. Zum Beispiel protestierten die Berliner Stadt-

verordneten feierlich gegen den schüchternen Versuch der Vereinbarerversammlung, die Steuern zu verweigern.

Den Dank vom Hause Österreich haben sie dann geerntet, als die Regierung im Jahre 1853 die Städteordnung auch der alten Provinzen im Sinne von 1831 „revidierte". Namentlich das geheime und das gleiche Wahlrecht wurden nunmehr beseitigt. Es war die Zeit, wo die Berliner Stadtverordnetenversammlung die Staatsstreichhelden Manteuffel und Wrangel zu Ehrenbürgern ernannte, dagegen die großstädtischen Einrichtungen, deren die wachsende Stadt bedurfte, dem reaktionären Polizeipräsidenten Hinckeldey ins Leben zu rufen überließ.

Eine Geschichte der Städteordnung von 1808 zu schreiben, würde eine lohnende Aufgabe für einen jungen Historiker sein. Sie würde von der Kehrseite her zeigen, weshalb die preußische Junkerherrschaft sich so fest wurzeln konnte, daß sie heute noch selbst dem Ansturm der Arbeiterklasse zu trotzen weiß. Sie würde namentlich auch zeigen, wie wenig damit getan ist, einer Klasse Waffen zu geben, wenn diese Klasse zu feig oder zu schwach ist, die Waffen zu führen. Was die bürgerliche Klasse in Deutschland als ihr höchstes Verdienst zu preisen pflegt: der Abscheu vor dem Klassenkampf, das ist in der historischen Wirklichkeit ihr schlimmstes Verhängnis gewesen.

Wie es im Jahre 1885 stand.

Ein Beitrag zur Geschichte der Wahltaktik der Sozialdemokratie.

Von **Ed. Bernstein.**

Nachdem Genosse Bebel in der „Neuen Zeit" vom 8. November dieses Jahres daran erinnert hat, daß schon im Jahre 1885 die Parteigenossen Frohme und Hasenclever für die Beteiligung an den preußischen Landtagswahlen eingetreten sind, wird es gerechtfertigt erscheinen, wenn ich diese Feststellungen durch Mitteilungen darüber ergänze, wie es um jene Anregungen beschaffen war und welches ihr Schicksal gewesen ist. Wie ich bereits in einer Zuschrift an den „Vorwärts" bemerkt habe, liegt es mir gänzlich fern, einen Patentstreit um die Idee der Beteiligung an den preußischen Landtagswahlen zu erheben. Ich lege gar keinen Wert darauf, der erste gewesen zu sein, der von der Passivität in bezug auf diese Wahlen abriet. Nicht gleichgültig ist meines Erachtens aber die Frage der Umstände und des Wie der Empfehlung. Ihre Erörterung kann zu Feststellungen von sachlichem Werte führen.

Zunächst sei bemerkt, daß auch vor dem Jahre 1885 die Stellungnahme der Sozialdemokratie zur preußischen Landtagswahl nicht durchgängig die gleiche gewesen ist. Ferdinand Lassalle zum Beispiel hat ungeachtet seiner scharfen Betonung der Rechtsungültigkeit der preußischen Verfassung mit dem oktroyierten Dreiklassenwahlsystem noch in der Rede „Die Feste, die Presse und der preußische Abgeordnetentag" seine Anhänger aufgefordert, an der damals bevorstehenden preußischen Abgeordnetenwahl teilzunehmen und die Kandidaten der Fortschrittspartei zu wählen. Vorher hatte er im Juli 1861 an Marx geschrieben: „Sehr lieb ist mir, daß Du jetzt auch schreibst, wir dürften persönlich nichts mit den nächsten Wahlen zu tun haben." Ein Satz, der deutlich zeigt, daß er und Marx die Frage der

Wahlbeteiligung und des etwaigen Stimmens für nichtsozialistische Parteien als eine rein taktische Frage betrachteten. Einwände aus Parteikreisen gegen diese Behandlung der Frage wurden nicht laut. Erst als nach dem Kriege von 1866 das allgemeine, gleiche und direkte Stimmrecht für den Reichstag eingeführt war und die Sozialdemokratie vermöge dessen die Wahl eigener Kandidaten zu Abgeordneten erzielt hatte, brach sich in ihren Reihen der Gedanke Bahn und fand in Kongreßbeschlüssen Ausdruck, der Wahl zum Dreiklassenparlament grundsätzlich fernzubleiben, um durch die Wahlenthaltung gegen das Wahlsystem zu protestieren. In der Eisenacher Partei ließ man anfangs noch eine Ausnahme für solche Wahlen zu, wo das Bürgertum Demokraten vom Schlage eines Johann Jacoby oder Guido Weiß aufstellen würde. Da das aber, außer in Frankfurt a. M., nach 1870 aufhörte, wurde auch bei den Eisenachern die Wahlenthaltung Regel. Und so stramm wurde sie durchgeführt, daß zum Beispiel bei der Landtagswahl des Jahres 1873 in verschiedenen Fabrikstädten Preußens von der dritten Wählerklasse nur höchstens ein oder zwei Wähler pro Wahlbezirk an der Wahlurne erschienen. Und was der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein und die Eisenacher Partei getrennt getan hatten, das setzte nach der Vereinigung von 1875 die geeinte Partei mit gleichem Erfolg fort. Die preußischen Landtagswahlen der Jahre 1876, 1879 und 1882 existierten für die Sozialdemokratie nicht. Keine einzige Stimme ward in jenen Jahren in der Partei vernehmbar, welche die Zweckmäßigkeit des Boykotts der Dreiklassenwahl in Zweifel stellte.

Erst als der Termin für die Wahlen des Jahres 1885 herannahte, unterbrach Wilhelm Hasenclever mit der von Bebel zitierten Einsendung an den „Sozialdemokrat" das Schweigen. Er empfahl Beteiligung an der Wahl. Aber — um seine eigenen Worte zu zitieren — „nicht aus ‚Parlamentsspielerei', sondern lediglich aus agitatorischen Gründen." An einen Wahlerfolg glaube auch er nicht. Die Wahlen seien jedoch ein gutes Agitationsmittel nicht nur im Hinblick auf die zu bearbeitenden Massen, sondern auch für die Genossen selbst: „Sie bringen uns Leben in die Bude, sie spornen zu erhöhter Tätigkeit an und sie lassen im Kampfe gegen den gemeinsamen Feind kleine Differenzen unter den Genossen selbst leicht vergessen."

Für Hasenclever handelte es sich also nicht darum, durch die Wahlbeteiligung auf die Zusammensetzung des Landtags einzuwirken und Bresche in das System dieser Wahlen zu legen. Sie sollte nur ein Agitationsmittel abgeben. Und ich glaube dem verstorbenen Vorkämpfer nicht unrecht zu tun, wenn ich die Vermutung ausspreche, daß es ihm sogar dabei hauptsächlich auf die am Schlusse des hier zitierten Satzes betonte Rückwirkung der Agitation auf die Stimmung der Genossen ankam.

Das Jahr 1885 war nämlich ein Jahr sich ziemlich heftig äußernder Kämpfe im Innern der Partei. Der Streit um die Dampfersubvention im Reichstag und das zur Kritik herausfordernde Auftreten des vordem sehr populären sozialdemokratischen Stadtverordneten Fritz Görki hatten in Berlin wie an verschiedenen anderen Orten Deutschlands die antiparlamentarische Strömung unter den die innere Organisation bildenden Genossen sehr gesteigert. Gegensätze, die während des großartigen Reichstagswahlkampfes von 1884 in den Hintergrund getreten und in der Freude über die bei jener Wahl erzielten Siege zeitweise vergessen worden waren, machten

sich nun wieder mit großer Schärfe geltend. Es mußte also Hasenclever, den seine politische Denkweise der opportunistischen Richtung in der Partei zu wies, dem aber jede scharfe Stellungnahme in den inneren Parteifragen widerstrebte, höchst erwünscht sein, wenn sich ein Mittel bot, jene Debatten von neuem in den Hintergrund zu drängen. Wohl ist nicht ausgeschlossen, daß ihm zugleich auch der Gedanke vorschwebte, durch die sozialdemokratischen Stimmen im entscheidenden Moment einen Einfluß auf die Verteilung der Landtagsmandate zwischen Regierungsparteien und freisinniger Opposition auszuüben. Aber er hat es mit keiner Silbe angedeutet. Noch ließ er etwas darüber durchblicken, wie er sich nun eigentlich die Wahlbeteiligung vorstellte. Die Zuschrift an den „Sozialdemokrat" war ein Versuchsballon, die an sie anschließende Diskussion sollte das Weitere ergeben.

In dieser Erwartung wurde Hasenclever jedoch grausam enttäuscht. Wenn Bebel schreibt, die Anregung Hasenclevers habe eine Polemik im „Sozialdemokrat" nicht hervorgerufen, so ist das nur in dem Sinne richtig, daß sich keine Debatte im vollen Sinne des Wortes an die Zuschrift knüpfte. Aber unbeantwortet ist sie darum nicht geblieben. Eine ganze Organisation, und zwar die Organisation der Parteimitglieder in Berlin, die Berliner „Korpora", wie es damals hieß, nahm zu der Anregung Hasenclevers sehr unzweideutige Stellung. Sie veröffentlichte im Züricher „Sozialdemokrat" vom 8. Juli 1885 eine vom 28. Juni datierte Resolution folgenden Inhaltes:

„In Erwägung,

daß unser Programm uns verpflichtet, das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht mit geheimer Stimmabgabe zu erstreben, daß das preußische Dreiklassenwahlgesetz aber in keiner Beziehung diesen Forderungen auch nur im mindesten entspricht, und auch nicht die entfernteste Aussicht vorhanden ist, innerhalb dieser Körperschaft selbst durch geeignete Vertreter eine Verbesserung dieses reaktionärsten aller Wahlsysteme herbeizuführen;

in weiterer Erwägung,

daß bei diesem verwerflichen System obendrein durch eine besondere Wahlkreisgeometrie unsere Hochburgen, der vierte und sechste Reichstagswahlkreis, zerstückelt werden und wir daher, ohne einen prinzipienwidrigen und schmachvollen Kompromiß mit rechtsstehenden Parteien einzugehen, einen nennenswerten Erfolg nicht erzielen dürften;

in fernerer Erwägung,

daß wir diesem Wahlsystem, indem wir unter demselben wählen, eine unserer unwürdige Anerkennung zollen und der Regierung eine Handhabe zur Beschneidung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes geben würden, da sie mit Recht sagen könnte: Seht, die Sozialdemokraten erkennen dieses selbst schon vom Reichskanzler ad absurdum geführte System durch ihre Beteiligung für richtig an, und daß wir dann wieder einen Schritt weiter in den Sumpf des Parlamentarismus getan hätten, um füglich bei den Genossen das bißchen Sympathie, welches sie noch für die Beteiligung an den parlamentarischen Kämpfen haben, vollends zu ersticken;

in schließlicher Erwägung,

daß angesichts der Tatsache, daß jedes Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses 15 Mark Diäten pro Tag erhält, wir uns des Gedankens

nicht erwehren können, daß wir uns eventuell eine Pflanzstätte der Prinzipienverleugnung und eine Züchtungsanstalt für Berufsparlamentarier schaffen könnten — unser Prinzip ist uns heilig und unsere Vertreter Ehrenmänner, aber — der Mensch ist ein Produkt der Verhältnisse, und nachher dürfte es zu spät sein, daß wir vielmehr einen Stolz darin setzen, unsere Vertreter unabhängig vom Säckel der Steuerzahler und von der Hand der Regierung zu wissen;

in Erwägung alles dessen, und um unsere Kraft und Geld für bessere Gelegenheit aufzusparen, erklären sich die Berliner Genossen hiermit ganz entschieden gegen eine Beteiligung an der preußischen Landtagswahl!

Berlin, den 28. Juni 1885. Die Berliner Genossen."

Wenn man sich gegenwärtig hält, daß Hasenclever damals Reichstagsabgeordneter für Berlin VI war und als ehemaliger Präsident des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins und Vorstandsmitglied der Partei eine große Popularität bei den Massen genoß, so wird man sich sagen müssen, daß diese Zurückweisung seines Vorschlags durch die organisierten Genossen Berlins einer politischen Zurechtweisung ziemlich nahe kam. Sie konnte kaum verletzender formuliert sein. Hasenclever war aber nicht der Mann, einen solchen Streit auf die Spitze zu treiben. Er ließ die Sache einfach fallen. Mit keinem Worte ist er auf seinen Vorschlag zurückgekommen. Und nicht eine einzige Stimme fand sich in der Partei, diesen gegen die Kritik der Berliner zu verteidigen oder wenigstens die Stichhaltigkeit der einzelnen Gegenargumente jener Kritik etwas unter die Lupe zu nehmen. Die Anregung ward, nachdem Berlin gesprochen, als eingesargt betrachtet.

Einem anderen Register als der Hasenclevesche Vorschlag gehört die Aufforderung an, die Genosse Karl Frohme im Herbst 1885, wenige Tage vor der Landtagswahl, in Frankfurt a. M. kundgab. Sie erging nicht an die Parteigenossen Preußens im allgemeinen, sondern an die Sozialdemokraten Frankfurts a. M. im besonderen, und sie ließ nicht, wie der Vorschlag Hasenclevers, die Frage des Wie der Wahlbeteiligung unbestimmt, sondern verlangte eine ganz bestimmte Art von Wahlbeteiligung: nämlich Teilnahme an der Wahl, um dem Kandidaten der Demokratischen Partei in Frankfurt a. M. zum Siege zu verhelfen. Die Sozialdemokraten Frankfurts sollten ihre Stimmen für den bürgerlichen Demokraten abgeben. Frohme führte das am 26. Oktober 1885 in einer Versammlung des volksparteilichen demokratischen Vereins aus, nachdem im Namen der als die Mehrheit der organisierten Genossen Frankfurts angesehenen Verbindung in Form einer Annonce die Aufforderung ergangen war, sich nicht an der Wahl zu beteiligen. Er erklärte nach einem Bericht der „Frankfurter Zeitung", er und eine ganze Anzahl tüchtiger Genossen, in deren Auftrag er spräche, hätten von jener Annonce nichts gewußt. Bisher sei es aber „in Frankfurt a. M. immer Usus gewesen, daß die Sozialdemokraten für den Kandidaten der Demokratischen Partei stillschweigend in die Schranken traten. Es frage sich immer, ‚Kann man' und ‚Soll man', und wenn er sich jetzt die Frage vorlege, so habe er nur einzig die Antwort, daß man hier nicht stillschweigend zusehen könne und dürfe, daß eine Koalition aus Fortschrittlern, Nationalliberalen und Konservativen der schroffsten Richtung den Sieg erringe. Wenn man auch von dem Wahlrecht nichts halte, so

dürfe man es doch benutzen im Interesse der politischen Bewegung überhaupt. Er hoffe," schloß die Rede, „daß die Annonce die wirklich guten und tüchtigen Männer der sozialdemokratischen Partei nicht abhalten werde, am Tage der Wahl in der angegebenen Richtung ihre Schuldigkeit zu tun. Wenn man einmal Politik treiben wolle, so sollte man sie nicht treiben in Grenzen bestimmter Illusionen, sondern sich bestimmen lassen von dem, was in der Wirklichkeit vorliegt."

Dies, mit Auslassung unwesentlicher Stücke, die Aufforderung Frohmes und ihre Begründung. Unzweifelhaft ließ sich aus den Maximen dieser letzteren eine Wahltaktik für ganz Preußen ableiten, die grundsätzliche Wahlbeteiligung hieß. Aber in jenem Zeitpunkt war die Deduktion nur auf Frankfurter Verhältnisse berechnet und wurde auch nirgends als etwas anderes aufgefaßt. Statt für einen Bruch mit der allgemeinen Taktik der Partei in der Wahlrechtsfrage zu plädieren, beruft sich Frohme auf einen besonderen, speziell für Frankfurt a. M. geltenden Usus. Und daß ein solcher bestanden hat, ist außer Zweifel.

Bebel hat schon selbst mitgeteilt, daß der Artikel im „Sozialdemokrat" vom 5. November 1885, worin Frohme wegen seiner Erklärung so scharf angegriffen ward, nicht mich, sondern ihn, Bebel, zum Verfasser hatte. Es liegt mir daran, dies festgestellt zu haben, weil ich, nachdem ich den Artikel nachgelesen habe, nunmehr mit Sicherheit erklären kann, daß gerade der Passus, den Bebel als von mir herrührend zitiert hat, schon damals mich nicht zum Verfasser haben konnte. So sehr ich zu jener Zeit auch in den inneren Kämpfen der Partei Bebels Kampfgenosse war, war hier doch ein Punkt, in bezug auf den ich anders dachte als er. Darum setzte ich auch an den Kopf des Artikels die Bemerkung „Eingesandt", was ich sonst nie bei Zuschriften Bebels tat. Ich war Gegner der allgemeinen Beteiligung der Partei an der preußischen Landtagswahl, weil mir die durch sie zu erreichenden Resultate in keinem Verhältnis zu den Opfern zu stehen schienen, welche die Wahlbeteiligung unter dem Ausnahmegesetz den Parteigenossen auferlegen mußte. Aber den Vorschlag, zugunsten bestimmter bürgerlicher Demokraten eine Ausnahme zu machen, beurteilte ich weniger abfällig, als jener Artikel es tat. Nur durfte eine dahingehende Aufforderung nicht, wie im Falle Frohmes, im Widerspruch mit einem Mehrheitsbeschluß der eigenen Parteigenossen proklamiert werden. In bezug auf dieses Vorgehen teilte ich die Entrüstung Bebels.

Es findet seine Erklärung in dem Umstand, daß zu jener Zeit der Streit im eigenen Lager der Sozialdemokratie sich in Frankfurt a. M. zu einer Schärfe zugespitzt hatte, die noch weit über das hinausging, was in Berlin in dieser Hinsicht bestand. Die Persönlichkeiten, welche als Dolmetscher der Ansichten der Mehrheit der Frankfurter Parteigenossen auftraten, führten eine Sprache, gegen welche die der oben zitierten Berliner Resolution als sanftes Säuseln erscheint. Von ihnen stammte die viel zitierte, im „Sozialdemokrat" vom 23. April 1885 abgedruckte Resolution, die eine förmliche Kriegserklärung gegen die Mehrheit der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion war und gegen diese unter anderem die Anklage erhob, daß sie die Partei vom rechten Wege des revolutionären Kampfes und der Vorbereitung auf den Zeitpunkt, „wo man der Gewalt mit der Gewalt begegnen" werde, in den Sumpf des Parlamentarismus abzulenken

suche. Es war aber in den durch das Sozialistengesetz geschaffenen Verhältnissen begründet, daß in den geheimen örtlichen Versammlungen der Vertrauensmänner der Sozialdemokratie, den sogenannten Korporas, manchmal Anschauungen den Sieg davontrugen, die sich nicht mit denen der Mehrheit der Genossen des gleichen Ortes deckten. So war zum Beispiel schon auf dem Wydener Kongreß den Berliner Delegierten, die faktisch die Sendboten der Zentrale der inneren Organisation Berlins waren, von den Leitern der Gesamtpartei vorgehalten worden, daß sie gar nicht die Ansichten des sozialdemokratischen Berlin verträten, und die Angegriffenen hatten nichts Wesentliches dagegen vorzubringen gewußt. In gleicher Weise glaubte Frohme den Genossen, welche jene Resolution angenommen und nun die Wahlenthaltung beschlossen hatten, das Recht bestreiten zu dürfen, sich als die Mehrheit der Frankfurter Sozialdemokratie zu bezeichnen. Es gab aber nun einmal unter dem Sozialistengesetz keine Instanz, die ein größeres Recht hatte, im Namen der Genossen am Orte zu sprechen und zu beschließen, als die „Korporas".

So viel zur Feststellung der Natur, Umstände und Schicksale der von Hasenclever und Frohme im Jahre 1885 ausgegangenen Anregungen in bezug auf die Beteiligung an den preußischen Abgeordnetenwahlen. Es liegt nun nahe, das Vorgeführte in Vergleich zu stellen mit den Umständen, der Natur und dem Schicksal meines Vorschlags vom Jahre 1893, und weiterhin die Frage zu untersuchen, welche sachlichen Nutzanwendungen sich etwa aus diesen Vorkommnissen ziehen lassen. Dazu wird sich jedoch in einem anderen Zusammenhang Gelegenheit bieten.

Der jüngste Radikalismus.

Von **K. Kautsky.**

1. Die Methode.

Im letzten Juli begann Genosse Pannekoek in der „Neuen Zeit" eine Polemik gegen einen ganz unpolemischen Artikel über Massenaktionen, den ich ein Jahr vorher veröffentlicht hatte. Meine Entgegnung beantwortete Pannekoek dann durch eine Artikelserie, die er in der „Leipziger Volkszeitung" und der „Bremer Bürgerzeitung" zum Abdruck brachte, da sie in der „Neuen Zeit" vor dem Parteitag nicht mehr hätte erscheinen können.

Ich fühle mich nicht verpflichtet, und es wäre mir auch schon rein physisch unmöglich, alle Angriffe zu erwidern, die außerhalb der „Neuen Zeit" gegen mich veröffentlicht werden. So schwieg ich auch auf die Entgegnung Pannekoeks, da sie mich bloß zu Wiederholungen und Erläuterungen veranlaßt hätte, keine neuen Gesichtspunkte entwickelte. Damit hielt ich die Affäre für erledigt.

Indes legt Genosse Pannekoek Wert darauf, mir auch noch in der „Neuen Zeit" zu erwidern. Dadurch zwingt er mich, ihm doch noch zu entgegnen, sehr wider meinen Willen, denn mir erscheint der Moment der Kriegsgefahr als der ungeeignetste zur Ausfechtung von Streitfragen. Ich werde trachten, möglichst kurz zu sein. Das darf ich um so eher, als auch die jüngste Pannekoeksche Entgegnung neue Gesichtspunkte nicht bietet.

Nur drei Punkte will ich erörtern, die Methode, die Organisation, die Eroberung der Staatsgewalt.

Zunächst die Methode.

Durch meine Untersuchung des Wesens der Aktionen unorganisierter Massen war ich in meiner Artikelserie 1911 zu dem Resultat gekommen, daß sie unberechenbar seien und keine sichere Grundlage für unsere politischen Berechnungen und Erwägungen böten. Daraufhin hatte Pannekoek erwidert, zu diesem Ergebnis hätte ich nur kommen können, weil meine Methode eine unmarxistische sei, weil ich mein „marxistisches Rüstzeug" vergessen.

Ich fand diese Auffassung sehr komisch, aber Pannekoek verweist mich nochmals sehr ernsthaft auf die Bewegungen des Mondes, die durchaus nicht unberechenbar seien, und meint, so müßten sich mit Hilfe der Marxschen Methode auch die Bewegungen der Massen vorausberechnen lassen:

Wenn man eine Erscheinung untersucht und man kommt zu dem Ergebnis, daß sie bald so, bald anders stattfindet und völlig unberechenbar ist, so beweist das bloß, daß man die wirkliche Ursache, die sie beherrscht, nicht gefunden hat (S. 275).

Pannekoek spricht hier immer nur von einer Ursache, die die Erscheinungen beherrscht, das ist kennzeichnend für die Art seiner Methode. Er übersieht den komplizierten Charakter der menschlichen Gesellschaft, der bewirkt, daß jede gesellschaftliche Erscheinung das Produkt zahlreicher Faktoren ist, von denen jeder seinerseits in beständigem Flusse begriffen ist.

Der Marxismus setzt uns instand, die Entwicklungsrichtungen der Gesellschaft mit einiger Genauigkeit zu erkennen; die Tendenzen bloßzulegen, die sich in ihr immer wieder durchsetzen. Aber mehr zur Erkenntnis der gesellschaftlichen Zukunft vermag er nicht zu leisten, und man sollte meinen, diese Leistung schon sei eine ungeheure. Bereits in meinem „Erfurter Programm" erklärte ich, nachdem ich dies auseinandergesetzt:

Das Erkennen der Richtung des geschichtlichen Fortschritts hat seine Grenzen. Denn das Getriebe der menschlichen Gesellschaft ist ein ungemein verwickeltes, und für den schärfsten Denker ist es unmöglich, alle ihre Seiten so eingehend zu erforschen, alle Kräfte, die in ihr wirken, so genau zu bemessen, daß er mit Sicherheit voraussehen könnte, welche gesellschaftlichen Formen sich aus dem Zusammen- und Aufeinanderwirken dieser Kräfte ergeben werden....

Was keiner kann, weder der mächtigste Monarch noch der tiefste Denker, ist, die Richtung der Entwicklung nach seinem Willen bestimmen und die Formen, die sie annehmen wird, genau vorherzusagen (10. Auflage, S. 139, 141).

Man sieht, wenn das „marxistische Rüstzeug" die Gabe mit sich bringen soll, die Formen der kommenden Entwicklung, unserer Kämpfe und ihrer Resultate genau vorherzusagen, dann habe ich schon zur Zeit der Abfassung des „Erfurter Programms" dies Rüstzeug nicht besessen. Merkwürdigerweise hat das bis heute niemand bemerkt. Mit dem obigen Satze hatte ich auch gar nichts Überraschendes gesagt, sondern nur ausgesprochen, was seit langem schon marxistische Praxis war. Wir Marxisten haben stets nur Richtungen der Entwicklung prophezeit, nie ein bestimmtes Verhalten der Volksmasse in bestimmten Situationen. Wir blieben uns stets dessen bewußt, daß immer noch das Unerwartete die größte Rolle in der Geschichte spielt und, wenn auch nicht die allgemeine Richtung, so doch die besonderen Formen des Geschehens in besonderen Momenten bestimmt.

Am meisten gilt das für die Aktionen unorganisierter Volksmassen, und gerade darin, in dem Unberechenbaren und Unerwarteten ihres Auftretens,

liegt die Ursache der großen historischen Wirkungen, die sie zeitweise ausüben.

Alle geschichtliche Erfahrung bis in die jüngste Zeit bestätigt das. Ihr setzt Pannekoek das entgegen, was er das marxistische Rüstzeug nennt, nämlich die Erkenntnis, daß die große Masse heute überwiegend ein proletarisches Klasseninteresse hat. Damit erscheint ihm ihr Verhalten unter allen Umständen vorgezeichnet und berechenbar.

Was aber dann, wenn das marxistische Rüstzeug noch in einer anderen Erkenntnis besteht als der heute nachgerade zu einem Gemeinplatz gewordenen, daß die Masse proletarische Interessen hat?

Für den Marxismus hängt die Art des Handelns einer bestimmten Klasse oder Schicht nicht nur von ihren materiellen Interessen ab, sondern von den materiellen Bedingungen, unter denen sie lebt. Diese bestimmen ihre materiellen Interessen, bestimmen aber auch die Art und Weise, wie sie sie erkennt, sich ihrer bewußt wird und sie zu verfechten trachtet; welche Forderungen sie stellt, wo sie ihre Feinde sucht, ob, wann, mit welcher Kraft, welchen Mitteln sie den Kampf gegen die Gegner aufnimmt. Alles das kann innerhalb der gleichen Klasse bei gleichen Interessen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Schichten die mannigfachsten und wechselndsten Formen annehmen. Von der Gestaltung und der Kombination aller dieser Faktoren ebenso wie von der Gestaltung der äußeren Verhältnisse, unter denen sie wirken, hängt es ab, ob und wann die unorganisierte Masse sich zu einer gemeinsamen Aktion zusammenfindet, welche Formen und welche Kraft diese erlangt.

Wird Pannekoek durch sein marxistisches Rüstzeug instand gesetzt, alle diese Faktoren für die deutsche oder sonst irgend eine unorganisierte Volksmasse und für einen gegebenen Zeitpunkt genau zu bestimmen und daraus die Aktion jener Masse im voraus zu berechnen, dann ist ihm sicher zu gratulieren. Dann vermag er mehr als irgend einer der Lebenden. Aber ich fürchte, sein ganzes marxistisches Rüstzeug besteht in diesem Punkte darin, daß ihm die Erkenntnis noch nicht aufgedämmert ist, es müßten zum mindesten alle die genannten Faktoren genau festgestellt sein, ehe man eine Aktion unorganisierter Massen vorherberechnen könne. Er wird nur deshalb so schnell fertig mit seiner Rechnung, weil er die unbekannten Größen ohne weiteres gleich Null setzt. Die Fixigkeit gewinnt dadurch bedeutend. Aber ich bin altmodisch genug, auf die Richtigkeit größeren Wert zu legen.

2. Die Organisation.

Unser zweiter großer Differenzpunkt ist unsere Stellung zu den proletarischen Organisationen. Wohl sind wir beide der Überzeugung, daß eine der Bedingungen des Machtaufstiegs des Proletariats in der Erweiterung und Verstärkung seiner Organisationen liegt. Aber wir sind sehr verschiedener Anschauung über die Frage, wodurch sich diese Erweiterung und Verstärkung vollzieht. Das heißt, wir stimmen auch darin überein, daß wir beide annehmen, die proletarischen Machtorganisationen seien Kampfesorganisationen, die sich im Kampfe bewähren, durch den Kampf wachsen und gedeihen. Aber Pannekoek versteht darunter den Kampf im allgemeinen, ich nur den erfolgreichen Kampf.

Er meint, der Geist, der die Organisation beherrsche, sei die Hauptsache, und der werde durch jeden Kampf angestachelt, ob er Sieg bringe oder

Niederlage. Und dieser Geist treibe immer wieder zur Erneuerung der Organisation, wenn gegnerische Gewalt sie zerstöre. Das letztere bestreite ich durchaus nicht, aber ich meine, es gilt nur so lange, als das Proletariat in der Organisation das Mittel sieht, seine Kämpfe siegreich zu führen.

Ein kraftvolles Heer wird wohl durch eine einzelne Niederlage nicht entmutigt werden, und die Tüchtigkeit des Heeres, die Kunst des Feldherrn tritt in manchem Rückzug deutlicher zutage als in einem Siege. Aber das gilt nur für Heere, die gewöhnt sind, zu siegen, und denen eine Reihe vorhergehender Siege vollstes Zutrauen zu ihren Führern eingeflößt hat. Und selbst solche Heere dürfen nicht allzu oft geschlagen werden, wenn nicht alle Wirkung der früheren Siege verloren gehen und eine allgemeine Deroute einreißen soll.

Pannekoek meint, mein Warnen vor den schlimmen Folgen einer Niederlage entstamme einer veralteten Denkweise. Es könnte am Platze gewesen sein in den Anfängen des Organisationslebens, nicht heute. Ich stecke eben mit meinen Anschauungen noch in den Kinderschuhen des Proletariats und vermöge mich nicht zu der höheren Einsicht der modernen Geister aufzuschwingen. Das klingt sehr großartig. Geht man aber vom Gebiet bloßer Hirnweberei, um mit Marx zu sprechen, auf das der Wirklichkeit, dann findet man das Gegenteil dessen, was Pannekoek behauptet. Daß man sich durch bloße Erbitterung zu Kämpfen hinreißen läßt, ohne zu erwägen, ob sie Erfolg versprechen oder nicht, und daß der bloße Kampf schon aufrüttelnd und befreiend wirkt, auch wenn er keinen Sieg bringt, ist nicht eine Erscheinung, die ein hochentwickeltes Organisationsleben anzeigt, sondern eine Erscheinung seiner Anfänge.

Pannekoek braucht zum Beispiel nur das Buch von Engels über die Lage der arbeitenden Klasse in England (1845) einzusehen, um dort über die Gewerkschaften den Passus zu finden:

> Die Geschichte dieser Verbindungen ist eine lange Kette von Niederlagen der Arbeiter, unterbrochen durch einzelne Siege. (2. Auflage, S. 220.)
>
> Man wird fragen, weshalb denn die Arbeiter in solchen Fällen, wo doch die Nutzlosigkeit der Maßregel auf der Hand liegt, die Arbeit einstellen? Einfach „weil sie gegen die Herabsetzung des Lohnes und selbst gegen die Notwendigkeit dieser Herabsetzung protestieren müssen", weil dieser tatsächliche Protest „die Geldgier des Bourgeois in gewissen Schranken hält und die Opposition der Arbeiter gegen die gesellschaftliche und politische Allmacht der besitzenden Klasse lebendig erhält".

Man sieht, was Pannekoek als neueste Taktik meinen veralteten Vorstellungen entgegensetzt, das ist die primitivste Form des gewerkschaftlichen Kampfes, dort am Platze, wo es erst gilt, den Arbeiter zum Bewußtsein seiner Menschenwürde zu erwecken, zur Opposition gegen die Allmacht der besitzenden Klassen, und wo seine Lage so schlecht ist, daß eine Niederlage ihm nichts rauben kann.

Sie gilt nicht für organisierte Arbeiter, die in langen Kämpfen Erfolge erzielt und Positionen erobert haben, die sie behaupten müssen; deren Klassenbewußtsein stark genug entwickelt ist und in steten politischen Kämpfen immer wieder aufs neue wach gehalten wird, so daß sie nicht notwendig haben, sich zu diesem Zwecke in gewerkschaftliche Kämpfe unter Bedingungen einzulassen, wo, wie Engels sagt, „deren Nutzlosigkeit auf der Hand liegt".

Die Pannekoekſche Auffaſſung iſt die der gewerkſchaftlichen Bewegung dort, wo ſie ſchwach iſt. Sie erinnert an die Theorie der „revolutionären Gymnaſtik", mit der ſich die franzöſiſchen Syndikaliſten über die Schwäche ihrer Anfänge zu tröſten ſuchten. Sobald ſie erſtarken, hängen ſie ſelbſt dieſe Theorie an den Nagel. Pannekoek nimmt ſie ihnen ab, um ſie uns als feinſte Blüte des fortgeſchrittenen Marxismus zu präſentieren.

Es iſt gar nicht daran zu denken, daß ſie jemals in Deutſchland Einfluß gewinnt und die deutſchen Organiſationen der Partei oder der Gewerkſchaften dazu übergehen, freiwillig Kämpfe hervorzurufen, ohne vorher die Chancen des Erfolges zu prüfen — und nur um ſolche Kämpfe kann ſich die Diskuſſion drehen. Über Kämpfe, die uns aufgezwungen werden, die nicht von uns abhängen, iſt ebenſoſehr jede Diskuſſion überflüſſig wie über Kämpfe, die Erfolg verſprechen. Pannekoeks Theorie der Organiſation iſt für die deutſchen Organiſationen ganz ungefährlich, denn ſie wird nie Einfluß auf ſie gewinnen. Ich hätte es auch für überflüſſig gehalten, gegen ſie zu polemiſieren, wenn er ſie nicht im Namen des Marxismus vorgebracht hätte. Auch franzöſiſche Syndikaliſten lieben es, ſich auf Marx zu berufen und als die einzig wahren Marxiſten zu geberden. Da erſcheint es mir doch geboten, durch meinen Proteſt zu bezeugen, daß für Pannekoeks revolutionäre Gymnaſtik nicht der Marxismus verantwortlich zu machen iſt.

3. Die Zerſtörung der Staatsgewalt.

Am weiteſten entfernen ſich wohl unſere Standpunkte voneinander in der Auffaſſung der Ziele des politiſchen Kampfes.

Wie unſere ganze Partei ſeit jeher, betrachte auch ich als dieſes Ziel die Eroberung der Staatsgewalt. Pannekoek dagegen erklärte, wir hätten die Staatsgewalt gleichzeitig zu erobern und zu zerſtören.

Ich traute meinen Augen nicht, als ich das las. Zerſtörung der Staatsgewalt, das war bisher das Ziel der Anarchiſten, das ſie unſerem Ziele der Eroberung der Staatsgewalt entgegenſetzten. Pannekoek will beides. Und dieſe Vereinigung des Unvereinbaren erſchien ihm ſo ſelbſtverſtändlich, daß er in ſeinen Artikeln der „Neuen Zeit", wo er zuerſt jene Auffaſſung proklamierte, ſie in einigen Zeilen andeutete ohne eingehendere Darſtellung oder Begründung.

Hier hielt ich es am eheſten für möglich, daß ſich Pannekoek bloß mißverſtändlich ausgedrückt hatte. Hier hoffte ich am eheſten, daß er meinen Hinweis auf den anarchiſtiſchen Charakter ſeiner Sätze damit beantworten werde, ihnen eine andere Deutung zu geben als jene, die ſie auf den erſten Blick hervorriefen.

Zu meinem Erſtaunen hält er an der Auffaſſung feſt, unſer politiſcher Kampf führe zur Zerſtörung der Staatsgewalt. Er führte dies in den erwähnten Artikeln der „Leipziger Volkszeitung" und der „Bremer Bürgerzeitung" aus. Für jene unſerer Leſer, die die erwähnten Artikel nicht kennen, ſeien die kennzeichnenden Stellen hier wiedergegeben.

Pannekoek höhnt meine Kritik an ſeinem Hinweis auf die Zerſtörung der Staatsgewalt in folgender Weiſe:

> Denken wir uns, lieber Freund Kautsky, daß durch irgendeinen Umſtand mit einem Zauberſchlag die ganze Staatsgewalt verſchwunden wäre. Den Untertanen iſt die preußiſche Räſon völlig ausgegangen, die Poliziſten ſind nützliche Bürger

geworden ohne irgendwelche Autorität, in den Amtsstuben und Regierungsgebäuden wird nicht mehr regiert, auf die Landräte hört kein Mensch mehr, die Ministerien sind verödet und der Reichskanzler studiert ungestört seine Philosophie auf Hohenfinow. Aber trotzdem die Macht, die der Herrschaft des Proletariats über die Gesellschaft im Wege stand, nun beseitigt ist, ist es doch völlig außerstande, seine Welt der sozialistischen Freiheit aufzubauen. Gelähmt steht es da — aus dem Sozialismus kann nichts werden, denn es ist keine Staatsgewalt mehr da, um ihn durchzuführen! Fühlen Sie nicht und fühlt nicht jedermann die Widersinnigkeit dieses ganzen Gedankenganges? Es ist doch klar, daß es für ein Proletariat, das sich trotz allen hemmenden Widerstandes gegen die schlimmste Gewalt so mustergültige Organisationen aufzubauen wußte, ein leichtes ist, innerhalb zweimalvierundzwanzig Stunden einen fertigen Apparat zur Leitung und Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten zu schaffen.

Wir brauchen, meint Pannekoek weiter, die Zerstörung der Staatsgewalt gar nicht anzustreben, sie kommt von selbst aus unserem Kampfe um demokratische Rechte, vor allem das gleiche Wahlrecht. Dieser Kampf kann nur dadurch gelingen, daß Massenaktionen die Staatsgewalt lahmlegen.

Die Zerstörung der Machtmittel des Staates ist also kein vorausgesetztes Ziel, sondern ein unvermeidliches Resultat des Kampfes. Damit fällt alles Gerede, ich wolle die Staatsgewalt zerstören und wolle also etwas anderes als andere Sozialdemokraten, in sich zusammen. Es handelt sich nicht um das, was ich will, sondern um das, was sein wird. Während die Organisation der Staatsgewalt zerfällt und ihre Macht dahinschwindet, wächst zugleich schon die neue Organisation der Gesellschaft, die selbstgeschaffene demokratische Kampforganisation des Proletariats als immer größere gesellschaftliche Macht empor und übernimmt die Funktionen, die zur allgemeinen Regelung der Produktion notwendig sind.

Das ist der genaue Gedankengang der Syndikalisten. Der Massenstreik ist die Waffe, durch die das Proletariat vorwärts kommt. Je mehr seine gewerkschaftlichen Organisationen wachsen, desto stärker seine Massenstreiks, desto mehr lähmen und zerstören sie die Staatsgewalt, desto mehr bauen sie die neue Organisation der Gesellschaft auf. Das kann man in jeder syndikalistischen Kundgebung lesen.

Pannekoek bildet sich freilich ein, seine Auffassung sei nicht anarchosyndikalistisch, sondern marxistisch. Er beruft sich auf Engels, der in seinem Vorwort zum „Bürgerkrieg in Frankreich" schrieb:

Daraus folgt dann eine abergläubische Verehrung des Staates und alles dessen, was mit dem Staate zusammenhängt, und die sich um so leichter einstellt, als man sich von Kindesbeinen daran gewöhnt hat, sich einzubilden, die der ganzen Gesellschaft gemeinsamen Geschäfte und Interessen könnten nicht anders besorgt werden, als wie sie bisher besorgt worden sind, nämlich durch den Staat und seine wohlbestallten Behörden.... In Wirklichkeit aber ist der Staat nichts als eine Maschine zur Unterdrückung einer Klasse durch eine andere (S. 13).

Ich hatte eine Deutung derartiger Stellen zugunsten der Pannekoekschen Auffassung vorausgesehen und davor gewarnt:

Nicht darum handelt es sich bei unserer jetzigen Erörterung, wie sich der Verwaltungsapparat des „Zukunftsstaats" gestalten wird, sondern darum, ob unser politischer Kampf die Staatsgewalt auflöst, e h e w i r s i e e r o b e r t h a b e n („Neue Zeit", XXX, 2, S. 725).

Pannekoek begreift diese Warnung so wenig, daß sie ihn nur belustigt. Er meint:

Da wird Kautsky selbst stutzig und fügt hinzu, daß er nur über die Gestaltung des Gegenwartsstaats spricht. Ja, aber wir reden doch über die Eroberung der Herrschaft. Was geht uns da die Gestaltung des Gegenwartsstaats an?

Man sollte meinen, daß sie uns alles angeht. Wir wollen doch im Gegenwartsstaat die politische Herrschaft erobern. Für den Zukunftsstaat würde diese Frage sinnlos, sie hieße da die Eroberung der politischen Herrschaft, nachdem wir die politische Herrschaft erobert haben.

Der Einwand Pannekoeks beweist nur so viel, daß ich mehr vorausgesetzt habe, als wirklich vorhanden war. Ich nahm an, er kenne den Standpunkt von Marx und Engels in der Frage so genau, daß eine Andeutung genüge.

Ich sehe jetzt, daß ich ausführlicher werden muß.

In ihrer Stellung zum Staate hatten Marx und Engels nach zwei Fronten zu kämpfen, wie so oft.

Auf der einen Seite waren die Staatssozialisten, die im Staate eine Institution sahen, die über den Klassen stehe, entweder wirklich oder doch der Idee nach.

So sagte zum Beispiel Lassalle in seinem „Arbeiterprogramm“:

Der Staat ist es, welcher die Funktion hat, diese Entwicklung der Freiheit, diese Entwicklung des Menschengeschlechtes zur Freiheit zu vollbringen.

Der Staat ist diese Einheit der Individuen in einem sittlichen Ganzen, eine Einheit, welche die Kräfte aller einzelnen, die in diese Vereinigung eingeschlossen sind, millionenfach vermehrt, die Kräfte, die ihnen allen als einzelnen zu Gebote stehen würden, millionenfach vervielfältigt....

Der Zweck des Staates ist somit der, das menschliche Wesen zur positiven Entfaltung und fortschreitenden Entwicklung zu bringen, mit anderen Worten, die menschliche Bestimmung, das heißt die Kultur, deren das Menschengeschlecht fähig ist, zum wirklichen Dasein zu gestalten; er ist die Erziehung und Entwicklung des Menschengeschlechtes zur Freiheit (Ausgabe Bernstein, II, S. 46).

Demgegenüber erkannten Marx und Engels den Staat als Organ der Klassenherrschaft. Da das Proletariat durch seine Klassenlage gezwungen wird, die Klassenunterschiede aufzuheben, sobald es die Gesellschaft beherrscht, so hebt es damit auch die Grundlage des Staates auf, verwandelt die Funktionen der Staatsgewalt aus einer Regierung von Menschen über Menschen immer mehr in die „einer Verwaltung von Sachen und die Leitung von Produktionsprozessen“ (Engels, Anti-Dühring, 3. Auflage, S. 302).

Ausführungen, die Engels an verschiedenen Stellen in diesem Sinne machte, sind schon oft von Anarchisten für sich ausgenützt worden: merkwürdigerweise ahmt sie jetzt Pannekoek auch darin nach.

Aber wenn ein Denker nach zwei Fronten gleichzeitig kämpft, geben Argumente, die gegen die eine gerichtet sind, für sich allein ein sehr einseitiges, ja falsches Bild seiner Anschauungen. Man muß sie zusammenhalten mit den gegen die andere Seite gerichteten Anschauungen.

Da haben Marx und Engels nie ein Hehl gemacht aus der Bedeutung, die sie im Gegensatz zum Anarchismus der Staatsgewalt für den revolutionären Umwälzungsprozeß aus dem Kapitalismus in den Sozialismus zuerkennen. Die Geschichte hatte ihnen gezeigt, daß die Staatsgewalt nicht bloß ein Mittel ist, die ökonomische Herrschaft einer Klasse aufrechtzuhalten, daß sie auch wiederholt ein Mittel wurde, die ökonomische Herrschaft einer Klasse zu brechen, sie zu expropriieren. Aus der großen französischen Revolution

hatten sie ersehen, daß die revolutionären Klassen wohl zeitweise die ihnen gegenüberstehende Staatsgewalt lähmten, daß sie aber diesen Vorteil nicht dazu benützten, die Staatsgewalt überhaupt aufzulösen, sondern dazu, die staatlichen Machtmittel so zu gestalten, daß sie aus Werkzeugen der alten Klassen zu Werkzeugen der neuen wurden. So sahen sie in der Staatsgewalt auch das Mittel, das berufen sei, die Klassenherrschaft des Proletariats über die Bourgeoisie zu begründen, die „Expropriation der Expropriateure" durch Einführung gesellschaftlicher Produktion durchzusetzen, sobald das Proletariat die staatlichen Machtmittel erobert.

Den Anarchisten aber, die sie beschuldigen, daß sie damit eine neue Klassenherrschaft aufbauen wollten, hielten sie entgegen, daß das Proletariat als unterste der Klassen im Staate seine Beherrschung der Staatsgewalt nur dazu benützen könne, die ökonomischen Klassenunterschiede und damit jede Klassenherrschaft aufzuheben; daß auch das Proletariat trachten müsse, die Staatsmaschinerie, sobald es sich ihrer bemächtigt, sofort in seinem Sinne umzuwandeln, ehe es sie für seine eigenen Zwecke in Bewegung setze. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß Marx und Engels die Eroberung der Staatsgewalt in Gegensatz zur anarchistischen Zerstörung der Staatsgewalt als tragenden Pfeiler ihres Aktionsprogrammes aufbauten.

So sagten sie zum Beispiel im Kommunistischen Manifest:

Der erste Schritt in der Arbeiterrevolution ist die Erhebung des Proletariats zur herrschenden Klasse, die Erkämpfung der Demokratie.

Das Proletariat wird seine politische Herrschaft dazu benützen, der Bourgeoisie nach und nach alles Kapital zu entreißen, alle Produktionsinstrumente in den Händen des Staates, das heißt des als herrschende Klasse organisierten Proletariats zu zentralisieren und die Masse der Produktionskräfte möglichst rasch zu vermehren.

Unter den revolutionären Maßregeln, die das Manifest vorschlug, finden sich folgende:

1. Expropriation des Grundeigentums und Verwendung der Grundrente zu Staatsausgaben;
2. starke Progressivsteuer;
3. Abschaffung des Erbrechtes;
4. Konfiskation des Eigentums aller Emigranten und Rebellen;
5. Zentralisation des Kredits dieser Art in den Händen des Staates durch eine Nationalbank mit Staatskapital und ausschließlichem Monopol;
6. Zentralisation des Transportwesens in den Händen des Staates usw.

Wie denkt sich wohl Pannekoek die Durchführung dieses Programms durch eine „zerstörte" und „zerfallene" Staatsgewalt?

4. Syndikalismus und Parlamentarismus.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, eine neue Anarchistendebatte zu inszenieren. Wir haben heute Wichtigeres zu tun. Ich untersuche daher nicht, welche Anschauung die berechtigte ist, die marxistische oder die anarchistische. Ich konstatiere bloß, daß die Pannekoeks über die Zerstörung des Staates wie über die revolutionäre Gymnastik ganz die anarchosyndikalistische ist.

Aber damit will ich keineswegs behaupten, Pannekoek sei ein vollendeter Syndikalist. Er unterscheidet sich von der anarchischen Spielart der Syndikalisten sehr erheblich darin, daß er nicht die Benutzung des Wahlrechtes

und des Parlaments bekämpft. Freilich, warum er das nicht tut, ist nicht recht einzusehen.

Denn wenn die außerparlamentarische Aktion des Proletariats die Staatsgewalt auflöst, wozu der Kampf ums und im Parlament? Dieses hat die Aufgabe, Gesetze zu machen, die von der Regierung durchzuführen sind, und es hat die weitere Aufgabe, die Regierung zu überwachen. Wozu das, wenn die Regierung aufhört, irgend eine Wirkung zu üben? Wird aber das Parlament nutzlos, welchen Wert hat noch das demokratische Wahlrecht? Warum den Kampf darum führen und nicht gleich Massenaktionen um materielle Vorteile für das Proletariat?

Ziehen wir die Konsequenzen der Pannekoekschen Auffassung, dann hat die Teilnahme an den Wahlen, der Kampf um Erweiterung des Wahlrechts, die parlamentarische Tätigkeit keinen rechten Zweck mehr. Der Parlamentarismus wird da zu einem rudimentären Organ, das die Sozialdemokratie ererbt hat wie der Mensch den Blinddarm, und womit sie sich abfinden muß, obwohl das Organ nur noch schädlich wirken, Ministerialismus und Reformismus erzeugen kann — Blinddarmentzündungen am politischen Körper des Proletariats.

Logisch ist die Abfindung Pannekoeks mit dem Parlamentarismus eine Inkonsequenz. Sie wird begreiflich durch seine politische Situation.

Zu einem richtigen Syndikalisten gehören Syndikate, Gewerkschaften, auf die er sich bei seinem Gegensatz zur parlamentarischen Partei stützen kann. Die fehlen Pannekoek. Will er sich auf eine proletarische Organisation stützen, dann bleibt ihm nur die politische übrig, deren Aufgaben drehen sich aber alle um den verteufelten Parlamentarismus, sei es, daß es sich um Wahlen handelt, um Wahlrechtskampf, um Einwirkungen auf unsere Vertretungskörper oder um die Forderung ihrer Einberufung. Was würde aus unserer politischen Organisation, wenn sie sich um Parlament und Wahlen nicht mehr kümmerte! So hat sich Pannekoek mit dem Parlamentarismus abzufinden, aber Vergnügen macht es ihm nicht.

Unter diesen Umständen mußte ihm die Idee des politischen Massenstreiks besonders sympathisch werden. Das war das Band, Syndikalismus und Sozialdemokratie miteinander zu vereinigen.

Leider ist die deutsche Auffassung des Massenstreiks in verschiedenen Punkten eine andere als die der Syndikalisten. So wollen die Syndikalisten durch den Massenstreik den Parlamentarismus und den Kampf um die Staatsgewalt *überflüssig* machen, wir dagegen betrachten den Massenstreik als ein Mittel, diesen Kampf und den Parlamentarismus zu *fördern*. Andererseits erscheint den Syndikalisten der Massenstreik als eine Waffe, die bei jeder Gelegenheit anzuwenden ist, wo das Proletariat auf einen politischen oder ökonomischen Gegner stößt, ganz ohne Rücksicht darauf, ob ein Erfolg direkt zu erwarten ist oder nicht, wenn nur die Erbitterung der Massen dadurch wächst. Für die große Mehrheit der Genossen in Deutschland ist der politische Massenstreik die ultima ratio, dasselbe, was der Krieg für den Staat; nur dann anzuwenden, wenn alle anderen Mittel versagen, wenn es sich um eine Lebensfrage handelt und der Drang der Massen seine Anwendung aufs stürmischste und unwiderstehlichste begehrt.

Diese Auffassung genügt Pannekoek nicht, er neigt zur syndikalistischen, obwohl bittere Erfahrungen sie bei den Syndikalisten selbst immer mehr

zurückdrängen. Um so weniger besteht Aussicht, daß syndikalistische Tendenzen in Deutschland zum Durchbruch gelangen. Da kommt das Wort „Massenaktion" wie gerufen. Seit zwei Jahren verdrängt das Wort „Massenaktion" das Wort „Massenstreik" aus dem Wortschatz Pannekoeks und seiner Freunde. Wieso kommt das?

Unsere Partei hat unzweideutig erkennen lassen, daß sie nicht geneigt ist, bei jeder Gelegenheit zum Massenstreik zu greifen. Dagegen kommt sie aus den Massenaktionen nicht heraus aus dem einfachen Grunde, weil die Sozialdemokraten so zahlreich geworden sind, daß jede ihrer Aktionen notwendigerweise eine Massenaktion wird. Jede Versammlung, jede Demonstration, jedes der verschiedenen Agitationsmittel, die wir seit Beginn unserer Bewegung seit jeher anwenden, gestaltet sich von selbst zu einer Massenaktion.

Heute von unserer Partei Massenaktionen fordern, heißt einfach fordern, daß sie das Selbstverständliche tut, daß sie sich bewegt.

Pannekoek und seine Freunde sprachen aber von Massenaktionen so, als wäre das etwas, was nur sie allein verlangten, was von dem anderen Teil unserer Partei zurückgewiesen oder nur unter ihrer Pression akzeptiert würde; etwas, das eine so neue Taktik darstelle, daß seine Bedeutung nur von den modernsten und feinsten Köpfen des Marxismus begriffen werden könne. Indem sie mit größter Emphase behaupten, daß zweimal zwei vier ist, erwecken sie den Anschein, als ob sie einen schweren Kampf für die Verbreitung dieser vielumstrittenen Erkenntnis zu führen hätten. Und sie gewinnen obendrein den Vorteil, den Boden für die Forderung zu ebnen, daß wir jede Gelegenheit zu Massenstreiks benützen müssen. Man braucht nur Massenstreik und Massenaktion nicht streng auseinanderzuhalten, um diese Wirkungen zu erzielen. Jede Ablehnung eines Massenstreiks in einem bestimmten Falle wird zu einer Ablehnung jeglicher Massenaktion gestempelt. Und die Anerkennung der Notwendigkeit einer Massenaktion kann als Anerkennung der Notwendigkeit des Massenstreiks gedeutet werden.

Daher wohl die jetzige Vorliebe für das Wort Massenaktion und die Schweigsamkeit über das Wort Massenstreik.

Aber trotzdem dürfte die neue Richtung des Radikalismus dabei nicht viel gewinnen.

Durch die Unbestimmtheit des Wortes Massenaktion kann wohl die Propagierung der hier in Rede stehenden Tendenzen erleichtert werden. In demselben Maße verliert aber die neue Taktik der parlamentarisch-syndikalistischen Massenaktion an Klarheit. Sie ist jetzt glücklich in dem Stadium angelangt, in dem sie von aller Welt mißverstanden wird. Und sie scheint nicht einmal an propagandistischer Kraft seitdem gewonnen zu haben.

Das bestätigt in seiner Weise Pannekoek selbst in einer Fußnote seines Artikels, in der er bemerkt:

> Der Chemnitzer Parteitag hat in der Tat schon — darin liegt seine Bedeutung als Übergang zu einer Neuorientierung — das Zusammengehen des Hauptteils der Radikalen mit den Revisionisten auf einer mittleren Linie, auf einer vom Parteivorstand vertretenen Taktik des gemäßigten Reformismus (Typus Stichwahlabkommen mit Dämpfung) gebracht (S. 274).

Es ist die alte Geschichte. Wer im Eisenbahnzug fährt, dem kommt es vor, als liefen die Telegraphenstangen vorbei und er bleibe immer auf dem gleichen Flecke. Wenn ihn die Richtung seiner Gedanken zum Syndikalismus

hintreibt, erscheint das Pannekoek als das Hintreiben der Radikalen zum Revisionismus.

Gerade wer glaubt, die Zeit zu entscheidenden Massenaktionen sei gekommen, der muß danach trachten, die Massen zusammenzuführen; er muß alles in den Hintergrund stellen, was sie zu trennen vermöchte. Pannekoeks Taktik ist dagegen dazu angetan, immer wieder neue Trennungslinien in die Partei einzuführen. Ob sie theoretisch berechtigt sind, will ich nicht weiter untersuchen, praktisch wirken sie dahin, Pannekoek und seine Freunde immer mehr zu isolieren.

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war es ein beliebtes Thema unserer Intellektuellen, die Wertvorstellung des isolierten Menschen zu untersuchen. Ich fürchte, Pannekoek sammelt Materialien zu einem Buche, das man betiteln könnte: Die Massenaktion des isolierten Menschen.

Landwirtschaftliche Streitfragen.

Von **Ernst Eßhardt** (Kosuchen bei Bialla).

Mit Rücksicht darauf, daß die Regierung damit umgeht, einen Teil der Domänen zu parzellieren, wäre es für unsere Fraktion im preußischen Landtag angezeigt, folgenden Antrag zum Domänenetat zu stellen:

„Die von der Regierung beabsichtigte Parzellierung einzelner Domänen ist zu inhibieren. Die Regierung hat hier Musterwirtschaften einzurichten, die ähnlich wie die Staatsforsten im Interesse des Landes von Personen bewirtschaftet werden, die sich durch Erwerb theoretischer und praktischer Kenntnisse hierzu qualifizieren."

Es ist wohl ausgeschlossen, daß unsere Genossen mit einem solchen Antrag einen Erfolg erzielen würden. Darauf kommt es hier auch weniger an als darauf, daß die Agrarfrage im hohen Landtag immer wieder angeschnitten wird; und nachdem die Regierung einmal den für sie so gefährlichen Weg der Expropriation von Gütern in polnischer Hand beschlossen hat, wäre unser Antrag bei weitem nicht von so revolutionärer Tendenz wie jener der Regierung. Es handelt sich doch darum, daß die Quelle der Privateinnahmen aus dem Grund und Boden einzelnen verschlossen wird und der Gesamtheit zugute kommt. Das wäre ja wieder ein staatssozialistisches Experiment, doch ist dieses jedenfalls die Vorbedingung für Einführung eines sozialistischen Betriebs, und die Regierung hat derart glückliche Experimente schon lange bei Verwaltung ihrer Forsten, Erz- und Kohlengruben und zuletzt auch der Eisenbahnen gemacht. Es wird nicht lange dauern, so wird das Spiritusmonopol folgen, für das ja alle Bedingungen zur Übernahme durch den Staat so gut wie erfüllt sind.

Die Vorzüge und Gefahren, die der Arbeiterklasse daraus erwachsen würden, sind dieselben, wie wir sie bei den anderen Staatsbetrieben haben. Zweifellos würde die Ausbeutung der Arbeiter bei einem Betrieb, bei dem der Leiter ein festes Gehalt bekommt und nicht in dem Maße wie der Privatbesitzer auf eine Ausnutzung der ihm unterstellten Arbeiter angewiesen ist, eine weniger intensive sein. Allerdings hat der Arbeiter dann statt der vielen Ausbeuter die eine juristische Person, die ihn ausbeutet und ihn überall viel

leichter verfemen kann, als es die einzelnen zu tun in der Lage sind; das Heer der staatlichen Beamten und vieler Schmarotzer würde wohl so groß sein wie bei der jetzigen Produktionsform. Aber daß die Arbeiter nur den einen Ausbeuter haben, hat auch wieder den Vorteil, daß nicht nur die landwirtschaftlichen, sondern auch die anderen Staatsarbeiter einen gemeinsamen Ausbeuter und Arbeitgeber haben, den sie auch gemeinsam bekämpfen können und der Zusammenschluß der landwirtschaftlichen und Industriearbeiter ein engerer würde.

Die Frage, ob bei der Landwirtschaft Großbetrieb oder Parzellenwirtschaft die zukünftige Form sein wird, kommt für mich, obgleich ich in meiner früheren Eigenschaft als Großgrundbesitzer in den meisten Fällen den Großbetrieb als die rentablere und höhere Betriebsform ansehe, erst an zweiter Stelle in Betracht. Dieser Streit erinnert mich immer an die großen und hartnäckigen Kämpfe, die seinerzeit zwischen Lassalle und Schulze-Delitzsch um die Schlagworte Selbsthilfe und Staatshilfe ausgefochten wurden. Es war, wie jetzt wohl jeder Sozialdemokrat zugeben muß, ein Streit um des Kaisers Bart, und die Partei hat lange eingesehen, daß nur der gewerkschaftliche und der politische Kampf, die Selbsthilfe und die Staatshilfe das Proletariat dem sozialistischen Ziele näherbringen kann. So steht es auch mit der Frage, ob die Partei für Groß- oder Kleingrundbesitz eintreten soll. Sie soll jedenfalls für die Verstaatlichung oder Vergesellschaftung des landwirtschaftlichen Betriebs eintreten. Ist der große Betrieb für das flache Land, so wird der Kleinbetrieb für gebirgige Terrains und für Inseln, gleich ob diese von Forsten oder von Flußläufen umschlossen sind, die geeignetere Betriebsform sein. Ist bei dem Großbetrieb die Expropriation das Mittel zur Vergesellschaftung, so kann und wird diese beim Kleinbetrieb langsamer, aber ebenso sicher vor sich gehen. Das Mittel wird hier nicht die Expropriation, sondern der genossenschaftliche Betrieb sein, der sich durch die ihm immanente Kraft zum sozialen Betrieb erweitern wird. Das Interesse am Privateigentum als dem weniger lukrativen wird zurücktreten, und das Interesse für das gemeinsame Eigentum, das vielleicht mit einer Feuerspritze, einer Viehwage, einem Vereinsbullen anfängt, sich dann auf eine gemeinsame Meierei, einen Dampfdreschapparat, auf gemeinsame technische Gewerbe konzentriert, wird schließlich vom letzteren, dem genossenschaftlichen Betrieb, überwunden und aufgesogen werden.

Im Anschluß hieran mag gleich die Frage erörtert werden, wie es kommt, daß der Kleingrundbesitz allen naturwissenschaftlichen und ökonomischen Gesetzen zum Trotz zunimmt und nicht vom Großgrundbesitz aufgesogen wird. Haben diejenigen wirklich recht, die da behaupten, daß für die Landwirtschaft andere ökonomische Gesetze bestehen als für die Industrie? Und können sie sich nicht darauf stützen, daß, obwohl durch die Schutzzollära eine neue Blüteperiode für die Landwirtschaft erstanden, diese Zunahme des Parzellenbesitzes trotzdem fortbesteht? Hier muß nun gleich dem Wahne entgegengetreten werden, daß durch die neue Ära eine Blüteperiode der Landwirtschaft erwachsen ist. Durch die wahnsinnige Polenpolitik unserer Regierung, verbunden mit hohen Schutzzöllen, ist beim landwirtschaftlichen Besitz eine wüste, ziellose Spekulation künstlich erzeugt. Große Güter sind im Laufe weniger Jahrzehnte oft um das Drei- und Mehrfache im Preise gestiegen, obwohl unter dieser Spekulation die Landwirtschaft selbst sehr schlecht weg-

kam. Wozu soll man auch arbeiten und sein Land ordnungsmäßig bestellen, wenn man durch spekulativen Verkauf viel schneller sein Schäfchen ins Trockene bringen kann? Die Verkäufer werden natürlich reich, aber der unvermeidliche Krach wird bei den Käufern eintreten, wenn es ihnen nicht mehr gelingt, weiter mit Gewinn zu verkaufen. Wo ist der feste Grundbesitz geblieben, auf dem Väter, Söhne und Enkel die Scholle bearbeiteten? Pecunia non olet.

Selbst gute, unbefleckt patriotische Konservative verkaufen an einen Polen, am liebsten dann durch Vermittlung, um nicht in schlechten Geruch zu kommen, aber auch direkt, wenn nur recht viel dabei herauskommt. Die Zunahme des Parzellenbetriebs hängt weder mit der Blüte noch mit dem Niedergang der Landwirtschaft zusammen, sondern beruht auf ganz anderen Faktoren.

Wenn jemand ein industrielles Werk kauft, sich die besten Maschinen anschafft und für seine Ware einen guten Absatz hat, so wird die Fabrik reüssieren, bis die Maschinen durch langsamen Verschleiß durch andere ersetzt werden müssen. Anders ist es in der Landwirtschaft. Nicht nur ist die Ernte selbst bei guter Düngung und Bestellung des Ackers in hohem Grade von der Witterung abhängig, die Preisschwankungen bei den landwirtschaftlichen Produkten sind unvergleichlich größer als bei den von der Industrie erzeugten Waren. Hat der Landmann sein Vieh fett, so muß er selbst bei niedrigen Preisen verkaufen, da bei längerer Fütterung das Vieh nicht weiter zunehmen, das Risiko der Haltung steigen und der klingende Erfolg mit jeder längeren Fütterung sich verringern würde. Der Industrielle dagegen kann warten, wenn für ihn eine günstigere Periode in Aussicht steht. Die Maschine des Fabrikanten, die tagein, tagaus im Gange ist, verschleißt langsam, während die Maschine des Landmanns im günstigsten Falle nur wenige Monate im Jahre, oft nur einige Wochen, einzelne Maschinen wie der Eisenvitriolsprenger gegen Hedrich tatsächlich nur einige Tage im Jahre benutzt werden können. Da stehen nun die teuren Maschinen im Winkel, werden vom Ungeziefer und vom Rost aufgezehrt. Das sind wohl die Hauptgründe, weshalb der Kapitalismus so wenig vermocht hat, sich die Landwirtschaft zu unterwerfen. Ausgeschlossen hiervon sind nur diejenigen größeren landwirtschaftlichen Betriebe, die mit technischen Gewerben verbunden sind und ihre Produkte gleich gewerbsmäßig und industriell verarbeiten können.

Die Zunahme des Parzellenbetriebs hat aber noch einen anderen Grund, der mit der Landwirtschaft selbst gar nichts zu tun hat. Wenn der tatkräftige Arbeiter von hier nach dem Westen zieht und sich dort ein kleines Vermögen erworben hat, so pflegt er in seine Heimat zurückzukommen. Er will dann aber nicht mehr in die alte Sklaverei eines Herrn und für diesen weiterfronen, sondern er kauft sich ein paar Morgen Land, baut dazu ein billiges Häuschen, hält sich je nach der Größe des gekauften Landes eine Ziege oder eine Kuh und lebt hier ohne Ansprüche an das Leben, zufrieden damit, daß ihn niemand von seiner Scholle vertreiben kann, die ihn jahrein, jahraus mit dem zum Leben Notwendigsten versorgt. Es ist nicht die Liebe zur Scholle, die den Mann mit der Parzelle verbindet, sondern die Aussicht, hier, wenn auch kümmerlich, aber als freier Mann, wenn auch nicht immer frei von kapitalistischer Ausbeutung, aber frei vom Herrenübermut, sein Leben beschließen zu können.

Wie gewinnen wir die Jugend zwischen dem achtzehnten und einundzwanzigsten Lebensjahre?

Von **Richard Weimann.**

Der Chemnitzer Parteitag hat einem Antrag zugestimmt, der den Parteigenossen empfiehlt, durch geeignete Maßnahmen die jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen im Alter von 18 bis 21 Jahren für die Arbeiterorganisationen zu gewinnen.

Aus diesen Altersstufen gehören noch recht wenige unseren Parteiorganisationen an, nicht weil sie unseren Organisations- und Aufklärungsbestrebungen feindlicher gegenüberstehen als andere Schichten der Bevölkerung, sondern weil sie außerordentlich schwer erreichbar sind. Die jugendliche Bevölkerung von 18 bis 21 Jahren bildet in der Hauptsache das Gros der Besucher der Tanzsäle, Kabaretts, Tingeltangels und ähnlicher zweifelhafter Vergnügungsstätten — in der Zeit des achtzehnten Lebensjahres und wohl auch etwas früher beginnt sich eben der Geschlechtstrieb im Menschen zu entwickeln und zu regen.

Der Jugendliche zwischen dem achtzehnten und einundzwanzigsten Lebensjahr ist ein ganz anderer als der zwischen dem vierzehnten und achtzehnten Jahre. Steht der letztere bei seinem Eintritt in das Erwerbsleben noch unter dem Einfluß der Kinder- und Schuljahre, weiß er nichts von der rauhen Wirklichkeit des Daseins, tritt er als naiver, unschuldiger Mensch in eine ihm völlig fremde und ungewöhnliche Welt ein, so liegen die Dinge bei dem älteren Jugendlichen ganz anders. Er hat das harte Leben und die ernste Arbeit kennen gelernt, die Zeit des Tastens und Suchens überwunden, einen Beruf ergriffen sowie eine gewisse Reife erlangt und sich schlecht und recht mit der veränderten Welt, die den Träumen der Kinderzeit so wenig entspricht, abgefunden. Für ihn wäre jetzt die Zeit gekommen, in der er am sichersten für unsere Sache gewonnen werden, in der er in unserer Bewegung mitarbeiten, mittätig sein könnte — wenn eben nicht inzwischen die Zeit der inneren Gärung und Wandlung, des Geschlechts- und Liebeslebens gekommen wäre.

Unser Interesse erfordert aber dringend, daß wir die jungen Leute so frühzeitig als möglich in unsere Parteiorganisationen aufnehmen. Die Bedeutung des Chemnitzer Beschlusses liegt zunächst darin, diese Frage überhaupt ernstlich angeregt und die örtlichen Bildungsausschüsse und Organisationen auf ihre Wichtigkeit hingewiesen zu haben.

Der Genosse Liebknecht führte auf dem Parteitag aus, daß der Gedanke der Gründung einer *besonderen* Organisation für die Jugend zwischen dem achtzehnten und einundzwanzigsten Lebensjahr ernsthafteste Erwägung verdiene. Eine solche Organisation würde den großen Vorteil genießen, daß sie ungestört und nachdrücklich arbeiten könnte. Sie brauchte nicht zu befürchten, mit dem Reichsvereinsgesetz in Konflikt zu geraten, und könnte daher in jeder Beziehung, vor allem politisch aufklärend wirken.

Es kommt aber auch in Betracht, daß unsere freie Jugendbewegung, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, noch vieler Opfer an Zeit, Geld und Mühen bedarf, um zu dem zu werden, was sie sein soll. *Hier* zunächst gilt es daher auszubauen, hier gilt es, mehr Kraft und Mittel aufzuwenden, um ansehnliche Erfolge zu erzielen. Und da in unserer jetzigen Jugendbewegung Mittel und Kräfte noch allzusehr fehlen, läßt sich nicht an eine neue weitere Organisation denken. Das ungenügende *tatkräftige* Interesse für unsere Jugendbewegung würde dann noch ungenügender werden, da es sich nach zwei Seiten hin verteilte. Somit entfällt — ganz abgesehen von gewissen parteiorganisatorischen Gründen — von selbst der Gedanke einer besonderen Organisation für die Jugend zwischen dem achtzehnten und einundzwanzigsten Lebensjahr.

Mit einer besseren Ausgestaltung und Unterstützung unserer bisherigen Jugendbewegung verknüpft sich ja auch von selbst die Möglichkeit, die Jugend in den älteren Lebensjahren zu gewinnen, zumal dann, wenn diese schon durch die Jugend-

bewegung aufgeklärt und erzogen worden ist. Im übrigen werden aber durch unsere Parteiorganisationen, vor allem unsere Bildungsausschüsse so gute und für jedermann wertvolle Veranstaltungen arrangiert, daß es nicht schwer halten dürfte, bei geeigneter Agitation auch die Jugendlichen über 18 Jahre als gelegentliche und dauernde Besucher zu gewinnen. Bringen wir diese Schichten erst einmal in nähere Berührung mit unserer Bildungs- und Aufklärungsarbeit, suchen wir sie zu fesseln und in unserem Sinne zu beeinflussen, so ist damit schon die bedeutungsvollste Arbeit für unseren Zweck geleistet. Denn zunächst müssen wir die jungen Leute fesseln und interessieren, bevor wir sie für unsere Parteiorganisationen gewinnen können.

Also starke Agitation unter der Jugend zwischen dem achtzehnten und einundzwanzigsten Lebensjahr für unsere Veranstaltungen! Diese Veranstaltungen müssen so beschaffen sein, daß sie auf die Bedürfnisse dieser Altersschichten Rücksicht nehmen — nicht nur rein künstlerische und bildende Veranstaltungen, sondern auch solche, bei denen die Jugend beiderlei Geschlechts sich frei und ungehindert bewegen und frohem Lebensgenuß hingeben kann. Ferner müssen die erwachsenen Genossen und Gewerkschafter mehr als bisher ihre Söhne und Töchter aufklären und der Jugendorganisation zuführen. Die Zahl der gewerkschaftlich organisierten Jugend von über 18 Jahren ist zweifellos eine ganz bedeutende, denn in die gewerkschaftlichen Organisationen wird auch der Jugendliche schon frühzeitig durch die Macht der Verhältnisse getrieben. Durch die Gewerkschaften und mit ihrer Hilfe kann daher in bezug auf die Aufklärung und Organisierung der Jugend vieles getan werden.

Die Einrichtung besonderer Ausschüsse für den Zweck, die älteren Generationen der Arbeiterjugend zu gewinnen, wäre wohl das Naheliegendste; unter den gegebenen Verhältnissen wird man aber wohl aus praktischen Gründen den bestehenden Jugendausschüssen diese neuen Aufgaben zuweisen.

Der Parteitag hat mit seinem Beschlusse den Anstoß zu dieser wichtigen und notwendigen Erweiterung unserer Tätigkeit auf dem Gebiet der Jugendbewegung gegeben. Mögen die zuständigen Stellen mit Ernst und Eifer an die Arbeit gehen im Interesse unserer Sache und zum Wohle der arbeitenden Jugend; möge aber auch jeder einzelne das Seinige beitragen zu der Erziehungs-, Bildungs- und Aufklärungsarbeit an unserer kommenden Generation!

Schriften zur Reichsversicherung.

Führer durch das Versicherungsgesetz für Angestellte. Von H. Mattutat, Arbeitersekretär in Stuttgart. Stuttgart, Verlag der Buchhandlung der „Schwäbischen Tagwacht". 34 Seiten. 25 Pfennig.

Die Reichsversicherung. Die Kranken-, Invaliden-, Hinterbliebenen-, Unfall- und Angestelltenversicherung nach der Reichsversicherungsordnung und dem Versicherungsgesetz für Angestellte. Dargestellt von H. Seelmann, Landesversicherungsassessor und Vorstandsmitglied der Landesversicherungsanstalt Oldenburg i. Gr. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 111 Seiten. In Leinwand gebunden 1,25 Mark.

Die Reichsversicherungsordnung. Ein kurzer Überblick von Dr. Hermann Hog. Nachtrag zum Lexikon des Arbeiterrechts. Herausgegeben von Dr. Alexander Elster. Jena, Verlag von Gustav Fischer. 12 Seiten.

Die Neuordnung der Sozialversicherung in Deutschland. Vortrag, in der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung in der Königlichen Akademie in Posen gehalten von Dr. Franz Hoffmann, Geheimem Oberregierungsrat und Vortragendem Rat im Ministerium für Handel und Gewerbe in Berlin. Berlin, Verlag von Franz Vahlen. 42 Seiten. Geheftet 1 Mark.

Genosse Mattutat führt nach einer kurzen treffenden Würdigung des Versicherungsgesetzes für Angestellte die wichtigsten Bestimmungen dieses Gesetzes an,

um den Leser über den Umfang der Versicherung und ihre Leistungen zu unterrichten. Er hat den Stoff übersichtlich geordnet, und die Sprache ist allgemein verständlich. Leider ist der Abschnitt über das Verhältnis des Versicherungsgesetzes zur Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung verunglückt. Im ersten Absatz heißt es, die Zugehörigkeit zur Angestelltenversicherung hebe die Versicherungspflicht zur Invalidenversicherung auf. Das ist nicht richtig. Der zweite und dritte Absatz gehören nicht zu diesem Abschnitt, sondern zum vorhergehenden, der von dem Verhältnis der Angestelltenversicherung zur Lebensversicherung handelt.

Die Schrift von H. Seelmann geht auch auf die Reichsversicherungsordnung ein. Bei der Auswahl des Stoffes hat der Verfasser entscheidendes Gewicht auf das gelegt, was für die weitere Öffentlichkeit in erster Linie wichtig ist, nämlich auf den Aufbau der Versicherungseinrichtungen, Kreis der Versicherten, die Ansprüche und ihre Geltendmachung sowie auf die Beitragsleistung und das Streitverfahren über sie. Die Einzelheiten bleiben unberücksichtigt, die Darstellung beschränkt sich durchweg auf die Grundzüge des Gesetzes, bringt aber manche wichtige Erläuterung. Der Verfasser spricht die Hoffnung aus, daß die Schrift besonders geeignet sein werde, als Grundlage für Vorträge zu dienen. Wir müssen aber unsere Genossen davor warnen, sich auf diese Schrift allein zu verlassen. Unbedingt notwendig ist vielmehr, daß sie auch das Gesetz selbst nachschlagen. Deshalb wäre es zweckmäßig gewesen, wenn — etwa am Rande — die Ziffern der in Betracht kommenden Paragraphen zu finden wären.

Die Arbeiten von Hog und Hoffmann unterscheiden sich dadurch von den beiden ersten Schriften, daß sie sich nicht mit einem Bericht über den Inhalt der gesetzlichen Bestimmungen begnügen. Herr Dr. Hog hielt es für nötig, seinen sonst wohl gar zu wertlosen „Überblick" durch möglichst viel anerkennende Worte über das neue Gesetz zu schmücken. Dagegen ist das Urteil des Herrn Dr. Hoffmann über einzelne der Neuerungen beachtenswert.

Der Herr ist im Jahre 1900 bekannt geworden durch eine Veröffentlichung, in der er die Entrechtung der Arbeiter in der Leitung der Ortskrankenkassen ankündigte. Das war dem damaligen Staatssekretär im Reichsamt des Innern, dem Grafen v. Posadowsky, sehr unangenehm; er erklärte sich gegen die Pläne des preußischen Geheimrats, aber — inzwischen ist Graf v. Posadowsky aus seinem Amte geschieden, Dr. Hoffmann dagegen immer einflußreicher geworden. und er hat dann auch bei der Beratung der Reichsversicherungsordnung in der Kommission des Reichstags als Regierungsvertreter mitgewirkt. Um so auffallender ist es, daß er sich nachträglich auch mit solchen Bestimmungen unzufrieden erklärt, die bereits in der Regierungsvorlage enthalten waren.

Schon das System der Reichsversicherungsordnung stellt Dr. Hoffmann als bedenklich hin: Sehr zweifelhaft sei es, ob sich die Versicherten und die von ihnen verwalteten Krankenkassen in dem unübersichtlichen Gesetz zurechtfinden werden. Daß die Landesversicherungsämter für Revisionen auch in der Kranken-, Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung zuständig sind, bedauert Herr Dr. Hoffmann mit Rücksicht auf die Rechtseinheit. Er hebt hervor, daß die Höhe der Hinterbliebenenrenten bei den geringen Steigerungssätzen und Grundbeträgen sehr hinter der Höhe der Invalidenrenten zurückbleibt. „Die Bezüge sind geradezu verschwindend klein gegenüber den Leistungen, welche die Träger der Unfallversicherung an die Hinterbliebenen der durch Unfall getöteten Versicherten zahlen müssen." Ob die freiwillige Zusatzversicherung zur Invalidenversicherung in Wirklichkeit eine Bedeutung gewinnen wird, ist Herrn Dr. Hoffmann wegen ihrer geringen Leistung sehr zweifelhaft. Die Bestimmungen für die Krankenversicherung der unständig Beschäftigten und der Hausgewerbetreibenden erscheinen schon auf den ersten Blick sehr umständlich. Allein — fügt Herr Dr. Hoffmann etwas boshaft hinzu — nach den wiederholten Versicherungen der Regierungsvertreter in der Kommission sollen die Bestimmungen nur auf dem Papier umständlich aussehen,

ihre Durchführung aber in einfacher Weise ohne Schwierigkeiten erreichbar sein. Ganz und gar nicht erbaut ist Hoffmann von dem Versicherungsgesetz für Angestellte: Mit großer Überstürzung sei es fertiggestellt worden. Ernsthafte Bedenken bestehen gegen das Gesetz. Dahin gehört vor allem die große Belastung durch die hohen Beiträge, die namentlich die Arbeitgeber in mittleren Betrieben neben den anderen ohnehin gesteigerten sozialpolitischen Lasten schwer empfinden werden. Auch den Versicherten werden die Beiträge nicht leicht fallen und um so unangenehmer sein, da bei männlichen Versicherten die lange Wartezeit von 10 Jahren und bei weiblichen eine solche von 5 Jahren vorgeschrieben ist, während bei der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung die Beschäftigung vor dem Inkrafttreten des Gesetzes berücksichtigt und dadurch den Versicherten die segensreiche Wirkung der Versicherung alsbald deutlich vor Augen geführt worden ist. Aus der Einrichtung einer besonderen Verwaltung befürchtet man besonders hohe Verwaltungskosten und aus dem Nebeneinanderbestehen besonderer Spruchbehörden für die Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung einerseits und für die Angestelltenversicherung andererseits widersprechende Entscheidungen. Ob diese Bedenken berechtigt sind, müsse die Zukunft lehren. Immerhin sei die Befürchtung nicht grundlos, daß die erweiterte Invaliden- und Hinterbliebenenfürsorge, die jetzt den Angestellten zugewendet werden soll, auf die Dauer den gewerblichen Arbeitern kaum vorenthalten werden kann. Es handle sich dabei in erster Linie um die Herabsetzung der Altersgrenze für die Altersrente und um die Berufsunfähigkeit. „Jedenfalls werden in dieser Richtung alsbald Wünsche laut werden, die dann im weiteren Verlauf zu einer lebhaften Agitation ausarten werden." Er schließt seinen Vortrag mit folgenden Worten: „Ich halte es für eine der wichtigsten Pflichten der Beamten, zumal in Kreisen, die bisher für eine möglichst ausgedehnte Zwangsversicherung eintraten, langsam die Ansicht durchdringen zu lassen, daß das Prinzip der Zwangsversicherung vielleicht schon die zulässige Grenze überschritten habe und in gewissen Grenzen eine Umkehr zur freiwilligen Versicherung nottue."

Der gute Mann hat also Angst — Angst vor den Geistern, die er und seinesgleichen herbeigerufen haben. Die Arbeiterversicherung sollte der Sozialdemokratie nach der überschlauen Absicht dieser Leute den Wind aus den Segeln nehmen; in Wahrheit hat sie uns nur günstigen Wind zugeführt. Was unter dem Drucke der Angst vor der Sozialdemokratie geschaffen worden ist, wächst sich im Laufe der Zeit zu einer Einrichtung aus, die für die große Masse des arbeitenden Volkes unentbehrlich ist. Deshalb muß sie sich immer weiterentwickeln. Dies kann nicht einmal durch den Befehl eines preußischen Geheimrats und durch die gehorsamen Bemühungen seiner Beamten verhindert werden. Die Mängel der neuen Gesetze, die Herr Dr. Hoffmann mit Recht rügt, sind gerade von den Sozialdemokraten bekämpft worden. Das ist der beste Beweis dafür, daß es nicht nur möglich, sondern sogar notwendig ist, die Arbeiterversicherung ohne diese Mängel auszubauen. Was Herr Dr. Hoffmann so sehr fürchtet, die „Agitation", wird dann auch sicherlich nicht ausbleiben. Gerade die Mängel der neuen Gesetze werden die beste Gelegenheit zu der weiteren Aufklärung geben. Ihr Ziel ist aber nicht die Umkehr, sondern im Gegenteil der unermüdliche weitere Ausbau der Arbeiterversicherung. Die Sicherung des arbeitenden Volkes gegen die Not infolge Erwerbsunfähigkeit kann nicht mehr zu einer Angelegenheit herabgedrückt werden, die jeder mit sich selbst abzumachen hat — sie ist bereits als eine Pflicht der Gesamtheit anerkannt worden, und die Gesamtheit muß diese Pflicht immer besser erfüllen.

Schließlich noch ein Wort gegen die irrtümliche Auslegung einer neuen Bestimmung der Reichsversicherungsordnung. Es handelt sich um § 70, dessen erster Absatz lautet: „Wird bei einer Krankenkasse die ärztliche Versorgung dadurch ernstlich gefährdet, daß die Kasse keinen Vertrag zu angemessenen Bedingungen mit einer ausreichenden Zahl von Ärzten schließen kann, oder daß die Ärzte den Vertrag nicht einhalten, so ermächtigt das Oberversicherungsamt (Beschlußkammer)

die Kasse auf ihren Antrag widerruflich, statt der Krankenpflege oder sonst erforderlichen ärztlichen Behandlung eine bare Leistung bis zu zwei Dritteln des Durchschnittsbetrages ihres gesetzlichen Krankengeldes zu gewähren."

Diese Bestimmung, behauptet Dr. Hoffmann, sei im Vergleich mit der jetzigen Rechtslage eine Verschlechterung für die Kassen, da sie nach dem geltenden Recht überhaupt nicht ärztliche Behandlung zu gewähren brauchen, wenn sie dazu nicht in der Lage sind. In Wahrheit jedoch bezieht sich die Bestimmung gar nicht auf den Fall, sondern gilt dann, wenn die Ärzte sich weigern, die Behandlung der Kassenmitglieder „zu angemessenen Bedingungen" zu übernehmen. Namentlich ist die Bestimmung, wie die ausführlichen Verhandlungen hierüber in der Reichstagskommission ergeben, als ein Schutz gegen die Versuche der Ärzte gemeint, den Kassen die freie Arztwahl aufzuzwingen. In diesem Sinne ist die Bestimmung ein neues Recht der Kassen. Zu wünschen ist nur, daß die Kassen niemals gezwungen seien, von dem neuen Rechte Gebrauch zu machen. Gustav Hoch.

Literarische Rundschau.

Penk, Dr. Albrecht, Professor an der Universität Berlin usw., **Die Lage der deutschen Großstädte** (Städtebauliche Vorträge aus dem Seminar für Städtebau an der Technischen Hochschule für Berlin, Band 5, Heft 5). Berlin 1912, Wilhelm Ernst & Sohn. 38 Seiten. 2 Mark.

Neben den Vereinigten Staaten von Amerika ist die Entwicklung der Großstädte in der Zeit seit 1870 nirgends bedeutsamer wie im Deutschen Reiche. Von 1870 bis 1910 nahm die Zahl der Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern in den Vereinigten Staaten von 13 auf 50, im Deutschen Reiche von 9 auf 47 zu. Wir sehen während eines Menschenalters aus Dörfern und Kleinstädten Großstädte entstehen. Daneben aber die Großstadt, die ihre Geschichte bis in die Römerzeiten zurück verfolgen kann. Die Ursache der städtischen Anlage und ihre Entwicklung zur Großstadt ist nicht immer in der Gegenwart zu suchen. Von den römischen Siedlungen, die überall den guten Blick für die günstige Ortslage erkennen lassen, entwickeln sich am linken Ufer des Rheins vier zu Großstädten. Zahlreiche andere, die von den Römern mit der gleichen Klugheit zu ihren Siedlungen gemacht worden sind, haben sich nicht zu Großstädten entwickelt, weil unter der Herrschaft der alten Römer andere Gründe die Entwicklung einer Stadt begünstigten als in der Gegenwart. Die wirtschaftlichen Ursachen für die Entwicklung der Städte werden zwar von Penk nicht ausdrücklich unterstrichen, aber in reicher Fülle angeführt. So werden Mannheim und Karlsruhe einander gegenübergestellt, um zu zeigen, daß nicht fürstliche Huld, sondern wirtschaftliche Ursachen die großstädtische Entwicklung erklären. Die Bedeutung des Meeres, das das größte Verkehrsgebiet schafft, für die Entwicklung der Großstadt wird gezeigt, sieben der deutschen Großstädte sind Häfen. Als zweite geographische Gruppe der Großstädte führt Penk die am Nordrand der mitteldeutschen Gebirge liegenden an, zwanzig gehören dieser Reihe an. Früher haben Edelmetalle die Besiedlung von Erzgebirge und Harz veranlaßt, heute wirkt der Kohlenreichtum als gewaltiger Magnet auf die Menschen. Dann wird die Bedeutung der Flüsse wegen ihrer starken Verkehrsmöglichkeiten für die Großstadtentwicklung vieler dieser Städte dargelegt. Natürlich wird die Bedeutung anderer Verkehrswege auch gewürdigt. Ähnliche Momente wirken bei der mittelrheinischen Städtereihe, die, Basel eingerechnet, acht Großstädte zählt. Die Lage am Rhein, das breite Tal, die Bedeutung der Brückenstädte, der Eisenbahnknoten werden für jede einzelne Stadt auseinandergesetzt. Aber auch dort, wo die Gründe nicht zu erkennen sind, wie zum Beispiel für Stuttgart, werden alle Momente, die der großstädtischen Entwicklung günstig sind, dargelegt. In Stuttgart wie in Nürnberg

sehen wir eine Beckenstadt. Historische Verhältnisse haben Stuttgarts großstädtische Entwicklung gefördert, obgleich für Ludwigsburg und Cannstatt mehr Momente gesprochen hätten. Bei Nürnberg ist der Knotenpunkt alter Handelswege, heute mehrerer Weltverkehrseisenbahnlinien die Ursache großstädtischer Entwicklung gewesen.

Zusammenfassend betont Penk die Bedeutung der Brückenstädte, der engen Beziehung der Verkehrslinien, des Reichtums des Bodens an Kohlen und Erzen. Vielfach sind Städtegründungen versucht worden, aber der Wille allein war nicht maßgebend, manche zur Stadt bestimmte Ansiedlung ist dorfartig klein geblieben, aber Städte kamen auch empor, ohne daß der Wille, sie als solche zu begründen, von vornherein vorhanden gewesen wäre.

Sicherlich würde das Problem der städtischen Entwicklung von einem marxistisch geschulten Ökonomen in mancher Hinsicht anders behandelt werden als von Penk. Aber der hervorragende Geograph gibt wertvolle Materialien, eine Vorarbeit für eine Darstellung des gleichen Problems unter anderen Gesichtspunkten.

Die Tatsachen, die Penk in überaus klarer Weise zusammenstellt, interessieren unsere Parteigenossen außerordentlich stark, weil die deutschen Großstädte ihrer überwiegenden Mehrzahl nach auch die Zentren der Arbeiterbewegung sind, Tausende und Zehntausende unserer Genossen beherbergen, fast ausnahmslos auch der Sitz sozialistischer Zeitungen sind. Für deren Leser wird es von großem Interesse sein, die Gründe kennen zu lernen, die Penk für die großstädtische Entwicklung ihres Wohnortes anführt. ad. br.

Lothar Engelbert Schücking, **Das Elend der preußischen Verwaltung.** (Süddeutsche Volksbücher, Heft Nr. 3.) München, Birk & Co. 40 Pfennig.

Die vorliegende Schrift ist eine treffliche Ergänzung zu des Verfassers früherer Schrift über die Reaktion in der inneren Verwaltung Preußens, die seiner Tätigkeit als Bürgermeister ein vorschnelles Ende bereitete. Charakterisierte er dort in der Hauptsache das Wesen und die Organe der Reaktion, so handelt es sich hier wesentlich um ihre Wirkungen. Die Geheimniskrämerei der Verwaltung, die Abhängigkeit der Beamten und ihre Disziplinierung aus politischen Gründen, die Allmacht des Landrats, die Bedeutungslosigkeit des sogenannten Beschwerderechtes, die Notwendigkeit einer Reform der Verwaltung und der Gemeindeverfassung und viele andere Fragen von Bedeutung werden sachkundig erörtert. Besonders eingehend behandelt ist die Abhängigkeit der Gemeindeverwaltung von den politischen Behörden, die eifrig am Werke sind, das geringe Selbstbestimmungsrecht illusorisch zu machen, wie sich das erst wieder beim Zweckverbandsgesetz gezeigt hat. Für seine Kritik bringt der Verfasser eine Menge charakteristischer Züge aus dem Verwaltungsleben bei, die der Schrift einen nicht geringen kulturhistorischen Wert geben. Jedenfalls kann ihr Studium im Hinblick auf die nächstjährigen Landtagswahlen in Preußen nur empfohlen werden. Ablehnen müssen wir dagegen das letzte Kapitel, in dem sich Schücking als Kritiker des sozialdemokratischen Kommunalprogramms versucht. Was er gegen die zweijährige Erneuerung des Stadtverordnetenkollegiums sagt, erscheint nicht stichhaltig, und für die Wahlberechtigung ohne Karenzzeit sprechen recht gewichtige Gründe. Zustimmen kann man ihm aber, wenn er die Beseitigung aller Landgemeindeordnungen als das nächste Ziel der Verwaltungsreform hinstellt, was jedoch erst dann von bleibendem Werte sein wird, wenn die städtische Verfassung eine freiere geworden ist. Unser Ziel muß das uneingeschränkte Selbstbestimmungsrecht aller Bürger sein. Dieses wird aber nicht eher erreicht werden, als bis wir in Preußen ein wirklich freies Wahlrecht erkämpft haben. Das ist der Hebel zu allen weiteren Reformen und daher auch unser nächstes Ziel.

Ernst Mehlich.

Zeitschriftenschau.

Im Novemberheft der „Socialist Review" legt Paul Dix eine Lanze ein für Herrn Norman Angells vielbesprochenes Buch **„Die große Illusion"**, nachdem das Werk in der vorhergehenden Nummer dieser Zeitschrift kritisiert worden war. Eine Stelle aus dem Aufsatz ist von besonderem Interesse. Dix schreibt: „Es ist eine gewöhnliche Erfahrung, Genossen zu finden, die darauf schwören, daß man kein Sozialist ist, wenn man ihre eigene Besonderheit nicht teilt. Der Schreiber dieses Aufsatzes erklärt auf die Gefahr hin, sich in der ihm nicht zusagenden Gesellschaft dieser Art Eiferer zu finden, daß ein deutschfeindlicher Sozialist eine Ungeheuerlichkeit ist; der Hildebrandsche militaristisch-imperialistische Sozialist wird mit Recht aus der Partei ausgeschlossen; der Sozialist, der nicht auch ein Internationalist und Pazifist ist, ist wegen seiner Engherzigkeit ebenso hoffnungslos verdammt wie ein strenger Baptist oder ein Plymouther Bruder."

In einem anderen Artikel betont H. Mayo Bartholomew die **„Dringlichkeit der Verstaatlichung der Eisenbahnen"**. Der Verfasser führt zwar keine neuen Ziffern ins Feld; aber er versteht es, das erdrückende Beweismaterial in übersichtlicher und eindrucksvoller Weise zu ordnen. Die großen Schäden des privatkapitalistischen Betriebs der englischen Bahnen kommen namentlich in folgenden Tatsachen zum Ausdruck: Schlechter Schutz des Lebens der Angestellten, deren lange Arbeitszeit und niedrige Löhne; Bevorzugung der ausländischen Industrie durch die Frachttarife, der Wirrwarr, der in diesen herrscht; die hohen Personenfahrpreise; die sinnlosen Vervielfältigungen in der Verwaltung und dem Betrieb der Bahnen; die uferlose Finanzwirtschaft der Gesellschaften. Selbst in England kommen diese Tatsachen in der bürgerlichen Presse nur selten zur Sprache. Kein Wunder; sind doch die englischen Bahnen, die sich samt und sonders in den Händen privater Gesellschaften befinden, das klassische Beispiel dafür, daß der Kapitalismus abgewirtschaftet hat und ein Schädling geworden ist.

In dem Oktoberheft dieser Zeitschrift erschien ein Aufsatz über **„Klassensnobbismus und der Roman"**, dem in dem Novemberheft eine Erwiderung folgt. Das Thema hat manche Berührungspunkte mit der Diskussion, die vor einiger Zeit im „Vorwärts" und in der „Neuen Zeit" zu einer etwas hitzigen Auseinandersetzung führte. Der Verfasser des ersten Artikels, S. H. Halford, machte etwa folgende Ausführungen. Ehe die Jugend anfängt, Zeitungen zu lesen, liest sie gewöhnlich Romane, und es ist der ethische Einfluß dieser Literatur, der das Empfinden und die Vorurteile der jungen plastischen Gemüter gestaltet. Wir Sozialisten haben daher alle Ursache, uns eingehend mit der Romanliteratur zu befassen und durch unsere Kritik eine Besserung der bestehenden Zustände herbeizuführen. Der heutige Roman verherrlicht in den meisten Fällen den Reichtum und den Rang — wenigstens als stillschweigende Folgerung; in derselben Weise hat er nur Verachtung für die Armut und für jede Art ehrlicher, nützlicher Arbeit. Seine Helden sind meist Juristen, Künstler, Ärzte, Geistliche, Börsenkönige und hier und da ein Regierungsbeamter, der nichts zu tun zu haben scheint. Wenn Personen vorkommen, die eine unerläßliche Arbeit zu leisten haben, wie Landarbeiter, Fischer, Zimmerleute, Dienstmädchen und Industriearbeiter, werden sie systematisch herabgesetzt. Jeder Fehler, jede Unvollkommenheit dieser Charaktere wird übertrieben und — was am schlimmsten ist — in dem Roman sind sich diese nützlichen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft ihrer ungeheuren Minderwertigkeit meist bewußt. Wenn die Heldin etwas Nützliches zu tun hat, wird dies als eine Ungerechtigkeit und Unwürdigkeit hingestellt. Alle Verfeinerung, alle Fähigkeiten werden von den Mitgliedern der untätigen Klassen monopolisiert. Wer je bei Wahlen zu tun hatte, weiß, wie schwierig es ist, diese eingeimpften Vorurteile und Empfindungen, die von den Massen schon von früher Jugend an aufgenommen woeben sind, zu überwinden, wie es die Leute geradezu als eine Ehre

ansehen, für einen seinen Herrn zu stimmen, während es ihnen überaus lächerlich vorkommt, ihre Stimme einem Klassengenossen zu geben. Unter amerikanischem Einfluß hat in der letzten Zeit der englische Roman auch den hochherzigen Milliardär als Helden angenommen, der jetzt fast ebenso häufig erscheint wie der Aristokrat und dem auch alle die blaublütigen Tugenden angedichtet werden. Am meisten beeinflussen die Romane das Gefühlsleben des weiblichen Geschlechts, und da die politische Befreiung der Frauen bevorsteht, sollten gerade jetzt die Sozialisten ihr Augenmerk auf diese Romanliteratur richten. Die meisten Rezensenten lassen sich bei der Beurteilung dieser Literatur von sogenannten künstlerischen Eigenschaften des Buches leiten; und da die meisten der Romanverfasser Frauen sind, drücken die Rezensenten aus ritterlichen Gefühlen schon ein Auge zu. Wird die neue Arbeiterjournalistik hier Wandel schaffen? Man hat Grund, daran zu zweifeln.

Auf diesen Aufsatz antwortet im Novemberheft der „Socialist Review" J. A. mit einem kurzen Artikel: **„Die großen Romanschriftsteller."** Er weist darauf hin, daß die von S. H. Halford gelieferte Charakterisierung des Romans auf die großen englischen Romanschriftsteller, wie Dickens, Thackeray, George Eliot, Charlotte Brontë, Thomas Hardy, Meredith und andere, nicht zutrifft, und er erläutert dies an einigen Beispielen. Der gute Romanschriftsteller zeichnet das Leben, wie er es sieht. Ein Roman, der einen Teil der Gesellschaft auf Kosten eines anderen Teiles erhebt, ist überhaupt kein Roman, sondern ein vulgäres Pamphlet, das in einem Menschenalter vergessen ist. Der große Roman dieses und des letzten Jahrhunderts wird sowohl den Herren wie den Dienern gerecht und sucht den Wert des Menschen nicht in Äußerlichkeiten, sondern im Innern der Menschenseele.

J. A. hat offenbar den Aufsatz S. H. Halfords falsch aufgefaßt. Dieser wendet sich nicht gegen die großen Künstler, sondern gegen die moderne Romanliteratur, die jeden Tag in Massen auf den Büchermarkt geworfen wird und das tägliche geistige Brot von Millionen von Menschen bildet. Auf diese trifft das Urteil Halfords voll und ganz zu. Es wäre nur zu wünschen, wenn dem Thema von allen Parteigenossen mehr Beachtung geschenkt würde.

Im Novemberheft des „British Socialist" bespricht der Redakteur die letzten englischen Gemeindewahlen. Die „Arbeiterunruhen" und die Gärung unter den Massen Großbritanniens haben nicht den geringsten Einfluß auf die Haltung der Arbeiter bei Wahlen geübt. Das haben die parlamentarischen Nachwahlen bewiesen, die kurz nach einigen der heftigsten wirtschaftlichen Kämpfe in dem Gebiet dieser Kämpfe selbst stattfanden. Die Gemeindewahlen vom 1. November zeigen dasselbe Bild. In London haben Sozialisten und Arbeiterparteiler Mühe gehabt, nur ihren Besitz zu behaupten. Es kann wenig Zweifel darüber bestehen, daß die sogenannte „syndikalistische", antiparlamentarische Propaganda der Bewegung geschadet hat. Aber trotz alledem bleibt die Handlungsweise der für die kapitalistischen Parteien stimmenden Arbeiter unerklärlich. Die Arbeiterpartei will bei den Gemeindewahlen 40 Sitze im Lande gewonnen haben. Das hat nicht viel zu bedeuten, da die Qualität der als „Labour" verzeichneten Kandidaten sehr gemischt ist. Die Sozialisten scheinen an Mandaten eher verloren als gewonnen zu haben. Die sozialistischen Stimmen haben zugenommen, aber nicht im Verhältnis zum Wachstum des Sozialismus. Nicht außer acht zu lassen ist das stark reaktionäre Element, das die Frauen bilden, die bei den Gemeindewahlen stimmen. (Es sind dies die besitzenden, Steuer zahlenden Frauen. J. K.) Diese Frauen haben sich stets als die Feinde der Sozialisten bewiesen. Es soll damit nicht gesagt sein, daß man den Frauen das Stimmrecht nicht geben sollte. Die englische Sozialdemokratie ist stets energisch für das Stimmrecht aller Erwachsenen eingetreten. Es muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß es wahrscheinlich ist, daß die Reaktion diese Hilfstruppen erhält, ehe wir noch die Männer bekehrt haben. J. Köttgen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

1. Band Nr. 13 Ausgegeben am 27. Dezember 1912 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Minna Kautsky.

In die alte Garde der Mitarbeiter, die einst die „Neue Zeit“ aus der Taufe gehoben haben, hat der Tod eine neue Lücke gerissen: Minna Kautsky ist im sechsundsiebzigsten Lebensjahr sanft entschlafen.

In den ersten Jahrgängen dieses Blattes ist sie oft vertreten: mit Aufsätzen über das deutsche Theater der Neuzeit, über Spiritismus, über Vogelschutz, über Wassili Wereschtschagin und Friedrich Hebbel: es war vielerlei und doch viel, denn immer war sie mit ihrem ganzen Herzen dabei.

Die schönste dieser Arbeiten ist vielleicht der Aufsatz über die Staatsarbeiter und die Hausindustrie im Salzkammergut. Er schildert den verheerenden Einbruch des Kapitalismus in die herrlichen Alpentäler um den Hallstätter See; an der Hand der Urkunden tritt das Sonst und das Jetzt vor die Augen der Leser, aber nicht als farbloses Abbild, sondern als ein lebendiges Gemälde, das mit wahrhaftigen Augen geschaut und mit künstlerischer Hand ausgeführt ist.

So auch ist der Eindruck der Romane, die Minna Kautsky verfaßt hat und die viele unserer Leser aus den Feuilletons der Parteizeitungen kennen werden. Gewiß läßt sich vom ästhetischen Standpunkt aus manches an ihnen aussetzen: das mitunter schablonenhafte Gerüste der Handlung, oder die allzu fleckenlose Herrlichkeit des Liebespaars oder andere konventionelle Behelfe. Aber wahrlich — in einer Zeit, wo die ästhetische Bildung sich mehr und mehr den großen Kulturinteressen der Menschheit entfremdet, wo ein aufgeblasener und leerer Hochmut die knabenhafte Weisheit predigt, daß ein Dichter kein Politiker sein dürfe, — in einer solchen Zeit soll uns wenig kümmern, was unserer verewigten Freundin an einer echten Dichterin fehlte, wenn wir uns des getrösten dürfen, daß sie eine echte Kämpferin war.

Und eine echte Kämpferin war Minna Kautsky. Wenn es das traurige Schicksal manches Dichters ist, mit himmelstürmenden Anläufen zu beginnen, um sich schließlich im Sumpfe des Ästhetentums behaglich zu betten, so war ihr das glücklichere Los beschieden, sich aus der rein künstlerischen Umwelt,

darin sie groß geworden war, noch in späten Jahren zum Verständnis des proletarischen Emanzipationskampfes durchzuarbeiten und ihn mit der ganzen Glut ihrer leidenschaftlichen Natur zu erfassen. Nicht nur das Herz, sondern auch der Zorn machte diese Dichterin. Und mochte ihr die Tendenz einmal den künstlerischen Rahmen sprengen, so doch nur durch anregende Gedanken, die sie — eine gescheite Frau, die das Leben in Süß und Sauer durchgekostet hatte — aus dem Schatze einer reichen Erfahrung zu spenden wußte.

Die stählende Kraft eines großen Kampfes bewährte sich auch an ihr; sie blieb frisch und klar bis in ihre hohen Jahre. Sie hatte ihr Lebtag in Österreich gelebt, aber als sie sich, schon an der Schwelle des Greisenalters, zur Übersiedlung nach Berlin entschloß, brauchte sie nicht auf das warnende Wort zu hören, daß man alte Bäume nicht verpflanzen solle. Sie schlug noch tiefe Wurzeln in dem neuen Boden. Den Gewinnen folgten dann freilich auch die Verluste; Natalie Liebknecht und Julie Bebel, mit denen sie nahe befreundet war, wanderten vor ihr ins unbekannte Land. Aber ihr blieb noch ein großer Kreis von Freunden, ihr blieb ein reicher Kranz von Kindern, Enkeln und Urenkeln, ihr blieb die Freude am Dasein und jene heitere Ruhe, die der verdiente Lohn eines wohl vollbrachten Lebens ist. Das Alter hatte keine Schrecken für sie; wenn es einmal leise anklopfte in leichten Vergeßlichkeiten und Verwechslungen, so lachte sie selbst am herzhaftesten über die kleine Wirrnis, die etwa dadurch entstand.

Wie sie denen unvergeßlich bleiben wird, die ihr nahegestanden haben, so werden die Hunderttausende, die sich an ihren Dichtungen erhoben und erquickt haben, ihr ein Wort herzlichen Dankes nachrufen. Und auch ihre Werke werden dauern, nicht zwar im Kleinodienschrein klassischer Literatur, aber in dem großen Schatzhaus, das die menschlichen Zeugnisse des Befreiungskampfes birgt, den mitzukämpfen ihre Freude und ihr Stolz war. **F. M.**

Die Erneuerung des Dreibundes.

Von **Rudolf Hilferding.**

Am 7. Dezember ist der Dreibundvertrag erneuert worden, also eineinhalb Jahre vor seinem Ablauf am 28. Juni 1913. Als eine Demonstration der Einigkeit der Verbündeten angesichts der Balkankrise soll die vorzeitige Erneuerung wirken, und das Orientproblem, das für die Entstehung des Bundes zwischen Deutschland und Österreich von großer Bedeutung war, soll jetzt die Neubefestigung und Stärkung dieses diplomatischen Baues bewirkt haben, der in den letzten Jahren oft schon zu zerbröckeln schien.

An sich ist es merkwürdig, daß eine politische Kombination noch immer besteht, die zu einer Zeit abgeschlossen worden ist, deren auswärtige Politik so ganz anders orientiert war als die unserer Zeit. Bismarcks Stellungnahme zu den Problemen der auswärtigen Politik wird heute gerade von den herrschenden Klassen Deutschlands als historisch überholt betrachtet; die Grundlage, auf der sich diese Politik aufbaut, gilt ihnen jedoch heute noch als unantastbar.

Das Rätsel löst sich leicht, wenn man den Dreibund selbst in seinen historischen Wandlungen betrachtet und sieht, wie ganz andere Aufgaben heute

diesem Staatenbündnis zufallen, als die waren, die zu seiner Entstehung geführt haben.

Der Vertrag zwischen Deutschland und Österreich ist am 7. Oktober 1879 geschlossen worden, ein Jahr nach dem Berliner Kongreß. Er fällt in die Zeit, die für West- und Mitteleuropa den Abschluß der bürgerlich-revolutionären Periode bildet. Das Jahr 1848 teilt diese Zeit in zwei deutlich voneinander geschiedene Abschnitte. In der ersten ist die Revolution in der Tat jene Großmacht, von der Marx in der „Eastern Question" spricht, die ihre Übermacht gegen alle anderen Großmächte erweist und jede einzelne von ihnen zittern macht. Gegen die französische Republik erheben sich die monarchischen Gewalten Europas; die Revolution kann sich nur behaupten, indem sie ihre nationale Grenze sprengt und in siegreichen Kriegen ihre Prinzipien ins Ausland trägt, dessen rückständige Entwicklung, die es zu eigener Erhebung und Befreiung unfähig macht, durch die zerschmetternden Niederlagen der alten Gewalten eine ungeheure Beschleunigung erfährt. In diesen Kriegen kommt die Revolution zu einem vorläufigen Abschluß, der siegreiche General verwandelt die Republik in sein Kaisertum, aus den Befreiungskriegen werden Eroberungskriege, und die Fremdherrschaft ruft den nationalen Widerstand der Völker hervor. Napoleons Macht versinkt in den Steppen Rußlands, das Reich des Zaren wird zum Erretter der alten Mächte. Aber man darf nicht vergessen, daß die russische Niederlage nur deshalb tödlich werden konnte, weil gegen Frankreich noch andere Mächte im Felde standen: nicht nur der Hort der Reaktion, sondern auch der fortgeschrittenste Staat des Kapitalismus war ihm todfeind, und im Kriege gegen Frankreich eroberte England seinem Kapital die Suprematie, seiner Flotte die Seeherrschaft. Und bei Waterloo versinkt die Herrschaft Napoleons vor den England verbündeten Regimentern Preußens, in denen der Geist der „Befreiungskriege" lebte.

So beherrscht allerdings die Revolution die auswärtige Politik dieser Epoche, aber dem Widerstand der absolutistischen Gewalten erliegt sie nur, weil sich diesem die kapitalistische Rivalität des fortgeschrittensten Staates und am Ausgang der Epoche jene nationale Bewegung hinzugesellt, die trotz der reaktionären Führung, die ihr schließlich ihre Früchte raubt, doch bürgerlich-revolutionäre Elemente enthüllt, die weiter fortwirken. Zugleich zeigt sich in dem schließlichen Schicksal der französischen Revolution die spezifische Schranke der bürgerlichen Revolution, die nationale Beschränkung, die sie schließlich zu den national gleichfalls gebundenen Befreiungsbewegungen der anderen Völker in unlöslichen Gegensatz bringt. Denn das Ziel jeder bürgerlichen Revolution, die Herstellung des einheitlichen kapitalistischen Wirtschaftsgebiets in der Form des nationalen Einheitsstaats hebt in einem fortgeschrittenen Stadium jede revolutionäre Solidarität der Nationen auf. Daran und nicht allein am Zarismus ist der Kampf, der revolutionär begonnen, um als unerträgliche Fremdherrschaft zu enden, schließlich gescheitert.

Der Wiener Kongreß stellt in stumpfsinniger Diplomatenarbeit notdürftig die alten politischen Formen wieder her; alle Bedürfnisse des Bürgertums bleiben unbefriedigt. In der heiligen Allianz organisieren sich die siegreichen Gewalten, deren innere und äußere Politik nur das eine Ziel der Unterdrückung der Revolution kennt. Frankreich ist ausgeblutet, Deutschland

und Italien zerrissen, der Zar ist der Beherrscher Europas. Da leitet das Jahr 1848 einen neuen Abschnitt der bürgerlichen Weltveränderung ein. Und wieder sind die Probleme, die die Revolution aufwirft, zugleich solche der inneren wie der äußeren Politik. Denn für die Völker bedeutete die Revolution ja nicht nur politische Freiheit, sondern auch nationale Einheit. Die Errichtung des deutschen und italienischen Einheitsstaats bedeutete aber zugleich eine außerordentliche Verschiebung der europäischen Machtverhältnisse und vor allem die Schwächung der zarischen Vorherrschaft. So wird der Zarismus, sowohl aus Gründen der inneren Politik, aus der Furcht vor dem Übergreifen der revolutionären Bestrebungen, als auch aus Gründen der äußeren Politik, aus Sorge um seine überragende Machtstellung, zum aktiven Feinde der Revolution. Er kann nur besiegt werden in einem Befreiungskrieg der revolutionären Nationen, und so wird der Krieg gegen den Zarismus zur Parole der revolutionären Demokratie.

Aber dieselben Ursachen, die den Sieg der Revolution im Innern vereiteln, verhindern auch diese revolutionäre auswärtige Politik. Die Revolution wird nochmals besiegt. Nicht die Revolution von unten, sondern die Revolution von oben gestaltet schließlich die neuen Staatsgebilde und schafft in den Kriegen Bismarcks und Cavours das neue Deutschland und das neue Italien.

Damit ist die bürgerlich-revolutionäre Periode für Mitteleuropa abgeschlossen und die Möglichkeit einer konservativen friedlichen Politik gegeben. Ungelöst bleiben die nationalen Probleme Osteuropas. Für Österreich schafft die Niederlage von Königgrätz immerhin den Zwang, wenn auch miserable, so doch konstitutionelle Verfassungszustände zu schaffen, unter denen die Kämpfe der Nationen an revolutionärer Sprungkraft einbüßen. Für den Balkan aber kompliziert sich der Befreiungskampf der Nationen von der türkischen Fremdherrschaft mit dem Ausdehnungsdrang Rußlands, seinem Streben, den „Schlüssel zu seinem Hause", die Dardanellen, in seinen Besitz zu bringen. Beide Momente werden zur Ursache des letzten kriegerischen Ausläufers der betrachteten Periode, des Russisch-Türkischen Krieges von 1878; denn auch er bedeutet, wenn auch nicht der Absicht, so doch der Wirkung nach, die Förderung einer national-bürgerlichen Umgestaltung Osteuropas. Der Berliner Kongreß zerreißt aber den Frieden von San Stefano und bewirkt so im kleinen und für Osteuropa etwas Ähnliches wie der Wiener Kongreß für West- und Mitteleuropa. Die Nationalitätenprobleme des nahen Orients bleiben ungelöst und bedeuten einen beständigen Krisenherd.

Daß aber dieser Krisenherd — lokale Explosionen von verhältnismäßig geringer Wirkung abgerechnet — so lange in Ruhe blieb, dafür sorgte das Bedürfnis der europäischen Großmächte, auf dem Kontinent nach den erschöpfenden Kriegen der revolutionären Epoche Ruhe zu haben. Ein relatives Friedensbedürfnis natürlich, denn ein anderes kennen kapitalistische Staaten nicht. Es ist die Zeit großer kolonialer Eroberungen für England und Frankreich, zum Teil auch für Rußland. Deutschland aber ist nach Bismarcks Wort saturiert; sein Kapital hat alle Hände voll zu tun, um sich in dem endlich errungenen einheitlichen Wirtschaftsgebiet einzurichten und lang Versäumtes nachzuholen. Dazu braucht es Frieden und Sicherheit vor der Revanche der

Mächte, die es besiegt hatte. Um feindliche Koalitionen zu verhindern, sucht es selbst eine Koalition zustande zu bringen. Es schließt das Bündnis mit Österreich, dem sich drei Jahre später, am 20. Mai 1882, Italien anschließt.

Über den Dreibund ist nicht allzuviel bekannt. Am 3. Februar 1888 wurde der deutsch-österreichische Vertrag veröffentlicht. Er gilt dem Schutze gegen Rußland. Wenn einer der beiden Staaten von Rußland angegriffen wird, hat der andere ihm mit seiner vollen Militärmacht Hilfe zu leisten; wird ein Staat von einer anderen Macht angegriffen, so ist der Bundesgenosse zur wohlwollenden Neutralität verpflichtet; wird aber der Angreifer von Rußland unterstützt, so muß der Bundesgenosse mit seiner vollen Militärmacht eintreten. Der Inhalt des italienischen Vertrages ist unbekannt, man glaubt nur zu wissen, daß der Vertrag mit Italien gleichfalls der Wahrung des Friedens und des Besitzstandes dient, indem er auf Frankreich wie der deutsch-österreichische auf Rußland Bezug nimmt.

Es ist erklärlich, daß dieser Vertrag, der sich in erster Linie gegen Angriffsbestrebungen Rußlands richtete, bei der Demokratie und sogar bei der Sozialdemokratie Sympathien finden konnte. Und doch scheint uns diese Stellungnahme schon für die damalige Zeit verfehlt, wenn auch natürlich zugegeben werden muß, daß wir heute über Zweck und Wirkung des Vertrags klarer sehen als damals.

Es ist nicht uninteressant, sich der Motive zu erinnern, die Bismarck zum Abschluß bewogen. Wenn jemandem, so lag gerade Bismarck jede Feindschaft gegen den Zarismus fern. Auch ihn beherrschte wie alle Staatsmänner und Revolutionäre jener Zeit das Bewußtsein, das heute dem Bürgertum ganz abhanden gekommen und ihm als seltsame Verirrung erscheint, das Bewußtsein, daß auch die auswärtige Politik von dem Gegensatz von Revolution und Reaktion beherrscht werde:

Den Dreibund, den ich ursprünglich nach dem Frankfurter Frieden zu erreichen suchte und über den ich schon im September von Meaux aus in Wien und Petersburg sondiert hatte, war ein Bund der drei Kaiser mit dem Hintergedanken des Beitritts des monarchischen Italien und gerichtet auf den, wie ich befürchtete, in irgendeiner Form bevorstehenden Kampf zwischen den beiden europäischen Richtungen, die Napoleon die republikanische und die kosakische genannt hat und die ich nach heutigen Begriffen bezeichnen möchte einerseits als das System der Ordnung auf monarchischer Grundlage, andererseits als die soziale Republik, auf deren Niveau die antimonarchische Entwicklung langsam oder sprunghaft hinabzusinken pflegt, bis die Unerträglichkeit der dadurch getroffenen Zustände die enttäuschte Bevölkerung für gewaltsame Rückkehr zu monarchischen Institutionen in cäsarischer Form empfänglich macht. Diesem circulus vitiosus zu entgehen oder das Eintreten in ihn der gegenwärtigen Generation oder ihren Kindern womöglich zu ersparen, halte ich für eine Aufgabe, die den noch lebensfähigen Monarchien näher liegen sollte als die Rivalität um den Einfluß auf die nationalen Fragmente, welche die Balkanhalbinsel bevölkern. (Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, II, S. 229.)

Wenn Bismarck trotzdem dieses konterrevolutionäre Bündnis nicht zustande brachte, so war die Ursache der russisch-österreichische Gegensatz, der durch die Balkansituation, die beide Staaten zu ihrer Machterweiterung ausnützen wollten, bedingt war. Schon 1876 wollte Rußland Deutschland vor die Wahl zwischen ihm und Österreich stellen, indem es von Deutschland Neutralität verlangte, falls Rußland mit Österreich in Krieg gerate. Bismarck lehnte ab. Deutschlands „erstes Bedürfnis sei, die Freundschaft zwischen den

großen Monarchien zu erhalten, welche der Revolution gegenüber mehr zu verlieren als im Kampfe untereinander zu gewinnen hätten. Wenn dies zu unserem Schmerze zwischen Rußland und Österreich nicht möglich sei, so könnten wir zwar ertragen, daß unsere Freunde gegeneinander Schlachten verlören und gewännen, aber nicht, daß einer von beiden so schwer verwundet und geschädigt werde, daß seine Stellung als unabhängige und in Europa mitredende Großmacht gefährdet würde." (Ebenda, S. 214.) Dieser Erklärung schreibt es Bismarck wohl mit Recht zu, daß ein russisch-österreichischer Krieg damals vermieden wurde; Rußland verhandelte mit Österreich, gestand ihm in geheimen Verhandlungen Bosnien und die Herzegowina zu und sicherte sich so die Neutralität Österreichs im Russisch-Türkischen Kriege.

Nach dem Kriege und nach dem Berliner Kongreß wurde Bismarck neuerlich von Rußland vor dieselbe Wahl gestellt. Rußland war trotz aller Dienste, die ihm Bismarck auf dem Kongreß geleistet hatte, mit der Haltung Deutschlands unzufrieden. Bismarck mußte sich jetzt zwischen Österreich und Rußland entscheiden. Seine Sympathien gehörten Rußland. Auch hielt er die Verbindung mit Rußland für die „materiell stärkere". Aber eben dies brachte die Gefahr mit sich, daß die deutsche Politik „bei akuten Vorkommnissen von französischer und österreichischer Revanchelust bei der exponierten geographischen Lage Deutschlands sich in einer gefährlichen Abhängigkeit von Rußland befinden würde" (ebenda, S. 227). Es kam hinzu, daß die russische Politik ihren aggressiven Charakter der Türkei und Österreich gegenüber auch in der Folge bewahren mußte, während Österreich nach der Aufnahme von Bosnien und der Herzegowina zunächst saturiert war. Zudem mußte ein österreichisch-deutscher Bund bei dem russisch-englischen Gegensatz, der gerade auch in der orientalischen Frage sehr scharf war, Deutschland die englischen Sympathien sichern.

Drei Jahre später erfolgte der Beitritt Italiens. Der wenig gefestigten italienischen Monarchie war der Anschluß an die monarchischen Zentralmächte erwünschter als an das republikanische Frankreich; der Beitritt konnte vollzogen werden, als die Besetzung von Tunis durch Frankreich 1881, die Bismarck gefördert hatte, in Italien eine feindselige Stimmung gegen die Republik hervorgerufen hatte. Doch hat das italienische Bündnis nie jene Festigkeit gehabt, die das österreichisch-deutsche unleugbar gewonnen hatte. Es ist für Italien nie mehr gewesen als eine noch zudem ziemlich unsichere Rückendeckung gegen Österreich, die ihm aber immerhin erlaubt hat, bei seinen Geschäften mit Frankreich, England und Rußland höhere Preise herauszuschlagen.

Der Dreibund war seitdem anscheinend der ruhende Pol in der auswärtigen Politik. Der deutsch-österreichische Vertrag ist ohne bestimmten Termin abgeschlossen; der italienische muß von Zeit zu Zeit erneuert werden. Er wurde das vorletztemal am 28. Juni 1902 für zwölf Jahre abgeschlossen und ist jetzt unverändert — wie gewöhnlich einige Zeit vor dem Ablauf — erneuert worden, nachdem sich schon längst an die ursprünglichen Verträge eine ganze Anzahl anderer internationaler Abmachungen geschlossen hatten.

Als „Defensivbund gegen Rußland" warb der Dreibund auch bei der Demokratie um Sympathien. Wie völlig verfehlt es aber ist, diplomatischen Geheimverträgen die Zustimmung der Demokratie auszusprechen, beweist

schon jene berüchtigte erste Ergänzung des deutsch-österreichischen Bündnisses durch den russischen Rückversicherungsvertrag. Bismarcks Politik war, Deutschlands Unabhängigkeit zu sichern durch Ausnutzung und Verschärfung der Gegensätze der anderen Staaten, die Deutschland immer wieder die Wahl zwischen Gegnern frei ließ, um selbst für fremde Ansprüche möglichst wenig verpflichtet werden zu können. Daher das immer wiederkehrende Bestreben, sich trotz und selbst im geheimen gegen Österreich auch mit Rußland zu verständigen.

Ich habe die Pflege nachbarlicher Beziehungen zu Rußland neben unserem defensiven Bunde mit Österreich nach wie vor für geboten angesehen.... Wenn der Bruch zwischen uns und Rußland, schon die Entfremdung, unheilbar erschiene, würden auch in Wien die Ansprüche wachsen, die man an die Dienste des deutschen Bundesgenossen glauben würde stellen zu können, erstens in Erweiterung des casus foederis, der sich bisher nach dem veröffentlichten Texte doch nur auf die Abwehr eines russischen Angriffes auf Österreich erstreckt, und zweitens in dem Verlangen, dem bezeichneten casus foederis die Vertretung österreichischer Interessen im Balkan und im Orient zu substituieren, was selbst in unserer Presse schon mit Erfolg versucht worden ist. (Gedanken usw., II, S. 252.)

So brachte Bismarck im Jahre 1884, ein Jahr nach dem Tode seines alten Rivalen Gortschakoff, schließlich jenen Geheimvertrag mit Rußland zustande, der Rußland freie Hand in Bulgarien und Konstantinopel garantierte gegen die russische Verpflichtung, im Kriege mit Frankreich neutral zu bleiben.[1] Es war eine Unterstützung der Eroberungspläne des Zarismus, eine Ermutigung Rußlands, die, wenn sie Erfolg gehabt hätte, sowohl die österreichischen als auch die englischen Orientinteressen in schärfsten, vielleicht in kriegerischen Gegensatz zu der russischen Politik gebracht hätte. Die Sympathien, die naive Demokratengemüter dem „Defensivvertrag" gegen den Zarismus nicht versagen konnten, erfuhren durch die Veröffentlichung des Geheimvertrags eine nachträgliche, aber, wie es scheint, noch immer nicht genug nachwirkende Kritik.

Wie Bismarck den russisch-österreichischen Gegensatz zu benützen und zu verschärfen wußte, so suchte er auch die Gegensätze der Weststaaten auf kolonialpolitischem Gebiet zu steigern. Er unterstützte deshalb bekanntlich die französischen Kolonialbestrebungen, einmal, um Frankreich außerhalb Europas zu beschäftigen, dann, um es zu England und Italien in Widerstreit zu bringen.

War schon vom bürgerlich-demokratischen Standpunkt diese Art auswärtiger Politik zu verwerfen, so stand sie erst recht mit den Prinzipien des Sozialismus in Widerspruch. Der Dreibund war die Grundlage einer Politik, die freilich den Frieden gesichert hat. Aber dieser Friede war der bewaffnete Friede, der nur der aufgeschobene Krieg ist; er war die Basis jener Rüstungspolitik, die selbst eine immer steigende Kriegsgefahr bedeutet. Da er Deutschland den Rücken gegen Frankreich deckte, konnte die deutsche Politik auf jeden Versuch der Annäherung an Frankreich verzichten, blieb die Feind-

[1] Nach den Mitteilungen Caprivis an Hohenlohe in dessen „Denkwürdigkeiten", II, S. 484. Der Vertrag war für sechs Jahre abgeschlossen, seine Erneuerung scheiterte an dem Widerspruch Caprivis 1890. Im Oktober 1896 veröffentlichten die Hamburger Nachrichten auf Veranlassung Bismarcks das sorgfältig gehütete Staatsgeheimnis, um gegen Caprivi die Anklage erheben zu können, das Verhältnis zu Rußland verschlechtert zu haben.

schaft und damit die Spannung, die zu immer neuen Rüstungen führte, unvermindert bestehen, bis dann schließlich Frankreich endgültig in die Arme Rußlands geworfen wurde.

Ist aber der Dreibund schon während jener Periode, in der Deutschland vor allem kontinentale Besitzstandspolitik trieb, kein geeignetes Objekt für sozialistische Billigung gewesen, was uns freilich nicht hindert, ihn als das notwendige Produkt der inneren und äußeren historischen Machtverhältnisse der damaligen Zeit zu verstehen, so ist er dies heute, im Zeitalter des Imperialismus, weniger als je. Denn mit dem siegreichen Vordringen imperialistischer Bestrebungen hat sich auch die Funktion des Dreibundes gründlich gewandelt. Der Dreibund hat aufgehört, auch nur im Bismarckschen Sinne eine Versicherungsgesellschaft zu sein, und ist bestrebt, eine Erwerbsgenossenschaft zu werden, wie ja das Expansionsstreben heute jeden einzelnen kapitalistischen Staat erfaßt hat. Die imperialistische Politik aber wirkt doppelt: einerseits bringt sie jeden Staat immer mehr in Gegensatz zu allen anderen; denn was Wertvolles noch von der Welt übrig ist, ist wenig, und jede Besitzergreifung eines Stückes durch den einen Staat mindert den möglichen Anteil aller anderen. Andererseits hat der Imperialismus den Gegensatz zwischen England und Deutschland geschaffen, der an Bedeutung alle anderen Gegensätze übertrifft, sie beherrscht und sich unterordnet. Daher die Unruhe innerhalb der beiden durch diesen Gegensatz beherrschten Bündnisgruppen, eine Unruhe, die immer wieder die gegebenen Konstellationen zu sprengen scheint, um sie schließlich aufs neue zu befestigen.

Von den Dreibundmächten ist es naturgemäß vor allem Italien, das seine Interessen auch außerhalb des Bündnisses zu sichern sucht. Naturgemäß, denn schon seine geographische Lage mit der lang ausgedehnten Küste weist es auf eine Verständigung mit den westlichen Seemächten ebenso an wie seine kolonialpolitischen Bestrebungen. Da Bismarck 1882 den gewünschten Schutz seiner Mittelmeerinteressen ablehnte, was auch bei der letzten Erneuerung des Dreibundes nicht geändert worden sein soll, so lehnt sich Italien zunächst eng an England an, mit dem es 1886 ein Mittelmeerübereinkommen schließt. Diesem folgen „Rückversicherungsverträge" mit Frankreich 1900 und 1902. Der Inhalt ist unbekannt, man kennt nur die Äußerung Delcassés, der als Minister des Äußern in der Kammer 1902 erklärte, daß Italien in keinem Falle und unter keiner Bedingung das Werkzeug eines Angriffes gegen Frankreich werden könne. Schließlich kommt Italien 1909 zu einer Übereinkunft mit Rußland, das wiederholt von der italienischen Regierung mit besonderem Nachdruck gepriesen wurde. Man darf vermuten, daß sich die Vereinbarungen auf den Balkan beziehen und eine Rückversicherung Italiens gegen Österreich darstellen, mit dem im übrigen gleichfalls spezielle Vereinbarungen über Albanien bestehen. Von dauernden Abmachungen Österreichs und Deutschlands außerhalb des Dreibundes ist wenig bekannt, namentlich nicht, ob etwa zwischen Deutschland und Rußland in Potsdam und Baltischport Abmachungen getroffen worden sind, die über Spezialfragen hinausgehen. In diesen sekundären Abmachungen kommen die sekundären und tertiären Gegensätze der einzelnen Staaten zum Ausdruck wie im Dreibund und der Tripleentente selbst der primäre Gegensatz, der heute die Weltpolitik beherrscht, der Widerstreit zwischen dem englischen und deutschen Imperialismus.

Daß der Dreibund heute ein wenn auch infolge der in ihm vorhandenen sekundären Gegensätze nicht immer gleich wirksames Instrument imperialistischer Macht- und Expansionspolitik geworden ist, braucht natürlich nach den Erfahrungen der Annexions- und Marokkokrise, dem Tripoliskrieg und der Balkanereignisse nicht weiter bewiesen zu werden. Damit fällt aber auch der Schein fort, der bisher manche Sozialdemokraten verleiten konnte, diesem Defensiv- und Friedensbündnis ihre Sympathien auszusprechen. Wie man überhaupt endlich aufhören sollte, die auswärtige Politik unserer Tage mit den Augen anzusehen, mit denen die Demokratie der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Ereignisse betrachtet hat. Gewiß, wir sind heute nicht minder Todfeinde des Zarismus, wie es Marx, Engels, Lassalle und ihre Schüler alle waren. Aber den Zarismus zu überwinden, dazu bedarf es nicht mehr eines auswärtigen Krieges, er hat seinen Todfeind, die Revolution, im eigenen Lande. Den Krieg gegen den Zarismus würde heute weniger als je eine europäische Demokratie im demokratischen Interesse, sondern nur eine kapitalistische Großmacht im Zusammenprall feindlicher imperialistischer Interessen führen. Gerade die gegenwärtige Krise beweist, wie nahe die Gefahr ist, daß kriegerische Begeisterung gegen den Zarismus sehr leicht in Unterstützung schwarzgelber Prestigepolitik umgedeutet werden kann. Für die heutige Politik hat die Unterscheidung von Defensiv- und Offensivbündnissen ebensowenig Bedeutung wie die Unterscheidung von Angriffs- und Verteidigungskriegen. Die auswärtige Politik der Großstaaten ist eben allgemein aggressiv geworden, wenn auch der Expansionsdrang der neuen kapitalistischen Mächte ohne großen Kolonialbesitz naturgemäß viel stärker und deshalb den Frieden unmittelbar gefährdender ist als der der alten kapitalistischen Mächte.

So hat die sozialistische Politik mit der Bündnispolitik der Machthaber heute weniger zu schaffen als je. Sollen die deutschen, österreichischen und italienischen Sozialisten für den Dreibund eintreten, warum nicht die französischen und englischen für den Bund mit dem Zarismus als dem „notwendigen Gegengewicht" zur Erhaltung des Friedens? Unnötig zu sagen, daß eine solche Politik die internationale Geschlossenheit der proletarischen Aktion lähmen, ja völlig aufheben müßte. Auch auf dem Gebiet der Bündnispolitik kann das Proletariat im schärfsten Gegensatz zu den Herrschenden nur für seine eigenen Ziele eintreten. In diesem Sinne hat das französische, englische und deutsche Proletariat allerdings internationale Vereinbarungen gefordert, Vereinbarungen zu dem bestimmten Ziel, der Rüstungspolitik Einhalt zu tun und damit die Kriegsgefahr einzuschränken. Und dasselbe haben die österreichischen und italienischen Genossen für ihre Länder verlangt. Es sind Forderungen, die dem System der bestehenden Bündnisse gerade entgegengesetzt sind und an die Stelle dieser Systeme treten sollen.[1]

[1] Es ist daher zu begrüßen, daß die Erklärung des Genossen David in der Reichstagssitzung vom 3. Dezember, auch wir Sozialdemokraten seien für die Aufrechterhaltung des Dreibundes, in einem Teil unserer Parteipresse, in Leipzig, Frankfurt und anderwärts, sofort Widerspruch gefunden hat. Hier möchten wir nur eine Stelle aus dem Artikel von Heinrich Weber „Der Sozialismus und der Krieg" aus der Dezembernummer des „Kampf" wiedergeben, die wohl die Ansicht unserer deutsch-österreichischen Genossen wiedergibt: „Europa ist heute geteilt in zwei Lager: den Dreibund und die Tripleentente. Für welche dieser beiden Mächtegruppe soll

Als „strategische Stellung" hat Bismarck den Dreibund angesehen, und er hat über seine Dauer skeptisch geurteilt. Eine strategische Stellung ist der Dreibund geblieben, aber eine Stellung, die nicht mehr durch die kontinental-europäischen Gegensätze Rußland-Österreich und Deutschland-Frankreich bedingt ist, sondern durch den weltpolitischen Widerstreit England-Deutschland, und er hat aus sich heraus die Gegenstellung der Tripleentente erzeugt. War einst bei Bismarck der Gedanke wirksam, durch seine Bündnispolitik zugleich das monarchisch-reaktionäre Gegengewicht gegen die republikanisch-fortschrittlichen Tendenzen zu schaffen, so lebt in den heutigen Bündnissen als wirksame Kraft jener Imperialismus, der die bürgerliche Welt vor dem Sozialismus retten soll. Schon deshalb steht die Sozialdemokratie diesen Bündnissystemen in prinzipieller Gegnerschaft gegenüber. Und zugleich erscheint in dieser Ablehnung die Erstarkung der proletarischen Bewegung. Wie in den bürgerlichen Revolutionen das Proletariat seine Interessen nur vertreten konnte im Bunde mit und als Antreiber der bürgerlichen Demokratie, so mußte die proletarische Politik auch in den auswärtigen Angelegenheiten Bundesgenossen suchen. So entstanden für sie — seit 1848 namentlich — immer wieder die Probleme konkreter Stellungnahme für oder gegen die kämpfenden Mächte. Heute nimmt das Proletariat auch in der auswärtigen Politik eine völlig unabhängige, nur seinen Klasseninteressen entsprechende Stellung ein. Es will zur Erreichung seines Zieles nicht mehr den Weg kriegerischer Katastrophen. Es nimmt nicht für oder wider einen bestimmten Krieg, nicht für oder wider bestimmte Mächte Partei. Sein Klasseninteresse fordert den Kampf gegen den Krieg überhaupt, weil es keinen Krieg mehr kennt, der um Durchsetzung proletarischer Interessen geführt werden müßte. Deshalb lehnt es die durch die kapitalistischen Interessengegensätze bedingten Staatenbündnisse ab und setzt ihnen entgegen den einen Bund der proletarischen Welteninternationale.

Die landwirtschaftliche Entwicklung in Frankreich.

Von **Compère-Morel.**

I.

Michel Augé-Laribé, dem wir schon eine Reihe interessanter Werke über das Problem der Agrarfrage in Frankreich verdanken, hat soeben ein mit guten Belegen versehenes Buch über die Entwicklung der Landwirtschaft Frankreichs veröffentlicht.[1]

---

der Sozialismus kämpfen? Für den Dreibund? Das hieße wählen für Junkerherrschaft und Militarismus in Deutschland, für Tisza und Cuvaj in Österreich-Ungarn, für die Galgen von Tripolis, für den Überfall auf Serbien! Für die Tripleentente? Das hieße entscheiden für den Zarismus, für die Gewaltherrschaft in Indien und Ägypten, für den Raub von Marokko, für die Teilung Persiens! Keine der beiden Mächtegruppen verdient die Sympathie der Internationale. Wenn eine oder die andere ihre Arbeiter auf die Schlachtfelder schickt, müssen sie ihr Blut vergießen für fremde, ihnen verhaßte, ihnen feindliche Zwecke!"

[1] Seine früheren Schriften sind betitelt: „Großer oder kleiner Besitz?" (Geschichte der Systeme der Bodenverteilung und der industriellen Umwandlung der Landwirtschaft in Frankreich.) Montpellier 1912. „Das Agrarproblem des Sozialismus." (Der industrielle Weinbau des Südens von Frankreich.) Paris 1907, Giard

In seinem 300 Seiten starken Buche forscht der Verfasser nach den auf die Umwandlung der Landwirtschaft einwirkenden Hauptkräften; er bemüht sich, ihre gegenwärtige Stärke und, soweit es möglich ist, ihre zukünftige Wirkung festzustellen; er versucht die wirtschaftlichen und sozialen Ursachen der Erscheinungen, die er beobachtet hat, aufzudecken; er zieht die Konsequenzen dieser Erscheinungen und bringt zugleich Mittel zur Abstellung der Mißstände in Vorschlag.

In seiner Einleitung betont Augé-Laribé die Schwierigkeit seines Unternehmens. „Um ein Bild der Landwirtschaft Frankreichs zu entwerfen, müßte man sich der Technik eines Pointillisten bedienen."

„Da die natürlichen Produktionsbedingungen bisweilen außerordentlich verschieden sind, selbst im Rahmen jener Markungen, die geographisch genau abgegrenzte Gebiete bilden, wechseln die Arbeitsmethoden oft von einem Dorfe zum andern, ja von einer Feldmark zur andern innerhalb der Grenzen einer Gemeinde. Bei einer Verallgemeinerung führt diese außerordentliche Verschiedenheit zu Irrtümern. Dies tritt namentlich bei der alljährlichen Budgetdebatte in der Kammer zutage; jedesmal, wenn der sozialistische Deputierte besondere Tatsachen zur Sprache bringt, um die Kammer auf die traurige Lage der Kleinbauern, der Landarbeiter oder der Zwergpächter aufmerksam zu machen, finden sich Gegner, die behaupten, daß die angeführten Tatsachen nicht den in ihrem Umkreis gemachten Beobachtungen entsprechen. Es ist wahrscheinlich, daß die allgemeinen Schlußfolgerungen, zu denen wir kommen werden, auch denjenigen irrig erscheinen werden, die nur ein beschränktes Gebiet der Landwirtschaft Frankreichs kennen."

Es ist nur zu begrüßen, daß Augé-Laribé die Schwierigkeit der Arbeit, der er sich gewidmet hat, anerkennt und es für notwendig hält, jede Arbeit über die Agrarfrage auf monographische Studien zu stützen.

Bei der großen Verschiedenheit unserer Produktion, den überaus wechselnden Begriffen von großem, mittlerem, kleinem und sehr kleinem Besitz, dem verschiedenen Wert des Landes, den entgegengesetzten Arbeitsmethoden und den ungleichen Lohnverhältnissen auf dem Lande ist es unmöglich, zu verallgemeinern oder Durchschnittsrechnungen anzustellen.

Nichtsdestoweniger hat der Verfasser der Entwicklung der Landwirtschaft Frankreichs eine ernsthafte Arbeit geliefert, die sich auf einem festen Plane aufbaut.

Um zu zeigen, wie der landwirtschaftliche Betrieb früher war und welche Wandlungen er durchgemacht hat, um einen industriellen Charakter anzunehmen, geht der Verfasser von der alten Familienbewirtschaftung aus; er beschreibt ihre Eigentümlichkeiten und ihre Überbleibsel; er spricht über den allmählichen Übergang zur modernen Landwirtschaft, über die technischen Fortschritte im achtzehnten Jahrhundert, über die Bedeutung der Düngemittel und der landwirtschaftlichen Maschinen, und konstatiert gleich anderen die Herrschaft des Kapitals.

& Brière. „Die Arbeiter des Weinbaus im Languedoc und ihre Syndikate"; „Die Resultate der Landarbeiterstreiks im Süden von Frankreich"; „Die bäuerlichen und sozialistischen Genossenschaften von Maraussan, Hérault." Diese drei erschienen im Musée social 1903, 1904, 1907. Der französische Titel seiner jüngsten Schrift lautet: „L'évolution de la France agricole". Paris 1912, Armand Colin, Rue de Mezières 5.

Er führt Proudhon und Le Play an, rühmt mit Enthusiasmus die Familiengemeinschaften, die nahezu vollständig den theoretischen Typus des Familienbetriebs verwirklichen; er muß aber zugeben, daß, wenn es in Frankreich auch hie und da noch landwirtschaftliche Betriebe gibt, in denen der Besitzer alles, was zu seinem und seiner Familie Leben und Unterhalt notwendig ist, noch selbst produziert, ihre Anzahl doch sehr beschränkt ist und nicht mehr in Betracht kommt gegenüber der Summe von Betrieben, in denen die Warenproduktion an Stelle der Familienwirtschaft getreten ist.

Und wie wir sieht Augé-Laribé sich gezwungen, festzustellen, daß die moderne Landwirtschaft ein industrielles und kommerzielles Unternehmen und vollständig abhängig vom Kapital geworden ist. Er erkennt dies mit so viel Nachdruck an, daß ich mir das Vergnügen, ihn zu zitieren, nicht versagen kann:

Wir haben wiederholt die Bemerkung gemacht, daß die moderne Landwirtschaft abhängig ist von städtischen Wirtschaftsgruppen, und wir werden die gleiche Wahrnehmung noch einmal machen, wenn wir untersuchen, in welcher Weise sich der Verkaufsmodus der landwirtschaftlichen Produkte umgewandelt hat. Früher gingen diese Produkte direkt an den Konsumenten. Die Ernte wurde auf den Markt des betreffenden Bezirkes gebracht und von den Konsumenten gekauft. Später kam der Zwischenhandel auf, Handelsleute traten als Verfrachter, als Spekulanten und oft auch als Bankiers der Landwirte zwischen diese und die Konsumenten. Der Wucher ließ den Bauer fühlen, wie drückend das Joch der Macht des Geldes ist. Er war nicht mehr der alleinige Herr seines Feldes, er mußte die Zinsen seiner Schulden herauswirtschaften. — —

In der modernen Zeit hat sich seine Abhängigkeit noch in dem Maße vergrößert, als die Fortschritte der Wissenschaft das Entstehen von Fabriken zur Umwandlung der landwirtschaftlichen Produkte bewirkt haben.

Die Brennereien, Stärkefabriken, Zuckerfabriken und Raffinerien, die großen Mahlmühlen, der Milch- und Butterhandel, die großen Champagnerkellereien, die Kognakniederlagen, die Brauereien und die Konservenfabriken haben den Produzenten Preise und Lieferungsbedingungen vorgeschrieben. Der Bauer, der für die benachbarte Fabrik arbeitet und durch einen minutiösen Vertrag an sie gebunden ist, hat aufgehört, der freie Produzent zu sein, der er früher war. Der Besitz des Landes, der ihn frei machen sollte, unterjocht ihn; er ist nur noch ein Arbeiter des kapitalistischen Regimes.

So ist die moderne Landwirtschaft beschaffen. Wir sagen, daß sie „industrialisiert" und „kommerzialisiert" ist, weil sie die Produktions- und Verkaufsmethoden der Industrie hat nachahmen müssen und gezwungen worden ist, das moderne wirtschaftliche System anzunehmen, das durch Teilung der Arbeit, Produktion der Waren mit Rücksicht auf den Verkauf, Konkurrenz zwischen den Produzenten und Herrschaft des Kapitals charakterisiert wird.

Sie ist industrialisiert, weil sie die Hilfsmittel, die der Landmann bei der Produktion braucht, vermehrt hat; weil sie die Grenze hinausgerückt hat, von der an das Gesetz des abnehmenden Bodenertrags zu wirken beginnt; weil sie die Teilung der Arbeit innerhalb der Unternehmungen anwendet und zur Spezialisierung ihrer Kulturen übergeht; weil sie Maschinen in Anwendung bringt und die Produktion vermehrt und reguliert.

Sie ist kommerzialisiert, weil die eingeernteten Feldfrüchte fast in ihrer Gesamtheit für den Verkauf bestimmt werden, weil sie weniger auf die Qualität als auf die Quantität des Produktes Wert legt, indem sie sogar nach Aussage von M. Gide hinsichtlich gewöhnlicher Weine „Warenhausartikel" produziert, weil sie Warentypen geschaffen hat, die bestimmten, klassifizierten Kategorien entsprechen und nach Muster gekauft werden, weil der Handel der landwirtschaftlichen Produkte

organisiert ist und regelrechte Kurse hat, die den einheimischen Markt bestimmen und dem Einfluß des Weltmarktes unterworfen sind. (S. 40 bis 42.)

Unsere Gedanken sind noch niemals in besserer Weise ausgedrückt worden. Und wir haben noch niemals klarer die Abhängigkeit der modernen Landwirtschaft vom Kapitalismus gezeigt, dem industriellen und kommerziellen Beherrscher des Verkehrs, des Marktes und des Kredits. Es ist unleugbar, daß die landwirtschaftlichen Produzenten in Frankreich wie in allen Ländern, wo die neue landwirtschaftliche Technik Eingang gefunden hat, der Macht des Geldes unterworfen sind.

Der Bauer kann der wirkliche Eigentümer des Landes, das er bebaut, seines Hauses, seiner landwirtschaftlichen Gebäude, seines Viehes, seiner Ackergeräte sein; er braucht nicht einen Pfennig Schulden zu haben, weder Hypotheken noch Wucherzinsen zu kennen usw., er ist trotz alledem wirtschaftlich abhängig, denn es ist ihm vollständig unmöglich, eigenmächtig über die Erträge des Bodens, den er besitzt und den er mit seinem Schweiße befruchtet hat, zu verfügen.

Um sein Arbeitsprodukt zu verwerten, muß er sich an den Zwischenhändler, den Kaufmann, den Spekulanten wenden, und da dies die einzigen Käufer sind, die den Markt bestimmen und den Kurs festsetzen, ist er gezwungen, den Preis, den man ihm bietet, anzunehmen, und muß obendrein noch glücklich sein, Absatzwege zu finden, die selbst zu beschaffen für ihn immer unmöglicher wird.

II.

Nachdem Augé-Laribé die Ursachen der Umwandlung der Landwirtschaft in Frankreich festgestellt hat, wirft er die Frage auf, wohin diese Umwandlung führen wird und welches die nächsten Etappen sein werden?

Er befragt die Statistik und teilt uns das erhaltene Resultat mit. Die bewirtschafteten Ländereien sind von 25 587 861 Hektar im Jahre 1882 auf 23 615 220 Hektar im Jahre 1909 heruntergegangen, die Naturwiesen sind von 4 115 424 Hektar im Jahre 1882 auf 4 837 610 Hektar im Jahre 1909, die Viehweiden von 1 711 116 Hektar im Jahre 1882 auf 5 204 550 Hektar im Jahre 1909 gestiegen, die Weinberge sind von 2 196 799 Hektar im Jahre 1882 auf 1 686 942 Hektar im Jahre 1909 heruntergegangen, und die Gärten und andersartigen Kulturen von 1 271 754 Hektar im Jahre 1882 auf 1 220 150 Hektar im Jahre 1909.

Die Verminderung der bewirtschafteten Bodenfläche hat aber keineswegs eine entsprechende Verminderung der landwirtschaftlichen Produkte zur Folge gehabt. Die neuen technischen Hilfsmittel bewirken im Gegenteil ein ständiges Anwachsen der Produktion. Im Jahre 1882 waren 7 191 000 Hektar mit Weizen besät; die Durchschnittsproduktion betrug von 1876 bis 1885 101 690 929 Hektoliter. Im Jahre 1909 belief sich die Aussaat auf 6 596 000 Hektar — 595 000 Hektar weniger als im Jahre 1882 —, die Durchschnittsproduktion von 1906 bis 1909 stieg dagegen auf 121 213 957 Hektoliter, das heißt mehr als 20 Millionen Hektoliter mehr. Das ist also eine stetige Zunahme des Ertrags. Die gleiche Erscheinung findet sich beim Zuckerrüben-, Kartoffel- und Weinbau. Die Viehzucht zeigt ebenfalls einen Zuwachs: von 1882 bis 1892 hat sich das lebende Gewicht des Viehes um 153 Millionen Kilogramm vermehrt.

Die Zunahme der Produktion ist den neuen Kulturmethoden, der Anwendung moderner Ackergeräte und einer bis dahin unbekannten Technik zuzuschreiben und hat sich besonders in den Jahren bemerkbar gemacht, in denen der landwirtschaftliche Maschinenbetrieb einen sieghaften Einzug bei uns auf dem Lande hielt und die Zahl der Tonnen künstlichen Düngers eine bis dahin unbekannte Höhe erreichte.

Die Zahl der Pflüge, Hacken, Säe-, Mäh- und Dreschmaschinen, der Heuwender und der Pferderechen war in den Jahren 1882 bis 1892 von 3 765 569 auf 4 321 401 gestiegen, und der Verbrauch von künstlichem Dünger, der im Jahre 1899 die Zahl von 1 766 300 Tonnen erreicht hatte, stieg im Jahre 1909 auf 2 309 891 Tonnen.

Mit Eifer ging man an Berieselungen, an die Urbarmachung unkultivierter Ländereien, an die Entwässerung von Sümpfen, und überall erschlossen sich dem Gemüse- und Gartenbau weite Landstriche, die Hunderttausende von Tonnen junges Gemüse, Früchte und Blumen ins Ausland verschickten.

Nach diesen Zahlenangaben äußert sich Augé-Laribé wie folgt über den gegenwärtigen Zustand der Landwirtschaft in Frankreich:

Wir haben versucht, die Frage zu beantworten, in welchem Grade unsere Landwirtschaft industrialisiert ist, und können konstatieren, daß die landwirtschaftlichen Maschinen sich vermehrt, die Betriebskosten und die Bodenerträge erheblich zugenommen haben, daß die gartenbautreibenden Bauern sehr intensive Betriebe eingerichtet haben, deren Intensität sogar die der großen kapitalistischen Betriebe übertrifft.

Das Bestreben der Landwirtschaft, das technische Verfahren der Industrie nachzuahmen, ist also nicht zu verkennen. Unsere Untersuchungen haben indessen noch nicht gezeigt, ob von der Gesamtheit der Betriebe ein wesentlicher Bestandteil Großbetriebe, große landwirtschaftliche Fabriken oder sehr vervollkommnete Kleinbetriebe geworden sind. Wollten wir die Zahl der Betriebe, die nach altgewohnter Weise wirtschaften, mit der der modernen industrialisierten Betriebe vergleichen, so würden uns die Belege hierfür fehlen. Wir haben aber indes, in Ermangelung allgemeiner Angaben, Zahlen und Statistiken, auf Reisen persönliche Erkundigungen eingezogen und die Landwirte der verschiedenen Gegenden befragt. Sie warnten uns vor voreiligen Schlüssen und sind der Ansicht, daß die Landwirtschaft einstweilen noch nicht ein getreues Abbild der Industrie geworden ist und daß man auf dem Lande noch nicht jene erbitterte Konkurrenz unter den Produzenten, jene Vernichtung der Schwachen, jene Überlegenheit des Großkapitals findet, die das wirtschaftliche Leben der kleinen Industriellen und kleinen Kaufleute ruiniert. (S. 75, 76.)

Diese Schlußfolgerung stimmt nicht mit dem überein, was der Verfasser vorher konstatiert hatte.

Wie wirkt die kapitalistische Konzentration auf die Landwirtschaft? Zeigt sie sich nur in der Form der Konzentration des Grundbesitzes? Haben wir jemals behauptet, daß man feststellen könnte, in welchem Grade der Kapitalismus die Landwirtschaft beherrscht, indem man die Zahl der Betriebe nach altgewohntem System mit der Zahl der bereits industrialisierten Betriebe vergleicht? Haben wir jemals gesagt, daß die kapitalistische Macht sich auf landwirtschaftlichem Gebiet ausschließlich in dem Wachstum der großen Betriebe, der großen landwirtschaftlichen Fabriken oder vervollkommneter Kleinbetriebe dokumentiert?

Wir haben im Gegenteil immer wieder betont, daß die kapitalistische Konzentration sich auf verschiedenerlei Weise vollzogen hat, und zwar

1. durch Konzentration des Grundbesitzes, 2. durch das Anwachsen der Hypothekenschulden, 3. durch die Industrialisierung der landwirtschaftlichen Produktion. Augé-Laribé erkennt ebenfalls die durch den Kapitalismus bewirkte Industrialisierung und Kommerzialisierung der Landwirtschaft an, vergißt dann aber, was er soeben verkündet hat, und schreibt weiter, „daß die Erkundigungen, die er auf Reisen bei den Landwirten der verschiedenen Gegenden eingezogen hat, ergeben, daß die Landwirtschaft noch nicht dazu gelangt ist, der Industrie zu gleichen usw. usw.".

Wir wissen ebenfalls sehr wohl, daß die Entwicklung der Landwirtschaft zum Kapitalismus einstweilen noch nicht an die der Industrie heranreicht, und niemand unter uns würde daran denken zu behaupten, daß Frankreich landwirtschaftliche Fabriken besitzt, die mit den Webereien von Roubaix, den Spinnereien von Rouen, den Hüttenwerken von Maubeuge, den Glasfabriken von Carmaux, den Metallgießereien von Creuzot usw. rivalisieren können, und daß es Landwirte gibt, die Tausende und aber Tausende von Lohnarbeitern auf ihren Gütern beschäftigen!

Die Frage ist hier falsch gestellt. Sie muß vielmehr lauten: Findet eine Umwandlung der Landwirtschaft in kapitalistischem Sinne statt oder nicht? Vollzieht sich mehr und mehr eine Zerstückelung des Bodens, und werden die Kleinbesitzer, die Pächter und Halbbauern sowohl jetzt als auch späterhin imstande sein, menschenwürdig auf der kleinen Parzelle, über die sie verfügen, zu existieren?

Der Verfasser der „Umwandlung der Landwirtschaft in Frankreich" bejaht dies; er ist sich aber doch nicht klar über die wirkliche Lage der französischen Landwirtschaft. Die Erkundigungen, die er auf Reisen durch Befragen der Landwirte der verschiedenen Gegenden eingezogen hat, haben ihn ebensowenig überzeugt wie die landwirtschaftliche Industrialisierung und Kommerzialisierung, die er konstatiert hat. Sein Herz schwankt zwischen zwei Polen. Was tut er? Er sagt: „Da unsere Versuche, den Grad der Industrialisierung der Landwirtschaft festzustellen und uns durch Beibringung zweckentsprechender Angaben über die Herrschaft des Kapitals auf dem Lande zu informieren, zu keinen sicheren Schlußfolgerungen geführt haben, müssen wir versuchen, die Herrschaft des Kapitals nach seinen Wirkungen und seinen wirtschaftlichen und sozialen Folgen zu beurteilen." Und er ist bestrebt, sich von den Wirkungen der Teilung des Besitzes und der verschiedenen Arten der Bodenausnutzung Kenntnis zu verschaffen.

III.

Um sich in dem Labyrinth der Klassifizierungen und Unterscheidungen des ländlichen Besitzes nicht zu verlieren, befragt Augé-Laribé die Toten und die Lebenden, die Konservativen und die Sozialisten, Herrn de Foville, Herrn René Henry, den Finanzminister, Herrn Hippolyte Passy, Herrn Souchon, die ehemalige französische Arbeiterpartei (Parti ouvrier), den Landwirtschaftsminister usw.: Was ist der kleine, der mittlere und der große Besitz? Soll er nach der Grundfläche, dem Bodenwert, dem Einkommen, dem Wert des Inventars, der sozialen Stellung des Besitzers oder nach der Zahl der in dem Betrieb beschäftigten Personen klassifiziert werden?

Der Verfasser stellt sich diese Frage, schwankt hin und her, sucht Ausflüchte und stützt sich schließlich doch auf die offiziellen landwirtschaftlichen

Statistiken, die er vorher als mangelhaft, ungenau und veraltet hingestellt hat.

Die offiziellen Statistiken bezeichnen die Betriebe von weniger als 1 Hektar als sehr kleine; die Betriebe von 1 bis 10 Hektar als kleine; die Betriebe von 10 bis 40 als mittlere; die Betriebe von 40 bis 100 als große; die Betriebe von mehr als 100 Hektar als sehr große.

Der Verfasser gibt uns auf S. 103 die folgende Tabelle:

Kategorien	Zahl der Betriebe			
	1862	1882	1892	1908
Sehr kleine (weniger als 1 Hektar) .	nicht gezählt	2167667	2234405	2087851
Kleine (von 1 bis 10 Hektar) . . .	2435401	2635030	2617558	2523713
Mittlere (von 10 bis 40 Hektar) . .	636309	727222	711118	745862
Große (von 40 bis 100 Hektar) . .	145167	142088	105391	118497
Sehr große (mehr als 100 Hektar) .			33280	29541
Gesamtbetrag	—	5672007	5702752	5505464

Mögen diese Statistiken nun „mangelhaft", „ungenau" und „veraltet" sein, um mich der höflichen Epitheta von Herrn Augé-Laribé zu bedienen; er gebraucht sie trotz alledem und mißt ihnen Bedeutung bei; Herr Ruau, der Landwirtschaftsminister, hat sich ihrer ebenfalls bedient im Musée sociale vom 14. März 1909; er hat mit mir über sie in der Kammer diskutiert, sie müssen also immerhin etwas taugen. Und an der Hand dieser Statistiken konstatiere ich die kapitalistische Bodenkonzentration, die von Marx vorausgesagt wurde und auch Augé-Laribé dann und wann in die Augen sticht.

Im Jahre 1892 betrug die Zahl der kleinen Betriebe bis zu 10 Hektar 4 852 963, im Jahre 1908 hingegen nur 4 611 564; von 1892 bis 1908 hatte also eine Abnahme von 241 399 Betrieben stattgefunden!

Im Jahre 1908 erreichten die mittleren und großen Betriebe von 10 bis 100 Hektar und darüber die Zahl von 893 900, während sie im Jahre 1902 nur die Zahl von 849 789 betragen hatten; das ist also eine Zunahme von 44 111 Betrieben.

Diese 241 399 kleinen und sehr kleinen Betriebe verschwanden also im Laufe von 16 Jahren, das bedeutet eine jährliche Abnahme von 15 087 Betrieben, eine monatliche von 1257, eine tägliche von 41; wenn das nicht Bodenkonzentration ist, so weiß ich nicht, was es sein soll. Es bleibt nun die Frage der Bodenfläche.

In den Jahren 1892 und 1908 bedeckten die Betriebe, Heide und Unland nicht eingerechnet, folgende Bodenflächen:

	1892 Hektar	1908 Hektar
Sehr kleiner Besitz	1243200	1228597
Kleiner Besitz	10383300	11559342
Mittlerer Besitz	12946400	14825298
Großer Besitz	18579700	16270556

Wie ich schon in meinem letzten Buche über die Agrarfrage in Frankreich zeigte, ergibt ein Vergleich dieser Zahlen, daß die kleinen und sehr kleinen Betriebe im Jahre 1908 eine Bodenfläche von 12 787 939 Hektar einnahmen, während ihre Bodenfläche im Jahre 1892 nur 11 626 500 Hektar betrug; das bedeutet also eine Vergrößerung von 1 161 439 Hektar. Die mittleren und großen Betriebe hingegen, die im Jahre 1892 eine Fläche von

31 526 100 Hektar bedeckten, waren im Jahre 1908 auf 31 095 854 Hektar heruntergegangen, hatten sich also um 430 246 Hektar verkleinert.

Die kleinen und sehr kleinen Betriebe würden demnach an Zahl abgenommen, aber an Bodenfläche gewonnen haben, während bei den mittleren und großen Betrieben das Gegenteil zu konstatieren wäre.

Wir stellen dies nicht in Abrede. Wir wissen sehr wohl, daß der mittlere und große Besitz in einigen Departements an Ausdehnung verloren hat, weil große Gesellschaften, deren Aktionäre von den Bauern als „die schwarze Bande" bezeichnet werden, Land angekauft haben, um es mit großem Gewinn in kleinen Parzellen wieder zu verkaufen.

Aber einen beträchtlichen Teil der 1 161 439 Hektar, um die sich der kleine Besitz vergrößert hat — nicht der ganz kleine, denn dieser hat von 1892, wo er 1 243 000 Hektar ausmachte, bis 1908, wo er auf 1 228 597 Hektar heruntergegangen war, 14 603 Hektar verloren —, hat er durch Heide und Ödland gewonnen, denn im Jahre 1908 betrug die Grundfläche der gesamten Betriebe (Heide und Ödland nicht inbegriffen) 43 883 793 Hektar gegenüber 43 152 600 Hektar (ebenfalls Heide und Ödland nicht inbegriffen) im Jahre 1892; es sind mithin im Laufe von 16 Jahren 732 193 Hektar Ödland in gewinnbringendes Kulturland gewandelt worden.

Die Frage der Ausdehnung der Bodenfläche der einzelnen Betriebsgrößen ist übrigens noch ziemlich dunkel; wir haben keine detaillierten Belege darüber. Es wäre hinsichtlich der 430 246 Hektar betragenden Verminderung des Großbesitzes — also des Besitzes von 40 bis 100 Hektar und darüber — interessant zu erfahren, ob es sich hierbei um Besitzungen von 40 bis 100 Hektar handelt oder um sehr große Besitzungen von 100 Hektar und darüber. Das müßte man wissen.

Wir können jedenfalls nicht zuverlässige Schlüsse ziehen, solange wir nicht wissen, ob diese Verminderung der Bodenfläche auf Kosten der Betriebe von 40 bis 50 Hektar vor sich geht, die noch fast zu den mittleren Betrieben gehören und die de Foville zu dieser Kategorie rechnet, oder der Betriebe, die zu den sehr großen Besitzungen von 100, 200 und selbst 300 Hektar zu zählen sind. Immerhin können wir leicht auf Grund älterer und ausführlicherer Statistiken feststellen, daß sich in dem Zeitraum von 1882 bis 1892 die Gesamtbodenfläche der Betriebe mit mehr als 100 Hektar vergrößert hat, während die Kategorie von 40 bis 50 Hektar, die sich also dem mittleren Betrieb nähert, sehr erheblich an Boden verlor.

Jedenfalls bestätigen die früheren und die jetzigen Statistiken, daß die kleinen und sehr kleinen Unternehmer mehr und mehr in das Proletariat zurückgeworfen werden, und daß in Frankreich, diesem Lande des kleinen Besitzes, 4 611 564 sehr kleine und kleine Betriebe von 0 bis 10 Hektar eine Fläche von 12 787 939 Hektar einnehmen, während 893 900 mittlere, große und sehr große Betriebe eine Ausdehnung von 31 095 834 Hektar haben.

Augé-Laribé, der vor allem bestrebt ist, zu beweisen, daß der kleine landwirtschaftliche Betrieb nicht in Gefahr ist und in vorteilhafter Weise gegen die Herrschaft des Kapitals kämpfen kann, vergißt aber, von der Grundsteuer und der Hypothekenschuld zu sprechen, die immerhin in Betracht gezogen werden muß.

Er hat es unterlassen, seinen Lesern mitzuteilen, daß die Zahl der Grundsteuern sich von 1884 bis 1905 um 687 945 Einheiten vermindert hat, indem

sie von 14 220 972 auf 13 533 026 heruntergegangen ist, und daß der Betrag dieser Quoten vor 1884 die folgenden Resultate ergab:

8585 823	Quoten	auf	2574599	Hektar	für	Betriebe	von	0 bis	1 Hektar
4628 060	"	"	14901816	"	"	"	"	1 " 10	"
698 326	"	"	12700087	"	"	"	"	10 " 40	"
163 092	"	"	19211772	"	"	"	"	mehr als 40	"

das macht also 13 213 883 Quoten auf 17 476 445 Hektar für Betriebe von 0 bis 10 Hektar und 861 418 Quoten auf 31 911 859 Hektar für Betriebe von 10 bis 40 Hektar und mehr.

Was nun die Hypothekenschuld anbetrifft, so beträgt sie nach dem Zugeständnis von Klotz, dem gegenwärtigen Finanzminister, mehr als 15 Milliarden, eine Summe, die zur Genüge die soziale Lage eines großen Teiles unserer kleinen bäuerlichen Besitzer kennzeichnet.

Das sind alles Dinge, die ins Gewicht fallen, wenn man die landwirtschaftliche Bewegung in Frankreich beurteilen will, und es ist zu bedauern, daß Augé-Laribé sie in einer Arbeit, die er gewissenhaft machen wollte, außer acht gelassen hat.

IV.

Augé-Laribé kommt weiterhin zur Frage der ländlichen Bevölkerung. Da es schwierig wäre, nicht zu sehen, daß die Städte mit ihren Fangarmen immer größere Menschenmassen vom Lande abziehen, gibt der Verfasser diese Erscheinung zu, glaubt aber, daß das Übel lange nicht so ernst ist, wie man annimmt. Trotzdem das prozentualische Verhältnis der städtischen und ländlichen Bevölkerung im Jahre 1864 24,4 für die erstere und 75,6 für die zweite, im Jahre 1906 dagegen nur 57,9 für die ländliche und 42,1 für die städtische Bevölkerung betrug, bewahrt der Verfasser seine Ruhe, hat Vertrauen in die Zukunft und hofft, den Bauer durch leichtere, angenehmere und besser bezahlte Arbeit auf dem Lande zurückzuhalten.

Es gibt nur ein Mittel, sagt er, um das Schicksal der Arbeiter zu bessern und sie dadurch auf dem Lande zurückzuhalten: man muß ihnen regelmäßige Arbeit zusichern. Die Landwirtschaft allein kann das nicht tun, aber sie vermag es zu erreichen, wenn sie sich mit der Industrie vereinigt. Die Landarbeiter würden nicht mehr in die Stadt ziehen, wenn man auf den Landgütern Betriebe zur Verarbeitung der landwirtschaftlichen Produkte einrichtete, Brennereien, Stärkefabriken, Käsereien usw. und andere Fabriken wie Ziegeleien usw., die nur dann in Betrieb zu sein brauchten, wenn die Arbeit in der Landwirtschaft ruhte. Der dauernde Lohn würde die Landarbeiter fesseln. Dieser Plan könnte freilich nur in sehr großen und reichen Betrieben realisiert werden. Das wirksamste Mittel also, um den Bauern und den Landarbeiter auf dem Lande zurückzuhalten, bestände im Grunde darin, daß die Landwirtschaft noch intensiver betrieben, noch mehr industrialisiert und spezialisiert würde und andererseits die Großgrundbesitzer und ihre Kapitalien der Landwirtschaft zugeführt würden. (S. 164.)

Tritt hier nicht ein sonderbarer Widerspruch zutage? Der Verfasser will die technische Überlegenheit des großen landwirtschaftlichen Betriebs nicht zugeben; er bestreitet die unleugbare, feststehende Tatsache der Schwäche des kleinen Besitzers, der infolge veralteter Ackergeräte, fehlenden Kapitals und mangelnder chemischer, physikalischer und botanischer Kenntnisse von seinem Boden und seiner Arbeit nicht den erwünschten hohen Ertrag haben kann, und plötzlich gesteht er ein, daß die Industrialisierung der Landwirtschaft notwendig ist und reiche große landwirtschaftliche Betriebe vorhanden sein müssen, um das Land wieder gewinnbringend zu machen; er ist sich dabei

aber nicht bewußt, daß er durch die Proklamierung dieser technischen Notwendigkeit der Familienbewirtschaftung das Todesurteil spricht.

Obwohl es ferner klar ist, daß die Arbeiter das Land verlassen, weil sie dort nicht glücklich sind, glaubt Augé-Laribé nicht an das bäuerliche Elend. Er versichert, daß man in der Landwirtschaft weder Kapitalisten noch Proletarier findet — die beiden wichtigen Punkte, auf die Marx seine sozialistische Lehre aufgebaut hat —, und behauptet, daß er nirgends landwirtschaftliche Arbeiter oder Tagelöhner gesehen hat, die eine elende Existenz ohne Freude und Erholung führen. Daher findet Augé-Laribé auch die Schilderung der bäuerlichen Verhältnisse in meinem Bericht auf dem Kongreß in Toulouse übertrieben. Ich bedauere es lebhaft, daß Herr Augé-Laribé die zahlreichen Antworten, die wir vor einigen Jahren auf eine Umfrage erhielten, nicht zur Einsicht gehabt hat. Ich wünschte, er würde die Berichte der Interessenten über ihr nur aus Arbeit und Entbehrung bestehendes Leben lesen: auf dem schmierigen Küchentisch befindet sich als einziges Gericht das ewige Stück Schweinefleisch, — die Nacht wird mit den Tieren im Stalle zugebracht, wo man die ungesunden Ausdünstungen des Düngers einatmet, — die Arbeit dauert vom frühesten Morgen bis zur sinkenden Nacht bei Regen und bei glühender Sonne. — — Und dafür ein Lohn von 2 Franken, 2,50 Franken, 3 Franken, der durch die Feiertage noch vermindert wird. Ich weiß wohl, daß es nicht überall so ist, aber suchen wir uns von den 86 französischen Departements die am wenigsten bevölkerten aus, dort werden wir die traurigen Lebensbedingungen unserer Bauern kennen lernen. Was nun unsere Tätigkeit und unsere Propaganda auf dem Lande betrifft, so übt Augé-Laribé daran eine ziemlich scharfe Kritik. Wie alle seine Zeitgenossen, ist er ein wenig überrascht und erstaunt, daß wir auf dem Lande haben vordringen können und daß wirkliche, landbesitzende Bauern für die sozialistischen Deputierten gestimmt haben. Unter den Gründen, die die Entwicklung eines den Bedingungen der Landwirtschaft angepaßten Sozialismus begünstigen konnten, führt der Verfasser die erhöhten Bedürfnisse des Bauern an, der in gewissem Sinne auch schon Geschmack am Luxus findet und bei dem die heiße Liebe für das Land und seine Bewirtschaftung und die physische und moralische Widerstandsfähigkeit allmählich schwächer geworden sind.

Er erkennt ferner an, daß ein Teil der Bauern in das Proletariat zurückgeworfen ist — nicht wegen der Kapitalisten auf dem Lande, wie er sagt, sondern weil die Kleinen einander auffressen, und daß wir d a h e r eine Gefolgschaft auf dem Lande haben.

Worin aber Augé-Laribé sich ganz gewaltig täuscht, ist, daß er meint, die Bearbeiter des Bodens, die Kleinbauern, würden erst dann Sozialisten werden, wenn ihnen der Kapitalismus alles Land geraubt und sie ins Proletariat hinabgestoßen haben würde.

Dieser Irrtum ist unverzeihlich. Der kleine Besitzer wendet sich dem Sozialismus zu und wird es immer tun, weil er es besser als Augé-Laribé erkennt, daß er nur ein ohnmächtiges Spielzeug der kapitalistischen Macht ist, gegen die e r unmöglich ankämpfen kann.

Um zum Sozialismus zu kommen, braucht man durchaus nicht ohne Haus und Herd zu sein. Jeder Produzent, der nicht den vollen Ertrag seiner Arbeit genießt, und jeder, der zu der Wahrnehmung kommt, daß er

um einen Teil der Früchte seines Fleißes durch andere gebracht wird, die den Vorteil haben, große Kapitalien zu besitzen, mit denen sie den Markt beherrschen, wird unvermeidlich durch unsere Theorie angezogen, deren Anwendung zuallererst die Wirkung hätte, ihn von der Vormundschaft der Müßiggänger, die ihn bestehlen, zu befreien. Dann kommen die Vorteile des Zusammenschlusses: Versicherungen auf Gegenseitigkeit, Syndikate, landwirtschaftliche Genossenschaften, die bereits auf 10 von 1000 gestiegen sind, machen die Bauern mit dem Gedanken an höhere Eigentumsformen als den bisherigen vertraut. Der Zusammenschluß erscheint ihnen als eine wirtschaftliche Notwendigkeit für die Existenz, der Kampf ums Dasein wird zum Anachronismus. Sie sehen an jedem Tage mehr, daß sie genügend damit zu tun haben, die Natur zu zähmen und zu unterjochen, ohne ihre Kraft, Zeit und Intelligenz zu verbrauchen, um einander zu schädigen.

Und um unserer Partei die ungeheure Zahl der kleinen Pächter, Halbbauern und kleinen Besitzer zuzuführen, brauchen wir nur ihr Leben mit ihnen zu leben und ihnen klar vor Augen zu führen, daß sie von dem Augenblick an, wo sie ihr Land düngen, bis zu dem Zeitpunkt, wo sie ihre Ernte verkaufen, nicht aufhören, ihren Zehnten in den verschiedensten Formen an eine große Menge besonderer Parasiten zu zahlen, deren einzige Rolle es ist, von der Arbeit anderer zu leben, und zwar gut zu leben; diese Landbebauer, bei denen gesunder Menschenverstand oft eine verfeinerte Bildung ersetzt, begreifen leicht, daß der gemeinsame Besitz von Produktionsmitteln allein das Maximum des Wohllebens und materieller und intellektueller Genüsse gewähren kann.

Daher hat Augé-Laribé unrecht mit der Schlußfolgerung, daß der Sozialismus nur die Arbeiter vereinigen kann. Er umfaßt auch und wird alle diejenigen mit umfassen, die, ohne Proletarier zu sein, zur Welt der Arbeit gehören.

Die Umwandlung, die sich in unserem landwirtschaftlichen Frankreich vollzieht, ist charakteristisch. Wir haben nicht nur da, wo es ein großes ländliches Proletariat gibt, sozialistische Abgeordnete, sondern auch unter den Bauern, wo der kleine Besitz noch vorhanden ist. Ich wage sogar zu behaupten, daß fast alle sozialistischen Deputierten auf dem Lande in der Hauptsache von Halbbauern, Pächtern und kleinen Besitzern gewählt worden sind. Die ländlichen Lohnarbeiter — die Knechte besonders — sind derartig abhängig von ihrem Herrn und dem Alkoholismus, dieser Krankheit des Elends, verfallen, daß wir unter ihnen wenig Wähler haben; man kann sich leicht darüber Klarheit verschaffen, denn weder die Beauce noch die Brie haben sozialistisch gewählt, obwohl diese beiden Kornkammern Frankreichs auf ihren großen Landgütern ein bedeutendes Kontingent ländlicher Lohnarbeiter beschäftigen.

Trotz meiner verschiedenen Ausstellungen muß ich zwar die gute Absicht Augé-Laribés anerkennen, erlaube mir aber zum Schlusse, ihm den Rat zu geben, sich mehr mit dem Studium unserer Lehren zu beschäftigen, die er, nach den zahlreichen Stellen zu urteilen, an denen er uns erwähnt, ziemlich schlecht zu kennen scheint.

Wenn man den Sozialismus besser kennte, ehe man ihn bekämpft, würden wir sicherlich weniger Gegner haben.

Die Konkurrenzklausel und die Handelsangestellten.

Von **Gustav Hoch.**

Das Handelsgesetzbuch bezeichnet als Konkurrenzklausel eine Vereinbarung zwischen dem Geschäftsinhaber und dem Handlungsgehilfen oder Lehrling, die diese Angestellten für die Zeit nach der Beendigung des Dienstverhältnisses in ihrer gewerblichen Tätigkeit beschränkt. Es handelt sich darum, daß sich die Angestellten für eine bestimmte Zeit, zum Beispiel drei Jahre nach dem Austritt aus ihrer bisherigen Stelle, verpflichten, nicht in gewisse Konkurrenzgeschäfte einzutreten.

Derartige Vereinbarungen haben seit jeher zu einer unverantwortlichen Schädigung der Angestellten geführt. Deshalb verlangte unsere Fraktion, daß solche Vereinbarungen unter allen Umständen nichtig sein sollen.

Bei der Beratung des Handelsgesetzbuches im Jahre 1897 lehnte aber die bürgerliche Mehrheit des Reichstags diesen Antrag ab und begnügte sich mit folgenden Beschränkungen:

1. Die Vereinbarungen sollen für die Handelsangestellten nur insoweit verbindlich sein, wie die Verpflichtungen nicht die Grenzen überschreiten, die eine unbillige Erschwerung des Fortkommens der Angestellten ausschließen.
2. Sie dürfen nicht auf einen Zeitraum von mehr als drei Jahren nach der Beendigung des Dienstverhältnisses erstreckt werden.
3. Sie sind nichtig, wenn der Angestellte zur Zeit des Abschlusses minderjährig ist.
4. Sie werden nichtig, wenn der Geschäftsinhaber durch vertragswidriges Verhalten den Angestellten Grund zur Auflösung des Dienstverhältnisses gibt oder wenn der Geschäftsinhaber das Dienstverhältnis ohne wichtigen Grund kündigt. Im letzten Falle aber kann der Geschäftsinhaber die Vereinbarung dadurch wirksam erhalten, daß er dem Angestellten während der Dauer der Konkurrenzklausel das zuletzt bezogene Gehalt fortzahlt.
5. Hat der Angestellte eine Strafe für den Fall versprochen, daß er die Verpflichtungen nicht erfüllt, so kann der Geschäftsinhaber nur die verwirkte Strafe verlangen.

Der Anspruch auf Erfüllung oder auf Ersatz eines weiteren Schadens ist ausgeschlossen. Die Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches über die Herabsetzung einer unverhältnismäßig hohen Vertragsstrafe bleiben unberührt.

6. Vereinbarungen, die diesen Beschränkungen zuwiderlaufen, sind nichtig.

Mit diesen Bestimmungen ist es gekommen, wie die Sozialdemokraten vor zwölf Jahren vorausgesagt haben: die Beschränkungen der Konkurrenzklausel haben sich als ungenügend erwiesen. Daher drang die Erkenntnis immer mehr durch, daß nur das unbedingte Verbot der Konkurrenzklausel die Mißstände beseitigen kann. Allgemein mußte zugegeben werden, daß eine gründliche Verbesserung der Bestimmungen über die Konkurrenzklausel dringend notwendig ist. In diesem Sinne hat sich auch der Reichstag wieder-

holt ausgesprochen. Jetzt endlich sind die verbündeten Regierungen mit einer Vorlage zur Änderung der Bestimmungen an den Reichstag gekommen.

Leider bringt aber wieder einmal der Entwurf nicht das, was erwartet werden mußte: er bringt nicht das unbedingte Verbot der Konkurrenzklausel. Er will vielmehr nur eine besonders schamlose Form der Konkurrenzklausel noch ausdrücklich verbieten, die die Gerichte schon bisher für unzulässig erklärt haben. Die Vereinbarung soll nichtig sein, wenn sich der Geschäftsinhaber die Erfüllung auf Ehrenwort oder unter ähnlichen Versicherungen versprechen läßt. Ferner soll die Vereinbarung nur dann gültig sein, wenn sie schriftlich geschlossen und wenn dem Angestellten bei dem Abschluß eine von dem Geschäftsinhaber unterzeichnete Urkunde ausgehändigt wird, die die vereinbarten Bestimmungen enthält.

Die wichtigste Neuerung aber ist, daß zu den bisherigen Beschränkungen der Vereinbarungen — die in einigen Punkten sogar verschlechtert werden sollen — jetzt die Verpflichtung des Geschäftsinhabers hinzutreten soll, dem Angestellten für die durch die Konkurrenzklausel vereinbarten Verpflichtungen eine besondere Entschädigung während der Dauer der Verpflichtungen zu leisten. Nach dem Entwurf soll dies geschehen, wenn der Verdienst des Verpflichteten in der Zeit der Verpflichtung nicht den Betrag des zuletzt bezogenen Gehaltes erreicht. Im besten Falle soll die Entschädigungspflicht des Geschäftsinhabers dem Angestellten auf die Dauer seiner Verpflichtung einen Gesamtverdienst in der Höhe seines früheren Gehaltes sichern.

Der Angestellte kann aber in der Regel nach Beendigung seiner Lehrzeit zunächst nur eine verhältnismäßig bescheidene Stelle erlangen. Wenn er tüchtig ist, wird er danach streben, allmählich in günstigere Stellen einzurücken. Wird ihm dies durch die Konkurrenzklausel unmöglich gemacht, dann erleidet er einen Schaden, für den die Sicherung des bisherigen geringen Gehaltes ein ganz ungenügender Ersatz ist. Diesem Übelstand ist auch nicht durch die Erhöhung der Entschädigung abzuhelfen, da die wirkliche Höhe des Schadens überhaupt nicht zu berechnen oder auch nur einigermaßen zutreffend zu schätzen ist; die Konkurrenzklausel verhindert es ja, daß der Angestellte zeigt, wieviel er in besseren Stellen verdienen kann.

Die verbündeten Regierungen trösten sich, wie sie in der Begründung des Entwurfes darlegen, mit der Hoffnung: die Entschädigungspflicht werde die Geschäftsinhaber „von selbst" dazu führen, „ein Konkurrenzverbot nur in solchen Fällen zu vereinbaren, in denen ein wirklich erhebliches und schutzbedürftiges Interesse dafür vorliegt". Dies könnte jedoch nur dann erreicht werden, wenn die Geschäftsinhaber zu einer für sie empfindlichen Leistung verpflichtet wären. Hiervon ist der Entwurf weit entfernt.

Von der Entschädigungspflicht ganz befreit sollen die Geschäftsinhaber dann bleiben,

1. wenn die Vereinbarung den Geschädigten nur für ein Jahr und in einem Umkreis von zwei Kilometer verpflichtet;
2. wenn der Geschädigte für eine Tätigkeit außerhalb Europas angenommen worden war;
3. wenn das frühere Jahresgehalt des Geschädigten 8000 Mark überstiegen hatte.

In den Fällen mit Entschädigungspflicht des Geschäftsinhabers erhält der Geschädigte nur im dritten Jahre der Verpflichtung so viel, daß sein Gesamtverdienst den Betrag seines letzten Gehaltes erreicht, also seines Gehaltes in der früheren Stelle. Dagegen braucht der Geschäftsinhaber

für das erste Jahr der Verpflichtung nur ein Viertel des letzten Gehaltes,

für das zweite Jahr der Verpflichtung nur ein Drittel des letzten Gehaltes zu zahlen, wenn auch der Verdienst des Geschädigten in seiner neuen Stelle um einen viel größeren Betrag kleiner ist als sein letztes Gehalt.

Dazu kommt das Recht des Geschäftsinhabers, sich von der Entschädigungspflicht dadurch zu befreien, daß er den Angestellten von den in der Vereinbarung übernommenen Verpflichtungen entbindet. Dazu ist er berechtigt,

solange das Dienstverhältnis weder beendet noch gekündigt ist, — jederzeit,

wenn das Dienstverhältnis gekündigt ist, oder während der letzten drei Monate eines Dienstverhältnisses, das nach dem Vertrag ohne vorherige Kündigung endet, — innerhalb einer Frist, die der Verpflichtete setzen kann und die wenigstens eine Woche betragen muß;

nach Beendigung des Dienstverhältnisses oder
nach Ablauf der vom Verpflichteten gesetzten Frist — jederzeit, aber mit der Wirkung, daß seine Entschädigungspflicht noch sechs Monate bestehen bleibt, nachdem die vereinbarte Verpflichtung des Angestellten aufgehoben worden ist.

Nehmen wir als Beispiel einen Angestellten mit einem Monatsgehalt von 200 Mark. Er sei durch die Konkurrenzklausel in der Auswahl einer neuen Stelle so beschränkt, daß er keine Hoffnung hat, eine andere, einigermaßen günstige Stelle zu finden. Kündigt er und will abwarten, ob er nicht doch eine passende Stelle findet, so muß ihm der Geschäftsinhaber das erste Jahr hindurch 50 Mark monatlich zahlen. Davon kann er nicht leben. Die Folge davon ist, daß ein solcher Angestellter in den meisten Fällen es überhaupt nicht wagt, seine Stelle zu kündigen, so daß ihn die Konkurrenzklausel an seine Stelle fesselt, ihm den Weg zu besseren Stellen verschließt.

Ist aber der Angestellte besonders wagemutig, gibt er trotz der Konkurrenzklausel die Stelle auf, dann kann er es nicht lange mit der Entschädigung von 50 Mark monatlich aushalten. Sehr bald ist er durch die Not gezwungen, eine wenn auch ungünstige Stelle anzunehmen. Je mehr sich dann das Gehalt der neuen Stelle dem Betrag des früheren Gehaltes nähert,

desto geringer wird die ihm infolge der Konkurrenzklausel zustehende Entschädigung. Hat sich der Angestellte in der neuen Stelle auf eine längere Zeit gebunden, dann kündigt der zur Entschädigung verpflichtete Geschäftsinhaber die Konkurrenzklausel und hat die Entschädigung nur noch sechs Monate zu zahlen. Demnach ist die Last, die die Entschädigungspflicht dem Geschäftsinhaber auferlegt, verhältnismäßig gering und kann auf den Inhaber größerer Geschäfte keine abschreckende Wirkung ausüben.

Daher dürfen wir uns mit den Vorschlägen des Entwurfes nicht zufrieden geben, sondern müssen auf unsere alte Forderung zurückkommen, auf das unbedingte Verbot der Konkurrenzklausel. Als einzigen Grund gegen das Verbot führen die Regierungen in der Begründung an:

> Es wäre unbillig und unwirtschaftlich, wenn den Gewerbetreibenden ohne weiteres das Recht genommen würde, sich dagegen zu schützen, daß der Angestellte die oft mit großem Aufwand von Arbeit und Kosten errungene geschäftliche Stellung des Geschäftsinhabers gefährdet, indem er die besonderen Kenntnisse und Beziehungen, die er bei ihm erworben hat, unmittelbar zu dessen Schaden ausnutzt.

Ganz unberechtigt ist es, hier von einer Ausnutzung der Kenntnisse und Beziehungen zum Schaden des Geschäftsinhabers zu reden. Vielmehr handelt es sich hier einzig und allein um den Nutzen des Angestellten! Der Angestellte soll seine Kenntnisse zu seinem Nutzen verwerten können. Das ist ein Recht, das jeder Mensch beansprucht und beanspruchen muß. Kein Mensch darf dieses Recht nur für sich allein mit Beschlag belegen und sich über einen „Schaden" beklagen, wenn ein anderer von demselben Rechte wie er Gebrauch macht.

Daran ändert auch nichts, daß sich der Angestellte „die besonderen Kenntnisse und Beziehungen" in dem Geschäft „erworben" habe. Diesen so erworbenen Kenntnissen und Beziehungen stehen gleichwertig gegenüber die besonderen Kenntnisse, Fähigkeiten und Beziehungen, die der Angestellte in das Geschäft mitgebracht hat. Der Geschäftsinhaber nützt zu seinem Vorteil die Kenntnisse und Leistungen seiner Angestellten aus. Auch das betrachtet er als sein selbstverständliches Recht, nach dem Austritt des Angestellten aus dem Geschäft die von dem Angestellten eingeführten Verbesserungen auszunützen, die von ihm empfohlenen Lieferanten in Anspruch zu nehmen, die von ihm gewonnenen Kunden zu besuchen usw. Dieses Recht bestreitet den Geschäftsinhabern kein Mensch. Mit demselben Recht aber müssen die Angestellten nach dem Austritt aus ihrer Stellung die Kenntnisse und Beziehungen zu ihrem Vorteil verwerten können, die sie in ihr erworben haben. So ist in Wahrheit jede Konkurrenzklausel ein gar nicht zu rechtfertigendes Vorrecht des Geschäftsinhabers gegenüber dem Angestellten. Es ist daher nur ein Gebot der Gerechtigkeit, daß die Gesetzgebung die Konkurrenzklausel unbedingt verbietet, und zwar nicht nur für Handlungsgehilfen und Lehrlinge, sondern für alle Arbeiter und Angestellten.

Das Antistreikgesetz in Queensland.

Von A. Baumeister.

Immer noch gilt Australien als das Land des sozialen Friedens, als das „Land ohne Streiks", wenngleich in den letzten Jahren einzelne der Beobachter große Löcher in diesen alten Glauben reißen mußten. Die Entwicklung der Gesetzgebung zur Schlichtung gewerblicher Streitigkeiten war aber in den meisten australischen Bundesstaaten eine äußerst rasche und zugleich vorbildliche für Versuche, die anderwärts auf dem gleichen Gebiet bisher unternommen wurden. Es verlohnt sich daher gewiß, besonders wichtige Entwicklungsphasen dieser Art australischer Gesetzgebung auch an dieser Stelle zu skizzieren.

Schon seitdem der große Sympathiestreik der Seeleute und Hafenarbeiter Neuseelands, die ihren kämpfenden Kollegen des australischen Festlandes zu Hilfe kommen wollten, im Jahre 1890 verloren ging, haben die Arbeiter aller australischen Staaten sich auch politisch ganz energisch betätigt, und noch in demselben Jahre wurde das erste unabhängige Arbeiterblatt gegründet. Jener Streik ging nämlich nicht nur wegen der Masse der aus dem Landinnern herbeiströmenden unorganisierten Landarbeiter verloren, sondern vornehmlich infolge der brüsken Parteinahme der öffentlichen Gewalten für die Unternehmer. So waren die vermeintlich unbesiegbaren Gewerkschaften, trotz ihrer gefüllten Kassen, geschlagen worden, doch hat diese Niederlage Früchte gezeitigt, die bei den Siegern gewiß keine dauernde Befriedigung hervorrufen konnten. Die bittere Lehre dieser Niederlage nämlich brachte den Arbeitern, die bis dahin nach altenglischem Muster Nurgewerkschafter gewesen waren, die Notwendigkeit der politischen Aktion bei, die übrigens gerade in diesem Lande mit seiner demokratischen Regierungsform die Weitsichtigeren anreizen mußte. Ihr Eintritt in das politische Leben als selbständige politische Bewegung der arbeitenden Klassen geschah mit solcher Energie und zugleich mit solchem Erfolg, daß bei den Neuwahlen kurz darauf die alte Regierung in Neuseeland gestürzt wurde und an ihre Stelle mit Hilfe der Arbeiterpartei eine liberale Regierung trat.

Die neue Regierung hat dann schon nach einigen anderen tief einschneidenden Reformen in der Landfrage usw. 1894 das unter dem Namen „Industrielles Einigungs- und Schiedsgerichtsgesetz" berühmt gewordene Verfahren durchgeführt, das seither in vielen anderen Ländern in der einen oder anderen Form Nachahmer gefunden hat. Als ursprünglichster Zweck dieses Gesetzes galt und gilt noch heute die Abschaffung des Schwitzsystems und die friedliche Erledigung aller gewerblichen Streitigkeiten, also die Verhinderung von Streiks und Aussperrungen. Dieser Zweck soll erreicht werden durch ein obligatorisches Verfahren vor Einigungs- und Lohnämtern und nötigenfalls durch Schiedsgerichte, wodurch die Lohn- und Arbeitsbedingungen für jeden Beruf, also unter Mitwirkung von Vertretern der Arbeiter, der Unternehmer und des Staates, festgelegt werden und somit gesetzliche Kraft erlangen. Ähnliche Lohnamtgesetze gibt es schon in allen anderen australischen Bundesstaaten, doch enthalten diese nicht alle das strikte Verbot der Streiks und Aussperrungen, wie es in Neusüdwales, Süd- und Westaustralien und auf der Insel Tasmania ausgesprochen

wurde, während in Viktoria insbesondere den Eisenbahnern auf gleichem Wege das Streikrecht genommen ist. Für den ganzen australischen Staatenbund gibt es dann noch ein besonderes Bundesgesetz, das über die einzelstaatlichen Lohnämter die Bundeslohnämter setzte. Auf die letzteren richtet sich jetzt immer mehr die Aufmerksamkeit der Arbeiter, weil ihre Erfahrungen mit den alten einzelstaatlichen Lohnämtern eine immer größer werdende Unzufriedenheit auslösen.

Auch in Neuseeland enthielt das Gesetz von Anfang an das Verbot aller Streiks und Aussperrungen. Nun ist nicht abzuleugnen, daß diese Lohnämter eine sehr segensreiche Tätigkeit auf dem Gebiet der Schwitzindustrien geleistet haben, die eigentlich dadurch ganz verschwunden sind. Allerdings muß bei einem Vergleich mit unseren Verhältnissen vor allen Dingen beachtet werden, daß in gewissem Sinne die Unternehmerbesitzer jener Institutionen in Australien doch aus anderem Holze geschnitzt sind, als das bei uns der Fall sein würde. Wenngleich sie im Grunde genommen genau so profitgierig sind, so haben sie in einem verhältnismäßig neuen und dabei sehr reichen Lande sich wohl noch mehr den Grundsatz des „Leben und Lebenlassen" angeeignet. Mit einem Worte, es ist mit ihnen doch noch eher umzugehen, und, was von nicht zu unterschätzender Bedeutung, die demokratische Regierungsform verbürgt der öffentlichen Meinung einen entsprechenden Einfluß, und der ist immer gerade den am erbärmlichsten Gestellten dienlich gewesen.

Andererseits aber gibt es in der australischen Arbeiterbewegung nur eine Meinung darüber, daß es den qualifizierteren Arbeitern sowie allen jenen, die schon eine bestimmte Stufe auf der sozialen Stufenleiter erklommen haben, immer schwieriger, manchmal direkt unmöglich wird, weitere Arbeitszeitverkürzungen oder Lohnerhöhungen durchzudrücken. Zwar haben sie den ganz schlecht Gestellten aufgeholfen, selbst aber ist ihnen ein weiterer Aufstieg infolge der Lohnamtsmaschinerie vielfach versagt. Das erklärt, daß auch in Neuseeland, wo die Arbeitsniederlegung mit schweren Strafen bedroht ist, in letzter Zeit sich die Streiks mehren, und zwar zum Teil Streiks zu dem Zwecke, die einzelstaatlichen Lohnämter ganz los zu werden. Ein solcher Streik von 2000 Bergarbeitern in Waihi zum Beispiel hat schon seit Juli die Öffentlichkeit ungeheuer erregt, war aber Anfang Oktober noch nicht erledigt.

Eine ähnliche Erscheinung ist auch in den anderen „Ländern ohne Streiks" zu beobachten, trotzdem in jenen Staaten, wo die bürgerlichen Parteien noch am Ruder sind (bekanntlich ist die Bundesregierung und die Regierung in Neusüdwales und Westaustralien in den Händen der Arbeiterpartei), ständige Änderungen der Gesetze zu ihrer Verschärfung gegen die Arbeiter beitragen. So wird die Vorlage einer solch verschärften Bill soeben wieder aus Südaustralien gemeldet. Nur Queensland hatte bisher kein Streikverbot, doch will seine Regierung dem Beispiel der Nachbarstaaten jetzt folgen, weil das alte Lohnamtgesetz auch hier den Unternehmern nicht mehr genügt. Ende Juli dieses Jahres nämlich legte die Regierung dem Parlament den Entwurf eines „industriellen Friedensgesetzes" vor, das inzwischen schon, wie das Kabel meldet, in zweiter Lesung angenommen wurde. In Queensland ist die Partei der Farmer, die unserem Bunde der Landwirte nicht unähnlich ist, am Ruder, die natürlich nur mit Hilfe der

großen Masse der rückständigen, aus allen möglichen Elementen zusammengewürfelten Landarbeiter die Regierung erobern und behaupten konnte. Diese Regierung will jetzt den „industriellen Frieden" herstellen. Die Handlungsgehilfen, die noch nie stark genug waren, zu streiken, sollen dem neuen Gesetz unterstellt werden, obwohl früher für sie Lohnämter nicht zugelassen wurden. Dadurch hofft man sie zu ködern, weil für sie der Verlust des Streikrechtes nicht sehr augenfällige Bedeutung hat. Dagegen sollen die Landarbeiter nicht unter das Gesetz fallen, noch auch die Arbeiter und Angestellten öffentlicher Betriebe. Für die letzteren, heißt es, schlichte das Parlament alle vorkommenden wirtschaftlichen Streitfragen. Von dem Gesetz sollen dagegen besonders die Arbeiter der Industrie betroffen werden, weil bei ihnen die Gewerkschaftsbewegung in den letzten Jahren rasche Fortschritte gemacht hat. Ende 1910 gab es in Queensland schon 34 eingetragene Gewerkschaften mit 18 500 Mitgliedern (780 bezw. 297 323 in ganz Australien und Neuseeland), und die Zahl der organisierten Arbeiter dürfte jetzt insgesamt rund 30 000 betragen. Das ist in Anbetracht der noch jungen Entwicklung dieses Landes eine recht erhebliche Zahl.

Nach dem neuen Entwurf werden die bisherigen Lohnämter der einzelnen Berufe, die obendrein sehr lose organisiert waren, durch „Industrieämter" ersetzt. Diese beziehungsweise ihre Beschlüsse unterliegen wiederum der Sanktion eines zentralen „Industriegerichtes", das aus einem mit großer Machtvollkommenheit ausgestatteten Richter besteht. Seine Entscheidung ist endgültig und unanfechtbar.

Die Industrieämter sollen aus vier bis zwölf Beisitzern bestehen, die ihren eigenen Vorsitzenden wählen. Ist hierüber eine Einigung nicht zu erzielen, so wird ein Vorsitzender vom Gouverneur ernannt. Alle Mitglieder müssen zur Zeit der Wahl noch in der vertretenen Industrie selber tätig sein, so daß also die Arbeiter völlig unabhängige Vertreter, wie zum Beispiel ihre Gewerkschaftsangestellten, gar nicht wählen könnten.

Übertretungen oder Nichtbeachtung der „Sprüche" dieser Ämter soll an Vereinigungen mit Geldstrafe bis zu 10 000 Mark, bis zu 200 Mark bei einzelnen Arbeitern geahndet werden. Der Richter kann in solchen Fällen dem Urteil einen besonderen Einhaltsbefehl anfügen, durch den die Betreffenden mit Gefängnis oder Zuchthaus bis zu drei Monaten, Gesellschaften oder Organisationen mit Geldstrafe bis zu 10 000 Mark bedroht werden, wenn sie bei ihrem Verhalten beharren. Hier tritt der Klassenstandpunkt der Vorlage ganz besonders zutage, denn im Wiederholungsfall gibt es für den Arbeiter gleich die entehrende Freiheitsstrafe. Bis zu 1000 Mark Geldstrafe für Einzelpersonen und bis zu 10 000 Mark für Körperschaften sind vorgesehen für jeden, der durch Drohung oder „in irgend einer anderen Weise" andere zum Beitritt zu oder zum Austritt aus einer Organisation zu veranlassen sucht!

Von vornherein verboten ist jede Aufforderung zum oder Beteiligung an einem Streik oder an einer Aussperrung in jenen Berufen, deren Tätigkeit im Allgemeininteresse nötig ist, wie die Herstellung und Lieferung von Gas, Elektrizität, Wasservertrieb für häuslichen Gebrauch, Lieferung von Milch, Mehl und Brot für den häuslichen Gebrauch sowie die Förderung und der Vertrieb von Kohlen überhaupt, solange nicht die folgenden Vorbedingungen erfüllt sind: Weder Streik noch Aussperrung dürfen in

diesen Berufen erklärt werden, ehe nicht die vorgeschriebene Konferenz beider Parteien, die der Richter des Industrieamtes zum Zwecke der Verständigung einzuberufen hat, ergebnislos verlief. Dann noch muß die Absicht der Arbeitseinstellung mindestens vierzehn Tage vorher dem Gericht angezeigt werden, und dieses wiederum muß darüber durch eine geheime Urabstimmung unter allen interessierten Unternehmern oder Arbeitern entscheiden lassen! Wenn aus praktischen Gründen die vierzehntägige Frist zur Durchführung der Abstimmung, die sich über den ganzen in Frage kommenden Beruf erstreckt, nicht ausreicht, so kann sie vom „Registrar", der sie zu leiten hat, verlängert werden. Für diese Abstimmungen ist vom Industrieamt ein besonderes Reglement aufzustellen. Die Abstimmung muß mindestens eine Zweidrittelmajorität für das Vorhaben ergeben haben. Wer immer sich hiergegen vergeht oder andere veranlassen will, diese Bestimmungen zu übertreten, soll mit Geldstrafe bis zu 20 000 Mark belegt werden, wenn es sich um Unternehmer handelt, sonst bis zu 1000 Mark. Zur Eintreibung dieser Strafen können auch die Löhne ganz oder teilweise, wie immer der Richter dies für gut befindet, mit Beschlag belegt werden. Gehört der bestrafte Arbeiter einer Organisation an, so kann auch diese bis zu 400 Mark bestraft werden, wenn sie nicht nachzuweisen vermag, daß sie alles nach ihren Kräften getan hat, um ihr Mitglied von der Gesetzesübertretung abzuhalten! Hat aber eine Arbeiterorganisation sich solcher Vergehen selber schuldig gemacht, so ist ihre Verurteilung zu Geldstrafe bis zu 20 000 Mark möglich, sowie die Nichtigkeitserklärung der für ihre Berufsangehörigen früher erlassenen Lohnfestsetzungen usw. Eine Gesetzesübertretung durch die Arbeiterorganisation soll angenommen werden, wenn ein Angestellter oder die Majorität der Mitglieder daran teilgenommen haben, wenn sie ihre Mitglieder veranlaßte, Arbeitsangebote zurückzuweisen usw. Auch dies kann durch Einhaltsbefehl seitens des Richters verschärft werden, dessen Nichtbeachtung Gefängnis- oder Zuchthausstrafe bis zu sechs Monaten, bei Korporationen Geldstrafe bis zu 20 000 Mark zur Folge haben kann.

Die gleichen Bestimmungen gelten für alle anderen Berufe, bei denen allerdings die Einigungskonferenz nicht obligatorisch ist, wohl aber die Ankündigung der Arbeitseinstellung, Urabstimmung darüber usw.

Den bisher bestehenden Lohnämtern können auch solche Mitglieder angehören, die nicht mehr in ihrem Beruf aktiv tätig sind, zum Beispiel Gewerkschaftsangestellte. Das soll in Zukunft wegfallen. Raffiniert ist auch die Bestimmung, daß Arbeiter, denen weniger als der gesetzlich festgelegte Mindestlohn gezahlt wurde, ihre Forderung innerhalb dreißig Tagen einklagen müssen, andernfalls diese Forderung verjährt. Das bedeutet in der Praxis die permanente Außerkraftsetzung der Minimallöhne für alle Arbeiter, die nicht ihre Arbeit einbüßen wollen, denn der solidarische Schutz der Mitarbeitenden soll ja durch das Gesetz völlig unterbunden werden. Bisher bestand für solche Forderungen eine zwölfmonatige Klagefrist.

Voller Heuchelei ist auch ein Passus, der vorschreibt, daß bei Maßregelung von Arbeitern wegen Beteiligung an den Industrieämtern und ihrer Arbeit der betreffende Unternehmer mit Geldstrafe bis zu 1000 Mark bestraft werden soll, doch obliegt es dem Arbeiter, den Nachweis der Maßregelung zu bringen, während sogar das Bundesschiedsgerichtsgesetz, das die alte liberale Bundesregierung für ganz Australien durchführte, in ähn-

lichen Fällen vorschreibt, daß der Unternehmer nachweisen muß, eine Maßregelung liege n i ch t vor.

Sehr gefährlich ist auch die Bestimmung, wonach jeder Versuch eines Vergehens gegen das neue Gesetz als eine vollendete Tat zu ahnden ist, wodurch offensichtlich ein besonderer Streikbrecherschutz geplant ist. Sogar die Aufforderung, der Gewerkschaft beizutreten, kann danach bestraft werden. Vor allen Dingen aber die Aufforderung zur Arbeitsniederlegung. Jede Unterstützung eines Streiks, der nicht in vorschriftsmäßiger Form eingeleitet wurde, sei es durch Geldbeiträge oder in anderer Form, kann bis zu 1000 Mark Strafe kosten. Das bedeutet einfach, daße jeder Streik völlig unmöglich wird, daß die Arbeiter an Händen und Füßen gebunden, den Unternehmern immer auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert sind, denn den Unternehmern werden selbstverständlich die mit Strafe bedrohten Vergehen nur sehr selten nachzuweisen sein.

Das mag genügen, um den Charakter dieser Art „sozialer" Gesetzgebung zu zeigen, die jede selbständige Bewegung der Arbeiter mit Stumpf und Stiel ausrotten will. Als die ersten Lohnamtgesetze vor fast zwanzig Jahren in Kraft traten, betonten die Regierungen die Notwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisation, da diese allein den erforderlichen Untergrund für den Aufbau der Lohnämter bieten könne. Daher suchten diese Gesetze den Zusammenschluß der Arbeiter in gewerkschaftlichen Organisationen zu fördern. Inzwischen aber haben sich die Unternehmer aller Schattierungen eines anderen besonnen. Gewiß sind sie nach wie vor für den „wirtschaftlichen Frieden", doch sollen ihn die Arbeiter durch die Aufgabe jeder Freiheit erkaufen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Vorlage Gesetz wird, doch dürfte ihm kaum eine lange Lebensdauer beschieden sein, denn die Arbeiterpartei rüstet mächtig nicht nur gegen das geplante Ausnahmegesetz selber, sondern besonders für die kommenden Wahlen, bei denen den jetzigen Machthabern wohl eine derbe Lektion erteilt werden dürfte. Eine Eroberung der Regierung durch die Arbeiterpartei ist sogar innerhalb des Bereichs der Möglichkeit.

Eine Mitte August in Brisbane, der Hauptstadt, tagende Konferenz aller Gewerkschaften beschloß, gegen das Gesetz, das einen ungeheuerlichen Angriff auf die Koalitionsfreiheit, auf die Gewerkschaften darstelle, im ganzen Lande in Gemeinschaft mit der Arbeiterpartei eine energische Kampagne einzuleiten und eine Protestpetition zirkulieren zu lassen. Zugleich empfiehlt das Organ der Partei den Gewerkschaften auf alle Fälle den Zusammenschluß mit gleichartigen Organisationen der anderen Bundesstaaten, damit ihre Gelder dort in Sicherheit gebracht werden können und sie die Möglichkeit haben, alle gewerblichen Streitigkeiten vor die Instanzen der Bundeslohnämter beziehungsweise Schiedsgerichte zu bringen. Das kann nämlich geschehen, wenn zum Beispiel die gleiche Organisation eine Lohnbewegung in mindestens zwei Bundesstaaten zugleich einleitet. Auf diese Weise wird auch dem kommenden Gesetz zur Knebelung der Gewerkschaften manche Spitze abgebrochen werden, und es wird vor allen Dingen den Konsolidierungsprozeß der australischen Gewerkschaften beschleunigen.

Die allgemeine Entwicklung der australischen Einrichtungen zur „Erhaltung des sozialen Friedens" jedoch, zur Verhinderung von Streiks und Aussperrungen, wird den deutschen Arbeitern sicherlich auch weiterhin eine

Warnung sein, derart gesetzlich gesicherter gewerblicher Ruhe auch nur das geringste Interesse entgegenzubringen. Mit diesem Mittel der Ausmerzung des Klassenkampfes in der heutigen kapitalistischen Gesellschaft ist es — auch in dem reichen Australland — nichts.

Notizen.

Die Ehescheidungen in Frankreich. Seit 1907 finden die statistischen Aufnahmen der Bevölkerungsbewegung in Frankreich in verbesserter Weise statt, die manchen neuen Einblick gewähren. Von den veröffentlichten Zahlen über die vier Jahre von 1907 bis 1910 sind vielleicht die bemerkenswertesten jene, die die Statistik der Ehescheidungen geben. Deren Zahl nimmt rasch zu. Man fand

Jahr	Absolute Zahl der Ehescheidungen	Auf je 1 Million Einwohner kamen Scheidungen
1907	10818	550
1908	11461	582
1909	12770	648
1910	12975	656

Am häufigsten sind Scheidungen bei Ehen, in denen der Gatte jünger als die Gattin ist.

Auf je 100 000 Ehen der betreffenden Gruppe kommen Ehescheidungen: der Mann älter als die Frau 150, der Mann jünger als die Frau 221, der Mann ebenso alt wie die Frau 97. Die Gleichaltrigkeit der Gatten scheint demnach den günstigsten Boden für dauernde Ehen zu geben.

Neben den Altersunterschieden spielt die Zahl der Kinder bei Ehescheidungen eine Rolle. Auf 10 000 Ehepaare der betreffenden Gruppen kommen Scheidungen: bei Paaren ohne Kind 172, bei Paaren mit 1 Kind 68, bei Paaren mit 2 Kindern 39, bei Paaren mit mehr als 5 Kindern 9. Die Kinder sind also das festeste Band der Ehe.

Zeitschriftenschau.

In Nr. 2 des neunten Jahrganges der nach einer längeren Unterbrechung wieder herausgegebenen „Tribune Russe" schreibt Francis de Pressensé über die **„französisch-russische Allianz"**: Die Ereignisse der letzten Jahre, die Niederlage Rußlands in Ostasien, die Niederwerfung der russischen Revolution, das Wachsen des deutsch-englischen Gegensatzes, die marokkanische Politik Frankreichs und zum Schlusse der Krieg auf dem Balkan haben eine Situation geschaffen, die eine neue Prüfung der Vertragsverhältnisse zwischen Frankreich und Rußland fordern. Als die Allianz geschlossen wurde, war sie gerechtfertigt und vielleicht notwendig, um das seit 1871 gestörte europäische Gleichgewicht herzustellen. Daß das autokratische Rußland und das republikanische Frankreich einen Bund schlossen, hatte nichts Außerordentliches. Richelieu war in derselben Stunde, da er die Niederwerfung der französischen Hugenotten vollendete, mit Gustav Adolf und den protestantischen Fürsten des Heiligen Römischen Reiches in enge Freundschaft getreten. Und der Nationalkonvent hatte dem türkischen Despoten die Freundeshand entgegengestreckt. Überdies war angesichts der Ungleichheit der Kulturentwicklung in den alliierten Ländern die Hoffnung nicht unberechtigt, daß die Berührung mit einem demokratischen und liberalen Staate schließlich in Rußland gewisse fortschrittliche Einflüsse eindringen lassen würde. Unglücklicherweise aber haben Parteibestrebungen den Vertrag von Anfang an verfälscht. Trotzdem die Allianz ausdrücklich auf dem Boden der Anerkennung des territorialen Statusquo, das heißt des Frankfurter

Friedens abgeschlossen worden war, gefiel es den französischen Politikern, sie als Mittel der Revanche, der Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens hinzustellen. Diese Lüge diente nur einer Politik der Phrase, die als einziges Ziel hatte, durch Erzeugung eines unfruchtbaren Chauvinismus in der Nation die Aufgabe der Regierung zu erleichtern. Damit schien aber Frankreich dem Zaren zu einer grenzenlosen Erkenntlichkeit verpflichtet, und die russische Diplomatie bekam den Schlüssel nicht nur zum Herzen, sondern auch zu den Geldschränken des französischen Volkes in die Hand. Die auswärtige Politik Frankreichs befand sich so im Schlepptau der Petersburger, in Ostasien wie in Kleinasien. Und die Reichtümer Frankreichs, einer Verwendung entzogen, die Frankreichs Boden und Industrie befruchtet hätte, dienten nicht dem nationalen Fortschritt Rußlands, sondern dem Kampfe gegen die russische Revolution. Die Republik wurde der Mitschuldige der Gegenrevolution und schwang sich nicht einmal zum platonischen Protest Campbell-Bannermans gegen den Staatsstreich von 1906 auf. So konnte sich die russische Regierung trotz der erlittenen Schläge eine ausgezeichnete internationale Situation schaffen, besonders durch die Tripleentente. Dabei verstand sie gleichzeitig eine Annäherung an Deutschland zu vollziehen. Die blinde Gefügigkeit der zwei Ententegenossen lieferte ihr einerseits Persien, andererseits die französischen Kassen aus. Aber Herr Poincaré hat von seiner Petersburger Fahrt nicht einmal Aufklärungen über die Potsdamer Abmachungen heimgebracht. Geschweige denn solche über das unter Rußlands Hut ausgebrütete Aktionsprogramm der Balkanvölker. Heute wird das Erbe der Türkei unter diese endgültig aufgeteilt. Aber diese Regelung müßte sowohl im Hinblick auf die gerechtfertigten Interessen der Balkanvölker und auf die Grundsätze des Völkerrechts wie auf das internationale Gleichgewicht und die gerechten Interessen Europas erfolgen. Nichts wäre für den Frieden gefährlicher, als den traditionellen Gegensatz von Dreibund und Dreiverband mit seinen Eifersüchteleien in dieses schwierige Problem einzuführen. Frankreich muß, einzig die Erhaltung des Friedens ins Auge fassend, sich von einer unheilvollen Unterordnung befreien und die Freiheit seiner Bewegungen wie die Gleichheit seiner Position wiedererlangen. Sowohl die russische Allianz wie die Entente Cordiale sind ihrem wahren Zwecke abwendig gemacht worden. Sie sollten die Wiederherstellung eines wahren europäischen Konzertes vorbereiten und verwirklichen. Man hat aber ein Instrument der Zwietracht aus ihnen gemacht. Das Übel ist groß, aber uns fällt nichtsdestoweniger die Aufgabe zu, für seine Besserung zu wirken. Das sozialistische Ideal ist keine Schimäre. Die Sozialisten sind auf diesem Gebiet wie auf allen anderen große Realisten. Sie stellen die Existenz bestimmter großer Strömungen fest, bemühen sich, sie zu kanalisieren und zu leiten und versuchen, gewisse unbestreitbare Resultate den von der Vernunft und vom Gewissen gebotenen Bedingungen anzupassen. So sehen sie in den Allianzen nicht den Willkürwert der Diplomaten, sondern die unvollkommene, zuweilen wohl verzerrte, aber doch unbewußte, notwendige Skizze des internationalen Organismus, der die Frucht der Geschichte sein wird.

In derselben Nummer schreibt J. Bratow über den **Polizeisozialismus in Rußland** in Anlehnung an ein soeben in Rußland erschienenes Buch, hinter dessen Verfasserpseudonym — A. Morskoi — sich nach den Behauptungen der unabhängigen Presse kein Geringerer als Graf Witte verbirgt. Der bekannte Gründer des Polizeisozialismus Subatow war ursprünglich „geheimer Mitarbeiter" — das heißt Lockspitzel — der Ochrana, stieg aber in der Folge in der staatlichen Hierarchie rasch empor. Er ging davon aus, daß sich in der mächtigen Arbeiterbewegung der Jahre 1894 und 1895 die wirtschaftlichen Triebkräfte stärker als die politischen gezeigt hatten. Subatow und der Moskauer Polizeichef Trepow, der sich ihm zugesellte, entwickelten nun den Gedanken, daß die Polizei die Arbeiterbewegung rechtzeitig und am richtigen Orte „regeln" und zwischen den Tendenzen, die zu bekämpfen, und jenen, die bloß zu „dirigieren" seien, unterscheiden solle. Im Februar 1902 setzte es Subatow, dessen Beschützer unterdes der Generalgouverneur

Großfürst Sergius geworden war, durch, daß die Statuten eines Hilfsvereins der Arbeiter der mechanischen Industrie genehmigt wurden — in einer Epoche, wo jegliche, auch die harmloseste Arbeiterorganisation untersagt war. Dieser Verein wurde ohne Wissen des Finanzministeriums, dem die Kontrolle von Hilfsvereinen zustand, gegründet. Die Agenten Subatows traten mit außerordentlicher Kühnheit auf. Diese „Arbeiter" verschafften sich mittels Vollmacht der Moskauer Polizei trotz der Einsprache der Fabrikinhaber und der Gewerbeinspektoren Eingang in die Betriebe und setzten sich für die Interessen der Arbeiter ein. Besonders bezeichnend ist der Fall des Industriellen Goujon, eines Franzosen, der die Bezahlung von 40 000 Franken, die er nach der Behauptung der Agenten Subatows seinen Arbeitern schuldete, verweigerte und bei dem dann der Streik ausbrach. Die Ausständigen erhielten von unbekannter Seite bedeutende Unterstützungen, die Polizei trat offen für sie ein, und schließlich bedrohte sie Goujon mit der Verhaftung und Ausweisung. Goujon appellierte an die französische Botschaft und erhielt den Schutz seiner Regierung. — Die Agenten Subatows erzählten den Arbeitern, daß die zarische Regierung die Kapitalisten enteignen und die Fabriken der Arbeiterschaft geben werde. Agitatoren durchstreiften die Industriebezirke. Wurden sie von der lokalen Polizei verhaftet, setzte ein Befehl aus Moskau sie wieder auf freien Fuß. Die Industriellen reichten beim Finanzministerium eine Denkschrift ein, worin sie auf die Gefährlichkeit dieses Treibens hinwiesen. Aber der Minister des Innern Plehwe hielt seine schützende Hand über Subatow, der selbst die Denkschrift beantworten durfte. Er ließ die Vertreter des Moskauer kapitalistischen Unternehmertums kommen und bedeutete sie, sich ruhig zu verhalten, wenn sie nicht administrative Strafen des Generalgouverneurs auf sich heraufbeschwören wollten. Die Polizei arbeite im Interesse der Unternehmer, denn nur eine Verbesserung der Lage der Arbeiter könne das bedrohte Kapital retten. Darum sollte jeder Betrieb ein besonderes Arbeiterkomitee wählen, an dessen Spitze von der Ochrana ausgewählte Bevollmächtigte treten sollten, „die in der Kunst, die Massen zu führen, erfahren und aus diesem Grunde administrativ verschickt" worden seien. — Die erschreckten Industriellen gaben nach, und so wurden Ende 1902 Verbände der Weber, der Konditoren und der Tabakarbeiter ins Leben gerufen. Subatow rekrutierte seine Leute unter den verhafteten Revolutionären, gegen die er alle Mittel — von Drohungen bis zu Versprechungen — anwandte. Manchmal ließ er sich auf theoretische Diskussionen mit ihnen ein, stellte ihnen seine Bibliothek zur Verfügung und erklärte ihnen, daß Bernsteins „Voraussetzungen" sein Lieblingsbuch sei. Ein paar unerfahrene oder durch die Verfolgungen gebrochene Leute blieben in seinen Netzen hängen. Subatow erklomm den Gipfel seiner Moral, als er nach Petersburg berufen wurde. Aber seine Schöpfung trug das Gesetz ihres Unterganges in sich. In den von der Polizei geschaffenen Organisationen brach das Klassenbewußtsein durch, die Sozialisten fanden einen Boden für die Aufklärungsarbeit, und die Streiks nahmen immer mehr einen politischen Charakter an. Die Arbeiterbewegung war nicht mehr zu meistern. Subatow mußte seine Entlassung nehmen und wurde sogar aus Petersburg ausgewiesen. Trotzdem gab die Regierung seine Taktik nicht endgültig auf. 1904 wurden die Statuten des „Verbandes der russischen Arbeiter der Fabriken und Werkstätten von St. Petersburg" genehmigt, dem außergewöhnliche, noch keinem russischen Verein bewilligte Freiheiten gewährt wurden. Vorsitzender war der Pope Gapon. — Der 22. Januar 1905 machte dieser ganzen Polizeipolitik ein Ende. Das vergossene Blut reinigte den Arbeiterverband von dem Schmutz, der ihm von der Gründung her anklebte. Die Zehntausende seiner Mitglieder traten an diesem Tage in die große Gemeinschaft des revolutionären Proletariats.

O. P.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



1. Band Nr. 14 Ausgegeben am 3. Januar 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zum Preußentage.

Von **Max Quarck**, Frankfurt a. M.

Wieder ruft ein sozialdemokratischer Preußentag die Beauftragten der klassenbewußten Proletarier des führenden deutschen Junkerstaats in die Reichshauptstadt. Und unsere Gegner haben von ihrem Standpunkt aus ganz recht, wenn sie zetern über die Macht im Staate, die wir ausüben, trotzdem unsere Fraktion nur ein kleines Sechsmännerkollegium im Abgeordnetenhaus neben den hundert und mehr Köpfe starken alten Parteien der Konservativen, des Zentrums und annähernd auch noch der Nationalliberalen ist. Auch die Einrichtung der Preußentage ist so eine sozialdemokratische „Anmaßung". Sie hält sich nicht an die langen, fünfjährigen Legislaturperioden des Dreiklassenhauses, sondern zerlegt sie in kürzere, zweijährige Abschnitte, für die sie die Missetaten dieser kuriosen „Volksvertretung" schriftlich und mündlich ausmünzt. Die beiden Heftchen mit den Rechenschaftsberichten unserer Landtagsfraktion für 1908/09 und 1910/11 sind Kulturdokumente geworden, nicht, weil sie etwa die höchste Summe politischer und sozialer Weisheit enthielten, die in den beiden Berichtsperioden von Sozialisten dort hätte produziert werden können, sondern weil sie den Niederschlag der ersten kräftigen proletarischen Gegenbewegung im Parlament selbst wider sechzigjähriges Klassenunrecht darstellen. In solchem Zusammenhang gewinnen auch die Zusammenstöße mit dem Präsidenten, die Erffaschen Gewalttaten gegen Borchardt und Leinert, die Experimente mit der verschärften Geschäftsordnung und andere reaktionäre Späße der Mehrheitsparteien ihr richtiges Gesicht. Die Leutchen haben fürchterliche Angst um die Aufrechterhaltung ihrer gottgewollten Besitz- und Rechtsordnung. In der Verteidigung ihrer „heiligsten Güter" halten sie sich wirklich zur Ausübung jeder Brutalität gegen die sozialistischen Störenfriede für berechtigt. Und sie sind gründlich und konsequent in ihrem Hasse und in ihrem Handeln. So gründlich und so konsequent, daß darin noch keine Gegenbewegung, auch die unserige nicht, mit ihren Aktionen wetteifern kann. Sollten wir uns deshalb nicht einmal mit den Schwächen und

Mängeln der preußischen Wahlrechtsbewegung beschäftigen, statt immer nur mit dem Herrentrotz und der Scharfmacherpolitik der borussischen Junker und Kapitalisten?

Bei allem schönen Schwunge unserer Wahlrechtsdemonstrationen in Preußen fehlt es in der Tat noch, wenn wir ehrlich bekennen wollen, an der tiefen und dauernden Massenbewegung gegen die Dreiklassenschmach durch das ganze Land, vollends, wenn lediglich die Arbeiterbevölkerung als Motor dieser Bewegung ins Auge gefaßt wird. Das Interesse an den preußischen Landesfragen ist seit zehn Jahren ganz erheblich gesteigert, aber es hat die preußischen Arbeitermassen noch lange nicht so gepackt, wie es sein müßte, wenn von einer durch sichere Überzeugung und Kenntnis der Dinge getragenen Volksempörung die Rede sein soll. An den gröbsten Rechtsbrüchen und Barbareien, die die Landtagsmehrheit begeht, entflammt sich wohl die Entrüstung aller Proletarier Preußens, die überhaupt politisch interessiert sind. Aber an dem Gefühl dafür, daß alles, was das Dreiklassenhaus tut, eine gröbliche und fortgesetzte Verletzung der Volksinteressen ist, fehlt es in großen Schichten der preußischen Arbeiterbevölkerung, namentlich der ländlichen, doch noch sehr.

Wenn politische Mißhandlungen an sich schon genügten, eine Klasse, die unter ihnen leidet, auf die Beine zu bringen und zur resoluten Kämpferin zu machen, so müßten zum Beispiel allein die Keckheiten Wunder tun, die seit Erlaß des preußischen Konfessionsschulgesetzes von 1906 an dem proletarischen Nachwuchs Preußens vom Dreiklassenhause verübt worden sind und von denen der neue Fraktionsbericht für 1910/11 wieder einige nette Pröbchen gibt. Man kann sich überhaupt kaum etwas Niederträchtigeres und Gewaltsameres denken, als wenn durch künstliche Rückständigkeiten im Volksschulwesen ganze aufsteigende Geschlechter von Arbeitern geistig verstümmelt und verkrüppelt werden, zumal wenn es durch eine herrschende Oberschicht mit der ganz bestimmten Absicht geschieht, die eigene Macht zu schützen. Deshalb trennt man in Preußen die Volksschulen in katholische und protestantische, um die Geistlichkeit jedes dieser beiden Bekenntnisse so intensiv als möglich die geistige Entwicklung des Kindes beeinflussen zu lassen. Deshalb rief man auch in den letzten Sessionen des preußischen Abgeordnetenhauses immer wieder nach der Vermehrung der geistlichen Schulaufsicht, und jammerte im Zentrum darüber, daß es neben fast 1000 geistlichen Inspektoren im Nebenamt „schon" 365 schultechnisch gebildete und hauptamtliche Kreisschulinspektoren gibt. Deshalb sah man den Maßregelungen liberaler und dissidentischer Volksschullehrer ruhig zu, deshalb ließ man die Dissidentenkinder unter den alten, gehässigen Ausnahmebestimmungen, deshalb jubelte die Mehrheit, als der Zentrumsgraf Praschma verriet: „Wir halten den Religionsunterricht für notwendiger als Gesang, Turnen und Zeichnen". Deshalb konnte man sich in der Kommission nicht einigen über den Ausbau des Fortbildungsschulwesens, dem das Zentrum den zwangsweisen Religionsunterricht aufpfropfen wollte, während den ländlichen und städtischen Ausnützern der jugendlichen Kräfte die Arbeitszeit der jungen Leute zu wertvoll war, als daß sie Lust hätten, einen Teil davon der Kirche zu opfern. Bei Volksschülern ja — da geht noch kein Profit verloren. Bei jugendlichen Arbeitern nein — da handelt es sich um Portionen der ausgiebigen Jugendkraft, die Geld wert sind! Wie denn auch Graf Häseler, das preußische

Herrenhausmitglied, vom Zwecke der Fortbildungsschule für Landarbeiter so schön gesagt hat: „Es interessiert uns viel mehr, daß der junge Mann vaterländisch denken und fühlen lernt, als daß er ... gedüngtes Land von nicht gedüngtem unterscheiden kann." Das ist doch wirklich eine klassisch gedrängte Formel für die Volksbildungsideale preußischer Machthaber. Die Gesinnungsdressur bleibt die Hauptsache. Sie macht den jungen Arbeiter zum gefügigen Werkzeug. Sie „interessiert" daher mehr als Berufskenntnisse. Stillschweigend rechnet man hier mit der wachsenden Mechanisierung und Arbeitsteilung auch der ländlichen Arbeit. Die braucht keine Kenner der Landwirtschaft, sondern nur geschickte Maschinenbediener. Und der Maschinendrill verträgt sich ganz gut mit dem geistigen Drill. So versuchen die preußischen Dreiklassen- und Herrenhäusler die heranwachsenden Massen nach einem teuflisch gemeinen Plane geistig zu kastrieren und zu entmannen. Jede Einzelheit dieses ordinären Planes ist deutlich greifbar und erkennbar. Die Schüler der Volks- und Fortbildungsschule und ihre Eltern spüren die reaktionären Krallen, die sich in ihr Fleisch und ihr Gehirn einschlagen. Hier wird buchstäblich um die soziale Zukunft gekämpft. Und doch schaffen diese Gewalttaten noch nicht entfernt jene Rebellen und Streiter gegen das Dreiklassensystem, die man aus solcher Drachensaat allein erwarten sollte. Wenn auf Druck Gegendruck erfolgen soll, so müssen nicht bloß gegensätzliche Interessen da sein, sondern der Gedrückte muß diesen Gegensatz auch klar erkannt haben, damit er sich bewußt aufbäumt gegen eine Verletzung seiner Interessen. Und hier fehlt es noch bis weit hinein in die preußischen Großstädte, nicht etwa nur auf dem flachen Lande. Es gibt noch Zehntausende kleinbürgerlich denkender preußischer Arbeiter, die den reaktionären Schuldruck noch nicht als Beeinträchtigung ihrer Lebens- und Zukunftinteressen empfinden und sich mit ihm abfinden. Und es wird noch einige Zeit dauern, bis die kleinbürgerliche Zufriedenheit solche Puffergruppen abbröckelt unter dem Drucke gesteigerter Unsicherheit und verschlechterter Lebensverhältnisse. Dann setzt allerdings der Erfolg unserer Aufklärung und unserer parteipolitischen Einwirkung meist sehr rasch ein. Einstweilen dürfen wir uns aber ruhig gestehen, daß die Herrschaft des preußischen Dreiklassenunrechtes noch zu einem recht unerfreulich großen Teil verankert ist in der Gleichgültigkeit erheblicher preußischer Volksteile. Was natürlich unsere lebhafteste agitatorische Tätigkeit nicht etwa weniger, sondern nur um so mehr als notwendig erscheinen läßt!

Aber es mag die Richtung unserer Agitation von unten bis oben etwas anders bestimmen. Wir dürfen ruhig den preußischen Massen selbst deutlicher und schärfer als bisher sagen, daß sie nicht bloß Opfer der preußischen Geldsackswirtschaft, sondern durch ihre Zurückhaltung und Gefügigkeit auch Mitschuldige an der langen Dauer des Gewaltregiments sind. Sie tragen alle Schikanen des Junkerstaats, von der Einschulung bis zur Feuerbestattung, viel zu geduldig. Sie sollen natürlich nicht jeden Tag protestieren und demonstrieren. Aber sie sollen sich voll Ingrimm saugen dadurch, daß sie sich um die systematische Brutalisierung ihrer Interessen in allen Einzelfragen kümmern. Und dazu müssen wir ihnen verhelfen bei jeder Gelegenheit. Unsere preußischen Ortsorganisationen und die preußische Lokalpresse unserer Partei sollen die Kinderaufnahmen in die Volksschulen, die Schülerentlassungen aus ihnen und alles, was damit zusammenhängt,

viel gründlicher beachten und behandeln. Ebenso die tausend anderen Dinge, bei denen preußische Reglementierung rauh und täppisch in das Leben eingreift. Aber nicht bloß, „um Krach zu machen", obgleich auch dies natürlich nötig ist. Sondern vor allem, um den Zusammenhang klarzustellen zwischen der großen Vergewaltigungspolitik, die Preußen regiert, und den kleinen Schädlichkeiten, in die sich der Feudalismus und die Kirchenherrschaft für den einzelnen übersetzen. Darin fehlt es noch sehr. Das ist die wirksamste, laufende Wahlagitation für alle Zeiten des Jahres. Die Massen müssen die ganze Niedertracht des preußischen Systems im Zusammenhang kennen lernen, um dauernd und beharrlich rebellisch zu werden. Für den Preußentag von 1910 war der erste Bericht über die parlamentarische Tätigkeit unserer kleinen Landtagsfraktion ein Muster solcher informatorischer Einführung in preußische Klassenstaatseinrichtungen. Der für den diesmaligen Preußentag über die Parlamentskämpfe 1910/11 bringt mehr nur die polemischen Spitzen der Verhandlungen. Eine Vereinigung beider Berichtsmethoden dürfte dazu dienen, auch die Drucksachen unserer Preußentage zu wertvollen Hilfsmitteln unserer so notwendigen „Hetzarbeit" zu machen. Die Reichhaltigkeit der diesmaligen Tagesordnung ist ein vielverheißender Anfang dazu.

Diesmal steht die Sozialdemokratie in Preußen vor Neuwahlen zum Abgeordnetenhaus und der Frage, ob sie linksstehende bürgerliche Parteien unterstützen soll, um die Junker- und Landratsmehrheit schneller reduzieren zu helfen. An lockenden Schilderungen von Erfolgen, die zu erzielen wären, wenn wir gleich im ersten Wahlgang mindestens mit der Freisinnigen Volkspartei zusammengingen, hat es von mehreren Seiten, auch aus unserem eigenen Lager, nicht gefehlt. Wer so nüchtern über das bereits vorhandene Interesse der preußischen Arbeitermassen an dem Kampfe gegen die Dreiklassenschmach denkt wie der Schreiber dieser Zeilen, ist gründlich gefeit vor irgendwelchen Illusionen. Er sieht auch in den letzten Wahlziffern von 1908 erst eine sehr mäßige Kraftäußerung des preußischen Proletariats. Gewiß, wir haben von 1903 auf 1908 die Wahlbeteiligung unserer Anhänger gewaltig zu steigern und beinahe zu verdoppeln verstanden, von 298 410 auf 521 255 sozialistisch stimmende Urwähler in der dritten Wählerklasse allein. Aber von den 521 255 roten Urwählern dritter Klasse fallen allein 420 328 auf die Städte, und der sehr geringe Anteil von 100 927 Urwählern auf das Land, wobei die außerordentliche Dezentralisation der Industrie zu beachten ist, die in Preußen auch die ehemals rein agrarischen Bezirke proletarisch mehr und mehr durchsetzt. So stimmten im westfälischen „Landkreis" Recklinghausen, wo überhaupt fast nur Industriearbeiter und Bergleute wohnen, 1908 ganze 2331 Urwähler der dritten Klasse von 34 425 Urwählern dieser Klasse überhaupt für uns, im Stadtkreis Gelsenkirchen auf 23 352 Urwähler gar nur 1337, und von ostelbischen, auch schlesischen Bezirken soll dabei erst gar nicht einmal geredet werden. Wir dürfen die preußischen Wahlziffern auch einmal von dieser Seite betrachten, ganz kühl und nüchtern, und uns sagen, daß solche Teilnahmlosigkeit Bände redet von der schweren politischen Beweglichkeit der preußischen Arbeitermassen, soweit sie nicht, wie in Berlin und Umgegend, im fortwährenden Feuer und in einer ausgezeichneten Organisation stehen, die sie nie locker läßt. Es fehlt aber noch alles davon, daß die Berliner oder Hamburger Beweglichkeit auch nur bei einem größeren

Teil der Arbeiterbevölkerung in der preußischen Provinz vorhanden wäre und so wirkte, daß sie die gehäuften Schwierigkeiten der Dreiklassenwahl auch nur entfernt überwinden könnte. Und weil für solche Arbeitermassen die einfachsten Wahlparolen die besten sind, deshalb dürfte auch die Resolution zur Wahltaktik, die seitens der Landeskommission bereits vorliegt, ganz das Richtige treffen und Wirrungen vermeiden helfen. Wo es uns gelingt, eigene Wahlmännerkandidaten aufzustellen, dort kann es kein Wanken und Schwanken geben. Dort fechten wir zunächst lediglich für uns. Die Wahlkreise, die so weit in der Organisation gediehen sind, werden sich hoffentlich diesmal gegen 1908 erheblich mehren. Wo wir noch nicht so weit sind, und wir werden nirgends Theater spielen und uns selbst etwas vormachen wollen, wo die Voraussetzungen für eigenes Vorgehen noch nicht gegeben sind, stimmen wir für bürgerliche Wahlmänner, deren Abgeordnetenkandidat uns bindende Versicherungen zur Wahlreform gibt. Ähnlich verfahren wir bei Stichwahlen zwischen bürgerlichen Kandidaten in einmännigen Wahlkreisen. In zweimännigen dagegen fordern wir für unsere Unterstützung die Abtretung eines Mandats. Das sind Wahlregeln, die die Massen begreifen und die doch so viel Bewegungsfreiheit geben, daß unsere erst im Erstarken begriffene Wählermacht den bürgerlichen Parteien, die eine wirkliche Wahlreform wollen, hinreichende Hilfe gegen Junker und sonstige Anhänger des Dreiklassenunrechts gewährt. Mehr können wir noch gar nicht leisten, wenn wir unsere Kräfte richtig einschätzen, und die Liberalen, die damit nicht zufrieden sind, sollen erst einmal ihre faulen Wählermassen so disziplinieren und anfeuern, als wir es bei den viel größeren Schwierigkeiten fertig brachten, die uns entgegenstehen. Von der immer zweifelhafter werdenden Freundschaft auch des liberalen Bürgertums für das freie Wahlrecht soll dabei des lieben Friedens vor den Wahlen halber noch gar nicht gesprochen werden!

Nur politische Toren lügen sich vor, wie geckenhafte Bergkraxler, daß der Aufstieg zu schwierigen Gipfeln ein Kinderspiel wäre. Ohne uns die Kampfbegeisterung schmälern zu wollen, die, wenn irgendwo, so in Preußen nötig ist, dürften wir uns schon einmal die steilen Wege, die wir noch bis zur preußischen Wahlreform zu erklimmen haben, klar machen und darauf achten, welches Gestrüpp am Wege noch wegzuräumen ist und wieviel Sturmkolonnen aus kundigen Mannschaften erst noch zu formieren sind. In den letzten Monaten erlebten einige Nachbarländer mit ausgeprägterer Demokratie, als sie Deutschland und Preußen kennen, wichtige Wahlreformen. Italien gab das Wahlrecht sogar seinen Analphabeten, und England ließ rückhaltlos den letzten Arbeiter (namentlich vom Lande) des höchsten modernen Staatsbürgerrechtes teilhaftig werden. Aber selbst England hat noch eine Wahlkreiseinteilung mit den schlimmsten feudalen Rückständigkeiten beibehalten; und in der französischen Demokratie drehte sich der noch unausgetragene Streit um die Wahlreform durch den Proporz, zu dessen Wirksamkeit uns übrigens eben Württemberg eigentümliche kleinbürgerliche Muster gibt, ebenfalls ganz wesentlich um die Abgrenzung der Wahlbezirke. Noch überall sucht also die bürgerliche Demokratie, auch die verhältnismäßig fortgeschrittenste, ihr Wahlglück durch die Wahlkreisgeometrie zu korrigieren, und die preußischen Granden und Großindustriellen befinden sich dabei in sehr „radikaler" Gesellschaft. Das mag auch uns preußischen

Wahlrechtskämpfern zeigen, daß wir der in Preußen herrschenden Sippe Stück für Stück einer volkstümlichen Wahlreform werden abringen und abtrotzen müssen. Deshalb können wir unsere Belagerungs- und Sturmgraben gar nicht groß und tief genug anlegen. Je gründlicher die Vorbereitungen zum Angriff, desto schneller werden die Siege aufeinander folgen. Möge der bevorstehende Preußentag solche gute Arbeit tun!

Landflucht, Seßhaftmachung der Landarbeiter und Sozialdemokratie.

Von **Otto Braun.**

Teuer mußten die preußischen Bauern in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ihre Freiheit erkaufen. Der Junker gab ihnen die Freiheit — und nahm ihr Land. Er ließ ihnen nur ihre Arbeitskraft, die er nach wie vor zur Bearbeitung des zusammengeraubten Großgrundbesitzes brauchte. An die Stelle der Leibeigenschaft des Bauern trat die Lohnknechtschaft des besitzlosen Landarbeiters.

Jahrelang konnten die Junker sich ihres Raubes freuen, die Früchte der bäuerlichen „Besitzregulierung" ungestört genießen. Für die Landarbeiter war diese Zeit eine Periode zügelloser Ausbeutung und Unterdrückung. Durch Ausnahmegesetze geknebelt, waren sie mit Weib und Kind ihren gutsherrlichen Ausbeutern auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Diese, durch die reaktionäre preußische Gesetzgebung und Verwaltung mit weitgehenden Machtbefugnissen ausgestattet, schwangen unbarmherzig die Fuchtel über ihre Lohnsklaven. Abgrundtief wurde die Kluft zwischen Gutsherren und Landarbeitern. Knapp schrieb vor zwanzig Jahren in seinem Werke über die Bauernbefreiung mit Bezug auf die soziale Stellung der Landarbeiter:

> Ihr Abstand vom Rittergutsbesitzer, der sich wie ein geborener Herrscher bewegt, ist so groß, wie er sonst nirgends zwischen Arbeitern und Arbeitgebern beobachtet wird. In den westlichen Ländern, wo sich bei zersplittertem Grundbesitz sehr häufig die äußerste Armut der kleinen Leute findet, gibt es gewiß ärmere Landarbeiter, aber nirgends solche, die so in jeder Beziehung den Eindruck der Unfreiheit machen.

Wer die Mittel aufbringen konnte, entzog sich durch Auswanderung nach Amerika diesen Verhältnissen. Freilich vermochten das nur verhältnismäßig wenige; der großen Masse ermöglichte erst die Industrialisierung Deutschlands die Flucht aus den gutsherrlichen Gefilden Ostelbiens.

Die beispiellos schnelle Entwicklung der deutschen Industrie in den letzten Jahrzehnten erzeugte einen Bedarf an Arbeitskräften, der nicht entfernt durch den Nachwuchs der gewerblichen Bevölkerung gedeckt werden konnte. Was lag da näher, als zur Deckung des Arbeiterbedarfs auf die landwirtschaftliche Bevölkerung zurückzugreifen. Hier hatten die Werber der Industrie ein leichtes Spiel, konnten sie doch den armen Landproletariern eine bessere Verwertung ihrer Arbeitskraft, größere Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit in Aussicht stellen. In Scharen verließen diese den Pflug und die heimatlichen Fluren und wanderten in die Großstädte und Industriegebiete ab, wo sie von den industriellen Ausbeutern als willige

und billige Arbeitskräfte mit Freuden aufgenommen wurden. In dem Tempo, wie die Industrie sich entwickelte, wuchs auch diese Auswanderung vom Lande, die sich schließlich zur Landflucht ausgewachsen hat.

Diese hat bereits zu einer bedrohlichen Entvölkerung des platten Landes geführt, die besonders in dem östlichen Teil des Reiches stark in die Erscheinung tritt. Während im Jahre 1882 die landwirtschaftliche Bevölkerung noch 42,5 Prozent der Gesamtbevölkerung umfaßte, wies sie 1907 nur noch 28,6 Prozent auf. Die Gesamtzahl der ländlichen Arbeiter stieg in dem gleichen Zeitraum wohl von 5 881 819 auf 7 283 471, doch ist diese Steigerung lediglich auf die starke Vermehrung der weiblichen Arbeitskräfte wie insbesondere auch auf stärkere Heranziehung der Familienangehörigen selbständiger Landwirte zurückzuführen. Die Zahl der landwirtschaftlichen Knechte und Mägde ist von 1 589 088 im Jahre 1882 auf 1 332 717 im Jahre 1907 zurückgegangen, die Zahl der Tagelöhner sank in diesen 25 Jahren von 2 240 267 auf 1 839 149. Und das in einer Zeit, in der die Gesamtbevölkerung Deutschlands von 45 222 113 auf 61 720 529 stieg.

Diese Erscheinung beschränkt sich übrigens nicht auf Deutschland, sie ist in fast allen europäischen Staaten mehr oder weniger zutage getreten.

Besonders stark tritt die Abwanderung vom Lande ja im Osten Deutschlands in die Erscheinung, wie sie überhaupt überall dort am stärksten ist, wo der Großgrundbesitz vorherrscht. So weist Dr. R. Ehrenberg in einer Statistik für Mecklenburg[1] nach, daß dort in 23 ritterschaftlichen Ämtern in der Zeit von 1851/53 bis 1900/05 die Einwohnerzahl von 139 385 auf 117 297, also um 22 129 oder 15,2 Prozent sich verringert hat. Und die Ostprovinzen Preußens ausschließlich Schlesiens und des Regierungsbezirks Potsdam haben in der Zeit von 1886 bis 1905 etwa 940 000 Menschen durch Abwanderung verloren. Im Jahrfünft 1905 bis 1910 hatte Ostpreußen einen Geburtenüberschuß von 128 173 zu verzeichnen; die Bevölkerungszunahme für diesen Zeitabschnitt beträgt aber nur 33 570 Köpfe, wovon auf die vier größten Städte der Provinz allein 32 116 Köpfe entfallen, so daß die ländlichen Bezirke über 94 000 Menschen an den Westen abgegeben haben. Der Verlust an Arbeitskräften, den die Provinz durch diese Massenabwanderung erleidet, kommt in den Zahlen noch nicht einmal voll zum Ausdruck, da die Abwandernden sich meist aus den jüngeren, kräftigeren Arbeitern rekrutieren, die physisch und geistig wertvoller sind als die Zurückbleibenden. In Ostpreußen ist festgestellt, daß von den zum Militär ausgehobenen landwirtschaftlich beschäftigten Personen der Provinz, die im Herbst 1906 zur Entlassung kamen, nur 54 Prozent wieder zur Landwirtschaft zurückkehrten. 46 Prozent blieben in den Städten und wandten sich gewerblicher Beschäftigung zu.[2]

Durch diese Entblößung der ostelbischen Landgebiete von Arbeitskräften haben sich Zustände herausgebildet, die eine nicht zu unterschätzende Gefahr für die Landwirtschaft und ihre Entwicklung bedeuten. Nach einer im Jahre 1900 in Ostpreußen getroffenen Feststellung fehlten auf den Gütern über

[1] Dr. Rich. Ehrenberg, Die Bedeutung der mecklenburgischen Büdnereien für die Einschränkung des Arbeitermangels. Verl. Karl Boldtsche Hofbuchdruckerei, Rostock.

[2] Arno Hoffmeister, Erhebungen über den Verbleib der schulentlassenen ländlichen Jugend usw., Heft 18 der Arbeiten der Landwirtschaftskammer für die Provinz Ostpreußen.

100 Hektar 14 Prozent, in den Dörfern 21 Prozent und bei den Bauern von 20 bis 25 Hektar gar ein Drittel des normalen Arbeiterbedarfes.[1]

Dieser Zustand hat sich eher verschlechtert als verbessert, und er gefährdet, wenn er weiter andauert, zweifellos die für die Volksernährung so wichtige Produktivität des landwirtschaftlich genutzten Bodens.

Anstatt nun durch Hebung der wirtschaftlichen Lage der Landarbeiter die Landflucht etwas einzudämmen, helfen die ostelbischen Landwirte sich damit, daß sie ausländische Arbeiter aus Rußland, Polen und Galizien in stetig sich steigernder Menge heranziehen. Die Feldarbeiterzentrale übt den Legitimationskartenzwang, der entgegen dem Gesetz die Freizügigkeit der Ausländer beschränkt. In der Saison 1910/11 hat sie 696 025 in Deutschland eingeführte ausländische Arbeiter mit Legitimationskarten versehen. Davon entfallen auf die Landwirtschaft 388 025 und auf die Industrie 308 000. Bereits 1907 hat die Berufszählung ergeben, daß in Preußen von den 2,2 Millionen landwirtschaftlicher Arbeitskräfte in fremden Diensten, Knechte, Mägde, Tagelöhner 9 Prozent im Auslande geboren sind. In der Provinz Sachsen sind es sogar 17,48 Prozent. Von den grundbesitzlosen Tagelöhnern kommen in ganz Preußen 17 Prozent der Männer und 14 Prozent der Frauen vom Auslande; in der Provinz Sachsen sogar 35⅛ Prozent männliche und 28 Prozent weibliche.

Doch die ausländischen Arbeiter bieten den Agrariern keinen befriedigenden Ersatz für die abgewanderten deutschen Arbeiter. Nicht nur, daß ihre jährliche Beschaffung erhebliche Kosten verursacht und ihre Lohnforderungen, obwohl sie geradezu kulturwidrig bescheiden sind, jenen noch zu hoch erscheinen, haben sie sich auch in der Arbeit als viel weniger anstellig und leistungsfähig erwiesen als die einheimischen Arbeitskräfte. Auch üben sie bei ihrem meist sehr niedrigen Bildungsniveau in sittlicher und allgemein kultureller Hinsicht einen sehr ungünstigen Einfluß auf ihre Umgebung aus; vertreiben nicht selten noch die letzten einheimischen Gutsarbeiter.

Besondere Bedenken flößt den ländlichen Arbeitgebern aber der Umstand ein, daß dieser Zustrom ausländischer Arbeiter nachzulassen droht und schließlich ganz versiegen kann. Denn die Agrarier der Herkunftsländer dieser billigen Arbeitskräfte machen nunmehr auch Anstrengungen, sie dort festzuhalten, und dringen in ihre Regierungen, sie darin durch entsprechende Maßnahmen zu unterstützen.

Das zwingt die deutschen Agrarier, mehr denn bisher auf Mittel und Wege zu sinnen, um die Landarbeiter ans Land zu fesseln. Daß die ungleich schlechtere soziale Lage des Landarbeiters dem Industriearbeiter gegenüber jenen anspornt, die Position des letzteren zu erstreben, wollen sie nicht zugeben, obwohl das für jeden Einsichtigen außer Zweifel ist. Erklärt doch selbst Kapp, der Direktor der ostpreußischen Landschaft:[2]

Die Landflucht unserer Arbeiter ist im letzten Grunde zurückzuführen auf eine Verschiebung des Kulturniveaus der ländlichen und städtischen Arbeiterbevölkerung. Vordem blickte der Landarbeiter auf den Industriearbeiter als Proletarier herab als auf jemand, der sich auf ungleich niedrigerer sozialer Stufe befand. Hierin ist schon seit geraumer Zeit und stetig fortschreitend ein vollkommener

[1] Archiv für innere Kolonisation, 3. Band, S. 228.

[2] Denkschrift zur Kolonisations- und Landarbeitervorlage. Nachtrag zur Vorlage 2 des außerordentlichen 48. Generallandtags. Königsberg 1908, S. 36.

Umschwung eingetreten. Gegenwärtig ist es der ländliche Arbeiter, der nach seinen ganzen wirtschaftlichen und sozialen Aussichten tiefer steht, auf den als Fronarbeiter und Heloten vom Industriearbeiter herabgesehen wird.

Anstatt hieraus den einzig richtigen Schluß zu ziehen und den Landarbeiter aus seiner Fronarbeiter- und Helotenrolle zu befreien, ihn wirtschaftlich und rechtlich dem Industriearbeiter gleichzustellen, rechnet man ihm in den agrarischen Zeitschriften fortgesetzt mit heißem Bemühen vor, daß er sich wirtschaftlich viel besser stehe als der Arbeiter in der Stadt und sonach keinen Grund habe, in die Stadt zu ziehen.

Indes allen diesen glänzenden Aufrechnungen zum Trotze ziehen die Landarbeiter nach wie vor massenhaft vom Lande fort. Und so mußte der Regierungspräsident v. Schwerin aus Frankfurt a. O. in einem Vortrag über die innere Kolonisation in der Provinz Brandenburg, den er am 25. Februar 1911 auf einer Konferenz der brandenburgischen Landräte in Berlin hielt, eingestehen:[1]

...Da hilft es nichts, daß den Menschen vorgerechnet wird, daß die Lohnverhältnisse auf dem Lande, alles betrachtet, günstiger sind als in der Stadt, daß die Wohnungsverhältnisse besser sind, daß die Kinder gesünder und kräftiger aufwachsen und was an richtigen Bemerkungen sich sonst noch machen läßt. Das alles hat sich nicht als genügend starkes Zugmittel erwiesen. Nur dann, wenn ihm etwas vor Augen gestellt werden kann, was seinem Herzenswunsch entspricht, gelingt es, das Volk an das Land zu fesseln. Dieser Wunsch des Landvolkes ist zu allen Zeiten der eigene Landbesitz gewesen.

Die Seßhaftmachung der Landarbeiter durch Ansiedlung auf eigenen Landbesitz, das ist das Mittel, mit dem in den letzten Jahren im erhöhten Maße versucht wird, die Landflucht zu bekämpfen, nachdem alle Versuche, den Landarbeitern höheres Einkommen vorzurechnen und ihnen schöne Wohnungen in gräflichen Luftschlössern vorzuspiegeln, fehlgeschlagen sind.

Dieses Mittel ist nicht neu: in England, wo die Industrie sich bereits viel früher entwickelte und die Landarbeiter anzog, hat man bereits in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts damit begonnen. Doch hatten diese meist von privater Seite betriebenen Unternehmungen wenig Erfolg. Erst die Small Holdings and Allotments Acts von 1907 und 1908, in denen die ganze Ansiedlungsgesetzgebung vereinigt ist, gaben dem Staate die Handhabe, die Ansiedlungstätigkeit mehr zu forcieren und planmäßiger zu betreiben, als es bis dahin geschehen war. Steht Land zum Erwerb zu angemessenen Preisen nicht ausreichend zur Verfügung, so kann sogar zwangsweise Pacht oder Enteignung stattfinden.

In Frankreich wird neuerdings auf Grund des Gesetzes vom 10. April 1908 betreffend den kleinen Grundbesitz und billige Wohnungen (relative à la petite propriété et aux habitations à bon marché) und des Gesetzes vom 12. Juli 1909 betreffend die Einrichtung von Heimstätten (Loi sur la constitution d'un bien de famille insaisissable) die Ansiedlung wieder energischer betrieben. Die beiden erwähnten Gesetze gehen von dem Gedanken aus, die Förderung des kleinen ländlichen Grundbesitzes sei Pflicht eines Staates, dessen Grundlage als demokratische Bauernrepublik durch die Entvölkerung der ländlichen Gebiete ernstlich bedroht sei. Billige Kreditgewäh-

[1] Archiv für innere Kolonisation, 3. Band, S. 231.

rung (2 bis 3 Prozent), Steuerbefreiungen, Erleichterung der Versicherung und der erbrechtlichen Übertragung sind die Mittel, durch die dieser Zweck erreicht werden soll.

Auch in Dänemark wird die Seßhaftmachung der Landarbeiter vom Staate gefördert. Diesem Zwecke diente das Gesetz von 1899, das nach mehreren Abänderungen nun in seiner neuesten Fassung seit dem 1. April 1910 in Kraft ist. Danach werden Staatsdarlehen zum Erwerb von Grundbesitz Landarbeitern gewährt, die die im Gesetz vorgesehenen Bedingungen erfüllen. Die der Ansiedlung dienenden Stellen dürfen nicht unter 1 Hektar Land umfassen.

In Ungarn, das alljährlich viele tausend Landarbeiter an Deutschland abgibt, wird auf Grund der Gesetze von 1894 und 1907 versucht, unter Aufwendung erheblicher Staatsmittel durch Gründung von Arbeiteransiedlungen und Bau von Arbeiterhäusern für landwirtschaftliche Arbeiter die Landflucht zu bekämpfen. Ebenso wird noch in einigen anderen Staaten Europas mit staatlichen Mitteln die Seßhaftmachung der Landarbeiter betrieben.

In Deutschland ist zuerst in dem Domanium Mecklenburgs die Arbeiteransiedlung planmäßig betrieben worden. Während in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vorwiegend Büdnereien, das sind bäuerliche Familienbetriebe, geschaffen wurden, wurde in der zweiten Hälfte vornehmlich die Schaffung von Häuslereien, Haus mit zirka 5 Ar Land, gefördert. Bis zum Jahre 1911 waren im Gebiet des Domaniums, der Ritterschaft und der Städte insgesamt 12 527 Häuslereien errichtet worden.[1]

In Bayern, einem weiteren vorwiegend Landwirtschaft treibenden Staat, ist das Gesetz betreffend die Landeskulturrentenanstalt vom 21. April 1884 durch Gesetz vom 24. März 1908 dahin erweitert, daß Gemeinden, gemeinnützigen Vereinigungen oder einzelnen Grundbesitzern unter bestimmten Voraussetzungen Landeskulturrentendarlehen gewährt werden können zur Herstellung und gesundheitlichen Besserung von Kleinwohnungsbauten für die minderbemittelte Bevölkerung und zur Ansiedlung von landwirtschaftlichen Arbeitern. Nach einem Bericht des Ministeriums des Innern vom Jahre 1911 waren bis dahin auf Grund dieses Gesetzes wohl Darlehen für städtische Arbeiter verlangt worden, nicht aber für landwirtschaftliche.[2]

Preußen, das unter der Abwanderung ja am stärksten leidet, hat erst auf Grund des Ansiedlungsgesetzes von 1886 und des Rentengutsgesetzes von 1891 die innere Kolonisation nach langer Pause wieder aufgenommen. Doch hatte man sich vorerst das Ziel gesetzt, kleine und mittlere Bauern anzusetzen; die Ansiedlung von Landarbeitern trat dahinter zurück. Auch die Ansiedlungskommission für Posen und Westpreußen, die im Jahre 1887 vornehmlich aus nationalpolitischen Gründen ihre Tätigkeit aufnahm, richtete diese vorerst auf die Ansiedlung von Bauern. Bis Ende 1911 hatte sie 19 577 Familien angesiedelt und darunter nur 1966 auf Stellen in Größe von bis zu 2 Hektar; dazu noch einige hundert Arbeitermietsstellen. Von den wenigen angesetzten Arbeitern sind nur zirka 50 Prozent Land- und Waldarbeiter.

[1] Archiv für innere Kolonisation, 3. Band, S. 324. [2] Dasselbe, S. 348.

Die Seßhaftmachung von Landarbeitern allein betrieben inzwischen einige Großgrundbesitzer auf eigenem Grund und Boden. In welcher Weise sie das ausführten, bekundete ganz offen auf einer Konferenz zur Beratung der inneren Kolonisation, die am 14. und 15. Juni 1909 zu Berlin im Abgeordnetenhause tagte, der Rittergutsbesitzer v. Klitzing-Kolzig. Nachdem er die Abneigung der Gutsbesitzer, die Ansiedlung durch Genossenschaften zu betreiben, drastisch geschildert hatte, führte er über die von ihm geübte Methode folgendes aus:

Die Fläche, die ich dem Hause zugebe, ist nur 12 Ar groß, also nur ein halber Morgen. Der Arbeiter bekommt aber bei mir noch 2 bis 3 Morgen Acker auf Zeitpacht, und diese behält er, solange er bei mir arbeitet. Arbeitet er nicht mehr bei mir, dann geht auch natürlich die Zeitpacht verloren, die hört dann eben auf! Außerdem kündige ich ihm dann auch noch meine zweite Hypothek, nebenbei kündigt ihm wahrscheinlich auch die Landesversicherung die erste Hypothek! Also, meine Herren, die Arbeiter sind ganz fest angesessen....

Freilich, diese Art von Ansiedlung, die einer neuen Form der Hörigkeit gleichkommt, ist so ganz nach dem Herzen derer v. Klitzing. Sie hat dafür aber auch gründlich Fiasko gemacht. Die Herren haben nur wenige Arbeiter gefunden, die auf den Leim krochen. Und auch Oberlandeskulturgerichtsrat Pagenkopf gesteht ein:[1]

...Die Versuche, den Arbeiter in dem Rentengutsvertrag an einen Arbeitgeber und damit an die Scholle zu binden, sind aussichtslos und scheitern an dem Streben der Arbeiter nach Unabhängigkeit....

Gleichwohl ist diese Art der Seßhaftmachung noch immer das Ideal der Agrarier. Sie wollen eben nicht nur Arbeiter, sondern Arbeiter an der Kette. Es hat sich daher die preußische Regierung gezwungen gesehen, mit den Mitteln des Staates die Landarbeiteransiedlung zu fördern und für diese Förderung einheitliche Grundsätze aufzustellen. Die durch Verfügung des Landwirtschaftsministers vom 10. August 1909 bekanntgegebenen Grundsätze lauten:

1. Der anzusiedelnde Landarbeiter darf nicht in ein derartiges Abhängigkeitsverhältnis zu den einzelnen Arbeitgebern gebracht werden, daß er sich persönlich oder wirtschaftlich unfrei fühlt, vielmehr darf die freie Verwertung der Arbeitskraft des Ansiedlers auf dem Arbeitsmarkt nicht beschränkt werden. Als Ansiedlungsunternehmer sind nur Kreiskommunalverbände oder solche gemeinnützige Ansiedlungsgesellschaften (-Genossenschaften) zuzulassen, welche die Ansiedlung von Landarbeitern als dauernde Aufgabe betreiben und deren Arbeitsgebiet etwa dem Umfang eines landrätlichen Kreises entspricht (Kreisgesellschaften). Alle auf die Begründung der Stelle bezüglichen Verträge sind nur zwischen dem Kreise (der Kreisgesellschaft) und dem Ansiedler abzuschließen. Für eine Resthypothek oder Restrente darf als Gläubiger nur der Kreis (die Kreisgesellschaft) oder ein gemeinnütziges Kreditinstitut (Landesversicherungsanstalt, Kreissparkasse, Spar- und Darlehenskasse und dergleichen) eingetragen werden. Es wird dadurch jedoch nicht ausgeschlossen, daß a. der Kreis (die Kreisgesellschaft) mit Arbeitgebern oder anderen Personen (Genossenschaften) besondere Vereinbarungen zum Beispiel wegen Vorstreckung der Valuta für eine Resthypothek oder Restrente, Übernahme von Bürgschaften für Aufwendungen des Kreises (der Kreisgesellschaft), billiger Gewährung von Land, Leistung von Baufuhren und dergleichen trifft, und b. Arbeitgeber die Arbeitskraft von Ansiedlern unabhängig von der Begründung der

[1] Pagenkopf, Die Arbeiteransiedlung in Preußen. Archiv für innere Kolonisation, 3. Band, S. 294.

Arbeiterstelle durch einen Nebenvertrag (Gewährung wirtschaftlicher Vorteile, zum Beispiel freier Weide, Wiesennutzung, Übernahme von Zinszahlungen und dergleichen) sich zu sichern suchen. Die Ausführung von Arbeiteransiedlungen, die gelegentlich der bäuerlichen Kolonisation bei Aufteilung von größeren Grundstücken erfolgt, wird durch diese Bestimmung nicht berührt. 2. Die Belastung des Ansiedlers durch den Erwerb der Arbeiterstelle soll (ausschließlich der Amortisation) im wesentlichen durch den landwirtschaftlichen Ertrag der Stelle einschließlich des anzurechnenden Mietwertes der Wohnung gedeckt werden. Der Ansiedler hat eine angemessene Anzahlung zu leisten. 3. Als Arbeitsstellen im Sinne dieser Grundsätze gelten in der Regel Stellen von höchstens 1,5 Hektar. 4. Voraussetzung jeder Arbeiteransiedlung ist das Vorhandensein dauernder Arbeitsgelegenheit, und zwar nicht bloß bei einem einzigen Arbeitgeber. 5. In der Regel ist der Landarbeiter in Gemeinden anzusiedeln, weil hier die Bedingungen für seine kommunale, genossenschaftliche und gesellschaftliche Betätigung günstiger sind. Ansiedlung im Gutsbezirk wird in der Regel nur dann zuzulassen sein, wenn die Lage der Stellen zu einer benachbarten Ortschaft bequeme Beziehungen gestattet. Auch in diesem Falle ist tunlichst der kommunale Anschluß an die Gemeinden, und zwar vor Errichtung der Stellen, zu sichern. Auf die Nähe der Schule ist besonderes Gewicht zu legen. 6. Finanzielle Gewinnabsicht bei der Durchführung der Arbeiteransiedlung schließt die Staatsunterstützung aus. Im wesentlichen kann nur die Deckung der Selbstkosten einschließlich einer angemessenen Verzinsung des Betriebskapitals zugelassen werden. 7. Zur Sicherung nationalpolitischer Interessen und zur Erhaltung der Arbeiterstelle als solche sind Sicherungsmaßregeln vorzusehen. Zu diesem Zwecke ist ein dingliches Wiederkaufsrecht zugunsten des Kreises (der Kreisgesellschaft) gemäß Artikel 29 des Ausführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch zu bestellen, das auf Verlangen des Staates an diesen abzutreten ist. Die Verpflichtung des Kreises (der Kreisgesellschaft) hierzu ist durch ein zwischen Staat und Kreis (Kreisgesellschaft) ein für allemal getroffenes Abkommen sicherzustellen. Durch das Wiederkaufsrecht ist hauptsächlich auch zu verhindern, daß die Arbeiterstelle durch Ankauf seitens eines größeren Grundbesitzers und Vereinigung mit dessen Grundstück ihre Selbständigkeit als Arbeiterstelle verliert. Soweit es sich um Sicherung nationalpolitischer Interessen handelt, wird auf die hierfür geltenden Grundsätze verwiesen. 8. Der Kreis (die Kreisgesellschaft) soll nach Maßgabe der vorhandenen Mittel aus dem Fonds der landwirtschaftlichen Verwaltung, Kapitel 101, Titel 15 a, für jede von ihm ordnungsmäßig ausgeführte Ansiedlung eines Landarbeiters eine Beihilfe erhalten. Sie beträgt regelmäßig 800 Mark für jede Stelle und 10 Mark für jedes angefangene Hektar der zu besiedelnden Fläche. 9. Für die Mitwirkung der Generalkommission soll in der Regel nicht der Weg der Rentengutsbildung gemäß § 12 des Gesetzes vom 7. Juli 1891, sondern der Weg der Rentenablösung gemäß §§ 1 ff. a. a. O. gewählt werden. Auch in diesem letzteren Falle hat die Einleitung jedes Ansiedlungsunternehmens doch im grundsätzlichen Einverständnis mit der Generalkommission zu erfolgen. 10. Nach Durchführung der Besiedlung befindet auf Antrag der Generalkommission der Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten über die Bewilligung der Beihilfe. Die Beihilfen fließen in einen bei jedem Kreise (Kreisgesellschaft) zu bildenden Ausgleichsfonds. Der Fonds darf nur für Zwecke der Landarbeitersiedlung verwendet werden, insbesondere zur Deckung der Kosten, welche die Regelung der öffentlich-rechtlichen Verhältnisse verursacht. Zur Deckung der Anzahlung des Ansiedlers darf der Fonds nicht benutzt werden. Die Zinsen des Ausgleichsfonds können zur wirtschaftlichen Förderung der angesiedelten Arbeiter verwendet werden. 11. Diese Grundsätze gelten in den Provinzen Pommern, Brandenburg, Hannover, Schleswig-Holstein mit der Maßgabe, daß in den beiden letztgenannten Provinzen die Beihilfe nach Nr. 8 regelmäßig nur 500 Mark für jede Stelle und 10 Mark für jedes angefangene Hektar der zu besiedelnden Fläche beträgt.

Gemäß diesen Grundsätzen, deren Geltungsbereich auf das ganze preußische Ansiedlungsgebiet ausgedehnt ist, betreiben, abgesehen von einzelnen Kreisverwaltungen und kleinen Siedlungsgenossenschaften, folgende gemeinnützige Gesellschaften die Seßhaftmachung der Landarbeiter: 1. Ostpreußische Landgesellschaft, 2. Pommersche Landgesellschaft, 3. Landgesellschaft „Eigene Scholle" für Brandenburg, 4. „Landbank" A.-G. in Berlin, 5. Mecklenburgische Ansiedlungsgesellschaft A.-G. Schwerin, 6. Schleswig-Holsteinische Gemeinnützige Siedlungsgenossenschaft Kiel, 7. Hannoversche Gemeinnützige Ansiedlungsgesellschaft, 8. Hessische Siedlungsgesellschaft Kassel.

Über das seitherige Ergebnis der Tätigkeit dieser Korporationen besteht eine Gesamtzusammenstellung nicht. Der preußische Landwirtschaftsminister äußerte darüber am 15. Februar 1912 im Abgeordnetenhaus unter Hinweis auf eine Nachweisung der Regierung folgendes:

... Aus dieser Nachweisung ergibt sich, daß im ganzen preußischen Staate seit dem Jahre 1907 im ganzen 2775 Arbeiteransiedlungen gegründet worden sind, von denen 1266 auf ländliche und 1509 auf industrielle Arbeiter entfallen. Allein auf das Jahr 1911 kommen 381 ländliche und 283 industrielle Arbeiteransiedlungen. Daß die Arbeiteransiedlung in den letzten Jahren Fortschritte gemacht hat, läßt nicht allein diese Nachweisung, auf die ich eben Bezug genommen habe, sondern auch der Bericht erkennen, den die Ostpreußische Landgesellschaft zu Königsberg für die Zeit vom 1. April 1910 bis 31. März 1911 erstattet hat. In diesem Bericht ist ausgeführt, daß besonders die Vermehrung der Arbeiterstellen unter 1,5 Hektar zu beachten ist. Während bis zum 1. April 1910 in rund 4½ Jahren überhaupt nur 67 derartiger Stellen besiedelt werden konnten, ist es gelungen, im Berichtsjahr allein 47 Landarbeiter anzusetzen.... Von den landwirtschaftlichen Arbeiterstellen entfallen auf die Provinzen Ostpreußen 233, Pommern 224, Posen 148, Schleswig-Holstein 186 und Hannover 268....

Das ist im Hinblick darauf, daß einige hunderttausend Arbeiter auf dem Lande fehlen, bitter wenig. Immerhin sind größere Erfolge zu erwarten, da die Ansiedlung mit stärkerer Energie und unter Zuwendung erheblicherer Staatsmittel fortgesetzt werden soll.

Übrigens hat diese gesteigerte Ansiedlungstätigkeit auch eine für die sich mit ihrer Bodenständigkeit und Heimatsliebe brüstenden Agrarier sehr kennzeichnende Erscheinung gezeitigt. Alle Siedlungsgesellschaften berichten nämlich, daß ihnen weit über ihren Bedarf hinaus Grundstücke, meist große Güter, zum Kauf angeboten werden.

Der Ostpreußischen Landgesellschaft wurden nach ihrem Geschäftsbericht für 1911/12 nicht weniger denn 202 Güter angeboten, während sie für ihre Zwecke nur 10 mit 2835,33 Hektar erwerben konnte. Trotz dieses Überangebots stiegen die Preise von 1087 Mark pro Hektar im Vorjahr auf 1170 Mark im Berichtsjahr.

Die ostelbischen Großgrundbesitzer haben sich mit der in den letzten Jahren vom Staate geförderten Seßhaftmachung der Landarbeiter nie so recht befreunden können. Noch im Jahre 1909 erklärte der Landwirtschaftsminister v. Arnim-Criewen im preußischen Landesökonomiekollegium:[1]

... Ein Interesse für die Arbeiteransiedlung besteht im allgemeinen bei dem Großgrundbesitz in dem Maße, wie es wünschenswert wäre, nicht.... Es wird da

[1] Sonderheft der Verhandlungen des Landesökonomiekollegiums über innere Kolonisation, 2. Tagung, 11. Sitzungsperiode.

immer wieder eingewendet: „Was haben wir denn da für Vorteile? Wir haben nur Kosten, wir haben nur Armenlasten, die Leute arbeiten nachher doch nicht bei uns."

Trotzdem haben sie schließlich mitgemacht; doch mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe. In letzter Zeit macht sich nunmehr aber wieder eine Gegenströmung bemerkbar, die darauf gerichtet ist, mehr Arbeitermietsstellen mit Pachtland für sogenannte Einlieger zu schaffen und die Ansiedlung der Landarbeiter als selbständige Eigentümer zurückzustellen. Wortführer dieser neuen Richtung, die zweifellos auch unter den Großgrundbesitzern mehr Anklang finden wird, sind der Präsident des Oberlandeskulturgerichts Dr. Metz, Professor Ehrenberg in Rostock, und neuerdings hat sich auch der Vorsitzende der Ostpreußischen Landwirtschaftskammer v. Batocki-Bledau zu ihnen gesellt. In einigen Artikeln des Archivs für innere Kolonisation, 5. Band, Heft 1 und 2, tritt ihnen Dr. Stumpe, einer der eifrigsten Befürworter der Arbeiteransiedlung, entgegen und legt die Gründe für ihre veränderte Stellungnahme wie folgt dar:

Was im Arbeitgeberinteresse so erstrebenswert erscheint und daher auch so stark erstrebt wird, das ist die Abhängigkeit der Arbeiter von dem Arbeitgeber. Diese hofft man eben beim Einlieger viel wirksamer zu erreichen als beim Ansiedler.

Die nach den neuen Grundsätzen angesiedelten Landarbeiter wie auch die mecklenburgischen Häusler, auf die besonders Professor Ehrenberg exemplifiziert, sind den Herren nicht abhängig genug, daher die Sehnsucht nach den Einliegern, die durch Miets- und Pachtvertrag leichter in Abhängigkeit vom Arbeitgeber gebracht werden können.

Nun, die Ansiedlungstätigkeit wird zweifellos fortgesetzt werden. Hieß es doch in der Thronrede, mit der im Jahre 1911 der preußische Landtag eröffnet wurde:

... Unter Aufwendung erheblicher Staatsmittel sind neuerdings auch in den Provinzen Brandenburg und Pommern gemeinnützige Organisationen geschaffen worden, die sich die Vermehrung des bäuerlichen Besitzes und die Seßhaftmachung von Arbeitern zur Aufgabe stellen. Es sind Verhandlungen im Gange, inwieweit diese kolonisierende Tätigkeit durch besondere Maßnahmen der Gesetzgebung gefördert werden kann....

Und vor kurzem ging eine Nachricht durch die Presse, nach der die preußische Regierung einen Gesetzentwurf vorbereitet, der einen Kredit von 25 Millionen Mark zur Förderung der inneren Kolonisation fordert. Davon sollen 12 Millionen zur Kultivierung von Hochmooren, 10 Millionen für weitere Einlagen bei den Siedlungsgesellschaften und 3 Millionen zur Ansiedlung von Landarbeitern in den Domänen verwandt werden. Auch soll die Beleihung der Rentengüter von 75 Prozent auf 90 Prozent des Taxwertes erhöht werden.

Es handelt sich sonach bei dieser Angelegenheit nicht um einen Gegenstand vorwiegend theoretischer Erörterungen, sondern um eine Frage praktischer Politik, zu der die Partei im Parlament klar und unzweideutig Stellung nehmen muß. Sie muß ihre Stellungnahme so einrichten, daß sie, ohne von den Grundsätzen unseres Programmes abzuweichen, den Forderungen des ländlichen Proletariats gerecht wird und seinen Interessen dient. Ein Gesamtparteitag hat zu der Frage bisher nicht Stellung genommen. Doch

haben die Provinzialparteitage von Ostpreußen und Pommern in Resolutionen ablehnend votiert. Unsere Genossen im preußischen Landtag haben sich zuletzt wieder am 14. Februar 1912 gegen die Bewilligung staatlicher Mittel für Ansiedlungszwecke ausgesprochen, und auch im Reichstag hat am 2. März 1912 bei der zweiten Lesung des Etats des Innern Genosse Rob. Schmidt unter Hinweis auf die obenerwähnten Ausführungen des Rittergutsbesitzers v. Klitzing über sein Ansiedlungssystem sich gegen die Ansiedlung von Landarbeitern gewandt. Wie oben nachgewiesen, kommt die v. Klitzingsche Ansiedlungsart aber nicht mehr in Frage, jedenfalls werden dafür nach den Grundsätzen der preußischen Regierung staatliche Mittel nicht zur Verfügung gestellt. Auch der „Vorwärts" hat am 4. Mai 1909 unter Bezugnahme auf Punkt 7 der Ansiedlungsgrundsätze sich ablehnend geäußert, weil auf Grund dieser Bestimmung der angesiedelte Landarbeiter von Haus und Hof gejagt werden könne, wenn er den Junkern politisch unbequem würde. Nach dieser Bestimmung soll die Ansiedlungsgesellschaft zur Sicherung nationalpolitischer Interessen und zur Erhaltung der Landarbeiterstelle als solcher durch Eintragung in das Grundbuch ein dingliches Wiederkaufsrecht vorsehen. Also wenn der angesiedelte Arbeiter sein Grundstück verkaufen will, soll die Gesellschaft das Recht des Wiederkaufs haben, wenn der Verkauf an einen Polen oder an einen Spekulanten zu anderen Zwecken erfolgen soll. Nun, dem Arbeiter, der verkaufen will, kann es doch gleichgültig sein, ob ihm ein Pole oder die Gesellschaft das Grundstück abnimmt. Der im „Vorwärts" erwähnte Vergleich mit den von Haus und Hof gejagten Zeitpächtern in den fiskalischen Moorbrüchen und Waldarbeiterkolonien Ostpreußens ist nicht zutreffend. Diese erhalten ihr Grundstück auf Pachtvertrag, in dem sich der Fiskus ein jederzeitiges Kündigungsrecht vorbehalten hat.[1]

Eine dieser vollständig ablehnenden Haltung entgegengesetzte Stellung nimmt Genosse Artur Schulz in den „Sozialistischen Monatsheften" ein. Er befürwortet die Ansiedlung der Landarbeiter auf das wärmste. Er fordert sogar, daß ihnen mehr Land zugeteilt werde als vorgesehen, da er in diesen Ansiedlungen die Keime von kleinbäuerlichen Familienbetrieben erblickt, von denen, da sie nach seiner Ansicht die höchste Produktivität des Bodens gewährleisten, er alles Heil für die Entwicklung der Landwirtschaft erhofft. Ich teile diesen Standpunkt des Genossen Schulz nicht, bin vielmehr der Ansicht, daß in allen für die Landwirtschaft vornehmlich in Betracht kommenden Gebieten der landwirtschaftliche Großbetrieb rationeller und produktiver als der Kleinbetrieb ist. Der Umstand, daß das heute infolge der Eigenschaften und Anschauungen der Privateigentümer der landwirtschaftlichen Großbetriebe und infolge agrarpolitischer Maßnahmen und des Arbeitermangels nicht so zweifelsfrei in die Erscheinung tritt, ist kein Beweis dagegen. Doch darüber später einmal ausführlicher.

Die Seßhaftmachung der Landarbeiter betrachte ich vom Gesichtspunkt der Wohnungsfrage.

Der Umstand, daß die Landarbeiter den ganzen Tag von früh bis spät in der reinen Landluft arbeiten und sich nur in der kurzen Zeit der Nachtruhe, im Winter etwas länger, in ihren meist ganz unzulänglichen Woh-

[1] Arno Hoffmeister, Erhebungen über die Seßhaftmachung von Landarbeitern usw. Königsberg 1909, S. 92.

nungen aufhalten, läßt die gesundheitlichen Schäden der ländlichen Wohnungsmisere nicht so stark in die Erscheinung treten; für die sittlichen erbringt die Kriminalstatistik den Nachweis. Gleichwohl leiden die ländlichen Arbeiter unter den Wohnungsverhältnissen viel schwerer als die Arbeiter in den Städten. Selbst die von uns bekämpften Werkwohnungen in den Industriebezirken machen die Arbeiter nicht entfernt so abhängig von ihren Arbeitgebern als die Gutswohnung den Landarbeiter. Diese ist überall dort vorherrschend, wo die Landarbeiter noch auf Grund eines Jahreskontraktes gegen Naturallöhnung beschäftigt werden, das heißt in ganz Ostelbien, in Norddeutschland, zum Teil auch in Mitteldeutschland. Die Wohnung ist Eigentum des Arbeitgebers, steht auf dessen Grund und Boden und wird dem Arbeiter nicht durch Mietsvertrag, sondern als Teil des Naturallohnes gewährt. Über den Zustand dieser Wohnungen bieten selbst die vom preußischen Kultusministerium herausgegebenen Berichte über das Gesundheitswesen des preußischen Staates geradezu abschreckende Bilder. Und in der Benutzung dieser Wohnungen sind die Landarbeiter nicht einmal unbeschränkt. Da sie meist nur auf privaten Gutswegen zugängig sind, kann der Gutsherr ihm nicht genehme Besuche fernhalten. Zudem behält er sich das Recht vor, jederzeit die Wohnung zu betreten und in ihr zu verweilen. Wie weit die Beschränkungen gehen, erhellt aus den Arbeitskontrakten, die fast überall abgeschlossen werden. In einer vom Genossen G. Schmidt bearbeiteten und vom Deutschen Landarbeiterverband herausgegebenen Broschüre werden 36 Verträge aus den verschiedensten Teilen Deutschlands abgedruckt.[1]

Dort heißt es in einem in Mecklenburg abgeschlossenen Vertrag:

... Daß es untersagt ist, irgend jemand, wer es auch sei, außer der Frau und den schulpflichtigen Kindern und eventuell dem Hofgänger ein Unterkommen zu gewähren. Hierzu bedarf es stets der vorherigen Genehmigung des Herrn....

In einem anderen Vertrag:

... Erwachsene Kinder oder fremde Leute dürfen dauernd in herrschaftlicher Wohnung ohne Erlaubnis der Herrschaft nicht verweilen, insbesondere nicht ein anderes Arbeitsverhältnis eingehen....

Der Landarbeiter muß also seine schulentlassenen Kinder aus seiner Wohnung hinausstoßen, wenn sie nicht bereit sind, sich der Ausbeutung durch den Herrn preiszugeben. Das schlimmste aber ist, daß der Arbeiter auch bei vorzeitiger Beendigung des Arbeitsverhältnisses sofort aus der Wohnung hinausgesetzt werden kann. Diese vorzeitige Lösung des Vertragsverhältnisses kann aber durch den Gutsherrn sehr leicht herbeigeführt werden. So heißt es in einem in der vorerwähnten Broschüre abgedruckten Vertrag:

... Insonderheit aber kann ich sofort ohne voraufgegangene Kündigung entlassen werden bei... schlechter Erfüllung meiner Dienstpflichten. Die Entscheidung hierüber steht ausschließlich dem Dienstherrn oder dessen Vertreter zu....

In einem in Westpreußen abgeschlossenen Vertrag eines verheirateten Gespannknechtes heißt es:

[1] Lohnformen und Arbeitsverhältnisse in der Landwirtschaft. Ein Beitrag zur Beurteilung der Lage der deutschen Landarbeiter. Berlin 1912.

...Im Falle nicht pünktlicher Erfüllung jeder in vorstehenden Paragraphen übernommenen Verpflichtung steht es dem Brotherrn frei, den Knecht K. sofort zu entlassen und ist derselbe dann verpflichtet, sofort die Wohnung zu räumen ... und verzichtet bei Streitigkeiten, die über Auslegung dieses Vertrags entstehen sollten, ausdrücklich auf jede gerichtliche Entscheidung. ...

Diese rigorosen Vertragsbestimmungen kommen nicht nur vereinzelt vor, sie finden sich mit geringen Variationen auch in den Musterverträgen, die von Landwirtschaftskammern herausgegeben sind. Und daß sie nicht nur auf dem Papier stehen, sondern trotz des Arbeitermangels von ihnen auch oft Gebrauch gemacht wird, davon können die Arbeiter, die sich noch etwas Rückgrat bewahrt haben, ein Lied singen. Schreibt doch auch der Vorstand des Landarbeiterverbandes in seinem Tätigkeitsbericht für das Jahr 1911 in dem Verbandsorgan „Der Landarbeiter" Nr. 7 vom Juli 1912:

Eine verhängnisvolle Bestimmung der meisten Arbeitsverträge ist die Gewährung einer Wohnung an die Arbeiterfamilie. Jede „Unbotmäßigkeit" eines Arbeiters, worunter natürlich auch der schüchternste Protest gegen die gewohnheitsmäßig geübten Lohn- und Deputatbetrügereien der Herren landwirtschaftlichen Arbeitgeber gehört, wird mit der Aufforderung, dem „Befehl" unterdrückt, innerhalb drei Tagen die Wohnung zu räumen.

Nach dem Mustervertrag der Landwirtschaftskammer der Provinz Sachsen kann der Arbeiter sogar sofort entlassen werden, „wenn er sich der Aufwiegelei schuldig macht". Die Weitergabe eines sozialdemokratischen Flugblattes oder Stimmzettels ist in den Augen eines Agrariers aber bereits Aufwiegelei und wird mit Hinauswurf aus der Wohnung geahndet. Da in diesen Verträgen auch stets die Gewährung von Landnutzung vorgesehen ist, geht der vor Ablauf des Vertrags entlassene Arbeiter auch der Früchte seines Ackers verlustig, die er bei seinem Fortzug zurücklassen muß. Die günstigsten Verträge schreiben ja wohl vor, daß in diesem Falle der Gutsbesitzer die Aussaat ersetzen muß. Aber was nützt das dem Arbeiter? Er verliert das Ergebnis seiner monatelangen Mühen und der Arbeit von Weib und Kind und geht oft ohne Kartoffeln, ohne sonstige Nahrung dem Winter entgegen.

Eine schlimmere Hörigkeit, als diese Verträge mit Wohnungs- und Landgewährung für den Landarbeiter mit sich bringen, ist in der heutigen Zeit wohl kaum denkbar.

Aus dieser Hörigkeit kommt der Landarbeiter durch die Ansiedlung auf eigenem Grund und Boden heraus. Er erhält sein Häuschen mit gesunder Wohnung, Stall, Garten und ein paar Morgen Ackerland und ist darauf, solange er pünktlich seine Hypothekenzinsen zahlt, sein eigener Herr. Er braucht nicht zu fürchten, mit Weib und Kind und seinem Hausrat auf die Landstraße gesetzt zu werden, wenn er mit seinem gutsherrlichen Arbeitgeber wegen Differenzen auseinanderkommt. Auch entzieht sie ihn jener Abhängigkeit vom Arbeitgeber, die sich aus der Naturallöhnung ergibt. Denn im Vertrag wird wohl die Quantität der zu liefernden Naturalien festgesetzt, ihre Qualität hängt jedoch von der Anständigkeit des Arbeitgebers ab. Je nach dem Grade des Wohlwollens, das er dem einzelnen Arbeiter entgegenbringt, ist die Qualität des Deputats beschaffen. Und der Grad des Wohlwollens richtet sich hinwiederum nach dem Grade der Willfährigkeit und Unterwürfigkeit, die der Arbeiter dem Arbeitgeber gegenüber betätigt. Auch aus diesem unwürdigen Verhältnis kommt der im eigenen Heim wohnende Arbeiter heraus, der auf eigenem Acker baut, was er braucht, und daher nur

gegen Barlohn arbeiten wird. Auch entgeht er der Verpflichtung, Frau und Kinder seinem Arbeitgeber zur Ausbeutung für wenige Pfennige Taglohn zur Verfügung zu stellen. Eine Verpflichtung, die von den Landarbeiterfrauen ganz besonders bitter empfunden wird. Der im eigenen Hause wohnende Arbeiter kann auch in politischer Hinsicht viel selbständiger auftreten und mit Nachdruck seine wirtschaftlichen Interessen seinem Arbeitgeber gegenüber vertreten.

Welche Nachteile stehen diesen offensichtlichen Vorteilen gegenüber? Was läßt sich vom sozialdemokratischen Standpunkt gegen die Ansiedlung einwenden?

Da ist zuerst die Beschränkung der Freizügigkeit, die die Seßhaftmachung für den Landarbeiter zur Folge hat. Kein Zweifel, sie tritt ein. Doch ist sie bei den heutigen Verkehrsverhältnissen nicht so erheblich, wie es den Anschein hat. Gelingt es dem Arbeiter nicht, in der nächsten Umgebung seines Grundstücks einträgliche Lohnarbeit zu bekommen, dann erreicht er mit der Bahn oder dem Fahrrad leicht die nächste Stadt und arbeitet dort. Viele tausend Arbeiter tun das heute schon.

Also auf Gnade und Ungnade den benachbarten Besitzern ausgeliefert ist er keineswegs. Das wissen diese auch sehr gut und betrachten daher ja auch die Ansiedlungsbestrebungen mit sehr gemischten Gefühlen. In einer Sitzung der ostpreußischen Landwirtschaftskammer vom 27. November 1907, in der über die Seßhaftmachung der Landarbeiter verhandelt wurde, klagte ein Großgrundbesitzer, daß durch die Ansiedlung der Arbeiter der Arbeitermangel nicht behoben werde: „Im ersten Frühjahr, wenn die Lerche singt, gehen sie nach Königsberg, Berlin usw. Die Frau bleibt mit den schulpflichtigen Kindern zu Hause. Nicht allein sittliche Gefahren für die Familie, sondern auch politische Gefahren erwachsen daraus. Diese Handwerker, die aus den Großstädten zum Winter heimkehren, sind oft die Verbreiter sozialdemokratischer Ideen.“ [1]

Der Landrat des Kreises Labiau wies in derselben Sitzung darauf hin, daß in seinem Kreise trotz der großen Zahl grundbesitzender Arbeiter allergrößter Arbeitermangel in der Landwirtschaft bestehe. Er meinte:

Der Grund hierfür liegt darin, daß die zahlreichen Besitzer von Ansiedlungen, welche neben der Bewirtschaftung des Eigentums auf Lohnarbeit angewiesen sind, diese nicht in der Landwirtschaft, sondern im Gewerbe suchen. Die Ansiedler gehen, sobald der Frost aufhört, als Maurer oder Bauarbeiter nach Königsberg und Insterburg, teilweise als Industriearbeiter nach Westfalen und der Rheinprovinz.

Das gibt auch der ostpreußische Landschaftsdirektor Kapp in seiner Denkschrift über die Ansiedlungsfrage zu, meint jedoch:

Das sicherste Mittel gegen eine solche Gefahr liegt in der Bewilligung tunlichst hoher Barlöhne.

Die Agrarier werden sonach, wollen sie sich die Arbeitskraft der angesiedelten Arbeiter erhalten, höhere Löhne zahlen müssen, als sie es jetzt gewohnt sind.

Eine weitere Einwendung gegen die Ansiedlung geht dahin, daß der seßhaft gemachte Landarbeiter, da sein Grundstück zur Pferdehaltung zu klein, hingegen zur Spatenbearbeitung zu groß ist, wegen Leistung von Fuhren

[1] Arno Hoffmeister, Erhebungen über die Seßhaftmachung der Landarbeiter usw.

und Pflügen des Ackers auf den Gutsbesitzer angewiesen sei und dadurch leicht diesem gegenüber in Abhängigkeit geraten könne. Gewiß, das kann geschehen, muß aber nicht geschehen. Die Ansiedlung soll stets in Landgemeinden erfolgen. Dort findet der Arbeiter aber leicht kleine Besitzer, die ihre Pferde in der eigenen Wirtschaft nicht genügend ausnützen können und deshalb sehr gerne Lohnfuhren ausführen und ihr Gespann zum Pflügen zur Verfügung stellen. Immerhin werden es Großgrundbesitzer nicht an Versuchen fehlen lassen, die Arbeiter durch solche Leistungen an ihre Betriebe zu binden. Benützen sie das nicht zur Lohndrückerei, läßt sich dagegen nichts einwenden, versuchen sie das jedoch, dann kann sich der Arbeiter dem unschwer entziehen. Nun kann man noch einwenden, der angesiedelte Arbeiter werde Schutzzöllner werden und sich der Sozialdemokratie feindlich gegenüberstellen. In bezug auf das letztere ist von Interesse eine Äußerung des Herrn v. Wangenheim in der Sitzung des Landesökonomiekollegiums am 11. Februar 1912. Er führte dort hinsichtlich der Erfahrungen, die in anderen Ländern mit der Seßhaftmachung gemacht worden sind, folgendes aus:

> ... Es ergibt sich ferner aus den Erhebungen, daß die von uns so viel protegierte Seßhaftmachung der Landarbeiter in vielen Fällen sich als unwirksam erwiesen hat; so sind namentlich in Dänemark die angesiedelten Arbeiter Sozialdemokraten....

Schutzzöllner dürften die angesiedelten Arbeiter wohl ebensowenig werden wie die Instleute, die heute schon von zwei gemästeten Schweinen eins verkaufen. Zudem haben wir doch stets den Standpunkt vertreten, daß die Besitzer unter 5 Hektar keinen Nutzen von den Zöllen haben.

Alles in allem scheinen mir die Vorteile, die bei der Ansiedlung dem durch Wohnungsgewährung und Naturallohn in unwürdiger Abhängigkeit vom Arbeitgeber gehaltenen Landarbeiter erwachsen, so erheblich zu sein, daß die Nachteile, die er dabei in Kauf nehmen muß, sie nicht entfernt aufheben können. Wie die Dinge heute liegen, wird er durch die Ansiedlung aus der Wohnungsknechtschaft befreit, in die ihn die Arbeitgeber geschlagen haben, und gelangt er zum freien Lohnarbeitsvertrag, der die Vorbedingung ist für die Erzwingung des Koalitionsrechtes und seiner wirksamen Anwendung.

Dagegen läßt sich ja nun einwenden, daß dieses auch erreicht werden kann durch Beschaffung guter Mietwohnungen für Landarbeiter. Sicher ist das der beste Weg, und daher müssen wir auch in erster Linie fordern, daß der Staat und die von ihm subventionierten Siedlungsgesellschaften gute Landarbeiterwohnungen errichten und sie mit zureichendem Pachtland den Landarbeitern zur Miete abgeben. Land muß man den Arbeitern zur Verfügung stellen, denn jeder Landbewohner legt nun einmal sehr großes Gewicht darauf, etwas Garten- und Ackerland zur eigenen Bebauung für den Bedarf des Haushaltes zu haben. Doch kann bei solchem Miet- und Pachtverhältnis die Unabhängigkeit des Landarbeiters von den in den Landgesellschaften einflußreichen Arbeitgebern nur gewahrt werden, wenn bei ordnungsmäßiger Zahlung der Miet- und Pachtsummen das Kündigungsrecht der Gesellschaft ausgeschlossen ist.

Diese primäre Forderung hat ja vorläufig leider wenig Aussicht auf Verwirklichung. Gleichwohl müssen wir sie mit allem Nachdruck vertreten; werden jedoch dadurch die Landflucht nicht hemmen. Wir haben aber ein Interesse daran, daß sie gehemmt wird. Denn es liegt durchaus nicht im

Interesse der Arbeiterklasse, wenn jährlich Tausende ländlicher Arbeiter als Lohndrücker in die Industrie einrücken und es auf dem Lande infolge Arbeitermangels immer weniger möglich wird, den für die Volksernährung und die Steigerung der Produktivität des Bodens wichtigen landwirtschaftlichen Großbetrieb aufrechtzuerhalten und weiter auszugestalten. Auch ist der Entwicklung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse Deutschlands damit nicht gedient, daß sich die ländliche Arbeiterschaft zu einem großen Teil aus rechtlosen ausländischen Heloten zusammengesetzt. Deshalb sollten wir doch ernstlich erwägen, ob es richtig ist, uns Maßnahmen zu widersetzen, die, wie die Seßhaftmachung der Landarbeiter, dazu angetan sind, mindestens zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse der Landarbeiter und damit zur Einschränkung der Landflucht wesentlich beizutragen und zugleich dem freien Arbeitsvertrag die Wege zu bahnen.

Die Gewerkschaften in der Wirtschaftskrisis.

Von **Rich. Seidel.**

Wir befinden uns zwischen zwei Wirtschaftskrisen. Die jüngste Periode wirtschaftlicher Depression befindet sich noch in aller Gedächtnis. Die ersten Zeichen ihres Herannahens waren in der ersten Hälfte des Jahres 1907 zu beobachten, während in der zweiten Hälfte der Niedergang bereits in vollem Gange war. Das ganze Jahr 1908 sowie ein großer Teil von 1909 waren sodann völlig von der Krisis beherrscht, und erst in der zweiten Hälfte 1909 setzte eine Besserung ein. Gegenwärtig befinden wir uns wieder inmitten der schönsten Hochkonjunktur, aber die nächste Krisis dürfte nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Der Eintritt der wirtschaftlichen Depression bedeutet für die Arbeiterklasse jedesmal eine Katastrophe, die in vielen Beziehungen eine völlige Veränderung ihrer Lage im Gefolge hat. Auf dem Besitz und der Verwertungsmöglichkeit der Arbeitskraft beruht nicht allein die Existenz des Arbeiters in der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung, sondern auch sein Ansehen beim Kapital. Gestützt auf die Unentbehrlichkeit der Arbeitskraft bei der Mehrwerterzeugung vermag die Arbeiterklasse, wenn sie sich gute, willensstarke Organisationen schafft, dem Unternehmertum mit Macht entgegenzutreten.

Aber auch nur um der Arbeitskraft willen bedeutet der Arbeiter dem Unternehmer etwas. Ist der Bedarf an Arbeitskräften groß, dann ist der Arbeiter viel umworben, schwindet jedoch die Absatzmöglichkeit der von den Arbeitern geschaffenen Waren, schwindet die Unentbehrlichkeit der Arbeitskraft, dann verliert der Arbeiter für den Kapitalisten Wert und Ansehen.

Damit gestalten sich naturgemäß auch die Lebensbedingungen der gewerkschaftlichen Organisationen, die die Aufgabe haben, für einen möglichst günstigen Absatz der Arbeitskraft zu sorgen, schwieriger. Die ganze Art ihrer Tätigkeit verändert sich in vielen Beziehungen völlig.

Die Krisis beschert den Arbeitern Arbeitslosigkeit oder verkürzte Arbeitszeit, also teilweisen oder gänzlichen Verdienstausfall. Verkürzte Arbeitszeit in der Regel dort, wo der Unternehmer ein Interesse an der Erhaltung eines eingeübten Arbeiterstammes hat; wo dieser Gesichtspunkt für ihn nicht in Frage kommt, schreitet er ohne Zagen zur Entlassung. Und zwar treffen

die Entlassungen die männlichen Arbeitskräfte zuerst und in größerem Umfang, während die billigeren weiblichen Arbeitskräfte gehalten werden. Bei zunehmender Vertiefung der Krise ereilt natürlich auch sie das Schicksal ihrer Klasse. Aber das Unternehmertum entledigt sich in diesen Zeiten der männlichen Arbeitskräfte nicht nur zuerst, sondern geht auch daran, die männlichen Arbeiter durch Arbeiterinnen zu ersetzen, um so die Löhne zu drücken, ein Vorgehen, das auch noch nach Beendigung der Krisis ungünstig auf die Lage der Arbeiterklasse wirkt. Daneben bedient sich das Ausbeutertum rücksichtslos jeder anderen Methode der Lohnreduktion.

Kurzum: die Arbeiterklasse gerät in eine außerordentliche Bedrängnis, die ihr Spiegelbild finden muß in einer Bedrängnis ihrer gewerkschaftlichen Organisationen. Das kommt namentlich zum Ausdruck in den Kämpfen der Gewerkschaften. Bei näherer Betrachtung der Gewerkschaftskämpfe in den Krisenjahren springt vor allem die Abnahme der Zahl der Angriffsstreiks und die Zunahme der Abwehrkämpfe in die Augen. Die Erscheinung erklärt sich ohne Schwierigkeit aus der oben skizzierten Situation der Arbeiterklasse in der Krisis. Wie sich das Verhältnis der Angriffsstreiks zu den Abwehrkämpfen in der jüngsten Krisis gestaltete, zeigen die folgenden Zahlen. Es waren Personen beteiligt:

	An Angriffsstreiks	An Abwehrstreiks	An Aussperrungen
1906	183756	38930	93356
1907	142944	33348	104738
1908	30187	36120	60573
1909	54030	42720	34494
1910	110613	31500	226698
1911	169657	42239	113357

Die Gewerkschaften werden in der Krisenzeit also völlig in die Defensive gedrängt, was ihre Kampfstellung wesentlich verschlechtert. Die Angriffslust der Unternehmer nimmt naturgemäß zu. Das zeigen nicht nur die Zahlen über die Abwehrstreiks, sondern es geht auch aus einem Vergleich der Aussperrungen mit den Angriffskämpfen deutlich hervor. Während 1907 die Zahl der an Angriffsstreiks beteiligten Personen schon bedeutend abgenommen hat, hat sich die Zahl der ausgesperrten Arbeiter noch vermehrt. Und auch 1908 ging die Zahl der Ausgesperrten nicht in dem Maße herunter wie die Zahl der im Angriffsstreik stehenden Personen. Der Zusammenhang ist ein sehr einfacher: gerade die vermehrte Angriffslust der Unternehmerorganisationen zwingt zur Verminderung der Angriffe seitens der Gewerkschaften, denn diese müssen sehr darauf bedacht sein, jener Angriffslust möglichst wenig Gelegenheit zur Betätigung zu geben.

Die Sucht der Unternehmer, die Krisis zur Lohndrückerei zu benutzen, zeigt sich auch in der Vermehrung der Abwehrstreiks zur Verhütung von Lohnreduzierungen. Die Zahl der Personen, die an solchen Kämpfen beteiligt waren, betrug 1906 10571. Sie stieg 1907 auf 11329, 1908 auf 16980, 1909 auf 17039, um 1910 wieder auf 11229 zu sinken. Dazu kommen die Aussperrungen, die einen Abwehrstreik oder die Nichtannahme von Verschlechterungen der Arbeitsbedingungen zur Ursache haben. Auch sie erfahren in den Jahren der Depression eine Steigerung.

Von besonderem Interesse ist es, Vergleiche anzustellen zwischen den Kämpfen und Erfolgen der Gewerkschaften in der Krisis von 1901 bis 1903 und der Depression von 1907 bis 1909. Einige Zahlen mögen einen Überblick über die Bewegungen in den beiden Krisenjahren geben.

	An Angriffsstreiks beteiligte Personen	An Abwehrstreiks beteiligte Personen
1900	86786	14295
1901	22761	17301
1902	32659	16263
1903	53768	22067
1906	188756	38930
1907	142944	33348
1908	30187	36120
1909	54080	42720

Dem fügen wir einige Zahlen hinzu, die über die Erfolge dieser Bewegungen Aufschluß geben. Vollen Erfolg hatten:

	Von den Angriffsstreiks	Von den Abwehrstreiks
1900	46,1 Prozent	41,7 Prozent
1901	37,4 "	37,1 "
1902	42,4 "	43,6 "
1903	46,6 "	51,8 "
1906	55,7 "	57,7 "
1907	51,7 "	51,6 "
1908	46,0 "	47,0 "
1909	54,6 "	58,9 "

Die Zahlen über die an den Streiks beteiligten Personen zeugen ohne Zweifel von einer Verschiebung der Machtverhältnisse auf dem wirtschaftlichen Kampfplatz. Wir sehen, daß in der ersten Krisenperiode die Zahl der an den Angriffsstreiks Beteiligten trotz beträchtlicher Abnahme gegenüber den Jahren der guten Konjunktur stets höher bleibt als die Summe der in Abwehrkämpfen stehenden Arbeiter. In der zweiten Periode dagegen bleibt im Hauptkrisenjahr 1908 die Zahl der Angreifer weit zurück hinter der Zahl der an Abwehrstreiks beteiligten Personen. Dazu kommt, daß in den Jahren 1907 bis 1909 die Aussperrungen sehr zahlreich waren, während sie 1901 bis 1903 kaum eine Rolle spielten. Daraus ist zu schließen, daß die Angriffe der Unternehmer auf die Gewerkschaften in der jüngsten Krisenzeit planmäßiger und heftiger waren. Und eben diese verstärkte Angriffskraft der Unternehmer zwang zu jener äußersten Zurückhaltung im Angriff der Gewerkschaften. Hier zeigt sich die zunehmende Stärke der Unternehmerorganisationen deutlicher als in den Jahren guter Konjunktur. Und die Unternehmer sind auch bemüht, diese Stärke gerade in der schlechten Zeit nach Gebühr auszunutzen.

Eine gleiche Mäßigung seitens der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter dürfte bei den Streiks zur Abwehr von Unternehmerangriffen Platz gegriffen haben. Darum geben die aufgeführten Zahlen über die Abwehrstreiks auch kein vollständiges Bild von den Angriffen der Unternehmerorganisationen, denn die Gewerkschaften pflegen nur dort zum Streik zu schreiten, wo trotz der schlechten Konjunktur Aussicht besteht, den Kampf erfolgreich zu beenden.

Die Frucht dieser Vorsicht der Gewerkschaften ist die Tatsache, daß trotz der größeren Stärke der Gegner die Erfolge der Streiks in den Jahren 1907 bis 1909 stets höher sind als 1901 bis 1903. Im Vergleich zu den Jahren vor und nach den Krisen sind die Erfolge in den Krisenjahren selbstverständlich geringer.

In vielen Fällen also müssen die Arbeiter Verschlechterungen der Arbeitsbedingungen hinnehmen, ohne an einen Abwehrkampf denken zu können. Und von den Abwehrstreiks endet ein großer Teil mit teilweisem oder keinem Erfolg. Das bedeutet, daß in allen diesen Fällen ebenfalls eine Verschlechterung der Arbeitsverhältnisse eingetreten ist. Zu der Arbeitslosigkeit und der verkürzten Arbeitszeit kommen also zahlreiche unabwendbare Lohnreduktionen. Außerdem wird die Arbeiterschaft bedrückt von einer wachsenden Lebensmittelteuerung, die in den Jahren 1907 bis 1909 zum ersten Male während einer Krisis besonders kraß in die Erscheinung trat. Und zur Krönung des ganzen Berges von Bedrückungen für die Arbeiterklasse kam die zahlreiche Bedarfsartikel verteuernde Finanzreform von 1909 zur rechten Zeit. Die Erbitterung über sie wurde dadurch wesentlich gesteigert, daß sie die Arbeiter gerade in der Zeit größter Not traf. Diese Erbitterung dürfte zahlreiche Arbeiter der Sozialdemokratie und auch den freien Gewerkschaften zugeführt haben.

Wenn es den Gewerkschaften gelang, trotz des ungeheuren Druckes, der in den Jahren der schlechten Konjunktur von allen Seiten auf die Arbeiter ausgeübt wurde, Angriffsstreiks in so starkem Maße zurückzuhalten, wie wir gesehen, so zeugt das von einer bewunderungswürdigen Disziplin der Massen. Aber es zeugt auch von einer hohen Einsicht und Reife der Führer. Sie waren sich der Aufgaben, die die durch die Krisis und die Stärke der Gegner so sehr veränderte Situation stellte, voll bewußt und übten die schwere und unangenehme, aber leider so notwendige Kunst des „Bremsens" mit wahrer Meisterschaft. Diese Disziplin und Einsicht bei den Massen und Führern wird aber in zukünftigen Krisenperioden nötiger sein als je, denn die Unternehmerorganisationen werden immer stärker und sind immer mehr bemüht, durch ihre Aussperrtaktik den Rahmen der Kämpfe gegen den Willen der Gewerkschaften auszudehnen. Ein unüberlegtes Vorgehen während der Depression kann für eine Organisation zur Katastrophe werden. Darum ist ein sorgfältiges Studium der Konjunkturverhältnisse eine der dringendsten Pflichten der Gewerkschafter und wird es immer mehr.

Das Elend, das die Krisis über die Massen der Arbeiter bringt, muß auch zur Folge haben, daß sich sofort mit den ersten Anzeichen einer besseren Zeit bei den Arbeitern der Drang einstellt, die Schäden der Krisenjahre wettzumachen. Aber die Führer, die tiefer blicken, mahnen noch immer zur Vorsicht, raten noch immer vom Kampfe ab. Es ist kein Wunder, wenn nun einmal die Disziplin versagt und die darbenden, unruhigen Massen gegen die vorsichtig abwägenden Führer Sturm laufen. Es ist darum auch kein Zufall, daß gerade in der schwierigen Zeit des Überganges zum besseren Geschäftsgang dieser scheinbare Gegensatz von Massen und Führern zu offenen Konflikten und zu einer weitverzweigten Debatte in Presse und Versammlungen führte wie letzthin. Die Massen haben lange genug der besseren Zeit geharrt. Nun, da sie eingetreten zu sein scheint, sehen sie in der Vorsicht der Führer nichts als Zaghaftigkeit oder gar Verrat, während sie doch nichts als

der Ausdruck der Tatsache ist, daß die Führer ihre vornehmste Aufgabe darin erblicken, die Organisation für günstigere Gelegenheiten schlagfertig zu erhalten. Für die Gewerkschaften ist die Krisis leider noch nicht mit den Anfängen eines besseren Geschäftsganges beendet, denn noch sind die Organisationen durch starke Inanspruchnahme der Kassen und durch die Mitgliederverluste während der Krisis geschwächt. Die erste Zeit des wirtschaftlichen Aufstiegs muß dazu dienen, die Rüstung der Gewerkschaften wieder zu vervollständigen; sie kann daher nicht sofort umfangreichen Kämpfen geweiht sein.

Aber nicht lange währte die Zeit der Erholung von der jüngsten Krisis. Schon im Jahre 1910 und noch mehr im Jahre 1911 sehen wir die Gewerkschaftsorganisationen in zahlreichen Kämpfen stehen, wie die erste Tabelle zeigt. Allerdings erreichte die Zahl der an Angriffsstreiks beteiligten Personen weder 1910 noch 1911 die Höhe von 1907, geschweige denn von 1906 und 1905. Die Summe der an allen Arbeitseinstellungen beteiligten Arbeiter und Arbeiterinnen überstieg 1910 und 1911 allerdings die Zahlen von 1906 und 1907, was aber nur durch eine große Zahl von Aussperrungen hervorgerufen ist.

Dafür aber ist die Masse der an Lohnbewegungen ohne Arbeitseinstellung Beteiligten in den beiden letzten Jahren größer als je zuvor. Da nicht anzunehmen ist, daß der Respekt des Unternehmertums vor der Macht der Gewerkschaften über Nacht so gewaltig gesteigert worden ist, daß sie ohne Kampf zahlreiche Forderungen bewilligen, so darf daraus wohl geschlossen werden, daß auch diese Erscheinung zum guten Teil auf eine vorsichtigere Taktik seitens der Gewerkschaften zurückzuführen ist. Zum Teil wirkte hier noch die Krisis nach, zum anderen Teil aber ist es das Bemühen, Aussperrungen zu vermeiden, was die Gewerkschaften veranlaßt, die an die Unternehmer gerichteten Forderungen mehr als früher auf das ohne Kampf Erreichbare zu beschränken. Eine unter den gegenwärtigen Machtverhältnissen sehr kluge Taktik, die sich mehr und mehr durchsetzt. Wenn trotzdem die Zahl der von Aussperrungen betroffenen Personen recht hoch war, so zeugt das nur von der wachsenden Ausbreitung der Aussperrtaktik der Unternehmerverbände. Die Gewerkschaften werden von dieser Seite noch viel zu erwarten haben, was insbesondere für eine zukünftige Krisis scharf im Auge zu behalten ist.

Die Notlage, in die die Krisis die Arbeiterklasse stürzt, zeitigt außer der Beeinträchtigung der gewerkschaftlichen Erfolge noch weitere nachteilige Folgen für die Arbeiterorganisationen. An erster Stelle steht der Verlust von Mitgliedern. Der durch Arbeitslosigkeit und verkürzte Arbeitszeit entstehende Geldmangel führt zu Beitragsresten und damit zu zahlreichen Verlusten der Mitgliedschaft. Unglücklich verlaufende Kämpfe erzeugen Mißmut, führen zu Austritten und vermindern die Kraft, neue Mitglieder zu werben. Die Verwaltungsarbeit wächst besonders durch die stärkere Inanspruchnahme der Unterstützungseinrichtungen und der Arbeitsnachweise, so daß den Funktionären Zeit und Kraft für die eigentlich notwendige gesteigerte Agitation völlig fehlt. So sind denn unsere Organisationen auch in der letzten Krisis nicht von Mitgliederverlusten verschont geblieben. Ende 1906 hatten die freien Gewerkschaften 1 799 293 Mitglieder, das war gegenüber 1905 ein Plus von 369 990. Im ersten und zweiten Quartal 1907 war noch eine Mit-

gliederzunahme auf 1 882 665 am Schluß des Juni 1907 zu verzeichnen. Dann setzt der Rückgang ein, so daß Ende Dezember 1907 nur noch 1 873 146 Arbeiter und Arbeiterinnen den Gewerkschaften angehören. Bis zum Jahresschluß 1908 sinkt die Zahl weiter auf 1 797 963, und bis zum Ende des ersten Quartals 1909 auf 1 762 167. Nun setzt wieder ein lebhaftes Steigen der Mitgliederzahl ein, die Ende 1909 1 892 568, Ende 1910 2 128 021 und Ende 1911 2 400 128 beträgt. Der befriedigende Mitgliederzuwachs nach der Krisis dürfte nicht zuletzt auf die außerordentliche Notlage zu erklären sein, in die gerade diese letzte Krisis die Arbeiter versetzte. Dabei ist aber noch zu bedenken, daß die Gewerkschaften in der ersten Zeit nach der Krisis noch zahlreiche ihrer alten Mitglieder verlieren. Insbesondere finden jetzt noch Ausschlüsse oder Austritte statt, die durch Beitragsreste verursacht sind. Wenn die durch lange Arbeitslosigkeit völlig mittellos gewordenen Gewerkschaftsmitglieder wieder in Arbeit treten, beginnt auch die Beitragspflicht. Nun drängen aber die in der Zeit der Arbeitslosigkeit entstandenen Schulden, und die Beitragszahlung wird vernachlässigt. So laufen in dieser Zeit Gewinne und Verluste an Mitgliedern nebeneinander. Es dürfte, um dem vorzubeugen, einmal der Gedanke zu erwägen sein, ob es nicht angebracht wäre, *Mitglieder, die eine bestimmmte Zeitdauer arbeitslos waren, für eine Reihe von Wochen von der Beitragspflicht zu entbinden.* Der Ausfall an Beitragseinnahmen, der den Organisationen hieraus erwüchse, dürfte kaum stärker ins Gewicht fallen als der Mitgliederverlust aus dem genannten Grunde. Weitere Mitgliederverluste erwachsen aus der Auswanderung und aus dem in Krisenzeiten ebenfalls sehr häufigen Berufswechsel.

Zu denken gibt auch ein Vergleich zwischen der *Mitgliederbewegung* in der *Krisis von 1901 bis 1903* und der *Depression von 1907 bis 1909*. 1901 hatten die freien Gewerkschaften 0,43 Prozent Mitglieder weniger als 1900; 1902 verzeichneten sie schon wieder einen Zuwachs von 8,22 Prozent und 1903 einen solchen von 21,07 Prozent der Mitglieder gegen das Vorjahr. Während der jüngsten Krisis sah es damit ganz anders aus. Im Jahre 1907 nahmen die Gewerkschaften nur um 10,40 Prozent der Mitglieder zu, während das Jahr 1906 eine Zunahme von 25,65 Prozent der Mitglieder gegen das Vorjahr sah. Im Jahre 1908 sank die Mitgliederzahl um 1,81 Prozent, um 1909 nur um 0,05 Prozent zu steigen. Auch 1910 wurde die prozentuale Zunahme von 1907 noch nicht wieder erreicht, in 1911 wurde sie dann beträchtlich überschritten.

Der größere Mitgliederverlust 1907 bis 1909 ist unverkennbar. Und das trotz der zahlreichen Unterstützungseinrichtungen, die seit der vorletzten Krisis nach jeder Richtung einen vorzüglichen Ausbau erfahren haben. Als hauptsächlicher Grund hierfür ist die durch das im allgemeinen rapide Wachstum der Gewerkschaften hervorgerufene Einengung des Rekrutierungsgebiets anzusehen. Diese Erscheinung bedeutet keinerlei Gefahr für unsere Organisationen, ist aber doch zu beachten, da sie bei der fortschreitenden Schmälerung des Werbegebiets in zukünftigen Krisen noch stärker hervortreten dürfte. 1901 bis 1903 liefen eben auch in der Krisis neben den Austritten zahlreiche Neuaufnahmen einher, was 1907 bis 1909 schon weniger der Fall war, und in Zukunft noch weniger der Fall sein wird. Da lohnt es schon, auf Abhilfe zu sinnen.

Wir wiesen schon oben auf die Unterstützungseinrichtungen hin. Sie haben sicher dem Mitgliederverlust einen Damm entgegengesetzt; ohne sie wäre der Rückgang größer gewesen. Die Unterstützungen wirken so mit, die Organisationen glücklich durch die Krisen zu leiten. Durch sie erscheint die Gewerkschaft dem Arbeiter als der treffliche und vor allem einzige Helfer in jeder Notlage, was ihn fester an die Organisation kettet. Aber die Unterstützungseinrichtungen verursachen in der Krisis ganz ungeheure Ausgaben. Es erübrigt sich wohl, durch Aufführung der Zahlen die Steigerung der Ausgaben für Arbeitslosen- und Krankenunterstützung darzustellen, denn daß die Steigerung vorhanden und nicht gering ist, ist als selbstverständlich bekannt. Erwähnt sei nur, daß in den Jahren 1907, 1908 und 1909 insgesamt 55 000 000 Mark für Unterstützungen von den deutschen Gewerkschaften ausgegeben wurden. Die Ausgaben für Streiks und Aussperrungen, die in den Krisenjahren sinken, kommen noch dazu. Einbegriffen in die genannte Zahl ist jedoch die Unterstützung an Gemaßregelte, die 1906 795 209 Mark, 1907 1 010 045 Mark, 1908 gar 1 440 263 Mark, 1909 1 074 684 Mark und 1910 809 738 Mark verschlang. Die Bewegung der Zahlen zeigt, daß das Unternehmertum die Krisis auch benützt, um Rache an den Vertrauensleuten der Arbeiter zu üben.

Bei der ungeheuren Inanspruchnahme der Kassen während der Krisis, die begleitet wird von sinkenden Einnahmen an Beiträgen, ist es begreiflich, daß sich gerade in dieser Zeit äußerster Not Extrabeiträge nötig machen, was wieder ungünstig auf den Mitgliederbestand einwirkt. Bei der Einrichtung von Unterstützungszweigen und der Festsetzung ihrer Statuten ist daher mit Rücksicht auf die periodischen Krisen Vorsicht und Weitblick sehr vonnöten. Es wäre ein großer Gewinn, wenn es möglich wäre, ohne Extrabeiträge auszukommen.

So wirken denn die Gewerkschaften in verschiedenen Richtungen dem durch die Krisis erzeugten Elend der Arbeiterschaft entgegen. Der ungeheure Druck, der auf die Konsumkraft der Arbeiterfamilien durch die Not der Krisis ausgeübt wird, erfährt durch die gewerkschaftlichen Kämpfe und Einrichtungen eine beträchtliche Milderung. Ohne den Widerstand der Gewerkschaften würden die Arbeitsbedingungen in der Zeit wirtschaftlicher Depression auf ein Minimum reduziert werden. Und wenn auch die Erfolgaussichten der Gewerkschaften unter der Krisis stark leiden, so gelingt es doch in zahlreichen Fällen, den Anmaßungen des Unternehmertums Schranken zu setzen. Dazu kommt, daß aus den Unterstützungsfonds der Arbeiterklasse große Summen baren Geldes zufließen. Durch diese Hebung der Konsumkraft des Proletariats tragen die Organisationen ihr Teil bei zur schnelleren Überwindung der Krisis und bewahren die Gesellschaft vor schweren Erschütterungen wie Hungeraufständen, Vermehrung von Verbrechen und Prostitution usw.

Die Organisationen als solche sind, wie wir sahen, ohne dauernde und mit nur geringen vorübergehenden Schäden durch die Krisis hindurchgegangen. Sie vermochten sich tapfer ihrer starken und direkt auf ihre Vernichtung abzielenden Gegner zu erwehren. Es ist daher auch kein Zufall, daß gerade nach dieser Krisis, auf die das Unternehmertum manche Hoffnung gesetzt haben mag, das Geschrei nach Schmälerung der Koalitionsfreiheit wieder einmal recht laut ertönt.

Die Junker als Nutznießer des Dreiklassenwahlrechtes.

Von **Robert Leinert.**

Bei den preußischen Landtagswahlen hat der Urwahlbezirk, in dem die Wahl der Wahlmänner vorgenommen wird, eine ganz andere Bedeutung als bei den Reichstagswahlen. Während bei den letzteren alle abgegebenen Stimmen für den ganzen Wahlkreis in Betracht kommen, bildet bei den Landtagswahlen jeder Urwahlbezirk ein abgeschlossenes Ganzes, und die Anzahl der in einem Urwahlbezirk abgegebenen Stimmen kommt für das Ergebnis der Abgeordnetenwahl gar nicht in Betracht. Hierfür ist lediglich die Zahl der Wahlmänner maßgebend. Deshalb muß auch jeder Urwahlbezirk, in dem die Wahlmänner mit Stimmenmehrheit gewählt werden, für sich als ein kleiner Wahlkreis betrachtet werden, in dem 3 bis 6 Abgeordnete (Wahlmänner) zu wählen sind. Diese Wahlmänner werden in drei Abteilungen derart gewählt, daß bei 3 Wahlmännern auf jede der drei Klassen 1, bei 6 Wahlmännern 2, bei 4 Wahlmännern auf die zweite Klasse 2 und auf die erste und dritte je 1, bei 5 Wahlmännern auf die erste und dritte Klasse je 2 und auf die zweite Klasse 1 Wahlmann entfallen.

Solche Urwahlbezirke waren 1908 im ganzen 29 028 gebildet worden gegen 27 182 im Jahre 1903, davon in den Städten 11 989, auf dem Lande 17 039. Es waren vorhanden:

	Mit 3	4	5	6 Wahlmännern
In den Städten . . .	1297	1019	1162	8511 Urwahlbezirke
Auf dem Lande . . .	5605	4504	3296	3634 „
Zusammen	6902	5523	4458	12145 Urwahlbezirke

Die Zahl der wahlberechtigten Urwähler betrug in ganz Preußen 7 682 721, von denen 137 960 Wahlmänner zu wählen waren. Auf die einzelnen Abteilungen in Stadt und Land verteilen sich die Urwähler und Wahlmänner wie folgt:

	1. Abteilung			2. Abteilung		
	Urwähler	Proz.	Wahlmänner	Urwähler	Proz.	Wahlmänner
Städte	114630	3,17	21662	469990	13,00	21521
Land	178772	4,39	23969	595250	14,83	25177
Staat	293402	3,82	45631	1065240	13,87	46698

	3. Abteilung		
	Urwähler	Proz.	Wahlmänner
Städte	3030427	83,83	21662
Land	3293652	80,97	23969
Staat	6324079	82,32	45631

Von 100 Urwählern hatten also 3,82 in der ersten Klasse genau so viel Recht als 82,32 Wähler in der dritten Klasse und 17,68 Wähler der ersten und zweiten Klasse zusammen doppelt so viel Recht als die 82,32 Wähler der dritten Klasse.

Die Ungeheuerlichkeit des Wahlrechtes ist aber damit noch lange nicht genügend gekennzeichnet. Im allgemeinen entfielen auf jeden Urwahlbezirk 10 Wähler erster Klasse, 37 Wähler zweiter Klasse und 217 Wähler dritter Klasse. Diese Zahl der Wähler ist in jedem Urwahlbezirk natürlich sehr verschieden, und die Durchschnittszahlen geben kein richtiges Bild von der Bevorzugung der ersten und zweiten Klasse in den einzelnen Landesteilen. Es gab nicht weniger als 2214 Urwahlbezirke, in denen in der ersten Klasse nur ein einziger, und 1703 Urwahlbezirke, in denen in der ersten Klasse nur zwei Urwähler vorhanden waren, davon in Berlin 53 beziehungsweise 77 Bezirke. Von diesen Bezirken waren — das ist wiederum außerordentlich bemerkenswert — 1737 mit einem Wähler und 1086 mit zwei Wählern auf dem Lande und nur 477 beziehungsweise 617 in den Städten. Selbst in der zweiten Klasse waren noch 95 Bezirke mit einem und 136 mit zwei Wählern vorhanden, wovon 85 beziehungsweise 120

auf das Land entfallen. Von den insgesamt 3917 Bezirken mit einem oder zwei Wählern in der ersten oder zweiten Klasse kommen auf das Land nicht weniger als 2823, das sind — da die zweite Klasse außer Berechnung bleiben muß — 16,5 vom Hundert aller Urwahlbezirke auf dem Lande, deren Zahl, wie oben angeführt, 17 039 beträgt. Auf den ganzen Staat verteilt, machen die Einer- und Zweierabteilungen bei 29 028 Urwahlbezirken 13 vom Hundert aus. Würden in diesen Bezirken von den 45 631 Wahlmännern der ersten Klasse auch 13 vom Hundert von den Einzel- und Doppelwählern „gewählt", dann bestimmten sie über die Wahl von 6154 Wahlmännern der ersten Klasse. Davon entfielen auf die Städte mit 1094 dieser Wahlbezirke 1719 Wahlmänner, auf das Land mit 2823 Bezirken aber 4435!

Abgesehen davon, daß diese prozentuale Berechnung nicht ganz zutreffend ist, weil auf dem Lande häufiger die kleinen Bezirke mit drei oder vier Wahlmännern anzutreffen sind, so ergibt sich doch aus der Zahl der ländlichen Bezirke im Vergleich zu den städtischen, daß die plutokratische Wirkung des Dreiklassenwahlrechtes auf dem Lande viel schärfer hervortritt als in den Städten. Diese „segensreiche Wirkung" für die Gutsbesitzer wird von ihnen auch in der rücksichtslosesten Weise ausgenutzt. Der Rittergutsbesitzer ist in seinem Gutsbezirk in der Regel auch Wahlvorsteher. Er wählt in der ersten Klasse beileibe nicht sich selber, sondern seinen Kutscher oder eine andere abhängige Person. Der Herr Rittergutsbesitzer läßt sich in der dritten Klasse wählen, und da die dritte Klasse zuerst zu wählen hat, kann er als Wahlvorsteher die Wahl ganz gut kontrollieren. Für die zweite Klasse bestimmt er dann in der Regel den Gutsinspektor als Wahlmann und hat es damit in der Hand, in solchen Bezirken die Wahl aller drei Klassen nach seinen Wünschen zu gestalten. Mit der alleinigen Beherrschung der ersten Klasse hat er auch die Herrschaft über die anderen Klassen erlangt. In den anderen Bezirken hilft der übliche Terrorismus den Anhängern der Junker zum Ziele.

Verfolgt man nun die Statistik der Landtagswahlen nach dieser Richtung etwas weiter, dann kommt man zu fast unglaublichen Resultaten der Privilegierung des Junkertums. Das preußische Abgeordnetenhaus zählt 443 Abgeordnete, die in 276 Wahlkreisen gewählt werden. 132 Wahlkreise wählen je einen, 121 je zwei und 23 Wahlkreise je drei Abgeordnete. Im Durchschnitt kommen auf einen Abgeordneten 84 184 Einwohner und 17 342 Urwähler. Von großem Interesse ist aber die Verteilung dieser Abgeordneten und Wahlkreise auf die einzelnen Provinzen. Es kommen auf die Provinzen:

	Einwohner	Wahlberechtigte	Wahlkreise	Abgeordnete
Ostpreußen	2 030 176	375 384	16	32
Westpreußen	1 641 874	303 861	12	22
Berlin	2 040 148	482 599	12	12
Brandenburg	3 531 906	802 369	20	38
Pommern	1 684 345	329 050	13	26
Posen	1 986 637	360 664	14	29
Schlesien	4 942 675	962 520	32	66
Sachsen	2 979 249	604 783	21	38
Schleswig-Holstein	1 504 248	307 348	19	19
Hannover	2 759 516	571 296	35	36
Westfalen	3 618 090	757 510	21	34
Hessen-Nassau	2 070 052	411 958	25	26
Rheinprovinz	6 436 337	1 399 988	35	63
Hohenzollern	68 282	13 441	1	2
Staat	37 293 535	7 682 721	276	443

Nach dieser Aufstellung haben die östlichen Provinzen Ost- und Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Posen und Schlesien mit einer Einwohnerzahl von

15 827 613 in 107 Wahlkreisen 213 Abgeordnete zu wählen. Auf die übrigen 21 475 922 Einwohner entfallen in 169 Wahlkreisen 230 Abgeordnete. Von den 23 Wahlkreisen mit drei Abgeordneten befinden sich in diesen sechs Provinzen allein 17, dagegen nur 18 mit 1 und 72 Wahlkreise mit 2 Abgeordneten. Es bleiben für den übrigen Teil des Staates nur 6 Wahlkreise mit 3 Abgeordneten und 49 mit 2, aber 114 Wahlkreise mit 1 Abgeordneten. Dadurch, daß in den östlichen Provinzen in den Wahlkreisen fast durchweg 2 Abgeordnete zu wählen sind, wird das Stimmverhältnis ganz wesentlich zugunsten der Großgrundbesitzer verschoben, da die Wahlkreise nicht entsprechend größer, sondern vielfach kleiner sind als im Landesdurchschnitt.

Diese Privilegierung der Gutsbesitzer äußert sich noch in anderer Weise. Ein weiteres Eindringen in die Statistik zeitigt die überraschende Tatsache, daß von den insgesamt 2214 Urwahlbezirken mit nur einem Wähler in der ersten Klasse in den sechs Provinzen 1441 liegen, davon 1308 auf dem Lande und 133 in den Städten; von den 1703 Bezirken mit zwei Wählern in der ersten Klasse liegen im Osten 1008, davon 799 auf dem Lande und 209 in den Städten. Auch in der zweiten Klasse stellen diese Provinzen das Übergewicht der Doppel- und Einzelwähler. Von den 95 Bezirken mit einem Wähler in der zweiten Klasse sind 70 und von den 136 Bezirken mit zwei Wählern 114 in diesen Provinzen, davon nur 3 beziehungsweise 1 in den Städten. Stellt man die Einzel- und Doppelwählerbezirke auf dem Lande in ganz Preußen in Vergleich mit den sechs Provinzen, dann ergibt sich dieses Bild:

	Im Staate	Davon im Osten	Davon im übrigen Lande
Zahl der Bezirke mit 1 Wähler I. Klasse . . .	1737	1308	429
" " " 2 " I. " . . .	1086	799	287
" " " 1 " II. " . . .	85	67	18
" " " 2 " II. " . . .	120	113	7
Zusammen	3028	2287	741

Es bestimmt also in 1308 ländlichen Urwahlbezirken der Ostprovinzen in der ersten Klasse und in 67 solcher Bezirke in der zweiten Klasse nur ein Wähler den oder die Wahlmänner, und in weiteren 799 beziehungsweise 113 Bezirken üben dort diese Berechtigung zwei Wähler aus. Was das bedeutet, muß man sich klar machen an dem Einfluß, den diese Wähler in den einzelnen Provinzen und zuletzt in den einzelnen Wahlkreisen der Provinzen haben. Leider reicht die amtliche Statistik nicht so weit, um für die einzelnen Wahlkreise Feststellungen dieser Art zu machen. Aber schon die Ergebnisse für die einzelnen Provinzen sind interessant genug, wenn man die Zahl der Urwahlbezirke betrachtet, in denen diese Wähler ihre Vorrechte ausüben. In den sechs Provinzen waren vorhanden:

	Urwahlbezirke		In den ländlichen Urwahlbezirken wählten in			
			I. Klasse		II. Klasse	
	überhaupt	davon auf dem Lande	1 Wähler in Bezirken	2 Wähler in Bezirken	1 Wähler in Bezirken	2 Wähler in Bezirken
Ostpreußen . . .	1778	1344	134	136	11	23
Westpreußen . . .	1304	921	119	97	8	14
Brandenburg . .	2709	1491	164	101	7	8
Pommern	1352	883	205	155	14	40
Posen	1618	1131	285	113	19	22
Schlesien	4097	2714	401	197	8	6
Zusammen	12858	8484	1308	799	67	113

Hiernach wählen also in 24,8 vom Hundert, rund im vierten Teile aller Urwahlbezirke auf dem Lande in den sechs Provinzen nur 1 bis 2 Wähler die Wahlmänner der ersten und einen Teil der zweiten Klasse, in Pommern sogar in 40 und in Posen in 35 vom Hundert der Bezirke gegenüber 16,5 vom Hundert aller Landbezirke und 13 vom Hundert aller Urwahlbezirke in ganz Preußen. Berücksichtigt man dabei noch, daß in diesen Provinzen meist zwei, oft drei Abgeordnete zu wählen sind, dann kann man ermessen, wie gewaltig sich die Vorrechte der Junker im Osten im besonderen steigern, ganz abgesehen davon, daß das Dreiklassenwahlrecht ohnehin eine unerträgliche Privilegierung der Besitzenden mit sich bringt. Was aber hier im Osten geschaffen wird, übersteigt alle bisher bekannten Ungerechtigkeiten in unerhörter Art.

Wie weit nun diese doppelt und dreifach privilegierten Wähler erster und zweiter Klasse auf die Zahl der Wahlmänner einwirken, läßt sich leider aus der ziemlich umfangreichen, aber tendenziös zusammengestellten amtlichen Statistik über „Die preußischen Landtagswahlen von 1908 und aus früheren Jahren" nicht feststellen. Es ist dabei von großer Bedeutung, ob in den Bezirken mit einem oder zwei Wählern 3, 4, 5 oder 6 Wahlmänner zu wählen sind. Je nachdem 4 oder 5 Wahlmänner zu wählen sind, erhöht sich der Einfluß der Wähler in der ersten oder zweiten Klasse. Diese Ergebnisse lassen sich nur im Durchschnitt berechnen. Solche Berechnungen sind aber von der Wirklichkeit stark abweichend, wie wir schon bei der besonderen Hervorhebung der sechs Provinzen gegenüber dem ganzen Staate gesehen haben.

Immerhin bietet die nachstehende Tabelle auch nach dieser Richtung hin sehr bemerkenswerte Ergebnisse:

Provinz	Urwahlbezirke auf dem Lande			Zahl der zu wählenden Wahlmänner					
	überhaupt	mit 1 bis 2 Wählern in		überhaupt		in einem Bezirk		in Bezirken mit 1 bis 2 Wählern	
		I.	II.	I.	II.	I.	II.	I.	II.
		Abteilung		Abteilung		Abteilung		Abteilung	
Ostpreußen . .	1344	277	34	1658	1791	1,23	1,33	322	45
Westpreußen . .	921	216	22	1287	1333	1,40	1,45	302	32
Brandenburg . .	1491	265	15	2146	2233	1,44	1,50	381	23
Pommern . . .	883	360	54	1140	1286	1,30	1,40	468	75
Posen	1181	398	41	1554	1631	1,37	1,45	545	59
Schlesien . . .	2714	598	14	3863	3982	1,42	1,46	848	20
Zusammen	8484	2107	180	11648	12206			2877	254

In der Provinz Pommern werden mehr als 40 vom Hundert der Wahlmänner erster Klasse von diesen einzelnen Wählern ernannt, mit denen der zweiten Klasse sind es nahezu die Hälfte der Wahlmänner einer Klasse! Auch in Posen kommt in der ersten Klasse noch mehr als der dritte Teil der Wahlmänner auf solche Weise zustande.

Das sind die Ursachen der konservativen Erfolge. Leider können auch diese Untersuchungen nicht bis in die einzelnen Wahlkreise hinein verfolgt werden, weil das amtliche wahlstatistische Material dazu nicht ausreicht. Es genügen aber diese Feststellungen durchaus.

In diesen sechs Provinzen mit 213 Abgeordneten sind nicht weniger als 111 konservative „gewählt" worden. Von 152 konservativen Abgeordneten in diesen Provinzen allein 111! Außerdem sind von den vorhandenen 60 Freikonservativen dort allein 28 „gewählt"! Das Zentrum stellt aus diesen Bezirken 29 und die Polen 15 Abgeordnete. Das macht aus diesem Teil des Staates allein

183 Mitglieder der blauen und schwarzen Reaktion. Daher ist es auch erklärlich, daß diese Parteien sich gegen jede gerechte Einteilung der Wahlkreise wenden.

Die Gutsbesitzer erwerben aber das Recht, in der ersten Klasse einzeln oder zu zweien die Wahlmänner zu bestimmen, durchaus nicht wegen ihrer tatsächlichen Steuerleistung. Nach § 3 des Gesetzes betreffend Änderung des Wahlverfahrens vom 29. Juni 1893 treten an Orten, wo direkte Gemeindesteuern nicht erhoben werden, also in den Gutsbezirken, an deren Stelle die vom Staate veranlagten Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuern. Diese Steuern werden aber vom Staate seit 1895 gar nicht mehr erhoben! Somit werden den Gutsbesitzern Steuern angerechnet, die sie gar nicht bezahlen, und auf Grund dieser Anrechnung haben sie das Recht „erworben", in der ersten Klasse zu wählen. Das ist eine politische Liebesgabe für das Junkertum, mit der das preußische Volk und der Staat beherrscht wird. Diese Privilegienwirtschaft zugunsten der Junker nachzuweisen, ist eine Arbeit, die so leicht nicht gemacht werden kann. Die amtliche Statistik schweigt sich merkwürdigerweise oder auch ganz selbstverständlich darüber völlig aus. Sie bringt genaue Angaben über die Zahl der Urwähler, die keine Staatseinkommensteuer bezahlen, und denen deshalb bei der Klasseneinteilung 3 Mark Steuern angerechnet werden. Die Statistik berechnet bis ins kleinste den Betrag und die Wirkung dieser Anrechnung und stellt sogar fest, daß in ganz Preußen 128 709 in der zweiten und 8993 — davon 8219 auf dem Lande — sogar in der ersten Klasse hätten wählen können, wenn nicht das Gesetz vorschriebe, daß diese Wähler in der dritten Klasse wählen müssen. Die diesen Wählern zugeschriebene Steuersumme beträgt 10,8 Millionen Mark. Wieviel Grundbesitzern aber Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuern, die sie nicht bezahlen, angerechnet worden sind, erfahren wir nicht. Weder die Zahl dieser Nutznießer noch die Summe der fingierten Steuern ist angegeben. Warum auch? Die Gutsbesitzer kommen durch Anrechnung dieser oft hohe Beträge ausmachenden fingierten Steuern in die erste Klasse, während die anderen in die dritte Klasse verwiesen werden. Weil die Statistik über diese außerordentlich wichtige Sache schweigt, absichtlich schweigt, sind wir berechtigt, sie tendenziös zu nennen. Das um so mehr, als sie — wie es scheint mit einem gewissen Bedauern — berichtet, im ganzen Staate seien 850 Urwähler gezählt, die „in die dritte Abteilung nur deshalb verwiesen werden mußten, weil sie vom Staate zu keiner Steuer (Einkommen- und Ergänzungssteuer, Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer) veranlagt waren; die Drittelung hätte sonst 143 von ihnen in die erste, 707 in die zweite Abteilung gebracht." Wieviel aber von denen, die in der dritten Klasse wählen müßten, infolge der Anrechnung unerhobener Steuern in die zweite und erste Abteilung gekommen sind, das teilt man wahrscheinlich aus bestimmten Gründen nicht mit. Diese Junkersinekuren in dem aller Vernunft spottenden Dreiklassenwahlsystem gestalten dieses Wahlrecht noch elender und verächtlicher, als es ohnedem schon ist. Und der Kampf gegen das Dreiklassenwahlrecht ist zugleich ein Riesenkampf gegen die unerträglich gewordenen Junkervorrechte. Zu diesem Kampfe muß der preußische Parteitag neue Waffen liefern.

Literarische Rundschau.

Wilhelmine Mohr, **Das sittlich verwahrloste Mädchen.** Berlin, Verlag „Neues Leben" (Wilhelm Borngräber). 160 S.

Das Buch enthält eine eingehende Kritik des neuen Jugendgerichtsverfahrens sowie auch der freiwilligen Jugendhilfe, die zur Unterstützung des ersteren gegründet worden ist.

Die Autorin stellt es nicht in Abrede, daß die unternommene Reform einen wesentlichen Fortschritt gegenüber der bis dahin geübten Barbarei bedeute, halbwüchsige Kinder, die irgendwie in die Fangnetze des Gesetzes geraten sind, wie ausgepichte Verbrecher zu behandeln. Sie übersieht aber ebensowenig, welche empfindlichen Unzulänglichkeiten das geltende Gesetz aufweist, und sie teilt ihre Beobachtungen mit, die dahin gehen, daß dem größten Teil der Jugendrichter die Begeisterung für die von ihnen zuerst so warm aufgenommene Reform bereits abhanden gekommen sei, und daß sie wieder daran sind, den alten Schimmel zu reiten, der einem so trefflich über alle zarten Bedenken hinweghilft.

Wilhelmine Mohr weist diese rückläufige Bewegung an einer größeren Anzahl erschütternder Einzelfälle aus der Jugendgerichtspraxis nach und zeigt insbesondere, wie viele Jugendrichter, als noch ganz im Banne der bürgerlichen Sexualethik stehend, unfähig sind, die Lage jener halbwüchsigen Mädchen zu verstehen, die zu Opfern der Not, einer vernachlässigten Erziehung, der Verführung und Vergewaltigung geworden sind und nun der Prostitution anheimfallen.

Ein Beispiel für viele! Ein sechzehnjähriges Mädchen, das von einem Herrn auf der Straße verlockt wird, ihm in seine Wohnung zu folgen und sich ihm dort hinzugeben, erhält dafür keinerlei Entgelt und stiehlt ihm einen Ring. Während der Gerichtsverhandlung zeigt es sich deutlich, daß sie sich der Bedeutung ihres Vergehens gar nicht bewußt war, so daß der Amtsanwalt bloß einen Verweis beantragt. Der Richter aber verdonnert sie zu fünf Tagen Gefängnis mit der Motivierung: „Wir haben geglaubt, ein Exempel statuieren zu müssen, denn es mehren sich die Diebstähle bei solchen Gelegenheiten. Wir müssen einen Riegel vorschieben. Es geht nicht an, daß, wenn ein Mädchen mitgeht, der Herr bestohlen wird."

Man sollte glauben, daß es nicht gerade zu den Aufgaben der Jugendrichter gehört, Herren, die halbe Kinder zur Prostitution verlocken und sie dann um den Schandlohn prellen, vor winzigen Vermögensnachteilen zu schützen.

Wenn aber das geltende Gesetz auch mit viel mehr Verständnis und Menschlichkeit durchgeführt würde, als es leider geschieht, so könnte seine Wirkung schon deshalb keine große sein, weil die Jugendlichen nur bei Fällen leichter Vergehen dem Jugendgericht unterstellt werden, die jugendlichen Verbrecher aber nach wie vor der Strafkammer anheimfallen. Dies gilt auch bei Begehung eines Diebstahls unter was immer für Umständen, wenn das gestohlene Objekt einen bestimmten Wert übersteigt, gilt auch bei Kindsmord, obwohl es jedem einleuchten müßte, daß die vierzehn- bis achtzehnjährige Kindsmörderin absolut nicht als Verbrecherin behandelt werden dürfte und daß ein solch unglückliches Kind wahrlich mehr Anrecht auf Schutz und Erziehung, Trost und Hilfe hätte als auf die Segnungen des Zuchthauses.

Nicht minder aufreizend wirkt es, wenn wir hören, wie oft psychopathische, ja geisteskranke Jugendliche prozessiert und zu Gefängnisstrafe verurteilt werden und wie andere nur noch durch einen „glücklicherweise" sich einstellenden Tobsuchtsanfall diesem Schicksal entgehen.

Die Autorin fordert, daß jeder unter Anklage gestellte Jugendliche, statt in Polizeigewahrsam zu kommen, zuerst in einem dazu errichteten Beobachtungsheim von Ärzten und Pädagogen auf seine Gesundheit und Verantwortungsfähigkeit hin untersucht werde, ferner, daß sich den sittlich verwahrlosten und gefährdeten Mädchen eine Zufluchtsstätte öffne. Sie beanstandet mit Recht, daß den jugendlichen Angeklagten vor dem Jugendgericht in der Regel kein Verteidiger gegeben wird, während jeder Privatbeteiligte im selben Verfahren sich einen rechtskundigen Vertreter nehmen darf, und sie fordert die Zulassung weiblicher Verteidiger, Jugendrichter und Schöffen sowie weiblicher Polizeiassistenten.

Therese Schlesinger.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



1. Band Nr. 15 Ausgegeben am 10. Januar 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Das neue Agrarprogramm der Sozialdemokratie Amerikas.

Von **W. E. Walling.**

Hat die amerikanische Sozialistische Partei ein Element von Populismus[1] in ihr Programm aufgenommen? Ist sie durch das Bestreben, die Stimmen der Farmer einzufangen, zur Preisgabe ihrer sozialistischen Grundprinzipien gebracht worden? Diese Frage ist gegenwärtig besonders wichtig, weil Mr. Roosevelt eine kleine kapitalistisch-demokratische Partei ins Leben gerufen hat, deren „staatssozialistisches" Programm noch radikaler ist als das Programm von Lloyd George und der australischen Arbeiterpartei.

Die Sozialistische Partei Amerikas hat sich seit vier Jahren eifrig mit der Sache beschäftigt und hat jetzt ein neues Agrarprogramm angenommen,[2]

[1] Die Partei der „Populisten" oder Peoples Party (Volkspartei) wurde 1891 gegründet. Sie verschwand nach vorübergehendem lebhaftem Aufschwung sehr bald wieder vom politischen Schauplatz. Im Jahre 1896 trat sie in den Wahlkampf mit einem Programm, in dem sie neben Doppelwährung und einer Reihe demokratischer Forderungen wie progressiver Einkommensteuer, Beschränkung der richterlichen Willkür usw., Staatseigentum und demokratische Verwaltung der Eisenbahnen und Telegraphen, Verbot der Spekulation in Landbesitz und Gewährung einer freien Heimstätte an jeden Ansiedler verlangte. Die letzteren Forderungen traten bei der regen Propaganda der Partei unter den Farmern immer mehr in den Vordergrund. Anmerkung der Redaktion.

[2] Das auf dem letzten Parteikongreß in Indianapolis von der Sozialistischen Partei angenommene Wahlprogramm verlangt unter anderem: „Das Kollektiveigentum an Grund und Boden, wo immer anwendbar; wo es aber nicht anwendbar, die Beschlagnahme der ganzen Rente im Wege der Besteuerung bei allen Ländereien, die Spekulations- oder Ausbeutungszwecken dienen."

Dieses Programm wird in der Agrarfrage durch folgende Resolution ergänzt:

1. Die Sozialistische Partei fordert, daß die Transportmittel und Speichereinrichtungen sowie die Anlagen zur Erzeugung landwirtschaftlicher Produkte und landwirtschaftlicher Maschinen in den Besitz der Gesellschaft übergehen und nach demokratischen Gesichtspunkten verwaltet werden.

2. Um zu verhindern, daß Land der Benützung vorenthalten werde, und um das Pachtsystem auszumerzen, fordern wir, daß alles Farmland, das nicht von

das den kleinkapitalistischen Ackerbauern größere Konzessionen macht als irgend ein bisher von einer sozialistischen Partei aufgestelltes Programm. Da es zugleich fast identisch mit dem Programm der Partei Roosevelts ist, sind zwei verschiedene Resultate zu erwarten: die sozialdemokratische Partei wird sich entweder gezwungen sehen, ihre frühere sozialistische Stellung der Landwirtschaft gegenüber wieder einzunehmen oder beide Parteien werden sich schließlich in agrarischen Staaten miteinander verschmelzen.

Im ganzen ist das neue Parteiprogramm in mancher Beziehung besser ausgefallen, als die revolutionären oder marxistischen Sozialisten erwartet haben. Wie aber schon aus dem im Berliner „Vorwärts" erschienenen Parteitagsbericht hervorgeht, ist die Stellung der Partei in der Agrarfrage höchst überraschend. Zwei Fragen der Agrarpolitik sind es in erster Linie, welche die Sozialdemokraten zu beschäftigen haben: 1. Wie hat sich die Partei zum Farmer in seiner Eigenschaft als Landeigentümer zu stellen? 2. Wie hat sie sich zum Farmer in seiner Eigenschaft als Arbeitgeber zu stellen?

Einige ultrarevolutionäre Sozialisten und Arbeiterunionisten sind geneigt, die ganze Frage mit der Erklärung beiseite zu schieben, daß das arbeitende Volk alle kleinen Kapitalisten zu expropriieren hat, auch mit Einschluß der Farmer, weil diese in Maschinen, Vieh und anderem mehr einige tausend oder auch nur einige hundert Dollar besitzen. Dies war aber weder der Standpunkt von Marx, noch entspricht es den Anschauungen des größten Teiles der Sozialisten von heute. Die bloße Tatsache, daß ein Farmer die zum Betrieb notwendigen Geräte und das Land selbst besitzt, kennzeichnet ihn — darüber ist man sich allgemein einig — noch nicht als Kapitalisten, wofern er kein Arbeitgeber ist oder doch nur in dringenden Fällen fremde Arbeit in Anspruch nimmt, und vorausgesetzt, daß er auch in Zukunft weder ständige Arbeiter verwenden noch aufhören wird, selbst zu arbeiten.

Die Revolutionäre nehmen zu diesem Typus des Landwirtes, den man als selbstwirtschaftenden Farmer bezeichnen kann, eine zweifache Stellung

dem Eigentümer selbst bebaut wird, mit einer Steuer belegt werde, die den vollen Rentenwert erfaßt, und daß tatsächliche Benützung und Innehabung allein zum Besitz des Landes berechtigen sollen.

3. Wir fordern, daß alles Land, das im Besitz des Bundes, eines Staates oder einer lokalen öffentlichen Körperschaft steht, in diesem Besitz erhalten und durch fortwährenden Erwerb von Land im Wege der Geltendmachung von Rückforderungsrechten, auf Grund von Kauf, gerichtlichen Urteils, der Besteuerung oder in anderer Weise vermehrt werde; dieser Landbesitz soll so rasch wie möglich zum Zwecke kollektiver landwirtschaftlicher Unternehmungen in Farmen mit gesellschaftlichem Betrieb verwandelt werden.

4. Diese Farmen sollen Mittelpunkte des Unterrichtes und der Versuche in Getreidebau, in der Anwendung von Düngemitteln und Maschinen sein und verbessertes Saatgut und vervollkommnete Zuchttiere ausgeben.

5. Die Bildung genossenschaftlicher Vereinigungen für landwirtschaftliche Zwecke soll gefördert werden.

6. Die Bundes- oder Staats- oder lokale Regierung hat für Versicherung gegen Krankheiten von Tieren und Pflanzen, gegen Insektenfraß und Elementarereignisse zu sorgen.

7. Wir heben die Tatsache hervor, daß die Ausmerzung des Pachtsystems und die Entwicklung sozialer Betriebe in der Landwirtschaft den landwirtschaftlichen Lohnarbeitern neue Gelegenheiten eröffnet und sie befreien wird von der Tyrannei des privaten Unternehmers.

ein. Sie behandeln ihn einerseits als Eigentümer oder als Pächter mit den teilweisen Rechten eines Eigentümers, was praktisch auf das gleiche hinauskommt. Andererseits ordnen sie die Frage des Eigentumsrechtes gänzlich der Frage unter, inwieweit der Farmer Arbeitgeber ist. In Übereinstimmung mit der ersten Methode schlossen Marx und Engels in ihr Kommunistisches Manifest vom Jahre 1847 einen Vorschlag zur Nationalisierung des Bodens mit ein. Zu den darin geforderten Übergangsmaßregeln gehörten die „Expropriation des Grundeigentums und Verwendung der Grundrente zu Staatsausgaben". Der letzte Teil dieses Vorschlags ist praktisch derselbe, den späterhin Henry George machte. Marx hat dies in einem 1881 an Sorge in New York gerichteten Briefe auch anerkannt. Aber obwohl Marx die Single-tax (die Einziehung der Grundrente durch den Staat auf dem Wege einer einzigen Steuer) gutheißt, bezeichnet er sie, wenn durch Kapitalisten gehandhabt, als einen „sozialistisch verbrämten Versuch, die Kapitalistenherrschaft zu retten und in der Tat auf noch weiterer Basis als der jetzigen neu zu begründen". Mit anderen Worten, Bodenverstaatlichung oder „die Verwendung der Grundrente zu Staatsausgaben" ist, solange die öffentlichen Zwecke rein kapitalistische sind, ein Bestandteil des Staatssozialismus oder Staatskapitalismus, förderlich für das Wachstum des Kapitalismus, aber keineswegs sozialistisch. Diese Maßregel würde nicht notwendigerweise den Farmer um den Besitz seines Landes bringen, würde aber alle Landwirte zu Staatspächtern machen — eine Stellung, die zweifellos für den Farmer leichter und unter einer umsichtigen kapitalistischen Verwaltung auch für die freie Entwicklung des Kapitalismus günstiger, daher auch besser geignet wäre, den Boden für den Sozialismus vorzubereiten. Die Frage der landwirtschaftlichen Arbeit bliebe dabei freilich ungelöst.

Das zweite revolutionär-sozialistische Verfahren, das nicht notwendigerweise in Widerspruch zum ersten steht, versuchte zum Zwecke der Verwendung des nicht erarbeiteten Ertrags oder der Grundrente für gemeinnützige Zwecke die Steuer in der Weise aufzuerlegen, daß ein Unterschied gemacht wurde zwischen dem Farmer als Arbeiter und dem Farmer als Arbeitgeber, und zwar derart, daß es dem selbstwirtschaftenden Farmer leichter gemacht wurde, im Besitz seiner Farm zu bleiben. Dies war sowohl die Absicht der französischen revolutionären Sozialisten, das heißt der Guesdisten, als auch die Tendenz der amerikanischen Partei. Vor einigen Jahren nahm die amerikanische Partei durch Referendum die folgende Erklärung an:

> Die Sozialistische Partei will verhindern, daß der Grund und Boden zu Ausbeutungs- und Spekulationszwecken gebraucht wird. Sie verlangt Kollektivbesitz sowie Beaufsichtigung und Verwaltung des Landes in einer Ausdehnung, wie die Erreichung des obigen Zieles es notwendig macht. Sie widerstrebt nicht der Besitznahme des Landes durch diejenigen, die in nützlicher, ehrlicher Weise ohne Ausbeutung davon Gebrauch machen.

Diese Erklärung sagt nicht, auf welche Weise die Ausbeutung des Landes verhindert werden kann; sie schließt sich aber ohne Zweifel der traditionellen sozialistischen Politik an, das Staatseigentum soviel als möglich zu vergrößern und zugleich die Bildung von Genossenschaften der Staatspächter oder die indirekte Bewirtschaftung durch die Gemeinde- oder Staatsverwaltung zu fördern und, wo die Verstaatlichung nicht durchführbar ist,

den vollen Betrag der Rente durch Besteuerung zu beschlagnahmen und den Ertrag dieser Steuer zur Förderung landwirtschaftlicher Genossenschaften, der Wissenschaft, Erziehung und anderer sozialreformerischer Zwecke zu verwenden. Mit anderen Worten, diese neue Politik paßt sehr wohl zu der früheren revolutionären Stellungnahme.

Der Vorschlag, den soeben Vaillant in Frankreich gemacht hat,[1] geht in der Richtung dieser erprobten sozialistischen Politik. Die Regierung soll alle käuflichen Ländereien erwerben. Ein Teil dieser Ländereien soll durch Landarbeitergenossenschaften bebaut werden. Kleine Besitzungen sollen in den Händen der jetzigen Besitzer bleiben, sie haben dafür dem Staate einen Pachtzins zu zahlen, der die sich aus der verschiedenen Fruchtbarkeit oder Lage ergebende Differentialrente nicht übersteigen darf.

Seit der Annahme des neuen Programms hat man aber diese so sorgfältig ausgedachte sozialistische Agrarpolitik beinahe vollständig aufgegeben. Zunächst werden eine Reihe rein staatssozialistischer Reformen, die an sich vorzüglich sind, als Abschlagszahlungen des Sozialismus dargeboten. A. M. Simons, der hauptsächlichste Vertreter der neuen Politik, stimmt keineswegs mit Marx überein. Marx sagt, daß die Kapitalisten durch ihre agrarischen Maßregeln und anderen Reformen nur „einen sozialistisch verbrämten Versuch machen, die Kapitalistenherrschaft zu retten und in der Tat auf noch weiterer Basis als der jetzigen neu zu begründen", und er nimmt an, daß die Kapitalisten nach dieser Richtung hin einen sehr großen wenn auch nur vorübergehenden Erfolg haben werden. Simons hingegen behauptet, „daß die kapitalistischen Parteien für die Farmer nicht das geringste tun". Bei der Parteikonvention sagte Simons: „Wir müssen zu dem Farmer gehen und ihm beweisen, daß seine Lage nicht gebessert werden kann, solange er von der Kapitalistenklasse bedrückt wird, und daß wir allein ihm das Evangelium der Freiheit, der Emanzipation bringen" usw.

Seitdem ist Mr. Roosevelts Partei ins Leben getreten und hat, wie zu erwarten war, den Farmern den größeren Teil des neuen sozialistischen Agrarprogramms dargeboten — überdies noch mit der Aussicht, die Macht über die Regierung im Jahre 1916 zu gewinnen — eine Aussicht, die die sozialistische Partei nicht ins Treffen führen kann. Warum aber sollten auch die kleinkapitalistischen Parteien nicht das Interesse der kapitalistischen Farmer fördern, die die Majorität ihrer Anhänger ausmachen?

Simons macht überdies auch keinen scharfen Unterschied zwischen den verschiedenen Farmerklassen, und weder seine Vorschläge noch die Sätze des sozialistischen Parteiprogramms noch auch die auf dem Kongreß angenommene Resolution über die Farmer unterscheiden zwischen dem Farmer, der ein Arbeitgeber ist, und dem, der es nicht ist. Wo das Kollektiveigentum nicht anwendbar ist, verlangt das Parteiprogramm „die Beschlagnahme der ganzen Rente im Wege der Besteuerung bei allen Ländereien, die zu Spekulations- oder Ausbeutungszwecken dienen". Wollte die Partei ihre frühere Stellung beibehalten, so mußte sie die Aneignung alles Landes auf dem Wege der Besteuerung der ganzen Jahresrente verlangen, das Spekulations- und Ausbeutungszwecken dient, das heißt der Ländereien, deren Betrieb auf Lohnarbeit basiert, wobei solche, die nur in dringenden Fällen, wie zum Beispiel während der Ernte-

[1] Vergl. „Neue Zeit", XXXI, 1, S. 16 ff. Anmerkung der Redaktion.

zeit, Lohnarbeit in Anspruch nehmen, eine Ausnahme bilden. Denn der Ausdruck „Ausbeutung" ist für das nichtsozialistische Publikum, an das er doch gerichtet ist, unklar. Von hundert Farmern wird es nicht einem verständlich sein, daß die Sozialisten darunter die Ausbeutung der Lohnarbeit verstehen, obwohl die Diskussion im Jahre 1910 dem Worte diese Bedeutung gegeben hat. Farmer, die Arbeitgeber sind, können daher durch unser kleinkapitalistisches und agrarisches Programm staatssozialistischer Reformen veranlaßt werden, für den sozialistischen Kandidaten zu stimmen in der Annahme, daß in der Phrase „Beschlagnahme der ganzen Rente bei allen Ländereien, die der Ausbeutung und Spekulation dienen", der Ausdruck „Ausbeutung" nur eine Verstärkung von „Spekulation" ist. Denn in der modernen Gesellschaft versteht der Durchschnittslandwirt unter Ausbeutung nur die durch seinen Grundeigentümer oder durch die Gesellschaften, die weite Landstrecken zu Spekulationszwecken an sich bringen. Mit einem Worte, wir bewerben uns um die Stimmen gerade der Agrarier, die wir zu expropriieren beabsichtigen, nämlich der Arbeitgeber.

So wird nicht allein der Farmer als Arbeitgeber mehr begünstigt als der arbeitende Farmer, dem praktisch einstweilen nichts geboten wird, sondern die Sozialistische Partei Amerikas hat sogar einen Rückschritt gemacht. Die Verwendung der ganzen Grundrente für öffentliche Zwecke wird nicht mehr gefordert. Es wird eine Ausnahme gemacht nicht allein mit dem Farmer, der allein wirtschaftet, sondern auch mit dem großen landwirtschaftlichen Arbeitgeber, wenn dieser nur auf seiner eigenen Farm oder Besitzung lebt und die Arbeiter direkt als Landbebauer ausnutzt, anstatt sie indirekt als Pächter auszubeuten. Der Ausbeuter der Pächter soll vernichtet, der Ausbeuter der Arbeiter hingegen begünstigt werden, indem man ihm sowohl als dem Farmer, der seine Arbeit selbst verrichtet, erlaubt, die Grundrente zu behalten. Vor dem Parteitag von Indianapolis hatte die amerikanische Partei durch das oben erwähnte Referendum bereits eine Ausnahme für die Klasse gemacht, die ich selbstwirtschaftende Farmer genannt habe. Sie wollte ihnen ihre Jahresrente lassen. Aber da diese Farmer zugleich von den Trusts, die sie mit Maschinen, Dungmitteln usw. versehen, und von anderen Trusts und Vermittlern, an die sie verkaufen, ausgebeutet werden, war dies nur eine teilweise Kompensation, welche die Partei überdies nur unter der Bedingung gewährleistete, daß die Farmer außer ihren Familienmitgliedern keine anderen Arbeitskräfte anwandten.

In der von Simons eingebrachten Resolution, auf die bereits hingewiesen wurde, liegt aber noch eine dritte Abweichung vom sozialistischen Prinzip. In dieser Resolution wird auf die Farmen, deren Besitz und Betrieb in den Händen der nationalen, staatlichen und lokalen regierenden Körperschaften liegt, als auf „gesellschaftliche Betriebe" hingewiesen. Nun würden aber im Gegenteil, solange die Sozialisten die Regierung nicht beherrschen, alle derartigen Regierungs-, Staats- und Kommunalfarmen nicht gesellschaftlich, sondern regierungsmäßig durch eine kapitalistische Verwaltung betrieben werden. Dies ist, mit einem Worte, unverfälschter Staatssozialismus, eine Politik, die, wie Marx sagt, von den Kapitalisten selbst gehandhabt wird. Das gleiche gilt natürlich für den staatlichen Besitz und Betrieb von Eisenbahnen, der in allen großen kapitalistischen Ländern, mit Ausnahme von Großbritannien und den Vereinigten

Staaten, bereits praktisch durchgeführt ist, und ebenso steht es auch mit den übrigen Maßnahmen zur Verstaatlichung, die in der Agrarresolution von Indianapolis und im Wahlprogramm erwähnt werden.

Die Resolution sagt weiter, daß die Beseitigung des Pachtsystems und die Entwicklung des gesellschaftlichen Besitzes und Betriebs in der Landwirtschaft dem ländlichen Lohnarbeiter neue günstige Aussichten eröffnen und ihn von der Tyrannei des privaten Unternehmers befreien werden. Zweifellos würde „Landwirtschaft mit gesellschaftlichem Besitz und Betrieb" diese Wirkung haben, aber landwirtschaftliche Betriebe, die einer kapitalistischen Regierung gehören und von ihr geleitet werden, können eher das Gegenteil bewirken. Der Arbeiter wird von der Tyrannei des privaten Unternehmers befreit, um unter die noch starrere, wenn auch vielleicht humanere Herrschaft des arbeitgebenden kapitalistischen Staates, der Provinz oder der Munizipalität zu kommen.

Die Resolution von Indianapolis verlangt weiterhin die progressive Besteuerung nur von verpachteten und solchen Ländereien, die der Spekulation dienen; sie läßt dabei den im Parteiprogramm gebrauchten Ausdruck „Ausbeutung" ganz fallen. Und schließlich verlangt sie, daß öffentliche Ländereien an landlose Farmer zu dem üblichen Pachtschilling verpachtet werden sollen, daß aber die Besitzung pachtfrei werden soll, sobald die Summe der geleisteten Pachtzahlungen dem Werte des Landes gleichkommt. Mit einem Worte, diese Resolution, die als spezielles Farmerprogramm bezeichnet wird, sorgt für eine Form des Besitzes, die beinahe dem Privatbesitz gleichkommt, zum mindesten für Lebenszeit, und sie sagt nichts gegen die Vererbung dieses Pachtrechtes. Die Partei erlaubt überdies ihren Organisationen in den Einzelstaaten, noch weiter zu gehen. Oklahoma verlangt, daß die Pachtzahlung bis zu dem vollen Werte des Landes nicht allein dem Pächter, sondern auch seinen Kindern das von der Pacht befreite, volle Besitzrecht zusichern soll, während Texas das allgemeine Parteiprogramm bis auf einen Punkt verwirft und verlangt, daß der Staat an Farmer ohne Landbesitz Land „zu einer bloß nominellen Rente" verpachtet.

Simons hatte recht, als er gerade vor dem Parteitag schrieb, daß in Amerika „der Sozialismus in Fragen der Landwirtschaft stets in Übereinstimmung mit dem Farmer und gehorsam seinen Wünschen handeln werde". So bestand man auch in der Tat darauf, daß das Komitee, welches die oben erwähnte Resolution entwarf, ausschließlich aus Farmern bestehen sollte.

Wer nun dieser Farmer ist, geht aus den amtlichen Statistiken hervor, die zeigen, daß das Arbeiterkonto des Durchschnittsfarmers in den verschiedenen Gegenden des Nordens pro Jahr zwischen 225 und 600 Dollar schwankt. Der Farmer ist, mit anderen Worten, nicht allein ein kleinkapitalistischer Besitzer, sondern er ist in der Regel auch ein kleinkapitalistischer Arbeitgeber, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Sozialistische Partei in der Bemühung um die Unterstützung dieses kleinkapitalistischen Elementes so weit gegangen ist, wie irgend eine Partei gehen konnte.

Betrachtet man den Wortlaut des Parteiprogramms genauer, so tritt dieses populistische Element noch klarer zutage. Immer, wenn das Parteiprogramm auf die Kapitalistenklasse als wenig zahlreich hinweist, soll der Leser glauben, daß damit nur die Trusts und großkapitalistischen Elemente gemeint sind. Überdies wird das Wort Plutokratie häufig an Stelle von

Klassenherrschaft gebraucht, und Plutokratie ist gerade der Ausdruck, mit dem Bryan und Roosevelt die Großkapitalisten bezeichnen. Dies ist aber nicht alles, sondern es wird auch darauf hingewiesen, daß die gegenwärtigen „Regulativmaßregeln" gegen die Plutokratie so weitgehende sind, wie es von den Reformern überhaupt erwartet werden kann, während die Verstaatlichung den Sozialisten überlassen werden muß; sie vergessen dabei die Maßregeln, die heutzutage von jeder kapitalistischen Regierung der Welt mit Ausnahme der Vereinigten Staaten zum Zwecke der Verstaatlichung getroffen werden, und die sogar hier in Alaska und in Panama begonnen und für das Telegraphenwesen wenigstens vorgeschlagen worden sind. Das Programm verweist auf die gegenwärtige Umwälzung, in der wir uns befinden als einem Übergang von wirtschaftlichem Individualismus zum Sozialismus und schweigt über die offenkundige Tatsache, daß wir in Amerika wie in der ganzen übrigen Welt eine Periode von kapitalistischem Staatseigentum oder Staatssozialismus durchmachen. Schließlich führt das Programm als unmittelbare Ursache der Teuerung die Trusts an und läßt die selbst in dem Roosevelt-Programm berichtete Tatsache unerwähnt, daß der Wert der Pachtländereien von 1900 bis 1910 um 13 Milliarden gestiegen ist, was in der Verdopplung der landwirtschaftlichen Preise zum Ausdruck kam und ein weit wichtigerer Faktor für diese hohen Preise war als die sämtlichen Trusts.

Natürlich hätte ein unzweideutiger Angriff auf die Grundrente überhaupt nicht allein bei allen landbesitzenden Farmern bis hinunter zu den kleinsten, sondern auch bei denjenigen Mißfallen erregt, die mit Hilfe der Kapitalisten oder der gegenwärtigen Sozialistischen Partei Landeigentümer zu werden hoffen, und es wären uns dadurch viele Stimmen verloren gegangen. Darin hat das Programm sicherlich recht, daß die Farmer wie die übrige Bevölkerung von den Großkapitalisten ausgebeutet werden. Aber die Ausplünderung der Konsumenten landwirtschaftlicher Produkte durch hohe Preise, die sich ein sehr großer Teil der Farmer zuschulden kommen läßt, ist sehr viel größer. Das Programm geht sogar so weit, zu sagen, daß „die Farmer" durch „wucherische Renten" ausgebeutet werden; für zwei Millionen Pächter trifft dies zu. Ebenso wahr ist es aber, daß „die Farmer" — wenigstens eine oder zwei Millionen — die Arbeiter ausbeuten und durch „wucherische Renten" verhältnismäßig reich werden; diese Tatsache findet indessen keine Erwähnung.

Unser Vizepräsidentschaftskandidat und viele hervorragende Sozialisten lassen den populistischen Charakter dieser Richtung noch schärfer hervortreten. So identifizierte Seidel zum Beispiel in seiner Rede, mit der er seine Aufstellung als Kandidat akzeptierte, Kapitalismus mit „Korporationsreichtum", das heißt mit den Korporationen, das sind die Trusts usw., und sprach davon als von derselben Sache, gegen die Gouverneur Altgeld, Mayor Tom Johnson und andere Populisten gekämpft haben. Seidel beschränkt somit den Begriff des Kapitalismus auf die Großkapitalisten und bemüht sich dadurch in nachdrücklichster Weise um die Unterstützung der Kleinkapitalisten.

Bevor ich schließe, will ich noch einen Blick auf das Hauptargument werfen, womit Simons für die Erneuerung der populistischen Politik eintritt. Er sagt, es könne nicht mehr davon die Rede sein, den kleinen Farmer

im Besitz seiner Farm zu erhalten; der Kapitalismus mache diesem Zustand in der Landwirtschaft ein Ende, wie er es vorher schon in der Industrie getan habe. Das heißt, weil gewisse Gruppen von kleinen Farmern zu verschwinden beginnen, schlußfolgert Simons, daß der Kapitalismus sie auf keine Weise erhalten kann oder will und daß die Sozialisten allein ihnen Rettung bringen werden. Darin hat er ja recht, daß jetzt für die Farmen eine immer kostspieligere Ausrüstung erfordert wird, daß der Wert der Ländereien sich verdoppelt hat und daß dadurch eine nicht zu überschreitende Schranke zwischen dem Farmer ohne Land und den zu seiner Existenz notwendigen Produktionsmitteln errichtet wird. Es ist ganz richtig, daß dies Hindernis *nur mit Hilfe der Regierung* zu überwinden ist. Aber die Geschichte Frankreichs, Österreichs, Rußlands, Irlands, Dänemarks, Australiens, Neuseelands und vieler anderer Länder zeigt, daß kapitalistische Regierungen diese Hilfe gewähren, und daß durch ähnliche Maßregeln wie die, welche hierzulande von der Sozialistischen Partei vorgeschlagen werden, die kapitalistischen Regierungen einen sehr großen Teil der kleinen Farmen vor dem Bankrott retten und sie dauernd an die kapitalistischen politischen Parteien fesseln werden.

Simons stellt fest, daß die Farmtypen, die eine schnelle Zunahme zeigen, einerseits die sehr großen sind, die sich mit den besten Maschinen versorgen können, andererseits die sehr kleinen, die Gartenbau treiben, oder endlich Farmen, deren Land an Pächter vermietet ist, die in der Tat nichts anderes sind als Arbeiter, wie wir das bei uns im Süden sehen.

Ursprünglich hatte hierzulande der größte Teil der Farmen in den hauptsächlich Landwirtschaft treibenden Staaten den Flächeninhalt von durchschnittlich 160 Acres, und es wurden auf ihnen keine ständigen Lohnarbeiter verwendet. Es wurden daher hier nur die Farmen von 175 bis 500 Acres als große und die von mehr als 500 Acres als sehr große, das heißt den Besitzer von eigenhändiger Arbeit befreiende angesehen. Da viele Farmen in den reicheren Staaten infolge von Erbschaft in zwei oder drei Teile geteilt worden sind, sind heutzutage Farmen von 80 oder selbst 50 Acres sehr häufig, und sie nehmen gewöhnlich die Arbeit der ganzen Familie in Anspruch, sogar wenn sie weit vom Markte gelegen sind und zu einer sehr extensiven Bewirtschaftung (Getreidebau oder Viehmästung) benutzt werden. Der Zensus gibt nun folgendes Resultat:

Größe der Farmen	Prozente von der Gesamtsumme der Farmen in jeder Gruppe	
	1900	1910
Sehr kleine Farmen (49 oder weniger Acres) . . .	33,6	35,4
Kleine Farmen (50 bis 174 Acres)	48,6	46,5
Mittelgroße Farmen (175 bis 499 Acres)	15,1	15,4
Sehr große Farmen (über 500 Acres)	2,6	2,8

Diese Ergebnisse des Zensus in den Vereinigten Staaten sind von größter Wichtigkeit. Wenn nur die sehr kleinen und die sehr großen Farmen rasch zunehmen würden, wäre Simons zweifellos im Recht, und wir würden die Farmer unbedingt bald im Klassenkampf klar Stellung nehmen sehen entweder als große Unternehmer oder als Proletarier mit eigenen Produktionsmitteln.

Aber die Tatsache, daß der mittelgroße Farmer, das heißt der Farmer, der den zweifachen Vorteil genießt, einerseits in weitem Umfang die besten

Maschinen benützen zu können und andererseits Nutzen aus seiner persönlichen Arbeit und der Arbeit seiner Familie zu ziehen und seine Arbeiter genau zu beaufsichtigen, ebenfalls an Zahl zunimmt, läßt eine gewisse Wohlhäbigkeit möglich erscheinen, die auch die kleinen Farmer zu erlangen hoffen können und tatsächlich erhoffen.

Während übrigens die kleinen Farmen im Verhältnis zur Gesamtheit abnehmen, nimmt ihre Zahl absolut zu. Im Jahre 1900 gab es 2 788 300 solcher Farmen, im Jahre 1910 war ihre Zahl auf 2 948 978 gestiegen. Geht die Entwicklung in gleicher Weise vor sich wie jetzt, wären 25 Jahre nötig, damit die sehr kleinen Farmer den kleinen an Zahl gleichkämen. Indessen steigt der Wert des Landes rapid, und ebenso erhöht sich der Bestand an Maschinen, Düngermitteln und Zahl und Qualität des gebrauchten Viehs mit unglaublicher Schnelligkeit. Die kleinen Farmen nehmen langsam an Durchschnittsgröße, aber nicht an Betriebsmitteln ab. Selbst die kleinen Farmen gedeihen infolge des raschen Wachsens des Bodenwertes glänzend, wenn sie freilich auch weniger gewinnen als die sehr kleinen, die mittelgroßen und die sehr großen.

Diese Gruppe der kleinen Farmen nimmt, wenn wir die Kapitalaufwendung und nicht den Bodenumfang ins Auge fassen, wahrscheinlich weder absolut noch relativ ab. Augenblicklich repräsentiert die Gruppe beinahe 3 Millionen Wähler und kann sich von einer staatskapitalistischen Regierung nach dem Roosevelt-Typus vielerlei Unterstützung sichern, was ihre relative Bedeutung im Vergleich zu den anderen Gruppen noch erhöhen kann. Wir werden überdies sehen, daß der Farmer dieser Klasse allen Grund hat, zu hoffen, in eine höhere Farmklasse aufzurücken und als Unternehmer zu prosperieren.

Simons' Prophezeiung auf dem Parteitag, daß der Sozialismus in Fragen der Landwirtschaft stets „in Übereinstimmung mit den Farmern und gehorsam ihren Wünschen" handeln wird, hat sich bewahrheitet. Wir können uns daher nicht wundern, daß europäische Sozialisten unsere gegenwärtige Politik als eine vollständige Unterwerfung unter die kleinen landwirtschaftlichen Kapitalisten ansehen.

Vor 20 Jahren, als die populistische Partei auf ihrem Höhepunkt stand (1892), wäre eine solche Unterwerfung eher zu entschuldigen gewesen; denn es schien damals, als ob sich eine Majorität unserer ländlichen Bevölkerung mit Ausschluß nur der größten Farmer, in raschester Weise dem Sozialismus näherte. Die Umstände haben sich aber seitdem nicht nur geändert, sie sind in ihr Gegenteil umgeschlagen. Das Jahr 1892 war das Ende einer Periode von beinahe zwei Jahrzehnten fallender Preise landwirtschaftlicher Produkte. Das Jahr 1912 ist das Ende einer Periode von beinahe zwei Jahrzehnten steigender Landwirtschaftspreise. Es scheint, daß von nun an diese Tendenz ohne ernsthafte Unterbrechung andauern wird. Bis zum Jahre 1892 wurden weite neue Landstriche nicht nur in Amerika, sondern in der ganzen Welt der Kultur erschlossen. Seitdem hat sich dieser Prozeß verlangsamt, und das Anwachsen der Industrie ist in der ganzen Welt viel rascher vor sich gegangen als die Erschließung neuer Ländereien. Daher ist die Nachfrage nach landwirtschaftlichen Produkten schneller gestiegen als das Angebot. Das Resultat ist, daß, obwohl neues Kapital der Landwirtschaft jetzt schneller zufließt als jemals, dieser Vorgang seinen Ausdruck findet in

höheren Preisen für das alte Land, in der stärkeren Anwendung von Maschinen, in größeren Ausgaben für Arbeitslöhne, in Verbesserungen von Land und Vieh — und nicht wie bisher in der Erschließung von neuem Lande.

Nicht nur der kleine Landbesitzer, sondern auch der Viehzüchter hat während der letzten zwanzig Jahre einen enormen Vorteil gehabt. Dieser Zustand wird aller Wahrscheinlichkeit nach andauern, und sollte er anfangen abzunehmen, so werden die Reformen des Staatskapitalismus ihm wieder aufhelfen. Es wäre zweck- und wirkungslos, wenn die Sozialistische Partei augenblicklich den Standpunkt der Populisten vom Jahre 1892 wieder einnehmen wollte.

Übrigens ist der Populismus von heutzutage nicht mehr eine rein agrarische Bewegung. Die Bewegung für die Kontrollierung der Monopole durch die Regierung ist im Begriff, sie aufzusaugen, und die Roosevelts und La Follettes werden vollkommen imstande sein, die überwältigende Majorität der Farmbesitzer — und auch einen großen Teil der Farmpächter — zu befriedigen ohne Aufopferung der anderen Geschäftsinteressen, die sie vertreten, nämlich der Interessen aller Elemente der Kapitalistenklasse mit alleiniger Ausnahme der Trusts, der großen Bankiers und der Eisenbahnen.

Da die Roosevelt- und La Follette-Bewegung mit ziemlicher Gewißheit innerhalb weniger Jahre alles mit sich fortreißen wird, besteht glücklicherweise nur geringe Gefahr, daß die amerikanische Sozialistische Partei imstande sein wird, lange ihre gegenwärtige antisozialistische und undurchführbare agrarische Politik in Wettbewerb mit diesen offen kleinkapitalistischen Parteien fortzuführen. Es sind in der sozialistischen Parteipresse (zum Beispiel in der „New Yorker Volkszeitung") bereits Anzeichen vorhanden, daß die Bildung einer dritten oder radikalen Partei in diesem Lande von den Sozialisten aller Schattierungen, mit Ausnahme nur der opportunistischsten, froh begrüßt werden würde als Aufforderung, uns alle auf der Grundlage eines rein revolutionären und proletarischen Programms zu vereinigen.

Eine Revolution in der Spitzenindustrie.

Von **Hermann Jäckel.**

Seit etwa drei Jahrzehnten hat sich in den schön gelegenen, waldumsäumten Orten des oberen Vogtlandes die kurz nach dem Siebenjährigen Kriege eingeführte Stickerei zum wichtigsten Zweige der deutschen Spitzenindustrie herausgebildet. Ehemals armselige Wald- und Weberdörfer wurden durch sie umgewandelt in schnell wachsende Mittelstädte, und mit amerikanischer Geschwindigkeit wurde die Großstadt Plauen aus der Erde herausgestampft.

Zunächst nur den Kettenstich anwendend, erstand die Stickerei als Heimindustrie auf Grundlage der altberühmten Musselinfabrikation. Im Jahre 1776 erfreute sie sich schon so großer Anerkennung, daß ihr nicht nur einheimische Musseline zur Verarbeitung übergeben, sondern auch ostindische Fabrikate nach Plauen gesandt wurden, um nach ostindischen Zeichnungen bestickt zu werden. Im Jahre 1810 kam die Einführung des Plattstichs

und damit die eigentliche Grundlage der heute so bedeutenden Weißwarenindustrie. Zehntausende Frauen und Mädchen der ärmeren vogtländischen Bevölkerung und einiger benachbarter, zum Erzgebirge gehörender Ortschaften beschäftigten sich jahraus jahrein mit dem Besticken der verschiedensten Waren: Tücher, Manschetten, Schürzen, Kleider, Vorhänge, Mantillen usw., um in „Zeiten der Not" 8 bis 12 Groschen pro Woche zu verdienen.[1] Die Kaufleute gaben die Gewebe mit Mustern an die Arbeiterinnen zum Besticken aus. In der Hauptsache aber wurden die Aufträge von Faktoren, welche sich zwischen Arbeiter und Kaufmann geschoben hatten, im großen von den Verlegern entnommen und sodann an die zerstreut wohnenden Heimarbeiterinnen weiter gegeben. Die Faktoren vereinbarten mit den Arbeiterinnen den Lohn und sorgten für Ablieferung der Stickerei an die Verleger. Wie in der Spitzenklöppelei des Erzgebirges waren auch hier Lohndrückereien und Truckſystem die Mittel, womit die Faktoren sich auf Kosten der bei aller Arbeit hungernden Frauen, Mädchen und Kinder bereicherten.

Einen mächtigen Anstoß erhielt die Stickerei durch die Einführung der im Jahre 1828 von Josua Heilmann in Mülhausen i. Els. erfundenen Handstickmaschine. Nach einem vergeblichen Versuch im Jahre 1836 wurde dieselbe 1857 im Vogtland zum ersten Male angewandt. Damit beginnt eine neue Ära. Die gesamte vogtländische Industrie erhält eine vollständig veränderte Physiognomie. Vordem als Beschäftigung, vielfach als Nebenbeschäftigung von Frauen und Mädchen betrieben, wird die Stickerei jetzt zum selbständigen Gewerbe der Männer. Im Jahre 1862 waren in einem Plauener Betrieb 43 Maschinen vorhanden, 1872 in 14 vogtländischen Orten 404 Betriebe mit 1300 Maschinen, und im Jahre 1882 waren schon 2325 Maschinen aufgestellt. Ein kleiner Teil dieser Maschinen stand in Eibenstock und Schneeberg. Die Leistungsfähigkeit der Maschine gegenüber der Handarbeit war groß, waren doch bis zu 600 Nadeln zu gleicher Zeit tätig.

Das Jahr 1883 brachte wiederum eine epochemachende Neuerung. In der Schweiz wird von Isaak Gröbli die erste Schiffchenmaschine gebaut. Damit tritt auch in der Stickerei an Stelle der Menschenhand der Motor als bewegende Kraft. War bis dahin die Länge des in jede Nadel gefädelten einzustickenden Fadens bestimmt durch die Länge der Auszüge der beiden bei der Handmaschine vorhandenen Wagen, so konnte jetzt der Faden beim Sticken allmählich von einer in einem Schiffchen befindlichen Spule abgewickelt werden; an Stelle des 1,20 Meter langen Stickfadens trat der endlose Faden. Die beiden beweglichen Wagen, welche abwechselnd mittels Klupper die 200 bis 600 das Öhr in der Mitte habenden Nadeln erfaßten und mit den Fäden durch den Stoff zogen, kamen in Wegfall. Ein feststehender, die Nadeln — Nähmaschinennadeln — tragender Wagen bleibt vorhanden, und eine der Zahl der Nadeln gleiche Anzahl kleiner Schiffchen verarbeitet wie bei der Nähmaschine an der Rückseite des aufgespannten Grundstoffes den Stickfaden. Die Leistungsfähigkeit wird gegenüber der Handmaschine, je nach Größe, um das Zehn- bis Zwanzigfache gesteigert. Mit der Einführung der Schiffchenmaschine beginnt eine rapide

[1] Dr. Louis Bein, Die Industrie des Vogtlandes, 2. Teil, S. 200. Leipzig 1884, Duncker & Humblot. 11 Mark.

Vorwärtsentwicklung. Im Jahre 1884 waren im Vogtland 50 solcher Maschinen aufgestellt, davon 41 in Plauen. 1894 waren es 2113, 1902 hatte sich die Zahl mehr als verdoppelt; sie betrug 4336, und das Jahr 1911 zeigt die kolossale Zahl 9099. Demgegenüber hat sich die Zahl der Handmaschinen nur von 1965 im Jahre 1902 auf 2968 im Jahre 1911 vermehrt. Die Handmaschine war bisher für bestimmte Stickereien noch unentbehrlich. Mit der Einführung der Schiffchenmaschine werden die Stickereiprodukte ungemein verbilligt. Der Konsum hörte auf, ein Privilegium der Reichen zu sein. Die Massenherstellung erzeugte den Massenkonsum. Neue Verwendungsmöglichkeiten wurden geschaffen. Es beginnt die gestickte Tüllspitze, vor allem aber die sogenannte Luftspitze[1] der Industrie für gewebte Spitzen Konkurrenz zu machen. Die Stickerei wird schließlich zur Grundlage der sächsischen Spitzenindustrie überhaupt.[2] Von Jahr zu Jahr steigt der Wert der Produktion. 1902 schätzte Dr. v. Löben die Jahresproduktion auf 80 Millionen Mark;[3] heute dürfte sie 110 Millionen Mark betragen. Nach einer Schätzung des Syndikus der Handelskammer zu Plauen Dr. Dietrich beträgt die Produktionsfähigkeit der Schiffchenmaschine pro Jahr 15 000 Mark.[4] Der Export wird heute auf zwei Drittel der Gesamtproduktion geschätzt. Die Plauener Industrie umspannt nunmehr den Weltmarkt. Ihre Produkte gehen in die entferntesten Zonen der Erde.

Die fabelhafte Entwicklung der Spitzenindustrie unter der Herrschaft der Schiffchenstickmaschine reizte zu immer erneuten Anstrengungen, durch Verbesserungen des maschinellen Mechanismus Arbeitskräfte zu sparen. Die „Vogtländische Maschinenfabrik" zu Plauen schwang sich in kurzer Zeit empor zur zweitgrößten Maschinenfabrik Sachsens. Ihre Ingenieure waren eifrig bemüht, immer leistungsfähigere Maschinen auf den Markt zu bringen. Aber alle die zahlreichen, teilweise bedeutenden Verbesserungen werden in den Schatten gestellt durch einen von Ingenieur Zahn, dem technischen Direktor der „Vogtländischen Maschinenfabrik", konstruierten Apparat, „Automat" genannt. Es kann kein Zweifel bestehen, der Automat bedeutet für die Stickereispitzenindustrie den Beginn einer radikalen Umwälzung.

Jede Schiffchenstickmaschine brauchte bisher zur Bedienung einen männlichen Sticker und ein oder zwei Mädchen als Aufpasserinnen. Der Sticker

[1] Unter Luftspitze versteht man eine Stickerei mit einem Wollstoff als Grundstoff. Der Grundstoff wird in der Appretur mit chemischen Mitteln herausgebrannt (geätzt), so daß nur die Stickerei übrig bleibt. Da, wo vordem der Grundstoff war, ist nunmehr nichts mehr, ist „Luft".

[2] Die Vorzüge der gestickten Spitze beruhen im wesentlichen auf der durch die Weberei nicht zu erzielenden Reliefwirkung und auf der Möglichkeit einer ungleich stärkeren und verhältnismäßig weniger kostspieligen Musterung. (Dr. Dietrich, Die Spitzenindustrie in Belgien und Frankreich, S. 71. Verlag Duncker & Humblot. 3 Mark.)

[3] Dr. v. Löben, Der Absatz der Plauener Spitzen nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, S. 11. Dresden 1905, Verlag O. G. Böhmert. 3,60 Mark.

[4] Rudolf Illgen, Geschichte und Entwicklung der Stickereiindustrie des Vogtlandes und der Ostschweiz, S. 90. Annaberg i. Erzgeb. 1912, Grafers Verlag. 2,50 Mark.

sitzt am linken Ende der Maschine und hat die Aufgabe, einen mit einer Spitze versehenen Hebel, genannt Pantograph oder Storchschnabel, nach den Angaben der vor ihm auf einem Brett aufgespannten Musterzeichnung zu bewegen. Die Musterzeichnung ist sechsmal größer als das Original, und die Stiche sind auf derselben einzeln verzeichnet. Der Sticker bewegt den Pantograph nach den eingezeichneten Stichen. Entsprechend den Bewegungen des Pantographen bewegt sich der zu bestickende Stoff und wird sodann das Muster, sechsmal verkleinert, von den Nadeln auf diesen über die ganze Breite der Maschine übertragen. Das Streben der Interessenten ging nun dahin, die Arbeitskraft des Stickers ganz oder teilweise zu sparen. Schon im Jahre 1898 wurde von dem Sohne des Erfinders der Schiffchenstickmaschine Gröbli ein automatischer Apparat erfunden, der dem bezeichneten Ziele näher zu kommen schien. Die „Stickerei-Aktiengesellschaft Feldmühle" in Rorschach (Schweiz) erwarb das Patent und schloß mit der „Vogtländischen Maschinenfabrik" einen Vertrag, wonach sich die „Feldmühle" verpflichtete, eine größere Anzahl Apparate von der „Vogtländischen Maschinenfabrik" abzunehmen. Die „Vogtländische Maschinenfabrik" hatte allein das Recht der Ausbeutung. Dafür durfte sie ohne Erlaubnis des Patentinhabers keine Apparate abgeben und ohne dessen Einwilligung niemals einen anderen automatischen Apparat zur Ausführung und zum Verkauf bringen. Der Apparat fand jedoch keinen Anklang. Auch nachdem er bedingungslos freigegeben worden war, setzte er sich nicht durch. Nur 400 wurden davon bis 1909 aufgestellt. In diesem Jahre kam nun mit seinen durchgreifenden Verbesserungen der Zahnsche Automat und machte sogleich nicht geringes Aufsehen. Auf Grund der Rechte, welche die „Feldmühle" durch den früheren Vertrag erworben hatte, wurde mit dieser vereinbart, daß der neue Automat für Deutschland freigegeben werde, daß aber an die Schweiz nur 200 Stück nach Auswahl der „Feldmühle" abgegeben werden durften.[1] Unter dem Drucke der öffentlichen Meinung mußte die „Feldmühle" schließlich von ihren Vertragsbedingungen abstehen, da Schweizer Firmen sich auf deutschem Boden niederließen, um den Automat anwenden zu können.

Der Zahnsche Automat macht den lebendigen Sticker überflüssig. An Stelle des Stickers von Fleisch und Blut tritt der „eiserne Sticker". Ein wunderbar feiner Mechanismus steht jetzt an der Stelle, wo sonst der Sticker stand, und leitet mit Hilfe ausgeschlagener Pappkarten wie bei der Jacquardmaschine die Übertragung des Stickmusters auf den Stoff. Die Maschine ist 9 Meter lang und ihre Leistungsfähigkeit doppelt so groß wie die der alten Schiffchenmaschine. Die Nachfrage nach Automaten ist enorm. Die „Vogtländische Maschinenfabrik", welche das Monopol der Herstellung hat, ist mit Aufträgen überhäuft. Die Mühen der konkurrierenden Maschinenfabriken in Sachsen und der Schweiz, eine gleichwertige Maschine auf den Markt zu bringen, waren bisher erfolglos. Am 1. Mai 1911 waren im Vogtland 520 Automaten aufgestellt, und die Statistik der Schweiz zeigt für 1910 schon 666. Seitdem sind weitere Hunderte Automaten angefertigt worden, und immer mehr Terrain wird von ihnen erobert.

[1] Rudolf Illgen, a. a. O.

Die bedeutsamste Wirkung wird der Automat in sozialer Beziehung ausüben. Was sich im neunzehnten Jahrhundert nach Einführung des mechanischen Webstuhls in der Webwarenindustrie vollzog, wird sich im zwanzigsten Jahrhundert in der Spitzenindustrie wiederholen. Die kleinen Existenzen werden im Konkurrenzkampf von den großen Unternehmungen zermürbt werden.

Die Stickereispitzenindustrie entwickelte eine von der Entwicklung anderer Industrien abweichende Form der Produktionsorganisation. Beginnend im Jahre 1857 mit der geschlossenen Fabrik, entsteht in weiterer Folge die heute so bedeutende hausindustriell betriebene Lohnstickerei. Der Lohnsticker ist Eigentümer seiner Maschine. Eine solche Maschine kostet 3000 bis 3500 Mark. Die Elektrizität als Antriebskraft gestattet die Aufstellung der Maschine in jedem Raume, wenn er nur mindestens die Länge einer Maschine hat. Die Zahlungsbedingungen der Maschinenfabriken erleichtern die Anschaffung durch Leute mit nur wenig Bargeld. Der Spitzenfabrikant liefert dem Maschinenbesitzer die Schablone (Musterzeichnung) und den Grundstoff. Das Stickgarn hat der Maschinenbesitzer selbst zu besorgen. Die Stickerei wird unausgerüstet an die Fabrikanten abgegeben. Diese kleinen Lohnsticker mit eigenen Maschinen wurden die eigentlichen Träger der Produktion in der Spitzenindustrie. Dem Fabrikanten verblieb nur die Aufmachung und der Vertrieb. Die Ausrüstung wird gleichfalls gegen Lohn von großen Unternehmungen im Auftrag der Fabrikanten vorgenommen. Die Zahl der Lohnsticker nahm rasch zu. Aus allen Berufen kamen Leute mit kleinem Kapital. Rentiers, kleine Beamte, Landwirte, Handwerker und Arbeiter aller Art kauften sich eine oder mehrere Schiffchenmaschinen und fingen selbst oder mit Gehilfen an zu sticken. Im Jahre 1911 gab es nur 172 Fabrikanten der Stickereispitzenindustrie, welche zugleich Stickmaschinen besaßen, also in eigener Werkstatt sticken ließen. Die Zahl ihrer Maschinen — Handmaschinen und Schiffchenmaschinen zusammengerechnet — betrug 2136. Daneben hatten aber 5403 Lohnsticker 9931 Schiffchen- und Handmaschinen im Besitz. Von den 5403 Lohnstickereien hatten 5058 bis zu vier Maschinen, und zwar besaßen: 3670 Lohnsticker eine Maschine, 806 Lohnsticker zwei Maschinen, 341 Lohnsticker drei und 241 Lohnsticker vier Maschinen.

Die 345 Lohnsticker, welche über vier Maschinen besaßen, zählten zusammen 2662 Maschinen. Es kamen somit auf einen Besitzer zirka sieben.

Die Fabrikanten förderten nach Kräften dieses System der Lohnstickerei. Sie sparten Raum und Geld, konnten die Produktion beliebig ausdehnen oder einschränken und luden einen großen Teil des kapitalistischen Risikos auf die Schultern der Maschinenbesitzer. Nur das kaufmännische Risiko verblieb ihnen. Das System der Lohnstickerei ermöglichte aber auch das Erstehen vieler kleiner, wenig kapitalkräftiger Fabrikanten. Das Musterzeichnen hatte sich gleichfalls vom Betrieb des Fabrikanten losgelöst und war ein eigenes, hauptsächlich von kleinen Existenzen ausgeübtes Gewerbe geworden. Es gehörte also nicht viel dazu, um Fabrikant zu werden. „Zum Anfangen gehören ein oder zwei Zimmer mit Bureaueinrichtung, die Kenntnisse eines leidlich gewandten Kommis und ein Kapital, das dazu

ausreicht, wenige Muster herstellen zu lassen und vielleicht noch die Stückbleichlöhne und den Wollstoff zu bezahlen, wobei aber mit Kredit noch manches zu erreichen ist. Alle technische Arbeit bei Herstellung der Spitze ist Lohnwerk und kann an selbständige Unternehmer außer dem Hause vergeben werden." [1]

Die Zahl der Fabrikanten beträgt denn auch viele Hunderte. Leute, welche von Stickerei und Spitze keine Ahnung hatten und nichts mitbrachten als den Wunsch, schnell reich zu werden, wurden Fabrikanten und nahmen den so gern gewährten Kredit der verschiedensten kleinen Leute in reichem Maße in Anspruch, um oftmals die Kreditgeber bitter zu enttäuschen. So wurde ein zahlreiches Kleinbürgertum Träger einer die Welt umspannenden, mächtig aufwärts strebenden, gut lohnenden Industrie. Viele Tausende wohlsituierte kleine Leute — Lohnsticker, Fabrikanten, Zeichner, Faktoren, Agenten, Kommissionäre usw. — stehen neben wenigen sehr reichen Handelshäusern. Daß diese eigenartige Entwicklung der Industrie auch große Schäden, wie Ramscherunwesen, Stichzählungsschwindel usw., zeitigte, sei nur erwähnt. Eine nähere Darlegung dieser Schäden müssen wir uns versagen.

Der „eiserne Sticker" wird in der Produktionsorganisation der Industrie unerbittlich zerstörend und umwälzend wirken. Die Sticker werden zum großen Teile allmählich überflüssig. Rücksichtslos werden die Existenzen Tausender kleiner selbständiger Leute erschüttert und in dem beginnenden großen Aufsaugungsprozeß in der Spitzenindustrie die Menschen durcheinander gewürfelt werden. Ganz richtig bemerkt der „Konfektionär": „Der einzelne Sticker wird einen Kampf gegen diesen (den Automat) zu führen gezwungen sein, in dem er der Leidende und schließlich der Unterliegende sein wird." Der Automat ist nur im Großbetrieb rentabel. „Der Automatenbetrieb wird erst rationell von 6 bis 10 Maschinen ab; ein solcher Betrieb aber erfordert ein Kapital von zirka 100 000 Mark und bei entsprechend größerer Maschinenzahl entsprechend mehr." [2] Dazu muß noch eine Maschine zum Kartenschlagen (Punch-Stickmaschine) vorhanden sein, welche zirka 7000 Mark kostet, und daneben bedarf es noch einer Vervielfältigungsmaschine. Schon der Preis jeder einzelnen Maschine macht es für die Zukunft unmöglich, daß Leute mit 1000 oder 2000 Mark Kapital wie bisher Maschinenbesitzer werden können. Man ist sich in beteiligten Kreisen auch durchaus klar über die voraussichtlichen Wirkungen der neuen Erfindung. Alle Fachblätter sind angefüllt mit Besprechungen. Man konstatiert die kommende „Tendenz der Konzentration", schreibt von „bevorstehender Umwälzung", von „gelinder Nervosität" der Stickereifabrikanten, von „banger Sorge", mit welcher die kleinen Besitzer in die Zukunft blicken. Daneben läßt man noch die Hoffnung durchleuchten, daß es nicht gelingen werde, alle Artikel mit dem Automat anzufertigen. Die großen Unternehmungen begrüßen die neue Maschine als eine „Kräftigung im Konkurrenzkampf gegen das Ausland, die uns recht sehr notwendig gewesen ist. Wenn damit zum Teil eine Veränderung der ökonomischen Grundlagen der Stickerei- und Spitzenindustrie

[1] Dr. v. Löben usw., S. 12.
[2] „Die Stickereiindustrie", Nr. 10, Jahrgang 1910.

verbunden sein sollte, so ist gegen eine solche nicht anzukämpfen, sie setzt sich durch trotz alledem."[1]

Die Verteilung der Automaten nach der Statistik von 1911 läßt die Ausschaltung des kleinen Betriebs klar erkennen. Die Zahl der Automatenmaschinen betrug in kleinen Betrieben bis zu 4 Maschinen 10, in Mittelbetrieben von 5 bis 10 Maschinen 164, in Großbetrieben über 15 Maschinen 429.

Das Vogtland dürfte aber genötigt sein, das Tempo der Einführung des Automatenbetriebs infolge der Schweizer Konkurrenz zu beschleunigen. Die Schweizer Stickereiindustrie überragt bei weitem die Industrie des Vogtlandes. Die Maschinenzahl beträgt dort 27 184, darunter 8121 Schiffchenmaschinen. Im Gegensatz zum Vogtland hat sich in der Schiffchenstickerei der Schweiz von Anfang an der Großbetrieb herausgebildet. Den Aktiengesellschaften liegen viele Millionen Mark Kapital zugrunde. Im Hauptgebiet St. Gallen gab es 1910 nur 390 Einzelstickereien mit 1 bis 2 Maschinen, dagegen 280 Fabriken mit 8 und mehr, zusammen 4380 Maschinen. Die Einführung des Automaten setzt sich in diesen Großbetrieben leichter durch als in den Zwergbetrieben des Vogtlandes. Mit fabelhafter Geschwindigkeit unterwirft er sich die Produktion. Vor etwa Jahresfrist gab es in der Schweiz bereits Betriebe mit 550 Automaten. Fieberhaft wird an der Umgestaltung der Fabriken gearbeitet und besorgt hat sich der „Große Rat" zu St. Gallen mit der Frage beschäftigt: Was soll aus unseren Stickern werden? Wie begegnen wir der Gefahr, welche ihnen droht? Die sächsische Spitzenindustrie wird gezwungen sein, der Schweiz zu folgen.

Noch eine andere Tatsache wirkt beschleunigend und auflösend. Der Automat erleichtert die Einführung der Stickereiindustrie in den bisherigen Absatzländern. Der Ausbreitung der Industrie in jenen Gebieten stellte sich ganz besonders im Hauptabsatzgebiet der Vereinigten Staaten der Mangel geübter Sticker entgegen. Der Automat macht den Sticker entbehrlich, ein Mädchen nur ist für jede Maschine erforderlich. Im übrigen genügt für eine große Anzahl von Maschinen — für einen Arbeitssaal — eine männliche Person. Außerdem wird noch ein Puncherkartensticker (Kartenschläger) für den ganzen Betrieb gebraucht, dessen Ausbildung die „Vogtländische Maschinenfabrik" in eigener „Schule" bewirkt. Die Folge ist, daß in den Vereinigten Staaten die Stickereiindustrie sich sehr schnell ausbreitet. Versuche des Vorstandes der „Fabrikantenvereinigung der sächsischen Stickerei- und Spitzenindustrie", die Leitung der „Vogtländischen Maschinenfabrik" zur Einschränkung der Ausfuhr von Automaten nach Amerika zu bewegen, waren selbstverständlich erfolglos. Die Unionsregierung fördert gleichsam nach Kräften die Einführung von Maschinen. Bis zum 31. Dezember 1910 war im Payne-Aldrich-Tarif zollfreie Einfuhr von Stickmaschinen zugelassen. Der Zollschutz der Stickereiprodukte ist auf 60 bis 70 Prozent des Wertes festgelegt. Der Erfinder des Automaten und technische Direktor der „Vogtländischen Maschinenfabrik" unternahm selbst eine Besuchsreise nach den Vereinigten Staaten, „um sich von der großartigen Entwicklung der amerikanischen Stickereiindustrie zu überzeugen" und selbstverständlich Geschäftsverbin-

[1] „Die Stickereiindustrie", Nr. 10, Jahrgang 1910.

dungen anzuknüpfen. So hat sich denn die Zahl der Stickmaschinen in den Vereinigten Staaten sehr vermehrt. 1898 standen dort 48 Maschinen, 1910 waren es 1200 mechanische und 1300 Handstickmaschinen. Die Entwicklung der Industrie auf dem Boden des nordamerikanischen Freistaats wird weiter mächtig gefördert durch Neugründungen unter Führung des Schweizer Kapitals. So hat die schweizerische Millionenfirma „Loeb, Schönfeld & Co., Stickereiaktiengesellschaft" in Rorschach eine „Schweizerisch-amerikanische Stickereiindustriegesellschaft" jenseits des Ozeans mit einem Kapital von 50 Millionen Franken gegründet.[1] Sie hat Niederlassungen in New York, Fabriken in Camden (New Jersey), Lebanon (Pennsylvanien), Matteavan und Fishkill (New York). Der letztere Betrieb wurde mit 1500 Personen eröffnet.[2] Die Proteste der bedrohten Schweizer Geschäftswelt blieben ungehört. Auch der Appell an den Patriotismus nützte nichts, obwohl die Stickerei als die bedeutendste Exportindustrie des Landes für die kleine Schweiz eine viel größere Bedeutung hat als die deutsche Spitzenindustrie für das größere Deutschland. Weitere Schweizer Firmen haben sich in den Vereinigten Staaten etabliert, zuletzt die Millionenfirma „Heine & Co." in Arbon. Alles das wird die Konkurrenzkämpfe verschärfen. Je mehr der amerikanische Markt von riesigen Monopolfirmen monopolisiert und die Ausfuhr der Schweiz wie des Vogtlandes nach dort beeinträchtigt wird, um so mehr wird um den kontinentalen Markt Europas gekämpft werden. Das wird antreibend auf die sächsische Spitzenindustrie einwirken. Das bisher so friedliche Vogtland dürfte in den nächsten Jahren im Zeichen scharfer Kämpfe der Großen gegen die Kleinen stehen. Die Lohnsticker, denen seit Jahren, besonders von dem Führer des sächsischen Freisinns, vorgelogen wurde, die Sozialdemokratie wolle ihnen ihre Stickmaschine nehmen, werden mit Entsetzen erkennen, daß der vorwärtsschreitende Kapitalismus kraft ökonomischer Gesetze sie zu Proletariern herabdrückt. Damit wird sich das Denken der dort seßhaften Menschen ändern. Der Boden, den bisher ein behäbiges, bürgerlichen Parteien nachlaufendes Kleinbürgertum besetzte, wird zur Stätte erbitterter Kämpfe zwischen Arbeit und Kapital werden. „Die Entwicklung steht nicht still!"

Eine Enzyklopädie des Sozialismus.[3]

Von **G. Stiekloff.**

Die Sozialistische Enzyklopädie in 12 Bänden, von denen der erste Band soeben erschienen ist, erhebt nicht den Anspruch, Neuerungen auf dem Gebiet der Soziologie zu bringen oder einen neuen Sozialismus zu entdecken. Der Ehrgeiz der Verfasser ist bescheidener und — um es

[1] Otto Träger, Sorgen der Schweizer Stickereiindustrie, „Vogtländischer Anzeiger", Nr. 203, 1911.

[2] „Der Konfektionär", 2. März 1911.

[3] Encyclopédie socialiste, syndicale et cooperative de l'Internationale Ouvrière (Enzyklopädie der sozialistischen, gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Bewegung der Arbeiterinternationale). Herausgegeben und redigiert von Compère-Morel und Jean Lorris unter Mitarbeit von Bracke, P. Brizon, Hubert-

gleich zu sagen — nutzbringender. Sie wollen allen, die für die Partei kämpfen und in ihrer Propaganda tätig sind, behilflich sein und ihnen neue Waffen in die Hand geben. Auf ihren Streifzügen durch Frankreich, als Verbreiter sozialistischer Lehren, haben sie, wie sie selbst erzählen, sowohl in städtischen als auch ländlichen Bezirken oft Klagen darüber gehört, daß es denjenigen, die unsere Lehren kennen lernen wollen, an einem umfassenden, verständlichen Werke zu ihrer Belehrung fehlt. Sowohl die naturgemäß unvollständigen Flugblätter als die meist schwer erreichbaren großen Werke über Soziologie entsprechen nicht dem vorhandenen Bedürfnis. Andererseits sind die sozialistischen, aufs Geratewohl zustande gekommenen Bibliotheken, denen es an Gesamtüberblick und methodischem Plane fehlt, wie ein Labyrinth, durch dessen Wirrnis kein Ariadnefaden den Weg zeigt. Die sozialistischen Kämpfer und Propagandisten beklagen sich gleichfalls, daß sie genötigt sind, nach Dokumenten und Statistiken, die sie für ihre tägliche Arbeit brauchen, Hunderte von Büchern, Broschüren, Revuen und Journalen, die oft schwer erhältlich sind, zu durchsuchen. All diesen und noch anderen Mängeln soll die Sozialistische Enzyklopädie nach Absicht derer, die sie ins Leben gerufen haben, abhelfen. Das Werk beschränkt sich nicht darauf, eine geschichtliche Darstellung der Entwicklung des Sozialismus und eine klare, vollständige Darlegung des wissenschaftlichen Sozialismus zu geben, sondern es wird weiterhin sorgfältig kontrollierte Aufschlüsse und Zahlen über die kapitalistische Konzentration und die Arbeiterbewegung in Frankreich und im Ausland bringen, die jeder nutzbringend wird zu Rate ziehen können.

Der erste Band, der soeben erschienen ist, hat Ch. Rappoport und Compère-Morel zu Verfassern, und das ist in diesem Falle eine sehr glückliche Wahl. Dieser Band ist ganz besonders der Geschichte der sozialistischen Lehren gewidmet und in acht Abschnitte geteilt: Die Utopisten (Plato), Das Urchristentum, Der Sozialismus des achtzehnten Jahrhunderts (Morelly, Mably), Die Vorläufer (Saint Simon, Enfantin, Bazard, Robert Owen, Charles Fourier, Viktor Considérant, P. J. Proudhon, Louis Blanc), Der mystische Sozialismus (Buchez, Leroux, Cabet), Der revolutionäre Sozialismus (Babeuf, Auguste Blanqui), Der wissenschaftliche Sozialismus (Karl Marx, Engels, Lassalle, die marxistische Schule), Der idealistische oder integrale Sozialismus (Cesar de Paepe, Lavroff, Malon), Die erste Internationale. In der Einleitung sind die Verfasser bestrebt, eine Erklärung des Wortes Sozialismus zu geben; sie erörtern es unter den verschiedensten Gesichtspunkten, als soziale Tatsache, als Lehre, als Geschichtsphilosophie, als Proletarierbewegung, als unmittelbare Aktion, endlich als Partei, die alle Formen der Arbeiteraktion vereinigt.

Wir können ohne Übertreibung sagen, daß die Verfasser die Frage gründlich beherrschen und den französischen Lesern die zeitgenössische sozialistische Lehre, das heißt den Marxismus, in so umfassender verständlicher Weise

---

Rouget, Jean Longuet, Paul Louis, Charles Rappoport, Sixte-Quenin, J. B. Séverac usw. Erster Band: Geschichtliches. (Sozialistische Anfänge, Lehren und Methoden.) Von Charles Rappoport und Compère-Morel. II und 521 Seiten. (Der Preis der 12 Bände der Sozialistischen Enzyklopädie beträgt 95 Franken, der augenblickliche Subskriptionsvorzugspreis 70 Franken, zahlbar in Monatsraten von 3 Franken.)

klar machen, wie es vor ihnen niemand getan hat. Gerade die gründliche Kenntnis der Marxschen Theorie, des kritischen Kommunismus fehlt dem größten Teil der französischen Sozialisten; es herrscht heute ein ziemlich unverdauter ideologischer Mischmasch unter ihnen, in dem sich neben marxistischen Brocken ganz andersartige Bestandteile aller ideologischen und utopistischen Systeme, mitsamt dem kleinbürgerlichen Proudhonismus, finden. Eine Erklärung dafür geben zweifellos sowohl die wirtschaftlichen Bedingungen des Landes als auch die Geschichte des Sozialismus in Frankreich, wo die utopistischen Systeme zum großen Teil entstanden sind. Haben wir doch noch in jüngster Zeit den Genossen Hervé, dieses enfant terrible der geeinigten Partei, dieses echte Produkt des unklaren Sozialismus alter französischer Art, laut verkünden hören, daß der Klassenkampf eine Dummheit ist, und daß alle anständigen Leute, gleichgültig welcher Klasse sie angehören, sich zum Sozialismus bekennen können, und dies alles nur, weil sich irgend ein ehemaliger Leutnant gefunden hat, der ihm allwöchentlich ein Geschenk von 1000 Franken für die revolutionäre Sache macht!

Man muß diesen Zustand der Dinge energisch bekämpfen und zu diesem Zwecke die wahre Lehre des modernen Proletariats, die Marxsche Lehre, verbreiten. Sowohl der Redakteur der sozialistischen Enzyklopädie, Compère-Morel, als Theoretiker des französischen Marxismus und speziell der Agrarfrage bekannt, als auch seine verschiedenen Mitarbeiter, geben die Gewähr, daß das Werk durchaus im Sinne des wissenschaftlichen Sozialismus fortgeführt werden wird.

Es ist sehr charakteristisch, daß der erste Band bereits eine gewisse Unruhe in dem Lager der Konfusionisten hervorgebracht hat. Der Genosse E. Poisson, der in der Humanité eine Kritik des Werkes gebracht hat, kann sich bei allem Lob, das er ihm spendet, nicht enthalten, dem Verfasser folgenden Vorwurf zu machen: „Mich dünkt, daß es diesem ersten Bande an ‚sozialistischem Eklektizismus' fehlt, und es scheint mir, daß die Verfasser eines Werkes, das sich ‚einheitlich' nennt, sich durch zu einseitige (!) ‚orthodox-marxistische' doktrinale Vorurteile haben leiten lassen."

Möglicherweise wird sich mancher unter den französischen Lesern daran stoßen, daß die Verfasser gewisse utopistische Doktrinen, besonders die proudhonistischen und anarchistischen Phrasen in unehrerbietiger Weise behandeln, dagegen für den Marxismus eintreten, dem ein Drittel des Bandes gewidmet ist und dessen Auffassungsweise die ganze Anlage des Werkes beherrscht. Aber was tut das! Das Wesentliche ist, daß der französische Leser dieses Mal eine gesunde kräftige Nahrung erhält im Gegensatz zu den leeren Flausen, die ihm oft genug geboten worden sind.

Zum Schlusse erlauben wir uns, auf einige schwache Seiten des in Frage stehenden Bandes hinzuweisen; wir hoffen, daß dieser mehrere Auflagen erleben und sich so den Verfassern Gelegenheit bieten wird, die gemachten Fehler zu verbessern. Zunächst konstatieren wir Lücken, die nicht gerade schwerwiegend sind, doch aber in einer so ernsthaften Arbeit, die man im allgemeinen als geglückt bezeichnen kann, nicht vorkommen dürften. Der Verfasser sagt nichts oder beinahe nichts von den großen englischen Utopisten Bray usw., die, auf der Basis der Werttheorie Ricardos, schließlich zu kommunistischen Schlußfolgerungen gekommen sind; er erwähnt mit keinem Worte den großen Tschernischewsky, während er Lawroff ein ganzes Kapitel

widmet, obwohl beide in gleichem Maße berechtigt sind, in einer Sozialistischen Enzyklopädie erwähnt zu werden. Er spricht ferner nur wenig von den deutschen Utopisten der dreißiger und vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts; und wenn er auch mit französischen Lesern zu rechnen hat, täte er immerhin gut, diese Lücken auszufüllen.

Andererseits werden die utopistischen und sozialistischen Lehren von den Verfassern nicht immer mit den sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen der betreffenden Epochen in logischen Zusammenhang gebracht und durch sie erklärt. Das aber ist ein viel wesentlicherer Fehler. Einige Kapitel sind zu kurz und unvollständig; der Abschnitt über die marxistische Schule umfaßt zum Beispiel nur zwei Seiten, die noch durch Porträts um die Hälfte gekürzt sind. Das ist wirklich zu wenig. Die Geschichtsphilosophie des Marxismus wird nur oberflächlich und nicht so ausgiebig behandelt, wie es einer so wichtigen und ernsten Materie zukommt. Auch die Kapitaltheorie von Marx wird zu kurz und gedrängt dargestellt, und ebenso ist das Kapitel über die Internationale zu kurz geraten, wenngleich man annehmen kann, daß der vierte Band hierüber Ausführliches bringen wird.

Übrigens ist dem Verfasser in diesem Artikel, zweifellos unabsichtlich, ein recht unangenehmer Fehler unterlaufen. Er gibt den Text der Statuten der Internationale nach dem Wortlaut der ersten, unvollkommenen und ungenauen französischen Übersetzung und schreibt den berühmten Passus über den politischen Kampf folgendermaßen ab: „Die ökonomische Befreiung der Arbeiterklasse ist das große Ziel, dem jede politische Bewegung untergeordnet werden muß." Das ist alles! In der Übersetzung sind aber die ausschlaggebenden Worte „als Mittel" (englisch as a means) ausgelassen. Der Verfasser gibt also, ohne sich dessen bewußt zu sein, die anarchistische Auffassung: wie man weiß, haben die Bakunisten auf diesem gefälschten Wortlaut gefußt, um ihre politische Abstinenz zu rechtfertigen und die „marxistische Clique" der Fälschung zu beschuldigen. Der Verfasser braucht nur die Geschichte der Internationale von Guillaume zu Rate zu ziehen, um sich zu überzeugen, daß die skrupellosen Anarchisten noch bis auf den heutigen Tag dieses auf einer ungenauen Übersetzung basierende Mißverständnis ausnutzen und mißbrauchen.

Trotz dieser meist nicht so sehr beträchtlichen Irrtümer und teilweisen Lücken können wir das besprochene Buch als wertvollen Beitrag zu der französischen sozialistischen Literatur bezeichnen. Es wird dazu beitragen, das Interesse der tätigen Parteigenossen für die marxistische Lehre zu wecken, und wenn die weiteren Bände in demselben kritischen und wissenschaftlichen Sinne und mit gleicher Sachkenntnis abgefaßt sind, halten wir uns für berechtigt, zu hoffen, daß der Schatz des französischen und internationalen Sozialismus dadurch eine kostbare Beisteuer erhalten wird.

Die Aufgaben der populären medizinischen Literatur.

Von Dr. **Georg Wagner** (Hanau a. M.)

Krankheitselend und Krankheitsgefahr sind der Boden, auf dem in den arbeitenden Massen der tiefe Drang nach Aufklärung über die Ursachen und das Wesen der Gesundheitsstörungen, die Bedingungen ihrer Verhütung und die Möglichkeiten ihrer Heilung erwachsen ist. Aber die Quellen, aus denen sie diesen

Wissensdurst zu stillen suchen, sind keineswegs immer einwandfrei. Die populär-medizinische Schundliteratur ist leider auch unter den Arbeitern noch sehr verbreitet. Die Schuld daran tragen an ihrem Teil auch die Ärzte, die lange Zeit der Popularisierung ihrer Wissenschaft gegenüber sich feindlich verhalten haben, weil sie fürchteten, dadurch der Kurpfuscherei und dem Selbstkurieren Vorschub zu leisten. In den letzten zwanzig Jahren etwa haben jedoch die Ärzte diese beschränkte zünftlerische Auffassung im allgemeinen verlassen. Wir besitzen jetzt eine recht beträchtliche, von Ärzten geschriebene populär-medizinische Literatur, in deren besserem Teil die biologischen Bedingungen, unter denen Gesundheitsstörungen vor sich gehen, in auch für Laien verständlicher Sprache im allgemeinen richtig, das heißt den derzeitigen Anschauungen der organischen Naturwissenschaften entsprechend, dargestellt sind. Eine große Verbreitung hat diese Literatur unter den Arbeitern allerdings nicht gefunden. Denn es haften ihr durchgängig eine Reihe von Fehlern an, die es begreiflich machen, daß ein denkender Arbeiter sich von ihnen nicht befriedigt fühlen kann. Deswegen war es zu begrüßen, als der Vorwärtsverlag daran ging, die „Arbeiter-Gesundheits-Bibliothek" herauszugeben, in der die wichtigsten Kapitel der privaten und öffentlichen Gesundheitspflege abgehandelt werden sollten.[1] Durfte man doch erwarten, daß die Mängel, die die vulgäre populär-medizinische Literatur dem Arbeiter bisher so wenig genießbar gemacht hatten, vermieden werden würden. Von diesem Werke liegt jetzt der erste Band, der die private Hygiene behandelt, abgeschlossen vor. Und wenn auch manche Einzelheiten desselben zum Widerspruch reizen, manche Wiederholungen, selbst einzelne tatsächliche Unrichtigkeiten die Kritik herausfordern, so wird man doch billigerweise anerkennen müssen, daß die Hoffnungen, die man auf es gesetzt, im großen ganzen nicht enttäuscht wurden. Aber gerade wegen der großen Erwartungen, die wir an das Erscheinen dieses Werkes geknüpft haben, möchten wir ein Bedenken nicht verschweigen, das allgemeiner und prinzipieller Natur ist. Dasselbe gilt übrigens nicht für das vorliegende Werk allein, sondern bezieht sich auch auf einen großen Teil der in unseren Parteizeitungen und -zeitschriften erscheinenden Veröffentlichungen auf medizinischem und hygienischem Gebiet. Es betrifft das Verhältnis der proletarischen Gesundheitslehre zu der offiziellen medizinischen Universitätswissenschaft. Nicht als ob wir uns in den wogenden Kampf der letzteren mit der sogenannten Naturheilmethode einmischen oder gar für den wilden Sprößling an dem allerdings etwas altersschwach gewordenen Stamme der Schulmedizin Stellung nehmen möchten. Mit diesem Streit hat unser Einwand nichts zu tun. Er zielt nach einer ganz anderen Richtung hin.

Die medizinische Wissenschaft und ganz besonders derjenige Teil von ihr, der die Hygiene behandelt, ist bekanntlich keine reine Naturwissenschaft, keine bloße angewandte Biologie, so sehr sie sich auch Mühe und den Anschein gibt, es zu sein. Sie hat vielmehr zwei Wurzeln, eine biologische und eine soziale. Ein tiefergehendes Verständnis von dem Wesen und den Ursachen der Gesundheitsstörungen ist ohne die Kenntnis der gesellschaftlichen Bedingungen der Krankheiten nicht möglich. Hygiene und Medizin sind daher, wenn anders sie fruchtbare Ergebnisse liefern sollen, ebensosehr auf soziale Untersuchungen angewiesen wie auf biologische. Dasjenige Maß von Sicherheit und Allgemeingültigkeit, das etwa die Resultate der anorganischen Naturwissenschaften mit ihren exakten und zwingenden Methoden besitzen, fehlt deswegen auch den Ergebnissen der Medizin. Und gerade diejenigen medizinischen Forscher, die da glauben, mit dem zurzeit vor-

[1] Arbeiter-Gesundheits-Bibliothek. Herausgegeben unter Leitung von Dr. med. Zadek. Erster Band. Berlin 1911, Buchhandlung Vorwärts. — Die Berufswahl mit Rücksicht auf die Tauglichkeit für den Beruf, von Dr. Zadek-Berlin. Heft 30 der Arbeiter-Gesundheits-Bibliothek. Berlin. Buchhandlung Vorwärts. — Die Berufskrankheiten der Buchdrucker. Von Dr. R. Silberstein. Heft 31 der Arbeiter-Gesundheits-Bibiliothek.

handenen naturwissenschaftlichen Rüstzeug allein alle oder auch nur die wichtigsten Probleme der medizinischen Wissenschaften lösen zu können, kommen oft genug zu den größten Trugschlüssen. Nun steht gewiß der vorgeschrittene Teil der Mediziner heute nicht mehr auf dem Standpunkt, auf dem Helmholtz in seinem bekannten Vortrag über das Denken in der Medizin gestanden hat. Heute kann eben der medizinische Forscher die soziale Seite seiner Wissenschaft nicht mehr so vernachlässigen, wie das noch vor dreißig Jahren der Fall war. Aber was von den Geisteswissenschaften gilt, daß sie nicht voraussetzungslos sind, sondern in ihren Folgerungen und Ergebnissen abhängen von dem klassenmäßig beeinflußten Bewußtsein ihrer Jünger, das gilt fraglos auch von den Anschauungen, die in der medizinischen Wissenschaft die herrschenden sind. Die Vertreter der offiziellen medizinischen Wissenschaft gehören aber nicht bloß ihrer Stellung, sondern auch ihrem ganzen Denken und Fühlen nach den bürgerlichen Klassen an. Und wenn auch einzelne unter ihnen recht weitgehende soziale Anschauungen haben, was ja bei der Natur ihrer Wissenschaft nicht verwunderlich ist, so können sie doch die Schranken des bürgerlichen Denkens nur ausnahmsweise überspringen. Sie ähneln bestenfalls jenen wohlmeinenden und ehrlichen bürgerlichen Sozialreformern, die wohl die Mißstände der kapitalistischen Gesellschaft beseitigen, diese selbst aber erhalten wollen, ohne zu begreifen, daß die schlimmsten Schäden nur mit dieser selbst ausgerottet werden können. Genau so verhalten sich die bürgerlichen Ärzte und Hygieniker, das heißt die fortgeschrittensten und charaktervollsten unter ihnen, deren Zahl überdies noch sehr klein ist. Sie sehen wohl einzelne der sozialen Faktoren, durch die Gesundheitsstörungen zustande kommen, aber sie sehen nicht die Zusammenhänge, sie erkennen nicht, daß gerade die bedeutungsvollsten und für die Arbeiter wichtigsten Krankheiten nicht auf einzelne Ursachen zurückzuführen sind, sondern durch einen Komplex von Bedingungen zustande kommen, die in ihrer Gesamtheit durch den kapitalistischen Klassencharakter und die großindustrielle Wirtschaftsform der bürgerlichen Gesellschaft naturnotwendig erzeugt werden.

Für den Arbeiter besteht aber das wertvollste Erkenntnisgut, das er aus der Gesundheitslehre schöpfen kann, gerade in dem Verständnis des Zusammenhanges von Wirtschaftsweise und Volksgesundheit und in dem Bewußtsein, daß die Krankheitshäufigkeit und die Heilungsmöglichkeit in engster Beziehung zu seiner Klassenlage stehen. Hierauf immer und immer wieder hinzuweisen, diese Wahrheit für jedes einzelne Gebiet der Gesundheitslehre klar und erschöpfend zu entwickeln, damit sie auch wirklich in den geistigen Besitz der Massen übergeht, das ist, neben der Verbreitung richtiger biologischer Begriffe, die Hauptaufgabe und zugleich das wichtigste Unterscheidungsmittel der proletarischen gegenüber der bürgerlichen Gesundheitslehre. Denn die bürgerlichen Autoren hüten sich ängstlich, dieses Thema zu berühren, wie sie ja auch verschweigen, daß der politische und gewerkschaftliche Kampf der Arbeiter selbst um die Hebung ihrer Klassenlage unendlich viel mehr für die Verhütung und Heilung der Krankheiten geleistet hat als die ganze papierene Hygiene unseres Klassenstaats.

Sollen aber die parteigenössischen Schriftsteller auf dem Gebiet der Gesundheitslehre diese Aufgabe erfüllen, dann dürfen sie sich von der offiziellen Universitätswissenschaft nicht zu sehr geistig beeinflussen lassen, sondern müssen den Resultaten derselben stets kritisch gegenüberstehen. Diese Stellungnahme wird ihnen erleichtert werden, wenn sie nicht vergessen, daß die für die Hygiene in Betracht kommenden Methoden der biologischen Forschung noch immer nicht annähernd dieselbe Sicherheit in den Ergebnissen gewährleisten wie die der anorganischen Naturwissenschaften, und zwar nicht zum geringsten Teil wegen der außerordentlichen Schwierigkeit, den Einfluß der sozialen Faktoren auf das Objekt der Forschung, den menschlichen Organismus, experimentell oder auf einem anderen naturwissenschaftlichen Wege festzustellen. Deswegen unterliegen auch die Folge-

rungen, die die Forscher aus ihren biologischen Arbeiten ziehen, in viel höherem Maße dem Einfluß ihres gesellschaftlichen Bewußtseins, als dies bei den anorganischen Naturwissenschaften der Fall ist. Hierauf aufmerksam zu machen, erscheint uns aber um so notwendiger, je größer der Unfug ist, der neuerdings von gewisser ärztlicher Seite mit der angeblichen Unfehlbarkeit biologischer Lehrmeinungen zum Schaden der Arbeiter getrieben wird. Muß doch bei der Invaliden- und Unfallbegutachtung gerade diese Pseudoexaktheit der biologischen Untersuchungsresultate so oft den Deckmantel abgeben, um den Arbeitern ihr gutes Recht aus der Hand zu schlagen. So haben unsere kurzen theoretischen Bemerkungen auch ihre praktische Bedeutung für den täglichen Kampf der Arbeiter um ihr Recht. Und gerade um dieser praktischen Bedeutung willen bedauern wir, daß in dem vorliegenden Werke die Anlehnung an die herrschenden Schulmeinungen bisweilen stärker in den Vordergrund tritt, als im Interesse der kritischen Selbständigkeit der proletarischen Gesundheitslehre erwünscht ist. Von diesem Mangel abgesehen, können wir dasselbe nur aufrichtig loben und empfehlen. Und diese Empfehlung gilt auch für die beiden ersten Hefte des im Erscheinen begriffenen zweiten Bandes, der der Gewerbehygiene gewidmet ist. Von diesen beiden Broschüren erörtert die erste, die als Einleitung des zweiten Bandes gedacht ist, die wichtige Frage der Berufswahl, während die zweite die Berufskrankheiten der Buchdrucker behandelt. Beide Abhandlungen sind klar und gut geschrieben und halten sich gleich fern von wissenschaftlicher Schwerfälligkeit wie von pseudopopulärer Oberflächlichkeit. Der oben gerügte Mangel tritt allerdings auch in ihnen bisweilen störend hervor. Besonders bei der zweiten Broschüre hätten wir gewünscht, wenn der Einfluß der technischen und wirtschaftlichen Umwälzungen des Berufs auf die Krankheiten der Buchdrucker stärker herausgearbeitet worden wäre.

Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, daß in den folgenden Heften der Klassencharakter der Gesundheitsstörungen anschaulicher und bewußter betont wird. Liefert doch gerade die Gewerbehygiene die denkbar beste Gelegenheit hierzu. Vielleicht erinnern sich aber dabei auch die Verfasser, daß es nächst der Geschichte und der politischen Ökonomie kein Wissenschaftsgebiet gibt, auf dem die marxistische Methode des Forschens fruchtbarer und anregender ist als auf dem der Hygiene.

Neuere Literatur über die jugendlichen Arbeiter.

Von **Adolf Braun.**

Die jugendlichen Arbeiter sind heute zum Kampfobjekt geworden. Alle politischen Parteien wollen sich die jugendlichen Arbeiter sichern, die religiösen Richtungen haben dies schon vorher versucht. Lange befaßte sich die Sozialdemokratie nicht mit diesem Problem. Viele, auch der Referent, meinten, daß man den Jüngling, der eben der Volksschule entwachsen ist, nicht politisch befassen, nicht in den Streit der Parteien hineinziehen solle. Aber mag diese Anschauung richtig oder unrichtig sein, der jugendliche Arbeiter ist heute zu einem Kampfobjekt geworden, und der Standpunkt ist heute nicht zu halten, daß man erst um den reifen Arbeiter mit dem Gegner ringen müsse. Zahlreiche Zeitschriften und andere Literatur für die Jugendlichen, auch manches über die Jugendlichen, ist in den letzten Jahren erschienen. Eine Sammlung von Schriften hat die Gesellschaft für soziale Reform veröffentlicht.[1] In fast einem halben tausend Seiten befaßt sie sich mit dem jugendlichen Arbeiter, aber vergeblich suchen wir, abgesehen von zerstreuten und nicht er-

[1] Die jugendlichen Arbeiter in Deutschland. (Schriften der Gesellschaft für soziale Reform, herausgegeben von dem Vorstand. IV. Band, Heft 1 bis 7.) Jena 1910 bis 1912, Gustav Fischer. 492 S., 8°. Preis 3,25 Mark.

heblichen Bemerkungen, das, was an die Spitze eines derartigen Sammelwerkes gehören würde, eine Darstellung der Stellung der jugendlichen Arbeiter und ihrer Bedeutung in der modernen Volkswirtschaft, insbesondere in den industriellen Betrieben, im Handel und im Verkehrswesen. Im ersten vom Chef der badischen Gewerbeinspektion Dr. Karl Bittmann zusammengestellten Hefte der Sammlung „Arbeitsverhältnisse der den §§ 135 bis 139a der Gewerbeordnung unterstellten minderjährigen Arbeiter" finden wir vier Seiten über den Beschäftigungsgrad der Arbeiter, wobei für die jungen Leute (14 bis 16jährige) und für die heranwachsenden Arbeiter (16 bis 18jährige) in zwei Tabellen auf den Seiten 14 und 15 die gleichen Zahlen angegeben werden. Wir haben in keinem der folgenden Hefte einen Hinweis auf den Mangel dieser Tabellen gefunden. Im ersten Heft finden wir sonst zusammengestellt die gesetzlichen Bestimmungen für die Arbeiter unter 18 Jahren. Einige wenige Bemerkungen, aber viel zu wenige, aus den Berichten der Gewerbeinspektoren trifft man da auch an. Im zweiten Hefte behandelt Amtsgerichtsrat Dr. Paul Koehne „Kriminalität und sittliches Verhalten der Jugendlichen". Er weist auf die starke Zunahme der Verurteilungen Jugendlicher hin; er betont, daß das Verbrechen gewisse Charaktereigenschaften fordert, die auch für tüchtige Leistungen von hoher Sittlichkeit erforderlich sind, daß also das Wachsen der Kriminalität nicht mit moralischer Degeneration zusammenzuwerfen ist. Der Verfasser betont auch, daß gerade bei den Straftaten Jugendlicher die individuelle Schuld recht erheblich hinter die soziale und Zufallswirkung zurücktritt. Aber ein wichtiger Faktor zur Erklärung unserer Kriminalstatistik, die Volksfremdheit und der Formalismus der Rechtsprechung und die drakonische Fassung der Strafbestimmungen unserer Gesetze, wird von Koehne viel zu wenig in Rechnung gezogen. Er geht aber ein auf die Verwendung des jugendlichen Arbeiters in der Industrie, auf seine Umwelt im Erwerbsleben, auf die soziale Stellung, die ihm geschaffen wird, wenn er natürlich auch den Gegenstand weder erschöpfen noch ihn nach allen Richtungen beleuchten und deshalb ihm auch nicht allseitig gerecht werden kann. Manches, was Koehne anführt, könnte Anlaß zur Polemik geben, doch soll anerkannt werden, daß er bemüht ist, die sozialen Ursachen, die das Leben des Jugendlichen bedingen, zu erkennen. Das vollständige Versagen des formell im bürgerlichen Gesetzbuch gründlich geordneten Vormundschaftswesens gesteht der Verfasser zu. Viel zu kurz und viel zu optimistisch ist, was er über die Strafjustiz sagt. So wird der Beobachter kaum zustimmen können, wenn Amtsrichter Koehne allgemein behauptet, daß in den Jugendgerichten der Vergeltungsgedanke zu gerechterer Abwägung gekommen ist.

Der beste Teil der Sammlung ist wohl das von Professor Dr. J. Kaup verfaßte Heft „Schädigungen von Leben und Gesundheit der Jugendlichen namentlich im Zusammenhang von Zeit und Art der beruflichen Beschäftigung". Auf Grund eines leider noch sehr wenig reichhaltigen Materials über den Einfluß der beruflichen Beschäftigung auf Leben und Gesundheit der Jugendlichen werden die physiologischen Tatsachen für die letzte Phase des Entwicklungsalters und die Maßstäbe für die konstitutive Kraft der Jugendlichen behandelt. In einem weiteren Abschnitt behandelt der Verfasser die Schutzgesetze durch Beschäftigungsverbote und Einschränkungen der Arbeitszeit. Vor allem empfiehlt er die Gewährung von Pausen, auf deren Durchführung bekanntlich die Gewerbeinspektoren und noch mehr die Arbeiter nicht allzuviel Gewicht legen. Kaup meint, daß die allgemeinen Vorschriften für die Lehrlinge in handwerksmäßigen Betrieben kaum größere Wirkungen entfalten können. Viel Material bringt das Kapitel über die Krankheitsverhältnisse der Jugendlichen nach Berufsgruppen und Berufsarten. In seinen Schlußbetrachtungen kommt er zu dem Ergebnis, daß die hohe Erkrankungshäufigkeit im jugendlichen Alter zweifelsohne besondere Berufsgefahren zum Ausdruck bringt. Mit Bedauern weist er darauf hin, daß an eine Erhöhung des Schutzalters für die Jugendlichen beiderlei Ge-

schlechts von 14 auf 16 Jahre kaum zu denken ist. Nachdem er noch auf die überaus ungünstigen Wohnungsverhältnisse der Jugendlichen hingewiesen hat, empfiehlt er unter anderem einen regelmäßigen Überwachungs- und Untersuchungsdienst für alle berufstätigen Jugendlichen, einen Halbtag in der Woche zur körperlichen Ertüchtigung durch Turnen, Spiel oder Wandern, einen auf dem Lande zu verbringenden vierzehntägigen Urlaub, Errichtung von Ledigen- und Mädchenheimen und alkoholfreien Speisestellen durch die Kommune.

Der Dezernent für die Zentralstelle für Volkswohlfahrt Hans Weicker behandelt „Bildung und Erziehung außerhalb der Schule (Jugendpflege)". Er verweist auf den Zwiespalt zwischen Schule und Haus und insbesondere sozialdemokratischem Haus, er bedauert, daß der Wirkung der Schule oft entgegengearbeitet wird. Das mag man aus pädagogischen Gründen ganz wohl bedauern, aber man muß deshalb nicht dem Hause allein die Schuld überantworten. Nimmt das Haus nicht auf die Schule Rücksicht, so muß man auch feststellen, daß die Schule schon gar keine Rücksicht auf die Anschauungen der Eltern nimmt, man kann wohl sagen, daß die Schule diese Verpflichtung in weit höherem Maße hätte wie das Haus. Daß die Volksschule in den großen Industriebezirken, die die Reichstagswahlstatistik als sozialdemokratische Zentren erweist, den Kampf gegen die Erziehung der Eltern bewußt in brutaler und rücksichtsloser Weise führt, weiß man nur zu genau, und die Kirche hilft da mit. Hieraus ergeben sich Erschwerungen der Charakterbildung, Konflikte mannigfacher Art, denen das Schulkind nicht gewachsen ist, Mißtrauen, Unsicherheit, vielleicht auch Duckmäuserei, die Lust am Täuschen, eine Minderung des Verantwortlichkeits- und Pflichtgefühls. Hierzu kommen noch die ungünstige Umgebung infolge der überaus traurigen Wohnungsbedingungen. Der Verfasser schildert die Schädigungen durch die Wohnung. Sobald er auf die Arbeiterverhältnisse zu sprechen kommt, merkt man eine schwer zu bändigende Feindschaft gegen die Arbeiter. Besonders eifrig redet er den Unternehmern zu, die Jugendlichen vor jeder Art von Terrorismus zu schützen, durch die die Jugendlichen zur Teilnahme an bestimmten Vereinigungen und zum Abonnieren von Zeitungen veranlaßt werden können. Aber er lobt dafür die Unternehmer, die die Jugendlichen von der modernen Arbeiterbewegung fernhalten wollen. In dem Schriftchen, das mannigfachen Zwiespalt des Verfassers aufdeckt, finden sich Bemerkungen über die Organisation der Jugendpflege bei unseren Gegnern, die nicht ohne Wert sind.

Über die „Verhandlungen der fünften Generalversammlung der Gesellschaft für soziale Reform" wird in dem fünften und sechsten Heft der Sammlung berichtet. Die wichtigste Rede hielt der Münchener Professor v. Gruber, der ein reiches Material über die gesundheitlichen Bedingungen und über Degenerationserscheinungen bei den Jugendlichen beibringt. Dieser Vortrag ist eine bedeutsame Ergänzung des von Professor Kaup verfaßten Heftes. Wie in allen seinen neueren Schriften reizt Professor v. Gruber, der nun alle Erscheinungen als Rassehygieniker zu betrachten liebt, auch hier zum Widerspruch heraus, aber die bedeutsamen Tatsachen, die er beibringt, vor allem die Argumente für die Wichtigkeit der Belehrung bei der Berufswahl, behalten ihre Bedeutung. Wir können selbstverständlich nicht zu den mannigfachen Anschauungen, die in der Diskussion geäußert wurden, Stellung nehmen, wir wollen nur darauf verwiesen haben, daß in diesem Bande die Anschauungen der meisten bürgerlichen Richtungen in der Jugendpflege zum Ausdruck kommen, so daß das Heft als eine besondere Quelle eigenartiger Belehrung auch für unsere sich der Erziehung der jugendlichen Arbeiter widmenden Genossen empfohlen werden kann. Im letzten Heft der Sammlung behandelt Dr. Alfred Kühne „Die Fortbildungsschule".

Die Sammlung enthält leider vieles nicht und vieles ungenügend und einseitig, trotzdem wird diese Sammlung aber mancherlei Nutzen schaffen können.

Ein Sonderabdruck aus der Zeitschrift der Zentralstelle für Volkswohlfahrt „Konkordia" sind die „Sozialhygienischen Vorschläge zur Ertüchtigung unserer Jugendlichen" von Dozent Dr. med. J. Kaup.[1] Der Inhalt dieser Schrift deckt sich zum Teil mit den Ausführungen des gleichen Verfassers von Heft 3 des vierten Bandes der obengenannten Schriften. Viele Einzelheiten in der Schrift werden als wertvolles Material bei Anregungen für den so notwendigen erhöhten Schutz der jugendlichen Arbeiter sein.

Der protestantische Bund Deutscher Jugendvereine hat ebenso wie die Gesellschaft für soziale Reform eine Reihe von Schriften über die jugendlichen Arbeiter veröffentlicht.[2] Die Hefte 1, 3 und 4 behandeln die religiöse und geschlechtliche Erziehung in den Jugendvereinen, die Jugendarbeit in der Stadt und auf dem Lande, die staatsbürgerliche Erziehung in Jugendvereinen und Jugendarbeit als Volkssache. Einige Worte seien zum zweiten Hefte gesagt. Der preußische Gewerbeinspektor Dr. A. Bender behandelt da den „Lehrling und die Gewerbeordnung". Er begnügt sich aber mit der nüchternen Aufzählung der gesetzlichen Bestimmungen und des Inhaltes von Verordnungen über den Arbeiterschutz, oft selbst nur mit der Aufzählung der in Betracht kommenden Paragraphen der Gewerbeordnung. Ganz wenige, zumeist vollständig überflüssige Bemerkungen sind hier und da eingestreut. Die zwei Seiten, die über die Krankheiten der Arbeiter ganz im allgemeinen, ohne besondere Berücksichtigung des Jugendalters, angeführt werden, sind durchaus ungenügend. Zu mehr Bemerkungen veranlaßt der zweite Teil der Schrift, in dem der Direktor der öffentlichen Jugendfürsorge in Hamburg Dr. J. Petersen „Berufswahl und Jugendschutz" behandelt. Sein Ideal ist, möglichst viele Jugendliche der Landwirtschaft und in zweiter Linie dem Handwerk zu sichern. Er betont, daß er nicht Nationalökonom vom Fache ist, er bittet mit Recht um Entschuldigung, wenn er sich in ökonomische Erörterungen einläßt. Von der Stellung des Handwerkes, von der Bedeutung des gelernten Arbeiters, von den Hunderttausenden tüchtigen gelernten Arbeitern, die in deutschen Fabriken als ungelernte Arbeiter wirken, scheint er sehr wenig zu wissen. Er betrachtet die Frage der Berufswahl bloß unter ethischen und erzieherischen Gesichtspunkten, er geht nicht von den wirtschaftlichen Tatsachen aus, die oft so stracks im Widerspruch stehen mit seinen Wünschen im Interesse der Jugendlichen, sondern von der seit einem Menschenalter widerlegten Behauptung, daß das Handwerk zur Blüte gebracht werden könne, wenn es Qualitätsarbeit liefere. Daß in der Möbelindustrie, in den Metallindustrien, im Maschinenbau, in der Schuhmacherei, in der Buchbinderei, in der Hutmacherei, in der ganzen chemischen Industrie, in den Industrien der Getränke, der Steine, Erde, Ton und Glas usw. das Handwerk zur Qualitätsarbeit fast gar keine Gelegenheit mehr hat, scheint Dr. Petersen gar nicht zu ahnen. Die Berufswahl ist die schlechteste, die nicht die wirtschaftlichen Aussichten eines Berufes neben gesundheitlichen Voraussetzungen bei dem Berufsuchenden in den Vordergrund stellt. Was soll man von einem Berufswahlratgeber sagen, der in der Zeit der sprunghaften Entwicklung des Kraftwagens und der Abnahme des Pferdebestandes erzählt: „Ich riet oft den in die Eisenindustrie gehenden Knaben zum Schmiedehandwerk statt zur Schlosserei, wohin zuerst die meisten wollten, indem ich zeigte, daß zum Beispiel der Hufbeschlag immer seinen Mann nähren werde...." Nun wo in Deutschland die fabrikmäßige Schuhmacherei längst den vollen Sieg über das Handwerk errungen hat, wundert sich Dr. Petersen, daß Kinder nie einen Schustertisch mit der bekannten Glaskugel gesehen haben. Dieser Schustertisch mit der Glaskugel gehört heute nicht mehr zum Anschauungsunter-

[1] Berlin 1911, Karl Heymann. 16 Seiten.

[2] Vorträge vom ersten Berliner Instruktionskurs für moderne evangelische Jugendarbeit. Berlin-Schöneberg 1911, Protestantischer Schriftenvertrieb.

richt bei der Berufswahl, sondern in das historisch-technische Museum nach München. Traurig ist, daß Dr. Petersen die überaus stark unter steter Arbeitslosigkeit leidenden Berufe der Bäcker und der Barbiere, deren ausgelernte Lehrlinge zum großen Teil zu ungelernter Fabrikarbeit oder Gelegenheitsarbeit greifen müssen, als empfehlenswerte Berufe anführt.

So erscheint es recht unglücklich, daß Herr Dr. Petersen zum Anleiter von Beratern für die Berufswahl bestellt wurde. Einige interessante Bemerkungen über den Gedankengang der Jugendlichen bei der Berufswahl haben Wert. Aber recht sonderbar berührt es, daß die Notwendigkeit, vor der Berufswahl die körperliche Tüchtigkeit der jungen Leute zu prüfen, nur in einem Satze flüchtig gestreift wird.

Literarische Rundschau.

Hugo Ribbert, Professor in Bonn, **Die Bedeutung der Krankheiten für die Entwicklung der Menschheit.** Bonn 1912, Verlag von Friedrich Cohen. 194 Seiten. Preis 4,80 Mark.

Ribbert, einer der geistreichsten medizinischen Schriftsteller, der in seinen Interessen weit über die engen Grenzen seines speziellen Arbeitsgebiets der pathologischen Anatomie hinausgegangen ist, versucht in dem vorliegendem Buche die Frage nach der Bedeutung der Krankheiten für den einzelnen Menschen und für die gesamte Menschheit, den Nutzen oder Schaden, den sie ihr bringen, die Mittel, die ihr im Kampfe gegen die Krankheiten zur Verfügung stehen, zu erörtern. Daß wieder einmal ein berufener medizinischer Schriftsteller an sozialmedizinische Probleme herangeht, mag ein übriges Mal zeigen, wie gebieterisch diese Probleme an die medizinische Wissenschaft herantreten.

Im Gegensatz zu den teleologischen Definitionen mancher Autoren betrachtet Ribbert die Krankheit als „die Summe der durch Veränderungen im Bau der Teile herbeigeführten Verminderungen der Funktion unserer Organe". Betrachten wir all diejenigen als krank, „die in dieser oder jener, in körperlicher oder geistiger Hinsicht hinter dem Durchschnitt so weit zurückbleiben, daß sie schädlichen Einflüssen erliegen, denen andere leicht widerstehen können", so ergibt sich, wenn man die Gesundheitsverhältnisse der Gestellungspflichtigen und die Krankheiten, die den Menschen in der Zeit der höchsten Anspannung seiner Erwerbstätigkeit treffen, berücksichtigt, daß im mittleren Lebensalter „weit mehr als die Hälfte, ja daß mindestens drei Viertel der Menschen in jenen Altersgrenzen den Ansprüchen an volle Gesundheit nicht genügen". Aber auch die ganz Gesunden können wir nicht alle als „normal" bezeichnen. Auch von den ganz Gesunden weichen die meisten von dem idealen Zustand ab, den wir uns auf Grund dessen, was wir vom Bau und der Funktion der Organe des menschlichen Körpers wissen, theoretisch konstruieren können. Besonderes Gewicht legt Ribbert in dieser Diskussion auf das geistige Gebiet des Menschen. „Es gibt ganze Klassen von Menschen, deren geistiges Leben in allen Teilen hinter dem zurückbleibt, was andere Klassen auszeichnet, Menschen zum Beispiel, die nur in körperlicher, nicht aber in geistiger Hinsicht so viel leisten, wie man es von normalen erwartet. So ist das psychische Verhalten des größten Teiles der Landbevölkerung im Durchschnitt von Hause aus mangelhaft beschaffen. Oder wo die Anlagen brauchbar waren, verkümmern sie wegen ungenügender Übung. Und bei einem großen Teile der Arbeiter liegen die Verhältnisse ebenso. Die tägliche einförmige Beschäftigung, die nur die körperliche Leistungsfähigkeit in Anspruch nimmt, läßt alle anderen Anlagen verkümmern oder sich nicht über ein gewisses zu niedriges Niveau heben. Man kann den, der in harter Handarbeit sein tägliches Brot verdient, nie Zeit gefunden hat, seine etwa vorhandenen sonstigen Fähigkeiten auszubilden und deshalb nicht das Bedürfnis hat, außer dem Schlafe und sonstiger Erholung sich noch anderen Betätigungen zu widmen und sich weiter

zu vervollkommnen, unmöglich einen normalen Menschen nennen. Diese Folgen der Einseitigkeit finden sich aber mehr oder weniger in allen anderen Berufen. Nur relativ wenigen Menschen, nur den besonders vielseitig veranlagten und zugleich unabhängig gestellten ist es vergönnt, über die hohe Mauer hinwegzusehen, mit der ihr Arbeitsgebiet umgeben ist, und von dem, was außen liegt, auch noch etwas für sich zu gewinnen." Unter dem Normalen stehen auch die tieferstehenden Rassen, die auf einem geistigen Niveau verharren, das wir längst überholt haben. Der Zustand des nicht „Normalen" ist bedingt durch die Not des Lebens, durch die Erziehung und durch die angeborenen Anlagen.

Allzu groß ist auch nicht die Anzahl der Menschen, die als vollkommen ethisch zu bezeichnen sind. Vollkommen ethisch „vom naturwissenschaftlichen Standpunkt", nach welchem der krasse Egoismus, die Unterdrückung der Schwachen, die Beförderung der Unfähigen, die Verfolgung anderer wegen ihres Glaubens, die ausgesprochene Unzuverlässigkeit usw. unsittlich sind. Alles in allem: „Wenn man ganz strenge vorgehen will, darf man es ruhig aussprechen, daß es völlig normale Menschen überhaupt nicht gibt."

Dann diskutiert Ribbert die großen Schäden, die die Krankheit und die abnormen Zustände für den einzelnen und für die Mitmenschen haben, und bespricht schließlich in einem sehr ausführlichen Kapitel die Bedeutung der Krankheit für die Nachkommen. In diesem Kapitel behandelt Ribbert das Problem der Vererbung von Krankheiten, und es sei dieses Kapitel dem Laien sehr empfohlen.

In einem weiteren Kapitel räumt Ribbert mit dem Vorurteil auf, daß die Krankheiten indirekt der Menschheit Nutzen gebracht hätten, indem sie die Wissenschaft befruchtet hätten. Dann versucht er den Nachweis zu erbringen, daß das religiöse Dogma in der Krankheit seine festeste Stütze hat: der krankhafte Zustand läßt die Menschen bei dogmatischen Systemen ihre Zuflucht suchen. Ribbert geht hier so weit, zu erklären: „Religiöser Friede auf der Grundlage dogmenfreier Anschauungen wird erst eintreten, wenn die Krankheiten eingeschränkt und verschwunden sein werden." Alles Elend in der Welt führt zur Religion. Aber die Armut beruht auch zu einem großen Teile auf Krankheit und auf einer mangelhaften geistigen Veranlagung vieler Menschen, die „nicht völlig normal und darum unfähig sind, sich aus den ungünstigen Bedingungen herauszuarbeiten".

Mit Bezug auf die Mittel, die die Gesellschaft gegen die Krankheiten ergreifen kann, stellt sich Ribbert auf den Standpunkt der „Eugenik": Verhinderung der Fortpflanzung der Menschen, die mit schweren erblichen Krankheiten behaftet sind, sei es durch die schon vielfach geübte Sterilisation oder Eheverbote. Solange da das Gesetz nicht mitspricht, hat hier allein die Propaganda für Eugenik das Wort: „Es muß in das Volksbewußtsein übergehen, daß niemand in die Ehe treten sollte, ohne den Arzt zu Rate zu ziehen. Das ist jeder seinen Nachkommen schuldig. Denn wer seine Krankheiten auf die Nachkommen überträgt, handelt nicht anders als der Mensch, der in seine bis dahin gesunden Mitmenschen absichtlich Krankheiten hineinträgt, der sie verletzt, vergiftet oder infiziert. Diese Auffassung muß mehr und mehr Allgemeingut werden. Dann wird zu hoffen sein, daß auch zahlreichere erblich kranke Individuen auf die Ehe verzichten oder daß sie, falls sie selbst nicht die nötige Einsicht haben, von Angehörigen und von der Gesellschaft dazu gebracht werden."

Dem marxistisch geschulten Leser wird nicht entgangen sein, wo in den Ausführungen von Ribbert ein wunder Punkt gegeben ist: es sind das historische Moment, die sozialen Bedingungen der Krankheit und der abnormen Zustände bei Ribbert nicht genügend hervorgehoben. Wie ein roter Faden geht dieser Mangel durch alle Ausführungen in Ribberts Buch. Man beachte namentlich den Versuch Ribberts, das „Normale" zu definieren. Das „Normale" ist bei Ribbert das kulturell Hochstehende, das, was die moderne materielle und geistige Kultur dem gesunden Menschen zu gewähren vermag. Das „Sittliche" ist das, was stets das Handeln jeder kulturell höher strebenden Gesellschaftsklasse ausgezeichnet hat. Ribbert entgeht es, daß diese Definitionen die Sprache einer bestimmten gesell-

schaftlichen Klasse sprechen, daß die psychische Verfassung und das sittliche Handeln der großen Mehrzahl der Bevölkerung von heute „abnorm" sind nur vom Standpunkt derjenigen, die ihre Maßstäbe für das psychisch und ethisch Normale aus dem Instrumentarium des Wollens der aufstrebenden Arbeiterklasse herholen. Das reiche Wollen der Arbeiterklasse fällt aber mit dem zusammen, was die Wissenschaft als ein kategorisches Soll hinstellt. Und für den denkenden Sozialdemokraten ist ja darin ein Moment gegeben, das ihn beflügelt, das den Kleinkampf der Arbeiterklasse aufgehen läßt in dem großen Strome der notwendigen Entwicklung; nichts kann dem Menschen größere Befriedigung gewähren als das Bewußtsein, im Sinne der fortschreitenden Entwicklung zu handeln, zu bauen.

Man könnte nun aus diesem Verhältnis in den gegenwärtigen Beziehungen zwischen den Bestrebungen der Arbeiterklasse und den „kategorischen Imperativen" der Spezialforschung in der Wissenschaft den Schluß ziehen, daß es uns doch ganz gleich bleiben kann, ob sich der Forscher dessen auch bewußt ist, daß stets ganz bestimmte gesellschaftliche Klassen einem neuen Inhalt des „psychisch Normalen" und des „Ethischen" zum Durchbruch verhelfen. Dieser Schluß wäre aber ganz falsch. Und gerade Ribberts Ausführungen über die Mittel und Wege, die der Gesellschaft zur Bekämpfung des Abnormen und Krankhaften zur Verfügung stehen, zeigen uns, wie groß die Tragweite eines solchen Fehlschlusses ist. Indem der Forscher sich hier täuscht, muß er sich mit Notwendigkeit auch darüber täuschen, wer und welche Mittel zur Verfügung stellen wird, um die Welt im Sinne des „Normalen" und „Ethischen" zu modeln. So setzt Ribbert alle seine Hoffnungen auf die „Eugenik", auf die Rassenhygiene. Aber was kann die Rassenhygiene heute anderes sein, als was die Linke ungelenk gibt, während die Rechte breit und „großzügig" an Volksgesundheit nimmt! Es gibt überhaupt kein einziges Moment in der Eugenik oder Rassenhygiene, das isoliert von der Klassenlage und dem Klassenkampf des Proletariats betrachtet werden kann. In diesem Sinne ist die Eugenik, wie wertvoll sie an und für sich auch sein mag, unwissenschaftliche Spielerei, genau so wie es unwissenschaftlich ist, die Syphilis etwa mit Diätmitteln zu behandeln, wo wir wissen, daß die Syphilis eine Infektionskrankheit ist und wo uns zu ihrer Bekämpfung Quecksilber und Salvarsan zur Verfügung stehen. Wie kann man auf eine durch das Gesetz geregelte Kindererzeugung bauen, wo das kräftigste Menschenmaterial durch Überarbeit, Unterernährung, schlechte Wohnungsverhältnisse usw. ruiniert wird. Und wie kann das psychisch „Normale" zur Herrschaft kommen in der modernen Lohnsklaverei mit vollen 73 Pfennigen wöchentlicher Ausgabe für kulturelle Bedürfnisse! Und wie soll das „Ethische" zum Durchbruch in einer Gesellschaftsordnung gelangen, die auf dem Mehrwertraub aufgebaut ist! Aber wir haben eigentlich nicht ganz recht, wenn wir sagen, daß Ribbert alle Hoffnungen auf die Rassenhygiene setzt. Es ist in Wahrheit eine ganze Hoffnungslosigkeit, die aus Ribberts Betrachtungen über die Mittel zur Bekämpfung des „Abnormen" und Kranken spricht. Ja, es ist wirklich so. Wer heute die Armut und Unbildung und Roheit der großen Mehrzahl der Menschen dem materiellen und geistigen Reichtum der Menschheit gegenüberstellt und die wissenschaftlichen Grundlagen der Sozialdemokratie nicht im Tornister hat, der kann gar nicht anders als verzweifelt die Hände in den Schoß legen. Und das, obgleich man als guter Beobachter und als freier Mensch anerkennt, daß der großen Mehrzahl der Menschen der Genuß der materiellen und geistigen Güter, die wir besitzen, direkt vorenthalten wird.

Ribbert erhofft viel von der Bekämpfung der Krankheiten für den Fortschritt eines freien Denkens. Seine Anschauungen über die Beziehungen von Krankheit einerseits, Pessimismus und Religion andererseits gehen viel zu weit. Aber wie viel würde in dem Selbstbewußtsein der Menschen schon erreicht, wenn es uns gelänge, allein die sozialen Bedingungen der Krankheiten auszuschalten! Und gerade hier ist ja der praktischen Medizin ein Betätigungsfeld zugewiesen, wo die Möglichkeiten

einer erfolgreichen Tätigkeit viel größer sind als sonstwo in der Medizin. Ja, eine ganze Reihe von praktisch-medizinischen Problemen, wie zum Beispiel auf dem Gebiet der Infektionskrankheiten, würde ihre Bedeutung verlieren, wenn es uns gelänge, über die *sozialen* Bedingungen dieser Krankheiten Herr zu werden.

Auch in der individuellen Psychologie der Kranken spielt das soziale Moment zweifellos eine ganz gewaltige Rolle. Das Bewußtsein, daß soziale Momente bei der Entstehung der Krankheit mitgespielt haben, daß soziale Momente den Verlauf der Krankheit bestimmen und die Behandlung beeinträchtigen und daß soziale Momente schließlich die Tragweite der Krankheit gewaltig steigern, dieses Bewußtsein lastet außerordentlich auf der Psyche des Kranken. Die sogenannte „Rentenhysterie" ist nur der Ausdruck dieser psychischen Verfassung des kranken Proletariers. Daß die Medizin durch die Ausschaltung des sozialen Momentes aus dem Krankheitsbild hier gewaltig viel erreichen könnte, vergißt Ribbert ganz.

Wie weit Ribbert die ökonomischen Bedingungen des Seins der Menschen entgangen sind, zeigen uns auch die oben zitierten Stellen über die Bedeutung der Krankheit für das Elend des Proletariers: Schafft die Krankheit ab, und ein gut Teil Armut wird verschwinden! Welch eine Welt sozialökonomischer Beziehungen ist hier Ribbert fremd geblieben!

Alles in allem: eine aufrichtige Anklage eines frei und sozial denkenden Gelehrten dagegen, daß die materiellen und geistigen Güter der Menschheit der großen Mehrzahl der Menschen vorenthalten werden, so daß sie — im Vergleich zu dem, was sie heute sein könnten — dem objektiven Beobachter „abnorm" erscheinen müssen. Eine Anklage aber, die im Sande verlaufen muß, weil die sozialen Beziehungen in der menschlichen Gesellschaft von heute nicht durchschaut sind. *Lipschütz.*

Notizen.

Statistisches aus Bosnien und der Herzegowina. Nach den sehr wenig genauen Zählungen der Kopfzahl der männlichen Bevölkerung wie der Häuser durch die türkische Verwaltung in Bosnien und der Herzegowina in den Jahren 1871 und 1876, die nur Schätzungen der Volkszahl ermöglichten, begann die österreichische Verwaltung mit Volkszählungen gleich nach der Okkupation im Jahre 1879, deren vierte 1910 stattfand. Mit der letzten Zählung wurde auch eine Berufs- und Betriebszählung verbunden, deren wichtigste Ergebnisse wir folgen lassen. 1910 zählte man 1 898 044 Einwohner gegenüber 1 158 164 Einwohnern bei der ersten Zählung. In den letzten 15 Jahren wurde eine durchschnittliche jährliche Zunahme der Bevölkerung von 1,40 Prozent festgestellt gegenüber einer jährlichen Zunahme von 2,56 Prozent in den Jahren 1879 bis 1885. 85,34 Prozent der Zivilbevölkerung wohnt in den Orten bis 2000 Einwohnern. Im Gegensatz zur sonst beobachteten Entwicklung hat die Bevölkerung des flachen Landes stärker zugenommen als die städtische Bevölkerung. Die Zivilbevölkerung Bosniens und der Herzegowina verzeichnet einen bedeutenden Überschuß von Männern, es kamen auf tausend Männer 908 Personen weiblichen Geschlechtes, eine Erscheinung, die übrigens in den anderen Balkanstaaten auch zu beobachten ist. Zur Beurteilung der österreichischen Verwaltung ist es wichtig, festzustellen, daß von den über 7 Jahre alten Personen 87,84 Prozent *Analphabeten* waren. Auch unter den 7 bis 20 Jahre alten gab es 87,25 Prozent Analphabeten, selbst in den Städten war die Hälfte der Bevölkerung des Lesens und Schreibens unkundig, in der Landeshauptstadt Sarajewo waren auch noch 42,94 Prozent des Lesens und Schreibens unkundig.

Die wichtigsten Daten über die *Berufstätigkeit*, die wir wie die vorstehenden Angaben den „Ergebnissen der Volkszählung in Bosnien und der Herzegowina vom 10. Oktober 1910" entnehmen, sind, daß 1 643 201, das ist 86,57 Prozent, in der *Landwirtschaft* als Hauptberuf ihren Lebensunterhalt finden. Im Jahre 1895 waren es 88,34 Prozent, so daß eine kleine Abschwächung des agra-

rischen Charakters zu beobachten war. Neben der Landwirtschaft kommt der öffentliche Dienst als weitestverbreiteter Beruf in Betracht. Für die Bureaukratisierung dieses Landes und für die Kostspieligkeit seiner Verwaltung ist dies charakteristisch. 35 597 Personen standen im öffentlichen Dienste, das heißt, es gab unter je 10 000 Einwohnern 187,55 Beamte, und dann folgt, wiederum kennzeichnend für den Charakter der österreichischen Kolonialpolitik, als nächststärkster Beruf der Warenhandel mit 34 060 Personen, beziehentlich 179,45 auf je 10 000 Einwohner. Und endlich, wieder kennzeichnend, als nächststärkste Gruppe die häuslichen Dienste und die Lohnarbeit wechselnder Art, die 27 947 im Hauptberuf Tätige aufwies oder 147,24 unter je 10 000 Einwohnern. Dann folgt erst eine Industrie, und zwar die einzige, die mehr wie 1 Prozent der Bevölkerung beschäftigt, die Bekleidungsindustrie mit 22 318 Berufstätigen oder 117,59 auf je 10 000 Beschäftigte. Die Reihenfolge der anderen Berufsgruppen ist folgende: Transportgewerbe, Industrie der Getränke und Genußmittel, Beherbergung und Erquickung, Industrie der Holz- und Schnitzstoffe, Metallverarbeitung, Industrie der Nahrungsmittel, Baugewerbe, Forstwirtschaft, Bergbau, Textilindustrie, freie Berufe, chemische Industrie (diese und die folgenden beschäftigen weniger wie ein Tausendstel der Bevölkerung), Industrie der Steine und Erden, sonstige Handels- und Verkehrsgewerbe, Lederindustrie, Hüttenbetrieb, Geld- und Kredithandel, Verfertigung von Maschinen, Werkzeugen und Instrumenten, polygraphische Gewerbe, Papierindustrie, Fischerei, Zentralanlagen für Beleuchtung, Kraftübertragung und Wasserleitung. In allen übrigen Berufszweigen, die hier nicht genannt sind, mit Einschluß der berufslosen Personen, waren 18 096 oder noch nicht 1 Prozent der Bevölkerung zu zählen.

Auch die abwesenden in Bosnien und der Herzegowina heimatberechtigten Personen suchte diese Statistik zu erfassen. Mit Einschluß der in Österreich-Ungarn aktiv dienenden Militärpersonen wurden 22 966 Abwesende gezählt. Von diesen waren mehr wie die Hälfte (50,25 Prozent) in überseeischen Staaten, über ein Drittel (35,81 Prozent) in Österreich-Ungarn, genau 7 Prozent in den angrenzenden Balkanstaaten, fast ebensoviel (6,54 Prozent) im Deutschen Reich, nur ganz vereinzelte (0,4 Prozent) in anderen Staaten Europas. Die Abwanderung nach Amerika war bei der christlichen Bevölkerung erheblich stärker als bei der muselmanischen, deren Abwanderung in die europäische Türkei verhältnismäßig sehr stark war, obgleich — wohl wegen des Militärdienstes — mehr abwesende Muselmanen in Österreich wie auf türkischem Boden waren.

Wenn auch diese Volkszählung nur die Feststellung leicht erfaßbarer äußerlicher Tatsachen sich zum Ziele setzte, so genügen doch ihre Ergebnisse, um festzustellen, daß Österreichs Leistungen in dem von ihm besetzten Balkangebiet nicht so bedeutungsvolle waren, um eine Ausdehnung der österreichischen Herrschaft auf dem Balkan als wünschenswert erscheinen zu lassen. Ein Dritteljahrhundert ist Österreich im Besitz des den Zentren europäischer Kultur am nächsten gelegenen Teiles des Balkans, aber von den Wirkungen seiner angeblichen Kulturmission hat weder Gesetzgebung noch Verwaltung, weder Agrar- noch Industriepolitik vieles erwiesen. Rechnet man das ab, was für militärische Zwecke und dabei oft in wenig glücklicher Weise — wie es die schmalspurigen Bahnen erweisen — geleistet wurde, so bleibt erschrecklich wenig von österreichischen Leistungen übrig. -n.

Die Steigerung der Preise der Nahrungsmittel hat im vergangenen Jahre weitere Fortschritte gemacht. Amerika, das dabei vorangeht, verzeichnet wahrhaft tolle Preise. Das Arbeitsbureau von Washington hat seine in der „Neuen Zeit" schon mehrfach erwähnte Statistik der Nahrungsmittelpreise bis in die neueste Zeit fortgesetzt. Eben veröffentlicht es die Zahlen bis Juni 1912. Es wurden die Preise von 15 der wichtigsten Nahrungsmittel, die in den Konsum des Arbeiters eingehen, in ihrer Bewegung untersucht und aus den Einzelbewegungen eine Gesamtbewegung berechnet, wobei jedes Nahrungsmittel nach der Bedeutung, die es im Haushalt des Arbeiters spielt, in die Rechnung eingesetzt wurde. Nur die relativen

Zahlen werden gegeben, wobei die Durchschnittspreise von 1890 bis 1899 gleich 100 gesetzt sind. Den tiefsten Stand erlangten die Preise 1896, wo sie auf 95,2 standen. Von da an wuchsen sie in folgender Weise:

1897	96,7	1904	116,2	1911	143,0
1898	99,7	1905	116,4	1912 Januar .	153,5
1899	100,8	1906	120,3	Februar .	150,9
1900	103,0	1907	125,9	März . .	147,6
1901	108,5	1908	130,1	April . .	152,7
1902	114,6	1909	137,2	Mai . .	154,6
1903	114,7	1910	144,1	Juni . .	154,0

Man sieht, eine ununterbrochene Steigerung, seit 1896 um 60 Prozent!

Natürlich wurden nicht alle Nahrungsmittelpreise gleichmäßig erhöht. Am meisten stiegen Fleisch und Kartoffeln.

	Rindfleisch (Round steak)	Schweinefleisch		Kartoffeln
		frisch (Pork chops)	geräuchert (Bacon)	
1895	98,2	99,7	98,7	90,6
1900	109,8	108,9	110,3	92,8
1905	120,0	125,0	139,3	109,3
1910	149,9	178,3	204,4	119,5
1911	152,6	170,3	197,2	157,0
1912 Januar . . .	154,1	164,0	186,1	177,8
Februar . . .	155,3	157,6	183,5	185,4
März	158,1	166,3	183,3	201,1
April	167,3	185,6	190,2	224,7
Mai	179,9	188,2	195,5	211,6
Juni	184,0	186,0	196,7	211,9

Rindfleisch ist also seit 1895 um fast 90 Prozent, binnen einem halben Jahr um 30 Prozent im Preis gestiegen! Und die anderen hier verzeichneten Lebensmittel treiben auch in den letzten Jahren und Monaten die tollsten Sprünge. Immer mehr wird die Arbeiterklasse gewissenlosen Banden von Lebensmittelwucherern ausgeliefert, die nach Willkür die Volksmasse aushungern und deren Treiben durch Schutzzölle von Staats wegen noch gefördert wird.

Die ökonomische Rückständigkeit Frankreichs wurde jüngst von einem Kritiker des Paul Louisschen Buches über den Syndikalismus bestritten. In einem Vortrag des Herrn Th. Laurent, Generaldirektors der Société des Forges et Aciéries d'Homécourt, über die Metallindustrie Frankreichs (veröffentlicht im Musée Social, April 1912) wird dagegen diese Rückständigkeit bestätigt. Eines ihrer wichtigsten Symptome ist der geringe Eisenkonsum. Pro Kopf der Bevölkerung wurden verarbeitet

	Gußeisen	Stahl
Frankreich	100 Kilo	90 Kilo
Deutschland	180 »	180 »
England	200 »	140 »
Belgien	240 »	190 »
Vereinigte Staaten	280 »	280 »

Der Präsident der Versammlung, vor der der Vortrag gehalten wurde, Herr Guillain, beklagte ebenfalls das Zurückbleiben Frankreichs, indem er darauf hinwies, daß vor fünfzig Jahren Frankreichs Eisenproduktion an zweiter Stelle in der Welt stand, indes sie heute an die vierte Stelle zurückgekommen ist.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

1. Band Nr. 16 Ausgegeben am 17. Januar 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der preußiſche Parteitag.

Von **H. Ströbel.**

Man würde, ſo urteilte ein liberales Blatt, von einer völligen Niederlage des Reviſionismus auf dem preußiſchen Parteitag ſprechen können, wenn nicht Genoſſe Bernſtein in letzter Minute ſeine Reſolution zurückgezogen hätte. Ein drolliger Einfall, auf die Form der Kapitulation ein ſo entſcheidendes Gewicht zu legen. Feſt ſteht, daß nicht nur in der Frage der Wahltaktik, ſondern auch in anderen bedeutſamen Fragen der Parteitag an dem alten Standpunkt der Partei feſtgehalten hat. Trotzdem würden wir es für gänzlich deplaciert halten, in dieſem Falle von einem Triumph des Radikalismus über den Reviſionismus zu ſprechen. Dazu fehlte es denn doch allzuſehr an einer ſcharf markierten Kampfſtellung gegeneinander. Zur Mehrheit, die diesmal eine ſchier erdrückende war, gehörten gar manche Genoſſen, die ſonſt keineswegs der Linken der Partei zuzurechnen ſind. Wir wollen deshalb durchaus nicht behaupten, daß die Verhandlungen und Beſchlüſſe des preußiſchen Parteitags den Beweis geliefert hätten, daß die Unterſchiede zwiſchen rechts und links in der Partei überhaupt im Verſchwinden begriffen ſeien. Nein: was diesmal den Ausſchlag gab, war die große Einfachheit der politiſchen Frageſtellung, war die granitene Realität der Tatſachen, über die man ſich ſchlechterdings nicht hinwegzuſetzen vermochte.

Bevor die Erörterung der Wahltaktik den Meinungsſtreit entfeſſelte, veranlaßte bereits die Ausſprache über die Landarbeiterfrage ein nicht unintereſſantes Vorgeplänkel. Genoſſe Georg Schmidt hatte in ſeinem trefflichen Referat die Lage des ländlichen Proletariats mit eindringendſter Sachkunde geſchildert und damit zugleich gezeigt, was die Sozialdemokratie zu tun hat, um auch das ländliche Proletariat in den großen gemeinſamen Kampf um die Befreiung der Arbeiterklaſſe einzureihen. Schmidt zeigte, wie ſchwer die Landarbeiterſchaft unter den troſtloſen ſozialen Zuſtänden, einer endloſen Arbeitszeit, häufig aller Hygiene ſpottenden Wohnungsverhältniſſen, kulturwidriger und geſundheitsmörderiſcher Frauen- und

Kinderarbeit, unter Gesindeordnung, Kontraktbruchgesetz, dem Legitimationszwang für Ausländer und tausend verschimmelten Strafbestimmungen leidet, und wie das Industrieproletariat alle Kraft aufzubieten hat, seine ländlichen Arbeitsbrüder von diesen Bürden und Plagen zu befreien und ihnen die Rechte moderner Arbeiter und unabhängiger, selbstbewußter Staatsbürger zu erobern. In der Tat ist dies Befreiungswerk, bei dem das zu organisierende Landproletariat selbst den wichtigsten Teil zu leisten hat, bei weitem die Hauptsache von aller Landagitation.

Sicherlich gehören auch die Zwergbauern ihrer Klassenlage nach zu uns, und zweifellos werden sich, wie schon heute viele Tausende für die Sozialdemokratie stimmen, künftig erst recht große Teile von ihnen mit wachsender politischer Einsicht der kämpfenden Arbeiterklasse anschließen. Aber den Kern unserer Landtruppen werden stets die Lohnarbeiter zu bilden haben, deren rein proletarische Existenz keine anderen als rein proletarische Mittel zur Verbesserung ihrer Lage erheischt. Genosse Schmidt wies denn auch mit aller Entschiedenheit, und zwar namens der organisierten Landarbeiterschaft, die Zumutung zurück, daß die Sozialdemokratie zugunsten der Landarbeiterschaft den Kampf gegen die Agrarzölle und den Naturallohn einstellen möge. Für den Vorschlag von Artur Schulz erhob sich auf dem Parteitag auch nicht eine einzige Stimme, denn wenn auch Genosse Peus gemeint hatte, dann, wenn einmal die Bodenrente beseitigt sei, werde sich auch über die Frage landwirtschaftlicher Schutzzölle reden lassen, so gab er doch später selbst zu, daß in jenem Stadium der politischen und sozialen Entwicklung, wo die von ihm gestellte Vorbedingung erfüllt sei, möglicherweise die ganze Schutzzollfrage gegenstandslos geworden sei. Derselbe Genosse war es auch, der das Problem Großbetrieb und Kleinbetrieb in die Debatte warf. Doch begnügte er sich mit der Bemerkung, daß diese Frage nur eine technische, nicht eine politische sein dürfte. Nun, für unsere Junker ebenso wie für unsere Liberalen ist dies Problem eine eminent politische Frage, und so wird auch die Sozialdemokratie nicht darum herumkommen, bei ihrer Stellungnahme neben den technischen Momenten auch die politischen zu berücksichtigen. Nur wird sie die politische Seite ihrer ganzen Weltanschauung und ihren Zielen entsprechend von einer ungleich höheren Warte aus betrachten und das kulturelle Moment in den Vordergrund stellen müssen. Und da wird sich zweifellos ihr Standpunkt mit dem des Genossen Hofer decken, der unter lebhafter Zustimmung des Parteitags die Auffassung vertrat, daß der Kleinbetrieb auch für die landwirtschaftliche Produktion die rückständigere Form bedeute und daß es gelte, durch Vergenossenschaftlichung des Großbetriebs das Ideal der sozialen Gerechtigkeit mit dem der rationellsten Betriebsweise zu verbinden. Wichtiger als alles Theoretisieren über ein sozialdemokratisches Agrarprogramm ist auf alle Fälle die Organisation und Aufklärung der Landarbeiterschaft. Und die Mittel und Wege dazu, die Genosse Schmidt in seinem Referat kennzeichnete, scheinen uns neben der allgemeinen politischen Aufklärungsarbeit durchaus geeignet zu sein, um einstweilen jedes Bedürfnis nach intensivster Landagitation zu befriedigen.

Die Debatte über die andere wichtige Frage des Parteitags, die Wahlkampftaktik, trug von Anfang bis zu Ende einen seltsam zwieschlächtigen Charakter. Für den bekannten Vorschlag Eisners mochte auch nicht

ein einziger Diskussionsredner unverblümt eintreten, und doch spukte der Grundgedanke dieses Vorschlags in all den Argumenten, die gegen die Resolution der Landeskommission und für ein größeres Entgegenkommen gegenüber dem Liberalismus vorgebracht wurden. Eisners Vorschlag war an sich durchaus konsequent und in seiner Art auch großzügig gewesen. Er verlangte, daß die Sozialdemokratie in allen Wahlkreisen, wo sie nicht selbst ein Mandat erobern könne, sofort bei den Urwahlen für alle liberalen Wahlmänner ohne Unterschied ihrer Parteischattierung eintrete. Denn nur durch solchen Verzicht auf eigene Wahlmänner könne die Sozialdemokratie ihre Wählermassen ausschlaggebend in die Wagschale werfen. Geschehe das aber, so könne die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses eine wesentliche Verschiebung erfahren, die unumschränkte Herrschaft des schwarzblauen Blocks gebrochen und wenigstens eine erste vorläufige Wahlreform durchgedrückt werden. Diese Rechnung leidet nur an zwei „kleinen" Fehlern: erstens der Überschätzung des Einflusses der sozialdemokratischen Urwähler unter der Herrschaft des Dreiklassenwahlsystems und der agrarischen Wahlkreisgeometrie und zweitens dem Köhlerglauben, daß der Nationalliberalismus es mit dem Eintreten für die Volksrechte ehrlicher meine als das Zentrum. Schon der Genosse Hirsch legte in seinem Referat diese Grundirrtümer so überzeugend dar, daß sie damit eigentlich hätten erledigt sein sollen. Aber so wenig auch Genosse Bernstein und die Vertreter der Magdeburger Resolution sich die Total auffassung Eisners zu eigen machten, und so wenig sie einen generellen Verzicht der Sozialdemokratie auf Aufstellung eigener Wahlmänner forderten — die Selbsttäuschung über den Charakter des Nationalliberalismus und die parlamentarischen Erfolgsmöglichkeiten in bezug auf die zu erwartende Wahlreform brachen bei ihnen immer wieder durch. Da war es denn doppelt geboten, in drastischster Form auszusprechen, was ist. Hirsch sagte deshalb, man müßte ihn ja für verrückt halten, wenn er an die Möglichkeit glaubte, daß das Dreiklassenhaus das gleiche Wahlrecht geben werde; Liebknecht meinte, eine wirkliche Wahlreform von diesem Hause erwarten, heiße an die Münchhausiade glauben, daß sich jemand am eigenen Zopfe aus dem Sumpfe ziehen könne; und der Verfasser selbst erklärte rund heraus: für die Gestaltung der nächsten Wahlreform ist es total gleichgültig, ob zwei oder drei Dutzend Liberale mehr im Geldsackparlament sitzen, denn jenes Wahlrecht, das wir — nach dem Willen der Reaktion — kriegen sollen, das kriegen wir auch so. Die Parteiblätter, die darüber baß in Erstaunen geraten sind, dürften ja inzwischen auch durch das „Berliner Tageblatt" darüber belehrt worden sein, daß in der Tat die parlamentarischen Aussichten für die nächste Wahlrechtsvorlage im Dreiklassenhaus um kein Haar besser oder schlechter werden, gleichviel, ob dort 20 oder 30 liberale Abgeordnete mehr sitzen oder nicht. Denn die Wahlvorlage wird so aussehen, wie es die Reaktion für angemessen erachtet. Daß aber jene Parteiblätter zu behaupten wagten, diese Feststellung verrate eine „ungeheuerliche Passivität", ist ein starkes Stück, da doch gerade der Verfasser mit den Rednern der Mehrheit immer und immer wieder darauf hingewiesen hat, daß gerade die denkbar intensivste Wahlagitation, der nach Kräften zu steigernde Wahlrechtssturm, kurz alle immer möglichen Pressionen von außen das Mittel sein müßten, der Reaktion größere Zugeständnisse abzutrotzen!

Solch unglaublichen Mißverständnissen gegenüber sei hier nochmals betont: Bei der derzeitigen Zusammensetzung des Hauses und dem politischen Charakter der Parteien einschließlich des Nationalliberalismus kann auch durch die gerissenste Wahltaktik, die schlauesten Manöver oder auch die leidenschaftlichsten Kämpfe *im Parlament* nicht verhindert werden, daß die übermächtige Reaktion — aus welchen Gruppen sie sich auch zusammensetze — die Wahlreform nach *ihren* Intensionen gestaltet. Aber gerade deshalb, weil an diesem Faktum diplomatisches Gerede auch nicht das geringste ändern kann, wollen wir ja die Wahlagitation zur prinzipiellsten Aufklärung und tiefgreifendsten Aufrüttelung der Volksmassen benutzen, wollen wir Männer, also Sozialdemokraten, in den Landtag schicken, damit sie dort das ihrige zur Entfachung des gewaltigsten Wahlrechtssturmes beitragen.

Und weil wir möglichst viele Mandate und eine klassenbewußte Wahlagitation wollen, müssen wir auch bei den Urwahlen allüberall selbständig vorgehen, müssen wir vom Freisinn vollwichtigste Gegenseitigkeit fordern. Daß das schließlich nur in der Ordnung ist, haben inzwischen ja auch liberale Blätter unumwunden zugegeben!

Sehr erfreulich war es deshalb auch, daß der prinzipielle Einleitungssatz der Resolution, der die Hauptbedeutung der Wahlarbeit in der agitatorischen Wirkung auf die Massen erblickt, nur ganz vereinzelten Widerspruch erfuhr. Denn wenn dieser Satz schon Allgemeingültigkeit beanspruchen kann, so trifft er bei den Landtagswahlen vollends den Nagel auf den Kopf. Der Satz ist weit entfernt von irgendwelchem Antiparlamentarismus, von einer Unterschätzung der gesetzgeberischen Arbeit selbst; er steht nur im Widerspruch mit jener Überschätzung der parlamentarischen Tätigkeit, die die Sozialdemokratie seit jeher mit Recht als parlamentarischen Kretinismus gekennzeichnet hat.

In schöner Einmütigkeit schloß die Wahlrechtsdebatte. Alle anderen Resolutionen wurden zurückgezogen, so daß die Resolution der Landeskommission einstimmige Annahme fand. Das bedeutet nicht, daß die kleine Minderheit sich restlos hätte überzeugen lassen, daß sie völlig darauf verzichtet hätte, ihre Wünsche nach größerer Latitude der Handhabung der Resolution zur Geltung zu bringen. Solche Hoffnungen sind sicherlich ihr gutes Recht; aber nicht minder ist es das gute Recht der übergroßen Mehrheit des Parteitags, die Resolution *so* ausgeführt zu sehen, wie es *ihrem klar ausgesprochenen Willen* entspricht. Sie wird sich da freilich auch auf die Landeskommission verlassen können.

Allgemeine Befriedigung hat auch die von persönlicher Gereiztheit freie Art der Verhandlungen erweckt, die den Meinungsaustausch dieses Parteitags auszeichnete. Möge man stets vorhandene Gegensätze *sachlich* so scharf aussprechen wie diesmal, und man wird *persönlichen* Zusammenstößen am besten vorbeugen. Erst wenn man sachliche Differenzen zu vertuschen oder gar hinter persönlichen Fragen zu verstecken sucht, werden sich die Leidenschaften erhitzen. Das vernünftigste ist, wie in der Politik überhaupt, so auch in der Parteipolitik, das offene Aussprechen dessen, was ist.

Für Wahlkampf und Wahlrechtsfrage aber gelten die Worte, mit denen der gedruckte Bericht der Landtagsfraktion schließt: „Wenn es nicht dem Volke selbst gelingt, durch gewaltige Aktionen den herrschenden Klassen zum

Bewußtsein zu bringen, daß es allerhöchste Zeit ist, dem Drängen der Massen nachzugeben, so wird eine Wahlreform, die diesen Namen verdiente, noch lange auf sich warten lassen. Nicht nur den Wahlkampf gilt es deshalb in den nächsten Monaten mit äußerster Energie zu führen, sondern auch den Wahlrechtskampf!"

Goldproduktion und Teuerung.[1]

Von **Eugen Varga** (Budapest).

In seinen Artikeln „Teuerung und Goldproduktion" löst Genosse Otto Bauer die Aufgabe, uns zu zeigen, wie sich die Herabsetzung der Produktionskosten des Goldes in die Erhöhung der Warenpreise umsetzt. Er löst die Aufgabe, indem er ganz richtig ausführt, daß zwar keine Konkurrenz innerhalb der Sphäre der Goldproduktion, wohl aber eine Konkurrenz aller Produktionssphären, also auch die der Goldproduktion um die nach einer produktiven Anlage suchenden neuakkumulierten Kapitalien stattfindet. Eine Verbilligung der Goldproduktion bei vorläufig gleichbleibendem Preise des Goldes und gleichbleibender Kaufkraft des Geldes bedeutet einen Surplusprofit für die in der Goldmineninduſtrie angelegten Kapitalien. Die Anlage suchenden Kapitalien suchen daher mit Vorliebe die Goldproduktion auf, die anderen Induſtriezweige entbehren der neuen Kapitalien: die Produktion von Waren hält nicht Schritt mit der wachsenden Nachfrage, und die Preise gehen notwendigerweise in die Höhe.

Diese Erklärungsweise ist, wie ich schon in meinem ersten Artikel anerkannte, die einzig theoretisch richtige: nur auf diese Art ist eine Erhöhung der Warenpreise infolge der Verminderung der Produktionskosten des Geldmaterials überhaupt denkbar. Ich muß aber auch dabei verharren, daß die durch diese Verschiebung in der Verteilung der neuakkumulierten Kapitalien durch das Hinströmen in die Goldproduktion mögliche Preiserhöhung eine verschwindende Größe ist.

Nun führt Genosse Bauer ferner aus, daß eine auf ebenderselben Grundlage beruhende allgemeine Preissteigerung der Waren auch dann eintreten muß, wenn eine Verminderung der Produktionskosten auf welchem Gebiet der Warenproduktion immer eintritt. Setzen wir den Fall, es gelingt durch eine technische Neuerung, die Produktionskosten der Seidengewebe zu verringern: die Nachfrage nach Seidenstoffen hält den Preis vorläufig auf dem alten Niveau. Es entsteht daher eine überdurchschnittliche Profitrate in der Seidenweberei. Die neuakkumulierten Kapitalien wenden sich vorwiegend der Seidenproduktion zu. Die anderen Produktionssphären entbehren des Zustroms der neuen Kapitalien. Es entsteht vermehrte Nachfrage durch die in der Seidenbranche beschäftigten Arbeiter und Kapitalisten bei gleichbleibendem Angebot. Daher allgemeines Steigen der Preise ganz auf dieselbe Weise wie durch die Vermehrung der Goldproduktion. Eine vorübergehende allgemeine Preissteigerung der Waren infolge Zuströmens des neuakkumulierten Kapitals in jene Produktionssphäre, wo eine über-

[1] Mit diesem Artikel nehmen wir die Diskussion wieder auf, die im Juli vorigen Jahres zugunsten der Erörterung der Abrüstungsfrage abgebrochen werden mußte. Vergl. „Neue Zeit", XXX, 1, S. 212, 660; 773, 837 und 886; XXX, 2, S. 4 und 49, 550. Anmerkung der Redaktion.

durchschnittliche Profitrate realisiert wird, ist daher keine Wirkung speziell der Verbilligung der Produktionskosten des Geldmaterials, sondern entsteht theoretisch in jedem Falle, wenn in welcher Produktionssphäre immer eine überdurchschnittliche Profitrate realisiert wird. Trotzdem aber in den einzelnen Zweigen der Warenproduktion fortwährend in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren sehr große Ersparungen an Produktionskosten infolge technischer Neuerungen stattfanden, daher auch zeitweilige überdurchschnittliche Profite realisiert wurden und weitgehende Verschiebungen in der Kapitalanlage stattfanden, ist es doch niemandem eingefallen — auch Genossen Bauer nicht —, diese Verschiebungen als Grund zu einer zeitweiligen oder andauernden Teuerung zu betrachten. An diesem Punkte tritt der Unterschied in der Wirkung der Konkurrenz in der Warenproduktion und in der Goldproduktion klar zutage. Die in die Seidenweberei strömenden neuen Kapitalien treten mit den bestehenden Unternehmungen in Konkurrenz: ein Überangebot an Seidenwaren entsteht, die Preise gehen — unveränderten Wert des Geldmaterials und des Geldes vorausgesetzt — herunter: der Surplusprofit verschwindet, indem der billiger gewordene Produktionspreis der gesellschaftliche wird. Die Tendenz zur Ausgleichung der Profitraten setzt sich hier auf zwei Wegen durch: 1. durch ein allgemeines Steigen aller anderen Warenpreise infolge des verminderten Zustroms neuer Kapitalien und daher verminderten Angebots; 2. durch die Konkurrenz der neu angelegten Kapitalien innerhalb der betreffenden Produktionssphäre selbst.

Bei der Goldproduktion ist nur die erste Art des Ausgleichs der Profitrate möglich; die zweite nicht: der Preis der Goldware, in Goldmünzen ausgedrückt, senkt sich durch die Verbilligung der Produktionskosten nicht, der Surplusprofit bleibt bestehen, und der Zustrom der neuen Kapitale dauert so lange an, als Fundstellen vorhanden sind, welche bei den verminderten Produktionskosten den in allen übrigen Produktionssphären bestehenden Durchschnittsprofit abwerfen. Sind alle diese Fundstellen in Abbau genommen, so ist der weitere Zustrom der Kapitalien unmöglich, ein weiterer Ausgleich der Profitrate durch das Zuströmen der Kapitalien in der Goldproduktion und eine hierdurch verursachte Preissteigerung findet nicht statt.

Ich halte die Klärung der Tatsache, daß die Konkurrenz in der Goldproduktion nicht als innere Konkurrenz wirkt, daß es unter den Goldproduzenten keine Konkurrenz gibt, sondern daß die Produktionskosten der schlechtesten noch abbaubaren Gruben im voraus bestimmt sind und daß eine Verminderung des Tauschwertes des Goldes gegenüber den anderen Waren nur auf dem Umweg der Verschiebungen in der Kapitalanlage stattfindet, für das wichtigste Ergebnis der stattgefundenen Diskussion.

Die Klärung dieser Sachlage war um so wünschenswerter, weil selbst Genossen wie J. v. G., der in der „Neuen Zeit" schreibt, über diese Sachlage nicht im klaren waren und an der inneren Konkurrenz innerhalb der Goldproduktion festhalten.

Der Grund, weshalb über diesen Punkt eine solche Dunkelheit herrschte, liegt, wie ich glaube, darin, daß Marx über den Wert des Goldes immer nur auf der Stufe der einfachen Reproduktion spricht. Ebenso auch die unzähligen populären Darstellungen der Marxschen Lehre. Ich zitiere zum Beispiel Kautsky:

Nehmen wir Gold als Maß der Werte. Ein Rock sei gleich 10 Gramm Gold. Aber der Wert des Goldes wechsle; es wird eines Tages in derselben gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit doppelt so viel Gold erzeugt als bisher. In der Produktivität der Schneiderarbeit ist aber keine Änderung vorgegangen. Was geschieht? Der Preis des Rockes beträgt jetzt 20 Gramm Gold. Der Wertwechsel des Goldes äußert sich also fühlbar in seinen Funktionen als Maß der Werte.[1]

Nachdem keine spezielle Erklärung der Art, wie sich die Wertverminderung des Goldes durchsetzt, vorliegt, so ist es naheliegend, sich diesen Vorgang nach Analogie der anderen Waren durch innere Konkurrenz vorzustellen, was unter den realen Verhältnissen der kapitalistischen Produktionsweise eben beim Golde unrichtig ist. Eine innere Konkurrenz würde nur stattfinden, wenn eine beliebige Menge Goldes in dieser reduzierten Arbeitszeit produziert werden könnte. Da dies aber nicht der Fall ist, so bleibt der Preis des Goldes der alte, und es entsteht eine Steigerung der Bergwerksrente.

Setzen wir den Fall, daß in einer Zeit Gold (in Münzform), Eisen und Seide sich im Verhältnis der in ihnen enthaltenen gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit austauschen: dies ist möglich, wenn die organische Zusammensetzung des Kapitals in allen drei Produktionsgebieten mit der durchschnittlichen zusammenfällt und Angebot und Nachfrage so weit in Gleichgewicht stehen, daß die drei Waren sich nach ihren Produktionspreisen austauschen. Setzen wir weiter den Fall, es wäre der Wert von 1 Gramm Gold = 100 Kilogramm Eisen = 2 Ellen Seide.

Es entstehe nun eine Verminderung der Produktionskosten der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit der Seide um 50 Prozent. Es werden sich dann, sobald sich der Ausgleich der Profitrate infolge der Konkurrrenz in der Seidenweberei vollzogen hat, austauschen: 1 Gramm Gold = 100 Kilogramm Eisen = 4 Ellen Seide.

Wie würde sich dagegen das Austauschverhältnis stellen, wenn sich die Produktionskosten des Goldes um 50 Prozent verminderten?

Da hier keine innere Konkurrenz stattfindet, eine Preisverminderung des neu gewonnenen Goldes in den im Umlauf befindlichen Goldmünzen ausgedrückt unmöglich ist, wird das Austauschverhältnis wie früher sein: 1 Gramm Gold = 100 — Δ Kilogramm Eisen = 2 — Δ Ellen Seide. Ich verstehe aber unter Δ die theoretische, infolge des Hinströmens der Kapitalien in die Goldproduktion entstehende Preissteigerung aller anderen Produkte und behaupte, daß dies real, im gegenwärtigen Zeitpunkt verschwindend kleine Größen sind, daß eine Veränderung im Austauschverhältnis zwischen Gold (Geld) und Waren, also auch die gegenwärtige Teuerung hierdurch nicht entstehen könnte.

* * *

Der Kernpunkt der Frage ist nun folgender: Genügt die durch den vermehrten Zustrom der Kapitalien in die Goldproduktionssphäre verursachte Verminderung der Warenproduktion, eine bemerkbare Steigerung der Warenpreise infolge Verschiebung des Verhältnisses zwischen Nachfrage und Angebot herbeizuführen? Ist sie dies nicht imstande, so kann kein Aus-

[1] Karl Kautsky, Karl Marx' Ökonomische Lehren.

gleich der Profitrate stattfinden, also auch kein allgemeines Steigen der Durchschnittsprofitrate, da die Veränderung auch hier verschwindend ist. Genosse Bauer behauptet, der Weg, den ich eingeschlagen hatte, führe nicht zum Ziele.

Wollten wir dies (den Einfluß der Kapitalverschiebung) untersuchen, dann müßten wir zu schätzen versuchen, wie groß die Kapitalien sind, die in den letzten zwei Jahrzehnten dem Goldbergbau, der Aufbereitung des Goldes, den Industriezweigen, welche die Produktionsmittel für die Goldgewinnung herstellen, und den Verkehrsmitteln, welche der Goldindustrie dienen, zugeführt worden sind. Das sind die Kapitalien, die infolge der Verminderung der Produktionskosten im Goldbergbau der Warenproduktion entzogen worden sind, um in der Goldproduktion Verwendung zu finden.

Nun ist es natürlich unmöglich, hier eine genaue Schätzung durchzuführen. Trotzdem ist eine Beweisführung möglich. Wenn wir bei allen Zahlen die Unsicherheit zu unseren Ungunsten auslegen und das Ergebnis trotzdem unsere Behauptung bestätigt, so wird unsere Beweisführung trotz aller Ungenauigkeit stichhaltig sein.

Versuchen wir vor allem festzustellen, wie viel neues Kapital in den letzten Jahren angelegt wurde. Um dies festzustellen, könnten wir einfach versuchen, die Neuemissionen und die Kreditkapitalien der Goldminenindustrie in den letzten Jahren festzustellen. Dieser Weg bietet aber deswegen wenig Aussicht auf Erfolg, weil gerade in der Goldminenindustrie sehr viel fiktives Kapital kursiert. Ein sehr großer Teil des zum Abbau eines Goldbergwerkes aufgewendeten Kapitals ist Gründergewinn, kapitalisierte Bergwerksrente: der zeitweilige Besitzer einer ausgiebigen Fundstelle überläßt dieselbe nur gegen teures Geld einer Gesellschaft;[1] das Kapital, welches er erhält, ist nicht eigentlich im Sinne Bauers in der Goldproduktion angelegt, sondern wandert zurück in die Warenproduktion.

Versuchen wir vorläufig einen Umweg.

Die Goldproduktion ist ein Produktionszweig mit unterdurchschnittlicher organischer Zusammensetzung des Kapitals: dies muß jeder, der nur eine Beschreibung eines Goldbergwerkes gelesen hat, zugeben. Hieran haben auch die Neuerungen, welche im letzten Jahrzehnt in der Goldproduktion stattfanden, nichts geändert. Die Haupterrungenschaft ist die Einführung des Zyanidverfahrens, welches eine Aufarbeitung der Rückstände der Pochwerke ermöglicht und keinerlei große Kapitalanlage nötig macht.

Nehmen wir jedoch an, die Goldproduktion geschehe mit einer durchschnittlichen organischen Zusammensetzung des Kapitals. Nun sind in der Goldproduktion der ganzen Welt gegenwärtig nicht einmal eine Million Arbeiter beschäftigt. Im Gebiet des kapitalistischen Goldverkehrs sind aber gegenwärtig mindestens 200 Millionen Arbeiter produktiv beschäftigt. Setzen wir voraus, daß vor zehn Jahren nur 500 000 in der Goldproduktion beschäftigt waren. Es fand dann eine Kapitalverschiebung statt im Verhältnis von 0,5 Millionen zu 200 Millionen, also $^1/_4$ Prozent. Es ist aber offenbar, daß eine so geringe Verschiebung keinen bemerkbaren Einfluß auf die Warenproduktion haben kann.

Zu einem ähnlichen Ergebnis kommen wir, wenn wir den Wert der Goldproduktion mit dem Produktenwert der gesamten Produktion der Welt

[1] Siehe Max Epstein, Die englische Goldminenindustrie.

vergleichen: wir gebrauchen hier den Ausdruck Wert, obwohl eigentlich von Preisen die Rede ist.

Der Wert der gesamten Bergbauproduktion (ohne Verhüttung) betrug[1] 1897 4118 Millionen Mark, 1906 8051 Millionen Mark. Vom Wert entfielen auf Kohle 81,9 Prozent, Eisenerz 9,5 Prozent, Gold- und Silbererze 1,3 Prozent.

Der Wert der Hüttenproduktion betrug im Jahre 1906 7114 Millionen Mark. Von diesem Wert entfielen auf Roheisen 59,1 Prozent, Kupfer 13,6 Prozent, Gold 12 Prozent.

Wir sehen also: vergleicht man das Verhältnis des Wertes der Goldproduktion bloß mit dem Werte der Bergbauproduktion und Hüttenproduktion, so sehen wir schon, daß es nicht mehr als 6 bis 8 Prozent ausmacht, daher selbst eine ansehnliche Steigerung derselben nur ein verschwindend geringes Kapital allen übrigen Zweigen der Bergbau- und Hüttenindustrie entziehen kann.

Noch ganz anders fällt dieser Vergleich aus, wenn wir die gesamte Produktion der Welt zum Vergleich heranziehen:

					Mill. Mark	Mill. Mark
Wert der Bergbauproduktion im Jahre 1911					10000	
Wert der Hüttenbauproduktion, abzüglich der vom Bergbau übernommenen Werte					3000	
Die Welternte[2] betrug im Jahre 1910/11						
	Millionen Doppelzentner					
Weizen . .	961					
Roggen . .	454					
Gerste . .	230	3116	à	14 Mark	43624	
Hafer . . .	569					
Mais . . .	902					
Kartoffeln .	1470		à	2 = ...	2940	
Wein . . .	142		à	20 = ...	2840	
Baumwolle .	19	Ballen	à	100 = ...	1900	
Kaffee . .	12	Doppelzentner	à	120 = ...	1440	
Tabak . .	10	=	à	100 = ...	1000	66744
Hierzu der Wert der hier nicht benannten landwirtschaftlichen Erzeugnisse (Zuckerrüben, Gartengewächse, Futterstoffe), gering gerechnet .						4000
Wertprodukte der Tierzucht (Fleisch, Häute, Milch, Wolle)						20000
= = Forstwirtschaft						5000
= = Fluß- und Seefischerei						3000
Wert der Rohprodukte						98744

Hierzu kommt die Wertsteigerung, welche die Rohstoffe des Bergbaus und Hüttenwesens, der landwirtschaftlichen Erzeugnisse durch die industrielle Aufarbeitung erfahren. Diese Steigerung ist nun schwer zu schätzen. Wenn wir die Zahl der in der Industrie Beschäftigten mit denjenigen der im Bergbau und Ackerbau Beschäftigten in den kapitalistischen Ländern vergleichen, so erhalten wir beiläufig ein Verhältnis von 1 : 2. Nun erfährt ein großer Teil der landwirtschaftlichen Erzeugnisse nur eine sehr geringe Wertsteigerung bis zum Verbrauch; andererseits ist das jährliche Wertprodukt eines industriellen Arbeiters viel größer als dasjenige eines Land-

[1] Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 3. Auflage, Artikel Bergbau.

[2] Schätzung des ungarischen Ackerbauministeriums und Ernst Friedrich, Geographie des Welthandels. Jena 1912, Gustav Fischer.

arbeiters. Wir werden daher keinen allzu großen Fehler begehen, wenn wir das jährliche Wertprodukt der weiterverarbeitenden Industrie der Welt auf 25 000 Millionen Mark schätzen. Wir erhalten so einen Wert der jährlichen Wertproduktion der kapitalistischen Welt von beiläufig 124 000 Millionen Mark. Mögen auch die obigen Schätzungsziffern noch so ungenau sein, jedenfalls sind sie eher zu niedrig als zu hoch gegriffen; die Zahl ist wenigstens der Größenordnung nach unbedingt verläßlich. Demgegenüber betrug der Wert der Goldproduktion im Jahre 1910 1910 Millionen Mark = 1,5 Prozent des Wertes der Weltproduktion. Beträgt aber heute der Wert der Goldproduktion höchstens 1,5 Prozent des Wertes der Weltproduktion, so kann eine Verschiebung dieses Verhältnisses in den letzten Jahrzehnten — wenn sie überhaupt stattgefunden, wenn nicht vielmehr die Steigerung der Warenproduktion diejenige der Goldproduktion prozentuell übertroffen hat — gar keinen bemerkbaren Einfluß auf die Preise geübt haben.

* * *

Endlich können wir auch den Versuch machen, den Anteil der Goldproduktion an dem neu akkumulierten Kapital zu bestimmen. Der Wert der Goldproduktion der Welt betrug[1] im Jahre 1901 1096 Millionen Mark, 1910 1910 Millionen Mark, Steigerung 814 Millionen Mark. Daher jährliche Steigerung von beiläufig 90 Millionen Mark. Wenn wir voraussetzen, daß die Profitrate in der Goldproduktion der Durchschnittsprofitrate gleich ist und die Produktionsmittel mit der Neuanlage in gleichem Schritt amortisiert werden, so entspricht eine Steigerung des Produktenwertes von jährlich 90 Millionen Mark einer durchschnittlichen neuen Kapitalanlage von ebenfalls 90 Millionen Mark jährlich. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommen wir, wenn wir die Neuemissionen des englischen Kapitalmarktes betrachten. Bekanntlich ist in der Goldmenenindustrie überwiegend englisches Kapital investiert. Nun wurde angelegt in Pfund Sterling:[2]

	1910	1911
Australische Bergwerke (nicht nur Gold) . .	562400	511100
Südafrikanische Bergwerke	2595700	3984300
	3158100	4495400

Oder abgerundet in Millionen Mark 1910 64, 1911 90. Australien und Südafrika liefern aber weit mehr als die Hälfte der Goldproduktion der Welt; in obigen Zahlen ist die Kapitalanlage des ganzen Bergbaus der betreffenden Gebiete als Goldanlage genommen. Verdoppeln wir trotzdem diese Zahlen, so erhalten wir eine Neuanlage im Goldbergbau von jährlich beiläufig 150 Millionen Mark. Hingegen schätzt der „Economist" das Gesamtquantum des im Jahre 1908 neu angelegten Kapitals auf 848000000 Pfund Sterling = 16960 Millionen Mark.[3]

Das im Goldbergbau neu angelegte Kapital beträgt also nach diesen Schätzungen nicht einmal 1 Prozent des gesamten neu angelegten Kapitals. Wir wissen wohl, daß in der gesamten neuen Kapitalanlage gar viel fik-

[1] Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. 1911.

[2] „The Economist" vom 12. Februar 1912. Ältere Daten konnte ich leider nicht auftreiben.

[3] Mulhall, The new Dictionary of Statistics. 1911. Artikel „Kapital".

tives Kapital — Anrechte auf künftigen arbeitslosen Anteil am Arbeitsprodukt der Arbeitenden — enthalten ist; aber auch das in Goldminenaktien angelegte Kapital enthält gar viele fiktive Anteile (kapitalisierte zukünftige Bergwerksrente), so daß das Verhältnis beiläufig das obige sein mag.

Ob wir also von der Zahl der beschäftigten Arbeiter, vom Wertprodukt, oder den Kapitalemissionen ausgehen, immer kommen wir zu dem Ergebnis, daß das im Goldbergbau wirkende wie auch das jährlich neu angelegte Kapital nicht mehr als 1 bis 1,5 Prozent des Gesamtkapitals ausmacht. Eine Veränderung dieses Verhältnisses, etwa ein Ansteigen von 1 auf 1,5 Prozent, ist daher eine so geringe Veränderung, daß die Wirkung dieser Kapitalverschiebung auf die Preisverhältnisse verschwindend ist. Die Ursachen der gegenwärtigen Teuerung müssen also nicht auf der Goldseite, sondern ausschließlich auf der Warenseite gesucht werden.

Die Landtagswahlen in Württemberg.

Von **Erich Roßmann** (Ulm).

Drei Wahlgänge.

Die württembergischen Landtagswahlen sind am 18. Dezember zu Ende gegangen. Die 92 Abgeordneten der Kammer werden nach einem recht umständlichen Verfahren berufen, das niemand verstehen wird, der die Geschichte der württembergischen Verfassung nicht kennt. Die mit der Verfassungsreform von 1906 für uns nur vorläufig zum Abschluß gekommenen Verfassungskämpfe, die jahrzehntelang alle Wahlen beherrschten, hatten zwei Hauptwünsche der großen Mehrheit des Volkes zum Gegenstand. Das Adelsvorrecht der Ersten Kammer sollte ausgetilgt werden. Kein Geringerer als Ludwig Uhland, dessen Andenken man mitten in der diesjährigen Wahlbewegung aus Anlaß der Wiederkehr seines fünfzigsten Todestags feierte, hat für diese demokratische Forderung in Württemberg den Boden bereitet. Schon 1817 sprach er in seiner Schrift „Keine Adelskammer" die denkwürdigen Worte:

„Adelsvorurteil ertragen wir nicht. Dreißig Jahre hat die Welt gerungen und geblutet. Menschenrecht solle hergestellt, der entwürdigende Aristokratismus sollte ausgeworfen werden, davon ist der Kampf ausgegangen. Und jetzt nach all dem blutigen Kampfe soll eben dieser Aristokratismus durch neue Staatsverträge geheiligt werden? Hierzu einwilligen, hieße den Todeskeim in die Verfassung legen."

Die Liberalen, die sich so gern auf Uhland berufen und ihn auch während der Wahlen vor ihren in den Sumpf geratenen Parteikarren zu spannen suchten, haben diesen „Todeskeim" noch neunzig Jahre nach dieser feurigen Auflehnung wider die feudalen Vorrechte in der Verfassung belassen. Diese Seite der württembergischen Verfassungsgeschichte braucht heute nicht eingehend behandelt zu werden. Das ist in diesen Blättern von berufener Feder bereits früher ausführlich geschehen (vergl. „Neue Zeit", XXIII, 2, S. 585). Dagegen ist über den Fortgang der Kämpfe hier nicht mehr berichtet worden, weshalb zum Verständnis des württembergischen Wahlkampfes folgendes gesagt sei. Die Erste Kammer blieb und wurde verstärkt

durch die Schuld der Liberalen. Der zweite Hauptwunsch war die Beseitigung der 23 Privilegierten der Ritterschaft, der Kirchen und der Hochschule aus der Zweiten Kammer. Dieser Wunsch ist mit der Verfassungsreform von 1906 in Erfüllung gegangen. Den Kämpfen um die Form der Erfüllung verdankt Württemberg seine komplizierte Berufung der Kammer. Die Regierung wollte mit ihrer Vorlage von 1905 die reine Volkskammer auf höchst einfache Weise herstellen. Die 23 Privilegierten sollten aus der Zweiten Kammer genommen und teilweise in die Erste Kammer abgeschoben werden, ohne daß der Zweiten Kammer ein Ersatz für die zahlenmäßige Schwächung geboten wurde. Diese Absicht begegnete angesichts der gleichzeitigen numerischen Stärkung der Ersten Kammer einem berechtigten Widerstand der Reformfreunde. Da sich aber weder die Regierung noch auch nur eine bürgerliche Partei zu einer völligen Neueinteilung der Wahlkreise bereit fand und auch der sozialdemokratische Vorschlag, die allgemeinen Verhältniswahlen einzuführen, die heftigste Bekämpfung erfuhr, verfiel man auf den Ausweg, 69 Abgeordnete in den Bezirken wie bisher durch Einerwahlen zu wählen, der Stadt Stuttgart 6 Abgeordnete einzuräumen und diese mittels Verhältniswahlen zu küren, sowie weitere 17 Ersatzabgeordnete in einem besonderen Wahlgang nach dem Verhältniswahlsystem zu wählen. Hierbei wird das Land in zwei Kreise geteilt. Der südliche Schwarzwald-Donaukreis wählt 8, der nördliche Neckar-Jagstkreis 9 Abgeordnete. Die Bezirkswahlen und die Wahl der Abgeordneten für Stuttgart finden an einem Tage statt, die Landesproporzwahlen 31 bis 38 Tage später, zwischen beiden Wahlen liegt der Termin für die Nachwahlen, bei denen für die unentschiedenen Bezirke die relative Mehrheit entscheidet. Das Wahlrecht ist allgemein, direkt und geheim, und auch die Gleichheit des Wahlrechtes ist trotz der ungerechten Wirkung der veralteten Bezirkseinteilung im Vergleich zu anderen deutschen Wahlsystemen die fortgeschrittenste. So ist Württemberg zu drei Wahlgängen gekommen, die von den tätigen Genossen ungeheure Opfer erfordern.

Das Wahlergebnis von 1912.

Die württembergischen Landtagswahlen haben eigentlich erst nach den Hauptwahlen vom 16. November außerhalb Württembergs größere Aufmerksamkeit erregt. Die liberale Presse bekundete vor den Wahlen einen erstaunlichen, einschläfernd wirkenden Optimismus. „Wesentliche Verschiebungen im Besitzstand der Parteien sind nicht zu erwarten.“ Diese Versicherung war Dutzende von Malen in den Blättern der Nationalliberalen und der Fortschrittlichen Volkspartei zu lesen. Die liberale Parteiführerschaft teilte diese Auffassung. Selbst so diplomatisch angehauchte Taktiker wie Herr v. Payer sind ihr zum Opfer gefallen. Auf der Landesversammlung der Fortschrittlichen Volkspartei Württembergs sagte Herr v. Payer in seinem Referat über die Landtagswahlen 1912 nach einer ziffernmäßigen Darstellung der Parteistärke in Württemberg:

„Das ist zwar eine ganz rohe und anfechtbare Statistik. Sie gibt aber wenigstens einen gewissen Anhaltspunkt. Ich betrachte sie als Anzeichen dafür, daß die kommenden Wahlen keine grundstürzende Änderung bringen werden. Nun zu den Fragen der Taktik: Wie wird sich die Volkspartei voraussichtlich verhalten? Die erste denkbare

Möglichkeit ist der Großblock der Linken, das heißt Nationalliberale, Volkspartei und Sozialdemokratie. Der Großblock ist praktisch bei uns ausgeschlossen. Es handelt sich bei uns nicht darum, durch Zusammenfassung aller anderen Kräfte eine Vergewaltigung des Landes durch das Zentrum oder durch das mit den Konservativen verbündete Zentrum auszuschließen wie in Baden und Bayern. **Die drei anderen Parteien zusammen werden in Württemberg jedenfalls stärker als Zentrum und Konservative zusammen.**"

Dieser sorglose Optimismus war um so unbegreiflicher, als die sogenannte „Mehrheit der Linken", zu der man in Württemberg die Nationalliberalen nur in sehr bedingter Weise zählen darf, mit einer Verschiebung um 5 Sitze beseitigt werden konnte.

Im sozialdemokratischen Lager sah man klarer. Schon auf der sozialdemokratischen Landesversammlung von 1908 hat der Landtagsreferent Genosse Lindemann die Möglichkeit einer klerikal-konservativen Mehrheit in Württemberg angedeutet. Noch deutlicher hat dies Genosse Keil auf der letzten Landesversammlung in Heilbronn in seinem Referat über die bevorstehenden Landtagswahlen ausgesprochen. Und die Landesversammlung hat diese Auffassung ausdrücklich durch Beschluß gebilligt. Rechtzeitig und deutlich hat also die Sozialdemokratie ihre warnende Stimme erhoben. Es war umsonst. Am 16. November erhielt die liberale Strategie der Sorglosigkeit den ersten Stoß. Von den einschließlich der 6 Stuttgarter Proporzmandate zu wählenden 75 Bezirksabgeordneten wurden 51 gewählt, und zwar 19 Zentrumsleute, 11 Konservative und Bündler, 4 Nationalliberale, 7 Volksparteiler, 10 Sozialdemokraten. Es wurden also 30 Klerikale und Konservative gegenüber 21 Nationalliberalen, Volksparteilern und Sozialdemokraten gewählt. In 25 Bezirken mußte die Entscheidung in einem zweiten Wahlgang fallen. Die Nachwahlen setzten fort, was die Hauptwahlen begonnen: die Rechte erzielte trotz des Wahlabkommens zwischen Volkspartei und Sozialdemokratie eine nicht unerhebliche Verstärkung. Nach dem zweiten Gange besaßen Zentrum und Bauernbund 38, Nationalliberale, Volkspartei und Sozialdemokratie 37 Mandate.

Die Rechte konnte ihre Erfolge ausschließlich auf Kosten der Liberalen buchen, die in immer größere Verlegenheiten gerieten. Ihre letzte Hoffnung setzten sie schließlich auf die Landesproporzwahlen. Man schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß die Wahlen zum mindesten denselben Ausgang nehmen würden wie vor sechs Jahren. Damals erhielten Zentrum 4, Sozialdemokratie 4, Volkspartei 4, Bauernbund und Konservative 3, Nationalliberale 2 Mandate. Es hätten alsdann 45 Mandaten des Zentrums und der Bündler 47 Mandate der sogenannten Linken gegenübergestanden. Allein auch diese Hoffnung fiel ins Wasser. Das Zentrum eroberte im südlichen Landeswahlkreis, wo der Kern seiner Anhängerschaft sitzt, auf Kosten der Nationalliberalen einen weiteren Sitz. Zur Rechten und zur Linken sah man eine halbe Kammer herunterfinken. Jede „Seite" verfügt jetzt über 46 Mandate. Schon bei der Präsidentenwahl soll diese Situation, so meinen liberale Blätter, zu Schwierigkeiten führen. Unser Parteiveteran Tauscher wird Alterspräsident sein. Die Linke wird also bei der Präsidentenwahl in der Minderheit bleiben. Ein Mann der Rechten wird auf dem

Sessel Platz nehmen,[1] den Herr v. Payer achtzehn Jahre lang mit viel Würde und Geschick zierte. Von diesem Augenblick an wird die Linke wieder in der Mehrheit, die Rechte in der Minderheit sein. Da behaupte man noch, die Schwabenstreiche seien heutzutage ausgestorben!

Wer trägt die Schuld?

Württemberg hat jetzt eine reaktionäre klerikal-konservative Mehrheit. Es wäre Torheit, sich darüber zu täuschen. Unter den 10 Nationalliberalen befinden sich mehrere Leute, die ebensogut in der Konservativen Partei sitzen könnten. Ein nationalliberales Parlamentsmitglied ist sogar eingeschriebenes Mitglied des Bundes der Landwirte, der in Württemberg in jeder Beziehung als selbständige politische Partei mit einem verschwindend winzigen konservativen Anhängsel auftritt. Die Gefahren, die auf der sozialdemokratischen Landesversammlung angedeutet wurden, sind in die Nähe gerückt. Mit dem „Boulevard der Freiheit", als das Württemberg nicht immer mit Recht genannt wurde, ist es aus. Die Schuldfrage taucht auf. Geschäftige liberale Federn haben sofort nach dem Wahlausfall eine sehr voreilige und bequeme Beantwortung dieser Frage gefunden. Die „nasse Witterung" des letzten Sommers und die „unzeitgemäße Teuerungsaktion" der Sozialdemokratie haben nach der Auffassung liberaler Zeitungsschreiber die Stärkung des Bündlertums herbeigeführt! In Wirklichkeit liegen selbstverständlich die Ursachen, die in Württemberg eine Stärkung der Rechten bewirkten, in dem volksparteilich-nationalliberalen Wahlabkommen: 35 Bezirke wurden der Volkspartei, 31 der Nationalliberalen Partei überlassen, während in 3 Bezirken eine Einigung nicht erzielt werden konnte. Für einen Bezirk behielt sich die Nationalliberale Partei vor, den Bündler gleich im ersten Wahlgang zu unterstützen. Dieses Wahlabkommen begegnete in nationalliberalen und mehr noch in volksparteilichen Kreisen einem nicht unbedeutenden Widerstand. Bei der Volkspartei war dieser Widerstand sehr erklärlich. Eine Reihe von Wahlkreisen, die zum ältesten Besitzstand der Volkspartei gehörten und in denen die Nationalliberale Partei eine erbärmlich geringe Anhängerschaft und armselige Organisationsverhältnisse aufweist, sollten ohne Schwertstreich der Nationalliberalen Partei ausgeliefert werden. Dagegen sträubte sich der gesunde politische Instinkt vieler Wähler. Das Wahlabkommen wurde in der von der Volkspartei geflissentlich genährten Illusion abgeschlossen, die Nationalliberale Partei habe sich in den letzten Jahren nach „links entwickelt". Wenn das irgendwo zu Trugschlüssen führen muß, so in Württemberg. Darin hatte Herr v. Payer allerdings recht, wenn er in der oben erwähnten Rede zur Begründung des Abkommens sagte, Volkspartei und Nationalliberale seien sich „sachlich und persönlich näher gerückt". Das Näherrücken war aber ganz auf der Seite der Volkspartei. Württemberg besitzt vielmehr noch immer einen Nationalliberalismus, der nach einem früheren Zeugnis der „Frankfurter Zeitung" der „mißratenste" in Deutschland ist. Ganz unbekannt war den volksparteilichen Advokaten, die den Wahlpakt unterzeichneten, diese Tatsache sicher nicht. Die Nationalliberalen

[1] Ist inzwischen geschehen. Der Konservative Kraut wurde mit 45 Stimmen zum Vorsitzenden gewählt. D. Red.

sicherten sich nämlich völlig freie Hand für ihr Tun im zweiten Wahlgang. Von dieser Freiheit haben sie dann auch in geradezu empörender Weise Gebrauch gemacht. Den ihnen mit Hilfe der Volkspartei in 31 Wahlkreisen gesicherten Einfluß haben sie im zweiten Wahlgang benutzt, sämtliche liberale Wähler der Reaktion zuzutreiben. Das einzige politische Blatt, über das sie in Württemberg verfügen, hat die Wählerschaft täglich zur offenen Rebellion gegen das zur Verhütung der schwarz-blauen Mehrheit geschlossene volksparteilich-sozialdemokratische Nachwahlbündnis aufgestachelt. Das hat freilich die nationalliberale Parteileitung auf der anderen Seite nicht abgehalten, dem Landesvorstand unserer Partei ein förmliches Bittgesuch um Unterstützung in zwei Kreisen zu unterbreiten. Vor der Landesproporzwahl hat sich dann der nationalliberale Landesvorsitzende, der frühere Abgeordnete Kübel, bemüht, den Anschluß nach rechts möglichst rasch zu vollziehen, indem er den Schwarzblauen die Dienste der allergetreuesten immer dabei sein wollenden Nationalliberalen anbot. Sein Durchfall hindert ihn allerdings, seine freundlichen Absichten in der Kammer zu verwirklichen, doch wird es Herr Hieber, der nach zweieinhalbjähriger Pause wieder Abgeordneter geworden ist, in dieser Richtung gewiß an nichts fehlen lassen. Auch die breitspurigen Preßerörterungen über den Zweck des Abkommens ließen zweifelsfrei erkennen, daß von einer Linksentwicklung der Nationalliberalen keine Rede sein konnte. Die nationalliberale Presse bezeichnete die „Zurückdämmung des sozialdemokratischen Ansturmes" als den alleinigen Zweck des Abkommens, während die volksparteiliche Presse sich in der Hauptsache auf den abgetriebenen Klepper der Zweifrontentaktik zurückzog. Praktisch betätigte sich die liberale Wahlagitation jedenfalls nur in nationalliberalem Sinne. Mit einer unerhörten Blindwütigkeit wurde auf die Sozialdemokratie losgeprügelt. Aus dem Flugblattmaterial und den Versammlungsreden der Liberalen gewann man den Eindruck, als ob Zentrum und Bauernbund mit ihren empfindlichen Gefahren für die liberale und demokratische Entwicklung des Staates in Württemberg gar nicht existierten. Auch diese Taktik hat mit einem kläglichen Mißerfolg geendet. Das Abkommen versagte nach beiden Seiten. Die Sozialdemokratie gewann 28 000 Stimmen, statt 5 Mandaten, die sie 1906 im ersten Gang erzielte, eroberte sie 1912 gleich 10 Sitze und gewann im zweiten Wahlgang noch 3 aus eigener Kraft, so daß sie nach Hinzurechnung der 4 Proporzmandate über 17 Mandate gegenüber 16 seither verfügt. Ihre Stimmen- und Mandatserfolge wären zweifellos noch größer, wenn nicht Streitigkeiten das württembergische Parteileben weit über das erträgliche Maß hinaus überwucherten. Während die Liberalen wie besessen auf die Sozialdemokratie einhieben, vollzogen die Zentrumskapläne in Beichtstuhl und Sakristei ungestört ihre Arbeit, und die Agrardemagogen zogen von Viehmarkt zu Viehmarkt, von Stall zu Stall, um den Liberalen den letzten Bauern abzutreiben. Als Nebenerscheinung zeitigte diese Kampfesweise bei der Wählerschaft auch noch eine starke Schwächung der Bereitwilligkeit, das taktisch berechtigte Nachwahlabkommen zwischen Sozialdemokratie und Volkspartei erfolgreich durchzuführen. Die Wirkungen ließen nicht auf sich warten. Das Zentrum und die Bündler erzielten bei mäßigem Stimmenzuwachs einen Gewinn von 6 Mandaten, die verbündeten Liberalen haben bei einem vorzugsweise die

Volkspartei treffenden Verlust von zirka 8000 Stimmen die ganze Zeche zu bezahlen!

Zu den genannten liberalen Fehlern kam noch, daß seit ihrem starken Wahlerfolg von 1895 sich die Volkspartei im württembergischen Landtag als die tonangebende Partei fühlte. Die demokratische Opposition gegen die gesetzgeberische Zurückgebliebenheit Württembergs auf dem Gebiet der Verfassungs- und Gemeindeordnung sowie des Steuerwesens war die Wurzel ihrer Kraft. In der Kammer einmal zu Einfluß gelangt, ließ sie jedoch an die Stelle aufrichtiger demokratischer Volkspolitik sehr bald die Kunst des Lawierens, des Diplomatisierens und der Kompromisselei treten. Der lebendige Ausdruck dieser Wandlung ist der Führer der Partei, Herr v. Payer. Als er vor 19 Jahren zum ersten Male mit Erfolg für die Kammer kandidierte, wurde er an den Plakatsäulen seines Wahlkreises als „der Schrecken der Mächtigen" angepriesen. Mit allerhöchsten Gnadenbeweisen geehrt und mit dem Exzellenztitel geschmückt hat der sonst als Mensch und Politiker nicht unsympathische Mann seine Wirksamkeit in der Kammer abgeschlossen. Die angedeuteten Tendenzen der parlamentarischen Betätigung der Volkspartei ergaben bei der Gegenüberstellung der Erfolge und der Verheißungen ein empfindliches Defizit zuungunsten der letzteren. Dieses Defizit hat die Sympathien der Wähler zur Volkspartei von Wahl zu Wahl merklich abgekühlt und sie diesmal beinahe auf den Nullpunkt gebracht. Es wäre vielleicht nicht so rasch bergab gegangen, wenn die Volkspartei, statt plausible Erklärungen für ihre Politik zu geben, sich nicht in einer aufdringlichen Beweihräucherung ihrer positiven Erfolge gefallen hätte. Diese führte vor der diesmaligen Wahl zu einer förmlichen politischen Bankrotterklärung. Man höre, was Herr v. Payer auf der volksparteilichen Landesversammlung über den Inhalt des Wahlkampfes zu sagen wußte:

„Eine beherrschende Wahlparole für die Landtagswahlen, wie wir sie früher in der Verfassungsreform, der Verwaltungsreform mit der Abschaffung der Lebenslänglichkeit, Steuerreform, Volksschulgesetz besaßen, fehlt, und man gedenkt mit Wehmut der agitatorisch schönen Tage, da die Zustände bei uns noch so schlecht waren, daß sie solch schöne Themata von einschneidender Wirkung boten. (Heiterkeit.) Vom Agitationsstandpunkt aus müssen wir sagen: In den letzten 18 Jahren haben wir zu gut gearbeitet (Heiterkeit) und die umfassendsten und einschneidendsten Reformen erledigt und damit auch die schlimmsten Klagen beseitigt. Spezielle Aufgaben, deren Lösung der nächsten Landtagsperiode den Stempel aufdrücken würde, sind nicht in Sicht."

Die großen Aufgaben sind erledigt, der nächste Landtag hat nichts zu tun — das war der Tenor der volksparteilichen Agitation, die in diesem Punkte von den nationalliberalen Wahlmachern treulich nachgeahmt wurde. Mit Schlafrockparolen dieser Art, die überdies selbst vom liberalen und demokratischen Standpunkt aus vollkommen unhaltbar sind, waren die Wähler natürlich für große politische und lagerbildende Entscheidungen nicht zu begeistern. Eine große Zahl der politisch Indifferenten, die sonst liberal wählten, nahm es bei solchen Schlummerliedern leicht, einmal den Mann der Rechten zu wählen, der nicht viel verderben kann, wenn es nicht viel zu tun gibt. Die beispiellose Vernachlässigung der politischen Er-

ziehung seiner Wähler, deren der Liberalismus schuldig zu sprechen ist, hat diesen Prozeß beschleunigt. Zu diesem Kapitel gehört beispielsweise die Erledigung der Kandidatenfrage. Hier entscheidet im liberalen Lager nicht die politische Festigkeit und die Vertrautheit mit den theoretischen und programmgemäßen Grundlagen der Partei, sondern fast ausschließlich der Gesichtspunkt, der zum Sammeln von Wählerstimmen am geeignetsten erscheint. Wer mit weitverbreiteten Sippen verschwägert ist, wer sich rühmen darf, ein Dutzendmal Vereinsmitglied zu sein, und in möglichst zahlreichen Zünften Kollege ist, hat die meisten Aussichten, liberaler Kandidat zu werden, auch wenn er von der Politik nicht mehr als ein Waisenknabe versteht und sich nur verpflichtet, im Falle seiner Wahl der Partei beizutreten. Daß eine auf diese Weise zusammengetrommelte Wählermasse bei jedem ernsthaften Ansturm auseinanderfliegt wie Streu im Winde, bedarf keines besonderen Hinweises.

Reaktionäre Experimente sind zu erwarten, besonders auf wirtschaftspolitischem Gebiet. Die Regierung richtet sich unter der Führung des aalglatten Herrn v. Weizsäcker bereits auf eine Rechtsschwenkung ein. Der dem Bauernbund verhaßte Minister des Innern v. Pischek, ein Mann von einer Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, wie sie selten auf Ministersesseln anzutreffen sind, hat bereits Abschied genommen. Weitere Veränderungen im Staatsministerium sollen im Gange sein. Die Tonart gegen die Sozialdemokratie wird sich wahrscheinlich nach bayerischem Muster verschärfen. Die Sozialdemokratie hätte diese Wendung nicht zu fürchten. Reaktionäre Experimente würden in den Massen der Wähler aufrüttelnd wirken und die Herrschaft der Klerikalen und Agrardemagogen sehr kurzfristig gestalten.

Die Tarifbewegung in der deutschen Holzindustrie.

Von **Hermann Pappe** (Berlin-Treptow).

Die Tarifbewegung in der Holzindustrie, die mit der Mitte November erfolgten Kündigung der Verträge für 52 Städte mit mehr als 50 000 beteiligten Arbeitern durch den Arbeitgeberschutzverband für das deutsche Holzgewerbe offiziell einsetzte, dürfte weit über die Grenzen der Holzindustrie hinaus das öffentliche Interesse in Anspruch nehmen. Schon der Umfang der Bewegung bedingt, daß nicht nur die Holzindustrie, sondern große weitere Kreise von ihr berührt und betroffen werden. Rein äußerlich zeigt sich dieser erweiterte Interessenkreis durch den Zusammenschluß im Reichsbund baugewerblicher Arbeitgeberverbände, dem der Arbeitgeberschutzverband für das deutsche Holzgewerbe neuerdings beigetreten ist und in dessen Leitung er zwei seiner bedeutendsten Vertreter entsendet hat. Aber auch ohne diese formale Verbindung stand die Ideen- und Interessengemeinschaft der Holzindustriellen und des übrigen Arbeitgebertums fest. Die gegenwärtige Situation ist von langer Hand vorbereitet, vom Unternehmertum system- und planmäßig geschaffen. Das haben natürlich auch die Arbeiterverbände längst erkannt und ihre Maßnahmen danach eingerichtet.

Im Arbeitgeberlager hat sich bis zum heutigen Tage eine einheitliche Auffassung über das Verhältnis zu den Arbeiterorganisationen nicht durch-

gerungen. Während namentlich in der Schwer- und Metallindustrie die Meinung vertreten wird, sich mit den Arbeiterorganisationen überhaupt nicht einzulassen und unter allen Umständen den Herrn-im-Hause-Standpunkt zu vertreten, haben sich eine Anzahl von Gruppen, darunter die Bauberufe und das Holzgewerbe, dazu bequemen müssen, mit den so verhaßten Arbeiterorganisationen auf dem Fuße der Gleichberechtigung zu verkehren und mit ihnen die Arbeitsbedingungen des Berufes zu vereinbaren. Natürlich bemühen sie sich auch unter der Vertragspolitik, die Interessen des Unternehmertums wahrzunehmen und die Ansprüche der Arbeiterschaft zurückzuweisen. Zu diesem Zwecke hat man in das Vertragswesen, das zunächst in der Hauptsache nur Einzelverträge für einzelne Firmen oder die Arbeitgeber eines Ortes oder Bezirkes aufwies, System gebracht und Reichs- oder Einheitstarife angestrebt.

Man glaubte damit die Möglichkeit zu schaffen, die Arbeiterorganisationen auf einer so großen Front in den Kampf drängen zu können, daß dessen Durchführung die Kraft der Arbeiterverbände überstiege und diese so zur Anerkennung der von den Arbeitgeberorganisationen diktierten Arbeitsbedingungen gezwungen seien. Diese Argumentation wird zwar von den Arbeitgebern geleugnet, aber durch Tatsachen gestützt und bewiesen; zum Überfluß aber auch gelegentlich von übereifrigen Vertretern von Unternehmerinteressen ausgeplaudert.

So brachte die „Vossische Zeitung" anläßlich der im Jahre 1907 in der Holzindustrie stattgefundenen Bewegung — der ersten, die das Tarifvertragswesen in der deutschen Holzindustrie auf eine breitere Grundlage stellte — den folgenden Herzenserguß:

> „Das Ziel (der Unternehmerorganisation) ist die Vernichtung des Holzarbeiterverbandes, dem dann andere freie Gewerkschaften folgen sollen. Durch fortwährende Aussperrungen im ganzen Reiche will man die Verbandskassen erschöpfen, die Arbeitgeber dagegen sollen während der Kämpfe aus den reichen Mitteln der Schutzverbände verschiedener Berufe unterstützt werden. Die Arbeitgeber wollen jetzt einen Vertrag erzwingen unter Ausschaltung des Holzarbeiterverbandes."

Der Ausgang der Bewegung war anders, als die Herren sich dies vorgestellt. Der neunzehnwöchige Kampf, der sich ursprünglich nur auf Berlin und Vororte erstreckte, in welchem durch den Schutzverband zum Teil unter Vertragsbruch eine weitere Zahl von Städten hineingezogen wurden, brachte einen dreijährigen Vertrag und den beteiligten Arbeitern wesentliche Verbesserungen im Arbeitsverhältnis. Der Kampf hatte beiden Parteien allerdings erhebliche Opfer auferlegt. Der Holzarbeiterverband zahlte $3^1/_8$ Millionen Streikunterstützung, während von der Arbeitgeberseite der dieser erwachsene Schaden auf 20 Millionen Mark beziffert wurde. Der Schutzverband hat damals versucht, seinen Mitgliedern die ihnen auferlegten Opfer und die den Arbeitern gemachten Zugeständnisse mit dem Hinweis auf den Reichstarif schmackhaft zu machen. In alle Welt wurde hinausposaunt: Laßt euch die Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzungen nicht verdrießen; wir haben den ersten Schritt zum Reichstarif getan, werden in Zukunft allen weiteren Verträgen den gleichen Ablauftermin geben wie der Berliner Vertragsgruppe und haben dann den Holzarbeiterverband so weit, daß wir ihm den Fuß auf den Nacken setzen können.

Es hätte dieser großsprecherischen Weise nicht bedurft, um den Holzarbeiterverband auf die ihm drohende Gefahr zu verweisen. Er hat seine Gegenmaßnahmen getroffen und durch Beschluß des Stettiner Verbandstags seine Stellungnahme zum Reichstarif in folgender Resolution festgelegt:

Für den Abschluß eines Reichstarifvertrags sowie für den gleichzeitigen Ablauftermin aller Ortsverträge hält der Verbandstag die Zeit noch nicht für gekommen. Dazu sind die Lohn- und Arbeitsbedingungen in der deutschen Holzindustrie vielfach noch zu ungünstig, vor allem aber zu unterschiedlich. Der Abschluß eines Reichstarifvertrags unter den gegenwärtigen Verhältnissen würde eine Gefahr für die gesunde Entwicklung der Tarifgemeinschaft in der Holzindustrie bedeuten, da den Arbeitgebern noch nicht das Vertrauen geschenkt werden kann, daß sie ernstlich gewillt wären, auf dem Wege eines solchen einheitlichen Tarifvertrags den Holzarbeitern in allen Städten des Reiches einen auskömmlichen Lohn und eine angemessene kurze Arbeitszeit zu gewähren. Auch der Vertragsbruch des Arbeitgeberschutzverbandes in Burg und Kiel während der Berliner Aussperrung hat den ernsten Willen der Arbeitgeber zur Einhaltung von Verträgen leider vermissen lassen, und außerdem fehlt der Organisation der Unternehmer nach ihrer ganzen Beschaffenheit der Einfluß und die Macht, um die Anerkennung und Einhaltung eines Vertrags in allen Orten durchzusetzen.

Statt dessen empfiehlt der Verbandstag dem Vorstand die Förderung des Abschlusses von Tarifverträgen für die einzelne Stadt, respektive den einzelnen Bezirk nach den bisherigen Grundsätzen.

Dieser Resolution entsprechend hat der Holzarbeiterverband es durchgesetzt, die mit dem Arbeitgeberschutzverband für das Holzgewerbe abgeschlossenen Verträge in vier Gruppen zu verteilen, deren Vertragsdauer je in einem anderen Jahre abläuft, wodurch erreicht wurde, daß an der Tarifbewegung eines Jahres immer nur ein Teil der Kollegenschaft in Frage kommt und so die Zahl der an einer Tarifbewegung Beteiligten nicht größer ist, als die Stärke der Organisation zu tragen vermag. Die Arbeitgeberorganisation hatte sich scheinbar auch mit dieser vom Holzarbeiterverband vertretenen Tarifpolitik abgefunden, anders läßt sich wenigstens die Zustimmung des Schutzverbandes zu den zahlreichen in den letzten Jahren mit ihm abgeschlossenen Verträgen nicht verstehen. Das Resultat dieser Tarifpolitik war, daß am Schlusse des Jahres 1911 960 Verträge abgeschlossen waren, die für 132 800 Kollegen die Arbeitsbedingungen regelten. 153 Verträge mit 79 254 Personen waren mit dem Arbeitgeberschutzverband, die übrigen mit Einzelfirmen, Innungen usw. abgeschlossen. Was über die Arbeitszeit in diesen Verträgen festgelegt ist, ergibt die nachfolgende Aufstellung:

Vertragspartei für die Arbeitgeber	Es arbeiten Personen bei einer wöchentlichen Arbeitszeit von Stunden												
	bis 48	49 bis 50	50½ bis 51	51½ bis 52	52½ bis 53	53½ bis 54	54½ bis 55	55½ bis 56	56½ bis 57	57½ bis 58	58½ bis 59	59½ bis 60	über 60
Arbeitgeberschutzverband . .	—	—	24835	19834	13820	11466	3592	2815	2365	651	108	101	—
Einzelfirmen, Innungen usw. . .	145	405	3628	3089	6886	6619	3872	10613	8491	2011	3077	3392	100
Insgesamt	145	405	28463	22423	20706	18085	7464	13428	10856	2662	3185	3493	100

Dieser Stand wird bis zum Kündigungstermin im November 1912 nur ganz unwesentliche Änderungen erfahren haben.

Die Kündigung der Verträge erfolgte, wie schon gesagt, durch die Arbeitgeberorganisation. Es kann dahingestellt bleiben, ob auch die Holzarbeiter die Verträge gekündigt hätten. Ganz sicher hatten sie, abgesehen von der notwendigen Verbesserung der Arbeitsbedingungen, wegen des vierjährigen Vertragsturnus ein Interesse an der Kündigung der Verträge oder wenigstens eines Teiles derselben. Nach einigem Hin und Her sind die Arbeitgeber dann auch mit ihren Forderungen herausgerückt. Sie verlangen statt der bisherigen vierjährigen Verträge eine Vertragsdauer von drei Jahren, Ablehnung jeder Arbeitszeitverkürzung unter 54 Stunden und Beseitigung des Obligatoriums im Arbeitsnachweis. Die Verhandlungen über die Arbeitslöhne sind den örtlichen Instanzen überwiesen. Man hat erklärt, daß man einer den Teuerungsverhältnissen entsprechenden Regelung der Löhne nicht abgeneigt sei, bei den örtlichen Verhandlungen ist aber bisher jede Aufbesserung abgelehnt worden.

Wenn die Einrichtungen, deren Beseitigung jetzt vom Schutzverband gefordert wird, auch nicht immer Begeisterung im Arbeitgeberlager gefunden haben, so sind sie doch alle unter der Mitwirkung und der schließlichen Zustimmung des Schutzverbandes geschaffen. Wenn er jetzt gegen das von ihm selbst Mitgeschaffene Sturm läuft, so muß dies seine besonderen Gründe haben.

Wie und unter welchen Umständen die Ablauftermine der Verträge zustande kamen, ist oben schon angedeutet. Die vierjährige Vertragsdauer ist bisher anerkannt, aber auch über die Regelung der Arbeitszeit und die Einrichtungen des Arbeitsnachweises war man bisher im Grunde genommen einer Meinung.

Die Frage der Arbeitszeit hängt auf das innigste mit der Tarifpolitik im allgemeinen zusammen. Die Einführung des von den Arbeitgebern angestrebten Einheits- oder Reichstarifs hat einen Ausgleich in den Arbeitsbedingungen der verschiedenen Orte und Bezirke zur Voraussetzung. Das wurde bisher von dem Schutzverband auch anerkannt. Man hat auch versucht, einen solchen Ausgleich zu schaffen. Die Anregung dazu ist sogar von den Arbeitgebern ausgegangen. In Verfolg dieser Anregungen wurden im Oktober 1907 auf einer in Kassel stattgefundenen Konferenz der Vorstände des Arbeitgeberschutzverbandes und der Holzarbeiterverbände Regeln über die Arbeitszeit beraten. In Absatz 7 dieser Regeln für die Klasseneinteilung der Städte hinsichtlich der Arbeitszeit ist als Grundsatz aufgestellt:

> Nachdem in den meisten größeren Industrieorten bereits der Neunstundentag eingeführt ist, in den Großstädten eine noch kürzere als die 54stündige wöchentliche Arbeitszeit und in den namhaften mittleren Orten fast allgemein eine Maximalarbeitszeit von 57 und weniger Stunden schon besteht, kann als nächstes Ziel der geplanten Städteeinteilung aufgestellt werden die Höchstdauer der Arbeitszeit im deutschen Holzgewerbe baldigst auf 9½ Stunden pro Tag zu beschränken und eine Klassifizierung in dem Sinne in Aussicht zu nehmen, daß die normale vertragliche Arbeitszeit im deutschen Holzgewerbe in absehbarer Zeit auf 9 Stunden pro Tag festgesetzt wird, wie dieselbe zum Beispiel im Buchdruckergewerbe bereits seit Jahren vertraglich vereinbart ist.
>
> Daß in den Großstädten mit ihrer großen räumlichen Ausdehnung und den weiten Entfernungen von den Arbeiterwohnungen zur Arbeitsstätte auch in

Zukunft eine kürzere als die normale Arbeitszeit besteht, muß nach wie vor als berechtigt anerkannt werden.

Schon damals, vor mehr als fünf Jahren, wurde als nächstes Ziel eine Höchstdauer von $9^1/_2$ Stunden und eine normale Arbeitszeit von 9 Stunden festgesetzt; ausgesprochen wurde ausdrücklich, daß in den Großstädten auch eine kürzere Arbeitszeit anerkannt werden soll. Zu diesen Regeln erklärte der Vorsitzende des Arbeitgeberschutzverbandes, Herr Rahardt, der jetzt als Kämpe gegen die Arbeitszeitverkürzung in die Schranken tritt, wenig sagen zu können. Die Grundlage werde von den Arbeitgebern im allgemeinen anerkannt und der Vorstand werde sich bemühen, ehrlich an der Regelung der Frage mitzuarbeiten.

In der Arbeitsnachweisfrage ist man den Arbeitgebern noch weit mehr entgegengekommen. Der Vorgänger des jetzt bestehenden Berliner Arbeitsnachweises, dessen Einrichtungen in der Hauptsache die Wünsche der Arbeitgeber begründen sollen, war ein Verbandsarbeitsnachweis, an dessen Verwaltung die Arbeitgeber nicht beteiligt waren. Diese mußten die ihnen zugewiesenen Arbeiter nehmen, wie sie ihnen von den Angestellten der Arbeiter zugewiesen wurden. Lediglich weil die Holzarbeiter zum Ausdruck bringen wollten, daß der Arbeitsnachweis als Kampfmittel auszuscheiden sei und lediglich die Aufgabe habe, den Arbeitgebern zusagende Arbeiter und den Arbeitern passende Arbeitsstellen zu vermitteln, wurde den Arbeitgebern die Parität zugestanden. Alle Arbeitsnachweiseinrichtungen sind nach eingehender Beratung mit der Arbeitgeberorganisation zur Einführung gelangt. Der Schutzverband hat auch die gleiche Anzahl Personen in der Arbeitsvermittlung tätig wie sein Kontrahent, der Holzarbeiterverband. Nach Beratung mit dem Schutzverband und nach dessen Zustimmung wurde auch das jetzt angegriffene Obligatorium geschaffen. Das so sehr verschriene „öde Nummernsystem", dessen abfällige Kritik sich zudem längst als eine arge Übertreibung herausgestellt hat, ist die Frucht der Mitwirkung des Schutzverbandes.

Das Musterregulativ für paritätische Arbeitsnachweise in der Holzindustrie, das zwischen den beiderseitigen Vorständen auf einer im Juli 1907 stattgefundenen Konferenz in Eisenach vereinbart wurde, trägt die Unterschrift des Vorstandes des Arbeitgeberschutzverbandes für das deutsche Holzgewerbe: C. Rahardt. Auf der fünften Generalversammlung des Arbeitgeberschutzverbandes in Hildesheim im August 1907 wurde das Regulativ auch von dem Referenten Klocke-Bremen zur Annahme empfohlen. Die Generalversammlung hat es zwar abgelehnt; wenn aber die Leitung der Arbeitgeberorganisation für das Regulativ war, so kann es doch nicht solche Mängel aufzuweisen haben und eine solche Benachteiligung der Arbeitgeber darstellen, wie jetzt von ihnen behauptet wird. Tatsächlich enthält das Regulativ auch eine Reihe von Ausnahmebestimmungen, die mit dem Nummernsystem verbundene Härten zu beseitigen imstande sind. Auch nachher geschaffene Arbeitsnachweisregulative lassen noch weitergehende Ausnahmen zu. Ausdrücklich ist von den Vertretern des Holzarbeiterverbandes zugestanden worden, daß berechtigten Wünschen nach beiden Seiten Rechnung getragen werden soll. Die gleiche Ansicht vertrat auch der im Jahre 1912 in Berlin stattgefundene Verbandstag des Holzarbeiterverbandes, der eine Resolution annahm, die folgenden Passus enthält:

Für die paritätischen Arbeitsnachweise betont der Verbandstag wiederholt die Notwendigkeit des Obligatoriums. Wird ein Arbeitsnachweis von Arbeitgebern und Arbeitern gemeinschaftlich errichtet und verwaltet, so muß auch für alle Angehörigen beider Parteien die Pflicht bestehen, sich nur dieses Arbeitsnachweises zu bedienen. Umgehung des paritätischen Arbeitsnachweises ist einer Verletzung des Tarifvertrags gleich zu erachten. Hierbei bringt jedoch der Verbandstag gleichzeitig zum Ausdruck, daß auch bei der Vermittlung nach der Reihenfolge selbstverständlich das Hauptgewicht darauf zu legen ist, den rechten Mann an den rechten Platz zu vermitteln, so daß den berechtigten Wünschen beider Teile in weitestem Maße Rechnung zu tragen ist.

Betrachtet man den bisherigen Verlauf der Dinge und die Stellungnahme der beiden Gegner zu den strittigen Fragen, so wird man schwerlich zu der Ansicht kommen, daß die Differenzen so groß seien, daß ihretwegen ein Kampf wie der in Aussicht stehende, der gewaltige Erschütterungen unseres ganzen Wirtschaftslebens mit sich bringen wird, geführt werden müsse. Wenn trotzdem die Arbeitgeberorganisationen der Holzindustrie den Frieden brechen wollen, so können sie es nur deshalb tun, weil in den für 1910 geplanten und dann auf 1913 verschobenen Vernichtungskampf gegen die deutschen Gewerkschaftsorganisationen in der Holzindustrie die ersten Schlachten geschlagen werden sollen. Insofern ist der Kampf in der Holzindustrie auch für die übrigen Berufe von Bedeutung! Dem Holzarbeiterverband kommt diese Situation nicht überraschend. Er wird, wie das seine Pflicht ist, alles, was in seinen Kräften steht, aufbieten, um den Frieden zu erhalten, er hat aber vorsorglich seit Jahren in Voraussicht der kommenden Dinge alle Vorbereitungen getroffen, um den ihm jetzt aufgezwungenen Kampf mit dem nötigen Nachdruck zu führen und den Gegner in seine Schranken zu weisen.

Der Balkankrieg und die bürgerlichen Pazifisten.

Von **M. Pawlowitsch.**

In der tragischen Zeit, die Europa gegenwärtig durchlebt, sind die heuchlerischen Proteste der bürgerlichen „Pazifisten" gegen die Kriegserklärung der Balkanstaaten an die Türkei wie ein abstoßender und zugleich komischer Mißton erklungen. Es ist bekannt, welch ein Entrüstungsschreiben der Vorsitzende der Parlamentsliga der „Friedensfreunde", Senator Estournel de Constant, aus diesem Anlaß an den König Nikolaus von Montenegro gerichtet hat. Obgleich kein Land eine so ungenierte Eroberungspolitik wie Frankreich betreibt, hat dieser „große" französische Friedensfreund es dennoch kein einziges Mal für gut befunden, gegen das Marokkoabenteuer, die Füsilierungen in Tunis, die Vertreibung der algerischen Eingeborenen vom Grund und Boden usw. Protest zu erheben. Er hat im Gegenteil noch am 6. April 1912 unter dem donnernden Applaus des Senats vom Fanatismus der Muselmänner und der Notwendigkeit des französischen Protektorats über Marokko gesprochen und voll Rührung des „Vaters" der französischen Kolonialpolitik, Jules Ferry, gedacht. Dies hat Herrn Estournel de Constant einige Monate später nicht gehindert, „als ehrlicher Mensch" gegen den König Nikolaus von Montenegro, der den Krieg zu seinem Handwerk gemacht,

öffentlich zu protestieren und dem Verbrecher mit dem Zorne der gesamten zivilisierten Welt zu drohen. Der Vorsitzende der Friedensliga hätte besser getan, würde er sich statt dessen an den Präsidenten der französischen Republik, an die französischen Senatoren, an den General Liautey und andere Mitbürger mit einem Protest wegen der Schrecknisse des Krieges und der Zerstörung friedlicher Dörfer in Marokko gewendet haben. Hier unterscheidet sich aber der bürgerliche Friedensfreund von dem sozialistischen. Die Sozialisten bekämpfen vor allem die Eroberungspläne ihrer eigenen Regierung, während die „Pazifisten" um die Wohlanständigkeit der Regierungen in den anderen Ländern besorgt sind. Dieser Unterschied entspringt der Verschiedenartigkeit der Klasseninteressen, für die einerseits die „Pazifisten", andererseits die Sozialisten eintreten. Während die letzteren als die Anwälte des Proletariats auftreten, verfechten die bürgerlichen „Friedensfreunde" die Interessen der Groß- und Mittelrentiers, die ihre Kapitalien in Staats- und Industriepapieren des In- und Auslandes angelegt haben. Die Inhaber dieser Papiere, soweit sie sich nicht selber an den Börsenspekulationen beteiligen, sind vor allem an der Erhaltung des europäischen Friedens und des wolkenlosen politischen Horizonts interessiert. Der Krieg wird ausnahmsweise nur der eigenen Regierung gestattet, denn ein Kriegsabenteuer erhält das Ansehen der Armee, gibt dem Tatendrang der unruhigen Elemente der Soldateska ein Betätigungsfeld und fördert im allgemeinen die Aufrechterhaltung der inneren Ordnung; vorsichtshalber sind natürlich nur gefahrlose, „sichere" Kriege gestattet, die mit keinem Risiko verknüpft sind — deshalb befürworten die französischen Pazifisten nur solche Kriege, wie etwa gegen das schwache Marokko, und verurteilen entschieden jegliche Komplikationen mit mehr oder minder ernsten Gegnern. Den Regierungen der anderen Länder werden aber vom Standpunkt der „pazifistischen" Moral jegliche Kriege, auch die „sicheren", untersagt. Das ist der Grund, weshalb die französischen „Pazifisten" dem Marokkoabenteuer wohlwollend gegenüberstehen und das tripolitanische Abenteuer der Italiener verurteilen, während die italienischen „Pazifisten" zu gleicher Zeit den Raubzug nach Tripolis preisen und die Gesetzlosigkeit der Franzosen in Marokko in Grund und Boden verdammen. Das ist der Grund, weshalb Estournel de Constant vor dem „Beruhiger" Marokkos, General Liautey, in Ehrfurcht erstirbt und zugleich voll Entrüstung gegen Nikolaus von Montenegro protestiert.

Estournel de Constants Beispiel ist nicht ohne Nachahmung geblieben. König Viktor Emanuel, der die Türkei nicht etwa durch die problematischen Erfolge seiner 120 000köpfigen Armee in Tripolis, sondern vor allem durch die Mobilisation der Balkanstaaten zum Nachgeben zwang, hatte an Nikolaus von Montenegro einen Brief geschrieben, in dem er seinen teuren Schwiegervater bat, von einem Krieg gegen die Türkei Abstand zu nehmen, um ernsten Komplikationen mit den europäischen Mächten aus dem Wege zu gehen. Nach den Versicherungen des „Figaro", die von anderen ebenso kompetenten Quellen bestätigt werden, gab Nikolaus von Montenegro auf den freundschaftlichen Rat seines Schwiegersohnes folgende Antwort:

„Du hast über hunterttausend Mann nach Afrika gesandt, um Lybien zu erobern, das Dir nicht gehört; mich aber willst Du hindern, das zu fordern, was mir seit mehr als 34 Jahren laut dem Berliner Vertrag gehört."

Der Kampf gegen die siebentägige Arbeitswoche im Bäcker- und Konditorgewerbe.

Von **R. Lankes** (Hamburg).

Zu den wenigen Berufen, die nach § 105 e der Reichsgewerbeordnung von der allgemeinen gesetzlichen Sonntagsruhe ausgeschaltet sind, gehören die Bäcker und Konditoren. In diesem Gewerbe hat man bis vor einigen Jahren durchwegs die siebentätgige Arbeitswoche antreffen können. Selbst nicht zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten hatten die Gehilfen und Lehrlinge einen Ruhetag. In neuester Zeit wurden in einigen Städten Verfügungen durch die Behörden erlassen, daß an den hohen Festtagen die Arbeit verboten wird. In einigen Regierungsbezirken des Rheinlandes und Westfalens wurde der örtliche Brauch generell durch Verordnungen der Behörden geregelt, wonach die Arbeit an den Sonntagen untersagt ist. Abgesehen von diesen winzigen Vergünstigungen und dort, wo es der gewerkschaftlichen Organisation möglich war, die sechstägige Arbeitswoche zu erkämpfen, werden allgemein die Arbeiter in den Bäckereien und Konditoreien sieben Tage in der Woche beschäftigt.

Die siebentägige Arbeitswoche hat hier nicht immer bestanden. *Sie ist ein Produkt des Konkurrenzkampfes im vergangenen Jahrhundert.* Nach historischen Überlieferungen haben zur Zeit der Zünfte auch die Bäcker in vielen Städten nicht mehr als sechs Tage in der Woche gearbeitet. In *Frankfurt* a. M. sind 1848 die Bäcker in den Streik getreten, um sich unter anderem alle vierzehn Tage eine Freinacht zu erkämpfen, die ihnen seit 1835 genommen worden war.

Ein allgemeiner Vorstoß konnte jedoch erst erfolgen, nachdem eine *gewerkschaftliche Organisation* gegründet war. Auf dem *ersten Bäckerkongreß in Altenburg* 1891 wurde die Einführung der vollen *Sonntagsruhe* im Bäckergewerbe gefordert und beschlossen, eine Denkschrift über die Sonntagsruhe an den Bundesrat zu senden. Aber erst 1895 erließ der preußische Minister für Handel und Gewerbe eine Anweisung an die Regierungspräsidenten, daß in Bäckereien 14 Stunden und in Konditoreien 12 Stunden ununterbrochene Ruhe den Arbeitern an Sonntagen zu gewähren ist. Wiederum vergingen Jahre, bis in allen Regierungsbezirken Preußens und in den übrigen Bundesstaaten der Anweisung Rechnung getragen wurde. In *Bayern* ist aber bis heute noch *keine* gesetzliche Einschränkung der Sonntagsarbeit erfolgt. Endlich kam am 4. März 1896 eine *Bundesratsverordnung*; aber sie trug den Wünschen der Arbeiter ebenfalls nicht Rechnung, weil sie nur die Arbeitszeit an den Werktagen beschränkte, und zwar für Lehrlinge auf 10 Stunden im ersten, 11 Stunden im zweiten und 12 Stunden im dritten Lehrjahr, für Gehilfen auf 12 Stunden. Dabei ist den Unternehmern die Ausnahme eingeräumt, an 20 Tagen und bei Nachsuchen an die Behörde für weitere 20 Tage die Arbeiter *täglich bis sechzehn Stunden* beschäftigen zu dürfen.

Obwohl demnach hier von einem durchgreifenden Arbeiterschutz keine Rede war, setzten die Unternehmer doch alles daran, um die Beseitigung der dürftigen Bestimmungen durchzuführen. Die Bäckereiarbeiter aber forderten 1903 auf der achten Generalversammlung des Verbandes erneut die „gesetzliche Regelung der sechstägigen Arbeitswoche", und zwar die reichsgesetzliche Einführung eines wöchentlichen Ruhetags von 36 Stunden für alle in Bäckereibetrieben beschäftigten Personen. Durch den Anschluß des Konditorenverbandes wurde dann die Forderung auch auf die Konditoreibetriebe ausgedehnt. Im Jahre 1905 richtete die Organisation in einer *Petition* an den Bundesrat das Ersuchen um Einfügung einer Bestimmung in die Reichsgewerbeordnung zu § 105 e, wonach

1. allen Arbeitern, den gelernten wie ungelernten, den Lehrlingen und Angestellten in handwerks- und fabrikmäßigen Bäckereien und Konditoreien — auch solchen Bäckereien und Konditoreien, die als Nebengeschäfte des Gastwirts-, Müller- oder anderer Gewerbe betrieben werden — jede Woche eine ununterbrochene Ruhezeit von 36 Stunden Dauer gewährt wird; daß

2. die untere Verwaltungsbehörde auf Antrag und nach Anhörung der Organisationen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer dieses Gewerbes bestimmen kann, ob die Ruhepause für diese Arbeiter auf den Sonntag zu verlegen ist, frühestens beginnend am Sonnabend mittag um 12 Uhr und frühestens endigend Sonntag abend um 12 Uhr, und spätestens beginnend am Sonntag morgen um 6 Uhr und spätestens endigend am Montag abend um 6 Uhr; daß

3. überall dort, wo solche Festlegung seitens der unteren Verwaltungsbehörde nicht erfolgt, die vorgesehene 36stündige wöchentliche Ruhepause möglichst abwechselnd jede Woche auf einen anderen Wochentag fallen muß.

Gegen diese Petition wendeten sich die Bäckerinnungen in einer Eingabe an den Bundesrat, und dieser trug den Unternehmerinteressen durch nachstehendes Antwortschreiben Rechnung:

...Da der Bundesrat in seiner Sitzung vom 19. Juni dieses Jahres (1908) beschlossen, den Eingaben einer Reihe von Bäckergehilfenversammlungen um die gesetzliche Festlegung eines 36stündigen Ruhetags beziehungsweise Einführung der Sonntagsruhe im Bäckereigewerbe keine Folge zu geben, sehe ich die dortige Eingabe als erledigt an.

Im Jahre 1908 wurde die Petition dem Reichstag unterbreitet, die jedoch infolge des Sessionsschlusses nicht mehr zur Beratung gestellt wurde, was zur Folge hatte, daß die Eingabe 1910 nochmals dem Reichstag zuging. Auf Antrag der Petitionskommission beschloß die Plenarsitzung am 30. Januar 1911, das Ansuchen dem Reichskanzler als Material zu überweisen. Da aber die Regierung sich nicht rührte, hat der Zentralverband der Bäcker und Konditoren, der jetzt über 30 000 Mitglieder umfaßt, abermals seine Forderung dem Reichstag unterbreitet.

Die reichsgesetzliche Regelung der sechstägigen Arbeitswoche in diesem Beruf, in dem durchweg die Arbeit in den Nachtstunden verrichtet wird, ist eine dringende Notwendigkeit. Die amtlichen wie privaten Erhebungen über die soziale Lage der Beschäftigten ergeben mit aller Deutlichkeit trostlose Zustände. Steht doch den Unternehmern das Recht zu, aus der Schule entlassene Kinder als Lehrlinge im ersten Lehrjahr wöchentlich 70 Stunden bei Nacht beschäftigen zu dürfen; die Arbeiter können sogar 82 (in Bayern 84) Stunden ausgebeutet werden.

Eine solch mörderisch lange Arbeitszeit muß naturnotwendig die Degenerierung der Berufsangehörigen zur Folge haben und zu dauernden Schäden für die Gesundheit dieser Arbeitergruppe werden. Auf eine vom Zentralverband an Männer der Wissenschaft gerichtete Umfrage wurde allgemein bestätigt, daß das Fehlen eines regelmäßigen Ruhetags die Gesundheit der Bäcker und Konditoren dauernd schädigt und das konsumierende Publikum durch die Folgen dieser Gesundheitsschädigung in bedenklichster Weise in Mitleidenschaft gezogen werden kann. Von besonderem Interesse ist ein Gutachten des Reichsgesundheitsamtes vom Jahre 1894, das heute in vollem Umfang noch zutrifft und lautet:

Von den gesundheitlichen Einflüssen der Bäckertätigkeit sind schließlich noch zwei zu erwähnen, welche sich um so mehr geltend machen, je länger die tägliche Arbeitszeit währt, nämlich die Nachtarbeit und das anhaltende Stehen. Der in der Nacht entzogene Schlaf kann allerdings am Tage nachgeholt werden, doch bedarf der Körper am Tage, um dieselbe Frische wie nach ausreichendem Nachtschlaf zu erlangen, einer längeren Ruhezeit, da der Schlaf am Tage infolge des Tageslärmes und Tageslichtes, im Sommer auch infolge

der höheren Luftwärme, nicht so tief ist als in der Nacht. Wird dem Körper die erforderliche Ruhezeit nicht gewährt, so vermindert sich seine Widerstandsfähigkeit gegen Erkrankungen mancherlei Art, zumal es sich um noch in der Entwicklung begriffene jugendliche Personen handelt, die eines längeren Schlafes als Erwachsene bedürfen. Der gesundheitsschädigende Einfluß der Nachtarbeit und des anhaltenden Stehens wird sich dadurch vermindern lassen, daß eine ausreichende Ruhe- und Erholungszeit den Gesellen und vorzugsweise den noch in der körperlichen Entwicklung begriffenen Lehrlingen gewährt wird, daß also ein gewisses, im allgemeinen nicht zu überschreitendes Maximum der täglichen Arbeitszeit festgesetzt wird.

Die Arbeiter und Lehrlinge haben aber nicht allein unter der langen Arbeitszeit zu leiden; es bestehen nebenher noch die grauenhaftesten Zustände bezüglich der Betriebs- und Wohnungsverhältnisse. Professor Emmerich erklärte auf der 27. Versammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege:

> Auch heute noch, vierzig Jahre, seitdem Pettenkofer die Hygiene begründet, herrschen im Kleingewerbe, insbesondere aber in den Bäckereien noch ganz grauenhafte, mittelalterliche Zustände in des Wortes vollster Bedeutung.

Was damals gesagt wurde, bestätigen die Berichte der Gewerbeinspektoren vom Jahre 1911.

Im Jahre 1908 wurden auf Anweisung des preußischen Ministers für Handel und Gewerbe von den Regierungspräsidenten Verordnungen erlassen wegen der inneren Einrichtung der Bäckereibetriebe. Die Unternehmerorganisationen in trauter Gemeinschaft mit den Hausbesitzervereinigungen erhoben ein fürchterliches Geschrei dagegen und petitionieren nun seit Jahren, um die Aufhebung dieser Verordnung zu erreichen. Bei einer solchen Debatte am 7. März 1910 im preußischen Abgeordnetenhaus erklärte der Handelsminister Sydow:

> Es bestanden bei einem Teile, besonders bei Kellerbäckereien, die allerschwersten Mißstände. Ich spreche nicht gerne darüber, weil ich fürchte, wenn das Publikum hört, wie es manchmal da zugeht, es könnte den Bäckern, die nicht unter diesen Begriff fallen, Schaden tun, und das möchte ich vermeiden. Ich will nur eines andeuten. Die Herren aus dem Ministerium und der Obermeister sind an manchen Tagen acht bis neun Stunden herumgegangen durch solche Bäckereien, sind hungrig geworden und haben sich gesagt: Wenn wir doch einmal ein Stück Kuchen hätten — aber aus denen, die sie besichtigt haben, hat keiner, auch der Obermeister nicht, ein Stück Kuchen nehmen mögen.

Trotz dieser Anklage erteilen die Behörden Dispense und geben die Zustimmung zum Weiterbestehen der Kellerbäckereien und der grassen Mißstände auf Jahre hinaus.

In anderen Ländern wurde bezüglich des Arbeiterschutzes der Beschäftigten in den Bäckereien und Konditoreien viel mehr von der Gesetzgebung getan. Die sechstägige Arbeitswoche ist durch Gesetz geregelt in Österreich, der Schweiz (Kanton Tessin), Ungarn, Italien, Frankreich, Großbritannien, Dänemark, Norwegen, Finnland und einzelnen Staaten der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Nebst den Bestimmungen des freien Tages ist im Kanton Tessin, Italien und Finnland die Nachtarbeit verboten; in Österreich dürfen jugendliche Hilfsarbeiter in der Zeit von 8 Uhr abends bis 5 Uhr morgens zu regelmäßigen gewerblichen Arbeiten nicht verwendet werden. Deutschland hinkt also gegenüber diesen Staaten in der Frage des Arbeiterschutzes weit nach.

Wie bei allen gesetzlichen Reformen, so kann auch hier beobachtet werden, daß den Unternehmerwünschen in weitestgehender Weise Rechnung getragen wird und die Arbeiter auf die gewerkschaftliche Selbsthilfe allein angewiesen sind. Durch die

wirtschaftlichen Kämpfe ist es dieser Arbeiterkategorie möglich geworden, in vereinbarten Tarifen mit den Unternehmern die sechstägige Arbeitswoche festzulegen. In 6400 Betrieben mit 14 072 Personen ist eine kürzere Arbeitszeit vereinbart, als nach der Bundesratsverordnung vorgesehen. Die siebentägige Arbeitswoche ist in 2903 Betrieben mit 9947 beschäftigten Personen beseitigt. Daran nehmen Anteil bei einer wöchentlichen Arbeitszeit bis 48 Stunden 2343 Arbeiter in 185 Betrieben, 50 bis 55 Stunden 4309 Arbeiter in 2119 Betrieben, 55 bis 60 Stunden 3295 Arbeiter in 599 Betrieben. In den Konsum- und Genossenschaftsbäckereien sind davon allein rund 3000 Personen unter tariflichen Bedingungen beschäftigt, während sich der verbleibende Rest auf Privatbetriebe verteilt. Hinzu kommen dann noch die Beschäftigten in den Regierungsbezirken Westdeutschlands, wo durch Verordnungen der Regierungspräsidenten die Arbeit an den Sonntagen nicht erlaubt ist, so daß gegenwärtig schon etwa 20000 in Bäckereien und Konditoreien beschäftigte Personen in dem Genuß der sechstägigen Arbeitswoche sind. Die Möglichkeit der praktischen Durchführung der Forderung ist dadurch nachgewiesen.

Das Unternehmertum ist, wie auch nicht anders zu erwarten, gegen die Petition; es behauptet, die wirtschaftliche Lage des Gewerbes bedinge die Beschäftigung der Arbeiter an sieben Wochentagen. In dieser rückständigen Ansicht werden die Arbeitgeberorganisationen von den Gelben unterstützt, die als Gründe ihrer Haltung den Arbeitern vorerzählen, daß ihnen bei Einführung eines freien Tages in der Woche die Möglichkeit zum Selbständigwerden genommen wird. Die amtlichen Erhebungen beweisen aber genau das Gegenteil dieser Behauptungen. Nach der letzten Gewerbe- und Berufszählung 1907 hatten von sämtlichen Erwerbstätigen 58,63 Prozent, mehr als die Hälfte, ein Alter bis zu 30 Jahren; nur 9,37 Prozent erreichten ein Alter von mehr als 50 Jahren. 1895 betrug das Prozentverhältnis der über 50jährigen noch 9,71. Die Verjüngung der Erwerbstätigen ist vornehmlich darauf zurückzuführen, daß durch die siebentägige Nachtarbeit ein großer Teil der Beschäftigten gezwungen wird, aus dem Beruf auszuscheiden, weil er in den älteren Jahren solchen Strapazen nicht mehr gewachsen ist. Das wissen auch die Unternehmer. Sie sorgen für reichlichen Nachwuchs durch Haltung von Lehrlingen. Die Zahl dieser jugendlichen Arbeitskräfte ist seit 1875 von 17 620 auf 42 425 gestiegen. Wie ungeheuer verheerend eine lange Arbeitszeit, die vorwiegend in die Nachtstunden fällt, und die sonstigen Mißstände in den Betriebs- und Wohnräumen auf die jungen Leute wirken müssen, geht auch wiederum aus den Erhebungen über die Krankheits- und Sterblichkeitsziffer hervor. Leider fehlen hier einwandfreie Darstellungen, weil die Innungskrankenkassen die Veröffentlichung übersichtlicher Berichte vermeiden. Soweit aber Zahlen vorliegen, beweisen sie ein unheimliches Umsichgreifen der inneren und Berufskrankheiten. Nach dem Jahresbericht der Bäckerinnungskrankenkasse zu Hamburg erkrankten 1911 von den versicherungspflichtigen Gesellen und Lehrlingen 72,88 beziehungsweise 71,39 Prozent; die Krankmeldung war mit Erwerbsunfähigkeit verbunden bei den Gesellen in 390 Fällen oder 31,10 Prozent, bei den Lehrlingen 24,75 Prozent. Mehr als der dritte Teil der Erkrankungen bezogen sich auf die inneren Organe oder sogenannte Berufskrankheiten. Die Innungskrankenkasse in München hatte im gleichen Jahre 1148 Krankheitsfälle bei 2655 Mitgliedern; es erkrankten hier 42,55 Prozent sämtlicher Versicherungspflichtigen. In beiden Krankenkassen sind zum weitaus größten Teil nur jüngere Arbeiter versichert, und trotzdem diese hohen Zahlen in der Krankenstatistik.

In Anbetracht solcher furchtbaren Anklagen und des himmelschreienden Raubbaues, der an der Gesundheit von mehr als 150 000 Menschen betrieben wird, fordern die Bäckereiarbeiter, daß die Regierung noch in dieser Session dem Reichstage einen Gesetzentwurf unterbreitet, in welchem

durchgreifende Schutzbestimmungen für die Beschäftigten enthalten sind. Was in anderen Ländern möglich ist, muß auch in Deutschland durchführbar sein.

Die Entwicklung des Gewerbes beweist das Gegenteil von dem, was die Unternehmer vorschützen. Die Technik hat rapide Fortschritte gemacht. Nach den Berichten der Gewerbeinspektionen von 1911 wurden in Preußen 5662, in Bayern 572, Sachsen 830, Württemberg 319, Baden 408 und im Großherzogtum Hessen 211 Betriebe mit Maschinen oder mehr als 10 beschäftigten Personen gezählt. Durch die Verwendung von Maschinen wird die Intensität der Arbeitsleistung enorm gesteigert und die Ausbeutung viel raffinierter betrieben als in den handwerksmäßigen Kleinbetrieben. Diese Entwicklung ist erst im Anfangsstadium, die kommenden Jahre werden ein weiteres Umsichgreifen der Technik bringen. Es kann dann von einem Arbeiterschutz durch die bestehende Bundesratsverordnung erst recht keine Rede mehr sein. So nützlich sie in den ersten Jahren wirkte, als dadurch den Unternehmern das unumschränkte Ausbeutungsrecht genommen wurde, so rasch wurde sie aber durch die wirtschaftliche Umwälzung überholt, und heute sind die Beschäftigten wiederum der Willkür und Ausbeutung der Unternehmer ausgeliefert.

Wird aber die Regierung die berechtigte Forderung ablehnen, dann können wir heute schon die Versicherung geben, es werden in Zukunft noch weit schärfere wirtschaftliche Kämpfe entbrennen zur Erringung der sechstägigen Arbeitswoche. Die Bäcker und Konditoren haben es satt, sich noch länger zum Schaden ihrer Gesundheit an sieben Tagen in der Woche ausbeuten zu lassen!

Literarische Rundschau.

Georges Renard und Albert Dulac, **L'Evolution industrielle et agricole depuis cent cinquante ans** (Die industrielle und landwirtschaftliche Entwicklung seit 150 Jahren). Paris 1912, Felix Alcan. 458 Seiten. Preis 5 Franken.

Das vorliegende Buch bildet den elften Band (den zweiten, der erschienen ist; der erste war das Buch von Paul Louis „Die Arbeit in der römischen Welt") der Allgemeinen Geschichte der Arbeit, die unter der Leitung von G. Renard von der Verlagsbuchhandlung Alcan herausgegeben wird. Es ist von größtem Interesse, da es die an technischen und demzufolge sozialen Umwälzungen reiche Zeit der letzten 150 Jahre mit ihren verschiedenen Wandlungen auf wirtschaftlichem Gebiet behandelt.

Der erste und ausgedehntere Teil umfaßt 256 Seiten; er rührt von dem bekannten Gelehrten Georges Renard her und befaßt sich mit dem Studium der technischen Entwicklungen, die in der Industrie stattgefunden haben, der Ursachen, die diese Entwicklung notwendig machten und ermöglichten, und ihren Wirkungen auf die verschiedenen Zweige der menschlichen Zivilisation. Der zweite, von A. Dulac geschriebene Teil beschäftigt sich mit den Veränderungen, die sowohl die Methoden als auch die Werkzeuge in der Landwirtschaft erfahren haben, mit den zur Vervollkommnung und Vervielfältigung des tierischen und des pflanzlichen Lebens angewandten Verfahrensarten, den Pachtverhältnissen und den Betriebsformen.

Die beiden Verfasser untersuchen vor allem die technischen Umwandlungen, lassen aber zugleich auch die soziale Seite der Frage nicht außer acht, die Änderungen der sozialen Beziehungen, die sich durch diese materiellen Veränderungen ergeben. Sie streifen sie allerdings nur flüchtig, weil dies Problem das Thema eines besonderen Bandes über die Lage der Arbeiter seit 150 Jahren bilden soll (Band 12).

Es versteht sich von selbst, daß es für die Verfasser unmöglich war, die Frage in den engen Grenzen eines einzigen Bandes erschöpfend zu behandeln; sie haben

aber in dieser Beziehung ihr möglichstes geleistet und geben in einigen hundert Seiten einen gedrängten Bericht von den wesentlichen Resultaten der technischen Entwicklung, die die wissenschaftlichen Forschungen und ihre praktischen Anwendungen im Laufe der letzten anderthalb Jahrhunderte gezeitigt haben. Einige Kapitel, zum Beispiel diejenigen, welche den Anteil der verschiedenen Wissenschaften und der verschiedenen Naturkräfte an den Umwandlungen der Industrie (bei Renard) schildern, oder diejenigen, welche das tierische und pflanzliche Leben, den Einfluß der Chemie und die landwirtschaftliche Genossenschaftsbildung (bei Dulac) behandeln, sind sogar sehr detailliert erörtert.

Der Standpunkt der Verfasser ist weit entfernt von dem offiziellen Optimismus der Vulgärökonomie; er nähert sich demjenigen der Kathedersozialisten oder vielmehr dem gemäßigten Sozialismus der Revisionisten oder Reformisten. Dieser Standpunkt führte G. Renard dazu, die Wirkungen der kapitalistischen Konzentration, die er übrigens nicht leugnet, abzuschwächen; ebenso veranlaßte er Dulac, zu erklären (ohne ernsthafte Motivierung dieser Erklärung), daß „alle (!) Statistiken in der Feststellung übereinstimmen, daß das Grundeigentum sich nicht konzentriere". Diese Stellungnahme endlich brachte beide dazu, besondere Schärfen zu vermeiden, zu heikle Fragen im allgemeinen zu umgehen und es zu unterlassen, mit der notwendigen Klarheit und Rücksichtslosigkeit die sozialen Fragen zu behandeln, die sich aus den technischen Wandlungen ergeben. Andererseits hat dieser Standpunkt sie aber vor der Verteidigung des Kapitalismus bewahrt und es ihnen, besonders G. Renard, ermöglicht, die sozialistische Lösung der gegenwärtigen wirtschaftlichen Widersprüche anzudeuten.

Im großen und ganzen ist das Buch von erheblichem Interesse nicht nur für alle, die mit dem Studium moderner sozialer Fragen beginnen, sondern auch für diejenigen Leser, die bereits mit diesen Fragen und ihrem augenblicklichen Stande vertraut sind. Für die einen wird das Buch eine gute Anleitung zum vertieften und detaillierten Studium der heutigen Gesellschaft sein, die anderen aber werden darin reichlichen Stoff zum Nachdenken finden und mit Interesse das Gesamtbild der Wandlungen betrachten, die sich in unserem Leben infolge der technischen Entwicklung in den letzten 150 Jahren vollzogen haben, innerhalb eines Zeitraums, der so ergiebig ist an historischen Erfahrungen und Vorbereitungen für eine kollektivistische Zukunft. G. Stiekloff.

Notizen.

Zu den russischen Dumawahlen. Die Zusammensetzung der sozialdemokratischen Gruppe der vierten Duma kann jetzt genau angegeben werden. Es gehören dazu 14 Abgeordnete, 6 von der Arbeiterkurie gewählte: Bobajeff, Malinowsky, Muranoff, Petrowsky, Samoiloff und Schagoff, sämtlich von der Fraktion der Bolschewiki; Schtscheidze, Schtschenkelia, Skobeleff, Manykoff, Chaustoff, Burjanoff und Tyljakoff, die zu verschiedenen anderen Richtungen der sozialdemokratischen Arbeiterpartei gehören, und Jagello von der Polnischen Sozialistischen Partei (P. P. S.). Diese hat sich zwar der Sozialdemokratischen Partei noch nicht angeschlossen, ihr Beitritt ist aber nach unserer Ansicht nur eine Frage der Zeit.

Die Aufnahme des Warschauer Deputierten in die sozialdemokratische Gruppe der Parlamentarier ist nicht ohne Reibungen vor sich gegangen. Die Sozialdemokraten Polens und Litauens (P. S. D.), die seit langem einen wesentlichen Bestandteil der Sozialdemokratischen Partei Rußlands ausmacht, brachte ernsthafte Bedenken gegen diese Aufnahme vor, und die Gruppe der sechs Deputierten aus der Arbeiterkurie schloß sich ihrer Protesterklärung an. Sie wiesen darauf hin, daß Jagello sich gegen den Willen der Majorität der Arbeiterwahlmänner Warschaus

(er war der einzige Wahlmann, der der Polnischen Sozialistischen Partei angehörte, während die Sozialdemokratische Partei in der Warschauer Wahlversammlung zwei Wahlmänner hatte) zum Kandidaten aufgestellt habe und daß sein Platz von Rechts wegen einem Sozialdemokraten zukomme. Andererseits hoben sie hervor, daß der Warschauer Abgeordnete auf Grund eines Bündnisses des jüdischen „Bundes" und der Polnischen Sozialistischen Partei unter Verletzung der Satzungen unserer Partei aufgestellt worden sei, denn der Bund sei der Sozialdemokratischen Partei angeschlossen, während dies bei der Polnischen Sozialistischen Partei nicht der Fall sei, und trotzdem habe sich der Bund mit der Polnischen Sozialistischen Partei gegen die polnische Sozialdemokratie verbündet, die zur Sozialdemokratischen Partei Rußlands gehört.

Darauf erwiderten die Verteidiger Jagellos, daß die polnischen Sozialdemokraten zwar unter den Wahlmännern in der Majorität gewesen seien (zwei gegen einen), daß aber der Bund im Verein mit der Polnischen Sozialistischen Partei bei den Primärwahlen der Delegierten, die die Wahlmänner wählen, die Majorität gehabt habe, mithin also tatsächlich dieses Bündnis die große Majorität der Arbeiterwähler repräsentiere. Ferner habe der Bund erst einen Block mit der Polnischen Sozialistischen Partei gebildet, nachdem sich die polnische Sozialdemokratie ausdrücklich geweigert hatte, einer Vereinigung von sämtlichen sozialistischen Streitkräften in Polen, der polnischen Sozialdemokratie, dem Bunde und der Polnischen Sozialistischen Partei, beizutreten. (Diese Antwort des Bundes überzeugt uns nicht; man kann darüber streiten, ob die polnische Sozialdemokratie recht oder unrecht hatte, ein allgemeines Bündnis der Sozialisten zurückzuweisen; immerhin aber gab diese Weigerung dem Bunde nicht das Recht, sich mit einer Partei, die nicht der unserigen angehört, gegen die polnische Sozialdemokratie, die einen wesentlichen Bestandteil unserer Partei ausmacht, also im Grunde gegen seine eigene Partei zu verbinden. Dies ist übrigens auch die Ansicht Plechanoffs.) Endlich — und das war vielleicht das stärkste Argument der Verteidiger Jagellos — betonten sie die politische Bedeutung der Wahl des ersten sozialistischen Deputierten in Polen, welche auch Zeugnis ablege von der Solidarität des polnischen und jüdischen Proletariats gegenüber der wütenden Agitation der nationaldemokratischen Antisemiten.

Bei der ersten Abstimmung teilten sich die Meinungen: sechs Genossen waren für die Aufnahme, sechs — die von der Arbeiterkurie gewählten — sprachen sich dagegen aus. Das Dazukommen des Deputierten von Irkutsk, des Genossen Manykoff, entschied den Sieg der ersteren. Aber da Jagello, als zur Polnischen Sozialistischen Partei gehörend, nicht Mitglied der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands ist, wird er in allen Fragen, die das innere Leben unserer Partei berühren, nur eine beratende Stimme haben.

Es kam daher in der sozialdemokratischen Fraktion der vierten Duma über die Zulassung des Genossen Jagello zu folgender Resolution:

Nachdem die sozialdemokratische Fraktion der Duma durch die Berichte Jagellos und anderer Genossen über den Gang der Wahlkampagne in Warschau unterrichtet worden ist, hat sie erkannt:

1. Trotzdem genaue Informationen fehlen, um festzustellen, ob der Genosse Jagello von der Majorität oder der Minorität des Warschauer Proletariats zum Wahlmann vorgeschlagen und ernannt worden ist, steht es zweifellos fest, daß immerhin ein beträchtlicher Teil der polnischen und jüdischen Arbeiter der Stadt Warschau Jagello gewählt hat und daß seine Wahl unter der sozialistischen Flagge erfolgt ist.

2. Die Wahl des Genossen Jagello zum Parlament durch Wahlmänner der jüdischen Bourgeoisie zeigt, daß selbst in dem bürgerlichen Milieu die Überzeugung wächst, daß allein die Sozialisten wirkliche Kämpfer für die wahren Interessen der unterdrückten Nationalitäten sind. Und daher bedeutet die Wahl

Jagellos einen Triumph der sozialistischen Ideen. Zugleich ist seine Wahl ein ernsthafter Faktor in der Entwicklung der Arbeiterbewegung in Polen.

3. Der Genosse Jagello ist seinen Überzeugungen nach Sozialdemokrat, was, abgesehen von seiner Erklärung, auch aus der Tatsache hervorgeht, daß seine Kandidatur von dem Block des Bundes und der Polnischen Sozialistischen Partei aufgestellt und unterstützt worden ist.

4. Unter diesen Umständen begrüßt die sozialdemokratische Fraktion der Duma die Wahl des Genossen Jagello als Abgeordneten der Stadt Warschau, in Erwägung des Umstandes aber, daß der Genosse Jagello die Polnische Sozialistische Partei vertritt, die sich noch nicht mit der russischen Sozialdemokratie vereinigt hat, fordert die Fraktion ihn auf, in ihre Reihen zu treten mit beschließender Stimme in Fragen der parlamentarischen Aktion und mit beratender Stimme in Fragen des inneren Lebens der russischen Sozialdemokratie.

G. Stiekloff.

Zeitschriftenschau.

Im Dezemberheft des „Kampf" behandelt Heinrich Weber in einem Artikel **„Der Sozialismus und der Krieg"** die geschichtliche Entwicklung all der Fragen, die in Basel die sozialistische Internationale beschäftigt haben.

Die Politik der alten Internationale war keine Politik des Friedens. Sie war der Ansicht, daß in der kapitalistischen Gesellschaft der Frieden eine Utopie sei. Das Proletariat müsse daher die kriegerische Politik der herrschenden Klassen in die Richtung zu drängen versuchen, die sein Interesse erheischt. Sein höchstes Interesse aber sei die Zertrümmerung des Zarismus, der allen revolutionären Bewegungen in Europa hindernd in den Weg trat.

Diese Traditionen beeinflussen noch heute die sozialdemokratische Politik. Dennoch sieht die Internationale als ihr höchstes Ziel heute nicht mehr den Kampf gegen Rußland an, sondern die Erhaltung des Friedens. Dies ist aus der Veränderung der Machtverhältnisse in Europa zu erklären.

Seit dem Ausbau der Eisenbahnen in West- und Mitteleuropa und seit den Änderungen in der Strategie hat Rußland seine militärische Überlegenheit eingebüßt, und damit begann auch die Furcht vor der russischen Übermacht zu schwinden. Zugleich aber entstand in Rußland selbst mit dem Erstarken der Industrie und des Proletariats eine revolutionäre Bewegung, die es dem Zarismus unmöglich macht, die Arbeiter West- und Mitteleuropas niederzuwerfen. Auch auf der Balkanhalbinsel haben sich die Machtverhältnisse geändert. Die erstarkten Balkanstaaten bedürfen des russischen Schutzes nicht mehr, und damit werden sie aufhören, Werkzeuge Rußlands zu sein. Der Sozialismus bekämpft den Zarismus nicht mehr in der Weise, daß er den Krieg gegen Rußland fordert, sondern dadurch, daß er die russische Revolution und den Kampf der Balkanvölker um ihre Selbständigkeit unterstützt.

Unter den Mitteln, die das Proletariat zur Verhinderung eines Krieges anwenden soll, wird schon seit dem dritten Kongreß der alten Internationale (Brüssel 1868) immer wieder der Generalstreik vorgeschlagen, aber gerade die Länder mit den stärksten proletarischen Massenorganisationen, Deutschland und Österreich, haben diesen Vorschlag am entschiedensten abgelehnt.

Die proletarische Revolution ist nie weniger möglich als im Augenblick eines Kriegsbeginns, in dem ihr die konzentrierte Kraft der Staatsgewalt und die ganze Macht der entfesselten nationalen Leidenschaft gegenübersteht. Darum ist unter den heute gegebenen Umständen die Verhinderung eines Krieges durch den Generalstreik eine Utopie.

Aber das Proletariat hat doch andere Waffen gegen den Krieg. Es kann in Schriften, Reden und Straßendemonstrationen die öffentliche Meinung gegen die

Kriegshetzer mobilisieren und die Verantwortlichen aufzeigen. Die Furcht vor der schweren Verantwortung lähmt den Willen der herrschenden Klassen. So kann die Aktion der Sozialdemokratie den Frieden retten. Wagt die Regierung dennoch den Krieg, dann erbittert jede Verschärfung des Massenelends, jede verlustreiche Schlacht die Volksmassen gegen die herrschenden Klassen. Wird so die Stimmung des Volkes vorbereitet für die Klassenkämpfe nach dem Kriege, dann kann der Krieg zum gewaltigen Hebel der Geschichte werden.

In einem Artikel **„Das Spirituskartell und die Spiritusindustrie"** zeigt Hermann Diamand, daß die für die Landwirtschaft segensreichen Folgen, die man von dem vor einem Jahre unter Förderung der Regierung begründeten Spirituskartell erhofft hat, nicht eingetreten sind. Der Preis des rektifizierten Spiritus wurde ungeheuer in die Höhe getrieben, aber die Stärkung der landwirtschaftlichen Spiritusbrennereien blieb aus, ihre Produktion nimmt im Gegensatz zu der der industriellen Brennereien absolut ab. Auch werde die Bedeutung der Spiritusindustrie für die Landwirtschaft sehr überschätzt, wie ein Vergleich zwischen Galizien und den Sudetenländern zeigt. Der Hauptzweck der Liebesgaben ist die Förderung der Viehzucht; der Staat zahlt für jedes in einem Brennereistall eingestellte Stück Vieh 137 Kronen jährlich. Im letzten Jahrzehnt kostete dies den Staat 300 Millionen Kronen, aber der Viehstand nahm um 351 362 Stück ab, während die zu ernährende Bevölkerung um 2 416 000 Menschen zunahm.

In einem **„Eine Aufgabe der Arbeiterbaugenossenschaften"** betitelten Artikel gibt Therese Schlesinger eine Schilderung der furchtbaren Wohnungsnot, die noch verschärft wird durch die unrationelle und kulturwidrige Form der proletarischen Hauswirtschaft. Die Arbeiterbaugenossenschaften, die nun daran gehen, das Wohnungselend zu mildern, sollten darum auch jetzt schon an eine Reform der Hauswirtschaft auf genossenschaftlicher Grundlage herantreten und innerhalb ihres Machtgebiets sowohl den maschinellen Fortschritt als auch das System der Arbeitsteilung und der Zusammenfassung von Kraft und Material in den Dienst der proletarischen Hauswirtschaft stellen. Auch auf dem Gebiet der Kindererziehung könnten durch genossenschaftliche Einrichtungen dringend notwendige Reformen erzielt und dadurch die Bedingungen geschaffen werden für eine neue Blüte des Familienlebens, wie sie mit wenigen Ausnahmen innerhalb des Bürgertums nicht mehr möglich ist, in dem als in einer im Niedergang begriffenen Klasse der Gegensatz zwischen der jungen und der alten Generation immer größer wird. Gegen den Einwand, daß diese Reformen ein Zuströmen bisher nicht gewerbstätiger Frauen zu den proletarischen Berufen veranlassen und dadurch die Löhne senken müßte, wäre zu erwidern, daß diese Einrichtungen zunächst nur wenigen Familien zugute kämen, deren Zahl nur langsam steigen kann, daß andererseits aber ein großer Teil der freigewordenen Kräfte aufgewogen würde durch die in der Genossenschaft benötigten, schließlich aber, daß jeder technische Fortschritt auf allen Gebieten gleichbedeutend sei mit dem Freiwerden menschlicher Arbeitskraft. Durch eine energische Umgestaltung der proletarischen Hauswirtschaft könnte die Arbeiterfrau aus einem hemmenden zu einem treibenden Faktor der sozialen Entwicklung werden und die Kampffähigkeit der Arbeiterschaft gewaltig erhöhen.

In zwei **„Die Legende vom Kaiser Josef"** betitelten Artikeln, deren einer schon im Oktoberheft erschienen ist, zerstört Emil Strauß in interessanten Ausführungen auf Grund der historisch-materialistischen Methode die bürgerliche Legende, die sich um Kaiser Josef gebildet, und legt die Unfruchtbarkeit der ideologischen Methode der Geschichtsforschung dar.

Über **„Arbeitslosigkeiten und Gemeindepflichten"** schreibt Adolf Braun und zeigt die verschiedenen Aufgaben auf, die den städtischen Verwaltungen in Österreich aus der durch den Krieg hervorgerufenen Krise erwachsen. a. s.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



1. Band Nr. 17 Ausgegeben am 24. Januar 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Gegen Koalitionsrecht und Arbeiterschutz.

Von **Artur Stadthagen.**

Nach fünftägiger Debatte ist das Gehalt des Staatssekretärs des Reichsamts des Innern Dr. Delbrück vom Reichstag bewilligt worden. Mehr denn je offenbarte sich in der Debatte der Minister als gleich geschickter Sachwalter der Interessen der Scharfmacher und Junker wie als rücksichtsloser Bekämpfer der Rechte der Arbeiterklasse. Das Reichsamt des Innern ist gehorsamer Diener der preußischen Junker und des Zentralverbandes der deutschen Industriellen, geht aber weit pfiffiger und gefährlicher als seine Auftraggeber vor.

Arbeiterschutzgesetze sind für das industrielle und ländliche Proletariat erforderlich, um zu verhindern, daß die Befriedigung der wirtschaftlichen Bedürfnisse, die Gleichberechtigung und die Gesundheit der Arbeiter beeinträchtigt werden. Dringend erforderlich ist ein *einheitliches*, alle Arbeiterkategorien umfassendes Arbeiterrecht. Buntscheckigste Mannigfaltigkeit herrscht auf diesem Gebiet. Die verschiedenartigsten Gesetze sind für die Arbeitsverhältnisse maßgebend. Voneinander abweichende *Reichs*gesetze regeln die Rechte der Gewerbegehilfen, der Binnenschiffer, der Seeleute, der Handlungsgehilfen, der Privatangestellten und der Landarbeiter. Daneben bestehen *Landes*gesetzliche Vorschriften für Bergarbeiter und eine schier unübersehbare Fülle von Gesindeordnungen in den 26 verschiedenen deutschen Vaterländern. Die winzigen, für gewerbliche Arbeiter und Handlungsgehilfen errungenen Arbeiterschutzvorschriften sind durch Ausnahmevorschriften vielfach durchlöchert. Dieser Zustand zeitigt eine außerordentliche Rechtsunsicherheit. Dringend notwendig ist eine der ökonomischen Natur des Arbeitsvertrags entsprechende Regelung. Im Jahre 1896 sprach der Reichstag fast einstimmig die Erwartung aus, daß „baldtunlichst" eine einheitliche Regelung der Verträge erfolge, durch welche jemand sich verpflichtet, einen Teil seiner geistigen oder körperlichen Arbeitskraft für die häusliche Gemeinschaft, ein wirtschaftliches oder gewerbliches Unternehmen eines anderen gegen einen vereinbarten Lohn zu verwenden. Und was antwortet

der Staatssekretär auf die Forderung, endlich dies dringende Bedürfnis zu erfüllen, Arbeiterschutzvorschriften in die Wege zu leiten und sozialpolitischen Anträgen entgegenzukommen? Die Gesetzgebung sei heute schon so unübersichtlich geworden, es existieren so viele Gesetze und Verordnungen, daß endlich mal eine Pause eintreten müsse. Dem Reichskanzler mache es eine ungeheure Arbeit, ein Gesetz bis zur Vorlage an den Bundesrat zu bringen, denn die Reichsregierung müsse erst die Zustimmung des preußischen Staatsministeriums herbeiführen. Das gehe staatsrechtlich nicht anders und dürfe auch nicht anders sein, weil sonst die „föderative Grundlage des Reiches" beseitigt würde. Köstlich zeichnete so der Staatssekretär durch diese in der Budgetkommission gemachten und im Plenum wiederholten Ausführungen, wie er und der jetzige Reichskanzler sich in völliger Abhängigkeit von dem preußischen Ministerium und den dies beherrschenden Junkern befinden! Sinnenfällig schilderte Genosse Fischer (Berlin) auf Grund unanfechtbaren Materials diese Abhängigkeit an der Hand eines Schriftwechsels über den fruchtlosen Bittgang, den der Staatssekretär zum preußischen Polizeiminister angetreten hatte, um die Durchführung der einstimmig vom Reichstag geforderten Einheitlichkeit der Wahlurnen herbeizuführen. Völliger Stillstand auf dem Gebiet des Arbeiterschutzes und der Sozialpolitik kennzeichnet das Reichsamt des Innern.

Stillstand auf dem Gebiet des Arbeiterschutzes genügt aber dem willigen Vertreter der Scharfmacherwünsche noch nicht. Es muß mehr geschehen. Den Arbeitern soll auch der Weg der Selbsthilfe verrammelt, das Koalitionsrecht genommen werden. Wie das geschehen soll, legte der Staatssekretär im Anschluß an einen konservativen Antrag auf Erlaß eines Verbots des Streikpostenstehens und in Ergänzung der Koalitionsrechtdebatte vom 10. Dezember vorigen Jahres am 15. Januar dar.

Am 22. Mai vorigen Jahres hatte der Reichstag mit 273 gegen 62 Stimmen einen konservativen Antrag auf Vorlegung eines Gesetzentwurfes zum „wirksamen Schutze der Arbeitswilligen" abgelehnt. Außer den konservativen Parteien hatten für diesen Versuch eines Raubes des Koalitionsrechtes unter dem Vorwand, Arbeitswillige zu schützen, drei Abgeordnete des Zentrums (Graf v. Galen, Irl und Freiherr v. Kerkerink zu Borg), acht nationalliberale Abgeordnete (Dr. Bärwinkel, Bartling, Dr. Böttger, Kleye, Meyer-Celle, Strack, Wittum und Zimmermann) sowie der fraktionslose Abgeordnete Dr. Becker (Hessen) gestimmt. Die Konservativen wissen, daß auch ihr neuer Antrag die Mehrheit im Reichstag nicht finden kann. Dennoch beantragten sie das vom Zentralverband der deutschen Industriellen wiederholt verlangte Streikpostenverbot. Offenbar, weil sie um die Gunst der Großindustriellen und der Nationalliberalen werben. Der Staatssekretär benutzte die Gelegenheit, um seine am 10. Dezember gegen die Anwendung des Koalitionsrechtes gemachten Ausführungen zu unterstreichen und in scheinbar harmloser Weise sich gegen den Antrag zu wenden. Er sprach sich gegen den Antrag aus, weil er ihm nicht weit genug geht. Zurzeit, meinte der Minister, genüge die immer schärfere Rechtsprechung — aus Anlaß des Streiks im Ruhrrevier sind nicht weniger als 2000 Verurteilungen erfolgt —, um das Koalitionsrecht trockenzulegen. Darüber hinaus müsse man durch das in Vorbereitung befindliche Straf-

gesetzbuch gegen „Ausschreitungen der Organisation und des Organisationsgedankens" vorgehen. Der Staatssekretär verfolgt also denselben Weg, den in zäher Hartnäckigkeit das Scharfmachertum der Regierung zur Beseitigung des Koalitionsrechtes seit Jahrzehnten vorgeschrieben hat. Neu ist nur die Methode, mit der der ehemalige liberale Oberbürgermeister von Danzig vorgeht. Durch angeblich staatsrechtliche, juristische und historische Erörterungen macht er das Koalitionsrecht, dieses Grundrecht der Arbeiter, zum Spielball der wirtschaftlich Mächtigeren.

Was der Staatssekretär durch das neue Strafgesetzbuch verwirklichen will, entspricht etwa der Reichszunftordnung vom Jahre 1731, die mit Gefängnis-, Zuchthaus- oder Galeerenstrafe alle Gesellen bedrohte, die sich „unter irgendeinem Prätext gelüsten ließen, einen Aufstand zu machen, sich zusammen zu rottieren, bis ihnen in dieser oder jener vermeintlichen Prätension oder Beschwerde gefüget werde, keine Arbeit mehr zu tun oder selbst haufenweis auszutreten". In Preußen wurden noch im Jahre 1786 Arbeiter mit Karrenschieben, Gefängnis und Prügel bedroht, die die Maximallohntaxen überschritten, hinter der vorgeschriebenen Minimalarbeitszeit zurückblieben oder gar zwecks Erringung einer menschenwürdigeren Lage sich zusammenschlossen. Der Staatssekretär des Reichsamtes des Innern ersehnt beileibe kein Verbot unter ähnlichen Strafen. Nein, das Koalitionsrecht soll dem Wortlaut nach erhalten bleiben. Aber der Arbeitgeber soll berechtigt sein, dem Arbeiter die Ausübung des Koalitionsrechtes zu untersagen. Überdies sollen Arbeiter, die auch ohne ein solches Verbot vom Koalitionsrecht Gebrauch machen, unter die gegen die Arbeiterklasse im neuen Strafgesetzbuch zu gestaltenden Ausnahmegesetze fallen. Daneben beschreitet der Staatssekretär, wie seine Unterhandlungen mit der römischen Kurie zeigen, den schon in der Antigewerkschaftsvorlage von 1906 versuchten Weg zur Spaltung der Arbeiter: die Arbeiter, welche auf das Koalitionsrecht verzichten, sollen begünstigt, die unbotmäßigen aber, die ihr Erstgeburtsrecht nicht gegen ein Linsengericht aufgeben wollen, mit den Daumenschrauben der Strafgesetze gezwickt werden.

Ohne Zweifel hat die Debatte dem Reichstag klar gezeigt, wie eindringlich auf die Beseitigung des Koalitionsrechtes der Arbeiter hingearbeitet wird. Den Kampf wird die Arbeiterklasse aufzunehmen und bis zu einem strafrechtlichen Schutze des Koalitionsrechtes für alle Arbeiterkategorien durchzuführen haben.

Die Geschichte der Handhabung des Koalitionsrechtes in Deutschland ist eine Geschichte ununterbrochener Anfechtung dieses Rechtes.

Das Koalitionsrecht der Arbeiter beruht, wie ich schon an anderer Stelle ausgeführt habe, auf unserer Produktionsweise. Es ist eine notwendige Folge der rechtlichen Freiheit des modernen Arbeiters. Errungen ist es in allen modernen Staaten nach schweren, opfervollen Kämpfen der Arbeiterklasse. Das Koalitionsrecht der Arbeiter ist erforderlich, soll der Verkäufer der wertvollsten nationalen Ware „Arbeitskraft" nicht schlechter behandelt werden als der Verkäufer irgendeiner anderen Ware. Eine Beschränkung der Koalitionsfreiheit der Arbeiter enthält — wie der von Bismarck unterm 10. Februar 1866 vorgelegte auf Aufhebung der Koalitionsbeschränkungen auch gegen die Landarbeiter gerichtete Entwurf anerkannte — eine Beschrän-

kung in der Wahl der Mittel, welche auf die Bestimmung der Arbeitsbedingungen, namentlich des Arbeitslohnes und der Arbeitszeit, einwirken können, da sie die Verabredung des gemeinschaftlichen Handelns, durch das allein der Annahme der Bedingungen Nachdruck verschafft werden kann, einengen. Durch das Koalitionsrecht kommt der Arbeiter erst in dieselbe Lage wie jeder andere Warenverkäufer. Koalitionsbeschränkungen gefährden bei der Untrennbarkeit der Ware „Arbeitskraft" von der Person ihres Eigentümers die persönliche Freiheit des sozial abhängigen Arbeiters. Das Koalitionsrecht der Arbeiter ist ein Kampfmittel im Kampfe gegen die ökonomische Hörigkeit der Arbeiter. Wer das Koalitionsrecht einengt, sei es durch Gesetz oder durch Vertrag, beschränkt die persönliche Freiheit des Arbeiters, beeinträchtigt seine rechtliche Freiheit und mißhandelt die Arbeitskraft. Er lehnt sich also gegen die herrschende Gesellschaftsordnung auf, welche auf der Arbeit rechtlich Freier aufgebaut ist, und sucht die Arbeiterklasse in Verhältnisse zurückzudrängen, die für den einzelnen schlimmer als die Lage in einem Sklavenstaat zu ertragen sind.

Widerwillig ist das Koalitionsrecht in Deutschland eingeführt. Als im preußischen Abgeordnetenhaus im Jahre 1862 die Abgeordneten Faucher, Michaelis und Genossen die Aufhebung der gegen die Koalitionen der Arbeiter gerichteten Gesetze verlangten, bemerkten sie in den Motiven zu ihrem Vorschlag: „Die Folgen versuchter Arbeitseinstellungen sind die besten Abschreckungen gegen die Wiederholung des Versuches." In Ausführung wiederholter Beschlüsse des Abgeordnetenhauses auf Beseitigung der Koalitionsverbote legte die preußische Regierung unter dem 10. Februar 1866 einen Gesetzentwurf vor, der die Beschränkungen des Koalitionsrechtes auch den ländlichen Arbeitern gegenüber aufheben wollte. Der Gesetzentwurf gelangte nicht zur Beratung. Es folgte der österreichische Krieg. Nach dem Kriege legte die preußische Regierung einen ähnlichen Gesetzentwurf nicht wieder vor, wiewohl Herr v. Stumm die Vorlegung eines ähnlichen Gesetzentwurfes im Jahre 1867 im Reichstag verlangte.

Mit Ach und Krach wurden die Strafbestimmungen gegen Koalitionen der gewerblichen Arbeiter und der Bergarbeiter durch den § 152 der Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 beseitigt. Daneben wurde der Galgen des § 153 gegen die Ausübung des Koalitionsrechtes errichtet.

In den Jahren 1873 und 1874 machte die Regierung den ersten Vorstoß für weitergehende Beschränkungen des Koalitionsrechtes. Sie legte einen Gesetzentwurf vor, der den Tatbestand des § 153 der Gewerbeordnung erweitern und die Strafen erhöhen sollte. Der Reichstag lehnte dies Ansinnen ab.

Polizei und Justiz wurden nun mobil gemacht, die Fallstricke der landesgesetzlichen Vereinsgesetze gegen die Arbeiter anzuwenden. Die Ära Tessendorf begann. Das Sozialistengesetz läutete neue Verfolgungen ein. Bei der Beratung hatte Bismarck erklärt, daß dies politische Ausnahmegesetz nicht gegen die Vereine Anwendung finden solle, die sich den Zweck gesetzt haben, „die Lage der Arbeiter zu verbessern, den Arbeitern höheren Anteil an der Industrie zu gewähren und die Arbeitszeit nach Möglichkeit zu verkürzen". Trotzdem wurden sämtliche Gewerkschaften mit Ausnahme des Buchdruckerverbandes verboten. Ausweisungen von Gewerkschaftsführern und Streikleitern folgten.

Am 11. April 1886 erließ der Minister v. Puttkamer, der im Reichstag das Wort geprägt hat, hinter jedem Streike lauere die Hydra der Revolution, jenen Streikerlaß, der sich gegen das Streikpostenstehen und selbst gegen jede Einwirkung der Arbeiter zum Beitritt „durch Überredung" wendete.

Die Judikatur des Reichsgerichtes beugte sich dieser Hetze gegen das Koalitionsrecht. Es ergingen im Jahre 1888 zum erstenmal Urteile, die ehrbare Arbeiter zu „Erpressern" stempelten, weil sie mit Niederlegung der Arbeit gedroht hatten. Der vierte Senat des Reichsgerichtes bezeichnete in einem Urteil vom 3. Dezember 1889 das Koalitionsrecht als „strafrechtliches Privilegium". Die öffentliche Aufforderung zum Streik wurde aus Anlaß des Bergarbeiterstreiks von 1889 zu einer Straftat aus § 110 des Strafgesetzbuches konstruiert.

In der Gewerbeordnungsnovelle von 1890 verlangte der Minister v. Berlepsch Ausdehnung des Tatbestandes des § 153 der Gewerbeordnung und Verschärfung der Strafen. Es erfolgte die Ablehnung im Reichstag. Die Scharfmacher, voran der Zentralverband deutscher Industrieller und ihr Sekretär Bueck, forderten immer dringlicher, der Arbeiter solle „Untergebener" des Arbeitgebers sein, Mißbräuche des Koalitionsrechtes müßten bestraft werden. Der Staatssekretär des Reichsamtes des Innern Graf v. Posadowsky richtete als gehorsamer Diener der Scharfmacherwünsche am 11. Dezember 1897 an die Regierungen ein vertrauliches Schreiben wegen „erhöhten Schutzes gegen Mißbrauch der Koalitionsfreiheit". Zwei Tage später erklärte er im Reichstag, Koalitionen der Arbeiter seien in einem Lande, wo das direkte, allgemeine Wahlrecht bestehe, „nicht annähernd so notwendig wie in anderen Staaten".

Im Mai 1899 wurde die Zuchthausvorlage eingebracht: 12 000 Mark hatte das Reichsamt des Innern vom Zentralverband deutscher Industrieller erbettelt, um für diese Vorlage zu agitieren. Der Reichstag verscharrte diesen Anschlag gegen das Koalitionsrecht.

Neben der Auslegung von Gesetzen zur Verhinderung des Koalitionsrechtes liefen die Umwege, auf denen Einzelstaaten gegen die Ausübung des Koalitionsrechtes vorgingen. Der Lübecker Senat erließ am 21. April 1900 eine Verordnung gegen das Streikpostenstehen. Am 11. Juni 1900 wurde im Reichstag die Verordnung als ein Verstoß gegen die Reichsgesetze gebrandmarkt. Molkenbuhr forderte außerhalb des Reichstags zum Ungehorsam gegen die Verordnung auf. Das Reichsgericht sprach ihn am 4. Februar 1901 frei, weil die Verordnung mit der Reichsverfassung und dem § 152 der Gewerbeordnung unvereinbar war. Nunmehr wurde und wird bis in die neueste Zeit hinein mit allgemeinen Polizeiverordnungen gegen die Ausübung des Streikpostenstehens vorgegangen. Polizei, Militär und Gerichte werden in immer schärferer Weise gegen die Anwendung des Koalitionsrechtes mobil gemacht. Ein Vorwand für ein neues Ausnahmegesetz sollten die von den Arbeitswilligen hervorgerufenen Unruhen in Moabit bilden.

Den Arbeitswilligen Freibriefe zur Verübung von Verbrechen, gegen die Arbeiterklasse Ausnahmegesetze zur Verhinderung des Koalitionsrechtes, lautet die Parole der Scharfmacher. Die Regierung ist willig, der Parole zu folgen. Und die Parteien? Die Debatten haben gezeigt, daß auf sie das

Wort paßt, das Professor v. Treitschke über das System schmutziger Geldgier der französischen Bourgeoisie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts prägte:

Als diese in gehässigen Klassenkämpfen verbildete Bourgeoisie die Zügel des Staates in die Hände nahm, da begann ein Regiment ständiger Selbstsucht, das manche Sünde des französischen Sozialismus entschuldigt.... Frohlockend nennen die Fabrikanten und Kaufleute in der Kammer sich selber Feudalherren der neuen Gesellschaft. Für das Elend des kleinen Mannes hat die Staatsgewalt kein Auge. Er muß zusehen, wie ihm die unentbehrlichsten Waren verteuert werden durch Schutzzölle, deren Ertrag in die Taschen der Unternehmer wandert, und wird durch parteiische Gesetze verhindert, mit vereinten Kräften seine gerechten Ansprüche auf höheren Lohn durchzusetzen.

Die Arbeiterklasse muß den Kampf um das Koalitionsrecht allein aufnehmen, und sie wird ihn bis zur vollen Erringung seiner Sicherung um jeden Preis führen und Staatsgesetze erzwingen, die verhindern, daß die Arbeiterklasse sich in Tod und Sklaverei dem Kapital verkaufen muß.

Neue Kämpfe in Ungarn.

Von **Eugen Varga** (Budapest).

Sieben Monate sind erst seit dem letzten gewaltigen Kampfe des ungarischen Proletariats, seit den blutigen Tagen der Mairevolte verflossen, und das Proletariat Ungarns muß sich von neuem zu einem vielleicht noch blutigeren Kampfe rüsten. Noch in diesem Monat wird ein außerordentlicher Kongreß der ungarländischen sozialdemokratischen Partei in Budapest tagen, um die letzten entscheidenden Beschlüsse zu fassen, bevor das Proletariat seine stärksten Waffen zur Anwendung bringt.

Das Blut der Proletarier Ungarns ist nicht umsonst geflossen: obwohl das ungarische Proletariat seine damalige Aktion zu wiederholen genötigt ist, so können wir ruhig behaupten, daß kein Ereignis den Wahlrechtskampf des ungarischen Proletariats in dem Maße gefördert hat als das Blutopfer vom 23. Mai. Ja, die gegenwärtigen so sehr interessanten politischen Vorgänge in Ungarn wären absolut unverständlich, wenn wir die wirklich tiefgehenden Wirkungen der damaligen Vorgänge nicht mit in Betracht ziehen.

Die Vorgänge, welche sich gegenwärtig in Ungarn abspielen, verdienen wirklich die Aufmerksamkeit jedes Menschen, der sich für geschichtliche Vorgänge interessiert, durch ihre Neuheit und Eigenartigkeit. Am letzten Tage des vergangenen Jahres reichte Ministerpräsident Lukacs den Entwurf über die Reform des Wahlrechtes ein, und das bisher so festgefügte Regime der Lukacs-Tisza-Bande befindet sich heute bereits in voller Auflösung. Der Justizminister des Kabinetts gab seine Demission. Ein Dutzend Abgeordnete traten aus der Partei aus. Die Mitglieder der Bezirksorganisationen verlassen massenhaft die Partei. Die gesamte Presse, selbst Zeitungen, welche seit Jahrzehnten jede Regierungsvorlage unterstützten, nehmen offen Stellung gegen die Vorlage. Alle Organisationen des Bürgertums protestieren gegen den Entwurf. Ja selbst stockfeudale Politiker, wie

Graf Julius Andrassy, der vor einigen Jahren als Minister des Innern das Pluralwahlrecht in Ungarn einführen wollte, protestieren gegen diesen Entwurf und fordern eine Wahlreform, welche die Arbeiterschaft Ungarns zufriedenstellt, fordern die Ausdehnung des Wahlrechtes bis zu jenem Ausmaß, auf welches sich alle oppositionellen Parteien Ungarns unmittelbar unter dem gewaltigen Eindruck der Mairevolte geeinigt hatten.[1] Diese einstimmige Auffassung der öffentlichen Meinung, welche die Regierung und die Regierungspartei als absolut isoliert erscheinen läßt, ist neben vielen Nebenumständen durch den ungemein tiefen Eindruck verursacht, welchen die Mairevolte in allen Gesellschaftskreisen Ungarns, die Arbeiterklasse mit eingerechnet, gemacht hat.

* * *

Das ungarische Parlament war seit dem 4. Juni, an welchem Tage der Präsident des Abgeordnetenhauses und der Führer der Reaktion die Opposition mit Waffengewalt entfernen ließ, eigentlich ein Rumpfparlament. Der überwiegende Teil der Opposition wurde durch Beschluß der Majorität von den Sitzungen auf 30 bis 45 Tage ausgeschlossen: ihr Eindringen wurde durch einen Kordon Bewaffneter, welcher das Parlamentsgebäude seit der gewaltsamen Entfernung der Opposition ständig umzingelt hielt, ferngehalten. Die nicht ausgeschlossenen Mitglieder der Opposition erklärten sich mit ihren ausgeschlossenen Kollegen für solidarisch und boykottierten das Parlament. Die Opposition begnügte sich damit, an jedem Sitzungstag korporativ vor dem Parlament zu erscheinen und, nachdem die Anwesenheit der militärischen Macht konstatiert worden, unter feierlichen Protesten sich wieder zu entfernen, ein Vorgang, der nachgerade ziemlich lächerlich wurde. Oft bot sich die Gelegenheit hierzu nicht. Das Rumpfparlament der Regierungspartei arbeitete mit fieberhaftem Eifer: die Militärreform, die militärischen Ausnahmegesetze für den Kriegsfall, der Staatsvoranschlag, die Reform der Hausordnung des Parlamentes, die Schaffung einer Parlamentswache, alles wurde fast ohne jede Debatte von der Regierungspartei votiert. Tisza und die um ihn gescharte Maffia, welche die gemäßigteren Elemente der Regierungspartei nicht zu Worte kommen ließ, lieferten dem Hofe alles, was er nur wünschen konnte. Ein Absolutismus ganz eigener Art wurde in Ungarn etabliert: eine Partei, welche sich durch Geld und Gewalt sowie durch demokratische Versprechungen 300 000 Stimmen und damit die Parlamentsmajorität des 20 Millionen Einwohner zählenden Landes verschafft hatte, mit einem fanatischen Anführer an der Spitze, erklärte im Rumpfparlament alle Wünsche des Hofes und des Militarismus kurzerhand für Gesetze. Sie forderte als Gegenwert vom Hofe nichts anderes als freie Hand, ihre Gewaltherrschaft im Lande mit allen ihr nützlich scheinenden Mitteln aufrechterhalten zu dürfen. Das wichtigste Mittel mußte aber die Schaffung einer solchen Wahlreform sein, welche die Herrschaft dieser Bande auch weiterhin sicherstellt. *Das Land und das Parlament wurde geknebelt dem Wiener Hof ausgeliefert, um die Erlaubnis zu erhalten, das Volk des Landes an Händen und Füßen zu knebeln.* Ganz offen

[1] Siehe „Die Mairevolte des ungarischen Proletariats und ihre Folgen". „Neue Zeit", XXX, 2, S. 488.

verkündete Tisza diese seine Politik in einem jüngst erschienenen Artikel. Der Hof, durch die Balkanvorgänge in eine schwere Lage versetzt, willigte ein.

Durch den siegreichen Krieg der Balkanvölker mußte sich die Politik des Hauses Habsburg ändern. In Ungarn, Kroatien eingerechnet, leben nach der jüngsten Volkszählung vom 31. Dezember 1910:

		In Prozenten
Madjaren	10050575	48,1
Deutsche	2037435	9,8
Slowaken	1967970	9,4
Rumänen	2949082	14,1
Ruthenen	472587	2,3
Kroaten	1833162	8,8
Serben	1006471	5,3
Andere Nationalitäten	469255	2,2
	20786487	100

Wir sehen also, daß es in Ungarn neben 10 Millionen Madjaren und 2 Millionen Deutschen 8 Millionen Slawen gibt; die Rumänen können, wenn auch nicht ethnisch, jedenfalls politisch zu den Balkanslawen gerechnet werden. Von diesen 8 Millionen haben die Rumänen, die Serben und Kroaten zusammen 5,7 Millionen Nationsgenossen außerhalb des Landes: die Rumänen in Rumänien, die Serben und Kroaten in Serbien, außerdem in Bosnien, in Dalmatien und in den slowenischen Gebieten Österreichs. Die Balkanstaaten haben für die slawischen Völker der Monarchie durch ihre Siege über die Türkei viel an Anziehungskraft gewonnen. Ihre verhältnismäßig freiheitliche Verfassung wie auch die nach dem Kriege einsetzende rasche kapitalistische Entwicklung wird diese Anziehungskraft noch mehr verstärken. Wie kann die Monarchie diese Anziehungskraft paralysieren? Entweder dadurch, daß sie den Südslawen der Monarchie das Leben innerhalb ihrer Grenzen möglichst erleichtert, ihre kulturelle und nationale Entwicklung fördert, sie durch wirtschaftliche, kulturelle und politische Vorteile an die Monarchie fesselt. Hierzu wären die Mittel: eine demokratische Regierung, das allgemeine, gleiche, geheime Wahlrecht, die Abschaffung des Dualismus und die Umwandlung der Monarchie in einen föderativen Staat mit einheitlichem Wirtschaftsgebiet, aber mit nationaler Autonomie aller Nationalitäten auf allen Gebieten der Kultur, vor allem aber der Zusammenschluß aller Südslawen der Monarchie, die jetzt in Ungarn, Kroatien, Bosnien, Dalmatien und den südlichen Provinzen Österreichs, in einem zusammenhängenden Gebiet, aber durch politische Grenzen in sechs bis sieben Teile geteilt, wohnen, zu einem südslawischen Staate. Mit einem Worte, eine demokratische, die nationalen Wünsche der Völker erfüllende großzügige Politik. Die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes in Österreich und die Niederringung des madjarischen Adels durch das Kabinett Fejervary waren die ersten Schritte in dieser Richtung.

Es gibt aber auch ein anderes Mittel, welches *vorläufig* zum Ziele führt: die Unterdrückung der Slawen durch den festen Zusammenschluß der „historischen Nationen" der Monarchie, der Deutschen, Madjaren und Polen, welche zugleich eine antidemokratische, fortschrittfeindliche, die Nationalitäten und das Proletariat unterdrückende Politik sein muß. Diese Politik trug Tisza dem Hofe an, und durch die Vorsanktion, welche dem Wahlreformentwurf Tiszas in Wien erteilt wurde, schloß sich der Hof vor-

läufig dieser reaktionären Politik an. Das Machwerk, welches dem ungarischen Parlament als die längstversprochene Reform vorgelegt wurde, ist die erste Manifestation der neuen Politik des Hauses Habsburg.

* * *

Der von Lukacs vorgelegte Entwurf mußte zugleich drei Zielen dienen: er mußte eine erhebliche Vermehrung der Wählerzahl bringen, da er sonst nicht den Schein eines demokratischen Fortschrittes erwecken konnte; trotz der Vermehrung der Wählerzahl mußten Slawen und Rumänen in eine verschwindende Minorität gebracht und die absolute Majorität des Madjarentums und der mit ihm verbündeten Deutschen gesichert werden; es mußte endlich verhindert werden, daß innerhalb der kapitalistisch am besten entwickelten, daher auch am meisten proletarisierten madjarischen Nation die klassenbewußten Arbeiter zu einem entscheidenden Einfluß gelangten. Drei Aufgaben also, die sich auszuschließen scheinen und die gemeinsam nur so gelöst werden konnten, daß statt eines klaren Entwurfes ein Machwerk geschaffen wurde, welches alle möglichen Wahlrechtsbeschränkungen, die nur in irgend einem Wahlrecht jemals angewendet wurden, zusammenkoppelt, ein Machwerk, wie es die Weltgeschichte noch niemals gesehen hat. Altersgrenze, Schulbildung, Kenntnis des Lesens und Schreibens, Vermögenszensus, zwei- bis fünfjährige ununterbrochene Beschäftigung der Arbeiter bei einem Arbeitgeber, Militärdienst, all dies ist in den verschiedensten Zusammenstellungen angewendet, um aus der männlichen Bevölkerung ein Kontingent von — auf dem Papier — 1 800 000 Wählern, also noch immer kaum 10 Prozent der Bevölkerung, zusammenzusieben. Die Hauptpunkte des Machwerkes sind die folgenden:

Wähler sind männliche ungarische Staatsbürger, die seit einem Jahre an demselben Orte wohnen, in eine Wählerliste aufgenommen sind, im Alter von dreißig Jahren: eine Ausnahme bilden nur jene, welche acht Klassen der Mittelschule (Gymnasium, Realschule) oder einer ihr gleichwertigen Schule absolviert haben; sie haben bereits mit vierundzwanzig Jahren das Wahlrecht ohne jede Einschränkung.

Die unerhört hohe dreißigjährige Altersgrenze richtet sich vor allem gegen die industrielle Arbeiterschaft, bei deren kurzem Lebensalter die hohe Altersgrenze eine äußerst wirksame Sperre bildet.

Jedoch nicht jeder dreißigjährige Mann hat das Wahlrecht; die Erlangung des Wahlrechtes ist noch an gar viele Bedingungen geknüpft, welche sich je nachdem ändern, ob der dreißigjährige Mann: 1. ein Analphabet ist, 2. lesen und schreiben kann, 3. sechs Klassen der Volksschule absolviert hat und hierüber ein Zeugnis besitzt.

1. Von demjenigen, der des Schreibens und Lesens nicht kundig ist, wird zur Wahlberechtigung als besonderes Kriterium erfordert, daß er mit einer direkten Staatssteuer von mindestens 40 Kronen belastet oder der Eigentümer eines Ackers, Gartens, einer Wiese oder eines Weingartens im Gesamtausmaß von mindestens 8 Hektar sei.

Nun gibt es in Ungarn laut der letzten Volkszählung in der über sechs Jahre alten Bevölkerung 33,3 Prozent Analphabeten, überwiegend bei den Rumänen, Ruthenen, Kroaten, aber auch bei den ärmeren Schichten der Madjaren und Deutschen; von den Analphabeten kann nur die ganz geringe Schicht der Vermögenden das Wahlrecht erlangen, im ganzen 185 000 Stimmen.

2. Derjenige, der des Schreibens und Lesens kundig ist, aber die vorhin erwähnte besondere Schulbildung nicht besitzt, hat nur dann ein Wahlrecht, wenn er einem der folgenden besonderen Kriterien entspricht:

a. mit einer direkten Staatssteuer von mindestens 20 Kronen belastet; oder

b. der Eigentümer eines Ackers, Gartens, einer Wiese oder eines Weingartens im Ausmaß von insgesamt mindestens 4 Hektar; oder

c. ein Angestellter ist, der:

1. in einem gewerblichen Geschäft oder Unternehmen — den Bergbau, den Handel und den gewerbsmäßig betriebenen Verkehr mit inbegriffen — bei einem und demselben Arbeitgeber mindestens seit zwei Jahren ständig angestellt oder nicht ausschließlich für körperliche Arbeit, sondern zum systematischen Versehen der Agenden eines Vorarbeiters, Aufsehers (Arbeitsführer, Werkführer, Polier usw.) seit welcher Zeit immer verwendet ist;

2. Vorarbeiter oder Inspektor bei der Urproduktion; oder

3. der im öffentlichen oder Privatdienst bei ein und demselben Arbeitgeber in irgend einem Beschäftigungskreis (also im gesamten Ackerbau) mindestens seit fünf Jahren ständig verwendet ist; oder

d. das aushelfende Familienmitglied; oder

e. der bei der Armee ausgediente Unteroffizier.

Wir sehen also, daß das Wahlrecht jener industriellen Arbeiter, welche dreißig Jahre alt und des Lesens und Schreibens mächtig sind, an die absurde Bedingung geknüpft ist, daß dieselben seit zwei Jahren bei ein und demselben Arbeitgeber beschäftigt sind; bei landwirtschaftlichen Arbeitern aber fünf Jahre lang. Eine durch die Budapester Bezirkskrankenkasse hierüber angeordnete Aufnahme ergab, daß von der Budapester Arbeiterschaft nur 17,7 Prozent seit länger als zwei Jahren bei demselben Arbeitgeber arbeiten, von den Arbeitern der Staatseisenbahnen dagegen 53,6 Prozent; nur die Antreiber und die von der jeweiligen Regierung absolut abhängigen Staatsarbeiter würden so das Wahlrecht erhalten; von den landwirtschaftlichen Arbeitern nur ein ganz verschwindender Teil.

3. Wer die sechste Klasse der Elementarvolksschule mit Erfolg absolviert hat, der hat in dem Falle das Wahlrecht, wenn er noch einem der folgenden Kriterien entspricht:

a. wenn er mit einer direkten Staatssteuer in welchem Betrag immer belastet ist; oder

b. auf Grund einer Gewerbelizenz oder eines Gewerbezertifikats selbständig ein Gewerbe oder einen Handel treibt; oder

c. ein Angestellter ist, der:

1. in einem gewerblichen Geschäft oder Unternehmen — den Bergbau, den Handel und den gewerbsmäßig betriebenen Verkehr inbegriffen — seit welcher Zeit immer, aber nicht nur als gelegentlich aufgenommener Taglöhner in Verwendung steht; oder

2. bei der Urproduktion nicht ausschließlich zu körperlicher Arbeit, sondern zum systematischen Versehen der Agenden eines Vorarbeiters, Aufsehers seit welcher Zeit immer in Verwendung steht (Arbeitsleiter, Oberknecht, Oberschnitter, Magazinier, Oberwinzer, Obergärtner usw.); oder

3. in öffentlichem oder Privatdienst bei ein und demselben Arbeitgeber in welchem Beschäftigungskreis immer mindestens seit drei Jahren ständig angestellt ist; oder

4. in der Landwirtschaft, im gewerblichen Betrieb oder in der Unternehmung eines Wählers als aushelfendes Familienmitglied tätig ist; oder

5. im Militär- oder Gendarmeriedienst den Unteroffiziersgrad erreicht hat.

Wir sehen also, der gewöhnliche vermögenslose landwirtschaftliche Arbeiter kann nur in dem einzigen Falle Wähler werden, selbst wenn er sechs Klassen der Volksschule mit Erfolg durchgemacht hat und auch ein Zeugnis darüber aufweisen kann, wenn er mindestens drei Jahre ununterbrochen bei einem Arbeitgeber ausgehalten hat: ebenso geht es den Taglöhnern in der Industrie: nur die industriellen Arbeiter, welche sechs Volksschulklassen absolviert haben, können das Wahlrecht erlangen, ohne drei Jahre bei einem Arbeitgeber auszuhalten.

Ja, aber wer hat in Ungarn ein Zeugnis über sechs Klassen der Volksschule? Das Schulwesen Ungarns ist arg vernachlässigt. Noch im Jahre 1910 gab es 203 200 männliche und 206 151 weibliche schulpflichtige Kinder, welche keine Schule besuchten. In demselben Jahre besuchten die erste Klasse der Volksschule 281 839, die sechste Klasse 47 389 männliche Schüler. Nur der sechste Teil der Schüler gelangt heute in die sechste Klasse; um wieviel weniger vor 35 bis 45 Jahren, als das Schulwesen noch mehr vernachlässigt war als heute! Und wer hat ein Zeugnis bekommen? Und wer kann es sich verschaffen, wenn er seines verloren oder überhaupt keines bekommen hat?

Alle diese Barrikaden, welche der Entwurf aufstellt, ergeben folgendes schöne Bild. Unter den zukünftigen 1 868 172 Wählern sollen der Arbeiterklasse entnommen sein laut der Regierungsstatistik, Vorarbeiter und Antreiber eingerechnet:

Landwirtschaftliches Gesinde	55011
Land- und forstwirtschaftliche Arbeiter	95546
Industrielle und Bergarbeiter	224721
Häusliche Dienerschaft	4457
Taglöhner in verschiedenen Berufen	6655
Zusammen	386390

Dies wären auf dem Papier beiläufig 20 Prozent der gesamten Wählerzahl: aber auch nur auf dem Papier! Denn da nur derjenige Wähler sein kann, der es beweist, daß er die Berechtigung hierzu hat; da die Aufnahme in die Listen durch Organe geschieht, welche der herrschenden Klasse angehören und von der Regierung abhängig sind, würde sich der Anteil der Arbeiter in Wirklichkeit nur auf 10 bis 15 Prozent stellen.

Wir glauben, daß dies allein genügt, um die absolute Unannehmbarkeit dieser Vorlage darzutun. Wir wollen noch einiges ergänzen.

Die Abstimmung geschieht öffentlich; nur in 26 größeren Städten geschieht sie geheim.

Der Wahlpräsident kann die Wahl eines Oppositionellen ohne weiteres verhindern; die Aufstellung der Kandidatur kann erst am sechsten Tage vor

der Wahl stattfinden. Findet nun der Wahlpräsident, daß der Kandidat einer der vielen Anforderungen, welche das Gesetz hierfür stellt, nicht entspricht, so kann er den Kandidaten zurückweisen; er kann dasselbe mit dem nächsten und dem dritten machen und dann, da mittlerweile der Wahltag da ist, den Kandidaten der Regierungspartei als gewählten Abgeordneten erklären. Für sein gesetzloses Vorgehen kann ihn nur eine Geldstrafe von 4000 Kronen treffen, eine lächerlich geringe Summe, welche jeder Kandidat ihm gerne zehnfach vergütet. Durch den Gesetzentwurf würde außerdem das Wahlrecht, welches ein allgemeines Staatsbürgerrecht ist, für die Arbeiter vom Willen der Arbeitgeber abhängig gemacht werden. Der Gutsbesitzer und Fabrikant könnte seinen Arbeitern das Wahlrecht verschaffen, indem er einigen den Titel eines Vorarbeiters, Obergärtners, Oberstallburschen usw. verleiht; er könnte ihnen auch das Wahlrecht nehmen durch die Entziehung dieser Titel. Auch soll der Arbeitgeber in erster Linie bezeugen, ob jemand bereits drei Jahre bei ihm arbeitet! Aber wir wollen die Schönheiten des Entwurfes nicht weiter enthüllen.

Den doppelten Zweck, Ausschluß der Arbeiter und der Nationalitäten, erreicht der Entwurf durch diese zwanzigerlei Bestimmungen wirklich. Über die Nationalitäten gibt der Entwurf folgende Statistik:

Im eigentlichen Ungarn ohne Kroatien haben	Von der Gesamtbevölkerung	Von den jetzigen Wählern	Von den Wählern nach gegenwärtiger Vorlage
Ungarische Muttersprache	54,5	59,6	60,2
Deutsche "	10,4	11,7	13,1
Slowakische "	10,7	9,9	10,4
Rumänische "	16,1	10,6	9,9
Ruthenische "	2,5	2,8	1,7
Kroatische "	1,1	1,1	1,0
Serbische "	2,5	2,7	2,3
Sonstige "	2,2	1,6	1,4

Die weder madjarische noch deutsche Bevölkerung gibt in der Gesamtbevölkerung einen Prozentsatz von 35,1, in der Wählerzahl bloß 26,7, um ein Drittel weniger.

Was die Arbeiter anbelangt, gehören von der über vierundzwanzig Jahre alten männlichen Bevölkerung des Landes 47 Prozent der Arbeiterklasse an: in der Zahl der Wähler soll sie nach dem neuen Entwurf bloß mit 17 Prozent vertreten sein.

* * *

Wie wir schon eingangs erwähnten, löste der Gesetzentwurf, dessen Inhalt übrigens von unserem Zentralorgan „Nepszava" schon eine Woche vor der öffentlichen Bekanntgabe publiziert wurde, im ganzen Lande einen wahren Sturm aus. Die verständigeren Elemente aller Parteien und Klassen sahen es sofort ein, daß diese Vorlage unannehmbar ist, da sie ihren Zweck, die Beruhigung der Arbeiterklasse, durchaus nicht erreicht. Daß die Arbeiterklasse den schärfsten Kampf begonnen hat, ist selbstverständlich: am 12. und 19. Januar finden im ganzen Lande große Volksversammlungen statt, und für den 26. Januar ist ein außerordentlicher Partei-

kongreß nach Budapest einberufen; derselbe wird über die weitere Art des Kampfes beraten und wahrscheinlich den allgemeinen Streik beschließen.

Die Vorbereitungen zu dem Generalstreik werden jedoch heute schon mit großem Eifer und dem besten Erfolg betrieben; die Stimmung der gesamten Arbeiterschaft ist so eindeutig für den Kampf, daß kaum ein Zweifel besteht, der Kongreß werde sich einstimmig für den Generalstreik aussprechen. Die Vorbereitungen der Arbeiterschaft haben bei der Bürgerschaft teils Furcht, teils Zustimmung erregt: die ganze Presse beschäftigt sich seit Tagen mit dem kommenden Kongreß, und die Furcht vor der organisierten Arbeiterschaft ist so groß, daß es leicht zu dem Sturze der Regierung, zur Zurückziehung der Vorlage kommen kann, bevor die Arbeiterschaft ihren Entscheidungskampf beginnt.

Kein Populismus in der amerikanischen sozialistischen Partei.

Von **A. M. Simons.**

Ich glaube kaum, daß der Artikel Wallings in den Vereinigten Staaten tragisch genommen wird; die Irrtümer darin sind den amerikanischen Sozialisten zu bekannt, um schädlich zu wirken. Es wird indessen keine schwierige Aufgabe sein, auch den deutschen Genossen die Falschheit und Unzuverlässigkeit von Wallings Behauptungen zu beweisen.

Allerdings hat mich Wallings Angriff überrascht. Es waren in Indianapolis ungefähr 50 Delegierte, von denen man annahm, daß sie mehr oder minder zu dem von Walling vertretenen Flügel der sozialistischen Bewegung gehörten. Beinahe alle stimmten für das Farmerprogramm, und keiner fand darin irgend etwas von den schrecklichen Dingen, die Walling schildert.

Walling sagt, daß das Programm der Farmer „fast identisch" mit dem Programm Roosevelts ist. Man kann die Unrichtigkeit dieser Behauptung auf die einfachste Art beweisen, indem man Roosevelts Programm zitiert und somit jedem die Möglichkeit des Vergleichs gibt. Die Grundsätze der Progressistenpartei in dieser Sache sind die folgenden:

Unsere Partei verpflichtet sich, die Entwicklung des landwirtschaftlichen Kredits und des Genossenschaftswesens, ferner den landwirtschaftlichen Unterricht in Schulen, landwirtschaftliche Hochschulkurse sowie die Verwendung von Maschinen auf dem Lande zu fördern, ferner die Country Life Commission (eine von Roosevelt während seiner Präsidentschaft geschaffene landwirtschaftliche Untersuchungskommission) wiederherzustellen, um auf diese Weise direkt den Wohlstand der Farmer zu heben und ihnen die Vorteile eines besseren Wirtschafts- und Geschäftsbetriebs sowie einer besseren Lebensführung zu ermöglichen.

Walling sagt nun, daß diese beiden Programme gerade hinsichtlich des Staatssozialismus „fast identisch" sind. In Wirklichkeit aber befürwortet Roosevelt den staatlichen Besitz oder Betrieb von Ackerland gar nicht. Ich führe abermals das Programm der Progressistenpartei an, um zu beweisen, daß der Ackerbau darin von jeder Verstaatlichung ausdrücklich ausgeschlossen ist:

Anbaufähiges Land in den der Nation gehörigen Waldungen sollte dem eigentlichen Kolonisten stets überlassen bleiben.... Wir glauben, daß die vorhandenen

Wälder, Kohlen- und Ölländereien, die Wasserkräfte und die anderen natürlichen Hilfsquellen, die noch im Besitz eines Staates oder des Bundes sind (*mit Ausnahme der Ackerbauländereien*) besser erhalten und für das Allgemeinwohl nutzbringender gemacht werden, wenn sie in staatlicher Verwaltung bleiben.

Das Farmerprogramm der sozialistischen Partei erklärt sich im Gegenteil dafür, „daß alles Land, das im Besitz des Bundes, eines Staates oder einer lokalen Körperschaft steht, in diesem Besitz erhalten und durch fortwährenden Erwerb von Land im Wege von Urbarmachung, auf Grund von Kauf, gerichtlichen Urteils, der Besteuerung oder in anderer Weise vermehrt werde". Anstatt also „fast identisch" zu sein, stehen die beiden Programme hier in entschiedenem Gegensatz, und das ist einer der Punkte, von denen Walling beinahe seinen ganzen Artikel abhängig macht.

Aber Walling behauptet, daß das Schreckgespenst des „Staatssozialismus" in jedem Winkel des Farmerprogramms verborgen ist. Uns, die wir ihn kennen, überrascht das nicht. Er hätte jedoch sein Lieblingsgespenst den Genossen in Deutschland nicht als etwas wirklich Vorhandenes vorführen sollen. Er sagt, „solange die Sozialisten die Regierung nicht beherrschen, werden alle derartigen Regierungs-, Staats- und Kommunalfarmen nicht *gesellschaftlich*, sondern *regierungsmäßig* durch eine kapitalistische Verwaltung betrieben werden." Gewiß, aber das oben angeführte Programm spricht weiter von „Land, das so rasch als möglich in Farmen mit gesellschaftlichem Betrieb umgewandelt werden soll zum Zwecke kollektiver landwirtschaftlicher Unternehmungen". Die Bedeutung dieses Ausspruchs ist klar, steht aber im vollen Gegensatz zu dem, was Walling uns glauben machen möchte. Es bedeutet, daß diese Farmen „*gesellschaftlich betrieben*" werden sollen, und dieses Programm wurde von Sozialisten als Richtschnur aufgestellt für Sozialisten, wenn sie die Regierung beherrschen werden, und nicht für „kapitalistische Verwaltungen".

Zudem wurde der Teil des Programms, der die Genossenschaftsfrage behandelt, ausdrücklich dahin erläutert, daß er als Basis für die Einführung des italienischen Systems landwirtschaftlicher Genossenschaften dienen solle. In diesem Sinne ist er auch in der von mir verfaßten und von der sozialistischen Partei während der jüngsten Kampagne in großen Mengen verbreiteten Flugschrift ausgelegt worden, und diese Flugschrift gehört jetzt zu unserer allgemeinen Agitationsliteratur unter den Farmern.

Seit Walling seinen Artikel schrieb, hat die Wahl, zum Nachteil für seinen Ruf als Prophet, gezeigt, daß die Befürchtung, die Roosevelt-Partei würde den Sozialisten die Farmer abwendig machen, unbegründet war; die Sozialisten haben vielmehr gerade in den hauptsächlich Ackerbau treibenden Roosevelt-Staaten Kansas und Oklahama einige ihrer größten Erfolge erzielt. Die Farmer konnten besser lesen als Walling und sahen, daß die beiden Programme keineswegs „fast identisch" sind.

Walling will beweisen, daß die sozialistische Partei dem Populismus und den kleinkapitalistischen Interessen Konzessionen gemacht habe, aber was er zu diesem Zwecke vorbringt, ist unrichtig.

So sagt er uns, daß die sozialistische Partei „diese so sorgfältig ausgedachte sozialistische Agrarpolitik (die Politik der früheren Jahre und die Politik Vaillants in Frankreich) beinahe vollständig aufgegeben hat". Da ich selbst es bin, von dem die früheren Programme und auch das gegen-

wärtige „so sorgfältig ausgedacht" wurden, müßte ich doch irgend etwas von diesem Wechsel in der Stellungnahme wissen; ich weiß aber nur, daß die einzig wichtige Abänderung in diesem Jahre genau in entgegengesetzter Richtung stattfand. Die ungeheure Steigerung der Bodenwerte und die Umwälzung, die durch die neuen Kraftmaschinen in der Landwirtschaft hervorgebracht wird, bewirkte, daß jetzt zum erstenmal das Komitee darüber einig war, die Beseitigung des kleinen Farmbetriebs stehe bevor, und dieser Umstand müsse bei der Abfassung eines politischen Programms in Betracht gezogen werden. Diese Ansicht steht, wie ersichtlich, in genauem Gegensatz zu der, die Walling dem Komitee zuschreibt; sie wurde von mir, als ich das Programm dem Parteitag vorlegte, aufgestellt und in der oben erwähnten offiziellen Flugschrift wiederholt.

Keinerlei Tatsachen liegen vor, die beweisen, daß das Farmerprogramm irgendwie den arbeitgebenden Farmer begünstigt. Walling stützt seine ganze Beweisführung in dieser Sache auf die voraussichtliche Auslegung, welche „Nichtsozialisten" dem Worte „Ausbeutung" geben könnten, das nicht in dem Farmerprogramm enthalten ist, sondern im Hauptprogramm. Er sagt uns, daß das hier gebrauchte Wort Ausbeutung „nur als eine Verstärkung" des Ausdruckes „Spekulation" aufgefaßt werden könnte, der in demselben Satze vorkommt. Eine derartige Auffassung ist aber undenkbar für jeden, der Englisch versteht. Und außerdem wendet sich der zweite Absatz im Farmerprogramm vollständig und ausdrücklich gegen die Stellungnahme, die Walling aus dem Hauptprogramm herauslesen will. Dieser zweite Teil des Programms verlangt, „daß alles Farmland, das nicht von dem Eigentümer selbst bebaut wird, bis zu seinem vollen Rentenwert mit einer Steuer belegt werde, und daß tatsächliche Benutzung und Innehabung allein zum Besitz des Landes berechtigen sollen". Diese Maßregel würde Land, das durch Lohnarbeit bebaut wird, sofort in Nationalbesitz überführen.

Das ganze Programm wurde in der bestimmten Absicht abgefaßt, ein ausführbares System für die unmittelbare Expropriierung des Großgrundbesitzes und des kapitalistischen Farmers aufzustellen. So wurde es vor dem Parteitag und später in meinen Artikeln zur Erläuterung des Programmes erklärt. Walling allein hat behauptet, daß das Programm das genaue Gegenteil von dem sagt, was andere darunter verstanden haben.

Wenn Walling den stenographischen Bericht des Kongresses von Indianapolis (er war persönlich nicht anwesend) gelesen hätte, würde er daraus ersehen haben, daß man, als angeregt wurde, die Lohnarbeit auf dem Lande stärker zu berücksichtigen, die Frage dahin entschied, daß diese Sache sowohl im Hauptprogramm erledigt sei als auch durch die allgemeine und wohlbekannte (wenigstens jedermann außer Walling bekannte) Forderung der Sozialisten nach vollständiger Expropriierung eines jeden Anwenders von Lohnarbeit auf welchem Gebiet immer. Dieser Standpunkt galt allgemein für so feststehend, daß es überflüssig gewesen wäre, ihn nochmals in dem Programm festzulegen, das sich nur mit Problemen beschäftigen sollte, die ausschließlich auf den Ackerbau Bezug haben. Walling ist denn auch tatsächlich der einzige, der diesen Irrtum beging.

Wie er glauben konnte, daß das Farmerkomitee sich in irgendeiner Weise freundlich zu dem arbeitgebenden Farmer stellte, ist in Anbetracht des folgenden Paragraphen im Farmerprogramm schwer zu verstehen:

Die sozialistische Partei verpflichtet sich zur Unterstützung der Pächter und ländlichen Lohnarbeiter bei ihren Versuchen, sich zu organisieren, um sich gegen die Angriffe des Kapitalismus und der Arbeitgeber auf dem Lande zu schützen.

Um seine Ansicht zu verteidigen, stellt Walling auch den siebten Artikel des Programms schief dar, in welchem erklärt wird, daß „im Eigentum der Gesellschaft stehende Farmen" dem ländlichen Lohnarbeiter Erleichterung verschaffen werden. Obwohl er kurz vorher den Unterschied zwischen „staatlichem" und „gesellschaftlichem" Besitz klargemacht hat, erscheint es ihm jetzt zweckdienlich, diesen Unterschied zu verwischen und unbeachtet zu lassen. Wer die Tatsachen kennt, würde es niemals in Frage stellen, daß in jedem Bezirk errichtete „Farmen in gesellschaftlichem Besitz und Betrieb" praktisch die Ausbeutung der Lohnarbeit im Farmbetrieb abschaffen würden. Gerade diese Art gesellschaftlichen Besitzes und Betriebs ist von dem Artikel des Programmes gemeint und von mir in der obenerwähnten Flugschrift auseinandergesetzt worden. In dieser Flugschrift, die unter der Leitung des nationalen Wahlagitationskomitees der sozialistischen Partei abgefaßt wurde, brauchte ich die folgenden Worte:

Solche Farmen würden sofort das Problem des Lohnarbeiters und des Kleinpächters lösen. Sie würden den Mitgliedern dieser ausgebeuteten Klassen das volle Produkt ihrer Arbeit sichern und deren Produktivität durch Anwendung von Erfindungen steigern, in deren Besitz sich zu setzen ihnen jetzt unmöglich ist.

Klingt das etwa nach „Staatskapitalismus"?

Walling hat auch in weniger wichtigen Punkten unrecht. Er stützt eine lange Beweisführung auf die Behauptung, daß „das Komitee, welches die obenerwähnte Resolution entwarf, ausschließlich aus Farmern bestand". Tatsache ist aber, daß nicht ein einziger Farmer in dem Komitee war, das dieses Programm formulierte. Einige Delegierte rügten diesen Mangel, und die Berichterstattung über das Programm wurde deshalb aufgeschoben, bis mehrere Farmer in das Komitee aufgenommen waren, deren Zahl aber keineswegs genügte, um eine Majorität zu bilden. Die einzige Änderung, die die Farmer herbeiführten, bestand in der Hinzufügung des Schlußartikels im Programm, der den sozialistischen Landesorganisationen der Einzelstaaten in unbedeutenden Punkten Autonomie zusicherte.

Walling bemüht sich, bei den deutschen Genossen den Eindruck zu erwecken, daß das sozialistische Parteiprogramm die Tatsache der Klassenherrschaft zu verbergen sucht und seinen Angriff auf die Großkapitalisten beschränkt. Die beste Antwort hierauf gibt der folgende Auszug aus dem Parteiprogramm:

Die Gesellschaft ist in sich bekämpfende Gruppen und Klassen geteilt, die auf materiellen Interessen beruhen. Im Grunde ist dieser Kampf ein Konflikt zwischen zwei Hauptklassen, von denen die eine, die Kapitalistenklasse, die Produktionsmittel besitzt, während die andere, die arbeitende Klasse, diese Produktionsmittel nach den von den Besitzern vorgeschriebenen Bedingungen gebrauchen muß.

Die Kapitalistenklasse, obwohl an Zahl gering, beherrscht vollständig die legislative, exekutive und richterliche Gewalt. Diese Klasse besitzt ferner durch ihre organisierte Presse die Macht, Nachrichten zu sammeln und zu verbreiten. Sie gewährt Geldunterstützungen an Universitäten und Schulen, aber auch an die religiösen und moralischen Faktoren. Sie genießt noch überdies den Einfluß, den der Bestand des Gewohnten jeder Gesellschaftsform, ob rechtmäßig oder nicht, verleiht.

Die arbeitende Klasse schließt alle ein, die gezwungen sind, für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten, gleichgültig ob mit der Hand, mit dem Kopfe, in Werkstätten, in Minen oder auf dem Acker; sie übertrifft an Zahl die Kapitalistenklasse bei weitem. Solange dieser Klasse eine wirksame Organisation und Klassensolidarität fehlen, ist sie nicht imstande, ihren Willen durchzusetzen. Erlangen die Arbeiter aber diese Klassensolidarität und wirksame Organisation, so werden sie die Macht besitzen, alle Gesetze zu machen und die ganze Industrie in ihrem eigenen Interesse zu beherrschen.

Alle politischen Parteien sind der Ausdruck des wirtschaftlichen Klasseninteresses. Mit Ausnahme der Sozialistenpartei repräsentieren alle anderen Parteien die eine oder die andere Gruppe der Kapitalistenklasse. Ihre politischen Konflikte entsprechen nur einer oberflächlichen Nebenbuhlerschaft zwischen wetteifernden kapitalistischen Gruppen. Wie auch immer das Resultat sei, für die Arbeiter haben diese Kämpfe kein Ergebnis von wirklichem Wert. Ob die Demokraten oder die Republikaner politisch gewinnen, unter allen Umständen ist es die Kapitalistenklasse, die wirtschaftlich den Sieg davonträgt.

Wallings Zahlen sind so irreführend wie seine anderen Behauptungen; aber hierbei mag Unkenntnis zu seiner Entschuldigung dienen. Allerdings kommt man zu den von ihm angegebenen Zahlen, aber nur, wenn man das Gebiet der Vereinigten Staaten als Einheit in Betracht zieht. Aber dies Verfahren schließt dann auch die kleinen Baumwollfelder des Südens ein, die die alten Plantagen mit Sklavenarbeit verdrängt haben und wo in einigen Distrikten mehr als 95 Prozent der Farmen von Pächtern betrieben werden — eine Tatsache, die schwerlich mit Wallings Ansicht übereinstimmt, daß der kleine Besitzer seine eigene Farm innehat. Wenn man die großen Ackerbaustaaten im Umkreis von 500 Meilen von Chicago in Betracht zieht, die beinahe die Hälfte des Landwirtschaftsertrags der Vereinigten Staaten aufbringen, wird man sehen, daß die Ackerbau treibende Bevölkerung stetig und sogar rapide abnimmt, wogegen die Pächterschaft sich vermehrt und die Farmen größer werden, und all dieses in einem Maßstab, der wichtige soziale Veränderungen noch innerhalb der heutigen Generation hervorbringen wird.

Es ist offenbar unmöglich, in einem polemischen Artikel von diesem Charakter eine umfassende Darlegung der landwirtschaftlichen Zustände in Amerika zu geben, wie sie notwendig wäre, um Wallings gänzlichen Mangel an Verständnis für diese Verhältnisse klarzulegen. Nur ein ausgesprochener Dilettant in dem Studium der landwirtschaftlichen Entwicklung in den Vereinigten Staaten kann das ganze Land als Einheit betrachten. Es wäre dies ebenso töricht, als wollte man die russischen Weizenfelder, die italienischen Olivenpflanzungen, die rheinischen Weinberge und die Pariser Gemüsegärten unter einen Hut bringen; denn die landwirtschaftlichen Bedingungen innerhalb des Gebiets der Vereinigten Staaten weisen eine ebenso große Verschiedenheit auf.

Walling setzt großes Zutrauen in die Fähigkeit der kapitalistischen politischen Parteien, den Prozeß der landwirtschaftlichen Entwicklung aufzuhalten. Ohne Zweifel werden nach dieser Richtung hin eifrige Anstrengungen gemacht werden. Ehe ich Wallings Artikel las, hatte ich bereits eine Studie über diese Bemühungen vorbereitet, die veröffentlicht sein wird, bevor diese Zeilen Deutschland erreichen. Es herrscht hier augenblicklich eine wahre Epidemie in landwirtschaftlicher Gesetzgebung und

landwirtschaftlichem Unterricht. Raiffeisenkassen, Genossenschaften, umfassende Pläne für landwirtschaftlichen Unterricht und ein ganzes Heer anderer Maßregeln sind ins Werk gesetzt worden durch die Bundes- und Staatsregierungen, durch Eisenbahnen, Harvesterkompanien und Versandhäuser. Der Harvestertrust und ein großes Versandhaus haben innerhalb weniger Monate je eine Million Dollar für die Heranziehung von „Ackerbausachverständigen" ausgegeben, die damit beauftragt werden, je einen Distrikt zu überwachen und als Instruktoren für die Farmer in diesen Distrikten zu wirken.

Aber außer Walling hat niemand davon geträumt, daß diese Maßregeln mehr zur Rettung der kleinen Farmer beitragen könnten, als ähnliche Maßregeln es in Hinsicht auf den kleinen Fabrikanten und den kleinen Kaufmann getan haben.

Es ist wahr, daß La Follette und Roosevelt dem Farmer viel versprechen. Sie versprechen aber dem kleinen Kapitalisten nicht weniger; sie versprechen, die Trusts zu brechen und die Konkurrenz wiederherzustellen. Glaubt Walling, daß sie dies tatsächlich tun werden?

Es war schließlich die einstimmige Meinung aller Delegierten in Indianapolis, daß das gegenwärtige Farmerprogramm weniger vom Populismus in sich hat als irgend eins, das vorher aufgestellt worden ist. Ich weiß, daß diese Ansicht wahr ist, und da ich dies Programm sowie auch die anderen entworfen habe, kann man mir zutrauen, daß ich genau weiß, was ich behaupte. Auch die Delegierten, von denen man annahm, daß sie zu demselben Flügel der sozialistischen Partei gehören wie Walling, teilten diese Ansicht. Er allein war so klug, aus Beschlüssen des Farmerkomitees und des Parteitags Dinge herauszulesen, die ihnen niemals in den Sinn gekommen sind.

Aus dem württembergischen Hexenkessel.

Von **K. Kautsky.**

Man wird in der Tat an einen Hexenkessel gemahnt, wenn man das Parteileben Württembergs innerhalb der letzten Jahre verfolgt. In den übrigen Teilen der Partei ist die Gereiztheit zwischen den beiden Flügeln im Schwinden, die eine Folge ihrer langjährigen Kämpfe gewesen. Sind die Gegensätze auch nicht beseitigt, so werden sie doch in urbaneren Formen ausgefochten, wie erst jüngst wieder der Preußentag in erfreulicher Weise zeigte. Nur in Württemberg flammt der Gegensatz immer wieder lichterloh auf.

Es wäre eine überflüssige Arbeit, sich in Rekriminationen zu ergehen und nach dem Karnickel zu suchen, das angefangen hat. Wichtig ist nur die Frage, wie wir in Württemberg wieder zu würdigen und ersprießlichen Formen des Parteilebens kommen.

Das ist keine leichte Aufgabe. Wie immer man sich aber ihre Lösung vorstellen mag, die erste Vorbedingung dazu liegt sicher darin, daß von den leitenden Personen, die als Vertreter der Gesamtheit fungieren, alles vermieden wird, was ohne Not die eine oder die andere Seite verletzen könnte.

Diese Notwendigkeit scheint die Mehrheit der württembergischen Landtagsfraktion nicht erkannt zu haben. Denn sie hat es jüngst für angezeigt

gehalten, einen neuen Zankapfel in die Partei zu schleudern durch ihre Beteiligung an einer monarchischen Demonstration, an der Eröffnung des Landtags durch den König. Die Fraktion wußte, daß sie sich damit in neuen, schroffen Gegensatz zu den radikalen Parteigenossen Württembergs stellte. Diese Genossen mögen die Minderheit im Lande bilden, sie gehören aber zur großen Mehrheit der Partei im ganzen Reich, die sich wiederholt mit großer Entschiedenheit gegen jede Teilnahme an monarchischen Kundgebungen ausgesprochen hat. Nun sind ja Fälle denkbar, in denen eine Verletzung von Parteibeschlüssen im Parteiinteresse geboten ist. Aber nur die gewichtigsten Gründe vermögen eine derartige Verletzung zu rechtfertigen. Liegen solche Gründe diesmal vor?

Nachdem die Haltung der württembergischen Landtagsfraktion in der Parteipresse energische Anfechtung und Ablehnung erfahren, was von vornherein zu erwarten gewesen, veröffentlicht ihr Vorstand im „Vorwärts" vom 17. Januar einen Artikel zu ihrer Rechtfertigung, mit der Überschrift: Ich klage an! Diese Worte hatten das Leitmotiv der Zolaschen Enthüllungen gebildet, in deren er nachwies, daß Hauptmann Dreyfus ein Opfer der schändlichsten Fälschungen geworden sei. Will sich die Mehrheit der Fraktion auch als solches Opfer hinstellen? Es scheint fast, nach der moralischen Entrüstung zu urteilen, die ihr Vorstand über den „Vorwärts" ausgießt, weil er es gewagt, an der Fraktion wegen ihrer Verletzung von Parteibeschlüssen rein sachliche und sehr zurückhaltende Kritik zu üben.

Doch das ist Nebensache. Aber welche Gründe bringt sie für ihr eigenes Verhalten vor? Der größte Teil ihrer Rechtfertigungsschrift will die Behauptung stützen, daß in Württemberg und auch anderwärts früher schon das gleiche geschehen sei, was die Fraktion jetzt tat, ohne daß ein Hahn danach gekräht hätte. Wenn diesmal anders verfahren werde, könne nur persönliche Ranküne gegen die jetzige Fraktion daran schuld sein.

„Mit welchem Recht," sagt der Fraktionsvorstand, „behandelt der ‚Vorwärts' die Württemberger als Parteisünder, wenn er die Handlungen der anderen als Selbstverständlichkeiten ansieht?"

Dies Argument scheint dem Vorstand das entscheidende zu sein, denn er läßt es fett drucken. Es würde aber höchstens etwas besagen, wenn es sich wirklich um eine moralische Be- und Verurteilung handelte und nicht um eine politische Frage.

Ich will hier auf die Einzelfälle nicht eingehen, die die Rechtfertigungsschrift vorbringt. „Vorwärts" und „Tagwacht" haben bereits gezeigt, daß diese Fälle ganz anders liegen, als die Rechtfertigungsschrift meint. Aber nehmen wir an, sie stimmten alle ganz genau, was bewiesen sie? Daß einzelne Fälle monarchischer Demonstrationen vorgekommen seien, die unbemerkt blieben oder stillschweigend hingenommen wurden. Daraus könnte man aber nur eines schließen: daß wir „Radikalen" nicht so böse Menschen sind, wie wir unseren Genossen im württembergischen Landtag erscheinen. Wir lieben den Streit nicht und lassen manchmal fünf grade sein, wenn einmal anscheinend eine bloße Entgleisung ohne weitere Konsequenz vorkommt. Wenn aber unsere Friedensliebe so ausgelegt wird, wie es die württembergische Fraktion tut, dann werden wir freilich künftig die verschiedenen Fraktionen noch schärfer unter die Lupe nehmen müssen.

Richtig ist es, daß die Partei nicht jeden Akt, der als monarchische Demonstration betrachtet werden konnte, zum Gegenstand einer großen Bewegung gemacht hat. Aber wenn sie auf einen solchen Akt zu sprechen kam, dann hat sie ihn regelmäßig verurteilt. Die Fraktion kann sich im besten Falle auf gelegentliches Stillschweigen berufen, nirgends aber auf eine ausdrückliche Zustimmung. Soweit Beschlüsse der Parteitage vorliegen, sprechen sie alle gegen das Vorgehen der Fraktion.

Und diesmal handelte es sich nicht um einen Akt, den man als gelegentliche Entgleisung mit dem Mantel christlicher Liebe bedecken konnte, denn er bildete nur ein Glied in einer Kette ähnlicher Vorgänge, die alle bereits den lebhaftesten Protest in weiten Parteikreisen hervorgerufen hatten.

Wenn ich durch eine bestimmte Handlung bewußt und absichtlich Zank und Streit in der Partei entfache, dann muß ich bessere Gründe dafür haben als den Hinweis darauf, daß ähnliche Handlungen mitunter unbemerkt vorübergegangen waren. Dann muß ich den Beweis erbringen, daß diese Handlung notwendig war, geboten durch die Interessen des Proletariats und der Partei. Wo diese Interessen in Frage kommen, da allerdings müssen die Rücksichten auf den Parteifrieden schweigen. So hoch er uns steht, so wünschenswert er ist: wenn Meinungsverschiedenheiten auftauchen über Lebensfragen des Proletariats, dann müssen sie ausgefochten werden.

Hier lag der entscheidende Punkt für unsere Fraktion. Wollte sie sich rechtfertigen, dann mußte sie zeigen, daß wichtige Interessen der Partei oder der Arbeiterschaft auf dem Spiele standen, wenn sie der Eröffnung des Landtags fernblieb, Interessen von solcher Bedeutung, daß das höfische Zeremoniell und die Bekundung der Untertänigkeit demgegenüber nicht in Betracht kamen. Der Fraktionsvorstand macht denn auch den Versuch, einen Beweis dieser Art zu führen. Er erklärt:

> Die „Tagwacht"redaktion geht auch wieder stolz an der seit Jahrzehnten von unseren Parlamentsvertretern, besonders im Reichstag, abgegebenen Erklärung vorbei, daß wir alle verfassungs- und geschäftsordnungsmäßigen Pflichten erfüllen und dafür alle aus der Verfassung und der Geschäftsordnung sich ergebenden Rechte beanspruchen. Die Sozialdemokratie hat bisher im Landtag alle ihr zustehenden Rechte ausüben können. Soll sie nun durch eine lächerliche Scheu vor dem Anblick bunter Röcke und dem Hochruf anderer ihre Rechte gefährden oder künftige Ansprüche unterminieren? Dann würde sie proletarische Rechte und Interessen in unverantwortlicher Weise verletzen. Der Hinweis darauf, daß die Fünfmännerfraktion von 1901 trotz ihres Fernbleibens vom Eröffnungsakt ihre Rechte ausgeübt habe, ist kein Gegenbeweis. Oder haben die geschworenen Feinde jeder „Teilnahme an monarchischen Zeremonien" in unseren Reihen ein so unerschütterliches Vertrauen zur bürgerlichen Landtagsmehrheit, daß sie überzeugt sind, die Ablehnung von Pflichten seitens der Sozialdemokratie werde nie zu einer Schmälerung der Rechte derselben ausgeschlachtet werden? Wir könnten eine solche Vertrauensseligkeit nicht teilen und erfüllen daher die rechtsgültigen Pflichten, um stets unsere Rechte beanspruchen und wirksam verteidigen zu können.

Das ist alles, aber auch alles, was der Fraktionsvorstand vorzubringen weiß. Nicht viel, aber dafür reichlich unklar.

Wie bei ähnlichen Gelegenheiten früher werden uns auch diesmal wieder die „verfassungs- und geschäftsordnungsmäßigen Pflichten" entgegengehalten, die man erfüllen müsse, wolle man „die aus der Verfassung und der

Geschäftsordnung sich ergebenden Rechte beanspruchen", aber diese Pflichten bleiben Amtsgeheimnis. Ich kann mich nicht erinnern, daß jemals die Paragraphen der Verfassung und Geschäftsordnung mitgeteilt wurden, die den Abgeordneten zur Teilnahme an der Landtagseröffnung zwingen, wenn er nicht seiner Rechte verlustig gehen will. Gäbe es solche Bestimmungen, dann hätte niemand etwas dagegen einzuwenden, daß man sich ihnen fügt. So legen unsere Abgeordneten auch ohne jeden Widerspruch den Eid ab, weil die Ausübung des Mandats wichtiger ist als derartige Formalitäten. Aber ein derartiger Zwang, der feierlichen Eröffnung des Landtags beizuwohnen, existiert nicht. Das wird schon dadurch bewiesen, daß eine Reihe unserer Abgeordneten bei der Eröffnung fehlten, ohne daß ihr „Anspruch auf die aus der Verfassung und der Geschäftsordnung sich ergebenden Rechte" eine Schmälerung erfahren hätte.

Also der Hinweis auf die „verfassungs- und geschäftsordnungsmäßigen Pflichten" ist nichts als eine wohlklingende Redensart, hinter der nicht das mindeste von sachlichem Inhalt steckt.

Das fühlt auch der Fraktionsvorstand selbst, und so gesellt er dazu noch ein weiteres Argument: Sollte die Sozialdemokratie durch Fernbleiben von der Eröffnungsfeier „ihre Rechte gefährden oder künftige Ansprüche unterminieren? Dann würde sie proletarische Rechte und Interessen in unverantwortlicher Weise verletzen."

Das klingt ebenso schön wie der Hinweis auf die verfassungsmäßigen Pflichten, aber auch hier hört der Vorstand dort auf, wo er eigentlich erst recht anfangen sollte. Wie er sich damit begnügt, im allgemeinen von Pflichten zu reden, die Verfassung und Geschäftsordnung auferlegen, statt diese Pflichten im einzelnen darzulegen, so vergißt er auch hier, zu zeigen, welche Rechte gefährdet, welche künftigen Ansprüche unterminiert, welche proletarischen Rechte und Interessen verletzt wurden, wenn unsere Fraktion der monarchischen Zeremonie der Landtagseröffnung fernblieb. Der entrüstete Hinweis darauf, daß diese Verletzung eine „unverantwortliche" gewesen wäre, trägt zur Erhellung der dunklen Andeutungen nichts bei. Vergeblich versuchte ich, sie aus der Sprache schwäbischer Kammerdiplomatie in verständliches Deutsch zu übertragen.

Ein böswilliger Kritiker könnte vielleicht meinen, dem einen oder anderen unserer württembergischen Landtagsabgeordneten schwebe die Aussicht vor, einmal zur Rolle eines schwäbischen Millerand oder Briand berufen zu werden, und diese „künftigen Ansprüche" würden „unterminiert", wenn man durch Fernbleiben von der Eröffnung das Wohlwollen des Königs verscherze. Diese böswillige Deutung liegt mir fern, indes jede andere versagt, und so bleibt mir der Tiefsinn der „unterminierten künftigen Ansprüche" verschlossen.

Aber es gibt ja noch ein anderes Argument, das das erste stützt und kräftigt. Der Fraktionsvorstand erklärt: Wenn wir prinzipiell jede Teilnahme an monarchischen Zeremonien ablehnen, ziehen wir uns den Unwillen der „bürgerlichen Landtagsmehrheit" zu, von der „die Ablehnung von Pflichten seitens der Sozialdemokratie zu einer Schmälerung ihrer Rechte ausgeschlachtet werden" wird. Woraus der Schluß zu ziehen: Wir müssen also an monarchischen Zeremonien teilnehmen, weil dies der Weg ist, „unsere Rechte stets wirksam verteidigen" zu können.

Das sagt uns nicht ein nationalliberales Elaborat, sondern eine Rechtfertigungsschrift sozialdemokratischer Abgeordneter.

Diese Anschauungen eingehend zu widerlegen, ist wohl überflüssig. Wem in unserer Partei könnte noch verborgen sein, daß die Gegnerschaft der „bürgerlichen Landtagsmehrheit" nicht daher rührt, weil unsere Abgeordneten bei der Eröffnung des Landtags fehlen, sondern daher, weil sie die Interessen des Proletariats vertreten, indes die Mehrheit die seiner Ausbeuter vertritt. Dieser Gegensatz wird und muß wachsen, um so mehr, je energischer unsere Abgeordneten ihre Pflicht erfüllen und die Rechte des Proletariats „wirksam verteidigen". Sicher vermögen sie das nicht aus eigener Kraft allein, aber ihre Stütze bildet nicht das Wohlwollen der bürgerlichen Landtagsmehrheit, sondern die Macht und Energie des Proletariats, das hinter ihnen steht. Es ist grundverkehrt, wenn ihnen das Wohlwollen des Königs und der bürgerlichen Mehrheit höher steht als die Macht und Energie des Proletariats, so daß sie unbedenklich, um jenes Wohlwollen zu gewinnen, diese Macht schwächen, indem sie Handlungen begehen, von denen sie wissen müssen, daß sie die Einheit des Proletariats stören und Zwist in seine Reihen hineintragen.

Das liegt so auf der Hand, daß das Vorgehen des Vorstandes der württembergischen Landtagsfraktion völlig unbegreiflich erscheint. Nicht an seinem guten *Willen* zweifeln wir, die Interessen des Proletariats zu wahren, sondern an seiner *Fähigkeit*, sich über lokale Einflüsse hinwegzusetzen, die seinen Blick beengen. Anders ist sein Vorgehen nicht zu verstehen.

Nun könnte man aber einwenden: Wenn der Parteifriede ein so kostbares Gut, warum dann die Fraktion nicht gewähren lassen? Gewiß ist es sinnlos, zu erwarten, die Sozialdemokratie könne durch Teilnahme an monarchischen Demonstrationen Vorteile für das Proletariat gewinnen. Aber wenn solche Demonstrationen ganz bedeutungslos sind, die Einigkeit der Partei dagegen höchst wichtig, ist es da nicht höchst unzweckmäßig, sich über das Vorgehen der Fraktion zu erregen, statt jene sonderbaren Schwärmer mit einem bloßen Achselzucken abzutun, die als moderne Posas glauben, der Weg zur Gedankenfreiheit und noch manchem anderen führe durch das Königsschloß?

Das könnte man ja tun, wenn die monarchischen Demonstrationen in *jeder Beziehung* bedeutungslos wären. Sie sind es aber nur als Mittel, die Interessen des Proletariats zu wahren. Dagegen versagen sie keineswegs als Mittel, das Proletariat zu *schwächen*.

Die Kraft, die das Proletariat in seinen Kämpfen entwickelt, hängt nicht nur von seiner *physischen* und *ökonomischen*, sondern auch von seiner *moralischen* Macht ab, von dem Maß an Kraft, das es sich selbst zutraut und das seine Gegner bei ihm vermuten, wie von dem Maße an Kraft, das diese Gegner bei sich selbst empfinden und das Proletariat ihnen beimißt. Dabei wirkt aber die Tradition stets zu seinen Ungunsten, da es eine aufkommende Klasse ist, deren überkommenes Kraftgefühl aus den Zeiten ihrer Schwäche stammt, indes die Kraft der Gegner aus dem gleichen Grunde stärker scheint, als sie ist. Diesen falschen Schein zu zerstören, ist eine der wichtigsten Aufgaben unserer Tätigkeit. Das geschieht aber am wirksamsten durch Demonstrationen der Kraft. So schädlich es

wirkt, eine Kraft demonstrieren zu wollen, die man nicht besitzt, so unerläßlich, alle Kraft zu zeigen, über die man verfügt.

Eines der kräftigsten moralischen Machtmittel, über das unsere Gegner verfügen, ist das Ansehen der monarchischen Staatsgewalt. Dies Ansehen zu stärken, steht im direkten Widerspruch zu den Aufgaben einer proletarischen Partei. Nichts aber vermag der Monarchie höheres Ansehen, den Anschein größerer Kraft zu verleihen, als wenn ausgesprochene Republikaner ihr huldigen oder auch nur zu huldigen scheinen. Aus dem Scheine der Kraft entspringt oft mehr Macht als aus wirklicher Kraft, und der Schein der Untertänigkeit bisheriger Gegner erhebt den Herrn, dem gehuldigt wird, oft mehr als wirkliche Untertänigkeit gedankenloser Untertanen. Wenn Sozialdemokraten an monarchischen Demonstrationen teilnehmen, hebt das die Monarchie noch in ganz anderer Weise, als wenn es Leute tun, bei denen man bisher daran gewöhnt war und die es rein geschäftsmäßig taten. Es bedeutet einen Sieg des Trägers der bürgerlichen Staatsgewalt über die im Kampfe gegen diese Staatsgewalt aufkommenden Volksschichten. Es erweckt in den Massen den Anschein unserer Überzeugung von der unerschütterlichen Kraft der Monarchie und von der Aussichtslosigkeit der Bestrebungen nach reiner Demokratie.

Es besagt also sehr wenig, wenn Genossen, die an monarchischen Demonstrationen teilnehmen, darauf hinweisen, ihre republikanischen Anschauungen würden dadurch nicht erschüttert.

Gerade deswegen, weil sie Republikaner sind, erhöhen sie um so mehr die dem Proletariat feindlich gegenüberstehende Staatsgewalt im Volksbewußtsein, wenn sie unter einem Schwarm von Hoflakaien auftreten und mit diesen zusammenwirken.

Wir müssen den falschen Schein zerstören, als sei die bürgerliche Staatsgewalt eine Macht so unwiderstehlicher Art, daß sich alles vor ihr beuge, auch die Sozialdemokratie. Nicht als Vasall der heutigen Machthaber, sondern als Faktor, der bestimmt ist, eine neue Staatsordnung zu begründen, fühlt sich das klassenbewußte Proletariat, und es verlangt von seinen Vertretern in den Parlamenten, daß sie dementsprechend auftreten.

Ansiedlung und Sozialdemokratie.

Von Dr. Wilhelm Grumach.

In Nr. 14 dieser Zeitschrift tritt Genosse Otto Braun für Ansiedlung von Landarbeitern ein oder vielmehr er empfiehlt der Partei entgegen ihrem bisherigen Standpunkt, von jetzt ab für Ansiedlung einzutreten. Er glaubt allerdings nicht wie Staat und Landbesitzer, daß dadurch die Landflucht gehemmt werden würde, und darin hat er meiner Meinung nach vollkommen recht, denn die Landflucht und vor allem die wesentlichste Folge derselben, der Arbeitsmangel auf dem Lande, haben viel tiefere Ursachen. Für ihn ist vielmehr das Entscheidende die Wohnungsfrage.

Bekanntlich bekommen die Gutstaglöhner oder Instleute und Deputanten vom Gutsherrn eine Wohnung gestellt, sind aber in der Benutzung derselben durch Bedingungen sehr beschränkt und durch die Gefahr, bei jedem Zwiste auf die Straße gesetzt zu werden, gefesselt. Diese Gutswohnung mit ihrem

Drum und Dran von beschränkenden Bedingungen im Verein mit dem Deputat macht den Instmann zum Hörigen des Gutsherrn. Das muß ohne weiteres zugegeben werden.

Aus dieser Hörigkeit, meint Genosse Braun, wird er durch Ansiedlung erlöst, weil er dann eine eigene Wohnung hat, sich selbst seine Naturalien erzeugen kann und nur für Geldlohn zu arbeiten braucht. Nehmen wir einmal an, es sei so. Dann würde dieser Vorteil doch nur einem kleinen Teile der Landarbeiter zugute kommen. Die „Taglöhner mit Deputatland", also auch Gutswohnung, betrugen 1907 in Preußen, dem hauptsächlichsten Lande des Großgrundbesitzes, 207 000 von 2 288 000 Landarbeitern überhaupt, also etwa nur 9 Prozent.

Wird nun wenigstens ein erheblicher Teil von diesen 9 Prozent voraussichtlich erlöst werden? Diese Frage deckt sich mit der, ob Ansiedler Instleute ersetzen können.

Die Instleute und Deputanten sind kontraktlich gebundene Jahresarbeiter. Der Landbesitzer braucht eben eine Menge von Arbeitern, welche die laufenden Arbeiten besorgen. Er muß diese Arbeiter täglich an der Hand haben; häufig kann erst am Morgen bestimmt werden, was getan werden soll, weil man sich häufig nach dem Wetter richten muß. Er muß sie auch das ganze Jahr über an der Hand haben, weil viele Arbeiten keine Unterbrechung dulden. Die Arbeiter müssen auch in der Nähe wohnen, um schnell da- oder dorthin dirigiert werden zu können. Deshalb hat der Bauer außer den Freiarbeitern Gesinde mit Jahreskontrakt, der Gutsbesitzer Instleute und Deputanten mit Jahreskontrakt. Brauchte der Gutsbesitzer keine festen Jahresarbeiter, er hätte sie längst durch Saisonarbeiter ersetzt. Wir sehen aber, daß die Zahl der „Taglöhner mit Deputatland", also Instleute und Deputanten, wenigstens in Preußen von 1895 bis 1907 nur um genau denselben Prozentsatz abgenommen hat wie die Großbetriebsfläche, nämlich um 11 Prozent, daß sie also relativ vollkommen gleich geblieben ist.

Kann der Ansiedler nun die Aufgaben des Instmannes erfüllen? Selbst für den Fall, der ziemlich ausgeschlossen ist, daß er eine Jahresabmachung übernimmt, kann er nicht schnell dirigiert werden, kann nicht immer an der Hand sein, denn er wohnt weit weg, eventuell einige Kilometer weit. Es ist das eine jener Schwierigkeiten, welche vor der sogenannten Bauernbefreiung dem Gutsbesitzer die Verwendung der auch nicht auf dem Gute wohnenden Bauern allmählich lästig und teilweise unmöglich machten und so zur Bauernbefreiung führten. Außerdem geht durch den Gang zur und von der Arbeit dem Arbeiter viel Zeit verloren, was seine Anstrengung vergrößert. Bringt man noch in Anrechnung, daß der angesiedelte Landarbeiter gerade in den Zeiten der Hochsaison durch Bearbeitung und Aberntung seines eigenen Landes, wenn auch nur für kurze Zeit, in Anspruch genommen wird, so ergibt sich, daß ein Ansiedler einen Instmann nicht ersetzen kann. Und so werden die Gutsbesitzer für die angesiedelten und so aus der Wohnungshörigkeit befreiten Instleute andere suchen und unter den Einliegern finden. Der Zustand bliebe also derselbe. Selbst wenn es, was ich nicht glaube, bei besonders günstigen Umständen gelänge, die Zahl der Instleute etwas herabzudrücken, diese Differenz wäre verschwindend klein.

Alle Vorteile, die der zum Ansiedler gewordene Instmann hätte, wären sehr wohl dadurch zu erreichen, daß man den Wohnungsvertrag des Inst-

mannes in einen echten Mietsvertrag, das Deputatland in echtes Pachtland und die ganze Entlohnungsart in einen reinen Lohnvertrag nach Art des industriellen Lohnarbeiters umwandelte. Das müßte die Aufgabe des Landarbeiterverbandes sein. Die Landbesitzer würden wegen des Arbeitermangels allmählich schon darauf eingehen. Im übrigen ist ja, wie bekannt, das Instmannsverhältnis sowieso schon in Umwandlung begriffen, und der Verband braucht nur hier treibend, dort bremsend einzugreifen.

Aber selbst wenn die Ansiedlung alle Vorteile hätte, welche ihr Genosse Braun zuschreibt, die Nachteile sind doch bedeutend größer, als er annimmt.

Braun gibt zu, daß der Landarbeiter durch die Ansiedlung in seiner Freizügigkeit beschränkt wird, meint aber, das sei bei den gegenwärtigen Verkehrsverhältnissen nicht so schlimm; wenn er in der Nähe nicht einträgliche Lohnarbeit finde, so könne er mit Bahn oder Rad leicht die nächste Stadt erreichen und dort arbeiten. Er führt als Beleg dafür die Äußerungen einiger Landwirte an, nach denen die Ansiedler häufig in den nächsten Städten als Bauarbeiter arbeiten.

Nehmen wir schon an, die Verkehrsmöglichkeit sei überall eine gute. Sieht denn Genosse Braun nicht, daß die hier erwähnten Ansiedler nicht angesiedelte Landarbeiter, sondern angesiedelte Bauarbeiter sind? Vielleicht ja Söhne von Landarbeitern, die aber in jungen Jahren zur Bauarbeit übergingen und sich aus irgendwelchen Gründen auf dem Lande in der Nähe ihrer Arbeitsstätte ansiedelten. Er führt ja selbst auf S. 501 an, daß von 2775 Angesiedelten 1509 industrielle Arbeiter waren. Ansiedler, die bisher Landarbeiter waren, kann man in der Stadt schwer verwenden, weil man da sowieso genug ungelernte Gelegenheitsarbeiter hat, und andererseits angesiedelte Industriearbeiter kommen wieder für die Landarbeit nicht in Frage. Die Sache liegt also umgekehrt: Nicht die angesiedelten Landarbeiter haben die Freiheit, einen höheren Lohn in der Stadt zu suchen, sondern Stadtarbeiter mit höheren Löhnen siedeln sich da an, wo sie leicht ihren Arbeitsort erreichen können. Nur das ergibt sich aus all den Angaben.

Nein, nicht frei wird der angesiedelte Landarbeiter in seinem Suchen nach Arbeit, sondern er wird darin ein Höriger seines Ansiedlungsortes; er kann seinen Arbeitsort nicht frei wählen, sondern er hat nur eine geringe Auswahl unter den Unternehmern. Der angesiedelte Bauarbeiter lebt von seinem Bauarbeitslohn; er will nur auf dem Lande im eigenen Hause wohnen und das an Bodenprodukten gewinnen, was er nebenbei bauen kann; der angesiedelte Landarbeiter will zum größeren Teile von seinem Lande leben und will die ländliche Lohnarbeit nur als Zubuße haben, denn er siedelt sich an, um seiner Existenz eine sichere Grundlage zu geben. Er muß seinem etwas größeren Landbesitz mehr Arbeit widmen, als Frau und Kinder leisten können; er muß deshalb schon möglichst viel Zeit am Werktag oder Sonntag von seiner Lohnarbeit zu erübrigen suchen und kann deshalb nicht weit von Haus seinen Arbeitsort suchen. Hat er einen erwachsenen Sohn, der ihn vertreten kann, so ist eben der gefesselt. Mag es also sein, wie es will, der Landarbeiter, der Ansiedler wird, ist an seinen Ansiedlungsort gebunden. Oder, wie selbst ein Gutsbesitzer sich ausgedrückt hat, er wird „Höriger seines Ansiedlungsortes", weil sein Aktionsradius zu klein ist.

In dem auch von Braun angeführten Werke „Die Verhältnisse der Landarbeiter in Deutschland" in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik, 3. Band, S. 479, erwähnt Weber die Bemerkung eines Referenten aus Posen, daß ein Besitzer mit mehr als 1 Hektar Besitz sich manche Arbeitsgelegenheit entgehen lassen müsse, und er selbst bemerkt dazu: „Diese sehr zutreffende und für die Frage der Ansässigmachung der Arbeiter wichtige Beobachtung (im Original fett gedruckt) ist für die Gesamtlage der grundbesitzenden Landarbeiter ausschlaggebend."

Diese Ansicht wird auch von Gutsbesitzern, zum Beispiel v. Schmeling und anderen, immer wieder betont.

Dadurch ist der Ansiedler gezwungen, das an Lohn anzunehmen, was ihm der nächste Arbeitgeber bietet, außerdem wird er dadurch der Lohndrücker auch für die übrigen Landarbeiter. Daher die allgemein gemachte Erfahrung, daß reichlicher Kleinstellenbesitz bei Großgrundbesitz den Stand der Löhne aufs tiefste herabdrückt.

In bezug auf die Pferdehaltung, das heißt in bezug darauf, daß der Ansiedler zu seiner Landarbeit auf die Pferde des Großgrundbesitzers angewiesen ist, teile ich die Ansicht Brauns, daß dies so wesentlich nicht ist.

Ganz unverständlich ist mir die Bemerkung Brauns, der Landarbeiter gelange durch die Ansiedlung „zum freien Lohnarbeitsvertrag, der die Vorbedingung ist für die Erzwingung des Koalitionsrechtes und seiner wirksamen Anwendung". Wie denn? Das Koalitionsverbot, respektive das Verbot des Lohnkampfes ist ein Gesetz. Nach § 2 Absatz c desselben sind diesem Gesetz alle Landarbeiter unterworfen, welche „gegen einen im voraus bestimmten Lohn behufs Bewirtschaftung angenommen sind", also auch Ansiedler, welche vorher einen Lohn vereinbaren. Die Abschaffung dieses Gesetzes ist nur wieder auf dem Wege der Gesetzgebung, also auf politischem Wege möglich, und darauf haben auch die Ansiedler keinen Einfluß.

Das Entscheidende bei der ganzen Frage der Ansiedlung ist für die Sozialdemokratie meiner Meinung nach das psychologische Moment. Daß der Landarbeiter zum Schutzzöllner wird oder werden könnte, ist nicht so wesentlich; meistens ist er es durch den Einfluß der größeren Landbesitzer schon jetzt. Ob er Vorteil von den Zöllen wirklich hat, kommt dabei nicht in Betracht; er glaubt ihn zu haben, weil sein Schwein jetzt teurer ist. Aber Besitz, besonders Landbesitz, übt einen ganz eigentümlichen Einfluß auf Gemüt und Verstand aus. Durch den Besitz wird der Landarbeiter zu demselben Eigentumsanbeter, wie es der Kleinbauer ist. Dann fesseln ihn tausend Fäden an den Gegenwartsstaat, und selbst wenn wir ihn gewinnen, so wird er nur alles unterstützen, was sein Eigentum zu schützen geeignet ist, und immer geneigt sein, mit dem Gegenwartsstaat zu paktieren.

Also der Landarbeiter wird durch die Ansiedlung nicht besser gestellt als der Instmann, er wird kaum freier, weil auch er dem Gesetz von 1854 unterworfen ist, und er wird uns ferner gerückt. Das sind alles Gründe, welche die Sozialdemokratie nur warnen können vor Eintreten für die Ansiedlung der Landarbeiter.

Zum Schluß.

Von **Ant. Pannekoek.**

Zu dem Artikel Kautskys: „Der jüngste Radikalismus" möchte ich mir, damit keine Mißverständnisse übrig bleiben, noch einige Schlußbemerkungen gestatten. Wenn ich auch verstehen kann, daß in der Zeit der Kriegsgefahr die Lust zur Beschäftigung mit theoretischen Grundfragen der Taktik nicht groß ist, so kann uns dabei doch die Tatsache trösten, daß Massenaktionen auch in der Frage der Bekämpfung der Kriegsgefahr nicht ganz bedeutungslos sind.

Erstens, wenn man von dem Klassencharakter als der bestimmenden Ursache des menschlichen Handelns redet, so handelt es sich nicht, wie Kautsky glaubt, um *eine* Ursache inmitten der Hunderte von anderen Ursachen, die bei jeder Erscheinung mitspielen. Der Klassencharakter von Volksmassen ist der Inbegriff der Eigenschaften, die ihnen durch ihre Stellung im Produktionsprozeß zukommen, der auf ihren Willen und ihr Handeln einwirkenden Kräfte, die aus der Gesellschaft entsprießen. Wer die Aktion der Massen untersucht, hat diesen Klassencharakter zuerst als das Allerwichtigste in Rechnung zu ziehen, und der Vorwurf, den wir Kautskys historischer Untersuchung machten: daß er ihn völlig außer acht ließ, bleibt also im vollen Umfang bestehen.

Zweitens glaubt Kautsky einen Gegensatz zwischen uns in der Frage der Organisationskämpfe aufstellen zu können in dem Sinne, daß er nur von siegreichen Kämpfen etwas wissen will, wir aber gleichgültig dagegen sind, ob sie Siege oder Niederlagen bringen. Daß das Unsinn ist, versteht jedermann. Man kämpft nur — außer ausnahmsweise in Zwangslagen —, wenn man auf Gewinn und Sieg rechnet. Kann aber Kautsky in diesen Fällen auch den Sieg *garantieren*? Wenn nicht, so wäre, wenn er Niederlagen wegen ihrer schlimmen Folgen unbedingt vermeiden will, die Konsequenz, vor jedem Kampfe zurückzuschrecken. Ich habe demgegenüber hervorgehoben, daß *vernichtende* Niederlagen bei hochentwickelter Organisation nicht oder kaum möglich sind — vorausgesetzt natürlich, daß man nicht blindlings drauflos schlägt, sondern dann und derart kämpft, wie Notwendigkeit und Aussicht auf Erfolg gebieten. Wann das ist, darüber mögen graduelle Unterschiede zwischen uns bestehen; aber nicht wir, die wir theoretisch darüber diskutieren, sondern andere, die Massen und die Organisationsleiter, entscheiden praktisch darüber.

Drittens noch eine Bemerkung über die Eroberung der politischen Macht. Auf die Frage, wie das Proletariat die Herrschaft erobern kann, und ob diese Eroberung möglich ist, ohne daß die Machtmittel der Staatsgewalt, die die herrschende Klasse dann anwendet, dabei gebrochen werden, geht Kautsky mit keinem Worte ein. Er sucht nicht nachzuweisen, daß meine Darlegungen und Anschauungen unrichtig sind; er sucht sie nur mit einem Namen zu belegen, der den Parteigenossen unsympathisch ist und dadurch ihre Voreingenommenheit weckt. Hat er aber recht, daß diese Anschauungen syndikalistisch sind, um so besser für den Syndikalismus. Wenn Kautsky die Richtigkeit meiner Ausführungen nicht anfechten kann, sie aber, um sie zu diskreditieren, als syndikalistisch bezeichnet, so liefert er im Grunde nur ein Plädoyer für den Syndikalismus. Es hieße den Lesern der „Neuen Zeit", die meine Ausführungen, auch die Zurückweisung in der „Leipziger Volkszeitung", gelesen haben, allzuviel Gedankenlosigkeit zumuten, wollte ich mich ernsthaft dagegen wehren; muß doch Kautsky selbst meine „Inkonsequenz" hervorheben, daß meine Stellung zum Parlamentarismus derjenigen der Syndikalisten völlig entgegengesetzt ist. Wer sich näher dafür interessiert, den muß ich auf meine Schrift „Die taktischen Differenzen in der Arbeiterbewegung" verweisen.

Gegen mein kleines Zitat von Engels führt Kautsky eine ganze Reihe anderer Zitate auf. Ich habe in meinen Artikeln fast keine Zitate von Marx und Engels gebracht: wer die neue Wissenschaft, die sie uns gebracht haben, völlig in sich auf-

genommen hat, der braucht nicht immerfort mit Zitaten aus ihren Werken zu beweisen, daß er in ihren Fußstapfen wandert. Und er kann es nicht, wenn es sich um Fragen handelt, die in dieser Gestalt damals, als sie schrieben, der Sozialdemokratie noch nicht vorlagen. Ich führte Engels nur an, um zu zeigen, wie er für eine solche Staatsfrömmigkeit, wie sie in Kautskys Einwänden zutage trat, nur Spott übrig hatte. Demgegenüber führt nun Kautsky Marx selbst an. Er hätte nichts Besseres tun können, um den Unterschied unserer Methoden und Anschauungen in ein klares Licht zu setzen. Er beruft sich auf die Vorschläge, die Marx 1847 im Kommunistischen Manifest machte, zu deren Durchführung eine starke Staatsgewalt nötig wäre. Besteht darin aber der Marxismus, daß man auf die besonderen praktischen Vorschläge schwört, die Marx unter ganz anderen Verhältnissen machte, zu einer Zeit, als von einer proletarischen Massenbewegung noch keine Rede war? Gewiß, so wie ich die Entwicklung der sozialen Revolution darstelle, findet man sie nicht bei Marx und Engels, aus dem einfachen Grunde, weil sie die moderne Erscheinung einer stets wachsenden proletarischen Massenorganisation mit sozialistischem Geiste aus eigener Anschauung nie gekannt haben; und diese Erscheinung muß den Verlauf der Revolution und unsere Vorstellungen über sie gewaltig beeinflussen. Im Jahre 1847 war die proletarische Revolution nur denkbar als die Diktatur einer Minderheitsgruppe, die die Zwangsgewalt des Staates für die Arbeiterklasse anwendet. Heute sehen wir, daß jene Revolution nur als Auflehnung und Selbstherrschaft der großen Masse möglich ist. In dieser neuen Erscheinung wurzelt die von mir entwickelte Anschauung; ich untersuchte, welche Bedeutung sie für die soziale Revolution hat. Wenn Kautsky sich demgegenüber an die Buchstaben von Marx' Vorschlägen aus 1847 hält, so ist das kein Marxismus, sondern eher sein direktes Gegenteil.

Schließlich noch eine Bemerkung. Kautsky fürchtet, von Massenaktionen könne am wenigsten was kommen, wenn ihre theoretischen Befürworter sich mit anderen Genossen entzweien. Aber Massenaktionen entstehen doch nicht dadurch, daß Theoretiker sich über ihre Bedeutung einigen und beschließen, daß es losgehen kann. Sie kommen empor aus der Notwendigkeit der Lage, durch das unmittelbare Empfinden der Massen, mögen wir sie wünschen oder nicht. Von unseren Diskussionen hängt nur ab, ob sie, statt instinktiv, mit klarem Bewußtsein ihres Wesens durchgeführt werden.[1]

Literarische Rundschau.

Emil Ludwig, **Bismarck.** Ein psychologischer Versuch. Berlin, Verlag S. Fischer. 275 Seiten.

Einen psychologischen Versuch nennt der Verfasser sein Werk — einen mißlungenen Versuch am untauglichen Objekt, fügt der Kritiker hinzu. Denn Ludwig unternimmt es, eine so prononzierte Zeiterscheinung wie Bismarck losgelöst von

---

[1] Genosse Pannekoek kommt mit vorliegender Einsendung bei uns zum drittenmal in derselben Angelegenheit zum Worte und überschreitet damit den Rahmen des redaktionellen Gewohnheitsrechtes. Trotzdem geben wir auch dieser Zuschrift Raum. Auf mein Recht, ihm zu antworten, glaube ich verzichten zu dürfen. Beachtenswert erscheint mir in dem Schlußwort Pannekoeks nur die Behauptung, Marx und Engels hätten ihre praktischen Vorschläge zu einer Zeit gemacht, „als von einer proletarischen Massenbewegung noch keine Rede war" — arme Chartisten —, und seitdem hätten sich die Verhältnisse so geändert, daß die Marxschen Anschauungen über die Eroberung der politischen Macht unhaltbar geworden seien.

Ich begnüge mich damit, diesen Satz zu unterstreichen. Warten wir ab, welche Konsequenzen Pannekoek daraus ziehen wird. K. Kautsky.

seiner Zeit, seiner Klasse, seinem Lande zu analysieren. Er verkündet die etwas dunkle Weisheit: „Niemals ist das Genie aus dem Milieu erklärbar, aus dem es hervorgeht. Denn es wird nicht von Qualitäten bestimmt, die man erben oder ausbilden, sondern von deren Übertreibung, die man weder erben noch ausbilden kann", und streckt nun Bismarcks seelischen Leichnam auf den Seziertisch, greift zum Skalpell und reicht die aus dem Gelenk gelösten Glieder triumphierend herum. Daß dabei nur Totes unter Totem herauskommt, versteht sich am Rande.

Man kann das Buch auch mit einem jener Schädel vergleichen, wie sie zu des seligen Lavater Zeit, mit unzähligen Etiketts für die verschiedensten Charaktereigenschaften beklebt, in Mode waren. Auch Ludwig klebt auf seinen Bismarckkopf die Etiketts: Gewaltsamkeit, Wille zur Macht, Skepsis, Romantik, Zorn und dergleichen mehr und freut sich des gelungenen Ganzen. Ein halbwegs gelungenes Ganze kann sich aber, von allem Prinzipiellen in der Behandlung abgesehen, schon deshalb nicht ergeben, weil Ludwig in seinem Helden wo nicht nur gute, so doch nur große Eigenschaften aufspürt. Von jener unsäglich kleinlichen und boshaften Rachsucht, mit der Bismarck selbst winzige und winzigste Gegner verfolgte, von jenem gänzlichen Mangel an Edelmut, ohne den echte Größe undenkbar ist, weiß Ludwig nichts oder will er nichts wissen. Überhaupt behandelt er die Charakterentfaltung Bismarcks nach 1870 recht stiefmütterlich, das Sozialistengesetz, das doch zu häßliche Flecken auf die Sonne werfen würde, wird nur so nebenbei erwähnt, und von dem doppelt und dreifach bestätigten Plane Bismarcks, kurz vor seinem Sturz das Reichstagswahlrecht gewaltsam zu beseitigen, die Arbeiterklasse zu Straßenkämpfen zu provozieren und in einem Blutbad die sozialistische Bewegung zu ersäufen, steht in dem Buche auch nicht ein Sterbenswörtchen.

Als Grundzüge des Bismarckschen Wesens nennt Ludwig Nervosität und Stärke und greift damit sicherlich nicht fehl, denn er war ein Neurastheniker mit einer Bärennatur, der, nach 1871 von allerhand Gespenstern geängstigt, des Abends den Kaviar schier pfundweise verzehrte, um danach anderthalb Dutzend Seidel Münchner Bier zu trinken und so den ersehnten Schlaf zu finden — man stelle sich Herrn v. Bethmann Hollweg vor den gleichen Quantitäten vor! Ludwig hat auch nicht so unrecht, wenn er Bismarck einen Problematiker nennt — von dämonischem Gepräge läßt er durchblicken. Der Ministerpräsident der Konfliktsära und der Mann von Königgrätz und Sedan war sicherlich kein altpreußischer Bureaukrat, der von morgens bis mittags aufs Amt ging und ängstlich Halt machte, wenn an den Wegkreuzungen der Weltgeschichte eine Tafel einen verbotenen Durchgang ankündigte. Es kam sicherlich aus tiefstem Herzen, wenn sich der so gar nicht dämonische, so ganz nüchterne, geradlinige und bureaukratische Wilhelm sich kurz vor Bismarcks Berufung förmlich vor ihm schüttelte: „Ich mag ihn nicht!" Und ein Problematiker war der Schönhäuser wie alle Abenteurernaturen, die aus dem Gefühl eines vollkommenen Nihilismus heraus alles an alles setzen. Aber was Ludwig an Richtigem zu sagen weiß, läßt sich schließlich mit einem geringeren Aufwand von Feierlichkeit und mystischen Formeln ausdrücken. Ludwig zum Beispiel sagt: „Daß dieser Mann die diplomatische, das heißt die Kunst der Verhandlung im Salonrock und mit der Feder gleich wie ein Meister bezwang, er, dessen Temperament auf Gewaltsamkeit gerichtet war, ist wiederum das Zeichen jenes problematischen Wesens, das Stärke und Nervosität verband." Friedrich Engels fand für dasselbe Moment die einfachere und treffendere Formel, daß Bismarck die Methode des Korpsstudenten in der Diplomatie eingeführt habe. Hermann Wendel.

Emilio Pinchia, **L'Impresa di Tripoli,** Diario politico. I und II. Società anonima Editrice „Avanti". Mailand 1912. 311 und 215 S. Preis pro Band 5 Lire.

Der Umstand, daß die beiden Bücher, denen ein dritter Band folgen wird, von der Verlagsanstalt unseres „Avanti" veröffentlicht wurden und aus der Feder

eines bürgerlichen Abgeordneten stammen, der gemeinsam mit dem Fürsten Caetani als einziger Angehöriger der Ordnungsparteien gegen das Annexionsdekret gestimmt hat, läßt an die Veröffentlichung ganz andere Erwartungen knüpfen, als sie in Wirklichkeit erfüllt. Das „politische Tagebuch" des Abgeordneten Pinchia ist nichts anderes als eine Sammlung von Zeitungsausschnitten, an deren Hand sich die Tagesgeschichte des tripolitanischen Krieges mit einiger Vollständigkeit verfolgen läßt. Mancher Journalist, der Zeit und Sammelsinn hat, verfügt sicher über ein weit umfangreicheres Material, als die beiden Bücher enthalten. Für den Journalisten, der diese Arbeit versäumt hat, ist die Veröffentlichung zweifellos von Nutzen, obwohl sie recht unangenehme Lücken aufweist — so fehlt zum Beispiel der Wortlaut des Ultimatums und der des Annexionsdekrets, Was freilich die Veröffentlichung dem nützen kann, der nicht von Berufs wegen verpflichtet ist, sich in die Einzelheiten des Krieges und die Veröffentlichungen der auswärtigen Presse zu vertiefen, wüßte ich nicht zu sagen.

Eine kritische Sichtung des Materials fehlt. Merkwürdig und bei der kriegsfeindlichen Haltung des Abgeordneten fast unerklärlich ist es, daß das Buch, das zu mehr als neun Zehntel aus Zeitungsausschnitten besteht, sich gerade die interessantesten und am wenigsten beachteten entgehen läßt. Warum hat sich Pinchia nicht die Mühe genommen, aus den klerikalen Zeitungen, die notorisch unter dem Einfluß des Banco di Roma stehen, die Veröffentlichungen herauszusuchen, durch die schon seit Beginn des Jahres 1911 für den Krieg Stimmung gemacht wurde? Durch diese Arbeit hätte das Buch mehr werden können als ein — übrigens unverhältnismäßig teures — Nachschlagebuch für Journalisten; es konnte zu einem geschichtlichen Dokument werden.

Als eine geradezu unverzeihliche Lücke der Arbeit ist es anzusehen, daß jeder Hinweis auf den Stand der Kurse und auf die Beziehungen von Börse und Krieg fehlt. Niemand, der sich auch nur dilettantisch über die Geschichte des Kriegsjahres orientieren will, darf es versäumen, die Börsenberichte zu studieren. Es ist unfaßlich, daß Pinchia, dessen Tagebuch bis Juni 1912 reicht, nicht wenigstens die Schlußkurse jeden Monats der italienischen Börsen wiedergibt.

Die Tendenz des Autors kommt einmal in der Auswahl der Ausschnitte selbst, dann auch in ihrer Anordnung zum Ausdruck. So schließt zum Beispiel der zweite Band mit der Schilderung einer Elendsszene in Rom, die aus der republikanischen „Ragione" stammt. Zwischen zwei Deklamationen nationalistischer Blätter finden wir eine Statistik der Analphabeten in Italien. Ohne Kommentar finden wir auch die Nachricht, daß ein demokratisches Blatt einen Artikel über „das Problem der Mietspreise in Tripolis" gebracht hat, als ob man wirklich in einer Zeit, wo die Obdachlosen Roms nach Tausenden zählen, nichts Wichtigeres zu tun hätte, als sich um die Wohnungspreise in Tripolis zu kümmern. Es finden sich also in dem Buche Elemente für eine Kritik, aber man würde durchaus eine falsche Vorstellung erwecken, wenn man es selbst als eine kritische Darstellung bezeichnete. Wir glauben nicht, daß der „Avanti" durch diese Veröffentlichung einen glücklichen Griff getan hat. Der Name des Autors, der Titel des Buches und die Verlagsfirma mögen manchen zum Ankauf bestimmen, dem die Arbeit absolut nichts zu geben hat. Es sei nebenbei bemerkt, daß der liberale Abgeordnete Pinchia seinerzeit viel von sich reden gemacht hat, als er die Berufung zum Unterstaatssekretär ablehnte mit der Begründung, er wäre zu arm, um eine derartige Stellung mit den ihr innewohnenden Ausgaben und namentlich dem Ankauf der Uniform für 12 000 Lire im Jahre bekleiden zu können! Der Ruf eines Frondeurs stand also dem Autor zur Seite, aber er genügt nicht, um aus Zeitungsausschnitten ein Buch zu machen. O da O l b e r g.

Zeitschriftenschau.

In dem Dezemberheft des „British Socialist" veröffentlicht H. Quelch einen Aufsatz über **„Der Sozialismus und die auswärtigen Angelegenheiten"**, in dem er darlegt, wie notwendig es ist, daß sich das Proletariat mehr als bisher mit den auswärtigen Fragen beschäftigt und eine internationale auswärtige Politik formuliert. Der Baseler Kongreß gab den verschiedenen Nationen nationale Aufgaben, forderte sie auf, in der auswärtigen Politik einen Druck auf ihre Regierungen auszuüben, um den Krieg zu vermeiden. Es ist aber ganz unzulänglich und selbst oft falsch, zu behaupten, daß nicht nur alle Kriege ein Unrecht sind, sondern auch, daß bei einem solchen beide kämpfenden Parteien gleich schuldig sind. Sowohl als Nation wie als Sozialisten haben wir ein Interesse daran, die um ihre Freiheit kämpfenden Nationen zu unterstützen. Die Pflicht der Internationale müßte es sein, ihr ganzes Gewicht zugunsten des Staates in die Wagschale zu werfen, auf dessen Seite das Recht ist. Das tat die Internationale auch zur Zeit des Burenkriegs. Nur durch eine Politik, die die Umstände abwägt und die je nach dem Recht oder Unrecht das Gewicht des Proletariats in die eine oder die andere Wagschale wirft, kann die Internationale unter bestehenden Verhältnissen in internationalen Angelegenheiten eine Macht sein.

Quelch scheint in seinen Ausführungen nur an nationale Kriege zu denken, in denen die Selbständigkeit oder die Konsolidierung einer Nation die Triebfedern sind. Was aber, wenn es sich um andere Dinge handelt — um die Ausbeutung Marokkos, die Hegemonie auf dem Balkan? Oder wenn ein Krieg um derartige Streitobjekte unter dem Deckmantel der nationalen Selbständigkeit oder nationalen Lebensinteressen befürwortet wird oder geführt wird?

Im Dezemberheft der „Socialist Review" bespricht der Redakteur **„Die Wahlpolitik der Labour Party im Lichte der letzten Nachwahlen"**. Er führt aus, daß die Partei bei den Wahlen nicht hinreichende Fortschritte mache. Daran ist nicht die Allianz zwischen Gewerkschaften und Sozialisten schuld; denn die revolutionären Sozialisten machen überhaupt keine Fortschritte. Die wirkliche Schwäche der Bewegung liegt am Qualitätsmangel der Agitation der Arbeiterpartei im Parlament wie der sozialistischen Propaganda im Lande. Auf dem rechten wie auf dem linken Flügel des Sozialismus tritt diese Schwäche deutlich hervor. Die Arbeiterpartei macht nicht die Fortschritte, die zu der Hoffnung berechtigen könnten, daß sie in absehbarer Zeit die liberale Partei verdrängen wird. Der Liberalismus wiederum kann sich gegen die Torys nicht behaupten, wenn sich die Arbeiterpartei entschließen sollte, überall Kandidaten aufzustellen, wo sie ein paar hundert oder tausend Stimmen auftreiben kann. Wir können diejenigen, die da sagen, daß der Liberalismus der Feind ist, daß die Arbeiterschaft alle ihre Gegner in ein Lager treiben müsse, nicht verstehen. Welchen Grund haben wir übrigens, anzunehmen, daß sich die Wählerschaft nach der Entfernung der liberalen Partei beeilen werde, die Grundsätze der Arbeiterparteiler und Sozialisten anzunehmen? Der Sieg der Reaktion würde uns auch dazu zwingen, wie die Sozialisten in Belgien und Deutschland alle unsere Kraft zur Bekämpfung reaktionärer Maßregeln zu verwenden. Und selbst wenn zahlreiche Elemente aus der liberalen Partei zu uns herüberströmen sollten, würde es uns nicht besser ergehen. Wir würden unsere Reihen mit Leuten füllen, die nicht Sozialisten wären, mit Leuten, die uns in Hanley die Niederlage gebracht haben. Käme unsere Partei mit Hilfe dieser Elemente ans Ruder, so müßte sie ihr sozialistisches Programm fallen lassen und ein liberales, fortschrittliches Programm annehmen. Die Arbeiterpartei muß zwei Dinge im Auge behalten: sie ist innerhalb der Grenzen ihrer Macht für die gegenwärtige Wohlfahrt der Nation verantwortlich, und sie muß mit aller ihrer mit Klugheit zu benützenden Macht die Durchführung ihrer eigenen Grundsätze anstreben. Der tragische Irrtum aller idealistischen Bewegungen ist stets der gewesen, daß man glaubte, die soziale Wiedergeburt in der Zukunft herbeiführen und inzwischen die Interessen der lebenden

Generationen vollständig ignorieren oder opfern zu können. Wir können den Sozialismus nicht aus dem unmodifizierten Kapitalismus gestalten. Unsere Wahltaktik muß daher die sein, Kandidaten in Wahlkreisen aufzustellen, wo wir entweder Aussicht haben, zu siegen, oder wo uns der Sieg nach ein oder zwei weiteren Versuchen winkt. Wo Wahlkreise für die Vertretung durch Sozialisten und Arbeiterparteiler nicht reif sind, ist es unsere Pflicht, Propaganda zu betreiben und nicht Kandidaten aufzustellen.

In der „English Review" veröffentlicht Rowland Kenney einen interessanten Aufsatz über den **„Niedergang der englischen bürgerlichen Frauenbewegung"**. Er schildert die Anfänge der „Women's Social and Political Union", den heiligen Ernst, mit dem die Gründerinnen, Frau Pankhurst, Christabel Pankhurst, Annie Kenney und Teresa Billington, Frauen, die im Lager der sozialistischen Arbeiterbewegung standen, vor vielen Jahren für die wirtschaftlich und politisch entrechteten Frauen eintraten. Sie waren alle gute Rednerinnen; die Pankhursts waren akademisch gebildete Frauen; und Annie Kenney kam direkt aus der Fabrik. Hätte man die zuerst eingeschlagene Propaganda beibehalten, so würde es jetzt eine gesunde kräftige Partei der Arbeiterinnen geben — denn dort muß die Bewegung stark sein, wenn sie Erfolg haben soll. Es sollte anders kommen. Im Jahre 1906 wurde Annie Kenney nach London geschickt, um London aufzurütteln. Sie fand Sympathie bei Herrn und Frau Pethick Lawrence, die der Bewegung ihre Dienste und ihren Reichtum vollständig zur Verfügung stellten. Andere reiche und hochgestellte Frauen schlossen sich den Suffragettes an, die überglücklich waren und alles taten, um weitere reiche Rekruten zu gewinnen. Die Methoden der Propaganda veränderten sich. Seidene Kleider und sanfte Reden waren an der Tagesordnung. Die feurigen Reden gegen die Ausbeutung der Frauen, gegen die Hölle der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, die Vorträge über Staat, Politik und Wirtschaftsleben verstummten, und an ihre Stelle trat die nackte Formel „Votes for women" (das Stimmrecht für die Frauen); man hörte, die Frauen brauchten nur das Stimmrecht zu erhalten, um all die Übel, die sie bedrücken, wie durch ein Wunder los zu werden. Das war der Anfang vom Ende. Man hatte zu eleganter Kleidung und eleganten Manieren seine Zuflucht genommen, um reiche Gönnerinnen anzulocken. Nun fingen die früheren Lehrerinnen und Fabrikarbeiterinnen, die Agitatoren, an, sich an all den Luxus zu gewöhnen. Sie nahmen den feinen Ton an und redeten herablassend zu ihren früheren Standesgenossinnen. Sie vergaßen die rauhen Tatsachen des Lebens, das an ihren Schwestern verübte Unrecht, und verwickelten sich in die Abstraktionen und Unwirklichkeiten eines politischen Opportunismus. Große Demonstrationen wurden abgehalten; Hunderttausende strömten zusammen, um die Löwinnen der Bewegung zu sehen; eine Schar Suffragettes nach der anderen wanderte ins Gefängnis; die Flagge der Bewegung war mehr zu sehen als der Union Jack; Tausende Pfunde wurden an einem Abend gesammelt. Äußerlich stand die Bewegung auf dem Gipfel ihrer Macht. Und doch war sie hohl. Sie hatte die reiche Welt gewonnen und ihre Seele verloren. Müde und blasierte Frauen des Mittelstandes und der oberen Klasse, die ihr Leben damit zugebracht hatten, Mittel zur Zeitverschwendung zu finden, die sie Sport oder soziale Verpflichtungen nannten, fanden in der Bewegung der Suffragettes einen neuen Zeitvertreib. Die Nachmittagszusammenkünfte im Pavillon wurden von ihnen aus denselben Gründen besucht, aus denen ein anderer Frauenthypus die Varietétheater aufsucht. Es gehörte zum guten Ton.

Rowland Kenney meint, die kämpfende Bewegung der Suffragettes sei tot. Allem Anschein nach hat er recht. Aber schon macht sich innerhalb der englischen Arbeiterbewegung eine neue politische Frauenbewegung geltend, der manche der tatkräftigsten Frauen angehören, die der „Women's Social and Political Union" in den letzten Monaten den Rücken gekehrt haben. J. Köttgen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

1. Band Nr. 18 Ausgegeben am 31. Januar 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Präsidentenwahl in Frankreich.

Von **Compère-Morel.**

Bisher haben sich die Präsidentenwahlen der Republik stets in vollkommenster Ruhe abgespielt. Bewegtere Wahlkämpfe gingen nur der Wahl Sadi-Carnots und der Loubets voraus, als es sich darum handelte, Jules Ferry und Doumer den Weg zu verlegen. Aber auch hier handelte es sich um Parteiwahlen. Die eine Politik stand der anderen gegenüber, und die Siege Sadi-Carnots und Loubets bedeuteten republikanische Siege über die gemäßigten und konservativen Elemente des Parlaments.

Die letzte Präsidentenwahl trug hingegen einen ganz anderen Charakter. Der Wahlkampf, der ihr vorausging, war um so lebhafter und heftiger, als es sich diesmal nicht um den Kampf der Ideen handelte, sondern um den Kampf von Personen; man schlug sich nicht um Doktrinen, man kämpfte nicht um Prinzipien, man brach die Lanzen nur für Persönlichkeiten.

Welches waren die rivalisierenden Kandidaten? Poincaré und Pams. Poincaré und Pams waren Mitglieder desselben Ministeriums; sie hatten die Regierung in Übereinstimmung geführt und dieselben Verantwortlichkeiten getragen, sowohl in der inneren wie in der äußeren Politik. Es gab also keinen politischen Unterschied zwischen ihnen, und gerade das bildet die kennzeichnende Eigentümlichkeit dieser Wahl.

Aber die Niederlage des Herrn Pams traf in erster Linie nicht einmal ihn. Über ihn hinweg traf der Schlag zwei Personen und eine Körperschaft: Combes und Clemenceau, die den heftigsten Kampf gegen Poincaré geführt hatten, und den Senat, der den Gefühlen seiner Majorität dem Proportionalwahlrecht gegenüber durch die Wahl einer in ihrer Mehrheit diesem Wahlrecht feindlichen Kommission Ausdruck gegeben hatte.

Gleich zu Beginn des Wahlkampfes war der sympathische Minister für Arbeit und soziale Fürsorge, Léon Bourgeois, aus der Reihe der Konkurrenten ausgeschieden worden.

Clemenceau und Combes konnten es Herrn Bourgeois nicht vergessen, daß er in das Ministerium des Proportionalisten Poincaré eingetreten war;

und wenn sie es auch nicht wagten, öffentlich gegen ihn aufzutreten, trugen sie doch kein Bedenken, überall zu verbreiten, der Arbeitsminister wäre ja ein ausgezeichneter Präsident der Republik, wenn seine schwankende und zarte Gesundheit ihn nicht hinderte, dieses hohe Amt anzustreben. Das war doch eine außerordentliche Liebenswürdigkeit, Herrn Bourgeois zur Annahme der Kandidatur zu drängen.

Als nun die Delegierten der radikalen Partei zum Arbeitsminister kamen, um ihn aufzufordern, sich als Kandidaten aller Republikaner aufstellen zu lassen, lehnte dieser das Angebot schleunigst ab, da er die Feindseligkeit der beiden ehemaligen Ministerpräsidenten sehr wohl kannte.

Kaum aber war die Antwort Bourgeois' bekannt geworden, als Poincaré kühn seine Kandidatur aufstellte; Ribot folgte ihm.

Alsbald setzte nun gegen den Ministerpräsidenten ein Feldzug mit den verächtlichsten Waffen ein. Eine Zeitung veranstaltete ein Preisausschreiben, wer dann die Präsidentin sein würde; unter den Damen aber, die sie anführte, befand sich Madame Poincaré nicht. Couloirgeschwätz, Dienstbotentratsch und Waschfrauenklatsch waren die Lieblingswaffen der Gegner des Ministerpräsidenten, und man kann ruhig sagen, daß, während die bürgerlichen politischen und Nachrichtenblätter Poincaré begünstigten, seine Gegner in den Wandelhallen der Kammer und des Senats Oberwasser hatten. Nach der Wiedereröffnung der Kammern beginnen die Präsidentenwahlen am 14. Januar im Palais Bourbon (Deputiertenkammer) und im Palais des Luxembourg (Senat). Paul Deschanel und Antoine Dubost werden ohne Konkurrenten zu Vorsitzenden der betreffenden Versammlungen gewählt. Paul Deschanel erhält eine so ansehnliche Stimmenzahl wie bisher noch nie. Seine Gegner geben leere Stimmzettel ab oder enthalten sich der Abstimmung, bis auf die Sozialisten, die ihre 60 Stimmen auf den Namen des Genossen Vaillant vereinigen.

Diese glänzende Wahl erweckte die besten Aussichten für die Zukunft, und als der Kammerpräsident den Beifall hörte, der eine in seine Eröffnungsrede eingeflochtene Anspielung auf das „persönliche Regiment" begleitete (man beschuldigte Poincaré, eine Präsidentschaft des Kampfes inaugurieren zu wollen), glaubte er sicherlich an seinen baldigen Einzug in das Elysée.

Am nächsten Tage, dem 15. Januar, fand die Vollversammlung der Linken in der ehemaligen Kapelle des Luxembourg statt.

Zu dieser Vollversammlung, deren Veranstaltung von allen Gruppen der Linken ausging, hatte man anfangs bloß die Radikalen, die Radikalsozialen und die republikanischen Sozialisten (die sogenannten unabhängigen Sozialisten) geladen. Die Progressisten und die geeinigten Sozialisten waren aus der Republik ausgeschlossen worden. Angesichts des Einspruchs eines erheblichen Teiles der republikanischen Presse richteten die Veranstalter noch eine Einladung an die geeinigten Sozialisten und an die Progressisten. Die ersteren lehnten ab und beschlossen, nicht nur an der Versammlung nicht teilzunehmen, sondern überhaupt während der Dauer jener Versammlung das Luxembourg nicht zu betreten. Die letzteren stellten die Beteiligung frei, erschienen aber nur in sehr geringer Anzahl. Das Ergebnis des ersten Wahlganges ist bekannt. Poincaré erhielt 180 Stimmen, Pams 174, Dubost 107, Deschanel 83, Ribot 52; 36 Stimmen waren zersplittert.

Im zweiten Wahlgang war Pams mit 283 Stimmen an der Spitze; Poincaré erhielt 272, zersplittert waren 70.

Da keiner der Kandidaten die absolute Majorität erlangt hatte, fand am 16. Januar ein dritter Wahlgang statt. Aber auch dieser führte noch nicht zur Entscheidung, da Pams 323 Stimmen erhielt, Poincaré 309 und 14 zersplittert waren. Da aber die Zahl der Deputierten und Senatoren, die an der Wahl teilnahmen, 646 betrug, wären zur absoluten Majorität 324 Stimmen nötig gewesen. Die Vollversammlung der Linken löste sich also auf, ohne einen Kandidaten aufgestellt zu haben, oder eigentlich: sie hatten deren zwei!

Nun ist allerdings nicht zu leugnen, daß Poincaré entschieden im Nachteil war, denn einerseits hatte Dubost zugunsten Pams' verzichtet, oder richtiger gesagt, Clemenceau hatte Dubost zugunsten Pams' aufgegeben; andererseits aber riet Paul Deschanel, der sich zwischen dem ersten und dem zweiten Wahlgang einfach zurückgezogen hatte, seinen Freunden, gegen den Ministerpräsidenten zu stimmen.

Was aber dessen Kandidatur am meisten zu schädigen drohte, war die Bombe Paty du Clam.

Bekanntlich war dieser reaktionäre und antisemitische Offizier, der in der Dreyfusaffäre die groteske und wenig ehrenvolle Rolle der verschleierten Dame spielte, kassiert worden. Im Instanzenweg hatte der Staatsrat seine Strafe bestätigt, und der ehemalige Offizier erhob gegen diesen Gerichtshof die Anklage der Fälschung und der Verwendung von Fälschungen. Was geschah nun? Vielleicht wird uns die Zukunft darüber aufklären. Für den Augenblick wissen wir darüber recht wenig; jedenfalls steht so viel fest, daß wenige Tage vor dem 17. Januar, dem Termin der Präsidentenwahl, die Blätter verkündeten, daß der Kriegsminister Millerand soeben Herrn Paty du Clam in die Armee wieder aufgenommen habe. Allgemeines Zetergeschrei in der republikanischen Presse! Einstimmiger Protest der republikanischen Deputierten! Große Aufregung in der ganzen Demokratie!

War es ein Pfand, das Poincaré den Reaktionären gab, um sich ihrer Stimmen in der Nationalversammlung zu versichern?

Hatte der Ministerrat diese Entscheidung getroffen oder waren Millerand und Poincaré auf eigene Verantwortung vorgegangen, ohne sich mit ihren Ministerkollegen zu beraten? Oder gar: sollte Millerand im Verfolg seiner nationalistischen und chauvinistischen Politik es gewagt haben, ohne Genehmigung des Präsidenten auf eigene Faust eine Entscheidung zu treffen, deren politische Tragweite angesichts der Persönlichkeit des durch sie Begünstigten außerordentlich groß sein mußte?

Die öffentliche Meinung legte sich diese mannigfaltigen Fragen vor, und die allgemeine Aufregung beruhigte sich erst, als man erfuhr, daß ein Ministerrat über diese Frage abgehalten werden sollte.

Durch die an die Presse verschickten Mitteilungen erfuhr man nun auf einmal, daß Millerand mit seiner Wiederaufnahme Paty du Clams nur ein von einem seiner Vorgänger im Kriegsministerium, Messemy, abgegebenes Versprechen eingelöst und darüber mit dem Ministerpräsidenten nicht gesprochen habe, so daß auch keiner der Minister vorher verständigt worden war.

War das alles wahr?

Mehr als einer stellte sich selbst diese Frage. Jedenfalls überließ das Kabinett Millerand die volle Verantwortung, und dieser gab seine Demission.

Als das Ausscheiden Millerands bekannt wurde, der durch Herrn Lebrun, den Kolonialminister, ersetzt wurde, schäumte die nationalistische Presse und griff Poincaré wütend an. In den Couloirs der Kammer und des Senats erklärten die Deputierten der Rechten, ja selbst viele des Zentrums, daß sie ihre Stimme nicht einem Manne geben würden, der nicht den Mut aufbringe, seinen Kriegsminister zu decken. So schienen die Aussichten Poincarés nichts weniger als günstig. Von der Rechten fallen gelassen, vom Zentrum nur zögernd unterstützt, von der Linken bekämpft und heftigst angefeindet von Männern wie Clemenceau und Combes, schien der Ministerpräsident keine Aussichten zu haben, zum Nachfolger Fallières bestimmt zu sein.

Indes begann der Feldzug der Clemenceau und Combes doch seine Früchte zu tragen. Die Heftigkeit ihrer Angriffe ließ selbst diejenigen sich um Poincaré scharen, die die Affäre Paty du Clams von ihm entfernt hatte. Und diese Vereinigung erfolgte um so rascher, als sich Millerand entschieden für seinen ehemaligen Chef einsetzte. Ferner spielte die Abneigung gegen den „Tiger", wie man Clemenceau zu bezeichnen pflegt, eine große Rolle. Alle Anhänger des Proportionalwahlrechtes waren sich bewußt, daß wenn Clemenceau alle Anhänger des jetzigen Wahlrechtes aufbot, um die Wahl Pams' durchzusetzen, dessen Sieg die Niederlage des Proportionalwahlrechtes auf immer besiegeln würde. Und die Proportionalisten unter den Radikalen vereinigten sich mit den Gemäßigten und mit den reaktionären Gegnern Combes'. So schienen die Truppen Poincarés von Tag zu Tag zu wachsen. Allerdings wollten viele republikanische Radikale und Radikalsozialisten für den Ministerpräsidenten nicht stimmen, weil sie fürchteten, daß dem Ministerium Poincaré ein Ministerium Briand folgen würde; andererseits aber fürchteten sie wieder, daß die Wahl Pams' zum Präsidenten der Republik Clemenceau wieder zur Macht verhelfen würde, dessen geringe Beliebtheit im Lande ihnen wohlbekannt war. Dazu kam endlich der Wunsch, Delcassé von der Ministerpräsidentschaft auszuschließen; denn da Pams politisch und persönlich mit Delcassé innig verbunden ist, bestand geradezu die Gewißheit, daß, da ein Ministerium Clemenceau doch nicht möglich wäre, der jetzige Marineminister zum Chef des Kabinetts berufen würde, und dieses Ministerium hätte eine schwere Gefahr für den Weltfrieden bedeutet.

Da die Sozialisten beschlossen hatten, ihre Stimmen für den Genossen Vaillant abzugeben, zählten sie bei diesen Erwägungen nicht mit.

Alle Minister mit Ausnahme von Pams und Delcassé — Briand an der Spitze — setzten sich mit aller Kraft für ihren Chef ein. Alle Radikalen und Republikaner der Linken aus Ostfrankreich, Senatoren wie Deputierte blieben Poincaré treu, der das Departement Meurthe et Moselle vertritt, Zentrum und Rechte traten für ihn ein aus Haß gegen Combes, und im ersten Wahlgang erhielt Poincaré 429 Stimmen, Pams 327, Vaillant 63, Deschanel 18 und Ribot 16 — 14 Stimmen waren zersplittert. Da Poincaré die absolute Majorität nicht erlangt hatte (es fehlten ihm 5 Stimmen), schritt man zum zweiten Wahlgang. Diesmal vereinigte er auf seinen Namen 483 Stimmen, Pams 296 Stimmen, Vaillant 69 — 23

waren zersplittert. Poincaré war also zum Präsidenten der Republik gewählt.

Man muß zugeben, daß diese Wahl von der Bevölkerung mit Freuden begrüßt wurde. Die ganze Presse war Poincaré günstig, die öffentliche Meinung kam ihm entgegen. Er erntete die Popularität, die er sich während seiner Ministerschaft in den letzten so bewegten Monaten erworben hatte. Das Kleinbürgertum besonders wußte ihm Dank dafür, daß er erklärt hatte, der Krieg wäre ein Unglück und er würde alles daran setzen, ihn zu vermeiden. Andererseits hatten seine feste Haltung in Sachen des Proportionalwahlrechtes und die Energie, mit der er die wiederholten Angriffe der Parteigänger des „Sumpfes" zurückwies, alle die um ihn geschart, die um jeden Preis eine Wahlreform durchführen wollen, deren Notwendigkeit von allen Aufgeklärten und Unparteiischen anerkannt wird.

Für uns Sozialisten wird Poincaré stets der Präsident einer Klassenregierung sein, und die einzige Lehre, die wir aus der Wahl ziehen, ist die, daß die radikale Partei, die Partei und die Hoffnung der Mittelklasse, mehr und mehr der Zersetzung anheimfällt. Obgleich sie im Senat wie in der Kammer die Majorität besitzt, ist die Ministerpräsidentschaft, die Mehrheit der Ministerportefeuilles und die Präsidentschaft der Republik ihren Händen entglitten!

Die Welt der Arbeit, die bei ihrem Streben nach Reformen nie das Ziel der Umwälzung der Gesellschaft aus den Augen verliert, begreift immer mehr, daß es nur eine Partei der Demokratie — und der Revolution gibt, die Partei, die jetzt zum ersten Male vermochte, einen eigenen Kandidaten für die Präsidentschaft der Republik aufzustellen und auf den alten Kommunekämpfer Vaillant 69 Stimmen zu vereinigen: die sozialistische Partei!

Das sozialistische Votum bei der amerikanischen Präsidentenwahl.

Von **Hermann Schlüter.**

Es hat zwei Monate gedauert, ehe das gesamte Votum der Sozialistischen Partei der Vereinigten Staaten bei der Präsidentschaftswahl genauer bekannt wurde. Die Ausdehnung des Landes, der wilde und unbebaute Charakter mancher Gegenden, die Einteilung in 48 Staaten, von denen jeder einzelne seine Stimmenzahl für sich zusammenzutragen hat, um sie dann erst nach Washington zu schicken — all das trägt schuld an der späten offiziellen Feststellung. Selbst jetzt noch, mehr als zwei Monate nach der Wahl, sind kleine Abänderungen des Resultats zu erwarten, die indes für die Gesamtfeststellung ohne Bedeutung sind.

Die Vermehrung der sozialistischen Stimmen von rund 425 000 im Jahre 1908 auf über 900 000 im Jahre 1912 wird von der bürgerlichen Presse als der hervorstechendste Zug der letzten Präsidentenwahl bezeichnet. Die Bedeutung dieser Tatsache wird erhöht durch den Umstand, daß die Sozialisten die einzigen waren, die eine Zunahme ihrer Stimmen aufzuweisen hatten. Sämtliche bürgerlichen Parteien haben gegenüber der Wahl von 1908 an Stimmen verloren, wie der folgende Vergleich zeigt:

Es erhielten Stimmen:	1908	1912	Abnahme	Zunahme
Demokraten	6409104	6293454	115650	—
Republikaner[1] / Progressisten[1]	7678908	3484980 / 4119538	74490	—
Sozialisten	424488	900868	—	476380
Prohibitionisten	253840	206275	47565	—
Sozialistische Arbeiterpartei	14021	28750	—	14729

Man sieht, nur die Stimmen der Sozialisten haben zugenommen, und von den beiden sozialistischen Richtungen kommt eigentlich nur die Sozialistische Partei in Betracht. Die Sozialistische Arbeiterpartei lebt in der Hauptsache von dem Irrtum der Wähler, die sie vielfach noch mit der Sozialistischen Partei verwechseln.

Obgleich die Sozialisten der Vereinigten Staaten sich schon früher an lokalen und staatlichen Wahlen beteiligt hatten, begann ihre Teilnahme an der Präsidentschaftswahl doch erst mit dem Jahre 1888. Man stellte in diesem Jahre indes noch keinen eigenen Kandidaten für das Präsidentschaftsamt auf, sondern begnügte sich mit der Aufstellung von Wahlmännern. Die Präsidentschaftswahl ist indirekt. Dieser Proteststimmzettel brachte es naturgemäß nur auf wenige Stimmen. Erst 1892 wurde der erste sozialistische Präsidentschaftskandidat aufgestellt.

Die Zunahme der sozialistischen Stimmen seit jener Zeit wird durch folgende Tabelle illustriert. Zur Erklärung mag dienen, daß in den Schaltjahren — natürlich auch 1900 — die Präsidentenwahlen stattfinden. Für die übrigen Jahre zeigt die Tabelle das Resultat der Staats- und Kongreßwahlen:

Jahr	Sozialistische Partei	Sozialistische Arbeiterpartei	Total
1888	—	2068	2068
1890	—	13704	13704
1892	—	21512	21512
1894	—	30020	30020
1896	—	36275	36275
1898	—	82204	82204
1900	96931	33405	130336
1902	223494	53763	277257
1904	408230	33546	441776
1906	331043	20265	351308
1908	424488	14021	438509
1910	607674	34115	641789
1912	900868	28750	929618

Die sozialistische Agitation umfaßte ursprünglich naturgemäß nicht alle Staaten der Union. Im Jahre 1888 beschränkte sich die Präsidentschaftskampagne nur auf den einen Staat New York, wo, wie erwähnt, man Wahlmänner für die Wahl des Präsidenten, aber keinen Präsidentschaftskandidaten aufgestellt hatte. Bei der folgenden Wahl (1892), bei welcher die Sozialisten Simon Wing aus Boston als Kandidaten nominiert hatten, wurden in sechs Staaten schon sozialistische Stimmen für diesen abgegeben.

Vier Jahre später (1896) wurde Charles H. Matchett aus Brooklyn als Präsidentschaftskandidat der Sozialisten aufgestellt, und in zwanzig Staaten

[1] Diese beiden Richtungen waren 1908 noch nicht getrennt und bildeten eine Partei.

Sozialistisches Votum in den Einzelstaaten der Union.

	1900	1904	1908	1910	1912
Alabama	928	853	1399	1633	3029
Arkansas	27	1816	5842	9196	8153
Arizona	—	1304	1912	—	3163
California	7572	29538	28659	47819	79201
Colorado	684	4304	7974	9603	16418
Connecticut	1029	4548	5113	12179	10056
Delaware	57	146	240	556	556
Florida	603	2337	3747	10204	4806
Georgia	—	197	584	224	1028
Idaho	—	4954	6400	5791	11960
Illinois	9687	69225	34711	49896	81249
Indiana	2374	12013	13476	19632	36931
Iowa	2742	14847	8287	9685	16967
Kansas	1605	15494	12420	16994	26779
Kentucky	770	3602	4185	5239	11647
Louisiana	—	995	2538	706	5249
Maine	878	2103	1758	1641	2541
Maryland	908	2247	2323	3924	3996
Massachusetts	9716	13604	10781	14444	12662
Michigan	2826	8941	11586	10608	23211
Minnesota	3065	11692	14527	18363	27505
Mississippi	—	393	978	23	2061
Missouri	6128	13009	15431	19957	28148
Montana	708	5676	5855	5412	10885
Nebraska	823	7412	3524	6721	10219
Nevada	—	925	2103	3637	3268
New Hampshire	790	1090	1299	1072	1980
New Jersey	4609	9587	10253	10134	15928
New Mexiko	—	162	1056	—	2859
New York	12869	36883	38451	48982	68381
N. Carolina	—	124	345	437	988
N. Dakota	518	1017	2421	5114	6966
Ohio	4847	36260	33795	62356	89930
Oklahoma	815	4443	21779	24707	42262
Oregon	1495	7651	7339	19475	13343
Pennsylvania	4831	21863	33913	59690	83164
Rhode Island	—	956	1365	529	2049
South Carolina	—	22	101	70	164
South Dakota	169	3138	2846	1675	4662
Tennessee	410	1354	1870	4571	3492
Texas	1846	2791	7870	11538	24896
Utah	717	5767	4895	4889	9023
Vermont	371	844	547	1067	928
Virginia	145	218	255	987	820
Washington	2066	10023	14177	15994	40134
W. Virginia	268	1572	3679	8152	15336
Wisconsin	7095	28220	28164	40053	34120
Wyoming	—	1077	1715	2155	2760
	96931	408230	424488	607674	900868

der Union erhielt er Stimmen. Dann kam, im Jahre 1899, eine Spaltung der Bewegung in zwei Parteien, die Sozialistische Arbeiterpartei und die Sozialistische Partei. Beide stellten bei der Wahl des Jahres 1900 Präsidentschaftskandidaten auf; die erstere Maloney, die letztere Eugen V. Debs, der seither stets wieder der Bannerträger der Sozialistischen Partei bei den Präsidentschaftswahlen gewesen ist. In 37 Staaten fielen im Jahre 1900 sozialistische Stimmen, und seit 1904, der nächsten Präsidentschaftswahl, wurden, mit ein oder zwei Ausnahmen, in allen Staaten des Bundes bei der Wahl des Präsidenten Stimmen für den sozialistischen Kandidaten abgegeben.

Während in der nordöstlichen, stark industriellen Gruppe der Staaten die Zunahme der sozialistischen Stimmen eine langsame, den Umständen angemessene ist, ist sie in einigen Staaten des Westens und Südens eine ganz außerordentliche, wie besonders Oklahoma zeigt, wo das sozialistische Votum von 815 im Jahre 1900 auf 42 262 im Jahre 1912 gestiegen ist.

Die Tabelle auf S. 623 zeigt diesen Fortschritt für die einzelnen Staaten.

Vergleicht man das Resultat von 1912 mit dem Resultat der vorhergehenden Präsidentenwahl vom Jahre 1908, so zeigt sich, daß in keinem der Einzelstaaten ein Rückgang der sozialistischen Stimmen stattfand. Nimmt man aber die Kongreßwahlen vom Jahre 1910 zum Vergleich, so finden wir, daß das Resultat für die Sozialisten keineswegs überall erfreulich ist. In nicht weniger als 9 von den 48 Staaten der Union ist denn ein Rückgang der sozialistischen Stimmen zu verzeichnen, und unter diesen sind einzelne, die, wie Massachusetts und Connecticut, zu den industriellsten des Landes gehören.

Es muß angenommen werden, daß der Einfluß der Progressiven Partei mit ihrem radikal klingenden Programm in diesen Staaten stark auf die Industriearbeiter eingewirkt hat; wie denn selbst bürgerliche Blätter der Ansicht sind, daß ohne das Auftreten Roosevelts die Sozialisten mindestens eine halbe Million Stimmen mehr erhalten haben würden.

Die Tabelle auf S. 625 zeigt die Zunahme des sozialistischen Votums des Jahres 1912 gegenüber dem Votum von 1908 nach Prozenten.

Die größte sozialistische Stimmenzahl mit den besten Gewinnen zeigen die Staaten des mittleren Westens mit landwirtschaftlichem Charakter, aber mit größeren industriellen Ortschaften stark durchsetzt, wie Ohio, Illinois, Indiana. Zum Teil sind diese Staaten auch Bergwerksstaaten, und die Minenarbeiter sind in den letzten Jahren stark ins sozialistische Lager eingeschwenkt. Nahezu alle Bergwerksstaaten zeigen eine erfreuliche Zunahme der sozialistischen Stimmen, wie außer den obengenannten Staaten noch West-Virginia, Pennsylvanien, Colorado, Nevada, Idaho usw. beweisen.

Aber auch die rein landwirtschaftlichen Staaten zeigen zum Teil einen geradezu überraschenden Fortschritt, so Oklahoma, Texas, Mississippi, Kansas, die beiden Dakotas, Nebraska usw. Zum Teil erklärt sich der Fortschritt der Sozialisten in diesen Staaten, wie zum Beispiel in Texas, dadurch, daß genossenschaftlich organisierte Kleinfarmer in die sozialistische Bewegung hineingeraten sind, was der Bewegung dort natürlich keinen besonders stabilen Charakter geben kann.

Die eigentlichen Industriestaaten in New England, dann New York und New Jersey zeigen einen weit geringeren Prozentsatz der Gesamtstimmen-

Staaten	1908	1912	Gewinn nach Proz.	Staaten	1908	1912	Gewinn nach Proz.
Alabama	1399	3029	117	Nevada	2103	3263	55
Arizona	1912	3163	65	New Hampshire	1299	1980	52
Arkansas	5842	8153	40	New Jersey	10253	15928	55
California	28659	79201	176	New Mexiko	1056	2859	171
Colorado	7974	16418	95	New York	38451	63381	65
Connecticut	5113	10056	97	North Carolina	345	988	186
Delaware	240	556	132	North Dakota	2421	6966	188
Florida	3747	4806	28	Ohio	33795	89930	166
Georgia	584	1028	76	Oklahoma	21779	42262	94
Idaho	6400	11960	87	Oregon	7339	13343	82
Illinois	34711	81249	134	Pennsylvania	33913	83164	145
Indiana	13476	36931	174	Rhode Island	1365	2409	50
Iowa	8287	16967	105	South Carolina	101	164	62
Kansas	12420	26779	116	South Dakota	2846	4662	64
Kentucky	4185	11647	178	Tennessee	1870	3492	87
Louisiana	2538	5249	107	Texas	7870	24896	216
Maine	1758	2541	45	Utah	4895	9023	84
Maryland	2323	3996	72	Vermont	547	928	70
Massachusetts	10781	12662	17	Virginia	255	820	222
Michigan	11586	23211	100	Washington	14177	40134	183
Minnesota	14527	27505	89	West Virginia	3679	15336	317
Mississippi	978	2061	111	Wisconsin	18164	34120	21
Missouri	15431	28148	82	Wyoming	1715	2760	61
Montana	5855	10885	86	Zusammen	424488	900868	112
Nebraska	3524	10219	190				

zahl als die Bergstaaten und die landwirtschaftlichen Staaten. In Massachusetts beträgt das sozialistische Votum nur 2,59 Prozent der abgegebenen Stimmen, in Rhode Island nur 2,63 Prozent, in Connecticut 5,28 Prozent, in New York und New Jersey 3,99 und 3,68 Prozent des Gesamtvotums. In dem Minenstaate Nevada aber erreicht das Votum der Sozialisten 16,33 Prozent der gesamten abgegebenen Stimmen, in Oklahoma, einem rein landwirtschaftlichen Staate, gar 16,61 Prozent. In beiden Staaten ist die Möglichkeit gegeben, daß die Sozialisten dort in absehbarer Zeit die Herrschaft erobern, wenigstens geben die dortigen Genossen sich dieser Hoffnung hin. Die Gründe für die verhältnismäßig niedrige Stimmenzahl in den nordöstlichen Industriestaaten sind verschieden. Die organisierten Arbeiter, wie sie dort in der American Federation of Labor vereinigt sind, sind erst in geringem Maße von sozialistischen Ideen berührt. Ein großer Teil der eingewanderten Arbeiter dieser Staaten — Ungarn, Italiener, Slawen aller Art — sind nicht Bürger und können deshalb nicht wählen. Auch die Erschwerung der Erlangung des Bürgerrechtes in den letzten Jahren mag mitspielen. Jedenfalls — die Industriestaaten, die die besten Distrikte für die sozialistische Agitation abgeben sollten, stehen hinter anderen Staaten mit ihrer sozialistischen Stimmenzahl bedeutend zurück.

Noch ein Wort über den äußersten Westen, die Pazifikstaaten Washington und Kalifornien, die beide seit der Wahl von 1908 das Frauenstimmrecht erhalten haben. In beiden Staaten hat das Gesamtvotum stark zu-

genommen, sich indes nicht verdoppelt, was hätte geschehen müssen, wenn die weiblichen Wähler alle zur Urne gegangen wären. Washington hatte 1908 ein Gesamtvotum von 183 879, im Jahre 1912 ein solches von 322 799. Das sozialistische Votum stieg dort von 14 177 vor vier Jahren auf 40 134 bei der letzten Wahl. Für den Posten des Gouverneurs hatten die Sozialisten eine Frau, Anna Maley, aufgestellt, die aber 3000 Stimmen weniger erhielt als der sozialistische Präsidentschaftskandidat. Es scheint, daß es auch unter den sozialistischen Wählern noch Frauenstimmrechtsgegner gibt.

In Kalifornien stiegen die sozialistischen Stimmen von 28 659 im Jahre 1908 auf 79 201 im letzten November. Bei der Kongreßwahl im Jahre 1910 gab der Staat den Sozialisten 47 819 Stimmen. Für die sozialistischen Kongreßkandidaten stieg das Votum diesmal auf etwas über 100 000 Stimmen. Zwischen der Wahl von 1910 und 1912 liegt die Einführung des Frauenstimmrechtes. Zieht man die allgemeine Tendenz zur Vermehrung des sozialistischen Votums in Betracht, so zeigt, sich, daß die Frauen nicht im selben Maße für die Sozialisten gestimmt haben wie die Männer. Eine durchaus natürliche Erscheinung, wenn man bedenkt, daß die sozialistische Agitation erst in den letzten Jahren unter den Frauen eingesetzt hat.

Daß es diesmal nicht gelungen ist, einen sozialistischen Kongreßmann zu erwählen, ist schon berichtet worden. Viktor Berger, der bisherige Vertreter eines Kreises in Milwaukee, ist unterlegen. Die sozialistischen Legislaturmitglieder Merrill in New York, Maurer in Pennsylvanien, Dr. Reid in Rhode Island sind ebenfalls nicht wiedergewählt worden. In Milwaukee sind außerdem noch sechs Legislatursitze verloren gegangen.

Anderswo sind diese Scharten aber ausgewetzt worden. Abgesehen von den zahlreichen lokalen Ämtern, die bei der letzten Wahl durch sozialistische Kandidaten erobert wurden, sitzen jetzt in den Gesetzgebungen von sieben Staaten der Union sozialistische Abgeordnete, die, mit einer Ausnahme, sämtlich erst bei der letzten Wahl gewählt wurden.

Im Senat (der ersten Kammer, dem Oberhaus) von Wisconsin sitzt Gabriel Zophy, für den im November keine Neuwahl stattfand. Neugewählt wurden für den Senat in Nevada M. J. Scanlon und für den Senat in Kansas Fred W. Stanton.

Für die Assembly (zweite Kammer, Unterhaus) in Kalifornien wurde C. M. Kingsley in Los Angeles gewählt; in Illinois H. W. Harris, Joseph M. Mason, C. M. Madsen und Seymour Stedman, alle vier in Chicago. Kansas schickte die beiden Sozialisten Everitt Miller und Benjamin F. Wilson in die Assembly. In Massachusetts wurde Chas. H. Morrill wieder in die Gesetzgebung gewählt. Minnesota und Nevada erwählten je einen Assemblymann, und zwar Nels S. Hillman und J. F. Davis. Milwaukee endlich schickte wieder die Sozialisten Martin Gorecki, E. H. Kiefer, Karl Minkley, William L. Smith, J. H. Vint und E. H. Zinn in die Assembly des Staates Wisconsin.

Alles in allem genommen, sind die Sozialisten der Vereinigten Staaten mit dem Ausfall der Novemberwahl von 1912 sehr zufrieden. Sie haben die feste Überzeugung, daß sie bei der nächsten Wahl die französischen und österreichischen Genossen überholen und mit ihrer Stimmenzahl unter den Nationen an zweite Stelle rücken werden.

Internationale Finanz und Politik in China.

Von **Th. Rothstein** (London).

Am 1. Januar brachten die Zeitungen die Meldung, daß die chinesische Regierung die an diesem Tage fällig gewordenen Entschädigungen für den Boxeraufstand nebst seit November 1911 angehäuften Rückständen nicht zu begleichen imstande war, infolgedessen Rußland, von Frankreich unterstützt, den Gedanken angeregt hat, über China den formellen Bankrott zu proklamieren und die Verwaltung der Mandschurei als Pfand international zu übernehmen. Vorläufig aber ist aus dieser schönen Anregung nichts geworden, und nicht nur ist der Bankrott der chinesischen Regierung nicht verkündet, sondern es wird gemeldet, daß die berühmten Verhandlungen über eine große internationale Anleihe jetzt endlich ihrem Abschluß entgegengehen. Ob sich diese Hoffnung in der Tat verwirklicht oder nicht, auf jeden Fall dürfen wir annehmen, daß wir hier vor der Wendung des Blattes, eines der interessantesten in der Geschichte der modernen Finanzpolitik, stehen.

1. Vor der Revolution.

Wucherer und Konzessionäre.

Um dieses Blatt gebührend zu würdigen, müssen wir sehr weit zurückgreifen, und zwar bis zu jener Zeit, als die japanischen Siege von 1894/95 den morschen Zustand des chinesischen Reiches offenbart und die Appetite der Mächte erweckt hatten. Rußland, Deutschland, England, Frankreich, Amerika — alle stürzten sich mit einem Male auf das wehrlose China, um sich dort nach der Methode des friedlichen Eindringens eine Stellung zu schaffen. England, dessen Handelsbeziehungen mit China die ältesten und wichtigsten waren, war natürlich das erste auf dem Felde. China hatte kein Geld, um die schwere Kriegsentschädigung an Japan zu bezahlen, und die englische Hongkong and Shanghai Bank lieferte ihm schleunigst die notwendigen Summen: 1 600 000 Pfund Sterling in Silber zu 7 Prozent im Jahre 1894 und 3 000 000 Pfund Sterling in Gold zu 6 Prozent im folgenden Jahre. Die schönen Zinsen aber lockten bald auch andere Institute an, und im selben Jahre 1895 wurde die chinesische Regierung von der Chartered Bank of India, Australia and China mit 1 000 000 Pfund Sterling zu 6 Prozent und der französischen Comptoir National d'Escompte de Paris und dem Credit Lyonnais mit 400 000 000 Franken zu 4 Prozent liebenswürdig versorgt. Der niedrige Zins der französischen Anleihe war offenbar ein Akt des unlauteren Wettbewerbes, aber das verhinderte nicht, daß bald auch eine deutsche Kapitalistengruppe, die Deutsch-Asiatische Bank, den Kampfplatz betrat. Auch sie wollte von der chinesischen Pastete genießen, fand aber, daß sie es viel bequemer im Einvernehmen mit den Engländern, die damals Deutschland noch als Freund, Frankreich aber als den Erbfeind betrachteten, als auf eigene Faust tun könne. So wurde zwischen den beiden Instituten ein Vertrag auf gemeinsames Vorgehen geschlossen, und schon 1896 wurde von beiden eine Anleihe für 16 Millionen Pfund Sterling zu 5 Prozent und zwei Jahre später eine zweite für ebenfalls 16 Millionen zu $4^1/_2$ Prozent gemeinsam übernommen. Das Zusammenarbeiten war also sehr fruchtbar und dauerte bis 1911, in welchem Jahre es erweitert wurde. Das englisch-französische Abkommen von 1904 setzte auch der englisch-französischen Finanzrivalität in

China ein Ende, und bereits 1908 wurde von der Hongkong and Shanghai Bank und der Banque de l'Indo-Chine gemeinsam eine Anleihe von 5 Millionen Pfund Sterling zu 5 bis $4^1/_2$ Prozent aufgenommen. 1911 schlossen sich, wie wir unten sehen werden, alle drei Gruppen, die englische, deutsche und französische, mit einer amerikanischen zusammen und bildeten ein Viermächtekonsortium, das wieder, nach Anschluß einer russischen und einer japanischen Gruppe, im Sommer 1912 in ein Sechsmächtekonsortium umgewandelt wurde.

Unterdessen aber stürzten sich die finanzpolitischen Appetite der Mächte auf ein anderes, obschon verwandtes Gebiet. Als Belohnung für seine Dienste bei der Friedensschließung mit Japan hatte Rußland im September 1896 von China eine Konzession zum Bau der später historisch gewordenen ostchinesischen Eisenbahn erhalten. China solle vor einer japanischen Revanche geschützt werden, und dazu brauche es Eisenbahnen — vor allem eine solche, die einen Aufmarsch russischer Truppen nach Port Arthur ermöglichen würde. Der Kaiser sträubte sich lange dagegen, ließ sich aber schließlich von Li-Hung-Tschang (der dafür vom Grafen Cassini, dem russischen Unterhändler, gut bezahlt wurde) überreden. Das war ein fruchtbarer Anfang, denn schon im folgenden Jahre wurden zwei deutsche Missionäre in Schantung ermordet und die deutsche gepanzerte Faust schlug drein und nahm die gesamte Provinz Schantung in Besitz nebst einer Anzahl dortiger Eisenbahnkonzessionen. Darauf entstand eine furchtbare internationale Jagd nach Eisenbahnkonzessionen, die das Jahr 1898 berühmt machte. Jede Macht trug eine Anzahl Gerechtsame davon, unter denen zwei unsere besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Die Tientsin-Pukow-Bahn und die Einflußzonen.

Die eine Gerechtsame galt dem Bau einer Linie von Tientsin nach Pukow (Nanking). Sie wurde noch 1897 einem Schützling Li-Hung-Tschangs, einem Chinesen Jung-Wing, erteilt, der sich zwecks Aufbringung der notwendigen Kapitalien an englische und amerikanische Finanzleute wandte. Unterdessen machte Deutschland es sich in der Provinz Schantung bequem, und die Deutsch-Asiatische Bank erhob natürlich den Anspruch, wenigstens denjenigen Teil der Bahn, der „ihre" Provinz durchquert, zu bauen. Es entstand ein Konflikt, der aber angesichts der sonstigen Zusammenarbeit des englisch-deutschen Kapitals bald gelöst wurde: es wurde verabredet, daß die Deutschen den nördlichen Teil der Bahn, also die Strecke von Tientsin bis zur südlichen Grenze von Schantung, die Engländer den Rest der Bahn bis Pukow bauen, und daß die Deutschen überhaupt ihre Exploitationstätigkeit in Schantung und dem Hoang-ho-Tal konzentrieren, dafür aber den Engländern zur ausschließlichen Ausnutzung das Jangtsetal überlassen. Infolge der Boxerwirren und sonstiger Umstände wurde der Bau der Bahn erst im Sommer 1908 angefangen; indessen aber erwarben sich die Engländer im Jangtsetal 1903 noch das Recht auf eine Bahn von Hankau nach der Provinz Setschuan und 1905 das Recht auf eine Bahn von Hankau nach Kanton. Zur Finanzierung des Tientsin-Pukow-Unternehmens wurden von den beiden Banken, der Hongkong and Shanghai und der Deutsch-Asiatischen, in den drei Jahren 1908 bis 1910 drei Anleihen für insgesamt 8 Millionen Pfund Sterling, je zu 5 Prozent, der chinesischen Regierung gewährt. Dabei kam es zu einem

ziemlich heftigen Streit zwischen den beiden Finanzbrüdern über die Art der Kontrolle, die über die Verwendung ihrer Gelder ausgeübt werden sollte. Gerade vier Jahre vorher, also anfangs 1904, als zwischen England und Frankreich im Anschluß an die politische Entente ein finanzielles Zusammenwirken herbeigeführt wurde, hatten die englischen und französischen Finanzleute gegenseitig sich verpflichtet, ihre Kapitalien der chinesischen Regierung nicht ohne feste Garantien anzuvertrauen. In diesem Sinne haben die Engländer zwischen 1904 und 1907 bei verschiedenen Gelegenheiten auch gehandelt — so vor allem bei dem Bau einer Bahn zwischen Kanton und Kowloon (Hongkong): die chinesische Regierung mußte damals dazu einwilligen, daß das Unternehmen nicht bloß ausschließlich von Engländern, das heißt von englischen Ingenieuren und mit englischen Materialien, ausgeführt, sondern auch später von ihnen verwaltet würde. Diese hübschen Kowloon-Bedingungen, bei denen die chinesische Regierung nur die Zinsen zu zahlen, sonst aber bei dem Unternehmen nichts zu sagen hat, wollten die Engländer auch bei der Ausführung der Tientsin-Pukow-Bahn durchsetzen. Die Regierung aber sträubte sich dagegen, wurde durch die geschäftslustigeren Deutschen unterstützt, und die Engländer mußten auf viel mildere Kontrollbedingungen eingehen. Dieser Punkt ist sehr bedeutsam, wie wir bald sehen werden. Die größere historische Wichtigkeit des Tientsin-Pukow-Unternehmens aber bestand darin, daß zwei Einfluß- beziehungsweise Ausbeutungszonen, eine deutsche im Flußgebiet des Hoang-ho und eine englische im Flußgebiet des Jangtse, 1898 festgelegt worden waren. Diese Aufteilung wurde ein Jahr später auch von Rußland anerkannt. Nach der Besetzung von Kiautschau durch Deutschland erfolgte sofort die Besetzung von Port Arthur durch Rußland, und zu gleicher Zeit, also März 1898, wie das deutsch-chinesische Abkommen über Schantung wurde das russisch-chinesische Abkommen über die Verpachtung von Port Arthur „zum Schutze der Mandschurei gegen Angriffe fremder Mächte", wie es offiziell hieß, zustandegebracht. England aber wollte die russische Vorherrschaft in der Mandschurei nicht anerkennen, und erst im April 1899, als England bereits von Verwicklungen in Südafrika bedroht war, nahm es von seinem Einspruch Abstand: es anerkannte das gesamte chinesische Gebiet nördlich von der Großen Mauer als das spezielle Ausbeutungsgebiet Rußlands und erhielt dafür die Anerkennung seiner eigenen Sonderstellung im Jangtsetal.

Die Hankau-Kanton-Bahn und die Aufhebung der Einflußzonen.

So wichtig auch diese Bahn in ihren Begleiterscheinungen war, erwies sich in ihren Folgen ein anderes Bahnunternehmen noch wichtiger. 1897 erhielt eine vom König Leopold geleitete belgische Gesellschaft mit Hilfe Rußlands (bekanntlich waren damals die russisch-belgischen Beziehungen auf dem politischen Gebiet sehr intim!) eine Gerechtsame für den Bau einer Eisenbahn von Peking nach Hankau. Zu gleicher Zeit erhielt eine chinesische Gesellschaft eine Gerechtsame für die Verlängerung dieser Linie von Hankau nach Kanton. Die belgische Gesellschaft entpuppte sich als eine französische, und die Peking-Hankau-Bahn wurde erst 1905 hergestellt. Ihrerseits vermochte auch die chinesische Gesellschaft die notwendigen Mittel nicht aus eigenen Kräften aufzubringen, und sie wandte sich nach Amerika. Im Frühjahr 1898 wurde dann von ihr ein Vertrag mit der amerikanischen

China Development Company, von einem gewissen Brice geleitet, abgeschlossen, wonach diese 4 Millionen Pfund zu 5 Prozent zuschießen sollte. Die Belgier und Franzosen waren mit dem Eingreifen der Yankees höchst unzufrieden, und als der Amerikanisch-Spanische Krieg und dann die Boxerbewegung den amerikanischen Geldmarkt desorganisierten, gelang es dem König Leopold, mehr als die Hälfte der Hankau-Kanton-Aktien zu sehr billigem Preise anzukaufen. 1904 aber erschien plötzlich Herr Morgan und erwarb die Aktien zurück. Viel aber konnte er jetzt mit seinen Rechten nicht machen, denn gerade zu jener Zeit setzte im Süden eine Bewegung ein, die die Ausschaltung der Ausländer auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens forderte. Der damalige Generalgouverneur von Huppe Tschang-Tschi-tung entschloß sich daher, die betreffende Gerechtsame von den Amerikanern zurückzukaufen, und als er nach den notwendigen Mitteln umschaute, bot ihm der Generalgouverneur von Hongkong Fraser selbst eine Anleihe von etwa 1 100 000 Pfund Sterling an. Der Vertrag wurde am 9. September 1905 abgeschlossen, wobei Tschang-Tschi-tung sich nur verpflichtet hat, falls die Chinesen selbst das Unternehmen nicht ausführen könnten, den Engländern wenigstens den Vorzug zu geben. Die projektierte Linie nämlich, die das ganze Gebiet vom Herzen des Jangtsetals (Hankau ist der wichtigste innere Hafen im Jangtseflußgebiet!) nach Kanton beziehungsweise Hongkong durchqueren sollte, war von großem Interesse für die Engländer, die sich früher nur deshalb nicht um die Konzession beworben hatten, weil sie im kritischen Moment in Südafrika stark beschäftigt waren. In der Tat vermochte Tschang-Tschi-tung nicht das notwendige Kapital zusammenzubringen, und als er nach Peking in die Zentralregierung versetzt wurde, benutzte er die Gelegenheit, sich mit der British and China Corporation, einem Institut, das von der Hongkong and Shanghai Bank und der Banque de l'Indo-Chine geleitet wurde, in Verbindung zu setzen. Da aber stellte ihm die Corporation mit Berufung auf das Abkommen vom 9. September 1905 die strengen Kowloon-Bedingungen! Tschang-Tschi-tung aber hatte nicht die Absicht, die Konzession zu jedem Preise an die Engländer zu vergeben, und da die Deutsch-Asiatische Bank ihm die milderen Pukow-Bedingungen anbot, überließ er das Geschäft den Deutschen!

Nun begann die alte Geschichte wie bei der Tientsin-Pukow-Bahn, aber mit ungeahnten Folgen. Der deutsch-chinesische Vertrag über die Hankau-Kanton-Bahn wurde am 7. März 1909 unterzeichnet, und sofort machten sich die Engländer, denen der Verlust eines solchen wertvollen finanzpolitischen Geschäftes sehr verdrießlich war, daran, von den Deutschen wenigstens einen Teil der Ausführung des Unternehmens zu bekommen. Die Deutschen hatten nichts dagegen, aber meinten, umsonst ließen sich solche Zugeständnisse nicht machen. 1903 hatte Prinz Tsching, der damalige Regent, den Engländern und den Amerikanern den Bau von Eisenbahnen von Hankau aus nach der Provinz Setschuan versprochen. Warum sollen die Engländer nicht auch die Deutschen an dieses Geschäft heranlassen? Freilich liegen diese projektierten Bahnen im Jangtsegebiet, wo die Engländer allein zu walten haben; indes wenn sie einen Anteil an der für sie ebenfalls wichtigen Hankau-Kanton-Bahn wollen, so ist es nur recht und billig, daß sie ihrerseits einen Teil ihrer Sonderstellung abtreten. Sehr unangenehm klangen diese Worte in den Ohren der Engländer, und wer sich der

1909 akut gewordenen Spannung in den englisch-deutschen Beziehungen erinnert, der kann in der Annahme kaum fehlgehen, daß auch dieser deutsche Drang nach dem Jangtsetal zu der Krise beigetragen hat. Schließlich mußten die englischen Finanzleute doch auf den deutschen Vorschlag eingehen, und im Mai 1909 wurde in Berlin der dazu notwendige Vertrag zwischen der British and China Corporation, also den englischen und französischen Gruppen einerseits, und der unter der Firma der Deutsch-Asiatischen Bank auftretenden deutschen Finanzgruppe andererseits unterzeichnet. Das ursprüngliche Kapital von 4 Millionen wurde auf 6 Millionen Pfund Sterling erhöht, und die Ausführung der beiden Eisenbahnen, der Hankau-Kanton und der Hankau-Setschuan, wurde in drei gleiche Teile geteilt. Das englische Jangtsetalreservat war damit durchbrochen!

Internationalisierung und Revolution.

Nun aber kam das Überraschendste! Den Amerikanern war die Hankau-Kanton-Bahn entschlüpft, aber auf die Hankau-Setschuan-Bahnprojekte hatten sie mindestens ein gleiches Recht wie die Engländer. Warum sollten sie das Geschäft dem deutsch-englisch-französischen Syndikat ohne jede Entschädigung überlassen? Außerdem erfuhren sie, daß die neuen Waffenbrüder überhaupt ein Finanzkonsortium gebildet hatten, um alle chinesischen Geldgeschäfte zu besorgen und für sich in diesem Sinne ein Monopol auszuwirken. Herr Morgan meldete sich sofort bei dem neuen Konsortium, wurde aber von den Engländern zurückgewiesen. Er wandte sich dann, unter Hinweis auf Prinz Tschings Versprechen im Jahre 1903, nach Peking und erhielt dort im August 1909 eine formelle Bestätigung seiner Ansprüche. Nun wurden die Engländer nachgiebiger, und nach langen Verhandlungen fanden Morgan und seine Freunde als *vierte* Gruppe im Mai 1910 Aufnahme in das Konsortium. Fast genau ein Jahr dauerten noch die Unterhandlungen mit der chinesischen Regierung, und endlich am 20. Mai 1911 wurde zwischen ihr und dem Vier-Mächte-Konsortium der Hukuang-Eisenbahn-Anleihevertrag abgeschlossen für 10 Millionen Pfund. Insgesamt 2400 Kilometer Schienenweg sollten im Verlauf von drei Jahren in den Provinzen Hupe und Hunan gelegt werden mit der Aussicht, das neue Eisenbahnnetz weiter nach der Provinz Setschuan zu führen. Der Bau wurde unter den Engländern, Deutschen und Amerikanern fein säuberlich verteilt, sollte aber im Namen der chinesischen Regierung und unter chinesischer Kontrolle, also nach den *Pukow*-Grundsätzen, ausgeführt werden. Im Juni wurden schon die Prospekte für einen Teil der Anleihe, und zwar für 6 Millionen Pfund Sterling veröffentlicht, und bald wurden 1 500 000 Pfund in London, Paris, Berlin und New York unterzeichnet.

Hier gelangen wir an einen Wendepunkt, denn gerade der Abschluß des Hukuang-Vertrags rief die große Oppositionsbewegung in Hupe und Setschuan hervor, die sich bald in eine förmliche Revolution gegen die Mandschudynastie, die alles den Ausländern weggab, umwandelte. Bekanntlich wurde die Dynastie vertrieben und die Republik proklamiert. Damit begann ein neues Blatt. Ehe wir aber uns ihm zuwenden, müssen wir noch das alte nach einer anderen Richtung hin vervollständigen. Unter dem Drucke anfänglich der Deutschen und dann der Amerikaner hatte das System der Sonderfinanzierung der Eisenbahnen in China ausgespielt, und das

Eisenbahnwesen war — wenigstens für die Zukunft — internationalisiert. Die Amerikaner, die besonders stark für diesen Gedanken eintraten, machten mit dem bekannten Vorschlag des Staatssekretärs Knox vom November 1909 auf Internationalisierung der mandschurischen Bahnen, die Rußland und Japan gehörten, einen Versuch, das Prinzip der Internationalisation auch rückwirkend anzuwenden; es gelang aber nicht, und die Amerikaner mußten sich auf das noch nicht Vorhandene beschränken. Dafür aber bemühten sie sich, es auf das gesamte chinesische Finanzgebiet auszudehnen. Noch im Jahre 1908 reiste Tang-Schao-yi, der damalige Gouverneur von Fengtien, nach Amerika, um die dortigen Finanzleute zur Intervention in der Mandschurei, zwecks Erhaltung der „offenen Tür", gegen Rußland und Japan, zu bewegen. Herr Morgan erklärte sich dazu bereit, und im Oktober 1910 schloß er mit der chinesischen Regierung ein Abkommen für eine Anleihe von 10 Millionen Pfund, die teils für gewisse Unternehmungen in der Mandschurei und teils für die lang geplante Münzreform verwendet werden sollten. Sofort übertrug er seine Rechte auf das Vier-Mächte-Konsortium, und am 15. April 1911 wurde für die genannte Summe ein formeller Vertrag von diesem unterzeichnet. Die Anleihe sollte zum Preise von 95 übernommen und mit 5 Prozent verzinst werden, und als Pfand wurden die Tabak- und Spiritussteuern im Reiche, dann die Verbrauchssteuer in den drei mandschurischen Provinzen und ferner die Zuschlagsteuer auf Salz bezeichnet. Obendrein bekam das Konsortium das Vorzugsrecht auf alle zukünftigen Anleihen. Ein Vorschuß bis 1 Million Pfund sollte sofort gewährt und noch 1 Million sollte vor der Emission ausgezahlt werden, nachdem das Münzreformprojekt von dem Konsortium genehmigt worden war. Zuerst projektierten die Amerikaner noch die Einsetzung eines Finanzrats, um die Reform zu kontrollieren, sahen aber schließlich davon ab. Der Ausbruch der Revolution verhinderte die Emission der Anleihe; auch gelang es der kaiserlichen Regierung, bloß 400 000 Pfund als Vorschuß zu bekommen; dann wandte sich das Blatt mit einmal um, und eine neue Situation entstand.

2. Nach der Revolution.

Die politische Anmaßung des Konsortiums.

Die neue Situation unterschied sich von der früheren dadurch, daß die internationale Finanz, statt wie bisher einfache Wuchergeschäfte zu treiben, jetzt mit einmal politische Allüren annahm und sich in den Dienst der imperialistischen Diplomatie der Großmächte stellte. Es läßt sich vermuten, daß die Anregung dazu von französischer Seite ausging; jedenfalls wurde der Grund dafür durch die Revolution geschaffen, die einerseits die Finanz beängstigte, andererseits in der Diplomatie die alten Appetite erweckte. Die geänderte Stellung des Konsortiums machte sich bald in seinen geänderten Forderungen bemerkbar. Solange der revolutionäre Kampf dauerte, verhielt sich das Konsortium neutral und gewährte weder den Monarchisten noch den Republikanern Unterstützung. Erst als die Dynastie vertrieben worden war und Süd und Nord sich auf die Wahl Yuan-Schi-kais geeinigt hatten, also Mitte Februar 1912, nahm es die Verhandlungen wieder auf. Der neuen Regierung aber standen andere und dringlichere Aufgaben auf der Tagesordnung als die industrielle Entwicklung der Mandschurei oder die

Münzreform. Da mußte man zuerst die revolutionären Truppen entlassen und dem friedlichen Bürgerleben etwa 850 000 Mann zurückgeben. Der materielle Schaden, den der Bürgerkrieg verursacht hatte, mußte wieder gut gemacht und eine neue Verwaltung eingerichtet werden. Man brauchte sofort, wie der neue Premierminister, der uns bereits bekannte Tang-Schao-yi, berechnet hat, etwa $1^1/_2$ Millionen Pfund Sterling und dann monatlich, für die Dauer etwa eines halben Jahres, 900 000 Pfund Sterling. Dann erst, nach Befriedigung der aus der Revolution direkt hervorgegangenen Bedürfnisse, könnte man für die sonstigen Aufgaben einer republikanischen Regierung sorgen. Das Konsortium begriff dies vollständig, untersuchte selbst den Umfang des riesigen Werkes, das dem neuen Regime bevorstand, und kam zu dem Schlusse, daß, um das Reich gemäß den modernen Kulturforderungen einigermaßen zu reorganisieren, die Regierung nicht weniger als 60 Millionen Pfund Sterling binnen der nächsten fünf Jahre brauchen würde. Das Konsortium meinte, die Regierung müsse ihre Pläne groß, und zwar schon jetzt, im voraus, anlegen und sofort eine große Anleihe abschließen. Die Regierung hatte nichts dagegen, aber das Aufbringen einer Anleihe, besonders einer so gewaltigen wie das Konsortium projektiere, erfordere Zeit, während manche Bedürfnisse schon jetzt eine Befriedigung erheischen und schleunigst gedeckt werden müssen. Würde nicht also das Konsortium, wie es bisher die Praxis war, vorläufig die notwendigen Vorschüsse gewähren? Dann könnte im Juli eine große Anleihe abgeschlossen werden. Das Konsortium war in Verlegenheit. Die Berechtigung der chinesischen Forderungen konnte nicht geleugnet werden; andererseits aber, wie konnte man sicher sein, daß die Regierung wirklich eine solche große Anleihe für 60 Millionen Pfund aufnehmen würde — besonders da das Konsortium beschlossen hatte, der Regierung ganz neue Bedingungen zu stellen? Es sollte nämlich jetzt der Regierung ein europäischer Finanzrat und eine europäische Finanzkontrollkammer aufgedrängt werden, und als Pfand für die pünktliche Zahlung der Zinsen sollte das Salzmonopol zur Verfügung des Konsortiums gestellt werden, das dann von europäischen Direktoren verwaltet werden würde. Mit anderen Worten, China sollte jetzt unter die Kuratel der Mächte gestellt werden — dasselbe China, das eben jetzt die Mandschus vertrieben und eine Revolution durchgemacht hatte, um sich aus dem europäischen Joche zu befreien! Vergebens also tauschte am 9. März das Konsortium mit Yuan-Schi-kai eine Note aus, in der sich dieser verpflichtete, dem Konsortium Ende August eine feste Option für eine Anleihe zu gewähren. Das Konsortium wußte, daß ein Versprechen noch kein Vertrag war, und übte alle Pressionsmittel aus, um schon jetzt einen formellen Kontrakt auszuwirken. Unter anderem zögerte es mit dem Auszahlen der Vorschüsse, die der Regierung wirklich bitter not taten. Ende Februar gewährte es, statt $1^1/_2$ Millionen, 300 000 Pfund Sterling; als die Regierung weiter drängte, gab es noch 160 000 Pfund, aber nicht eher, als bis Yuan-Schi-kai die genannte Verpflichtung eingegangen war. Schließlich verlor die Regierung die Geduld, und es geschah das Unerwartete.

Rußland als Erpresser.

Bereits im Juli 1909, als zwischen den vier Finanzgruppen über die Hankau-Setschuan-Bahn verhandelt wurde, erinnerte sich Rußland, daß

es auch manche „Interessen" in Hankau besitze. Welcher Art diese Interessen waren, hat es nicht näher präzisiert, aber es stellte die Forderung auf, zu dem Konsortium zugelassen zu werden. Die Forderung wurde nicht zurückgewiesen; im Gegenteil waren die Deutschen dafür. Unterdessen aber erließ Herr Knox seine Note, und Rußland schreckte vor den Folgen der Internationalisation zurück. Energischer trat die russische Diplomatie aus Anlaß der Münzreform- und Mandschureianleihe auf. Die Verpfändung gewisser Steuerquellen in der Mandschurei, die sie als ihr Reservat betrachtete, veranlaßte sie (zusammen mit Japan) zu einem energischen Protest, und um das Vorrecht zu bekämpfen, das das Konsortium für sich in bezug auf künftige Anleihen in Anspruch genommen hatte — ein Vorrecht, das eine politische Ausnutzung der Finanz durch Rußland im voraus ausschloß —, gründete es mit Hilfe des alten belgischen Bundesgenossen ein finanzielles Gegensyndikat. Rußland war durch die Russisch-Asiatische Bank und durch die Industrielle Bank, Belgien durch die Banque Sino-Belge und die Société de Chemins de Fer en Chine vertreten, und ihnen gesellte sich bald eine Anzahl anderer Institute hinzu — Spitzer & Cie. französischer- und Eastern Bank, Sassoon & Co. und Schröder & Co. englischerseits. Das merkwürdigste und, wie wir unten sehen werden, auch charakteristischste dabei war, daß während die französische und die erst- und letztgenannten englischen Banken an dem Viermächtekonsortium unbeteiligt waren, ein Direktor des Hauses Sassoon & Co. auch Direktor der Hongkong and Shanghai Bank war. Die Revolution unterbrach natürlich die Tätigkeit auch des russisch-belgischen Syndikats, aber als das Konsortium seine Unterhandlungen mit der Regierung wieder aufnahm, fand das Syndikat in den Händen der hinter ihm stehenden russischen Diplomatie eine neue Verwendung. Rußland, das sich seine „Bewegungsfreiheit" in der Mongolei, der nördlichen Mandschurei und im chinesischen Turkestan durch den Vertrag mit Japan vom 4. Juli 1910 und seine Zustimmung zur Annexion Koreas durch Japan erkauft hatte, beschloß, die durch die Revolution herbeigeführte Desorganisation Chinas zu benutzen, um seine Position in diesen Ländern zu verstärken. Zu diesem Zwecke wollte Rußland die in Aussicht gestellte Reorganisationsanleihe entweder vereiteln oder wenigstens die damit verknüpften Bedingungen in Einklang mit seinen Bestrebungen bringen. Daher wurde erstens die japanische Yokohama Specie Bank zum Syndikat herangezogen, und dann bot das Syndikat der chinesischen Regierung eine Anleihe vorläufig für 1 Million Pfund zu ganz milden Bedingungen an. Der Zweck war, entweder das Konsortium zu sprengen oder es zum Verhandeln zu zwingen. Die Regierung nahm den Vorschlag mit Vergnügen an, und als am 14. März das Konsortium saure Miene zu einem abermaligen Ersuchen der chinesischen Regierung um einen Vorschuß machte, unterzeichnete Tang-Schao-yi am selben Tage den Anleihekontrakt mit dem russisch-belgischen Syndikat. Der Eindruck auf das Konsortium und die hinter ihm stehende Diplomatie war niederschmetternd, aber umsonst erhob es Protest gegen die im Kontrakt vorausgesehene Verpfändung der Peking-Kalgan-Bahn, deren Einkünfte wie die Einkünfte sämtlicher chinesischen Bahnen bereits für die Hankau-Kanton-Anleihe verpfändet worden waren, und umsonst berief es sich auf die Note vom 9. März, die ihm eine feste Aussicht auf eine Anleihe gewährt

hatte: nicht nur säckelte die Regierung die Million Pfund ein, sondern sie schloß einen Monat später mit dem Syndikat eine neue Anleihe für 1 250 000 Pfund Sterling unter der Verpflichtung ab, noch weitere Gelder bis 10 Millionen Pfund Sterling abzunehmen! Die Regierung schien gerettet und das Konsortium zu Boden geworfen!

Da schritt die offizielle Diplomatie persönlich ein. Das englische Foreign Office war es, das die Initiative in der Sache ergriff und noch vor dem Abschluß der russisch-belgischen Anleihe Rußland den Eintritt in das Konsortium anbot. Zwei Tage nach der Unterzeichnung des Kontraktes, also am 16. März, akzeptierte Rußland allergnädigst das Ersuchen, dann folgte auch Japan, und sofort wurden formelle Verhandlungen angeknüpft. Rußland wie Japan erklärten im voraus, daß sie bei der Erörterung ihres Anschlusses an das Konsortium gewisse ihren Interessen entsprechende Bedingungen stellen würden, und als die konstituierende Konferenz im Mai in London zusammentraf, stellten Rußland und Japan den Grundsatz auf, daß der Anleihevertrag nichts enthalten dürfe, was ihre Interessen in der Mongolei, Mandschurei und im westlichen China verletzen könne, womit gemeint war, daß der chinesischen Regierung die Verwendung von Geldern für die wirtschaftliche und besonders militärische Stärkung der genannten Territorien verboten werden dürfe. So ganz offen auf diesen politischen Boden aber konnten sich die bisherigen Mitglieder — besonders die amerikanischen und die deutschen, deren Regierungen erst am 8. Februar öffentlich Noten ausgetauscht hatten, worin sie sich verpflichteten, die Integrität und die Unabhängigkeit der chinesischen Republik zu wahren und zu respektieren! — nicht stellen, und so wurde zwischen den Auswärtigen Ämtern hinter den Kulissen verhandelt und endlich ein Ausgleich gefunden. Auf der zweiten Konferenz in Paris einen Monat später zogen die Vertreter Rußlands und Japans ihre früheren Bedingungen zurück und erklärten, sie schließen sich dem Konsortium an, forderten aber, das Konsortium sei als eine fakultative, freiwillige Organisation anzuerkennen, bei der jedes Mitglied zu jeder Zeit das Recht habe, sich zurückzuziehen. Diese Forderung wurde angenommen, und das Konsortium wurde in einen Sechsmächteverband umgewandelt. Der Sinn der Forderung aber, über die sich Rußland mit Frankreich verständigt hatte, war der, daß, wenn es mit der Anleihe nicht so gehe, wie es Rußland gefalle und ihm diplomatischerseits versichert wurde, Frankreich, dessen Kapitalien die Grundlage des Konsortiums bilden, sich zurückziehen, das heißt, das ganze Konsortium sprengen würde! Damit sollte die Garantie geschaffen werden, daß die „Interessen" der beiden Verbündeten im fernen Osten in ihren Einflußsphären respektiert werden sollten.

Streikbrecher zu Hilfe!

Nun aber wurde die chinesische Regierung, die über diese Verschwörung natürlich unterrichtet war, erst recht stutzig und beschloß, mit dem Konsortium nicht weiter zu verhandeln. Zwar war sie von der Geldnot fürchterlich bedrängt, aber sie hatte Aussichten, die Krise doch zu überstehen. Mit dem Anschluß Rußlands an das Konsortium war es mit dem russisch-belgischen Geschäft vorbei, aber sofort meldeten sich andere Finanzkreise, die wenigstens Vorschüsse gewährten. Da war das Haus Arnhold, Karberg & Co., das in

China die Firma Krupp vertritt, das der Provinz Tschili eine Anleihe für 800 000 Pfund Sterling gewährte und dafür eine Straßenbahnkonzession erhielt. Da war auch dessen Konkurrent, das Haus Carlowitz & Co., mit den österreichischen Skodawerken verbunden, das einer anderen Provinz 300 000 Pfund Sterling lieh. Noch eine deutsche Firma lieh 250 000 Pfund, wieder eine österreichische 450 000 Pfund usw. Bemerkenswert war, daß, wie bei der russisch-belgischen Anleihe die Herren Sassoon & Co. sich beteiligt hatten, so auch jetzt die Pekinger Vertreter mancher dieser „Streikbrecher", und zwar der Vertreter von Arnhold, Karberg & Co. und der Vertreter von Carlowitz & Co. Direktoren in der Hongkong and Shanghai Bank waren! Die Lage war also die, daß, während diese Bank, die in den Augen des Publikums englische Finanz- und politische Interessen in China vertrat, die aber in Wirklichkeit unter ihren zehn Direktoren vier deutsche, und zwar die wichtigsten, zählt, die chinesische Regierung einzukreisen und zu einer 60-Millionen-Pfund-Anleihe und einer europäischen Kuratel zu zwingen suchte, manche ihrer Direktoren, deutsche wie englische (die Sassoons, deren zwei in der Hongkong and Shanghai Bank schalten und walten, sind bekannte englisch-indische Bankiers und Kaufleute!), diese Einkreisungs- und Vergewaltigungspolitik brechen halfen! Kein Wunder, daß die chinesische Regierung bei sich Mut genug fand, dieser Politik Widerstand zu leisten und Abhilfe anderswo zu suchen. Tatsächlich fand sie auch bald, was sie suchte. Die Streikbrecherdienste der Direktoren der Hongkong and Shanghai Bank haben ihr bewiesen, wo die Schwäche des Konsortiums liegt. Sie liegt auf englischer Seite, und zwar in dem Umstand, daß während die übrigen Mitglieder des Verbandes selbst Konzerne bilden,[1] die englische Gruppe aus einer einzigen Bank besteht, die zwar Vertreter verschiedener Finanzhäuser in ihrem Verwaltungsrat als Direktoren zählt, jedoch weder mit diesen noch mit anderen Bankgeschäften verbunden ist. Das macht die Herrschaften in Lombard Street eifersüchtig und zum Streikbrechen geneigt. Am 9. Juli, nachdem sich das Sechsmächtekonsortium in Paris endgültig konstituiert hatte, formulierten seine Vertreter in Peking dem neuen Finanzminister Hseung-Tschi-ling ihre Forderungen, die sich nur sehr wenig von den ursprünglichen unterschieden. Der Minister antwortete mit einem Nein. Dann, am folgenden Tage, erschien beim Präsidenten Yuan-Schi-kai das gesamte diplomatische Korps. Warum borge die Regierung kein Geld? Was denke sie mit den Boxerentschädigungen zu tun, die seit November 1911 nicht gezahlt wurden und jetzt sich bereits auf 4 Millionen Pfund beliefen? Wie würde sie ihre anderen flüssigen Schuldverpflichtungen, die mit den russisch-belgischen und den Viermächtevorschüssen noch etwa 6 Millionen Pfund Sterling ausmachen, los werden? Denke sie etwa eine

[1] Die russische Gruppe besteht aus 8 (darunter das gesamte frühere russisch-belgische Syndikat), die amerikanische aus 4, die französische aus 9 und die deutsche aus 15 Banken. Diese letzteren sind: Direktion der Diskontogesellschaft, S. Bleichröder, Deutsche Bank, Berliner Handelsgesellschaft, Bank für Handel und Industrie, Mendelssohn & Co., Dresdener Bank, Schaafhausenscher Bankverein, Nationalbank für Deutschland (sämtlich Berlin), Deutsch-Asiatische Bank (Schanghai), Jakob S. H. Stern (Frankfurt a. M.), Sal. Oppenheim jun. & Co. (Köln), Norddeutsche Bank (Hamburg), L. Behrens & Söhne (Hamburg) und Bayerische Hypotheken- und Wechselbank (München). Eine wahre Nationalwuchergenossenschaft!

Anleihe außerhalb des Konsortiums zu suchen? Dann möge sie wissen, daß die betreffenden Regierungen auf ihren Märkten eine solche Anleihe *nicht* gestatten würden usw. usw.

Die Crispsche Anleihe.

Das war eine ganz offene diplomatische Erpressersprache, die aber diesmal ihre Wirkung vollständig verfehlte. Die chinesische Regierung mußte unter dem Drucke des Nationalrats die Bedingungen des Konsortiums ablehnen, und schon 14 Tage später erschien bei einem gewissen C. Birch Crisp, einem Londoner Börsenmakler, ein Vorsteher der chinesischen Gesandtschaft in London und knüpfte Verhandlungen über eine 10-Millionen-Anleihe an. Eben diese Summe brauchte die Pekinger Regierung, um ihre flüssigen Schulden bis Mitte Sommer 1913 zu decken und somit die notwendige Bewegungsfreiheit beim Verhandeln mit dem Konsortium zu gewinnen. Herr Crisp nahm das Angebot mit Vergnügen an. Zwar war er seit Jahren an russischen Finanzgeschäften beteiligt und diente mehrmals selbst dem Herrn Kokowzeff als Makler. Allein er war mit großen englischen Geldinstituten verbunden, die sonst von dem russischen Geldmarkt sehr gesucht werden und die wie die Lloyd's Bank an solchen Unternehmungen wie die Transpersische Bahn beteiligt sind, und er dachte, er könnte ungestraft sich an eine kleine Durchkreuzung der russischen Pläne wagen. Doch als guter Geschäftsmann wandte er sich an das Foreign Office: würde die englische Diplomatie ihm wirklich Hindernisse bereiten? Die Antwort war: Sicherlich! Nur die Hongkong and Shanghai Bank sei berechtigt, mit der chinesischen Regierung zu unterhandeln, und alle anderen seien Streikbrecher! Herrn Crisp war auch diese Antwort ganz recht, nur wollte er sie schriftlich haben, damit er sie dann der von Eifersucht erfüllten Lombard Street unterbreiten könnte. Das Foreign Office aber wollte ihm keine schriftliche Erklärung seines Standpunktes geben, und so unterzeichnete Crisp den Anleihevertrag am 30. August ohne sie. 10 Millionen Pfund Sterling sollten in zwei gleichen Raten, die eine sofort, die andere bis September 1913, zu 95 eingezahlt, außerdem ein Vorschuß von 500 000 Pfund noch vor der Emission gewährt werden, und als Pfand sollten die Überschüsse der sonst für die Boxer-Entschädigungen und andere Schulden verpfändeten Einnahmen des Salzmonopols dienen. Das Geld schafften die Lloyd's, die Capital and Counties' und die London and South-Western Bank wie auch die Chartered Bank of India, Australia and China, die schon an dem russisch-belgischen Syndikat beteiligt gewesen war. Das Foreign Office inszenierte sofort ein großes Kesseltreiben. Sein Vertreter in Peking erklärte offiziell, daß er angesichts der Note vom 9. März die Anleihe nicht anerkennen würde, und am 10. September ließ Sir Edward Grey Herrn Crisp zu sich rufen, um ihn zur Aufhebung des Kontraktes zu bewegen. Zwei Tage später erklärte ihm Crisp selbst, er sei bereit, das Geschäft an die Hongkong Bank zu übergeben, falls sie auch die von ihm vereinbarten Anleihebedingungen annehmen würde. Noch am 22. September erbat die chinesische Regierung vom Konsortium einen Vorschuß von 275 000 Pfund Sterling, wofür sie sich verpflichtete, den ihr von dem Crispschen Syndikat zur Verfügung gestellten Vorschuß von 500 000 Pfund nicht anzutasten! Alles vergebens! Die englische Diplomatie und das Konsortium blieben fest wie ein

Rocher de bronze: die Crispsche Anleihe müsse vernichtet werden! Am 26. September erfolgte dann die Emission von 5 Millionen Pfund an das Publikum. Ganz glücklich fiel sie nicht aus: bloß 34 Prozent wurden von dem eingeschüchterten Publikum gezeichnet; der Effekt aber war sehr groß. Überall sprach man von der Vergewaltigung Chinas zugunsten Rußlands — für die spätere Haltung der englischen Diplomatie während der Balkankrise erwies sich diese Stimmung von großer Bedeutung! —, und die City forderte die Vernichtung des Monopols der Hongkong and Shanghai Bank, was auch ausgeführt wurde. In China selbst verursachte der Zwischenfall eine fürchterliche Erregung gegen England, Rußland und Frankreich, die drei Ententemächte, und als am 29. September der englische Gesandte Sir John Jordan namens der vereinigten Diplomatie Europas einen Protest gegen die Verpfändung der bereits verpfändeten Einnahmen des Salzmonopols erhob und die Forderung nach Bezahlung der Rückstände der Boxer-Indemnitäten und anderer Schulden stellte, erscholl im ganzen Lande ein Ruf nach einem Finanz- und Handelsboykott der drei erwähnten Mächte.

Der Zusammenbruch der Herrlichkeit des Konsortiums.

Aber das war der letzte Erguß des ohnmächtig gewordenen Zornes. Die englische Finanzwelt wie auch die Handelskreise, die auf den chinesischen Markt großen Wert legten, weigerten sich, der russischen und russenfreundlichen Diplomatie des Herrn Grey als Vorspann weiter zu dienen und dabei den amerikanischen und deutschen Konkurrenten, die das Spiel, wie die Chinesen ganz gut wußten, nur sehr ungern mitmachten, Vorschub zu leisten. Andererseits tauchten schon wieder in Belgien, Deutschland und anderswo Streikbrecher auf, die mit ihren kleinen Diensten, da Herr Crisp vorläufig nur 2 Millionen Pfund einzahlen konnte, die übrigen 3 Millionen erst Mitte Januar 1913 einzuzahlen versprochen hatte, der chinesischen Regierung sehr nützlich waren. Das Ergebnis aller dieser Faktoren war, daß am 5. November die Verhandlungen zwischen dem chinesischen Finanzminister und dem Konsortium, unter dem Vorwand, daß ein von dem Finanzminister an das Konsortium am 8. August geschriebener wichtiger Brief von diesem nicht „bemerkt" worden war, die Verhandlungen wieder angeknüpft wurden. Diesmal, Bauer, war es schon etwas ganz anderes! Nicht 60, sondern bloß 25 Millionen Pfund sollte die chinesische Regierung aufnehmen, und der Schuldendienst sollte nicht mehr von europäischen Revisoren, sondern von einer *chinesischen* Kontrollkammer, der nur ein europäischer Beirat (und zwar ein Deutscher) als *Angestellter* der chinesischen Regierung angehörte, kontrolliert werden. Auch das Salzmonopol sollte nicht mehr zur Verwaltung durch Angestellte des Konsortiums, sondern durch europäische *Beamte im chinesischen Dienste* gestellt werden. Kurz, die ganze Politik der englisch-russisch-französischen Diplomatie und Finanz kam in die Brüche, und die junge republikanische Regierung hat gute Aussicht, einen hart erfochtenen, aber ziemlich vollständigen Sieg über ihre Feinde zu feiern. Was noch einem Ausgleich im Wege steht, ist die Frage des Privilegiums, das sich das Crispsche Syndikat für alle Anleihen bis September 1913 durch seinen Kontrakt vom 30. August erworben hat. Darüber und über die Höhe der dem Konsortium zu gewährenden Kommissionsgebühren (die Wucherer fordern nämlich nicht

weniger als 5 Prozent!) wird gegenwärtig verhandelt, und schon meldet die chinesische Regierung, daß, falls das Konsortium nicht sehr bald ihre Bedingungen annimmt, sie das Angebot zweier anderer Finanzgruppen für eine Anleihe von 30 Millionen Pfund akzeptieren würde!

Damit sind wir am Schlusse unserer Ausführungen, die das höchste Interesse beanspruchen können als eine besonders einleuchtende Illustration der Methoden, mit denen das kapitalistische und imperialistische Europa seine völkermörderischen Gelüste zu verwirklichen sucht. Ägypten, Marokko, Persien, teilweise auch die Türkei — das sind Beispiele von Ländern, die in der Schlinge der europäischen Finanz erwürgt worden sind. Die Finanz ist das geliebteste Instrument der imperialistischen Politik geworden, und daß es in China (wenigstens vorläufig!) versagt hat, ist einzig und allein dadurch zu erklären, daß China doch ein mächtiges und hochkulturelles Land ist, das mit einer einzigen Anstrengung nicht so leicht eingeschluckt werden kann. Vielleicht entschlüpft noch China, nachdem ihm seine Reichsländer wie Mongolei, Mandschurei und Tibet verloren gehen, seinem Schicksal, indem es Zeit zu seiner politisch-militärischen Reorganisation gewinnt. Vielleicht aber ersinnen die Großmächte noch andere Mittel, wie die Stiftung von inneren Unruhen, von Verrat und monarchistischer Reaktion, um ihm diese Zeit nicht zu gewähren. Indes ist der erste und wohl der gefährlichste Angriff abgeschlagen worden, und China kann wieder frei aufatmen.

Treitschkes Briefe.

Von **Fr. Mehring.**

Heinrich v. Treitschkes Briefe. Herausgegeben von Max Cornicelius. Erster Band 1834 bis 1858. Mit vier Porträts in Lichtdruck. Verlag von S. Hirzel. 1912. 485 Seiten. Preis geheftet 10 Mark, gebunden 12,50 Mark.

Seit dem Tode Treitschkes — im Jahre 1896 — ist viel aus seinem Nachlaß veröffentlicht worden: zwei starke Bände historischer und politischer Aufsätze, zwei nicht minder starke Bände Vorlesungen über Politik, ein Band parlamentarischer Reden, der Briefwechsel mit Gustav Freytag; es ist schon eine kleine Bibliothek. Treitschke selbst war kein Freund solcher posthumen Veröffentlichungen und hat sich bei Lebzeiten manchmal dagegen ausgesprochen. Auch ist nicht mit jeder dieser Veröffentlichungen seinem Andenken ein besonderer Dienst erwiesen worden, am wenigsten wohl mit den Vorlesungen über Politik, die, als sie erschienen, in diesen Spalten schon ausführlich besprochen worden sind.

Nun kommt auch noch ein neuer, wiederum sehr starker Band Briefe hinzu, dem im nächsten Frühling ein zweiter Band folgen soll. Der erste Band, der bisher vorliegt, umfaßt die jungen Jahre Treitschkes bis zu seiner Habilitation als Privatdozent in Leipzig, das will sagen bis an die Schwelle seiner öffentlichen Wirksamkeit. Es sind meistens Briefe an seinen Vater und daneben an einzelne Universitätsfreunde, von denen keiner in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, es sei denn, daß es einer, Wilhelm Nokk, zum badischen Minister gebracht hat. So scheint auch die neueste Veröffentlichung einer übergroßen Pietät geschuldet zu sein. Gleichwohl trügt dieser Schein. Die Briefe sind voll feinen psychologischen Reizes, wenigstens

für den, der zu lesen versteht und ein größeres Vergnügen darin findet, einen eigentümlichen Charakter zu verstehen, als ihn zu verherrlichen oder zu verurteilen. Und was man sonst gegen Treitschke sagen mag, dies eine durfte er mit Recht von sich rühmen, daß ihm „Heuchelei die hassenswürdigste Sünde" war.

Treitschke entstammte einer königlich sächsischen Beamtenfamilie, die angeblich einem böhmischen Emigrantengeschlecht angehört haben soll. Sein Vater hatte die militärische Laufbahn eingeschlagen und es zu den höchsten Stellen in dem kleinen sächsischen Heere gebracht; er galt als ein sehr fähiger Offizier, wenn es ihm auch nicht vergönnt gewesen ist, kriegerische Lorbeeren zu erwerben. Seitdem er als blutjunger Leutnant das traurige Schicksal der sächsischen Truppen mit erlitten hatte, die im Jahre 1815 — wegen der Meuterei in Lüttich — heimgeschickt wurden, ehe sie an den Feind kamen, war er ein heftiger Preußenhasser, voll jener grünweißen Königstreue, die sein ältester Sohn später mit seinem bittersten Spotte überschüttet hat.

Immerhin war der alte Treitschke, obgleich zeitweise Flügeladjutant des sächsischen Königs, doch kein höfischer General; man darf es daraus schließen, daß sein Sohn schon früh die „höfische Mythologie" verachtete und im Frühjahr 1849 an den Vater, der selbst in Schleswig-Holstein stand, die kernigen Worte schrieb: „Wahrhaft stinkende Lobhudeleien auf den Prinzen Albert, ‚den jugendlichen Helden von Düppel', der doch, als Adjutant, gar nicht gefochten hat, sowohl in Versen als in Prosa, bekommt man hier zu sehen, und man kann es den Demokraten nicht verdenken, wenn sie schlechte Witze darüber machen." Seine Abwesenheit in Schleswig-Holstein bewahrte den General v. Treitschke davor, an der Niedermetzelung der Dresdener Maikämpfer beteiligt zu sein; die Berichte über den Barrikadenkampf erhielt er durch seinen Sohn, der in ihnen eine politische Einsicht zeigt, die für einen fünfzehnjährigen Knaben aller Ehren wert ist. Das hinterhaltige Spiel der Regierungen und namentlich der sächsischen Regierung mit der Frankfurter Reichsverfassung ist ihm die wahre Ursache des Aufstandes, von dem er auch richtig sagt, daß sich eine Stadt, aus der das Militär nicht vertrieben worden sei, niemals so lange gehalten habe wie damals Dresden.

Von früh an litt der junge Treitschke aber an einer körperlichen Krankheit, die ihn mehr und mehr von der Außenwelt abschloß, in die er eben mit frischen Augen zu blicken begonnen hatte: an einem Gehörleiden, das sich nach und nach zu völliger Taubheit entwickelte. Wie er mit diesem tückischen Feinde kämpfte, der ihm jeden harmlosen Lebensgenuß verkümmerte, hoffnungsloser mit jedem neuen Tage und doch niemals völlig verzagend, läßt sich in den Briefen an seinen Vater nicht ohne menschliche Teilnahme verfolgen. Auch in der Wahl seines Berufs wurde er dadurch empfindlich behindert, und doch mußte er, da die Familie arm war, darauf bedacht sein, dem Vater möglichst bald aus der Tasche zu kommen. Er entschied sich für das Studium der Staatswissenschaften mit der Aussicht auf einen akademischen Lehrstuhl oder auch auf eine Unterkunft in den Dresdener Regierungsbureaus.

Als er später seine häßlichen Pamphlete gegen den Sozialismus losließ und damit selbst bei der zünftigen Gelehrsamkeit argen Anstoß erregte,

meinte er stolz, er habe nach allen Regeln der Zunft die Staatswissenschaften studiert und schon in seiner Habilitationsschrift über die Gesellschaftswissenschaft seine nationalökonomischen Kenntnisse bekundet. Das mochte sich als Einwand gegen den zahmen Kathedersozialismus hören lassen; wenn wir jetzt aber in seinen Briefen über die Lehrmethoden lesen, durch die er in die Staatswissenschaften eingeführt werden sollte, so werden wir unwillkürlich an das Wort von Marx erinnert: „Das nicht ganz unterdrückbare Gefühl wissenschaftlicher Ohnmacht und das unheimliche Gewissen, auf einem in der Tat fremdartigen Gebiet schulmeistern zu müssen, suchte man zu verstecken unter dem Prunke literarhistorischer Gelehrsamkeit oder durch Beimischung fremden Stoffes, entlehnt den sogenannten Kameralwissenschaften, einem Mischmasch von Kenntnissen, deren Fegefeuer der hoffnungsvolle Kandidat deutscher Bureaukratie zu bestehen hat." An diesem „Mischmasch" hat Treitschke keine Freude gehabt; er selbst schrieb, Marx vorahnend, schon im November 1854 verächtlich von dem „elenden Mischmasch, den man Kameralwissenschaft nennt". „Das ist ein Haufen von Namen und empirischen Regeln zu einem rein äußerlichen Zwecke, dem des größtmöglichen Erwerbes, zusammengestoppelt; das einzig Wissenschaftliche in dem ganzen Kram sind Sätze der Nationalökonomie oder der Naturwissenschaften. Das muß ich als Gedächtnisballast aufnehmen, um hoffentlich nächsten Sommer auf einer Reise durch die Fabriken des Erzgebirges die toten Namen lebendig werden zu lassen." Zu dieser Reise ist es leider nie gekommen; durch seine Taubheit blieb Treitschke zu einem „einsiedlerischen Studium immer aus toten Heften und Büchern" gezwungen.

Einmal glaubte er dem „elenden Mischmasch" entrinnen zu können, und er verlängerte sein Universitätsstudium sogar um ein Semester, um in Heidelberg einen — heute verschollenen — Dozenten Kiesselbach über politische Ökonomie und deutsche Wirtschaftsgeschichte zu hören. Wenn man erwägt, daß Treitschke zuerst bei Dahlmann — ausgerechnet bei Dahlmann! — Nationalökonomie und Finanzwissenschaft gehört hatte, so begreift man seinen Widerwillen „gegen die doktrinäre Einseitigkeit, die in allen Verfassungskämpfen nur einen Streit um politische Theorien erkennt", und so begrüßte er lebhaft die Lehre Kiesselbachs, daß die einzige oder mindestens die allerwichtigste Triebfeder des politischen Lebens in den wirtschaftlichen Zuständen zu suchen sei. Aber er kam auch hier vor die unrechte Schmiede; Kiesselbach war ein Renegat des Liberalismus und predigte seine „deutsche Wirtschaftsgeschichte" nur im Sinne der feudal-romantischen Schule, die den mittelalterlichen Ständestaat auf den wirtschaftlichen Verhältnissen wiederherzustellen gedachte. Über diesen „unseligen Rückschritt", der glücklicherweise zwar eine Unmöglichkeit sei, aber doch tatsächlich — trotz aller Verwahrungen — unsere Kultur um dreihundert Jahre zurückschrauben wolle, war sich Treitschke bald im klaren. Und noch mehr empörten ihn Kiesselbachs Lehren über die „sozialkulturlichen Aufgaben der Kirche in der Gegenwart" als ein Versuch, „gebildete Ungläubige" zu einer elenden Heuchelei zu verführen. So blieb es denn für Treitschke bei dem „Mischmasch" der Rau und Roscher.

Größere Freude als an diesem Studium „nach allen Regeln der Zunft" hatte er während seiner Universitätszeit an seinen poetischen Versuchen. Er besaß ästhetischen Geschmack und hegte einen natürlichen Widerwillen gegen

die Goldschnittlyrik, wie sie damals aufwucherte, das leere Reimgeklingel der Redwitz und Putlitz, der Roquette und Rodenberg, gegen die „Jugendblüten", wie er spottete, gegen „die Pilgerfährtchen des Röschens", „Was ich den Vöglein abgelauscht" usw. Einem Freunde, der sich dafür begeisterte, machte er einen „freundschaftlichen Schweinehund" über solche Verirrung des Geschmacks. An Paul Heyse schalt er die herzlose zierliche Spielerei, auch von Storm wollte er nicht viel wissen, über den er zu ungünstig urteilte, wie über Scheffel zu günstig, wobei als mildernder Umstand ins Spiel kam, daß Treitschke ein tapferer Zecher war.

Er meinte: „Das alte Wort: ‚Ein politisch Lied, ein garstig Lied' ist Unsinn, denn wenn man dem Dichter erlaubt, von Liebchens kaltem Herzen zu singen, wie viel erhabener ist es, den Schmerz eines großen Volkes zu besingen!" In manchem erinnert sein ästhetisches Urteil an Lassalle; auch er hat oft erwogen, Hutten dichterisch zu verherrlichen, „dessen kurze glänzende Laufbahn ihm das wahre Vorbild eines männlichen Lebens zu sein" schien. Freilich flößte ihm sein Abscheu vor der weichlichen Versdrechslerei eine unzeitige Vorliebe für Julian Schmidt ein, der zwar nichts von Kunst verstehe und sehr einseitig sei, aber doch einseitig wie Lessing. Später mäßigte sich seine Anerkennung dieses Genius, als er eine Gedichtsammlung an Julian Schmidt sandte und der Grobian ihm antworten ließ, er denke nicht daran, das Zeug zu lesen. Immerhin hat Treitschke auch späterhin noch die Partei Julian Schmidts gegen das bekannte Pamphlet Lassalles genommen.

Die beiden Gedichtsammlungen, die Treitschke in seiner Universitätszeit herausgegeben hat, sind heute verschollen. Er selbst hat mit ihnen der Poesie überhaupt Valet gesagt, weil er ehrlich genug war, einzusehen, daß sein dichterisches Talent für das Schaffen eines ganzen Lebens nicht ausreiche. Dafür kam er nun um so tiefer in die Politik hinein. Und hier eröffnen seine Briefe wieder sehr lehrreiche Aussichten in die Zeit der fünfziger Jahre. Sie bestätigen, daß kräftige Naturen die Schande der Gegenrevolution viel mehr auf nationalem als auf liberalem Gebiet empfanden. Die Tage von Bronzell und Olmütz, die im Grunde doch nur die verdienten Quittungen über den Leichenraub waren, den die preußische Regierung an der deutschen Revolution verübte, sind nicht nur von Lassalle, sondern auch von Engels und Marx als Tage nationaler Schmach empfunden worden. Die Briefe Treitschkes legen neues Zeugnis dafür ab, wie sehr der einzelne mit seinem ganzen Denken im Banne seiner Zeit steht, wie dieser Bann in den verschiedensten Geistern dieselben Erscheinungen hervorruft.

Als Treitschke ein Semester in Tübingen studierte, lernte er die schwäbische Kantönlidemokratie kennen und schilderte sie in Worten, die Engels geschrieben haben könnte. „Die Leute sind meist nicht über die schwäbische Grenze hinausgekommen und entwickeln nun einen so unausstehlichen königlich württembergischen Partikularismus, daß er für jeden, der etwas Nationalgefühl hat, eine wahre Plage ist.... So kann man auch mit einem Schwaben über Politik gar nicht reden; sein Standpunkt besteht darin, keinen zu haben als das Bewußtsein, daß außerhalb der schwarzroten Grenzpfähle ein Land der schwarzen Heiden ist." Und wie sehr erinnert es an Lassalle, wenn Treitschke im Frühling 1855 einem Freunde schreibt: „Bevorrechtet sind bei uns die Fürsten, an deren heiligen Nimbus kein Mensch

mehr glaubt, seit sie Spielbälle fremder Macht geworden, und ein Adel, für dessen Elend ich keine Worte finden würde, wenn es nicht preußische Kammerverhandlungen gäbe. Dieser Zustand ist traurig, ganz gewiß, aber er ist unvermeidlich, denn vorderhand haben Fürsten und Adel entschieden noch die Macht; sie haben ihre Bajonette und Beamten; durch welche Mittel sie dieselben an sich ketten, ist gleichgültig; genug, sie haben sie. Dagegen die Gesellschaftsschichten, denen in Hinsicht auf Bildung und Wohlstand die meiste Lebensfähigkeit innewohnt, sind politisch machtlos: ... Die Garantie ihrer Rechte ist eine Verfassung, die auf dem Papier steht und darum täglich verhöhnt wird. So reduziert sich also die ganze Frage über unsere politische Zukunft auf eine reine Machtfrage; es gilt denjenigen, welche politische Lebensfähigkeit besitzen, auch die politische Macht zu verschaffen." Treitschke untersucht dann, wie dies möglich zu machen wäre und kommt zu dem Ergebnis, es sei sehr zu wünschen, aber sehr unwahrscheinlich, daß es auf dem Wege des positiven Staatsrechtes geschehe; so bliebe nur die Revolution, die eine doppelte Bedeutung haben würde, eine politische und eine sittliche.

Aber für den Sohn des sächsischen Generals, dem dazu durch sein Gehörleiden jedes Verständnis von Massenbewegungen abgeschnitten war, blieb die Revolution am Ende doch nur ein bloßer Begriff, es sei denn, daß die Revolution von oben kam. Treitschke studierte eifrig Machiavelli, worin er sich mit Schweitzer berührte. Aber da ihm der revolutionäre Grundgedanke fehlte, so geriet er in den, wie er selbst sagte, „langweiligen Professorenhaufen" der Gothaer, die Schweitzer eben von seinem revolutionären Grundgedanken aus aufs heftigste bekämpfte. Die Gothaer waren, was heute die Nationalliberalen sind: sie führten ihren Namen daher, daß sie im Jahre 1849 in Gotha die Reichsverfassung, der sie eben Treue bis in den Tod geschworen hatten, den preußischen Bajonetten opferten; „ein Produkt der bloßen Furcht vor Ernst, Krieg, Revolution, Republik und ein gutes Stück Nationalernst" nannte sie Lassalle. Bei alledem waren die Gothaer in den fünfziger Jahren die einzige Partei, die der siegreichen Gegenrevolution noch einen ängstlichen und schüchternen zwar, aber doch immerhin einen Widerstand entgegensetzte, während die bürgerliche Demokratie bekanntlich die Hände in den Schoß legte, aus Abscheu vor dem oktroyierten Dreiklassenwahlrecht, das sie einige Jahre später als Kleinod deutscher Freiheit ins Herz schließen sollte.

Einem radikaler gesinnten Freunde schrieb nun Treitschke: „Ich habe Dir gegenüber, um Dich mit Deinem Radikalismus zu necken, vielleicht zu sehr den Gothaer gespielt. In Wahrheit ist es nicht so schlimm damit. Vor allen Dingen bin ich ganz radikaler Unitarier. Ich halte die Freiheit usw. für reine Phrasen, solange kein Volk vorhanden ist, die einzige Grundlage jeder staatlichen Entwicklung. Der Weg, der am raschesten zu dieser nationalen Einigung führt, ist mir der liebste, und sollte es der Despotismus sein; ich glaube, daß jede unnatürliche Verfassungsform, wenn eine nationale Einigung unseres Volkes erreicht ist, nur von kurzer Dauer sein könnte. Ich halte mich also an die Partei, bei der ich den meisten nationalen Eifer finde; das sind in meinen Augen trotz alledem die Gothaer. Du mußt nicht glauben, daß ich ihre monarchistischen Ideen teile.... Die Verehrung der angestammten Fürstenhäuser ist mir stets lächerlich gewesen. Ebensowenig kann ich die Bewunderung des herrlichen Kriegsheeres teilen. Nachdem

eines ihrer edelsten Glieder, Bonin, die hündische Gemeinheit eines Hentze gebilligt, und nachdem der Prinz von Preußen, das Ideal dieses Heeres, die denkwürdigen Worte gesprochen: Ich werde mit Ihnen Front machen, nach welcher Seite hin es unser Herr gebietet — da kann ich über dieses, der Theorie nach sicher auf einer herrlichen demokratischen Idee ruhende Heer nicht anderes urteilen als: es ist der würdige Nachfolger jener heimatlosen Landsknechte, die mit der gleichen gedankenlosen Tapferkeit für die Lilien wie für den Doppeladler fochten." Die „hündische Gemeinheit" des Hentze bezog sich auf die infame Lockspitzelrolle, die der preußische Leutnant Hentze in dem Prozeß gegen Ladendorf und Genossen gespielt hatte; da in Offizierskreisen die höchst unpatriotische Meinung auftauchte, daß Hentze dadurch „des Königs Rock" geschändet habe, so bekundete nicht nur ein unzurechnungsfähiger Kamaschenknopf wie Feldmarschall Wrangel, sondern auch der „liberale" Kriegsminister v. Bonin in öffentlichen Armeebefehlen, daß Lockspitzelei und Offiziersehre sich sehr wohl miteinander vertragen.

Treitschke meinte, daß ihn nur ein „geringer" Unterschied von der Demokratie trenne; vor allem ihr „Pessimismus", der sie auf jedes Programm verzichten lasse. Äußerliche Gründe hätten ihn nicht von ihr ferngehalten; mit seinem elterlichen Hause und dem ganzen Kreise, worin er aufgewachsen war, kam er durch seine nationale Gesinnung in viel schärfere Konflikte als durch seine liberale und als er selbst durch eine demokratische Gesinnung gekommen sein würde. Ähnlich stand es mit seinen Aussichten in seinem Heimatland; er wußte, daß er sich mit dem schroffen Hervorkehren seiner nationalen Gesinnung an der Leipziger Universität unmöglich machte, was er denn auch bald nach seiner Habilitation als Privatdozent erfuhr, an derselben Universität, die den demokratischen Professor Wuttke ruhig duldete. Noch mehr verscherzte er sich jede Aussicht auf eine Beamtenlaufbahn; statt sich dem Dresdener Leben anzupassen, ließ er sich durch dessen völlige Nichtigkeit vielmehr in seinen rebellischen Ansichten bestärken. „Wenn ich diese frivole Borniertheit sehe, womit mir z. B. neulich ein Verwandter (eine Zierde vornehmer Kreise) riet, statt der Dozentenkarriere, die sich für Leute ‚von Erziehung' nicht passe, doch lieber die Stallkarriere zu ergreifen; wenn ich bedenke, wie selbst der bessere Teil dieser Kreise zwar zu viel Takt hat, um diesem Heroismus der Dummheit beizustimmen, aber im stillen doch keine andere adlige Beschäftigung anerkennt als den Mistwagen und den Exerzierstock; wenn ich diesen kindlichen Eifer sehe, womit man jeden Schritt und Tritt der ‚Herrschaften' vergöttert; oder gar wenn ich mein besseres Selbst ausziehe und mich in die unergründliche Weisheit sächsischer Regierungsblätter vertiefe — dann habe ich zwar alle Ursache, empört zu sein, aber doch den stillen Triumph, daß ich recht habe!" Mit diesen Bildern unerhörter Verderbtheit, einer Knechtsgesinnung ohnegleichen vor Augen, haderte Treitschke mit seinem Schicksal, daß er sich sein Brot nicht anders werde verdienen können als auf dem Tummelplatz der Lüge, den man Staatsdienst nenne.

Der preußischen Regierung hielt er deshalb nicht weniger den Spiegel vor als der sächsischen. Als das Ministerium Manteuffel im Jahre 1855 die berüchtigte Landratskammer zusammengebracht hatte, durch die ehr- und schamlosesten Wahlbeeinflussungen, deren die Regierung sich gar noch öffentlich rühmte, schrieb Treitschke: „Unsittliche Mittel sind oft genug von

gekrönten Sündern, konstitutionellen und absoluten, gebraucht worden, das ist nichts Neues. Aber stets hat man sie verleugnet; daß sie eingestanden und unter dem Jubel einer Volksvertretung verteidigt werden — das ist ein Zynismus, für den sich weder in der Geschichte der Stuarts noch unter den Bourbonen Analogien finden.... Ob das Schicksal unseres Vaterlandes sich auf gesetzlichem Wege wird ändern lassen — das ist eine Frage, die mir immer unklarer wird. Ein paar Gedanken drängen sich mir immer wieder auf; der englische Grundsatz: Sofortige Selbsthilfe bei jedem Unrecht von oben, ist nicht nur, wie Macaulay sagt, der Grundpfeiler der englischen Freiheit und der Stolz jedes Briten, sondern das notwendige Ergebnis jeder hohen Volksbildung. Ferner: es ist eine unbezweifelte historische Tatsache, daß jede Bewegung in einem Volke gewaltsamer ist als die Richtung, welche sie bekämpft und lange geduldet hat. Wenn ich nun denke, daß die gegenwärtigen deutschen Verhältnisse nicht dauern können, weil sie im lächerlichsten Kontrast zu unseren Volksbedürfnissen stehen; wenn ich ferner denke, daß das Maß der Rechtsverhältnisse jetzt ziemlich erschöpft ist und nur noch durch blutige Mittel überboten werden kann — wer mag da noch so blind sein, an eine friedliche Lösung zu glauben?" So kommt der junge Treitschke wieder und wieder auf die Revolution zurück, die er doch niemals verstand und auch niemals verstehen konnte.

Zur Zeit, wo der spätere Treitschke den Sozialismus in gehässiger Weise bekämpfte, meinte ein Arbeiterblatt, er sei selbst ein Schwurzeuge gegen die Ungerechtigkeit der Klassengesellschaft, denn wenn er nicht der Sohn eines Generals wäre, hätte ein solcher Dummkopf nicht studieren dürfen. Treitschke besaß Humor genug, über den ungehobelten Scherz zu lachen; immerhin — die Briefe aus seiner Jugend zeigen in fesselnder und manchmal ergreifender Weise, wie auch der aufrichtige und kräftige Charakter, der ehrlich mit seinem Schicksal ringt, doch in die sozialen Schranken gebannt bleibt, worin er lebt.

Literarische Rundschau.

Paul Louis, **Le Parti Socialiste en France** (Die Sozialistische Partei in Frankreich). Paris 1912, Aristide Quillet. 405 Seiten.

Das neue Buch von Paul Louis bildet den zweiten Band der Sozialistischen Enzyklopädie, über die wir den Lesern der „Neuen Zeit" bereits Bericht erstattet haben.

Das Werk von Paul Louis hat uns eine große Enttäuschung bereitet. Der Verfasser, der sonst als so erprobter und wertvoller Schriftsteller bekannt ist, hat es nicht verstanden, uns in den 405 Seiten seines Buches einen Begriff von der Sozialistischen Partei Frankreichs zu geben. Der Leser wird sich vergeblich bemühen, ein Bild von der Tätigkeit der Partei, ihrem Leben, ihren Interessen, ihren Bestrebungen zu erhalten; umsonst wird er nach einer Andeutung über die verschiedenartigen Tendenzen der Parteimitglieder suchen, über den speziellen Charakter des linken und des rechten Flügels und ihre besondere Art, theoretische und praktische Fragen zu stellen und ins Auge zu fassen. Alle diese Punkte übergeht der Verfasser mit Stillschweigen und zieht es vor, den Leser in Unkenntnis über diese so interessanten Fragen zu lassen.

Das ganze Buch mit Ausnahme einer kleinen historischen Einleitung, in der der Verfasser sich ebenfalls bemüht, die früheren Meinungsverschiedenheiten zu mildern, ist einer dogmatischen Auseinandersetzung der verschiedenen Fragen des

Prinzips und der Taktik gewidmet, die sich der sozialistischen Partei täglich nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland, Rußland, Belgien usw. aufdrängen; wir finden darin nichts speziell Französisches: die sehr allgemein gehaltenen Betrachtungen über den Wert von Reformen, über die Notwendigkeit der Propaganda usw. lassen sich in gleicher Weise auf alle sozialistischen Parteien der Welt anwenden und sagen uns nichts Wertvolles über die Sozialistische Partei Frankreichs im besonderen. Aber gerade hierüber sollte uns ein Buch, das der „Sozialistischen Partei in Frankreich" gewidmet ist, Aufschlüsse geben. Freilich hält der Verfasser selbst bei der Erörterung der meisten Fragen den Standpunkt der Sozialdemokratie, des Klassenkampfes, des Antirevisionismus usw. fest. Wir wüßten aber gern, wie die französische Partei und ihre Fraktionen sich zu all diesen Fragen der Reformen, des Sozialismus in der Gemeindeverwaltung, des Genossenschaftswesens usw. stellen; und gerade davon finden wir nichts in dem Buche von Paul Louis, der uns gern von seinen eigenen Plänen unterhält, die Ansichten der Partei und ihrer verschiedenen Elemente dagegen mit Stillschweigen übergeht.

Paul Louis erteilt den tätigen Genossen zahlreiche praktische Ratschläge und gibt ihnen Unterweisungen über die Organisation von Versammlungen, die Wahl von Bureaus, die Verbreitung von Affichen und Broschüren usw., das aber sind Dinge, über die jedermann auch ohne ihn Bescheid weiß. Was er sagt, ist weder interessant, noch macht es den Leser mit dem wirklichen Charakter der Sozialistischen Partei in Frankreich bekannt. Mitteilungen, die uns interessieren, weil sie uns eine richtige Vorstellung von der Partei geben würden, übergeht der Verfasser mit Stillschweigen.

Wir verstehen übrigens vollkommen, daß es Rücksichten auf die Einheit der Partei sind, die P. Louis veranlaßt haben, uns die französische Partei unter diesem abstrakten, jede Charakterisierung vermeidenden Gesichtspunkt zu zeigen. Wir würdigen diese Rücksicht, sind aber der Ansicht, daß der Verfasser darin zu weit geht. Die prophylaktische Methode, die das Übel (ist es überhaupt ein Übel?) dadurch heilen will, daß sie sein Vorhandensein nicht bemerkt, hat uns niemals entzückt; um so mehr, als heutzutage jeder in der französischen Partei trotz abweichender Ansichten für die Einheit der Partei ist. Die beiden Tendenzen sind im französischen Sozialismus vorhanden und werden es bleiben: sie stellen sich verschiedenartig zur Lösung theoretischer und praktischer Fragen, und ihre Vertreter machen hieraus kein Geheimnis: warum hat P. Louis es vorgezogen, dies zu verbergen? Die Reformen in der kapitalistischen Gesellschaft, das Zusammenwirken der Klassen, der Munizipalsozialismus, die Verstaatlichungsfrage, die Genossenschaften, die Altersversicherung usw. usw. sind eine Menge Fragen, die von den verschiedenen Elementen der Partei in verschiedenartiger Weise erörtert werden. Aber anstatt uns diese Meinungsverschiedenheiten darzulegen, zieht der Verfasser es vor, uns seine Ansicht bekanntzugeben, wodurch wir nichts für die Kenntnis der „Sozialistischen Partei in Frankreich" gewinnen. Wir bedauern dies, und der Leser wird es mit uns bedauern.

Mit einem Worte, wir besitzen nach dem Erscheinen des Buches von Paul Louis ebensowenig wie vorher ein Werk, das uns Aufschlüsse über den Charakter, das innere Leben und die Tätigkeit der Sozialistischen Partei in Frankreich im ganzen geben kann. Die Sozialistische Enzyklopädie gewinnt mit diesem Buche nichts; sie verliert dagegen viel.

Ich möchte noch ein interessantes Detail anführen. Der Verfasser hat, um uns mit einigen wichtigen Kundgebungen des französischen Sozialismus bekanntzumachen, mehrere historische Dokumente, Manifeste, Resolutionen usw. als Anhang seinem Werke beigefügt. Alle beziehen sich auf die frühere französische Arbeiterpartei (Parti Ouvrier Français, genannt Guesdisten). Und dies ist charakteristisch: denn gerade in dieser Partei, die so sehr in Verruf war und so sehr herabgesetzt

worden ist, hat sich während langer Zeit das ganze theoretische und wissenschaftliche Leben des Sozialismus in Frankreich konzentriert. In dieser Beziehung hat ihr der Verfasser, wenn auch vielleicht unabsichtlich, seine Huldigung dargebracht.

G. Stiekloff.

Zeitschriftenschau.

Im Januarheft des „Kampf" schreibt Karl Renner über „Österreich und die Südslawen". Im Jahre 1848 wurde die Südslawenfrage zum erstenmal aufgeworfen. Seit jener Zeit haben die österreichischen Machthaber immer wieder die sich bietenden günstigen Gelegenheiten, die Südslawen zu Freunden des österreichischen Staatswesens zu gewinnen, durch ihre kurzsichtige Politik versäumt. Seit der Okkupation von Bosnien und der Herzegowina gehört die größere Hälfte des Südslawentums der österreichisch-ungarischen Monarchie an (7 700 000 in Österreich-Ungarn, 6 200 000 ohne Türkei außerhalb). Dadurch schien Österreich berufen, als südslawische Vormacht die konfessionell getrennten Südslawen zu einigen. Aber seit 1878 waren die ungarischen Gewalthaber bemüht, Serben und Kroaten voneinander zu trennen. Selbst die Einigung der katholischen Südslawen suchte man durch Hochverratsprozeß und Ausnahmezustand zu verhindern. Und zugleich gab man nach der Annexion Bosnien eine Verfassung, die auf Kosten der slawischen Kmeten (Bauern) eine Fülle von Privilegien für die türkische Grundherrnklasse enthält.

Jetzt da die Südslawen außerhalb Österreich, durch Österreichs Handelspolitik gewürgt, der Türkei den Krieg erklärten, hätte Österreich als Preis für die Neutralität sich in Freundschaft alles sichern können, was es zu brauchen meint. Das wurde versäumt, und nun sucht man hinterher die Sieger zu demütigen. Wohl haben unsere Machthaber ja den Trost, daß der Großstaat Österreich mit seinem Massenheer dem isolierten Zwergstaat Serbien überlegen ist. Aber wird er isoliert bleiben? Die österreichische Regierung glaubt Rumäniens sicher zu sein, weil König Karol mit ihr befreundet ist. Aber König Milan von Serbien gehörte seinerzeit zu den ergebensten Freunden Österreichs. Österreich und Italien schaffen das autonome Albanien in brüderlicher Waffenhilfe — wie Österreich und Preußen 1864 Schleswig-Holstein miteinander eroberten. Hier wird mit kühner Voraussicht Gelegenheit zu künftigen Verwicklungen geschaffen, aus denen Serbien in Zukunft ein Verbündeter erstehen wird.

In einem Artikel „Die Demokratie und der Krieg gegen den Zaren" bringt Gustav Eckstein eine Ergänzung zu dem Artikel des Genossen Weber in dem vorhergehenden Hefte des „Kampf". Das imperialistisch-kriegerische Bürgertum von heute will eine starke Staatsgewalt, damit diese seine wirtschaftlichen Ansprüche gegen die ausländischen Konkurrenten vertrete und das Proletariat niederhalte. Zur selben Zeit, da der Absolutismus in Rußland zu schwanken beginnt, erstarkt er deshalb in Westeuropa. Die bürgerliche Revolution und die bürgerliche Demokratie, die Marx und Engels noch erwarteten, sind heute zur historischen Unmöglichkeit geworden. Daher besteht auch nicht mehr die von den Demokraten des vorigen Jahrhunderts gefürchtete Gefahr, daß der Zar eine bürgerliche Revolution mit seinen Machtmitteln erdrücke. Eine proletarische Revolution in Europa aber mit Waffengewalt zu ersticken, dazu ist der Zarismus nicht mehr fest genug. Wenn aber die Verteidigung gegen den Zarismus keine Lebensnotwendigkeit mehr ist, dann kann es auch nicht mehr Ziel einer proletarischen Revolution sein, mit kriegerischer Macht in Rußland einzufallen. Nicht nur die französische Revolution, sondern auch die spätere Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts zeigt, daß ein Krieg nur revolutionierend auf ein Land wirkt, wenn dessen Armeen geschlagen wurden. Ein siegreicher Krieg gegen Rußland würde nur die Militärgewalt im siegenden Staate stärken. Nur für die Polen scheint diese Argumentation nicht zuzutreffen. Die Polen erwarten, daß bei einem Siege Österreichs über Rußland

mindestens die Rechte, die heute die Polen in Galizien genießen, auf das ganze Gebiet Russisch-Polens ausgedehnt würden, daß aber dann die Polen in Österreich ein solches Übergewicht bekämen, daß sie eine noch viel weitergehende Autonomie erringen könnten. Dabei wird aber fälschlich vorausgesetzt, daß der Charakter der beiden Staaten unveränderlich sei. Ein Sieg Österreichs würde jedoch einen Sieg des österreichischen Imperialismus und damit einen Sieg des Absolutismus bedeuten. Was die Völker Österreichs an Rechten und Freiheiten sich errungen, verdanken sie der Schwäche der Regierung und ihrem Bewußtsein dieser Schwäche. Ein Sieg Österreichs würde Österreich zu einem Rußland und Rußland zu einem Österreich machen. Die polnische Nation käme aber auf jeden Fall unter die Herrschaft der reaktionäreren Macht. Nicht jede Niederlage der Regierung wirkt befreiend auf das Volk. Die Leiden, die die Napoleonischen Kriege über Deutschland brachten, erweckten den Haß des deutschen Volkes gegen die Fremdherrschaft und dadurch auch gegen die Prinzipien der Revolution, die die Eroberer verfochten. So konnten die Despoten die Befreiungskriege zur allgemeinen Knechtung ihrer Völker benutzen. Würde heute der Krieg nach Rußland getragen, so ließe sich die in Unwissenheit gehaltene Masse des russischen Volkes durch das grenzenlose Elend eines modernen Krieges zur Wut gegen den eindringenden Feind entflammen.

Solange das Proletariat noch schwach war, mußte es seine Hoffnung auf soziale Umwälzung mehr auf Niederlagen der Regierung im Kampfe gegen äußere Feinde als auf den eigenen Sieg des Proletariats gründen. Aber oft gelingt es den herrschenden Klassen auch nach einer Niederlage gegen einen äußeren Feind, ihre Macht bald wieder zu festigen. Nur wo die Erfolge der sozialen Demokratie durch eigene Kraft des Proletariats errungen sind, sind sie gesichert und dauerhaft.

In einem Artikel **„Lehren des Balkankriegs"** wendet sich Hugo Schulz gegen diejenigen, die in den Erfolgen des Balkanbundes eine nachträgliche Rechtfertigung der furchtbaren Opfer, die in den letzten Jahren dem Militarismus gebracht wurden, sehen wollen. Er zeigt, daß die Ereignisse des Balkankrieges nur beweisen, daß eine echt militaristische Wehrverfassung wie die unserige kraftlos ist gegenüber einer milizartigen Wehrverfassung, denn die Armeen des Balkanbundes sind Milizaufgebote. Hingegen ist es ganz falsch, wenn heute von militaristischer Seite behauptet wird, die türkische Armee sei ein milizartiges Massenaufgebot. Die türkische Armee zeigt keine Spur der Wesensmerkmale eines Volksheeres, sondern ist ein chaotisches Gemenge von unorganisch durcheinandergewürfelten Wehrtypen. Der Balkankrieg lehrt, daß die militärische Entwicklung unaufhaltsam der Auflösung des Militarismus und der völligen Demokratisierung der Wehrverfassung zustrebt.

In einem Artikel **„Die soziale Schichtung der Nationalitäten Rußlands"** gibt L. Wladimirof eine Analyse der kulturellen, ökonomischen und sozialen Kräfte, die innerhalb der verschiedenen Nationen des russischen Reiches wirksam sind. Er zeigt an der Hand von Tabellen, welch schroffer Unterschied in der ökonomischen und sozialen Entwicklung zwischen den Nationen besteht, der daraus zu erklären ist, daß sich der Kapitalismus noch nicht alle Zweige der Produktion unterworfen hat, und der durch die kapitalistische Entwicklung immer mehr verringert wird. Diese Verschiedenheit wird durch die bedeutende Rolle aufgewogen werden, die die großrussische Bourgeoisie und das russische Proletariat spielen. Diese beiden Klassen werden in dem ganzen weiteren Verlauf des nationalen Kampfes in Rußland den Ausschlag geben. In vielen Nationen wächst das Proletariat weit schneller als das Bürgertum. Je mehr dieses Proletariat für die Sozialdemokratie gewonnen wird, desto eifriger werden die nationalen bürgerlichen Klassen bei der russischen Bourgeoisie eine Stütze suchen, um so mehr wird die Bourgeoisie aller Nationen von Klassenbewußtsein erfüllt werden, sich zusammenschließen und nationalen Frieden verlangen. a. s.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Feuilleton der Neuen Zeit

Nummer 59 o o o o o o o o o o Ausgegeben am 31. Januar 1913

Inhaltsverzeichnis: Über Sprache und Stil. Von Fr. Mehring. Ein Künstlerroman. Von Otto Wittner. Drei Gestaltungen des Prometheus. Von G. G. Ludwig. — Bücherschau: Hermann Wagner, Das dunkle Tor. Konrad Häniſch, Schiller und die Arbeiter. — Lose Blätter: Zehnmal mehr als Goethe.

Über Sprache und Stil.

Von **Fr. Mehring.**

Eduard Engel, **Deutſche Stilkunſt.** Mit 18 Handſchriften. Wien und Leipzig 1912. F. Tempſky und G. Freytag. 485 Seiten. Preis geb. 5 Mark.

Dies Werk hat nach Angabe des Verfaſſers und der Verleger binnen weniger Monate zwölf Auflagen erlebt. Das iſt immerhin ein ſeltener, aber doch kein unverdienter Erfolg. Denn es lohnt ſich wohl, das Buch zu leſen.

Der Verfaſſer ſchreibt über einen Gegenſtand, dem er eingehendes und vieljähriges Bemühen gewidmet hat. Er verfügt über eine große Beleſenheit in der deutſchen Literatur und weiß eine reiche Fülle von Beiſpielen beizubringen, an denen er zeigen will, was guter und ſchlechter Stil iſt, und an denen der Leſer, falls er dem Verfaſſer nicht beiſtimmt, ſein eigenes Urteil prüfen und ſchärfen kann. In ſeinen Klagen über den Verfall der deutſchen Sprache wird Herr Engel mitunter recht einſeitig und eintönig, wie denn überhaupt das enggedruckte Buch etwas weitläufig angelegt iſt. Es fehlt nicht an allzu kleinlicher Krittelei und auch nicht an Wiederholungen. Immerhin iſt alles das nebenſächlich und kann gegenüber den Vorzügen des Buches nicht ſchwer ins Gewicht fallen. Jedoch leidet es auch an einem Grundfehler, auf den wir etwas näher eingehen möchten, da es ſich dabei um einen allgemeinen Übelſtand handelt: nämlich an dem Mangel jedes geſchichtlichen Blickes.

Der Schwerpunkt des Buches liegt in dem Kampfe gegen die Fremdwörter in der deutſchen Sprache. Engel ſieht in ihnen einen Krebsſchaden, der ſich durch menſchliche Faulheit, Nachläſſigkeit und Torheit in unſere wundervolle Sprache eingeſchlichen hat und demgemäß durch Fleiß, Sorgfalt und Verſtand wieder ausgerottet werden kann. Den ihm gemachten Einwand, daß die Sprache eine geſchichtliche Entwicklung habe, die unabhängig als ſolche zu begreifen und von keines Menſchen und keines Vereins Willkür rückgängig zu machen ſei, will er nicht gelten laſſen. Für ihn iſt die Sprache nur eine Gewohnheit ſprechender Menſchen, die ſich mit Geſchmack und Vernunft beſſern laſſe. Das iſt jedoch nur mit der Einſchränkung richtig, daß die Menſchen unter den gegebenen geſchichtlichen Vorausſetzungen, unter denen ſie leben, ſprechen und ſo allein ſprechen können. Die Geſchichte der Sprache iſt nicht in dem Sinne unabhängig, daß ſie ſich in irgendwelcher Wolkenhöhe abſpielt, aber ſie iſt abhängig von der Geſchichte des Volkes, das ſie ſpricht. Oder noch genauer: ſie fällt mit dieſer Geſchichte zuſammen.

Daraus ergibt ſich, daß ſie den Einflüſſen fremder Völker zugänglich iſt. Das kann ſchließlich auch Engel nicht beſtreiten. Er meint nur, der Unterſchied zwiſchen der uralten und der neuzeitlichen Aufnahme fremder Wörter

bestehe darin, daß der Sprachsinn unserer Vorfahren die Fremdwörter eingedeutscht, sie zu Lehnwörtern gemacht habe, gegen die nichts einzuwenden sei. Als solche Lehnwörter aus dem Griechischen und Lateinischen führt er an: Kaiser, Prinz, Kreuz, Tisch, Markt, Kerker, Zoll, Straße, Meile, Keller, Kiste, Trichter, Teller, Mauer, Pforte, Pfosten, Pfeiler, Speicher, Schlüssel usw. Danach sei aber die Humanisterei eingebrochen mit ihrem Latein, das den Wurzeltrieb der deutschen Sprache ertötet oder nahezu ertötet habe. Dazu sei dann noch der Dreißigjährige Krieg gekommen, die Zersplitterung Deutschlands und andere Umstände, die in jeder landläufigen Literaturgeschichte aufgezählt werden und hier nicht aufgezählt zu werden brauchen, da sie wohl mitspielen, aber den Kern der Frage nicht berühren.

Der entscheidende Irrtum liegt in dem, was Engel über den üblen Einfluß der „Humanisterei" auf die deutsche Sprache sagt. Bekanntlich war der Humanismus keine deutsche Eigentümlichkeit; er war sogar in anderen Ländern stärker vertreten als in Deutschland. Weshalb hat er denn in Italien, in Frankreich, in England die Sprache nicht zerrüttet? Mehr noch: wenn die Humanisten lateinisch schrieben, so nur, weil das Lateinische damals die Sprache der gelehrten Welt war, und nicht etwa aus Abneigung gegen die Völker, denen sie angehörten. Sie sind vielmehr die Bahnbrecher der nationalen Sprachen gewesen, wie Petrarca in Italien, Rabelais in Frankreich, Thomas More in England. Nicht aus Zufall, sondern weil sie die Vorkämpfer der nationalen Staaten waren, wie sie die kapitalistische Produktionsweise zu schaffen begann. Auch der berühmteste der deutschen Humanisten schrieb schließlich deutsch; Engel selbst hat einige Verse Huttens als Leitwort auf das Titelblatt seines Buches gesetzt.

Den wirklichen Zusammenhang der Dinge hat schon Leibniz aufgedeckt. Er führte aus, die deutsche Sprache sei ausgebildet in allem Sinnlichen, wo die Natur auch die Ungelehrten unterrichte: in allen Ausdrücken für die Lebensweise, für Kunst- und Handwerkssachen, Jagd, Schiff- und Bergbau. Fürs Übersinnliche dagegen, für alles, was die Seele, die Wissenschaft, die Politik angehe, für die noch abstrakteren Erkenntnisse in der allgemeinen Lehre von den Dingen, der Logik und der Metaphysik sei die deutsche Sprache arm und müsse sich mit dem Lateinischen behelfen. Das galt auch für andere Völker, jedoch mit dem Unterschied, daß sich die romanischen Sprachen, auch die englische germanisch-romanische Mischsprache, die lateinischen Ausdrücke einverleiben konnten, die deutsche Sprache dagegen, wenn sie sich mit moderner Bildung durchtränken wollte, an Fremdwörter gewiesen blieb. Im Reiche des Übersinnlichen konnte sie sich keine Lehnwörter bilden, wie Tisch, Trichter, Teller usw. im Reiche des Sinnlichen.

Die deutsche Fremdwörterei hat somit zwei ganz verschiedene Wurzeln. Die eine zehrte an dem Marke der Sprache durch das entsetzliche Kauderwelsch, das durch den Dreißigjährigen Krieg, die Zertrümmerung Deutschlands in unzählige Splitter, das Übergewicht Frankreichs, die Menge der französelnden Höfe usw. erzeugt wurde. Die andere aber spendete neues Leben, indem sie den geistigen Zusammenhang Deutschlands mit den westeuropäischen Kulturvölkern aufrecht erhielt und eine moderne Bildung nährte, die trotz alledem ein letztes Band der deutschen Einheit blieb. Leibniz selbst, der ein so lebhaftes Gefühl für die Reinigkeit der deutschen Sprache hatte wie die Gelehrten des Deutschen Sprachvereins, und der es mit ihnen auch

wohl an geistiger Fähigkeit aufnehmen konnte, mußte sich sogar noch der französischen oder lateinischen Sprache bedienen, um einen seiner würdigen Wirkungskreis zu finden.

Entsprechend der doppelten Wurzel der deutschen Fremdwörterei haben sich unter den deutschen Sprachreinigern immer zwei Richtungen geltend gemacht: die eine, die zwar die lebenzehrende Wurzel gründlich ausrottete, aber die lebenspendende Wurzel behutsam schonte; die andere, die mit plumper Hand beide ausriß. Die eine bestand aus den großen Dichtern und Schriftstellern der Nation, die die Sprache mit schöpferischer Kunst zu beleben wußten, die andere aus ehrbaren Schulmeistern, die am Worte klebten und es teutschtümlich kappten oder streckten, unbekümmert um den Geist, der in dem Worte steckte. Unter sie hat sich noch keiner unserer namhaften Stilisten verirrt, denn auch Schopenhauer, auf den sie sich zu berufen pflegen, war ein ganz arger Fremdwörtler und hat sich nie auf jene subalterne Polizeijagd begeben, die hinter den Revolutionären ebenso eifrig fahndet wie hinter den Spitzbuben.

Diese beiden Richtungen haben sich schon im siebzehnten Jahrhundert aufgetan: in der Fruchtbringenden Gesellschaft, die sich zuerst gegen die Sprachmengerei erhob. Im Jahre 1648 traten gleichzeitig in sie ein: Philipp v. Zesen, ein schlechter Romanschreiber, und Friedrich v. Logau, ein guter Epigrammatiker. Zesen ist der erste bekannte Sprachreiniger von Polizei wegen gewesen und vorbildlich für die ganze Gattung; er hat einzelne Fremdwörter nicht schlecht verdeutscht, war aber durch seine närrischen Einfälle schon der Spott der Zeitgenossen. Auch Logau machte sich über ihn lustig, obgleich er ein nicht minder scharfer Gegner der Sprachenmengerei war; er bekämpfte sie aber in der vernünftigen Weise, daß er in seinen Epigrammen mit keinem französischen oder lateinischen Worte ausdrückte, was sich mit einem deutschen Worte ausdrücken ließ. Das ist überhaupt die sehr einfache Methode, mit der alle guten Schriftsteller die Fremdwörterseuche bekämpft haben, soweit sie überhaupt eine Seuche ist. Es kam ihnen darauf an, die Fremdwörter auf das unentbehrliche Maß zu beschränken, nicht aber die unentbehrlichen Fremdwörter in deutsche Formen zu übersetzen, die nie einen Sinn gehabt haben.

Im achtzehnten Jahrhundert waren Gottsched und Campe die eifrigsten Jäger auf Fremdwörter, und auch sie haben manchen glücklichen Griff getan. Aber sie fanden alles eher als den Beifall derjenigen ihrer Zeitgenossen, die unsere künstlerische Prosa geschaffen haben. Lessing verhöhnte den „großen Duns", der „dümmer als ein Hottentott" sei:

Der Philipp Zesen unsrer Zeit,
Der Büttel der Sprachreinigkeit
In Ober- und in Niedersachsen,
Der alle Worte Lands verweist,
Die nicht auf deutschem Boden wachsen.

Campe aber wurde in den Xenien Goethes und Schillers als „Pedant" aufgezogen. Goethe hat 1795 zornig ausgerufen: „Ich verfluche allen negativen Purismus, daß man ein Wort nicht brauchen soll, in welchem eine andere Sprache viel mehr und Zarteres gefaßt hat", und er sprang unsanft genug auch später noch mit den „Sprachreinigern" um, als er ihnen im Jahre 1816 die Zahme Xenie widmete:

Gott Dank, daß uns so wohl geschah! Deutschland soll rein sich isolieren,
Der Tyrann sitzt auf Helena! Einen Pestkordon um die Grenze führen,
Doch ließ sich nur der eine bannen; Daß nicht einschleiche fort und fort
Wir haben jetzo hundert Tyrannen, Kopf, Körper und Schwanz vom fremden Wort.
Die schmieden, uns gar unbequem, Wir sollen auf unsern Lorbeern ruhn,
Ein neues Kontinentalsystem. Nichts weiter denken, als was wir tun.

So Goethe und Lessing in ihrer derben Weise. Es ist überflüssig, sie deshalb gegen den Verdacht zu verteidigen, daß ihnen nicht an der Reinheit der Sprache gelegen gewesen sei. Dafür legen ihre Werke unsterbliches Zeugnis ab. Eben deshalb aber verurteilten sie die besinnungslose Hetze gegen die Fremdwörter.

Ärger als Gottsched und Campe und ohne die mildernden Umstände, die für sie angeführt werden können, trieb es Jahn im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Stein, der politisch am deutschesten fühlende Zeitgenosse, nannte ihn einfach einen „fratzenhaften Kerl", und Treitschke, den die Sprachreiniger ja sonst auch gern anrufen, sagte mit Recht, daß Jahns Sprache ein schwülstiges Kauderwelsch gewesen sei, ebenso undeutsch und um vieles geistloser als die mit ausländischen Brocken gespickte Sprache des siebzehnten Jahrhunderts. Die Universitäten sollten „Vernunftturnplätze" heißen, ein Konzert ein „Einklangwettstreit des Klangwerkes" und was des Unsinns mehr war. Nach Eduard Engel können sich freilich an dem „oft sehr glücklichen Neuschöpfer" Jahn nur „unfruchtbare Sprachphilister" stoßen. Von den beiden Neuschöpfungen, die er besonders an Jahn preist: Landwehr und Volkstum, ist die erste gar nicht Jahns Werk. Die Landwehr kam — im heutigen Sinne des Wortes — schon im siebzehnten Jahrhundert vor, und wenn ein einzelner Schriftsteller vor hundert Jahren das Wort wieder volkstümlich gemacht hat, so ist es nicht Jahn, sondern Arndt gewesen. Das Volkstum ist dann allerdings ein guter Griff Jahns gewesen, nur daß Jahns Nachfahren, und leider auch Engel, daraus die widrige Unform: völkisch zurechtgeschandelt haben, deren einziges Verdienst darin besteht, eine Art Warnungstafel zu sein, indem sie von Rückwärtsern aller Art als gemeinsames Erkennungszeichen gebraucht wird.

Das ist aber noch nicht das schlimmste, was heute die „Büttel der Sprachreinigkeit" leisten. Stilisten von dem Range eines Lassalle und Marx werden ans Kreuz geschlagen von wegen Fremdwörterei. Es übertrifft die ärgste Geschmacklosigkeit Zesens, wenn Engel mit wichtiger Miene erklärt, Lassalle habe sich selbst ans Messer des Staatsanwaltes geliefert, weil er die „Unredlichkeit" begangen habe, mit einem Fremdwort von Revolution zu sprechen, während er von Umwälzung hätte sprechen müssen. Hätte Lassalle auf Sprachreinigkeit gehalten, so würde er in holdem Frieden und süßer Eintracht mit dem Staatsanwalt gelebt haben. Allerdings hat Jahn trotz allen Eifers für die Reinheit der deutschen Sprache jahrelang auf preußischen Festungen brummen müssen, was vielleicht die Aufmerksamkeit Lassalles eingeschläfert haben mag. Doch im Ernste gesprochen, wenn man hier ein ernstes Wort gebrauchen darf, so schlägt dieser Widersinn sich selbst ins Gesicht. Denn die verschiedenen Schlußfolgerungen, die Engel aus den Worten Revolution und Umwälzung zieht, widerlegen seine Behauptung, daß der Sinn des Fremdwortes völlig durch das deutsche Wort gedeckt werde.

Im übrigen weiß jeder Leser der Schrift Lassalles, aus welchen sachlichen Gründen er als ehrlicher Revolutionär von einer Revolution gesprochen hat und nicht von einer Umwälzung, die in seinem Zusammenhang eine unredliche Zweideutigkeit gewesen wäre.

Schlimmer noch kommt Marx als „Vater des Sozialismus" bei Engel fort, von wegen seiner „küchenlateinischen Zigeunersprache". Wir haben hier handgreiflich denselben Fall, der die Goethe und Lessing gegen die wortklauberischen Sprachreiniger so wild machte. Marx hat sich seine wissenschaftliche Terminologie ausschließlich oder doch ganz überwiegend aus Fremdwörtern gebildet, einmal, weil er an die politische Ökonomie der Engländer und Franzosen anknüpfte — und anknüpfen mußte, wenn er auf diesem Gebiet Neues schaffen wollte —, und zweitens, weil er es von vornherein auf eine internationale — Verzeihung! „zwischenvölkische" — Wirksamkeit absah. Hätte er seine Muttersprache in verdienten Ehren gehalten, so hätte er sein Hauptwerk nicht betiteln dürfen: Das Kapital, sondern: Das Hauptgut. Sein Frevel war um so größer, als nicht etwa nur Zesen oder Gottsched oder Campe oder Jahn, sondern selbst Lessing vorgeschlagen hat, das undeutsche Kapital durch das deutsche Hauptgut zu ersetzen. Lessing berief sich dafür auf Logau, bei dem es heißt: Noch Hauptgut noch die Zinsen darf itzt ein Schuldner gelten, und auf Tschirnhausen, bei dem es heißt: Das Hauptgeld bleibt stehen, ihr streicht die Zinsen ein. Als echt teutscher Mann hätte Marx also nicht von kapitalistischer Produktionsweise, sondern von hauptgüterlicher oder hauptgeldlicher Erzeugungsweise, nicht von konstantem Kapital, sondern von beständigem Hauptgut, nicht von variablem Kapital, sondern von veränderlichem Hauptgeld usw. sprechen dürfen. Damit hätte er sich mit Recht einen hervorragenden Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Sprache geschaffen, während er jetzt nur als „küchenlateinischer Zigeuner" mit unterläuft. Doch um wiederum im Ernste zu sprechen: solchem täppischen Antasten von Meisterwerken gerade auch der deutschen Sprache muß man höflich, aber deutlich entgegnen: Hände weg, denn davon versteht ihr nichts.

Die Behauptung, daß durch die Fremdwörterei die Bild- und Triebkraft der deutschen Sprache erstickt worden sei, läßt sich in der Allgemeinheit Engels nicht aufrecht erhalten. Man braucht nur einige Bogen Prosa von Goethe und Lessing zu lesen, um zu erkennen, wie viele Fremdwörter, die diese Meister der Sprache noch für unentbehrlich hielten, heute kaum noch verstanden werden, weil sie entweder ganz eingedeutscht oder durch deutsche Wörter ersetzt sind. Engel weiß zwar nicht genug über die „Verschmutzung" der deutschen Sprache durch Fremdwörter zu klagen, aber er macht sich den Beweis etwas leicht. Vor etwa zwanzig Jahren haben vierzig mehr oder minder namhafte Schriftsteller einen Protest gegen die Fremdwörterhetze des Deutschen Sprachvereins erlassen, der sachlich ganz berechtigt, aber recht ungeschickt verfaßt war, was sich schon daraus ergab, daß Erich Schmidt, der Professor für deutsche Literatur an der Berliner Universität, ihn verfaßt hat. Als begeistertes Mitglied des Deutschen Sprachvereins macht sich nun Engel das Vergnügen, aus den eigenen Werken der Vierzig allerlei überflüssige oder selbst sinnlose Fremdwörter und sonstige anfechtbare Stilblüten zusammenzutragen. Er bringt dabei ein stattliches Häuf-

lein zusammen, aber wenn man bedenkt, daß es sich um vierzig Schriftsteller handelt, auf deren jeden man im Durchschnitt mindestens zehn Bände rechnen kann, so ist es doch auch wieder eine recht spärliche Ausbeute und erinnert an das Distichon, das Schiller der „Gesellschaft von Sprachfreunden", dem Deutschen Sprachverein seiner Zeit, widmete:

O wie schätz' ich euch hoch! Ihr bürstet sorglich die Kleider
Unsrer Autoren, und wem fliegt nicht ein Federchen an?

Mit solchem Federchenlesen kann man schließlich den sprachgewaltigsten Schriftsteller umbringen. Soweit wir die Werke der vierzig Protestler kennen, tut Engel mehr als einem von ihnen bitteres Unrecht. Einen Mann wie Spielhagen als einen Schriftsteller von „kläglichster Sprache" und „unerträglichstem Stil" hinzustellen, nimmt sich um so sonderbarer aus, als Engel an Paul Lindau, der nicht zu den Vierzig gehörte, kaum etwas auszusetzen, aber dafür den „vernichtend aufflammenden Blitz seines Wort- und Sachwitzes" zu rühmen weiß. Lindau hat nämlich einmal in einer Polemik mit Julian Schmidt geschrieben: „Und hiermit überlasse ich Sie Ihrem Schicksal oder, wenn Sie das vorziehen, überschicke Sie Ihrem Lassalle." Diese Bewunderung Engels läuft wieder auf die reine Wortklauberei hinaus. Wenn er sich für den „Wortwitz" im Sinne Saphirs begeistert, so mag das Geschmacksache sein, aber einen „Sachwitz" darin zu sehen, daß Paul Lindau sich als Erben Lassalles aufspielt, und sei es selbst einem Julian Schmidt gegenüber, läßt sich nicht als bloße Geschmacklosigkeit entschuldigen.

Dieser Mangel an geschichtlichem Augenmaß macht sich auch in den Teilen des Buches geltend, in denen unzweifelhafte Versündigungen an der Sprache gegeißelt werden. Wenn anders die Geschichte der Sprache die Geschichte des Volkes ist, das sie spricht, so versteht es sich von selbst, daß die Schäden des Volkslebens sich auch in der Sprache ausprägen müssen. Man kann die scheußlichen Verwüstungen, die die „Zukunft" des Herrn Harden jede Woche an der deutschen Sprache anrichtet, nicht treffender schildern als Engel; er hat die geheimnisvollen Orakel, die dem Herrn Harden den Ruf des anmutigsten Stilisten und des gelehrtesten Zeitungsschreibers verschafft haben, auf ihren Ursprung untersucht und er weist in einem höchst ergötzlichen Kapitel auf, daß sie alle, alle entweder aus Büchmanns Geflügelten Worten oder aus Meyers Konversationslexikon stammen und nur deshalb wie tiefe Runensprüche klingen, weil Herr Harden die wohlfeile Weisheit in blöden Schwulst zu kleiden weiß. Das ist so weit sehr hübsch und nett, aber schließlich ist die Frage, ob Harden ein Humbug ist, doch viel weniger wichtig als die Frage, wie dieser Humbug nun schon seit zwei Jahrzehnten der gefeiertste Federheld der deutschen Bourgeoisie sein kann. Und auf diese Frage findet sich bei Engel keine Antwort, so sehr auf der Hand liegt, daß Harden nicht sein würde, was er ist, ohne die geistige und sittliche Verlotterung der Bourgeoisschichten, die ihn als ihren Wortführer anerkennen.

Sehr scharf spricht Engel dann auch von dem schrecklichen Deutsch einer gewissen Gelehrtenschicht, in der man die sorgsamste Hüterin der Sprache vermuten sollte, nämlich der Germanisten im allgemeinen und der Goethephilologen im besonderen. Er geht mit so erlauchten Häuptern wie Wilhelm

Scherer und Erich Schmidt kaum weniger unbarmherzig ins Gericht als mit Harden, wenngleich er natürlich anerkennt, daß ihre Gelehrsamkeit sie von diesem Genius unterscheidet; er lobt Hardens Gutmütigkeit, der es dem Enträtsler seiner geheimnisvollen Anspielungen mit dem Büchmann und dem Meyer wenigstens leicht machte, während Erich Schmidts gleich dunkler Akrobatenstil viel schwierigere Anforderungen an die Kenntnisse des Lesers stellt, der ihn verstehen will. Allein auch hier dringt Engel nicht auf den Grund der Dinge. Wenn er anders darin recht hat, daß die Wahrheit das erste und unerläßlichste Erfordernis eines guten Stils ist — und gewiß hat er darin recht —, wie sollten dann nicht diejenigen Gelehrten in den schlechtesten Stil verfallen, die sich nun schon seit einem Menschenalter abquälen, unsere klassische Literatur als eine leidliche Vorschule der hohenzollerischen Herrlichkeit darzustellen? Auf diesen Grund kann Engel freilich auch nicht kommen, da er bei allem sonstigen Abscheu vor Erich Schmidts Sprache mit diesem doch vollkommen einig ist in dem holden Glauben, daß Lessing nur ein borussischer Hampelmatz gewesen sei, der an der Strippe des alten Fritz getanzt habe.

Über Lamprechts Sprache und Stil urteilt Engel: „Unsichtbar, blutlos, dabei wortreich bis zum breitesten Geschwöge und selbstverständlich unerträglich fremdwörterisch." Das Urteil ist hart, doch nicht ungerecht, namentlich auch, was den Vorwurf wegen der unerträglichen Fremdwörtersucht Lamprechts angeht. Er bildet Worte wie Emotivität, die kein Teufel verstehen kann; historisch genügt ihm nicht, sondern er schreibt nun historizistisch. Kaum ein Satz Lamprechts, mindestens nicht in den letzten Bänden seiner Deutschen Geschichte, der nicht durch ein mehr oder minder seltsames Fremdwort mehr oder minder unverständlich würde. Sicherlich ist es sein redliches Bemühen, die neue Methode der Geschichtsforschung, die er entdeckt zu haben glaubt, seinen Lesern verständlich zu machen. Aber wenn sie ihm selbst klar sein sollte — wer weiß es? —, so versteht er nicht, sie anderen klarzumachen. Mit jedem neuen Fremdwort, das er für diesen Zweck ersinnt, wirft er nur einen neuen Schleier über sie. Lamprecht ist darin das genaue Gegenteil von Marx, der ebenfalls eine neue Methode der Geschichtsforschung vertritt, aber sie — gleichviel wie man sich sonst zu ihr stellen mag — in wenigen Sätzen verständlich zu machen weiß. So ist auch der Gebrauch der Fremdwörter bei beiden Historikern genau entgegengesetzt. Marx gebraucht sie, um klare Begriffe klar darzustellen; Lamprecht hascht nach ihnen, um unklare Begriffe ins klare zu bringen. Der eine gebraucht die Fremdwörter, soweit sie die geeignetsten Werkzeuge der Gedanken sind, der andere mutet ihnen die unmögliche Aufgabe zu, die Geburtshelfer der Gedanken zu sein. Engel aber wirft beide in den gleichen Topf als küchenlateinische Zigeuner.

Es ist wahr: Engel teilt diesen Mangel an historischem Blick mit allen Sprachverbesserern, die in letzter Zeit aufgetreten sind. Daraus ergibt sich denn auch, daß sie zwar einig sind in ihren Jammerliedern über die Sprachverhunzung, aber nach allen Windrosen auseinandergehen, wenn sie sagen sollen, wie die Sache besser zu machen sei. Engel spricht von seinem bekanntesten Vorläufer, von Wustmann, nicht viel höflicher, als wenn Wustmann der erste beste Fremdwörtler wäre. Er gibt zwar mit sauersüßer Miene zu, daß Wustmann alles in allem mehr genützt als geschadet haben

möge, indem er das Sprachgewissen geweckt oder gestärkt habe, aber im einzelnen läßt er kein gutes Haar an Wustmann und findet es unausstehlich, daß jeder Eigenbrötler uns auf Druckpapier von seiner Geschmackslaune berichte.

Das ist aber entschieden ungerecht. Wustmann hatte auch keinen historischen Blick; er führte die Sprachverwilderung auf die jüdischen Zeitungsschreiber zurück, was ihn zu manchen höchst kuriosen Fehlgriffen veranlaßte, aber er hatte viel festeren Boden unter den Füßen als Engel, indem er sich viel enger an die Gesetze der deutschen Grammatik hielt. Soweit man aus solchen Büchern etwas für seinen praktischen Gebrauch lernen kann, ist die kleine Schrift Wustmanns entschieden dem dicken Buche Engels vorzuziehen, gerade auch weil Wustmann ein Schulmeister war, was ihm Engel zum herben Vorwurf macht. Denn was man in solchen Dingen überhaupt lernen kann, das kann man nur vom Schulmeister lernen.

Sicherlich hat auch das Schulmeistern seine Schattenseiten, die Engel nicht übel mit den Worten schildert: „Einige Sprachbücher des letzten Menschenalters haben bei manchem Leser ungefähr die Wirkung hervorgerufen wie gewisse volkstümliche Werke zur Gesundheitslehre, nach deren Durchlesen man an allen Krankheiten zu leiden wähnt und seines Lebens nicht mehr froh wird. Man glaubt, eine Beute aller nur erdenkbaren Sprachdummheiten zu sein, und wagt kaum noch einen Brief zu schreiben." Das ist ganz gut beobachtet, nur daß der wißbegierige Leser bei Engel diese Gefahr in viel höherem Grade läuft als bei Wustmann.

Für Leser aber, die gegen diese Gefahr gefeit sind, enthält das Buch Engels bei allen „Geschmackslaunen" und aller „überheblichen Polterei" — Eigenschaften, die Engel beileibe nicht an sich, sondern nur an den anderen entdeckt — mancherlei anregende Ausführungen, so daß sie es nicht ohne Genuß und Nutzen aus der Hand legen werden.

Ein Künstlerroman.

Von **Otto Wittner.**

Die Psychologie und der Entwicklungsgang des Künstlers hat seit der Zeit, in der sich das Künstlertum als eigene Berufsübung absonderte, die Kunst immer wieder beschäftigt. Es war das weniger eine Aussprache der Kunst über sich selbst, wie man die Aufzeichnungen großer Meister gelegentlich genannt hat, als eine Auseinandersetzung des Künstlers mit sich und den Bedingungen der äußeren Welt. Diese Bedingungen werden sich ihm meist als Widerstände darstellen, die er durch seine Kunst zu überwinden hat oder an denen seine Lebensführung scheitert. In einem tieferen, innerlicheren Sinne sind also solche Werke Spiegelungen und Früchte eines Kampfes, als dies im allgemeinen von jeder Kunst, außer der idyllischen, gelten kann.

Innerhalb solcher Darstellung dieses Kampfes um Kunst und Leben lassen sich in der Entwicklung der neueren Literatur verschiedene Typen beobachten. Der älteste und allgemeinste ist jener, den die Romantik aufgestellt hat. Hier erscheint der Künstler ohne weiteres als der höhere Mensch, der die ganze Welt mit seiner Seele erfüllen will, von mächtigen Leidenschaften bewegt, die ihn über alle Höhen und in alle Tiefen des Lebens führen. Es genügt hier, an die romantischen Künstlertragödien zu erinnern, die in mannigfachen Variationen Jahrzehnte hin-

durch über die Bühne geschritten sind, bis sie der biedere Holtei philiströs-kleinbürgerlich bemoralisierte.

Ganz anders als diese romantische Aufstellung und Lösung des Problems ist die, welche der Naturalismus gegeben hat in dem größten Werke dieser Art, in Zolas „L'oeuvre". Hier ist es ein ganz spezifisches künstlerisches Problem, dessen Bewältigung im Mittelpunkt des Lebenskampfes Claude Lantiers steht: in ihm konzentriert sich gewissermaßen der ganze Inhalt der neuen Phase der modernen Malerei, der Kampf ums Licht. Dieses zunächst technische Problem füllt den Künstler Lantier so aus, daß er wie von einer Manie davon beherrscht wird. Sein Leben hat für nichts anderes Raum als für diese gigantische, täglich sich erneuende Mühe.

Wir erfassen den Unterschied: die romantische Kunst schilderte den Künstler als den großen Überlegenen, als den Universalmenschen, der konsequente Realismus als den Spezialisten, als Berufsmenschen. Für uns erhebt sich die Frage, auf welchem Wege wir tiefere Einblicke in den seelischen Prozeß im Künstler erhalten, auf welchem uns das soziale Problem des Künstlers deutlicher erschlossen wird. Hier: das Ich; dort: das Ich und die anderen.

Die erwähnte romantische Stilisierung ist so sehr zur Schablone geworden, daß sie heute auf uns keine tiefere Wirkung mehr ausübt. Nur dort, wo sie naturalistische Züge in sich aufnahm und sich also vom Blute neuen Lebens nährte, konnten ihre Reize wieder wirksam werden. Der Erfolg einiger Werke aus der Frühzeit der naturalistischen Revolution, in denen die eigentlichen Probleme durch Effekte verschiedener Art und Herkunft übertönt werden, wird nur so erklärt. Der Effekt ist aber niemals die Antwort auf die Frage des Problems.

Dieses Problem, wie wir sehen, gabelt sich. Es gehört der individuellen und der sozialen Psychologie gleichzeitig an. Für die Gegenwart formuliert heißt das aber: Wie ist die Stellung des Künstlers im Zeitalter des intensiven Kapitalismus? Und wie entwickelt er sich im Kreise der Lebensanschauungen und Lebensgebräuche unserer Bourgeoisie?

Auch der neue Künstlerroman, in dem Wilhelm Schäfer „Karl Stauffers Lebensgang" erzählt, regt diese Fragen auf. Stellt er sich auch die Aufgabe, die künstlerische Deutung eines ganz individuellen Menschenschicksals zu sein, so muß er über die Beschränkung isolierter Individualität notwendig hinauswachsen, gerade je bedeutender er innerhalb seiner Gattung ist. Schon sein Held, der in unseliger Verwirrung des Gefühls und Geistes Talent und Leben fortwarf, trug in manchem Augenblick das Bewußtsein in sich, daß sein Streben, in Sieg und Niederlage, einen mehr als persönlichen Sinn habe. Stauffers Aufzeichnungen und Briefe, die dem Dichter eine sorglich ausgeschöpfte Quelle gewesen sind, bezeugen dies deutlich genug. Und gerade diese Züge, im Leben schwankend und verworren, in kräftiger Plastik herauszumodellieren, war die Hauptaufgabe des Dichters. Wesen und Wissen eines seiner Lehrer, der das keimende Talent hegt, schafft dem jugendlichen Helden des Romans die Erkenntnis, „wie der Künstler kein Weltreisender in willkürlichen Motiven sein könne, daß er mit der Kunstfertigkeit seiner Hand zwar eine besondere Begabung, aber mit dem, was er fertig brächte, doch nur ein Teil des Volkskörpers wäre, dem er wie jeder Handwerker, Beamter oder Kaufmann als ein Werkzeug seiner Entwicklung und seines Ruhmes angehöre". Nach saueren Schul- und stürmischen Lebensjahren sieht er aber, wie weit die heutige Gesellschaft die Stellung des Künstlers von diesem Ideal entfernt. Sie hat auch den Künstler zum Geschäftsmann, zum Warenverkäufer gemacht, wobei „sich jede Berühmtheit mit irgend einem Zipfel Naturanschauung bekannt gemacht hatte, um bis zum Lebensende das Patent auszunutzen, wo der eine seinen Hirsch in der Dreiviertelsiebenstimmung in der Moorlandschaft mit der Mondsichel und der andere am Meere oder sonst sein ‚cachet' hatte". Und auch die bunte, aufstrebende Jugend, die mit ihm wuchs, wird nicht anders unter diesen

Verhältnissen. Als er nach Jahren zurückkehrt, „da saßen sie in den Kneipen gesondert an ihren Tischen, die Realisten und die aus dem Dreißigjährigen Krieg, die Mutterglücksmaler und die mit den Mondscheinliebespaaren, und alle beachselzuckten sich gegenseitig bis zum Haß, und jeder malte auf den Export und beobachtete die anderen mißtrauisch oder behaglich je nach der Konjunktur des Marktes. Allerlei Arten Blattläuse der Kunst; nachdem die Fleißigen ihr Leben eingesetzt hatten, den Saft herauszuschlagen, soffen sie sich daran die Bäuche voll. Es mochte seine Vorzüge haben, als Akademieprofessor oder sonst in die soliden Verhältnisse der Münchener Kunstbranche einzutreten: nur was im Bewußtsein der europäischen Völker durch Jahrhunderte als Kunst lebte und die Bedeutung, die sie selber im geistigen Leben verlangte, das stand dabei so wenig in Rechnung wie meine innere Sehnsucht, ihre Leidenschaft bis auf die Neige auszukosten. An so viel Grenzen sich meine Begabung die Finger blutig schabte, Künstler mußte ich bleiben, weil nichts anderes als ein Künstler, kein Handwerker und kein Fabrikant in meinem Temperament beschlossen lag."

Auch ihm war freilich der Versucher nahe genug: Zufälligkeiten der „Konjunktur" mehr als seine künstlerische Originalität machten ihn für einige Zeit zum Modemaler von Berlin W., und sein aus Genialität und Naturburschentum anziehend gemischtes Wesen steigerte seine gesellschaftlichen Erfolge. „Ich war beliebt als Fruchteis, als Teegebäck und Knallbonbon," sagt er von dieser Zeit. Aber das Schwergewicht seines künstlerischen Ernstes läßt ihn in diesem hohlen Wesen nicht dauernd Ruhe und Befriedigung finden, es war ihm nur ein übermütiges Spiel, auch so einmal seine Kraft zu versuchen.

Als er aber dann seine ganze Energie gewaltig in einigen großen Werken konzentriert, ernüchtert ihn aus dem Schaffensrausch die aufblitzende Einsicht, „wie nutzlos dies alles für einen einzelnen Menschen war, in einer Welt von Händlern, Schustern und Photographen, die nur nachts aus ihren Kleidern kamen, Jahre meines Lebens daran zu setzen, ihnen einen nackten Griechenmenschen mit einem Speer dahin zu stellen, den doch niemals einer so ansehen würde, wie ich ihn sah." Und so resumiert er über eine Zeit, welche weniger als irgend eine frühere imstande ist, der Kunst die großen Aufgaben zu stellen, deren sie bedarf, ihre Leistungen aber im Kleingebrauch des einzelnen verzettelt: „Die Schlachtfelder der Kunst liegen der bürgerlichen Geschäftigkeit so weit ab wie der andere Krieg auch."

Auf diesen Schlachtfeldern hat Stauffer sich allezeit weidlich abgerungen als der Schweizer Landsknecht, dessen Blut er bisweilen in seinen Adern spürte. Ehrgeiz, scharfe Erkenntnis, unbedingte Ehrlichkeit gegen die Kunst und sich selbst lassen ihn bei keinem erreichten Ziele ruhen. Nur mit den Größten aller Zeiten will er sich messen, nur dann lohnt es sich, ein ganzes volles Leben an diese Sache zu setzen. Und so ficht er einen furchtbaren, verzehrenden Kampf aus um Technik und Inhalt der Kunst, einen Kampf, der ihn nach verzweifeltem Bemühen um Farbe und Licht von der Malerei zur Radierung, zum Kupferstich und schließlich zur Plastik treibt. Überall gelangt er nach zähem Ringen bis zu der Grenze, die seiner Begabung gesetzt ist: er ist ein glänzender Techniker, kein Schöpfer, und zum Virtuosen mag er nicht werden. Immer nimmt er neue Anläufe, und keuchend findet er sich stets wieder vor dem letzten Hindernis. In der Einsicht seiner letzten Lebenszeit, die ihn nicht weniger zerschmetterte als sein tragisches Liebesabenteuer, wies sich ihm diese „ausgebrannte Leidenschaft seiner Natur, die sich im Kampfe mit dem Objekt zerreiben mußte, wenn sie tätig sein sollte". Es ist derselbe Kampf im Grunde, den Claude Lantier zwischen Hochgefühlen und Überfällen der Verzweiflung bis zu seinem jämmerlichen Sterben geführt hatte. Nur ist's bei dem Zolaschen Helden das spezifische technische Problem einer bestimmten Entwicklungsphase der Kunst; bei dem Schäferschen zudem noch der gewaltige Ansturm eines Menschen wider die Schranken seines Wesens. Je individueller Schäfers Stauffer ist, um so mehr ist

er Typus. In einer Stunde betrachtender Zurückgezogenheit macht er die Entdeckung, „daß es nicht nur in der Dichtung weniger auf den Gegenstand ankommt als auf die Musik, die darum gemacht wird". Und diese innere Musik gebricht ihm ganz, wenn er auch in den schwersten Tagen seines Lebens staunend sich noch als Dichter erkennen sollte.

Aber da Kunst und Leben nicht zwei Dinge sind im Künstler, fein säuberlich durch einen Stacheldraht voneinander getrennt, wie es sich der Philister vorzustellen liebt — und diesem Philistergedanken hatten eben die Romantiker ihre Stilisierung entgegengesetzt —, so vernichtet dieser Kampf und diese Unruhe auch sein Leben. Den Mißgünstigen und Urteilslosen, die Steine auf den „Schuldigen" werfen, antwortet er, „daß die Kunst, wie er sie erlebte, keinen Krautstiel ohne Schmerzen wachsen läßt; solange er ihr ernsthaft diente, war sie eine Brandstätte der Leidenschaft: die ist ihm schließlich auch ins Leben eingebrochen und hat die Knabensorglosigkeit darin verwüstet". Und dies ist die letzte Klarheit, zu der Schäfer seinen Helden hinaufführt, daß er ihn die Notwendigkeit im Ablauf seines Lebens erkennen läßt. Vor dieser tiefsten Empfindung verschwindet die Einzelheit des Erlebnisses fast als ein zufälliges: „es kann mir manchmal durchs Gehirn wie eine Ahnung fliegen, als ob auch ohne sie alles zum gleichen Ende gekommen, als ob der rasche Brand besser als langsam zu verkohlen gewesen wäre". Dieses Bewußtsein erhebt ihn nun auch innerlich über den Schmutz, worunter Kastengeist und Kleinbürgermoral seiner Landsleute sein Leben verschütten wollen.

So betrachtet, durfte Schäfer sein Werk wohl „eine Chronik der Leidenschaft" nennen. Er erzählt sie straff und in jenem konkreten, bildlich-sachlichen Stil, den der Dichter der „Anekdoten" sich geschaffen hat und nun als Meister handhabt. Er ist über die Splitterchen zusammensetzende Art der Impressionisten ebensoweit hinaus wie über den koketten Individualismus der neuen Romantiker. Wie schon seine „Anekdoten" bewiesen, strebt er in seiner Erzählungskunst, das soziale Wesen der Form erkennend, sich von allem Literatentum, das unser Schrifttum allzulange zersetzt hat, weit anwendend — breitester Wirkung zu ins Volksganze. Schäfers Prosa ist da mit der kürzlich hier charakterisierten Lyrik Ernst Lissauers zusammenzunennen. Wie die Grundeigentümlichkeit der Volksdichtung im Liede, Rätsel, Märchen Anschauung ist, so sagt Schäfers Held etwa, man sei dem Schicksal ausgeliefert „wehrlos wie ein Ahornblatt, das sich mit dem vorbestimmten Vorrat seiner Säfte aus der Knospe wickelt und danach stolz im blauen Himmel schaukelt, bis ihm irgendwo eine hergewehte Krankheit frühzeitig seine Form zerfrißt oder der Herbstwind seinen dürren Knäuel über die Straße treibt, damit es im Schmutz verfault oder zufällig an einem weggeworfenen Zigarrenstummel verkohlen muß".

In dem Künstlerroman, den Wilhelm Schäfer so erzählt hat, scheinen sich die beiden Entwicklungslinien, die ich eingangs zu zeichnen suchte, zu vereinigen. Wir sehen hier den Kampf eines Künstlers um seine Kunst, ein Ringen um technische Probleme, zäh, aufreibend, gewaltig. Und wie im Kampfe Claude Lantiers eine wichtige Phase der modernen Malerei sinnbildlich gestaltet ist, so zeigt uns Schäfer, sein Held und er selbst in seinem eigenen Stile, über die impressionistische Skizzierung des Momentes hinausschreitend, den Willen zu einer neu gearteten, durchaus monumentalen Kunst. Wenn nun aber mit einer unvergleichlichen Spürkraft die Sensibilität dieses schaffenden Menschen psychologisch fixiert wird, dann wird uns die Zeitbedingtheit des romantischen Ideals deutlicher als sonst. Und zugleich ist die Stellung des Künstlers im Zeitalter des Großkapitals in wenigen, aber tiefgeprägten Zügen wie in Erz gegraben. Wie individuell das Schicksal Karl Stauffers erscheinen mochte, durch die läuternde Kunst Wilhelm Schäfers wird es ein dreifaches Symbol vom Künstler und dieser Zeit.

Drei Gestaltungen des Prometheus.

Von **G. G. Ludwig.**

3. Der Prometheus Spittelers.

Zum Schlusse möchte ich noch auf die Dichtung Spittelers „Prometheus und Epimetheus" kurz eingehen, die Fränkel als „die Krönung der ganzen Prometheusentwicklung" bezeichnet.

Spitteler gibt eine moderne Umbiegung des Prometheusgedankens: das Schicksal eines Menschen, der, weil er auf eine bürgerliche Ehrenstellung verzichtet, weil er nicht „heit und keit" sagen kann wie die anderen, um nicht seine Überzeugung der öffentlichen Meinung zu opfern, geächtet wird. Auf die Einsamkeit angewiesen, hat er keine Gelegenheit, seine Kräfte und Fähigkeiten zu entfalten, sie verkümmern ihm; dazu ist er gezwungen, in täglichem Kampfe zu fronden. Er leidet täglich neue bittere Qualen, denn seine Tätigkeit steht im ewigen Gegensatz zu dem Großen, das er sich zu vollbringen sehnt. Sein Löwe und sein Hündchen (Kraft und Schmerz) sterben ihm, seine Seele aber, seine „strenge Herrin", zwingt ihn, er selbst zu bleiben. So wird er allmählich zum Eigenbrötler, und als der Augenblick kommt, wo er seine Kräfte, so wie er einst sich wünschte, brauchen könnte, ist er zu müde geworden, zermürbt, zerrieben; „seine Zeit ist vorbei". Nachdem er den Menschen durch die Rettung des „Gotteskindes" (des höchsten Gutes) bewiesen hat, daß er allein der Retter und Erlöser ist, fähig und würdig und stark genug, sie zu führen, ihnen zu helfen, weil er über dem Schmutze der Allgemeinheit steht, verzichtet er auf alle Ehren und versöhnt sich mit seinem Bruder Epimetheus, der im Dienste der großen Menge seine Individualität, sein Selbst verloren hat, und, von ihr abhängig geworden, an ihrer Dummheit und Bosheit gescheitert, in ihrem Sumpfe stecken geblieben ist.

Fränkel nennt diesen Prometheus Spittelers „ein Evangelium im Kampfe des einzelnen wider den Massenglauben, eine Schleuder wider Sklavensinn und Knechtschaft, ein hohes Lied des Idealismus"; und wenn er dann weiter von Spitteler selbst sagt, daß er „wie die Verkörperung prometheischer Größe durch unsere Tage schreitet", so geht dieses übertriebene Urteil auf den Grundfehler Fränkels zurück: er unterläßt es, den Inhalt der Prometheusideen mit dem Zeitinhalt zu vergleichen. Aber nur wenn man das Zeitlich-Relative, das das Kunstwerk mit dem verworrenen Hintergrund des allgemeinen Geschehens verbindet, herausschält, vermag man das Besondere der verschiedenen Prometheusdichtungen scharf zu fassen und ihren Inhalt (nicht ihren ästhetischen, künstlerischen Wert) zu würdigen.

Hätte Fränkel dies getan, so würde er in seinem Urteil über die Dichtung, das so nur ein leeres Wort bleibt, den zeitlich bedingten Irrtum erkannt haben, auf dem die Dichtung sich aufbaut, auf dem allein sie zu verstehen ist, nämlich den Irrtum über das Verhältnis des Individuums zur Masse.

Mit diesem Irrtum unterliegt Spitteler einer ganz bestimmten und stark ausgeprägten Geistesrichtung der achtziger Jahre, sein Prometheus ist ganz gewiß nicht allein die Verkörperung von des Dichters eigener „prometheischer Größe" und Individualität.

Besonders ist es eine Gestalt aus der Literatur jener Jahre, die, fast gleichzeitig mit seinem Prometheus entstanden, ihm entschieden verwandt ist, ihn aber meines Erachtens an titanischer Kraft überragt: Nietzsches Zarathustra. Die Verwandtschaft dieser beiden Gestalten fühlt man beim Lesen des Prometheus unwillkürlich heraus, und sie hat auch tatsächlich den Anlaß zu einem Gelehrtenstreit über die Abhängigkeit der beiden Dichtungen voneinander gegeben, auf den Fränkel auch in seinem Literaturverzeichnis hinweist.

Spitteler selbst hat behauptet, Nietzsche müsse seinen Prometheus gekannt haben, was Nietzsches Freunde bestreiten. Der Zarathustra ist gegenüber dem Prometheus ein viel zu selbständiges und ursprüngliches Kunstwerk, als daß ein

direkter Einfluß Spittelers auf Nietzsche unbedingt angenommen werden müßte auf Grund einer gewissen Ähnlichkeit in bestimmten Gedankenrichtungen. Es ist auch gar nicht notwendig, eine solche gegenseitige Beeinflussung anzunehmen, wenn man diese Gedankenströmungen in ihren zeitlich gegebenen Zusammenhang einzustellen versucht. Man wird dadurch ein viel weiteres Verständnis für Spittelers Prometheus erreichen, als es Fränkels rein ideologischer Auslegung zu geben gelungen ist. Und zwar wird nicht nur in dem, was beide Dichtungen gemein haben, ihre zeitliche Bedingtheit sich erweisen, sondern auch in den ungleichen Elementen, in der in geradezu entgegengesetzter Richtung fortschreitenden Entwicklung der Charaktere und Schicksale ihrer Helden erscheinen nur Ausdrucksformen für verschiedene Geistesrichtungen innerhalb ein und derselben Gesellschaft.

Die Ähnlichkeit zwischen Prometheus und Zarathustra gilt nicht, wie Bernoulli, Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche, I, S. 390, bemerkt, nur für den äußeren Rahmen und einzelne epische Bestandteile, einiges symbolische Beiwerk (zum Beispiel Tiere als Symbole für Charaktereigenschaften, von denen ja auch nur der Löwe bei beiden gleich ist). Für diese Betrachtung viel wichtiger, weil hier der Zusammenhang mit dem zeitlichen Geschehen seine Wurzel hat, ist, daß der Ausgangspunkt in den beiden Werken der gleiche ist: das tragische Schicksal des „höheren Menschen", das Verhältnis des großen, sich über die Masse hinaushebenden Individuums zur Masse der Durchschnittsbürger. Beide Helden lehnen in stolzem Selbstbewußtsein die hergebrachte Moral ab und gehen, unbekümmert um das Urteil der anderen, ihren eigenen Weg. Was beide bekämpfen, ist die Verlogenheit und Gemeinheit, die Korruption der heutigen bürgerlich-christlichen Gesellschaft und ihrer Institutionen.

Diese Ideologen aus den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sind sich aber gar nicht bewußt, daß es die bestimmte, begrenzte, bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft ist, die sie kritisieren; sie sehen beide nur „Masse" überhaupt und Masseninstinkte. Mit dieser „Masse" meinen sie auch nicht etwa das Volk, das Proletariat, sondern die Masse der Durchschnittsintelligenzen. Das, was die freie Entfaltung der großen Persönlichkeit hindert, sind die von dieser Masse geschaffenen und gehüteten Normen. Sie sehen nicht tiefer, was diese Normen festsetzt, ja aufzwingt, was an ihrer Erhaltung und Konservierung interessiert ist; sie sehen nur das zweite Glied, die blinde Masse als Träger dieser Normen. Daher ist die „Masse" an sich schlecht, im großen Haufen werden die schlechten Instinkte geboren und großgezüchtet. Für Spitteler wie für Nietzsche ist es unbedingt, daß alles Schwache und Charakterlose aus der Masse kommt und in der Masse untergeht. In ihrer Ideologie spiegelt sich der ungeheure materielle und ideelle Erfolg der Kollektivarbeit, den das neunzehnte Jahrhundert errungen hatte auf wissenschaftlich-technischem und wirtschaftlichem Gebiet. Dieser Erfolg, den die Großbourgeoisie allein in materieller Hinsicht einheimst und dessen geistige Ernte und ideelle Früchte der Intelligenz zufallen, erweckt die Machtinstinkte der Klasse sowohl als das persönliche Machtgefühl des einzelnen, den Kultus und das Gefühl der besonderen Individualität. Der Begriff des „Menschen" als Gattungswesen wächst ins ungeheure, und dieses, angesichts eines märchenhaften Aufschwunges gesteigerte menschliche Selbstbewußtsein spiegelt sich in dem Begriff des „Übermenschen". Während dieser Begriff, der sich ja schon bei Goethe und Byron findet, von den Machtgelüsten der materiell Interessierten ausgeschlachtet wird für ihre kapitalistischen Zwecke, erscheint er in der Ideologie, und besonders bei Nietzsche, vergeistigt; angeekelt von der Scheinkultur der herrschenden „Masse", wollen sie einen „höheren Typus Mensch", wie Nietzsche sich ausdrückt, und sie fühlen sich selbst schon als diesen „höheren Typus". Dabei sind sie sich des Zusammenhanges ihres Persönlichkeitsrausches, den sie ja als reine Ideologen nur als das Produkt ihrer persönlich-geistigen Kulturarbeit empfinden, mit der Masse der Gesellschaft, deren Kollektivarbeit er doch entsprungen ist, nicht bewußt. Sie

sehen nicht die Leistungen der „Masse", sondern nur die in ihr in Erscheinung tretenden Folgen der Korruption und die dadurch erzeugten schlechten Instinkte der kapitalistischen Ausbeutungswirtschaft, deren sie die „Masse" anklagen, der gegenüber sie sich als Individuen fühlen.

Der Gedanke, daß von dieser Masse aus, von einer „Masse" überhaupt, die Erlösung kommen könnte, ist für diese Ideologen von vornherein ausgeschlossen; das kommt ihnen gar nicht in den Sinn.

In den siebziger und achtziger Jahren, der Zeit des Sozialistengesetzes und der darauffolgenden Parteikämpfe, trat die Kulturmission des Sozialismus noch nicht so hervor neben der politischen, und auch das erklärt, daß für diese Ideologen vom reinsten Wasser eine Erlösung von unten auf kaum in Betracht kommen konnte; die Politik hat kein Interesse für sie, und in die politisch-wirtschaftliche Emanzipation konnten sie nicht die geistige mit einbegriffen sehen.

Es ist insofern wichtig und bezeichnend, wie die beiden Dichter sich mit der verachteten und verurteilten, durch schärfste Satire gebrandmarkten Gesellschaft auseinandersetzen, wie sie die Welt von ihr zu erlösen suchen, welchen Weg, Ausweg sie finden aus dem als unerträglich empfundenen Mißverhältnis zwischen Individuum und Masse heraus, als sich in der Stellung ihrer Helden zu dieser Masse die verschiedenen Emanzipationsmöglichkeiten spiegeln und sich durchzusetzen suchen, die in den Köpfen der Ideologen sich malen.

Zunächst verlassen die Helden beider Dichter die menschliche Gemeinschaft, gehen in die Einsamkeit und empfinden tief und bitter den „Fluch, daß die Besten sich zurückziehen müssen". Während nun Nietzsches Zarathustra in dieser Einsamkeit trotz aller ihrer Qualen erstarkt, allmählich allen Pessimismus überwindet und zum kühnsten Optimisten wird, sich zum Gesetzgeber neuer Werte erhebt und in seinem persönlichen Schicksal fast titanenhaft sich und der Menschheit ein neues Ideal und Ziel zu erschaffen sucht, das Bild den Typus des „Übermenschen", dessen Erreichung er freilich — und hier liegt sein Irrtum — nur mit Hilfe einer neuen Aristokratie und Rangordnung (nach Fähigkeiten) für möglich hält — gibt Spitteler mit seinem Prometheus eigentlich weiter nichts als das tragische Schicksal und die Bedrängnis des modernen Menschen höherer Art, vielleicht ein Künstlerschicksal, das er als das Schicksal, als den Leidensweg, wie Fränkel sich ausdrückt, des modernen Prometheus empfindet.

Im Gegensatz zu Zarathustra ist dieser Prometheus eben nur der Leidende, der Verneiner, der Pessimist, dem ewige Entsagung die Kraft geraubt hat, neue Werte für die gestürzten alten zu setzen.

Mit dieser Auffassung kommt Spitteler der Realität gewiß näher als Nietzsche, denn tatsächlich kann ja der einzelne nicht zum Gesetzgeber neuer Werte für die Allgemeinheit werden. Aber, indem er seinen Prometheus entsagen läßt, nimmt er ihm alles Titanenhafte, das er im Anfang hat, in dem Bestreben, sich gegenüber der Masse zu emanzipieren; das im eigentlichen Sinne Prometheische stirbt in ihm mit dem Verzichten auf die Tat, während man von Nietzsches Zarathustra weit eher sagen könnte, daß er sich durch seine bejahende, alles überwindende Kraft, wenn auch nur durch die rein ideologische Überwindung, zu prometheischer Größe erhebt.

Spittelers Prometheus hat wohl den (scheinbar) revolutionären Trotz, aber ihm fehlt die revolutionäre Kraft, die notwendig dahinter stehen muß. So wird dieser Trotz fast zur eigensinnigen Marotte des bürgerlichen Individualisten, der, nur auf sich selbst sich stellend, mit dem Kopfe durch die Wand will und sich dabei notwendig zerreiben muß und verbittert und resigniert wird. Er kennt nicht das kühne: „Du kannst mich doch nicht töten" des Äschyleischen Prometheus. Es steht nicht die Kraft eines revolutionären Gedankens hinter ihm, sondern nur sein „Ich-Bewußtsein".

In den beiden Gestalten, Verkörperungen des modernen Individualismus, wird zugleich in dem verschiedenartigen Verlauf ihres Schicksals ein besonderer Unter-

schied in den Tendenzen und Formen dieses Individualismus offenbar, der bei beiden der gleichen Quelle, der ungeheuren Steigerung des allgemein menschlichen Selbstbewußtseins durch die moderne Entwicklung, entspringt.

Während man im Zarathustra die rein ideologische Parallele zu dem für seine Entwicklung, sein Vorwärtsdrängen keine Schranken kennenden Großbourgeois, dem kühnen Eroberer und Bezwinger technisch-wirtschaftlicher Kräfte, erkennen kann (so verhaßt Nietzsche auch dieser Typus in seiner krassen Wirklichkeit war), ist Spittelers Prometheus vielleicht der Typus des aussterbenden Geschlechts der bürgerlichen Idealisten (Fränkel nennt Spittelers Prometheus auch einen „idealistischen Prometheus"), die, ebenfalls berauscht durch die kühnen Erfolge der Wissenschaft und Technik, an denen sie teil haben, ihre gesteigerte Individualität mit schwerem Ringen aus der Masse zu retten versuchen und, wie Spittelers Prometheus, notwendig aus Kämpfern zu Duldern und Pessimisten werden, jede Emanzipationsmöglichkeit aufgeben müssen. Im Zarathustra offenbart sich also der Versuch, die Masse durch die ins Übermenschliche gesteigerte Kraft der Individualität, des einzelnen zu emanzipieren, zu erlösen, während im Prometheus der angebliche Emanzipationsversuch, die Ohnmacht des Individuums gegenüber der Masse zum Ausdruck kommt.

Der Irrtum beider Typen ist die Verachtung der großen Masse, die Verkennung ihrer Bedeutung zur Entwicklung eines neuen Idealismus, neuer großer Ziele, und zur Überwindung der in der bestehenden Gesellschaftsordnung begründeten Übel. Beide Typen haben wie den gleichen Ursprung, so auch das gleiche Schicksal: Der Titan Zarathustra überwindet ideell zwar die Masse und wird zum triumphierenden Optimisten, aber die Verwirklichung seiner Idee vom Übermenschen scheitert an demselben Irrtum über das Verhältnis und die Bedeutung von Individuum und Masse wie Spittelers Prometheus.

In diesem Irrtum der beiden Dichter und ihrer Helden dokumentiert sich die Hilflosigkeit — der verstiegene Optimismus auf der einen und der krasse Pessimismus auf der anderen Seite — der bürgerlichen Ideologen gegenüber den sozialen Problemen.

Bücherschau.

Konrad Hänisch, Schiller und die Arbeiter. Dresden 1912. 58 Seiten. 40 Pf.

Schon zu Zeiten, wo Schiller der deutschen Bourgeoisie wirklich noch etwas zu sagen hatte, war dieser „Lieblingsdichter des deutschen Volkes" doch vor allem der Lieblingsdichter des Volkes im proletarischen Sinne. Die Leute in der Tiefe machten dem Dichter den Sprung aus der alltäglichen in die überschwengliche Misere nach; sie flüchteten wie er in ein Reich des Scheines. Inzwischen ist das Verhältnis des Proletariats zu Schiller ein ganz anderes geworden, und was uns den Dichter heute teuer macht, ist nichts weniger als jenes resignierte Ästhetentum, sondern just das Gegenteil, der immer wieder durchbrechende frohe Glaube an die Menschheit, kurz gesagt: das, was im Oberlehrerjargon Idealismus heißt.

In dem Büchlein von Hänisch ist gerade der Abschnitt über Schillers Idealismus vorbildlich als volkstümliche Erklärung des Begriffs Idealismus, mit dem die „Gebildeten" immer noch ihren Ulk treiben, wenn es ihnen in den Kram paßt. Selber eben noch intelligent genug, um zu wissen, daß praktischer, philosophischer und ästhetischer Idealismus miteinander nur den Namen gemein haben, suchen sie doch der modernen Arbeiterschaft und allem, was ihrer Begünstigung verdächtig ist, den „Materialismus" anzuhängen, der ebenso vieldeutig ist wie der Idealismus und von jenen Gelehrten ebenso eindeutig umgebogen wird.

Den übrigen Teil der Schrift nehmen im wesentlichen die Kapitel vom sozialen Verständnis Schillers und vom Rebellen Schiller ein. Hier finden sich auch in

übersichtlicher Zusammenstellung jene zahlreichen Flammenworte, die in jedem Rebellenherzen immer noch zünden, und jene ahnungsvollen Äußerungen, in denen der Genius des Künstlers Dinge vorausnahm, deren wissenschaftliche Erkenntnis erst späteren Geschlechtern beschieden war. Das ganze aber ist geschrieben mit der Begeisterung und Wärme, die wir an dem Politiker Hänisch zu schätzen wissen. R. F.

Hermann Wagner, **Das dunkle Tor.** Roman. Verlag Langen. 552 Seiten. Preis 6 Mark, gebunden 7,50 Mark.

Vor fünf Jahren trat Wagner mit der „Roten Flamme" hervor und zeigte in seinem Erstling die Dirne der böhmischen Grenzbezirke ohne romantische Glorie und ohne moralinsaures Pathos in unverfälschtem Menschentum. Es war ein Buch, das den Rezensentenfedern berechtigte Hoffnungsergüsse abnötigte. Was Wagner danach auf den Tisch gelegt hat (zwei Bände Novellen und ein mystisch-erotischer Roman „Das Lächeln Mariä") blieb hinter der ursprünglichen Kraft der „Roten Flamme".

Das neue Buch ist ein Schritt darüber hinaus, wenn man es nach der Weite des Stoffkomplexes abmißt. Es ist der Werdegang des Schülers Schuster, der aber nicht wie in Hermann Hesses Schülerroman unterm Rade des Schuldrills, sondern im Malstrom seiner jungen Liebe zugrunde geht. Schuster gehört zu den Feinnervigen, zu den Adelnaturen unter den Kindern. Aber das Leben mit seinen tausend Roheiten entblättert ihm alle Rosenträume, und in der Nacht, da sich ihm am Weibe zum erstenmal das große Wunderbare offenbart, wird er von der Polizei ausgehoben, um dann von Schulpotentaten getreten und vom Weibe verraten zu werden. Da legt er sich in freier Winternacht nieder und erwacht nicht mehr. Wenn Hesses Schülerroman die Brandmarkung eines rädernden Schulsystems bedeutet, so wird Schusters Ende zu einem milden Vorwurf gegen den Unverstand der Großen, die mit rohen Fäusten in das Seelenleben der Werdenden hineingreifen. Aber bei all der Feinheit, mit der Wagner die inneren Nöte des Schülers Schuster zeichnet, bei all der verstehenden, objektiven Güte, mit der er Gerechte und Ungerechte bestrahlt, hat Schusters Roman einen Mangel, der den Horizont des Buches beträchtlich einengt: im Denken und Werden der Hauptfigur fehlt jenes soziale Moment, das das Entwicklungsbild ins Große gerundet hätte. Zwei Drittel des Buches sind der sexuellen Seelenstocherei des empfindsamen Halbstarken gewidmet, aber seine Regungen gegen seine und seiner Mutter materielle Not werden mit wenigen Zeilen abgetan. Ein nebliger Schleier ist über diesen Pol ihres Daseins gebreitet.

So bleibt das Buch trotz dichterischer Schönheiten ein einseitiges, erotisch-ästhetisch überladenes Bild, und wenn Wagner mehr werden will als ein pikanter, besser qualifizierter Modedichter der Bourgeoisie, wird er sich dazu verstehen müssen, das Gesamtnervenbündel des Lebens zu packen. R. Grötzsch.

Lose Blätter.

Zehnmal mehr als Goethe. Die Stabstrompeter Gerhart Hauptmanns huldigen der — sehr anfechtbaren — Ansicht, daß sie in letzter Zeit ihren Mitmenschen noch nicht genügend auf die Nerven gefallen seien, und blasen in die Welt hinaus, daß der neue Goethe ein Festspiel mit Gott für König und Vaterland geschrieben habe, um den „Heldenkönig" von 1813 zu feiern, wie es der alte Goethe vor hundert Jahren auch getan habe. Jedoch ist dieser Vergleich allzu bescheiden. Der alte Goethe hat doch nur mit diesem einen Festspiel „Epimenides" den begeisterten Berlinern die staunende Frage entlockt: J wie meenen Sie des?, während Hauptmann denselben schönen Erfolg mindestens schon mit zehn seiner Dramen erreicht hat.

Für die Redaktion des Feuilletons verantwortlich: Franz Mehring, Steglitz.

Die Neue Zeit

1. Band Nr. 19 Ausgegeben am 7. Februar 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Das Frauenstimmrecht in Großbritannien.

Von **J. Köttgen.**

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist oft nur ein kleiner Schritt. Noch vor einer Woche tobte im britischen Parlament ein titanischer Kampf um das Frauenstimmrecht. Die Gegner und Freunde des Frauenstimmrechts befehdeten sich mit einer Schärfe, die man zuvor selten bemerkt hat. Man schalt einander Intriganten, und manche politische Freundschaften waren nahe daran, Schiffbruch zu erleiden. Da stolperte man plötzlich über einen Formfehler, den niemand vorher bemerkt hatte oder doch bemerkt haben will, und die hohen Hoffnungen, die Hunderttausende in bezug auf die Wahlrechtsvorlage hegten, wurden in wenigen Minuten zu Wasser.

Schon vor dem Beginn der Komiteeberatung zweifelten manche an der Ausführbarkeit des Regierungsprojektes. Herr Asquith hatte den Frauen versprochen, bei der Abstimmung über die Frauenstimmrechtsamendements zur Wahlrechtsvorlage seiner Gefolgschaft freie Wahl zu lassen; sollte dann das Frauenstimmrecht angenommen werden, so wollte die Regierung für die so veränderte Vorlage die Verantwortung übernehmen und sie mit ihren übrigen Hauptvorlagen unter dem Schutze des Parlamentsgesetzes bis zum Jahre 1914 in den sicheren Hafen bringen. Das in der Komiteeberatung durch die Stimmen der Arbeiterparteiler, eines Teiles der Liberalen, der Konservativen und der Irländer möglicherweise angenommene Frauenstimmrecht sollte demnach bei der entscheidenden dritten Lesung von einem Regierungsblock angenommen werden, in dem sich mehr als hundert Parlamentarier befinden, die Gegner des Frauenstimmrechtes sind und deshalb gegen ihre Überzeugung hätten stimmen müssen. Denn daß auch die überzeugtesten konservativen Anhänger des Frauenstimmrechtes bei der dritten Lesung gegen die ganze Wahlrechtsvorlage gestimmt hätten, die ihnen vor allen Dingen den geliebten Pluralwähler geraubt hätte, ist sonnenklar. Herr Asquith selbst erklärte durch sein Versprechen, gegen seine Überzeugung und für eine Sache stimmen zu wollen, die er öffentlich als „einen politischen Fehler sehr verhängnisvoller Art" bezeichnet hatte. Es ist wahr, daß die

englischen Liberalen von Prinzipienfragen nicht viel geplagt werden; sie leben meist nur noch von der Taktik, von den pfiffigen Einfällen ihrer Demagogen. Aber der Vorschlag, einige Dutzend liberale Mannen einfach abzukommandieren, für das Frauenstimmrecht zu stimmen, für eine Sache, bei der die tief eingewurzelten Vorurteile eine so wichtige Rolle spielen, war doch, wenn man je ernsthaft an seine Ausführung dachte, ein zu gewagter Schritt. Das zeigte sich bald, als die Komiteeberatung der Wahlrechtsvorlage herannahte. Die drohende Auflösung der Parteibande erzeugte eine grenzenlose Verwirrung, in der man besonders das Geschrei der liberalen Opfer, die zur Schlachtbank geführt werden sollten, wahrnehmen konnte.

Zum Glück für die liberale Parteidisziplin hat eine gütige Vorsehung das harte Schicksal abgewendet. Der Speaker, der Vorsitzende des Unterhauses, entdeckte einen Tag vor dem Anfang der Komiteeberatung, daß die Einverleibung des Frauenstimmrechtes die Vorlage zu einer neuen Vorlage stempeln würde, die nach den Gepflogenheiten des Parlamentes zurückgezogen und von neuem eingebracht werden müßte. Gegen den Entscheid des Speakers gibt es keine Berufung.

Diese Entscheidung machte dem Frauenstimmrecht und der Wahlrechtsvorlage den Garaus; denn nach der Ansicht des Speakers hätte die Vorlage auch zurückgezogen werden müssen, wenn gewisse sehr wichtige Regierungsamendements angenommen worden wären. Man wird sich erstaunt fragen, wie der Präsident des Unterhauses diese Wirkung der Frauenstimmrechtsamendements erst in letzter Stunde entdecken konnte oder weshalb er vorher nichts hat verlauten lassen, wenn er den Formfehler schon früher entdeckte. Schon als John Stuart Mill zum erstenmal bei der Beratung der Wahlrechtsvorlage des Jahres 1867 ein Frauenstimmrechtsamendement einbrachte und später wieder bei der Beratung der Wahlrechtsvorlage des Jahres 1884 tauchte dieselbe Frage nach der Zulässigkeit derartiger Abänderungsanträge auf. Beidemal wurde die Zulässigkeit bejaht. Wenn man die Gründe des heutigen Speakers analysiert, so kommt man zu folgenden Ergebnissen. Der Beratung des Amendements steht nichts im Wege; wenn aber der Speaker nach Abschluß der Komiteeberatungen (in denen nicht der Speaker, sondern ein anderer Vorsitzender präsidiert) sieht, daß die Abänderungen die Vorlage zu einer neuen Bill stempeln, muß er die Zurückziehung der Vorlage fordern. Erst in diesem Stadium der Verhandlungen tritt der Speaker in Funktion. Bei den Wahlrechtsvorlagen von 1832, 1867 und 1884 handelte es sich jedesmal um die Ausdehnung des Wahlrechtes auf neue Wählerklassen. Aber bei der Begründung der heutigen Vorlage war von einer Ausdehnung des Wahlrechtes auf neue Wählerklassen nicht die Rede; die Vorlage soll vielmehr in der Hauptsache nur die Pluralwähler abschaffen. Zwar würde sie die Zahl der Wähler vermehren, jedoch nur als Folge der neuen Registrierungsbestimmungen. Mit der Einführung des Frauenstimmrechts würde aber eine neue Wählerklasse geschaffen werden, mithin das Prinzip der Vorlage verändert, eine neue Bill daraus gemacht werden, und das ist nicht zulässig.

Der Entscheid des Speakers und seine subtile Begründung sind namentlich deshalb von Interesse, weil sie in bezug auf das Vorgehen der liberalen Regierung in dieser Frage von Bedeutung sind. Die Regierung verkriecht sich hinter den Worten des Speakers der Jahre 1867 und 1884 und be-

hauptet, daß niemand den Entscheid des Speakers hätte voraussehen können. Aber sollten wirklich die geriebenen Juristen, die das Haupt der Regierung bilden und als die klügsten Männer in ihrem Beruf gelten, nie an die Möglichkeit eines ungünstigen Entscheids gedacht haben, zumal da auch die „Times" vor etlichen Monaten die Frage anregte? Und wie kam es, daß während all der Monate, in denen die Amendements öffentlich besprochen wurden, kein Minister Zeit fand, privatim eine kurze Anfrage an den Speaker zu richten? Die Sache sieht zu verdächtig aus. Die parlamentarische Erledigung des Frauenstimmrechtes ist wieder in das Stadium zurückversetzt worden, das sie vor zwei oder drei Jahren erreichte. Aber die Abschaffung der Pluralwähler, worauf es den Liberalen und namentlich den Linksliberalen hauptsächlich ankommt, ist gerettet. Denn gleich zu Anfang der nächsten Session wird die Regierung eine Pluralwählervorlage einbringen, die noch unter dem Schutze des Parlamentsgesetzes in Kraft treten kann, ehe die fünfjährige Legislaturperiode im Jahre 1915 zu Ende kommt. Das Fiasko der Regierung in der Wahlrechtsvorlage beruht entweder auf einer unverzeihlichen Dummheit und Leichtsinnigkeit oder auf einem frechen politischen Schwindel.

Die Aussichten der nichtoffiziellen Vorlage zur Einführung des Frauenstimmrechtes, die in der nächsten Parlamentssession eingebracht werden wird, kann man nach den Erfahrungen der letzten Jahre nicht als hoffnungsvoll bezeichnen. Und doch kann die Einführung des Frauenstimmrechtes in Großbritannien nur eine Frage der nahen Zukunft sein. Es ist erstaunlich, wahrzunehmen, welch tiefen Eindruck gerade diese letzte Erörterung der Frage auf die Gemüter der englischen Frauen aller Klassen gemacht hat. Auch allgemein ist zu beobachten, daß die alten philiströsen Anschauungen schnell im Schwinden begriffen sind. Sehr bezeichnend für den Fortschritt, den die Ideen der Frauenemanzipation in Großbritannien gemacht haben, ist die Tatsache, daß selbst die organisierten Gegner des Frauenstimmrechtes nichts gegen das Gemeindewahlrecht der Frauen einzuwenden haben. Sie äußern vielmehr die Ansicht, daß die Gemeinde ein dankbares Wirkungsfeld für die Frauen darstellt. Diese schon halb kleinmütigen Gegner sind unschwer zu überwinden. Es steht zu erwarten, daß die politischen Frauenorganisationen und besonders die liberalen in nächster Zeit einen großen Druck auf ihre Parlamentsmitglieder ausüben werden. Die hier in Betracht kommenden Organisationen sind jene, die bei den Wahlen die schwere Arbeit des Stimmenwerbens auf sich nehmen. Schon mehr als einmal hat eine mächtige liberale Frauenorganisation gedroht, sie werde sich auf die Seite der Arbeiterpartei schlagen und dieser Wahlhilfe leisten. Von den Frauen wird bei englischen Wahlen eine Unsumme unbezahlter Arbeit verrichtet, und allein schon die Drohung der Arbeitsverweigerung würde der Regierung zu denken geben. Jedenfalls scheint diese Agitationsmethode wirksamer als die der militanten Suffragettes, die mindestens ebenso viele Personen abstoßen als sie anziehen, und deren Terrorismus nur jeden unerschütterlich tuenden Spießbürger mit einer besonderen Begründung seiner Widerspenstigkeit gegen den Zeitgeist versorgt. Die einzige Partei, die geschlossen für das Frauenstimmrecht eintritt, ist die Arbeiterpartei; aber mit der Eroberung der Regierungsgewalt durch die Arbeiterpartei hat es noch seine gute Weile. Die Frauenrechtlerinnen streben daher danach, der liberalen Partei das

Frauenstimmrecht als Programmpunkt aufzuzwingen, um so eine Reform durchzusetzen, für die das Land längst reif ist. Die „Conciliation Bill" der vergangenen Jahre, die das Stimmrecht zum Parlament nur den Gemeindewählerinnen geben wollte, kann man heute als tot bezeichnen. Am wahrscheinlichsten ist, daß in einigen Monaten in der neuen Vorlage das norwegische Frauenstimmrecht vorgeschlagen werden wird, das nun das Mindestmaß der Frauenforderungen darstellt.

Die einzig befriedigende Lösung der Frage kann natürlich nur die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes für alle Erwachsene sein. Selbst Gegner des Frauenstimmrechtes mußten in der kurzen Debatte, die über das Greysche Amendement im Unterhaus stattfand, zugeben, daß dies heute in England die einzig logische Forderung sei. Sie wird von vielen Frauenstimmrechtsfreunden angeblich deshalb zurückgewiesen, weil unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechtes das ziemlich große zahlenmäßige Übergewicht des weiblichen Geschlechtes eine größere Zahl weiblicher als männlicher Wähler schaffen würde. Offenbar befürchtet man, daß die Frauen den kuriosen Einfall haben könnten, geschlossen gegen die Männer zu stimmen, und das soll zu schrecklichen Zuständen führen. In englischen Arbeiterkreisen hatte man sich früher mit dem Gedanken vertraut gemacht, das beschränkte Frauenstimmrecht als eine Abschlagszahlung anzunehmen; man betrachtete es als die Spitze des Keils, den man nachher durch beharrliche Schläge ganz hineinzutreiben beabsichtigte. Namentlich viele Genossen der I. L. P. vertraten diese Ansicht, von der man aber heute ganz abgekommen ist. Daß man diesen unklugen Opportunismus aufgegeben hat, dazu haben nicht wenig die streitbaren Frauenrechtlerinnen beigetragen, die, von den Ministern betrogen, blindlings um sich schlugen, wobei ihre Freunde nicht wenige Hiebe abbekamen. Die englische Arbeiterbewegung tritt jetzt geschlossen für das allgemeine Stimmrecht für beide Geschlechter ein, womit sie nicht nur ihren demokratischen Grundsätzen treu bleibt, sondern auch die klügste Gegenwartspolitik treibt.

Kann Rußland einen Krieg wagen?

(Der Einfluß der inneren Politik auf die äußere Politik des russischen Zarismus.)

Von **Gregor Alexinsky.**

Die sozialistische Presse der ganzen Welt konstatiert, daß der russische Zarismus einer der Haupturheber des Balkankriegs ist, und daß er diesen durch die dunklen Machinationen seiner Diplomaten vorbereitet hat. Bei diesem Anlaß dürfte es von Interesse sein, eine kurze Entwicklungsgeschichte der äußeren Politik der russischen Autokratie zu geben und die Lösung der folgenden Fragen zu versuchen: Welches sind die treibenden Kräfte dieser Politik? Worauf stützt sich heute der internationale Einfluß Rußlands? Ist der Zarismus stark genug, einen Krieg wagen zu dürfen?

Wir wollen versuchen, auf diese Fragen eine Antwort zu geben.

I.

Man weiß, daß das russische Leben bis auf den heutigen Tag viele Züge von Feudalismus uns bewahrt hat. Sie treten besonders in der Organisation der zentralen Regierung, der lokalen Verwaltung und der Gerichts-

barkeit hervor, und wir können sie ebenso in der auswärtigen Politik und in der Organisation der Militärgewalt des Zarismus wahrnehmen.

Innerhalb der beiden letzten Jahrhunderte hatte Rußland 72 Friedensjahre und 128 Kriegsjahre. Während dieser 128 Jahre führte die russische Regierung 35 Kriege, von denen 33 äußere und 2 innere Kriege waren. Von diesen 33 äußeren Kriegen hatten 22 die Ausdehnung der staatlichen Grenzen, das heißt also die Eroberung von Land zum Zweck. Alle diese Kriege waren durchweg Angriffskriege. Das Ergebnis dieser beiden kriegerischen Jahrhunderte bildete die Ausdehnung des russischen Reiches über 4000 Kilometer von Norden nach Süden und über 8000 Kilometer von Osten nach Westen. Augenblicklich hat Rußland eine Grenzausdehnung von 17 000 Werst (1 Werst gleich 1,066 Kilometer) und ist 8 Staaten benachbart. 1500 Werst beträgt die Grenzlinie zwischen Rußland und Schweden, 1107 Werst die gegen Deutschland, 1142 gegen Österreich, 700 gegen Rumänien, 488 gegen die Türkei, 2000 die gegen Persien, 1888 gegen Afghanistan, und mehr als 9000 Werst beträgt die Länge der Grenze zwischen Rußland und China.

Nach der offiziellen Statistik hat Rußland in den Kriegen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts beinahe 3 Millionen Menschen (2 800 000) verloren, wobei der Verlust von 400 000 Mann im Russisch-Japanischen Kriege noch nicht mitgerechnet ist.

Als politisches Ergebnis dieser Kriege zeigt sich eine außerordentliche Komplikation der Probleme des inneren und äußeren Lebens im russischen Staate.

Die Ausdehnung seiner Grenzen nach allen Richtungen hin führte Rußland zur Besitznahme von Gebieten, die von verschiedenen fremden und Rußland sogar feindlichen Nationalitäten bewohnt waren. Gegenwärtig schließen die Außengrenzen unseres Staates eine Bevölkerung ein, die nicht durch genügend feste Bande mit dem russischen Volke verknüpft ist, und in diesem Sinne sind die Grenzen im Jahre 1900 vom militärischen Gesichtspunkt aus weniger günstig, als sie es im Jahre 1700 waren.

Diese Ansicht spricht Herr Kuropatkin, der frühere Kriegsminister, in einem Bericht aus, den er im Jahre 1900 dem Zaren vorlegte.

Aber wenngleich die Eroberungspolitik dem Staate vom internationalen und militaristischen Gesichtspunkt aus viele Schwierigkeiten schuf, so war sie für die innere Politik der russischen Autokratie und des russischen Adels sehr vorteilhaft. Die Eroberungen, die der bäuerlichen Ansiedlung immer wieder neue Gebiete eröffneten, konservierten die alten Wirtschaftsformen, den extensiven Betrieb, und verzögerten den Übergang zum intensiven Betrieb der Landwirtschaft. Diese ökonomische Rückständigkeit bildete aber die eigentliche Grundlage der halb lehensmäßigen Beziehungen zwischen den Grundherren und den Bauern sowie auch des Bestehens der Autokratie, die sich auf den Adel stützte. Sobald ein Gebiet erobert war, verteilte der Zar die besten Ländereien an hohe Beamte, an Personen des kaiserlichen Gefolges und des Hofes sowie Adelige. Außer Landbesitz übergab die Regierung den Aristokraten die Verwaltungsposten in den neuen Provinzen.

Die Geschichte des Russisch-Japanischen Krieges zeigt, wie sehr die auswärtige Politik des russischen Zarismus immer noch feudale Züge trägt: als Rußland die Halbinsel Liao-Tung mit Port Arthur eingenommen hatte, schickte der Zar den Admiral Alexejeff als „Namiestnik" (das bedeutet Stell-

vertreter des Zaren) dorthin; Alexejeff organisierte jenes berüchtigte Handelsunternehmen an den Ufern des Flusses Jalu, bei dem der Zar und etliche seiner Verwandten und Freunde interessiert waren und das der unmittelbare Anlaß zum Russisch-Japanischen Kriege wurde. Die Mitteilungen der russischen und auswärtigen Presse ließen erkennen, wie sehr es gegen den Willen des Ministeriums des Äußern und des Kriegsministeriums geschah, daß dieser Konflikt zu einem Krieg führte, und daß dies lediglich dem Zaren und seinem Gefolge zuzuschreiben war, die bloß vom Gesichtspunkt ihrer privaten, materiellen Interessen handelten.

So verfolgen der russische Adel und sein gekrönter Repräsentant als reaktionäre Klasse im wahrsten Sinne des Wortes in den internationalen Beziehungen die gleichen Ziele politischer Reaktion wie in den inneren Angelegenheiten des Landes. Während der ganzen ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts spielte der russische Zarismus die Rolle eines „internationalen Gendarmen", indem er die republikanischen Gedanken und revolutionären Bestrebungen in ganz Europa bekämpfte. Alexander I. träumte davon, „den Kopf der Hydra der französischen Revolution zu zertreten". Die „Heilige Allianz" und der Vertrag von 1815 waren für ihn nur ein Mittel, um dieses Ziel zu erreichen und die monarchischen Prinzipien in Europa zu befestigen. Nikolaus I. entsandte seine Soldaten, um die ungarische Revolution zu unterdrücken (1849). Und selbst später, unter Alexander III., als die Umstände den Zarismus zwangen, ein Bündnis mit dem atheistischen und republikanischen Frankreich zu schließen, hat die russische Regierung versucht, einen unheilvollen Einfluß auf die französische Regierung bis in die inneren Angelegenheiten des Landes hinein auszuüben. Man kennt sogar einen Fall, in dem der russische Zarismus durch das Organ seines Gesandten in Paris der Regierung der Republik erklären ließ, daß eine bestimmte politische Persönlichkeit vom russischen Standpunkt aus als Chef des französischen Kabinetts nicht erwünscht sei. Der Zarismus hatte gefunden, die Ansichten des Betreffenden seien zu radikal und zu vorgeschritten.

Die Erwägungen der inneren Politik haben immer die äußeren Aktionen der russischen Monarchie stark beeinflußt. Diese letztere hat stets den Freudenlärm der Siege als Mittel angesehen, um einerseits auf die Einbildungskraft ihrer Untertanen zu wirken und um andererseits die Unterwerfung des Volkes unter die Alleinherrschaft durch die internationale Lage des Staates zu rechtfertigen. Und jedesmal, wenn der russische Zarismus Grund hatte, eine revolutionäre Bewegung zu fürchten, stürzte er sich in ein Kriegsabenteuer: so beschleunigte zum Beispiel der Aufstand der Dekabristen (1825) den vierten Russisch-Türkischen Krieg (1828/29); der Krimkrieg wurde gefördert durch die Kundgebungen der revolutionären Bewegung (die Verschwörung Petraschewskys) in den vorhergehenden Jahren. Dasselbe gilt für den Krieg 1877/78 und den Russisch-Japanischen Feldzug. Ein hoher Beamter, Fürst Urussoff (der frühere Gouverneur von Bessarabien), erzählt in seinen „Memoiren", daß der Zarismus den Krieg gegen Japan dazu benutzen wollte, die Unzufriedenheit des Volkes zu dämpfen. „Die Mitglieder der Regierung," sagt Urussoff, „sprachen nach dem ersten Kampfe die Hoffnung aus, daß der Krieg einen Aufschwung des Patriotismus herbeiführen, somit die regierungsfeindliche Propaganda aufhalten und den lokalen Autoritäten den Schutz der öffentlichen Ordnung und Ruhe erleichtern würde."

Der große Zusammenbruch, der durch die japanische Armee und Flotte herbeigeführt wurde und den mächtigen revolutionären Wirbelsturm im Gefolge hatte, bewiesen, daß eine provozierende und brutale Politik nach außen nicht immer ein gutes Mittel gegen eine innere Revolution ist. In einer geheimen Konferenz, in der das Marineprogramm (30. September 1906) diskutiert wurde, sagte der russische Finanzminister, daß der Russisch-Japanische Krieg einen Wendepunkt in der russischen Geschichte bedeute. „Wir dürfen nicht mehr die alten Streitfragen erörtern," stellte er fest, „denn das Schicksal zwingt uns, eine friedliche und vorsichtige Politik zu verfolgen."

Nun ist aber die internationale Situation für den russischen Zarismus von neuem sehr günstig geworden, und wir bemerken eine neue Richtung in der äußeren Politik Rußlands. Um diese neue Richtung klarzulegen, müssen wir die gegenwärtige Stellung Rußlands in dem „europäischen Konzert" kurz erörtern.

II.

Zunächst einige Worte über die französisch-russische Allianz. Wie ist diese sonderbare Verbindung einer despotischen und barbarischen Macht mit einer „republikanischen Demokratie" zustande gekommen? Eine Erklärung hierfür ausschließlich in der „Germanophobie" der Franzosen, ihrer Furcht vor den Deutschen zu suchen, wäre irrig. Es gibt eine andere Erklärung, die weit realistischer und richtiger ist.

Der Beginn der französisch-russischen Freundschaft fällt mit dem Zusammenbruch des französischen Imperialismus in Tongking zusammen. Beinahe unmittelbar nach dem Kriege 1870/71 wollte das französische Großkapital sich für die durch den Krieg verursachten Krisen und Verluste entschädigen und unternahm eine große koloniale und imperialistische Politik im äußersten Osten, dessen bekannteste Kundgebung das tongkingische Abenteuer war. Der unglückliche Ausgang dieses Unternehmens führte zum Sturz des Ministeriums Ferry und zwang die französischen Kapitalisten, weniger abgelegene Absatzgebiete zu suchen, unter denen ihnen der russische Markt am leichtesten zugänglich war. Die Aktien der russischen Metallwerke und Minen, die an der Pariser Börse notierten russischen Anleihen — das sind die wahren Ursachen und Grundlagen der französisch-russischen Allianz.

So erklärt sich die sonderbare Tatsache, daß die russische Monarchie und die französische Republik eine warme Liebe füreinander hegen. Die russische Monarchie braucht die Hilfe der französischen Börse, und diese wieder wünscht, daß Rußland eine „starke Macht" besitze, weil diese Macht ihr die Bezahlung der Zinsen und Amortisationen sichert. Frankreichs finanzielle Unterstützung ist für die russische Monarchie stets außerordentlich wertvoll gewesen: zum Beispiel im Jahre 1906, als der Regierung des Zaren der Atem ausging und ihre Kräfte erschöpft waren, rettete sie die auf dem Pariser Platz abgeschlossene Anleihe und gewährte ihr Hilfsquellen zur Fortsetzung ihres reaktionären Werkes. Man kann sogar ohne die mindeste Übertreibung behaupten, daß die Kosten der beiden aufeinanderfolgenden Staatsstreiche, die Auflösung der ersten Duma (im Jahre 1906) und der zweiten Duma (im Jahre 1907) von der französischen Börse bezahlt worden sind....

Wenn ich nun sage, daß die französisch-russische Allianz auf die finanziellen Beziehungen der beiden Länder begründet ist, will ich damit nicht ganz den

Einfluß diplomatischer und militärischer Erwägungen auf die Entstehung dieses Bündnisses in Abrede stellen. Ich leugne sie keineswegs und erkenne an, daß die politische Rivalität zwischen Frankreich und Deutschland eine Rolle bei der russisch-französischen Annäherung gespielt hat. Ich behaupte aber, daß dieses Element erst in zweiter Linie kommt im Vergleich zu der wirtschaftlichen und finanziellen Seite der Frage.

Was nun die Annäherung zwischen Rußland und England betrifft, die zweifellos eine der wichtigsten und bedeutsamsten Erscheinungen der internationalen Politik ist, so erklärt sich dies durch andere Beweggründe als die der französisch-russischen Allianz.

Rußland und England haben keine gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen. Man kann sogar sagen, daß die Interessen des englischen bürgerlichen Imperialismus in vollständigem Gegensatz zu den Interessen des russischen autokratischen Imperialismus stehen, überall, wo diese beiden Formen des Imperialismus in Berührung kommen, insbesondere also in Asien. Rußlands Eindringen in Kleinasien, sein Marsch nach dem Persischen Meerbusen bedrohte den englischen Einfluß in Asien und selbst den englischen Territorialbesitz in Indien. Im Jahre 1885 waren die Beziehungen zwischen Rußland und England derartig gespannt, daß der Konflikt eine Zeitlang unvermeidlich erschien.

Aber in den letzten Jahren des neunzehnten und zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts zeigte sich eine Änderung in dem Verhältnis der beiden Staaten zueinander. Zwei Tatsachen gaben hierzu Veranlassung. Zunächst war es das Erwachen der Völker Asiens, das der ganzen europäischen Herrschaft in Asien ein Ende zu machen droht. Sowohl die russische als die englische Regierung verstanden diese Drohung. In seinem erwähnten Bericht sagte darüber der General Kuropatkin:

Das zwanzigste Jahrhundert wird notwendigerweise in Asien einen harten Kampf der nichtchristlichen Völker mit den christlichen herbeiführen. Zum Heile der Menschheit (sic!) ist es notwendig, daß wir Russen in diesem Kampfe gegen die nichtchristlichen Stämme Asiens mit dem christlichen England vereinigt sind.

Wenn man die religiösen und humanitären Phrasen wegläßt, die den Gedanken des Ministers verhüllen, braucht man keinen weiteren Kommentar.

An einer anderen Stelle seines Berichtes wiederholt Kuropatkin:

Die Interessen Rußlands und Englands sind in Asien die gleichen; sowohl wir als auch die Engländer müssen damit rechnen, daß die von uns besiegten Völker danach streben, sich von dem Joche der Sieger zu befreien. Es wäre also viel natürlicher, daß unsere Truppen England in seinem Kampfe gegen die eingeborenen Völkerschaften Hilfe leisteten, als daß sie nach Indien marschieren und versuchen, diese Völkerschaften gegen England aufzuwiegeln. In der festen Überzeugung, daß ein Besitznahme Indiens im zwanzigsten Jahrhundert für Rußland ein Unglück und eine übermäßige Last wäre, halte ich es zugleich für natürlich und wünschenswert, daß unsere Beziehungen zu England sich freundschaftlich gestalten, so daß wir uns bei vorkommenden Volksunruhen in Indien, die sich gegen England richten, auf die Seite der Engländer stellen können.

Dies Projekt einer englisch-russischen Zusammenarbeit, gerichtet gegen die von den Europäern bedrückten Völkerschaften Asiens, verwirklicht sich heutzutage. Die persische Revolution hat seine Ausführung beschleunigt, und das englisch-russische Abkommen über die Teilung der Interessensphären in Persien ist seine bedeutsamste Kundgebung.

Das Erwachen Asiens ist in der Tat für die russische Autokratie sehr bedrohlich. Von konstitutionellen Ländern wie dem reformierten China, Persien und der Türkei umgeben zu sein, ist für den Zarismus nicht gerade angenehm. Früher konnten die Völker Asiens im Zarismus den Repräsentanten der Zivilisation sehen; heute aber sind diese Völker selbst in die modernen Gedanken und Formen des Lebens eingedrungen, und die brutale Monarchie des Zaren muß alle Hoffnungen auf die „moralische Eroberung" der asiatischen Stämme aufgeben.

Ein anderer Umstand aber hat England selbst zur Freundschaft mit Rußland getrieben; es ist dies die deutsche Konkurrenz. Das Erscheinen von Deutschlands Handel und Industrie auf dem internationalen Markte vollzog sich zum Nachteil der Interessen des britischen Kapitalismus. Die Statistiken zeigen, daß der Vermehrung des deutschen Exportes im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts eine relative Verminderung des englischen Exportes folgt. Dies bedeutet das Ende der Monopolstellung Englands auf dem Markte Europas und des Orients und damit das Ende der von der englischen Bourgeoisie ihren Arbeitern gegenüber geübten Konzessionspolitik. Es bedeutete gleichzeitig den Untergang des alten Trade Unionismus in der Arbeiterbewegung Englands, die Verschärfung des Klassenkampfes, der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Konflikte in dem klassischen Lande des „sozialen Friedens".

Die deutsche Konkurrenz, der Vormarsch Deutschlands nach dem Orient, die „Germanisierung" des Eisenbahnnetzes in Asien, das Kolossalunternehmen der Bagdadbahn — all das konnte die Engländer nicht ruhig und gleichgültig lassen. Der industrielle, kommerzielle und finanzielle Kampf wandelte sich bald in eine militärische und maritime Rivalität um, und diese deutsch-englische Rivalität erscheint heute als Angelpunkt der Weltpolitik.

Wenn man einen gefährlichen Gegner trifft, läßt man den schwächeren beiseite, ja, man verbindet sich zuweilen mit diesem letzteren gegen den ersteren. So verhält es sich mit der englisch-russischen Entente. Die deutsche Konkurrenz hat die Möglichkeit dieser Entente geschaffen.

III.

Die gegenwärtige Situation ist für die russische Autokratie sehr vorteilhaft. Sie kann die englisch-deutsche Rivalität zu ihrem Nutzen ausbeuten und tut es. Sie versucht, ihr durch den Krieg gegen Japan erschüttertes Prestige wiederzugewinnen. Man kann sagen, daß die Rolle, die die russische Monarchie in den internationalen Kombinationen augenblicklich spielt, durchaus nicht im Verhältnis zu ihrer wirklichen Macht steht; sie entspricht vielmehr der Bedeutung, die ein kleines Gewicht gegenüber zwei großen Gewichten erhält, die sich so ziemlich die Wage halten.

Der russische Zarismus ist Frankreich und England gegenüber gewisse Verpflichtungen eingegangen. Wird er sie halten können? Ein über russische Verhältnisse sehr unterrichteter und in seinen Äußerungen gemäßigter französischer Schriftsteller gibt auf diese Frage eine verneinende Antwort. Er schreibt über die russischen Anleihen auf dem Pariser Markte wie folgt:

Wenn es unmöglich ist, die russischen Anleihen auf rein finanziellem Gebiet zu rechtfertigen, so versucht man wenigstens, sie zu verteidigen, indem man sich

hinter einer sentimentalen Barrikade verschanzt, die sehr viel schwerer zu erschüttern ist als der falsche Wert der zaristischen Papiere; man appelliert an das patriotische Gefühl. Rußland, sagt man, verteidigt Frankreich und dient ihm als Schutzwehr gegen Deutschland. Wir sollen Rußland ins Unendliche Milliarden leihen, damit es uns vor der „preußischen" Invasion bewahre. Wir haben zwischen zwei Übeln zu wählen, wir werden es vorziehen, ruiniert, anstatt überfallen und geschlagen zu werden.... Die russischen Anleihen sind vom finanziellen Gesichtspunkt aus vielleicht eine schlechte Sache, sie sind aber in patriotischer Beziehung eine gute Sache. Im Grunde genommen zahlen wir in jedem Jahre eine Milliarde Franken an Rußland, um den Krieg zu vermeiden.... So sagt man. Aber eine Politik, die solche Hintergedanken birgt, ist nicht bloß unmoralisch, sondern auch auf die Dauer unhaltbar.

Andererseits drängt sich unmittelbar der folgende Gesichtspunkt auf: Wenn man im gewöhnlichen Leben eine hohe Prämie zahlt, um sich gegen eine große Gefahr zu versichern, will man die Gewißheit haben, daß man vorkommendenfalls wirklich gegen Schaden gedeckt ist. Hier beträgt die jährliche Prämie ungefähr eine Milliarde Franken; das Risiko ist das eines Krieges, den uns Deutschland einmal erklären könnte. Würde Rußland aber, wenn dieser Fall einträte, seinen eingegangenen Verpflichtungen nachkommen? Dies steht zunächst durchaus nicht fest. Die öffentliche Meinung spielt in Rußland keine Rolle, alles hängt vom Zaren ab, und dieser ist seinem Herzen nach deutschfreundlich gesinnt und verabscheut unsere Republik gründlich: wir haben in seinen Augen zwei ihm antipathische Seiten, wir sind Demokraten und Wucherer, oder wenigstens sieht er uns dafür an. Geben wir nun aber zu, daß der Zar sich aus Achtung vor dem gegebenen Worte doch auf unsere Seite stellt. Was ist seine Armee wert? Wenig — nach dem Urteil Sachverständiger; sie ist ohne Organisation, ohne Material, ohne Führer, unfähig, sich mit wissenschaftlich ausgerüsteten Feinden zu messen. Der Krieg in der Mandschurei hat bestätigt, was die Bureaukratie aus der Armee gemacht hat. Es ist im übrigen noch nicht lange her, daß man Rußland, im Bewußtsein seiner militärischen Ohnmacht, in wenig ehrenvoller Weise vor Österreich zurückweichen sah.

Eine Tatsache überwiegt indes alles. Rußland hat kein Geld; es hat nicht genug für den Frieden, wie sollte es Geld für den Krieg haben? Es würde sich die folgende Situation ergeben: 1. Wir wären gezwungen, damit Rußland uns Hilfe leistet, ihm die Kosten seines Feldzugs vorzustrecken, und das in einem Augenblick, in dem wir für uns selbst alle finanziellen Mittel in Bewegung setzen müßten. 2. Da Rußland nicht in der Lage wäre, seine Kupons zu zahlen, müßten wir an seiner Stelle die Regulierung vornehmen und hätten auf diese Weise doppelte Staatsschulden zu tragen, die russischen und die unserigen; wir würden also die Zinsen von einem Kapital von 40 Milliarden zu zahlen haben. 3. Was würden in diesem Augenblick die 16 Milliarden russischer Wertpapiere wert sein, die wir im Portefeuille haben? Sie würden ein nicht umsetzbares, totes Kapital ausmachen. Es wäre genau so, als wenn wir sie überhaupt nicht hätten. Die englischen, deutschen, italienischen, spanischen, österreichischen Staatspapiere werden auf allen Börsen umgesetzt, die russischen Staatspapiere haben nur in Frankreich ein Absatzgebiet. 4. Unsere russischen Wertpapiere würden, sobald sie keine Käufer finden und von den Bankiers nicht zurückgehalten werden, auf einen lächerlichen Kurs fallen, was unsere eigenen Staatspapiere wiederum herabdrücken müßte; es wäre dies also der Zusammenbruch unseres Kredits. Ist diese Schilderung zu schwarz? Keineswegs. Die Dinge könnten sich nicht anders entwickeln. Bei einem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland würden sich diese Folgen ergeben.

Wir bezahlen also die ungeheuerliche Prämie von einer Milliarde Franken jährlich, um uns gegen die mögliche Gefahr einer deutschen Invasion zu versichern, und wir haben in Wirklichkeit nur die eine „Sicherheit": wenn es jemals dazu kommen sollte, daß uns das französisch-russische Bündnis den Dienst zu leisten hat, um dessentwillen wir es geschlossen haben, dann werden wir so viele

Milliarden zu zahlen haben, daß wir noch vor Beginn der Feindseligkeiten finanziell fertig sind.[1]

Zu diesen finanziellen Erwägungen möchte ich noch ein moralisches Argument hinzufügen. Kann die russische Regierung, die mehr als einmal ihr eigenes Volk getäuscht, die alle konstitutionellen Versprechungen abgeleugnet, die alle bürgerlichen Verpflichtungen gebrochen hat, kann sie ihren internationalen Verbindungen treu bleiben und ihre Zusagen Freunden und Alliierten gegenüber halten? Ich glaube es nicht. Und das ist nicht allein meine persönliche Ansicht. Vor einigen Jahren war fast die ganze englische Presse der gleichen Meinung. Die Zeitung „The Economist", das Organ der englischen Großbourgeoisie, bestätigte (im Monat Juli 1906), daß man an die Ehrlichkeit der russischen Autokratie nicht glauben dürfe, und daß man sich vor der Treulosigkeit dieser letzteren hüten müsse.

Die Zusammenkunft in Racconigi und die Potsdamer Entrevue sind unter diesem Gesichtspunkt sehr charakteristisch. Obgleich Verbündeter Frankreichs, ist der Zar Nikolaus II. nach Racconigi gekommen, um ein geheimes Abkommen mit Italien zu treffen. Man hat Grund zu der Annahme, daß Rußland der Regierung Viktor Emanuels durch dieses Abkommen volle Freiheit gelassen hat, Tripolis zu erobern und im Norden Afrikas, in unmittelbarer Nachbarschaft Frankreichs, den wirtschaftlichen, politischen und militärischen Einfluß Italiens geltend zu machen. Das gleiche Verfahren sehen wir in Potsdam, wo Nikolaus II. die Hände Deutschlands in der Frage der Bagdadbahn frei gemacht und dem deutschen Vormarsch nach dem Persischen Meerbusen, den Engländern entgegen, weit die Tore geöffnet hat.

Darauf fing die russische Monarchie an, ihre diplomatischen Netze in den Balkanstaaten auszuwerfen, wohin wirtschaftliche und finanzielle Interessen sie zogen.

Um die Zahlung der Zinsen seiner äußeren Schuld (beinahe 800 Millionen Franken jährlich) zu ermöglichen, hat das russische Reich nur eine Hilfsquelle: den forcierten Getreideexport, von dem seine Handelsbilanz abhängt. Der hauptsächliche Absatzweg für diesen Export geht über das Schwarze Meer und durch die Dardanellen. Der Gedanke des Besitzes von Konstantinopel spukt von neuem in den Köpfen der Leiter der russischen Regierung. Gestützt auf die Unbeständigkeit und das schwankende Gleichgewicht in den europäischen Beziehungen, versucht der Zarismus seine Revanche in der berühmten Orientfrage zu nehmen und hetzt die Balkanstaaten einerseits gegen die Türkei und andererseits gegen Österreich.

Seit der große Traum des Herrn Witte, die wirtschaftliche Eroberung Chinas, in dem blutigen Elend der Mandschurei jämmerlich versunken ist, hat Rußland seine Bestrebungen nach Europa gerichtet und seinen politischen Schwerpunkt vom Gelben nach dem Schwarzen Meer verlegt. Gleich Serbien, Bulgarien und Österreich träumt Rußland, eingeschlossen in die Sackgasse des Schwarzen Meeres, davon, das freie Meer zu erreichen. Es kann auf drei Wegen dahin gelangen: 1. durch eine Eisenbahn vom Kaukasus zum Golf von Alexandrette; es würde dafür aber mit Deutschland, dem Besitzer der Eisenbahn Konia-Bagdad, in Konflikt geraten; 2. durch den Seeweg des Bosporus und der Dardanellen; England aber würde sich

[1] Lysis, L'Escroquerie Russe (Der russische Betrug). „La Grande Revue", 1910, Nr. 7.

stets dem Eindringen der russischen Panzerschiffe in das Ägäische Meer und damit in den Weg nach Suez und Indien widersetzen. Es bleibt also Rußland als letztes Mittel, die Politik von San Stefano mit moderneren Mitteln wieder aufzunehmen und im Namen des orthodoxen Panslawismus Serben, Bulgaren und Montenegriner durch eine Eisenbahn und ein Zollbündnis zu vereinigen, das den Fabriken Polens und des Donezgebiets den Markt der gesamten Balkanstaaten eröffnen würde. Daher unterstützt die russische Diplomatie mit aller Kraft das Donau-Adria-Projekt. Sie hat es sozusagen erfunden. Herr Iswolski stellte es zuerst im Jahre 1907 der vom Grafen Ahrenthal projektierten Sandschakbahn entgegen. Herr Tscharykoff, der russische Gesandte in Konstantinopel, brachte im Mai des vorigen Jahres das geheime Bündnis der vier Balkanalliierten zustande; es gelang ihm, die christlichen Staaten zum Aufgeben ihres Rassen- und Religionshasses zu bewegen und sie zu einer gemeinsamen Eisenbahnpolitik zu vereinigen. Die Sache wurde ruchbar, und Nikolaus mußte seinen Vertreter abberufen. Aber das geheime Bündnis blieb bestehen. Und so sicherte Rußland die Verproviantierung der bulgarischen Armee, indem es in den ersten Kriegstagen die Türken zwang, die Blockade von Varna und Burgas aufzuheben, und ermöglichte den Siegesmarsch gegen Konstantinopel....

In Summa ist der gegenwärtige Krieg ein Werk Rußlands, die Donau-Adria-Bahn ein russisches Projekt. Wenn es gelingt, wird ein ununterbrochener Wall von slawischen Völkern vom Schwarzen bis zum Adriatischen Meere den Weg zum Mittelländischen Meere für die österreichisch-deutsche Ausdehnung versperren. Hier treten sich also abermals Romanoff und Habsburg feindlich gegenüber; an Stelle eines österreichisch-serbischen tritt ein österreichisch-russischer Konflikt.[1]

Wie man sieht, glaubt der Schriftsteller, dessen Artikel wir soeben angeführt haben, daß der gegenwärtige Gegensatz zwischen Rußland und Österreich sich in einen europäischen Krieg verwandeln kann. Wir sind nicht derselben Meinung und berufen uns dabei auf das Zeugnis des Generals Kuropatkin, der in seinem Bericht vom Jahre 1900 die Stellung Rußlands zu Österreich und zu Deutschland in wenig zuversichtlicher Weise beschreibt:

„Wir dürfen uns keine Illusionen machen über die Möglichkeit eines leichten Sieges über die österreichische Armee," sagt er. Und er beweist die Überlegenheit Österreichs in militärischer Beziehung: die Österreicher haben 8 Eisenbahnlinien, um Truppen nach der russischen Grenze zu transportieren, während Rußland nur über 4 verfügt. Dasselbe gilt für Deutschland, dessen Lage noch besser ist: es hat 17 Eisenbahnlinien, die nach der russischen Grenze führen, und Rußland hat deren nur 5 nach der deutschen Grenze. „Der Unterschied ist zu gewaltig und läßt unseren Nachbarn eine Überlegenheit, die weder durch die Zahl noch durch den Mut unserer Truppen ausgeglichen werden kann."[2]

Österreich und Deutschland können täglich 760 Militärzüge nach Rußland schicken! „Im allgemeinen," sagt Kuropatkin, „verfügt Deutschalnd über größere technische Mittel als Rußland. In Anbetracht des gegenwärtigen Verhältnisses der russischen und deutschen Streitkräfte ist das Eindringen der deutschen Armee in Rußland viel wahrscheinlicher als ein Einfall des russischen Heeres in Deutschland."[3]

Unsere Westgrenze befindet sich im Falle eines europäischen Krieges in einer derartigen Gefahr, wie sie es im Laufe der ganzen Geschichte Rußlands nicht gewesen ist.

---

[1] Francis Delaisi, De la Guerre des Balcans à la Guerre européenne (Vom Balkankrieg zum europäischen Krieg). „La Vie Ouvrière" 1912, Nr. 76.

[2] Vergl. Die Memoiren des General Kuropatkin, 1. Band, S. 49 (russische Ausgabe). [3] Ebenda S. 51.

Der General Kuropatkin kam zu der angeführten Schlußfolgerung vor zwölf Jahren. In den letzten zwölf Jahren haben sich aber nun die deutschen und österreichischen Streitkräfte stetig vermehrt, während die russischen durch den unglücklichen Krieg gegen Japan geschwächt worden sind. Und die augenblickliche Situation der Westgrenzen Rußlands ist noch schlimmer als im Jahre 1900. Schließlich hat die russische Regierung vor einigen Jahren beschlossen, diese Grenze vollständig zu entblößen, und hat den Konzentrationspunkt der Truppen einige hundert Kilometer zurück in das Innere des Landes verlegt, was einen Protest der Franzosen hervorrief, die diesen Schritt der russischen Regierung als Verletzung der Verbindlichkeiten gegen Frankreich ansahen.

IV.

In den heutigen industriellen Staaten sind die Armee und die Marine selbst ein großes kompliziertes technisches Unternehmen. Und es ist nicht zu verwundern, daß die halb feudale russische Monarchie, die sich in dauerndem Gegensatz zu den Bestrebungen der modernen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung befindet, ihre militärischen Streitkräfte nicht wie die bürgerlichen Staaten Europas zu organisieren weiß. Derselbe General Kuropatkin erzählt in seinen „Memoiren",[1] daß er bei seiner Ankunft im Kriegsministerium im Jahre 1898 Armee und Marine in größter Verwirrung vorgefunden habe:

Es gab weder ein Aktionsprogramm des Kriegsministeriums noch eine systematische Verbindung dieses Ministeriums mit den Ministerien der Finanzen, des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten. Eine Aktionsgemeinschaft des Kriegs- und des Marineministeriums existierte ebenfalls nicht. Nach den siegreichen Kriegen des neunzehnten Jahrhunderts schritt unsere Armee in der technischen Ausbildung und Kriegsausrüstung nicht vorwärts, sondern sie ging zurück. Besonders schwach war das höhere Offizierkorps.... Das Avancement der Offiziere hing von Protektion ab. Die Soldaten wurden grausam behandelt. Ihre Ernährung war schlecht. Vergeudung und Diebstähle aller Art waren in der Armee eine gewöhnliche Erscheinung.... Der Befehl über die Regimenter war Aristokraten anvertraut, die ihr Vermögen durchgebracht hatten und die ihre Lage durch den Militärdienst „verbessern" wollten. Die kaiserliche Garde drückte mit dem ganzen Gewicht ihrer Privilegien auf die Armee.... Demgemäß machte die russische Armee in moralischer Beziehung keine Fortschritte. Auch in materieller Hinsicht waren wir im Vergleich zu den europäischen Armeen im Rückstand.

Und von der Flotte sagt er: „Der zurückgebliebene Zustand unserer Marine im Vergleich zu derjenigen des übrigen Europa ist noch viel auffallender."

Diese aus der Feder einer Persönlichkeit in offizieller und autoritärer Stellung hervorgegangene Charakteristik ist auch heute nicht veraltet, obgleich sie sich auf die russische Armee vor einem Dutzend Jahren bezieht.

Der Russisch-Japanische Krieg hat bewiesen, daß alle Schäden und Mängel der inneren Organisation der russischen Militärmacht sich bis zum Jahre 1904 unversehrt erhalten haben. Und solange die gegenwärtige Regierung an der Macht bleibt, ist eine Reorganisation der russischen Armee nicht möglich. Warum? Weil der gegenwärtige Aufbau der russischen Armee

[1] Ich berufe mich immer wieder auf die Aussagen Kuropatkins, weil er sich nach seiner Niederlage gegen die Japaner reinwaschen wollte und daher in seinen Memoiren viele Wahrheiten über den wirklichen Zustand der russischen Armee enthüllt. Die Memoiren besiegter Generale sind immer viel lehrreicher als die Memoiren der Sieger.

in sich die allgemeinen Bedingungen des sozialen und politischen Lebens des Reiches widerspiegelt.

Die allgemeine Wehrpflicht wurde in Rußland im Jahre 1874 eingeführt. Formell ist dieser Dienst allgemein, in Wirklichkeit empfinden nur die armen Klassen seine ganze Last. Die reichen Leute befreien sich mit Hilfe von Bestechungen vom Militärdienst.

Das Offizierkorps setzt sich aus den Söhnen des Adels und der Bureaukratie zusammen, während die Söhne der Kleinbürger, der Arbeiter und der Bauern nie oder nur in seltenen Fällen einen Offiziersgrad erhalten. Die Offiziere bilden in Rußland eine Kaste. Zu den hohen Militärschulen und selbst zu den Kadettenschulen werden größtenteils nur Söhne von Adligen und von Offizieren zugelassen. Daher hat das Offizierkorps in Rußland einen rein antidemokratischen Charakter, und die Demokratie sieht in ihm einen Feind des Volkes. Die russischen Offiziere bemühen sich stets, den Zivilisten ihre Verachtung zu zeigen, und gebrauchen gern ihre Waffen gegen friedliche Bürger. An jedem Tage kann man in der russischen Presse Fälle von Konflikten zwischen Offizieren und Zivilisten lesen, Fälle von Überfällen auf Zivilisten, die von betrunkenen Offizieren oder solchen, die sich für berechtigt zur Verteidigung ihrer „Ehre" hielten, ausgeführt werden.

Die Beziehungen zwischen den Offizieren und Soldaten sind nicht besser. Das ist sehr verständlich, weil die Söhne der Adligen und Reichen, wenn sie Offiziere werden, die schlechten Gewohnheiten gegenüber den Soldaten gewordenen Bauern und Arbeitern behalten: die Offiziere mißhandeln ihre Soldaten wie Lasttiere. Die materiellen Lebensbedingungen der Soldaten sind furchtbare. Die folgenden Tatsachen sind den offiziellen Aufzeichnungen und Artikeln, die von einem Militärarzt veröffentlicht wurden, entnommen.

Die Kleidung des russischen Soldaten wärmt nicht und ist unbequem. Man überträgt sie von einem Soldaten auf den anderen, bis sie ganz schmutzig und zerfetzt ist. Die Kleidung des russischen Soldaten — sagt ein Arzt — spielt die Rolle eines Bewahrers und Verbreiters von Krankheiten. Das Schuhzeug ist so schlecht, daß die Soldaten gewöhnlich jenes, das sie im Regiment erhalten, verkaufen, um sich bequemeres zu verschaffen. Die Räume in den Kasernen sind gesundheitswidrig und voll von Krankheitskeimen. Selbst im Umkreis von St. Petersburg, wo der Zar seine treuesten Truppen, seine Garde, beisammenhält, sind die Kasernen zum großen Teil gesundheitsgefährlich (angeführt nach dem Bericht des ärztlichen Armeeinspektors). Die Nahrung der Soldaten ist die Quelle eines Nebenverdienstes für Offiziere und Unteroffiziere: sie verteilen nicht die gesetzmäßigen Rationen an die Soldaten, sondern behalten für sich einen großen Teil des Brotes, des Fleisches und anderer den Soldaten zukommender Eßwaren zurück. Oft sind die Nahrungsmittel von schlechter Qualität und verdorben, so daß ihr Genuß die Ursache von Krankheiten unter „dem kleinen grauen Viehzeug" (so hat ein russischer General die Soldaten benannt) wird. Nach offiziellen Berichten erkrankten im Regiment Tsaritsynsky (in Krasnoie Selo bei St. Petersburg) 161 Soldaten in drei Tagen, im Regiment Finlandsky 536 Soldaten in zwei Tagen, im fünften Regiment der Scharfschützen 233 Soldaten in vier Tagen.

Der Skorbut wird von den Ärzten als genauester Anzeiger von Hunger und Nahrungsmangel angesehen. Nun hat sich während der Jahre 1897

bis 1907 die Zahl der von Skorbut befallenen Soldaten um 50 Prozent vermehrt. Eine verhältnismäßige Zunahme von kranken Soldaten ist ebenso für den Typhus konstatiert (22 Prozent), für Bruchleiden (315 Prozent), für Krankheiten der Atmungswege (39 Prozent), für Syphilis (13 Prozent), für Gonorrhöe, Tripper (29 Prozent), für Erkrankungen des Blutkreislaufs (32 Prozent) usw. So hat sich der Gesundheitszustand der russischen Armee nicht nur nicht verbessert, er hat sich immer weiter verschlimmert. Die Spezialuntersuchungen haben die Tatsache festgestellt, daß in St. Petersburg die durch den Typhus verursachte Sterblichkeit unter der Zivilbevölkerung 7 auf 1000 Erkrankungen, unter den Soldaten dagegen 16 auf 1000 ausmachte.

Zu all dem muß man noch die Selbstmorde rechnen, die unter den russischen Soldaten sehr verbreitet sind.

Ich erwähne noch eine Tatsache, die die Lage der Soldaten in Rußland und das Verhältnis zwischen Soldaten und Offizieren charakterisiert: die Zahl der „Denschtschiki" (das Wort bedeutet Ordonnanzen), die zu häuslichen Arbeiten bei den Offizieren verwandt werden, beträgt 53 000. Dreiundfünfzigtausend unbezahlte Leibeigene werden von den russischen Offizieren ausgebeutet!

Die materiellen und beruflichen Verhältnisse des Militärdienstes haben eine große Bedeutung; denn sie sind eine der Ursachen der Unzufriedenheit der Soldaten. Wenn man die Geschichte der militärischen Revolten in Rußland studiert, konstatiert man, daß diese Revolten in vielen Fällen unter der Fahne wirtschaftlicher und beruflicher Forderungen begannen und sich weiterentwickelten, ganz wie dies beim Beginn der Arbeiterbewegung der Fall war. Aber die Armee ist ein Teil des Volkes, und die allgemeine Lage des russischen Volkes, der Bauern und der Arbeiter, spiegelt sich in der Lage der Soldaten, der Bauern und Arbeiter in Uniform, wider. Vom Jahre 1905 ab sehen wir die Fluten der Protestbewegung der Soldaten in großen Wogen der Volksrevolution zuströmen. Und als sich im Jahre 1912 nach langen Jahren der Reaktion die Arbeiterbewegung wieder zu heben begann, zeigten sich auch revolutionäre Unruhen in der Armee. Nach den durch das Lenablutbad (April 1912) hervorgerufenen Arbeiterstreiks, nach den Streiks zur Feier des 1. Mai haben wir die Revolte der Genietruppen in Turkestan und den Beginn der Revolte unter den Matrosen des Schwarze-Meer-Geschwaders gesehen.[1]

Und wenn der Zarismus früher seine Militärmacht zu äußeren Abenteuern benutzte, um die innere Revolution durch den Freudenlärm der Siege zu ersticken, wagt er das heute nicht mehr, obwohl die internationale Situation für ihn sehr günstig ist. Er hat Furcht vor der Unzufriedenheit seiner Soldaten und würde einen Krieg nicht riskieren. Die russische Autokratie hat während und nach dem Kriege gegen Japan eine große Erfahrung gemacht. Sie hat revolutionäre Kundgebungen in der Armee und in der Flotte gesehen und wünscht dies nicht wieder zu erleben. Daher vermeidet sie es heute und wird es, soweit es möglich ist, auch fernerhin vermeiden, in einen bewaffneten Konflikt mit einer anderen Großmacht zu geraten. Wenn die

[1] Die Geniesoldaten, Artilleristen und Marinesoldaten sind der revolutionären und sozialistischen Propaganda am meisten zugänglich, weil es unter ihnen viele industrielle Arbeiter gibt.

russische Regierung im Jahre 1909, während der durch die Annexion von Bosnien verursachten Krisis den Drohungen Österreichs und Deutschlands nachgab, so erklärt sich das durch die Tatsache, daß sie der Treue ihrer Armee nicht sicher ist. Und man kann mit Recht behaupten, daß die wahre Garantie für die „Friedensliebe" des russischen Selbstherrschertums die revolutionäre Bewegung ist, die, entstanden in der Arbeiterklasse, sich unter den Bauern, Soldaten und Seeleuten ausgebreitet hat.

Eine Kette von Verstößen.

Von **Wilhelm Keil.**

Mit einem Eifer, der einer bedeutsameren Sache würdig wäre, ist von einigen Parteiorganen eine heftige Fehde entfesselt worden über die Beteiligung der Mehrheit der württembergischen Landtagsfraktion an der Landtagseröffnung. Auch Genosse Kautsky hat den „württembergischen Hexenkessel" um einige Ingredienzien bereichert. Als Mitglied des Vorstandes der Landtagsfraktion bildete ich mir bis zum Erscheinen des Kautskyschen Artikels („Aus dem württembergischen Hexenkessel" in Nr. 17 der „Neuen Zeit") ein, die vom Fraktionsvorstand gegebene Darlegung der politischen Gründe, von denen die Fraktion geleitet wurde, würde ausreichen, alle vorurteilslosen Parteigenossen zu überzeugen, daß wirklich kein sozialdemokratisches Kapitalverbrechen vorliegt. Der Artikel Kautskys hat mich eines anderen belehrt. Genosse Kautsky ist zwar so liebenswürdig, den guten Willen des Fraktionsvorstandes, die Interessen des Proletariats zu wahren, nicht in Zweifel zu ziehen, er spricht ihm aber die Fähigkeit ab, sich über lokale Einflüsse hinwegzusetzen, die seinen Blick beengen. Bei aller Dankbarkeit für den Edelmut Kautskys möchte ich doch erklären, daß ich persönlich auf den dem Fraktionsvorstand zugebilligten mildernden Umstand verzichte. Nur sei mir vor der endgültigen Aburteilung der gesamten Sünderschar noch ein Wort der Verteidigung gestattet, das um so notwendiger ist, da Genosse Kautsky aus der umfassenden Darstellung des Fraktionsvorstandes genau 18 Zeilen willkürlich herausgegriffen und in diesen wenigen Zeilen einen Sinn gefunden hat, der ihnen nicht innewohnt. Natürlich vertrete ich hier nur meine persönliche Auffassung, die sich indessen in den entscheidenden Punkten bis auf kleine Schattierungen mit der der großen Mehrheit der Fraktionsmitglieder deckt.

Es ist nicht ganz unwichtig, zunächst festzustellen, daß während meiner zwölfjährigen Zugehörigkeit zum Landtag die Stellungnahme der Fraktion in den Fragen der parlamentarischen Praxis keinerlei ernsthafte Anfechtung erfahren hat. Dabei hatte die Fraktion des öfteren in schwierigen Situationen entscheidend mitzuwirken an Gesetzeswerken, die sich an politischer Bedeutung und materieller Tragweite mit der Frage wohl messen können, ob Sozialdemokraten an der nach den Verfassungsvorschriften vor sich gehenden Landtagseröffnung ohne Preisgabe von Grundsätzen teilnehmen dürfen oder nicht. Die Fähigkeiten der Fraktion scheinen also immerhin zur Erfüllung ihrer auf diesen Gebieten gelegenen Aufgaben ausgereicht zu haben.

Gegenstand von Parteierörterungen haben nur parlamentarische Fragen demonstrativen Charakters oder solche des rein gesellschaftlichen Taktes gebildet. Aber auch mit Bezug auf diese Dinge kann nur der von einer „Kette" von Verstößen gegen Parteigrundsätze und Parteitagsbeschlüsse reden, der auf Grund falscher Informationen urteilt. Wundern darf man sich freilich nicht mehr darüber, daß das Geraffel mit dieser „Kette" sich immer weiter verbreitet, wenn man zu würdigen vermag, was in den letzten zwei bis drei Jahren auf dem Gebiet der Berichterstattung über Parteiangelegenheiten von Württemberg aus geleistet worden ist. Es erscheint aber jetzt geboten, die „Kette" einmal näher zu untersuchen.

Ich zähle vier Glieder an dieser Kette; mehr finde ich beim besten Willen nicht. Diese Glieder sind: 1. Die Budgetbewilligung, 2. der Königsbesuch in Friedrichshafen, 3. die Beteiligung an parlamentarischen Abenden, 4. die Beteiligung an der Landtagseröffnung.

Dem Budget hat die württembergische Landtagsfraktion ein einziges Mal zugestimmt. Das war im Jahre 1907. Damals bestand als Richtschnur in dieser Frage nur die Lübecker Resolution, deren Schlußsatz lautete: „Eine Zustimmung zum Budget kann nur ausnahmsweise aus zwingenden, in besonderen Verhältnissen liegenden Gründen gegeben werden." Die Meinungen in der Partei waren geteilt darüber, ob die von der Fraktion angeführten Gründe als „zwingende" im Sinne dieses Beschlusses gelten könnten, die gesamte Partei aber erkannte an, daß es sich nur um eine ausnahmsweise Zustimmung handelte. Auf dem Parteitag zu Essen fand denn auch der Versuch eines württembergischen Delegierten, ein Urteil der Vertretung der Gesamtpartei zu extrahieren, nicht die kleinste Belohnung. Auf dem Parteitag zu Nürnberg sind dann freilich die Württemberger mit den Bayern und Badenern in einen Topf geworfen worden. Ohne ausreichenden Grund. Jedenfalls waren die politischen Gedankengänge, die auf eine regelmäßig sich wiederholende Zustimmung zum Budget hinauslaufen, in der württembergischen Fraktion nie vorherrschend. Bei den württembergischen Budgetabstimmungen nach dem Jahre 1907 wäre es der sozialdemokratischen Fraktion ohne die Beschlüsse von Nürnberg und Magdeburg ebensowenig eingefallen, Ja zu sagen, wie mit diesen Beschlüssen. Die Stellung der Fraktion bei diesen Abstimmungen würde aber eine vorteilhaftere gewesen sein, wenn nicht durch die alle Bewegungsfreiheit aufhebenden Parteibeschlüsse unseren Gegnern die Möglichkeit geboten wäre, die sozialdemokratischen Abgeordneten als Politiker hinzustellen, die ihre eigene Vernunft in dieser Frage nicht zu Rate ziehen dürfen. Aus diesem Grunde allein haben die Mitglieder der württembergischen Fraktion, wie es ihr gutes Recht war, sich in den Budgetdebatten gegen die enge Fessel gewehrt, die jene Beschlüsse darstellen. Ein Verstoß gegen diese Beschlüsse aber hat aus Württemberg nie gemeldet werden können. Damit scheidet das erste Glied aus der „Kette" aus.

Folgt der Königsbesuch in Friedrichshafen, an dem übrigens von 15 Fraktionsmitgliedern nur 7 teilgenommen haben. Obgleich ich weiß, daß der Fall ganz anders liegt, als er in einer Anzahl Parteiblätter dargestellt wurde — es handelte sich um eine Besichtigung der hochinteressanten Zeppelinwerke durch die beiden Kammern, an der nach dem getroffenen Arrangement nur teilnehmen konnte, wer bereit war, den Besuch im königlichen

Schloßgarten mitzumachen —, habe ich nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich es für klüger gehalten hätte, wenn kein Fraktionsmitglied die Einladung angenommen haben würde. Wer aber will auf die in Frage kommenden Genossen aus diesem Grunde noch einen Stein werfen nach den loyal von ihnen abgegebenen Erklärungen, die nie verletzt worden sind! Mit diesem verrosteten Glied der „Kette" wird also auch nichts mehr anzufangen sein.

Drittens die Beteiligung an parlamentarischen Abenden. Hier handelt es sich um Veranstaltungen, wie sie meines Wissens in allen Parlamenten üblich sind. Jedes dekorative Beiwerk fehlt, Ansprachen werden nicht gehalten, Hochs nicht ausgebracht, die Teilnehmer treffen sich als Kollegen bei einem Imbiß und einem Glas Bier oder Wein. In der Reichstagsfraktion wird den Mitgliedern in solchen Fällen ausdrücklich vollste Freiheit gewährt, von der die Genossen ohne Unterschied der „Richtung" weitgehend Gebrauch zu machen pflegen. Die württembergische Landtagsfraktion ist von jeher ähnlich verfahren und hat es als eine die Fraktion nicht berührende persönliche Angelegenheit des einzelnen bezeichnet, solche Einladungen anzunehmen oder abzulehnen. Ein kleiner Teil der Mitglieder nahm einigemal an solchen Veranstaltungen teil mit dem Erfolg, daß sie selbst im „Vorwärts" als Menschen behandelt wurden, die das Vertrauen der klassenbewußten Proletarier mißbraucht hätten. Handelt es sich hier um einen der „allerlei Akte der Landtagsfraktion, die mit der prinzipiellen Auffassung der Mehrheit der Gesamtpartei in schroffstem und befremdendem Widerspruch stehen", so frage ich: War von diesem, von mir nicht geteilten Standpunkt aus der „Akt" nicht ein viel bedenklicherer, bei dem man zahlreiche Mitglieder der Reichstagsfraktion mit dem verstorbenen Präsidenten v. Erffa, den preußischen Ministern usw. an einer gemeinsamen Tafel sitzen sah? Solange mir der „Vorwärts" den „Wesensunterschied", den er zwischen diesen beiden Arten von parlamentarischen Abenden findet, nicht näher erklärt, solange er mich also nicht darüber aufklärt, warum er über die württembergischen Landtagsabgeordneten Pech und Schwefel regnen läßt, während er den nichtwürttembergischen Teilnehmern an viel gemischteren Gesellschaften seine volle Milde zuwendet, erblicke ich in der von ihm beliebten „grundsätzlichen Behandlung" dieser Dinge nichts anderes als persönliche Parteilichkeit. Vielleicht kann auch Genosse Kautsky, der gleich dem „Vorwärts" versichert, daß die in Parallele gestellten Fälle „ganz anders liegen", zu meiner Belehrung beitragen. Bis das geschehen, muß die „Kette" auch um dieses Glied gekürzt werden.

Bleibt als viertes und letztes Glied der „Kette" noch übrig die Beteiligung an der Landtagseröffnung, mit der ich mich eingehender beschäftigen muß. Zum dritten Male hat sich die Fraktion an der Landtagseröffnung beteiligt: zuerst 1907, dann 1911 und nun diesmal. Hätte jemals ein Sozialdemokrat ausgesprochen, daß er mit seiner Anwesenheit bei der Ausbringung eines Monarchenhochs eine von den demokratischen Grundsätzen der Partei abweichende Auffassung zum Ausdruck bringen wolle, so wäre es verständlich, daß dieser Frage ein so gewaltiges Quantum Druckerschwärze gewidmet wird. Wo ist aber der Sozialdemokrat, der nicht Bebels Wort vom Amsterdamer Kongreß unterschreiben würde: „Es ist *selbstverständlich*, daß wir Republikaner, sozialistische Republikaner sind."

Es wäre auch noch zu begreifen, daß aus nichtigen Anlässen solch erregte Debatten über unsere Stellung zur Monarchie inszeniert werden, wenn je einmal ernstlich der Gedanke aufgetaucht wäre, die Ersetzung der Monarchie durch die Republik zu einer Forderung unserer aktuellen Gegenwartspolitik zu machen. Es herrscht aber doch auch darüber in der deutschen Sozialdemokratie keine Meinungsverschiedenheit, daß, wie Bebel weiter in Amsterdam sagte, wir nicht für die bürgerliche Republik schwärmen. Bebel fügte sogar, ohne in der deutschen Partei auf irgendwelchen Widerspruch zu stoßen, hinzu: „So schlecht, wie ihr (die französischen Genossen) die Monarchie macht, ist sie nicht, und so gut, wie ihr die bürgerliche Republik macht, ist sie auch nicht." Der Kongreßbericht verzeichnet an dieser Stelle lebhaften Beifall. Damit ist nur bestätigt, daß wir trotz unseres unzweideutigen Bekenntnisses zur republikanischen Staatsverfassung uns nicht besonders ereifern für die Durchführung der Republik innerhalb der bürgerlichen Gesellschaftsordnung.

Von einem Sozialdemokraten, der schweigend zuhört, wenn bürgerliche Abgeordnete ihren Monarchen hoch leben lassen, wird also weder das demokratische Prinzip verleugnet, noch einer Parteiaktion irgendwelcher Nachteil zugefügt. Das ist zunächst festzuhalten.

Trotzdem soll selbstverständlich kein Parteigenosse aus reinem Vergnügen oder aus Lust am Zank und Streit innerhalb der Partei sich zu Veranstaltungen drängen, bei denen monarchische Huldigungen in Aussicht zu nehmen sind. Ich teile diese Ansicht vollkommen und vertrete sie, wo Anlaß dazu gegeben ist. Von dieser Ansicht ausgehend, blieben die beiden Parteigenossen, die 1895 als erste Sozialdemokraten in den württembergischen Landtag eintraten, und ebenso die auf fünf Mitglieder angewachsene Fraktion im Jahre 1901 der Eröffnung des Landtags fern. Im Jahre 1907 erfuhr die Haltung der Fraktion eine Änderung. Die Fraktion zählte jetzt 15 Mitglieder. Besonders die Stuttgarter Parteigenossen hatten der Fraktion neue Mitglieder gesandt, die die Sache mit etwas anderen Augen ansahen. Jetzt wurde von einem Teile der Fraktion die staatsrechtliche Bedeutung des Eröffnungsaktes in den Vordergrund gerückt. Niemand kann bestreiten, daß die Landtagseröffnung genau so ein staatsrechtlicher Akt ist wie etwa die Abstimmung des Parlamentes über ein Gesetz, ja, in höherem Grade noch, denn ohne die verfassungsmäßige Eröffnung kann der Landtag nicht in Tätigkeit treten. Von diesem Akt sich selbst auszuschließen, so wurde damals argumentiert, liege für die Fraktionsmitglieder um so weniger ein Anlaß vor, als der absolutistische Brauch, daß der Monarch die Volksvertreter zwecks Eröffnung des Parlamentes zu sich in sein Schloß „befiehlt", in Württemberg fallen gelassen ist, der König vielmehr die Abgeordneten in ihrem Hause aufsucht, um die durch die Verfassung ihm übertragene Rolle auszuführen. Ganz beiläufig wurde auch der Gesichtspunkt gestreift, daß der württembergische König, der sein Teil dazu beigetragen hatte, daß die vom Zentrum festgefahrene Verfassungsreformbewegung wieder in Fluß und zum Abschluß gebracht wurde, der auch nie öffentlich gegen die Sozialdemokratie Stellung genommen hat, nicht in besonderem Maße zu antimonarchischen Demonstrationen Anlaß gebe. Schließlich wurde noch auf die §§ 160 und 161 der Verfassung verwiesen, die die Beteiligung an der Landtagseröffnung als

gebieterische Notwendigkeit erscheinen lassen können. Diese Paragraphen lauten:

§ 160. Die Erste Kammer wird durch die Anwesenheit der Hälfte, die Zweite Kammer durch das Erscheinen von zwei Dritteilen ihrer Glieder als vollständig besetzt angesehen.

Der Ständische Ausschuß hat am Tage vor dem in dem Einberufungsschreiben bestimmten Termin dem Staatsministerium von dem Erfolg des Legitimationsgeschäftes Anzeige zu machen.

Der König wird hierauf, wenn jene Zahl durch solche Abgeordnete erfüllt ist, bei deren Legitimation sich kein Anstand gefunden hat, den Landtag in den für diesen Fall vereinigten Kammern eröffnen, wobei der vom König ernannte Präsident der Ersten Kammer oder, wenn noch keiner ernannt ist, derjenige, welcher es bei der vorigen Versammlung war, die Stelle des Vorstandes vertritt.

Die Legitimation der etwa später eintreffenden Mitglieder sowie die Erledigung der noch übrigen Legitimationsanstände geschieht bei der betreffenden Kammer. Das Resultat muß dem Staatsministerium vorgelegt werden; auch ist der anderen Kammer davon Nachricht zu erteilen.

§ 161. Sollte bei Einberufung eines Landtags eine der beiden Kammern nicht in der nach § 160 erforderlichen Anzahl zusammenkommen, so wird sie als einwilligend in die Beschlüsse der anderen angesehen. Jedoch steht es in diesem Falle den erschienenen Mitgliedern der unvollzähligen Kammer frei, den Sitzungen der anderen mit Stimmrecht beizuwohnen.

Die Fassung dieser Bestimmungen ist nicht übermäßig klar. So viel aber ist zweifelsfrei daraus ersichtlich, daß die Erste Kammer nicht handlungsfähig ist, wenn nicht die Hälfte, die Zweite, wenn nicht zwei Drittel ihrer Mitglieder „erschienen" sind. Wenn „bei der Einberufung" nicht mindestens zwei Drittel der Mitglieder der Zweiten Kammer „zusammenkommen", so hat sie für die Dauer des Landtags aufgehört zu existieren, sie wird als einwilligend in die Beschlüsse der Ersten Kammer angesehen, und den erschienenen Mitgliedern der Zweiten Kammer steht es frei, an den Sitzungen der Ersten mit Stimmrecht teilzunehmen. Die praktische Handhabung dieser Bestimmungen hat im Laufe der Jahrzehnte gewechselt. Im Jahre 1820, ein Jahr nach dem Zustandekommen der Verfassung, ist der Fall vorgekommen, daß nur die Zweite Kammer sich vollzählig versammelte und mit Zustimmung der Regierung eine Anzahl von Geschäften allein erledigte. Im Jahre 1849 wurde die Erste Kammer auf Grund des § 160 für aufgehoben erklärt, weil sie nicht in der zur vollständigen Besetzung erforderlichen Zahl versammelt war. Der Referent der Staatsrechtlichen Kommission vertrat damals die Auffassung: „Der Wortlaut dieses Verfassungsparagraphen geht bloß auf den Fall, wenn bei Eröffnung (im Protokoll gesperrt gedruckt) der Ständeversammlung eine Kammer nicht vollzählig erschienen ist." Der Kammerbeschluß lautete einstimmig im Sinne des Kommissionsantrags. Von der Reaktionszeit der fünfziger Jahre an ist der Fall nicht mehr vorgekommen, daß eine der beiden Kammern bei der Einberufung nicht in der nach § 160 erforderlichen Anzahl zusammengekommen wäre. Der Ständische Ausschuß hat nun seit längerer Zeit der Einfachheit halber die Praxis eingeführt, die Kammermitglieder aufzufordern, am Tage vor der Eröffnung sich auf der Kanzlei persönlich zu melden. Daraus ist gefolgert worden, diese Meldung genüge, auf die Zahl der beim Eröffnungsakt Anwesenden komme es nicht an. Dieser Auslegung widerspricht jedoch der Wortlaut der Verfassungsbestimmungen, wonach

erstens (§ 160) zwei Drittel der Mitglieder der Zweiten und die Hälfte der Ersten Kammer für legitimiert erklärt sein müssen, bevor der König die Eröffnung vornehmen kann, zweitens (§ 161) „bei der Einberufung" die erforderliche Anzahl von Mitgliedern „zusammenkommen" muß. Die Frage, ob unter dem „Zusammenkommen" die Anwesenheit bei der Eröffnung zu verstehen sei, kann schon begrifflich nicht als eine offene angesehen werden, aber es kommt noch hinzu, daß nach der in Württemberg bestehenden Übung unmittelbar nach der Landtagseröffnung die Zweite Kammer, ohne daß bei der Eröffnung fehlende Mitglieder hinzutreten können, in aller Form eine Sitzung hält, in welcher der Alterspräsident die Leitung der Geschäfte übernimmt und in der Beschluß gefaßt wird über Termin und Tagesordnung der nächsten Sitzung. Daß eine solche Beschlußfassung durch eine nicht vollständig besetzte, das heißt nicht beschlußfähige Kammer nicht möglich ist, darüber läßt schon der erste Satz des § 160 der Verfassung keinen Zweifel, zum Überfluß sagt aber auch § 60 der Geschäftsordnung: „Zur Fassung eines rechtsgültigen Beschlusses ist die Anwesenheit von zwei Dritteln der Mitglieder der Kammer notwendig."

Als bei den Fraktionsbesprechungen im Jahre 1907 von denen, die gegen die Beteiligung Bedenken erhoben, darauf hingewiesen wurde, daß durch das Fernbleiben von 15 Mitgliedern noch nicht die Anwesenheit von zwei Dritteilen der 92 Mitglieder der Zweiten Kammer in Frage gestellt sei, konnte erwidert werden: spreche auch die Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Vertreter der bürgerlichen Parteien vollzählig erscheinen würden, so habe man doch eine absolute Gewißheit hierfür nicht. Die Fraktion dürfe aber nicht auf die Wahrscheinlichkeit, daß durch das Erscheinen der übrigen Mitglieder der Kammer die verfassungsmäßigen Voraussetzungen für das Fortbestehen der gewählten Volksvertretung erfüllt werden, eine Haltung gründen, die möglicherweise zur Ausschaltung der Kammer auf die Dauer eines Landtags führen könne. Gegenüber diesen Einwänden konnten die Gegner der Beteiligung, zu denen ich gehörte, nur noch den Wunsch geltend machen, daß man der Tradition der Partei und den Empfindungen großer parteigenössischer Kreise Rechnung tragen möchte. Die Fraktionsmehrheit beschloß die Beteiligung, die Minderheit fügte sich. Aber nicht nur anwesend waren die Fraktionsmitglieder, sondern 8 neueingetretene legten auch den verfassungsmäßigen Ständeeid in die Hand des Königs ab. Ich war auf Protestkundgebungen der Parteigenossen gefaßt. Obgleich aber nicht unbekannt blieb, daß neben mir noch einige Fraktionsmitglieder nur in Unterordnung unter den Fraktionsbeschluß sich an der Eröffnung beteiligt hatten, blieb es vollständig still in der Parteipresse und den Parteiorganisationen. Besonders einige der Parteigenossen, die heute ein schweres Parteiverbrechen in der Haltung der Fraktion erblicken, hatten damals nicht den leisesten Einwand zu erheben. Die Behauptung des „Vorwärts", daß die Landtagseröffnung in dem Trubel der Reichstagswahlen unbeachtet geblieben sei, stimmt schon darum nicht, weil der Landtag erst nach vollständigem Abschluß der Reichstagswahlen eröffnet wurde. Noch weniger ist die weitere Behauptung des „Vorwärts" zutreffend, daß die Frage der Landtagseröffnung hinter der wichtigeren Budgetfrage zurückgetreten sei, denn die Budgetzustimmung erfolgte genau 6 Monate später, ohne daß in diesem doch wohl ausreichenden Zeitraum eine Stimme des Tadels über die Fraktion laut geworden wäre.

Hatte sich nun die Besorgnis der Gegner der Beteiligung der Fraktion, daß in der Partei Unwillen entstehen könnte, als unzutreffend erwiesen, so fehlte es bei der nächsten Landtagseröffnung im Jahre 1911 an der Möglichkeit eines Einwandes gegen die gewichtigen Gründe, die 1907 zur Beteiligung geführt hatten. Ohne die kleinste Meinungsverschiedenheit beteiligten sich 15 Mitglieder der Fraktion, von denen keines mehr den Eid zu leisten hatte, an der Eröffnung, ein neueintretender Parteigenosse verschob seinen Eintritt auf den folgenden Tag. Jetzt machte ein Parteigenosse, der 1907 in einem von ihm geschriebenen Artikel über den Eröffnungsakt die Teilnahme der Fraktion mit keinem Worte getadelt hatte, im „Vorwärts" einige abfällige Bemerkungen, die württembergischen Parteiorganisationen aber billigten wiederum durch einmütiges Schweigen die Haltung der Fraktion, über die ihnen die Parteipresse ohne Scheu berichtete.

Bei der Landtagseröffnung am 9. Januar dieses Jahres nun war die Sachlage dieselbe wie 1907 und 1911. Zu den staatsrechtlichen Gesichtspunkten aber kam jetzt noch das weitere Moment, daß unser alter Leonhard Tauscher das älteste Kammermitglied ist, somit als Alterspräsident zu fungieren hatte. Da Genosse Kautsky nach den Bestimmungen der Verfassung und der Geschäftsordnung fragt, die den Abgeordneten zur Teilnahme an der Landtagseröffnung zwingen, sei zu den schon angeführten Paragraphen auch noch § 164 der Verfassung zitiert, in dessen Absatz 6 es heißt: „Solange für die betreffende Kammer weder ein Präsident noch ein Vizepräsident bestellt ist sowie im Falle der Verhinderung derselben versieht in jeder Kammer die Stelle des Präsidenten das im Lebensalter älteste anwesende Kammermitglied." Diese Bestimmung wird im § 3 der Geschäftsordnung wiederholt. Natürlich kann man keinen alten Herrn zur Ausübung der Funktion des Alterspräsidenten zwingen, und so würde, wäre Tauscher nicht erschienen oder hätte er abgelehnt, der Nächstälteste Alterspräsident geworden sein. Abgesehen nun von der eigenartigen Situation, daß in diesem Falle der wirkliche Alterspräsident bei seinem Erscheinen zur nächsten Sitzung von seinem Stellvertreter hätte auf seinen früher geleisteten Eid verwiesen werden müssen, würde den Genossen Tauscher kein Vorwand vor dem Vorhalt geschützt haben, daß er aus politischen Rücksichten sich einer verfassungs- und geschäftsordnungsmäßigen Pflicht entzogen habe. Nicht nur im württembergischen Landtag, sondern auch in anderen Vertretungskörpern könnte unseren Genossen, wenn sie ihre Rechte geltend machen, mit dem Hinweis auf Württemberg erwidert werden: Ihr lehnt die gesetzlichen Pflichten ab, also könnt ihr auch keine Rechte beanspruchen. Genosse Kautsky macht sich über den Fraktionsvorstand lustig, der geschrieben hatte, daß die Sozialdemokratie nicht aus lächerlicher Scheu vor dem Hochruf anderer ihre Rechte gefährden oder künftige Ansprüche unterminieren dürfe. Er kann sich unter den künftigen Ansprüchen nichts anderes vorstellen als die Sehnsucht nach der Rolle eines schwäbischen Millerand oder Briand. Kautsky weiß, daß eine Fraktion eine Vertretung im Präsidium nicht erhält, wenn sie nicht die Verpflichtungen der Verfassung und der Geschäftsordnung zu erfüllen bereit ist, die auch unsere Reichstagsfraktion nie abgelehnt hat. Wir hoffen in Württemberg bald dahin zu kommen, daß wir kraft unserer Mandatsstärke einen Sitz im Präsidium beanspruchen können, und wir wollen die Abweisung eines solchen Anspruches den Gegnern nicht durch unser eigenes Verhalten

erleichtern. Jeder von uns weiß, welche Bedeutung die Macht und Energie des Proletariats für seine parlamentarischen Vertreter hat, daß aber diese Macht und Energie nicht der einzige entscheidende Faktor in den politischen Kämpfen ist, zeigt doch wohl der Unterschied der Wahlrechte in Preußen und in den deutschen Südstaaten. Neben vielen anderen Einflüssen spielt auch die taktische Geschicklichkeit der Vertreter des Proletariats eine gewisse Rolle in den Parlamenten. Ihre Unfähigkeit beweisen die Vertreter der Arbeiterklasse, wenn sie in übertriebener Vertrauensseligkeit den Gegnern die willkommene Handhabe zur Schmälerung ihrer eigenen Rechte bieten. Das ist der vernünftige Gedanke jenes Satzes, den Kautsky dahin übersetzt: Wir fürchteten den Unwillen der bürgerlichen Landtagsmehrheit, wenn wir prinzipiell jede Teilnahme an monarchischen Zeremonien ablehnen! Wir fürchten wirklich nicht den „Unwillen" der Gegner. Das haben wir erst vor wenigen Tagen bewiesen, als wir im Landtag bei der Etatsdebatte unser sozialistisches und demokratisch-republikanisches Programm mit einer Schärfe und Bestimmtheit vertraten, die auch die in dieser Richtung Anspruchsvollsten vollauf befriedigt hat. Wir wären aber politische Schwächlinge, wenn wir aus Scheu vor Zwirnsfäden uns zum Vergnügen unserer Feinde die Einnahme von Positionen erschwerten, die nach allgemeiner Parteiauffassung nicht ganz unbedeutend sind. Dabei lasse ich ganz dahingestellt, ob es eine wirksamere Demonstration gegen die Monarchie darstellt, wenn man ängstlich dem Schall eines Hochrufs ausweicht, oder wenn man männlich an der Stätte erscheint, an die man durch den Volkswillen berufen wurde, und demonstrativ die Beteiligung an der monarchischen Huldigung ablehnt. Das letztere hat die Fraktion getan. Sie begnügte sich nicht mit der selbstverständlichen Passivität bei dem Königshoch, sondern unterstrich dieselbe in einem am Tage der Eröffnung publizierten Beschluß und benützte überdies die erste Gelegenheit, um von der Tribüne des Landtags aus ihr Bekenntnis zum republikanischen Prinzip unzweideutig abzulegen. Wie Genosse Kautsky angesichts dieser Tatsachen der Fraktion die Auffassung unterstellen konnte, „der Weg zur Gedankenfreiheit und noch manchem anderen führe durch das Königsschloß", bleibt mir ein Rätsel.

Wer nach diesen Darlegungen die Haltung der Fraktion noch beanstandet, mag uns zunächst sagen, ob wir aus Angst vor dem Hochruf der bürgerlichen Abgeordneten die Möglichkeit heraufbeschwören sollen, daß die auf einem relativ demokratischen Wahlrecht aufgebaute Kammer ausgeschaltet wird. Mit dem Einwand, daß die Anmeldung von zwei Dritteln der Mitglieder genüge, ist nicht auszukommen, denn die Verfassung weiß nichts vom „Anmelden", sondern spricht vom Zusammenkommen, sie fordert die Anwesenheit von zwei Dritteilen schon in der ersten, vom Alterspräsidenten geleiteten Sitzung, und in dem Moment, in dem einmal die Anwesenheit der zwei Drittel durch unsere Schuld fraglich würde, würde die Verfassung ihre scharfe sinngemäße Auslegung und Anwendung finden. Auch der Hinweis darauf, daß unsere Vertretung noch nicht stark genug ist, um ein volles Drittel der Kammer zu bilden, genügt nicht, denn wir können nie wissen, ob nicht Zufall oder Böswilligkeit die Zahl der Abwesenden vermehren hilft. Diese Erwägungen wiegen schwerer bei einer Fraktion von 17 Mitgliedern als bei einer solchen von 5 oder 2 Mitgliedern, und darum ist es verständlich, daß eine große Fraktion zu einer anderen Stellungnahme gelangt als eine

kleine. Der letztere Einwand müßte außerdem in dem Augenblick vollends in sich zusammenbrechen, in dem unsere Partei ein Drittel der Mitglieder zu stellen vermag, von welchem Punkte wir bei einer verhältnismäßigen Vertretung der Parteien heute nur noch ein kleines Schrittchen entfernt wären.

Ob unter diesen Umständen das letzte Glied in der „Kette" noch als ein Verstoß gegen Parteibeschlüsse und -grundsätze bezeichnet werden kann, das darf ich ruhig der sachlichen Überlegung aller Parteigenossen anheimgeben.

Die Partei muß wünschen, daß ihre Mitglieder sich an monarchischen Huldigungen nicht beteiligen und ohne politische Gründe an Veranstaltungen nicht teilnehmen, die zu monarchischen Huldigungen benützt werden. Die württembergische Fraktion hat nicht aus Mutwillen oder Lust am Zank und Streit, sondern aus ernsten politischen Erwägungen gehandelt. Zu welchen Situationen es führen würde, wenn man durch Parteibeschluß aussprechen wollte, daß unter keinen Umständen ein Parteigenosse an staatsrechtlichen Akten teilnehmen dürfe, mit denen Königshochs verbunden werden, zeigt die kürzlich stattgefundene Vereidigung des bayerischen Monarchen. Soll ausgerechnet die Sozialdemokratie sich um der Hochrufe anderer willen von dem Akte ausschließen, bei dem der Monarch vor den Volksvertretern den Schwur ablegt, daß er die Verfassung halten werde? Daß das kein Parteigenosse ernstlich verlangt, ergibt sich aus der stillschweigenden Hinnahme der Beteiligung unserer bayerischen Fraktion an der Eidesentgegennahme im Schlosse der Wittelsbacher. Auch die feine Unterscheidung, die von der gesamten Partei getroffen wurde zwischen dem parteigenössischen Schriftführer des Reichstags und dem einfachen Fraktionsmitglied, die beide das Kaiserhoch am 22. Mai 1912 im Reichstag stehend anhörten, spricht dafür, daß man den besonderen Verhältnissen Rechnung zu tragen versteht. Will aber die Partei trotz alledem auch in dieser Frage einen jede Ausnahme verschließenden Beschluß fassen, so wird vermutlich kein Mitglied der württembergischen Fraktion persönlich darüber untröstlich sein. Die Verantwortung für die Konsequenzen hätte dann nicht der einzelne und nicht die einzelne Fraktion, sondern die gesamte Partei zu tragen.

Der Sozialismus in Argentinien.

Anläßlich des ersten Kongresses der P. S. A. am 10., 11. und 12. November 1912.

Von **Kornelio Thiessen** (Buenos Aires).

Als vor zirka zwei Jahren Ferri, „el hon. Ferri", wie ihn die hiesigen bürgerlichen Zeitungen titulieren, bei uns um seine ersten monarchistischen Sporen warb, hat er uns das mühselige Dasein herzlich verbittert. Vom Standpunkt der „materialistischen Geschichtsauffassung" wollte er uns und aller Welt beweisen, der Sozialismus in Argentinien habe keine Existenzberechtigung. Er argumentierte ungefähr wie folgt: Der Sozialismus, die klassenbewußte Aktion des Proletariats einem bestimmten Endziel entgegen, kann gegenwärtig hier schon darum keinen Boden fassen, weil uns die Industrie fehlt: auf ökonomischem Gebiet bleibt Argentinien noch immer ein bloßes Absatzgebiet für die europäische und nordamerikanische Industrie.

„Das Proletariat ist ein Produkt der Dampfmaschine. Und nur mit dem Proletariat, dem industriellen Lohnarbeiter, kommt auch der Sozialismus. Neuseeland und Australien sind der beste Beleg für diese Wahrheit. Dort gibt's keinen Industrialismus. Darum gibt's dort auch nur eine Arbeiterpartei (partito operaio), jedoch keine sozialistische. Die sozialistische Partei Argentiniens ist darum eine Arbeiterpartei in dem ökonomischen Teil ihres Programms und eine radikale in ihrer Politik." (Ferri, Il Partito socialista Argentino.)

Das ist im allgemeinen der Inhalt seines berühmten Vortrags. Er zog dann den Schluß, daß die Partei ihren Sozialismus beiseite lassen und sich ganz auf radikal-demokratische Tätigkeit beschränken möge.

Etwas Wahrheit ist in all dem enthalten, aber ganz so, wie Ferri behauptete, ist die Wirklichkeit nun doch nicht.

Es ist nicht richtig, daß das Proletariat das Produkt der Dampfmaschine sei. Das Proletariat erschien in Europa auf dem historischen Schauplatz einige Jahrhunderte vor der Erfindung Watts; im siebzehnten Jahrhundert sehen wir es schon in kapitalistischen Manufakturen und später in Fabriken mit hydraulischer Triebkraft. Man kann das Proletariat geschichtlich als das Resultat der Auflösung des feudalistischen Gesellschaftswesens, der Schließung der Klöster, der Vertreibung der Bauern vom Lande durch Wegnahme des Kommunalbesitzes und Verkauf der Kirchengüter betrachten. Dann kam das Kapital und trieb diese Scharen besitzloser Proletarier in industrielle Betriebe zusammen.

Diese Schöpfung des industriellen Proletariats hat sich auch in Argentinien vollzogen. Nach der Mairevolution im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts,[1] welche dem hiesigen Bürgertum die nötige „Ordnung" brachte, die seine Interessen am besten verbürgte, kam dann eine Zeit, wo die unabsehbaren Strecken Landes gierig zusammengerafft wurden. Und da das Vorwärtsstreben der Reichen schließlich auf Widerstand stoßen mußte, so entstand der berühmte Bürgerkrieg zwischen Föderalisten und Unitariern, in dem es sich im Grunde genommen um einen Kampf zwischen „Barbarei" (relative Freiheit und Unabhängigkeit der Bauern [Gauchos]) und „Zivilisation" (gänzliche Verknechtung der Landbevölkerung durch die Kulturträger des Geldsacks) handelte.[2] Und obzwar formell die „Gauchos" schließlich den Sieg errangen, vermochte tatsächlich nicht einmal die Regierung Rosas — des hiesigen Nero, wie ihn die bürgerlichen Geschichtschreiber so gern malen — auch nur für kurze Dauer diesen Sieg zu behaupten. Die Bauernherrschaft scheiterte an der politischen Unfähigkeit und Ignoranz der „Gauchos", die dann allmählich in gänzliche Knechtschaft verfielen.[3]

Wie weit diese Ausbeutung fortgeschritten ist in einem Lande, das sich rühmt, den Kleinbesitz zu fördern, mag man aus den folgenden Zahlen deutlicher ersehen.

[1] Am 22. Mai 1810 verjagten die Argentinier den spanischen Vizekönig, was im weiteren Verlauf zum Abfall Argentiniens von der spanischen Herrschaft und zur Selbständigkeit der Republik führte. Anmerkung der Redaktion.

[2] Die Kämpfe zwischen den Föderalisten und Unitariern zogen sich vom Jahre 1817 mit wechselndem Kriegsglück bis 1829 hin und endeten mit der Diktatur des Don Juan Manuel de Rosas, des Führers der „Gauchospartei" der Föderalisten (1829 bis 1852). Anmerkung der Redaktion.

[3] J. B. Justo, La teoria cientifica de la historia y la politica Argentina.

In der Provinz Buenos Aires gibt es:

23287	Besitzer	von je	10 bis 100 Hektar
9226	"	"	101 " 650 "
5638	"	"	650 " 5000 "
1429	"	über	5000 Hektar.

Die letzteren (etwa 4 Prozent der Gesamtzahl) besitzen über 25 Prozent der ganzen Fläche.

Die Provinz Santa Fé zählt zirka 13 000 000 Hektar. 472 Eigentümer besitzen allein 8 455 000 Hektar, das heißt zirka 60 Prozent der gesamten Oberfläche.

In diesen Verhältnissen muß die Pacht eine gewaltige Rolle spielen, und so ist es denn auch unlängst in der Provinz Santa Fé zu einem förmlichen Pächterstreik gekommen, der den Anlaß gab zur Gründung des Bauernbundes (Liga agraria).

Ferner ist es leicht begreiflich, wie wenig angesichts der Spärlichkeit der Bevölkerung von dem modernen Leben in dieser Latifundienwirtschaft zu finden ist. Die Schreckensherrschaft, die man vor kurzem bei der Kautschukgewinnung in Peru „entdeckt" hat, ist uns nichts Fremdes. Unsere jungen, „schneidigen" Fähnriche erwerben in dieser Wildnis ihre ersten Heldensporen. Jahrein, jahraus geschieht es wohl, daß hungrige und verzweifelte Pächter und Kleinbauern die Läden (almacenes) stürmen oder daß Landarbeiter von Eisenbahnzügen mit Gewalt Besitz ergreifen, um aus diesen Gegenden, wo „Milch und Honig fließt", zu fliehen.

Die Landbevölkerung, die Landarbeiter, haben darum auch keine Organisation, von Klassenbewußtsein haben sie keine Ahnung, weil die ökonomische Knechtung den Sklavengeist in ihnen großgezogen hat. Die Massen vom Lande bildeten von jeher eine Stütze der Tyrannenpolitik der provinziellen Potentaten.[1]

Was nun die Provinzstädte anbelangt, so spielt in ihnen die Beamtenwelt eine dominierende Rolle, denn unser Föderalismus, der nicht selten einer Stadt mit zirka 3000 Einwohnern ein Parlament, den ganzen gesetzgeberischen Apparat usw. usw., aufzwingt, schafft eine spezielle Heuschreckenplage für die Städte.

Unter diesen Verhältnissen muß auch der Sozialismus eine gewisse Eigenart annehmen. Wenn manche Genossen in Deutschland in Versuchung kommen, „hinterpommerischen" Sozialismus zu predigen, so greift man hier zu noch weit riskierteren Mitteln. So konnten wir auf dem letzten Kongreß den „demokratischen Feuereifer" einiger Provinzialorganisationen bewundern, die unter dem Vorwand, „nicht lächerlich erscheinen zu wollen", nicht nur keine eigenen Kandidaturen aufstellten, sondern förmliche Propaganda für „zufällige" Kandidaten machten. Und der Kongreß sanktionierte dies Verfahren, indem er in der Form eines Artikels des Parteistatuts den Provinzen für die Wahlen freie Hand ließ.

Unter diesen Verhältnissen beschränkt sich der Sozialismus darum auch auf die Gegenwartsarbeit. Hier fehlen die objektiven Vorbedingungen zu einer kollektivistischen Propaganda, und das sogenannte „Endziel" ver-

[1] Del Valle Iberlucea, „Industrialismo y socialismo en la Argentina". Daraus sind auch die obigen Zahlen entnommen.

wandelt sich in eine (Hilfs-)„Hypothese". Wenn man diesen Zustand als vorübergehend betrachtet, kann man sich mit solcher „sozialistischen" Tätigkeit wohl noch einigermaßen versöhnen. Das Übel eben ist, daß man uns diese „Übergangsperiode" als normal vorzuspiegeln trachtet. „Die Hypothese des künftigen Kollektiveigentums," behauptet der Vater des hiesigen Sozialismus, „ist nützlich und sympathisch nur insofern, als sie uns lehrt, den Kollektivismus in der Gegenwart zu verwirklichen, das heißt, die Arbeiter für die freie Kooperative und politische Aktion zu befähigen. Das ist die sozialistische Methode." Und „unter Sozialismus verstehen wir die Arbeit für das Wohl des arbeitenden Volkes — und, merken Sie, für das Wohl, das sich messen läßt — und in erster Linie die Aktion des arbeitenden Volkes selbst".[1] Und wenn man wagen will, gegen diesen Sozialismus etwas einzuwenden, kommt als letzter Trumpf der famose, so oft falsch angewandte Hinweis auf den Zehnstundentag in England, aus dem sogar Marx ein „Prinzip" gemacht habe.

Nun hätte Ferri recht, wenn das der ganze Sozialismus wäre. Glücklicherweise sind die ökonomischen Verhältnisse in Buenos Aires und in einigen Städten des Binnenlandes anderer Art. Buenos Aires zählte im Jahre 1908 bei einer Einwohnerzahl von 1 200 000 Seelen 118 315 eigentliche Lohnarbeiter, darunter 88 400 Fabrikarbeiter. Hier nun reifen die Elemente, welche beweisen, daß der Sozialismus in Argentinien heute auch schon festere Grundlagen hat. Aus diesen Arbeiterkreisen kommen denn auch die einzigen hiesigen Marxisten. Sie wollen die praktische Arbeit nicht vernachlässigen; sie glauben jedoch, daß dieselbe von sozialistischem Geiste durchdrungen sein muß, wenn sie wirkliche, für die Zukunft der Bewegung nutzbringende Erfolge erzielen soll. Darum wurden von dieser Seite auch auf dem letzten Kongreß eine Reihe von Vorschlägen gemacht, die der Vernachlässigung der sozialistischen Propaganda entgegenarbeiten sollen. Um diesen Vorschlägen eine solide Unterlage zu geben, wollte man eine Preßkommission, ähnlich der Berliner, ins Leben rufen, beabsichtigte außerdem, die Parteiorganisationen von Buenos Aires in eine lokale Föderation zusammenzuschmieden, um auf diesem Wege die Parteileitung überwachen zu können. Alle diese Vorschläge sind von der Mehrheit abgelehnt worden. Dagegen hat man ein Organisationsstatut angenommen, das in einigen Artikeln sich direkt gegen die Autonomie der Organisationen in der Hauptstadt richtet und auch sonst der Parteileitung freie Hand läßt. Um diese Freiheit der Aktion noch mehr zu unterstreichen, wurde beschlossen, den Parteitag nur einmal in zwei Jahren einzuberufen. Man hat das vielleicht auch beschlossen, um die Fraktion im Parlament vom Schwergewicht der Parteikontrolle zu befreien.

Die Genossen in Buenos Aires haben es im letzten Wahlkampf (7. April) auf 18 000 Stimmen gebracht, und zum erstenmal erschienen 2 Sozialisten in dem Nationalkongreß. Obzwar nun unsere Fraktion praktisch herzlich wenig ausgerichtet hat, da alle ihre Vorschläge, auch die gemäßigtesten, in den Kommissionen begraben bleiben,[2] so hat ihr bloßes Erscheinen auf dieser Bühne schon Wunder gewirkt. Sie hat es verstanden, demokratisches

[1] Dr. Justo in „Revista Socialista Internacional", 1908. Bd. I, Nr. 1. S. 52.
[2] Dies gilt einstweilen nur von der ersten Session.

Handeln in unser aufs äußerste verdorbenes politisches System zu bringen. So hat man hier erst unlängst begriffen, daß es unmöglich ist, als Vertreter vom Staate subventionierter Unternehmungen und zugleich als Volksvertreter, der diese Subvention erteilt, zu figurieren. Und um diese Wahrheit in Wirklichkeit umzusetzen, haben unsere Vertreter einige bürgerliche Scharlatane gezwungen, dem Parlament zu entsagen.

Der Parteitag hat diese und noch viele andere Tatsachen zu würdigen gewußt, indem er einstimmig der Fraktion für ihre Tätigkeit Decharge erteilte. Aber er ging zu weit in dieser Hinsicht, indem er von seinem Rechte der Kritik und Kontrolle nicht den richtigen Gebrauch machte. Die Parteiorganisationen in Buenos Aires hatten einiges an der Tätigkeit der Fraktion auszusetzen.

Erstens hatte dieselbe, zuwider einer klaren Resolution des zehnten Kongresses, nicht die Abschaffung der hiesigen „sozialen" Gesetze (eine Art Ausnahmegesetz) gefordert, sondern sich mit einer Reform derselben begnügt. Und die sozialistischen Arbeiter glaubten, das sei nicht die Art, das Land demokratische Politik zu lehren, indem man den Kampf gegen diese Gesetze im Wahlkampf als die Hauptforderung aufstellte, um dann später die Losung fallen zu lassen.

Daß die Fraktion es doch getan hat, dürfte wohl darauf zurückzuführen sein, daß unsere Wähler diese Gesetze sehr wenig zu fühlen bekamen. Dieselben sind hauptsächlich, ja ausschließlich gegen die Arbeiter gerichtet. Und die Mehrzahl der Arbeiter, die in normalen Verhältnissen unsere Stütze in der Politik bilden müßten, besteht aus Ausländern, die kein Bürgerrecht besitzen. Die Masse unserer Wähler wird darum von anderen Elementen gebildet, hauptsächlich von Angestellten in Staatsbureaus, Studenten, Kleinbürgern usw. Nach den Wahlen kam dann auch sogleich das „Verantwortungsgefühl", nicht der Partei, den Prinzipien gegenüber (das ist Sache der „individuellen Überzeugung"), sondern mit Rücksicht auf die Mehrheit der Wähler, die nicht sozialistisch denken. Und aus diesem Gefühl mag denn auch wohl die Reform geboren sein. Diese Frage hat aber für unsere politischen Verhältnisse und für die Stellung der Sozialisten zu ihr eine besondere Bedeutung.

Bei uns pflegt man während der Wahlen mehr als sonst irgendwo goldene Schätze zu versprechen, aus denen dann im Parlament Regenwürmer werden. Die sozialistische Partei hat immer gegen diesen Unfug gekämpft, und die sozialistischen Arbeiter in Buenos Aires sind der Meinung, daß unsere Fraktion in dieser ersten Probe sich hätte besser bewähren sollen

Die bürgerlichen Zeitungen haben dem Kongreß und auch unserer sozialistischen Praxis viel Lob gespendet. Nur behaupteten einige, in der Partei seien alte Vorurteile (Begriffe von Klassengegensätzen usw.) noch nicht ganz verschwunden. Wir erwarten, daß diese „Vorurteile" mit der Kapitalisierung des Landes immer festeren Boden gewinnen werden. Und der Umstand, daß die Richtungen in der Partei, die vor einigen Jahren noch ganz verschwommen erschienen, gegenwärtig sich schon scharf abgrenzen, beweist, daß wir vorwärts gehen.

Literarische Rundschau.

Joseph Kipper, Die sozialistische Jugendbewegung in Deutschland. Soziale Tagesfragen. 39. Heft. Herausgegeben vom Volksverein für das katholische Deutschland. M.-Gladbach 1912, Volksvereinsverlag G. m. b. H. 38 Seiten. 60 Pf.

Wir hätten die Schrift hier nicht erwähnt, wenn sie nicht von einzelnen parteigenössischen Kritikern zur Information über die Entwicklung der proletarischen Jugendbewegung warm empfohlen worden wäre.

Die Empfehlung resultiert aus dem auch von uns gern anerkannten Vorzug der Schrift, daß der Verfasser die Bewegung des jungen Proletariats, die sich in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einer imposanten Massenbewegung entwickelt hat, nicht von dem kleinlich-gehässigen Standpunkt aus behandelt, der in früheren Werken katholischer Herkunft der Sozialdemokratie gegenüber üblich gewesen ist. Dadurch mag wohl die Lektüre der Kipperschen Abhandlung auch für Sozialdemokraten genießbar sein. Aber damit wird sie noch nicht zu dem, was sie augenscheinlich sein will: eine kurzgefaßte Geschichte der proletarischen Jugendbewegung in Deutschland!

Dabei wollen wir dem Verfasser die schwere Unterlassungssünde, daß er die Entstehungsursachen dieser Massenbewegung völlig unberücksichtigt gelassen hat, nicht einmal anrechnen, obwohl zum Verständnis des inneren Wesens der proletarischen Jugendbewegung die Kenntnis ihrer Ursachen unbedingt nötig ist. Offenbar wollte der Verfasser die Bewegung nur so schildern, wie sie sich dem Beobachter in ihrer tatsächlichen Entwicklung gezeigt hat. Aber diese Aneinanderreihung von Tatsachen und Erscheinungen geschieht nicht nur in subjektiv gefärbter Weise, was nur allzu natürlich ist, da niemand über seinen Schatten springen kann, sondern es geschieht in flüchtiger und willkürlicher Art, wodurch die Schrift für alle diejenigen, die das Werden und die Entwicklung der proletarischen Jugendbewegung in Deutschland kennen lernen wollen, einen recht zweifelhaften Wert erhält.

Die Broschüre ist lediglich die Wiedergabe einer für die spezifischen politischen Zwecke des Zentrumsagitators angelegten und wenig sachverständig, aber um so flüchtiger verwendeten Materialiensammlung. Nur ein paar Beispiele dafür.

Den Jugendorganisationen Norddeutschlands werden noch keine drei Oktavseiten gewidmet, weil sie nicht das Interesse von München-Gladbach besitzen; sie verfolgten keine ausgesprochen politischen Tendenzen und erschwerten durch ihre meist nichtöffentliche Tätigkeit die Arbeit des München-Gladbacher Registrators. Darum mußte ihre Geschichte so inhaltlos ausfallen, daß selbst ihr katholischer Historiker sich ihrer Dürftigkeit schämte. Er schmuggelte in das für die „Vereinigung der freien Jugendorganisationen Deutschlands" bestimmte Kapitel Abhandlungen über die Stellungnahme einzelner Gewerkschaftler und des Gewerkschaftskongresses in Hamburg gegen die selbständigen Jugendorganisationen ein, Dinge also, die logischerweise nicht hierher gehören.

Ein Historiker der proletarischen Jugendbewegung muß selbstverständlich auch die beiden früheren Verbandsorgane behandeln. Auch Kipper tut es, wenigstens hat er ein Kapitel: „Die früheren Zeitschriften ‚Junge Garde' und ‚Arbeitende Jugend'" eingerichtet. Aber die „Arbeitende Jugend" sucht man hier vergeblich, dagegen ist an ihrer Statt die im Titel zwar ähnlich klingende „Arbeiterjugend" aufgeführt, die aber erst n a c h dem Eingehen der „Arbeitenden Jugend" geschaffen worden ist!

Die „Junge Garde" läßt dieser Historiker in einem Verlag erscheinen, der erst nach ihrem Eingehen entstanden ist, in dem Verlag der „Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands", der seit 1909 die „Arbeiterjugend" herausgibt.

Ebenso enthält die Schilderung der „Tätigkeit und Ziele" der Bewegung manche Schiefheiten, auf die alle wir natürlich hier nicht eingehen können.

Schließlich wollen wir freudig anerkennen, daß der Verfasser sowohl über die „Arbeiterjugend" im allgemeinen und über das Wirken unserer Jugendbewegung, soweit sie sich auf die Bekämpfung des Alkoholgenusses und der Schundliteratur

bezieht, wie auch über die behördlichen Drangsalierungen der Bewegung Worte findet, wie man sie von den Katholiken älteren Schlages zu hören nicht gewohnt ist. Sie enthalten ein hohes Lob für die Anhänger der proletarischen Jugendbewegung, worauf diese wohl stolz sein dürfen.

Indessen würde die Geschichte der proletarischen Jugendbewegung Deutschlands, geschildert von einem genauen Kenner ihres inneren Wesens und vielseitigen Wirkens, ganz andere Werte aufzeigen, Werte, die dem abseits stehenden flüchtigen Beobachter naturgemäß entgehen müssen. Max Peters.

Gustaf Steffen, Das Problem der Demokratie. Staatsbürgerliche Flugschriften. Herausgegeben von Dr. Hanns Dorn. Jena 1912, Eugen Diederichs. 151 Seiten. Preis broschiert 1,80 Mark.

In dem vorliegenden Werke macht Professor Gustaf Steffen — Mitglied des schwedischen Reichstags — den Versuch, unter dem Titel „Das Problem der Demokratie" eine Kritik der Natur und der Ziele der sozialistischen Bewegung zu geben. Er sieht klar, daß die Demokratie abseits von der internationalen Sozialdemokratie keine Aussichten hat und daß ihre Zukunft mit der sozialistischen Bewegung verknüpft ist. Den Versuch, zum wahren Sozialismus zu gelangen, indem man den letzteren von seinen extremen Tendenzen und seinem Utopismus befreit, weist Steffen als Philistertum zurück oder als einen Beweis der Unfähigkeit, die Dinge vom Standpunkt der Entwicklung aus zu betrachten.

Auch mit denen ist Professor Steffen nicht einverstanden, die behaupten, daß die Sozialdemokraten gegen soziale Reformen sind. Am wichtigsten ist es vielleicht, daß er bei der augenblicklichen Lage der Dinge den Klassenkampf für unvermeidlich hält und es absurd findet, ihn entweder als Resultat einer skrupellosen Agitation oder als sozialistisches Wahngebilde hinzustellen. Wenn der übrige Teil des Buches im gleichen Sinne abgefaßt wäre, könnte es ein sehr nutzbringendes Werk sein, das ist aber leider nicht der Fall, und wenn der Herr Professor Kritik übt, zeigt es sich bald, daß er nicht die geringste Kenntnis von der Theorie und der Praxis der sozialdemokratischen Partei hat. Für ihn ist zum Beispiel Vergesellschaftung der Produktions- und Austauschmittel nur eine Form des Sozialismus. Es ist gleichermaßen Sozialismus, wenn das Privateigentum von der Gesellschaft wirksam kontrolliert und die Interessen der Arbeiter und Konsumenten geschützt werden.

An einer anderen Stelle erzählt er uns, daß die Abschaffung der Armut die Hauptsache ist, obwohl er uns im Dunkeln darüber läßt, in welcher Weise die Armut abgeschafft werden kann, ohne daß man zu gleicher Zeit den Kapitalismus vernichtet. Daß der Kapitalismus und die Armut der Massen nicht voneinander zu trennen sind, ist für ihn ein überwundenes Dogma, das er augenscheinlich mit der Verelendungstheorie identifiziert und demgemäß verwirft.

Von Marx und dem Marxismus hat Steffen offenbar recht sonderbare Vorstellungen, da er uns sagt, daß Marx keinen Unterschied zwischen dem Unternehmer und dem Kapitalisten macht und daß die sozialdemokratische Partei noch heute an dieser Verwechslung leidet. Steffens Auffassung der Demokratie wird durch ein tief eingewurzeltes Mißtrauen gegen die Massen gekennzeichnet, und es erscheint für ihn ausgemacht, daß, wenn immer Arbeiter und Unternehmer in Konflikt geraten, die ersteren die Schuldigen sind. Sogar in parlamentarischen Dingen ist er gegen ein sogenanntes „Einkammersystem" und tritt für die Notwendigkeit einer zweiten Kammer ein, die zwar nicht mit der Machtvollkommenheit ausgestaltet sein soll, die Vorschläge der Volkskammer gänzlich zu verwerfen, wohl aber mit der Befugnis, sie zu revidieren. Das Referendum verwirft er, weil Gesetze nur beurteilt werden können, wenn sie zur Ausführung kommen. Dieses Argument würde sich ebensowohl auch gegen Parlament und Regierung wenden und sie als unfähig erklären, ein Gesetz vorzuschlagen, da beide nicht die praktische Wirkung jeder besonderen Maßregel vorhersagen können. J. B. Askew.

Zeitschriftenschau.

Am 4. Januar erschien in New York die erste Nummer einer neuen sozialistischen Wochenschrift, **„The New Review"**. Einleitend erklärt der Herausgeber, der Zweck der Zeitschrift sei weniger die Agitation nach außen als die Aufklärung der Parteigenossen selbst über Theorien und Prinzipien, Geschichte und Methoden der internationalen sozialistischen Bewegung. Es sollen hier alle Richtungen zu Worte kommen, die Redaktion selbst aber steht auf dem Standpunkt des Marxismus, mit dem das amerikanische Proletariat vertraut zu machen eine der Hauptaufgaben der Zeitschrift sein soll.

In derselben Nummer berichtet Max Hayes über den **„Kongreß der American Federation of Labor in Rochester"**, der im November 1912 abgehalten wurde. Die Verhandlungen waren besonders durch zwei Umstände charakterisiert: die Zahl der Grenzstreitigkeiten von Gewerkschaften untereinander war ungewöhnlich gering, hingegen zeigte sich der sozialistische Einfluß stark in Angriffen auf die Politik des Präsidenten Gompers und seiner Freunde und in der Befürwortung des Systems der Industrieverbände.

Allerdings ist es irrig, wenn so oft behauptet wird, die A. F. of L. sei unbedingt für Fachverbände und gegen Industrieverbände. In früheren Zeiten war die Bevorzugung des Systems der Fachverbände erklärlich, einmal wegen des noch stark individualistischen Charakters der ganzen amerikanischen Wirtschaft, dann aber auch als eine natürliche Reaktion gegen den übertriebenen Vereinigungseifer der „Ritter von der Arbeit". Niemals aber hat die A. F. of L. die ihr angeschlossenen Verbände verhindert, sich nach Industrien zusammenzuschließen, sie hat diese Organisationsform vielmehr in vielen Fällen gefördert, ja sie hat Verbände ausgeschlossen, die sich weigerten, sich umfassenderen Organisationen einzugliedern. Diese Bewegung ist heute stärker als je, und es wird ihr auch dadurch Rechnung getragen, daß in der Federation vielfach konservative Gewerkschaftsbeamte durch radikale ersetzt werden.

Die Sozialisten zählten in Rochester etwa ein Viertel der Stimmen; aber auch darüber hinaus wären viele Teilnehmer für sie eingetreten, wenn sie es nicht aus anderen Gründen für notwendig gehalten hätten, die bestehende Leitung noch eine Zeitlang zu halten.

In der Nummer vom 11. Januar schreibt H. S. über **„Die neue Stimmung"**. Es ist nicht zu verkennen, daß in der „öffentlichen Meinung" Amerikas in letzter Zeit ein starker Umschwung eingetreten ist. Im Jahre 1887 rief noch die ganze Mittelklasse — und diese repräsentiert heute wie damals die sogenannte öffentliche Meinung — der Hinrichtung von Männern Beifall zu, die der anarchistischen Attentate nicht einmal überwiesen waren. Heute hingegen entschuldigt dieselbe öffentliche Meinung die Verbrechen der Mac Namaras und der kürzlich wegen einer weitverzweigten Dynamitverschwörung verurteilten 38 Arbeiterführer mit dem Hinweis auf die ruchlosen Praktiken des Stahltrusts.

Dieser neuen, den Kapitalorganisationen feindlichen Stimmung verdankt auch die progressive Partei Roosevelts ihre Entstehung und ihren Aufschwung, und selbst wo diese Partei noch nicht eingedrungen ist, machen sich Strömungen für die Einführung von Sozialreformen geltend, besonders in der Gesetzgebung der Einzelstaaten. Gewiß sind viele der vorgeschlagenen Reformen nur Schaumschlägerei, viele werden in den Kommissionen begraben und andere bis zur Unkenntlichkeit entstellt werden; aber daß diese Vorschläge gemacht und in die Legislativen eingebracht werden, zeugt für die Stärke der neuen Stimmung, die allerdings in der hauptstädtischen Presse fast gar nicht zum Ausdruck gelangt, die noch immer unentwegt die alten abgebrauchten Schlagworte abhaspelt.

Wie lange diese neue Stimmung vorhalten wird, kann man nicht wissen. Um so mehr aber muß die Sozialistische Partei darauf bedacht sein, sie auszunutzen, um wertvolle Konzessionen für die Arbeiterklasse zu erringen. Jetzt ist nicht Zeit

für Bedenklichkeiten und für die Angst, man könnte uns „mißverstehen", jetzt gilt es, mit allen Mitteln, politischen wie gewerkschaftlichen, die Situation zum Vorteil der Arbeiterklasse auszunutzen.

In den Nummern vom 11. und 18. Januar schreibt W. E. Walling über **„Das System der Industrieverbände oder revolutionäre Gewerkschaftsbewegung"** (Industrialism or revolutionary unionism). Die letzten von den „Industrial Workers of the World" organisierten Streiks ungelernter Arbeiter haben kapitalistische Blätter veranlaßt, den Unternehmern die Unterstützung der alten Gewerkschaftsbewegung und des rechten Flügels der Sozialistischen Partei zu empfehlen. Der Sinn dieser neuen Gewerkschaftsbewegung wird oft falsch verstanden. Zunächst hat sie mit den Lehren syndikalistischer Theoretiker wie Pelloutier, Sorel, Lagardelle oder Labriola nichts zu tun. Wohl verfallen auch die wirklichen Führer der Bewegung oft in denselben Fehler wie jene Theoretiker. Wie wenig aber diese Bewegung von der französischen C. G. T. abhängig ist, geht schon daraus hervor, daß die „Western Labor Union" diese Methoden schon vor der Gründung der C. G. T. angewendet hat.

Die 1905 gegründete Organisation der I. W. W. war schon im Aussterben begriffen, als ihr der berühmte Streik von Mac Kees Rocks im Jahre 1909, an dem ungelernte Arbeiter der verschiedensten Nationen beteiligt waren, neues Leben einflößte. Gerade die Organisierung der Ungelernten ist das Verdienst der I. W. W. In ihren Kämpfen sind ihr die alten Gewerkschaften, die Vertreter zumeist gelernter Arbeiter, schon oft in den Rücken gefallen.

Die Verhältnisse in Amerika lassen sich mit denen in Deutschland nicht ohne weiteres in Vergleich setzen. In Deutschland sind die ungelernten Arbeiter in den Gewerkschaften und in der politischen Partei mitorganisiert, in Amerika waren es erst die I. W. W., die das zu tun begannen. In Deutschland bekämpfen die freien Gewerkschaften die christlichen, in Amerika aber gehören gerade diese antisozialistischen Vereine der A. F. of L. an. Andererseits übertreiben besonders die Sozialisten in England die Bedeutung der parlamentarischen Aktion ganz maßlos und unterschätzen die Wirksamkeit der Gewerkschaften. Kein Wunder daher, wenn die Gewerkschafter vielfach in den entgegengesetzten Fehler verfallen und die parlamentarische Aktion wenigstens in der Theorie ganz verwerfen. Dadurch werden diese „Syndikalisten" dazu geführt, den Gewerkschaften selbst die Errichtung der neuen Gesellschaft ohne Hilfe des Staates zuzuweisen und jede Errungenschaft der Gewerkschaft als „eine partielle Expropriation der Kapitalistenklasse" auszuposaunen. Und unter dem Deckmantel dieser revolutionären Phrase kehrt man zu den konservativen Methoden des alten Unionismus zurück.

Die englischen Syndikalisten erklären stets, daß die herrschenden Klassen Reformen zugunsten der Arbeiterklasse nur zulassen, wenn diese ihre Herrschaft noch befestigen. Mit demselben Recht läßt sich das aber auch auf die Errungenschaften der Gewerkschaften anwenden. Darum ist der Generalstreik und dieser allein die Grundlage jeder revolutionären Gewerkschaftsbewegung. Allerdings darf diese Waffe, wie sowohl die revolutionären Sozialisten als auch Gewerkschafter zugeben, nur im äußersten Notfall angewendet werden, um unerträgliche Unbill abzuwehren.

Aber die Vereine der gelernten Arbeiter weigern sich meist, an den Vorbereitungen zum Generalstreik teilzunehmen, und deshalb ihr Kampf gegen die I. W. W. Diese richten ihre ganze Taktik, und dazu gehören die Ablehnung aller Tarifverträge mit bestimmtem Endtermin und die Empfehlung gewisser Formen der Sabotage wie der passiven Resistenz, nach der Verfolgung ihrer Hauptziele: unabhängige Organisation der Ungelernten und Vorbereitung zum Generalstreik; Demokratie für die ganze Welt. G. E.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Feuilleton der Neuen Zeit

Nummer 60 o o o o o o o o o o Ausgegeben am 7. Februar 1913

Inhaltsverzeichnis: Otto Ludwig. Von Fr. Mehring. Zahlenmystik. Von Felix Linke. Neureligiöse Propheten. Zugleich ein Kapitel über moderne Büchermacherei. Von B. Sommer. — Bücherschau: Heinrich Cunow, Die Parteien der großen französischen Revolution und ihre Presse. Franz Diederich, Krieg. — Lose Blätter: Zur Geschichte der „Rheinischen Zeitung" von 1842. Ein Gigerl.

Otto Ludwig.

Von **Fr. Mehring.**

Unter den Opfern des deutschen Philistertums, deren die deutsche Literatur nur zu viele zählt, nimmt Otto Ludwig eine eigentümliche Stellung ein. Er trug in der eigenen Brust den Philister, der ihn sein Lebtag gepeinigt und gehindert hat, große Ziele zu erreichen, aber der ihm auch das Wenige beschert hat, was sein Andenken heute noch, hundert Jahre nach seiner Geburt, lebendig erhält.

Man wird leicht ungerecht gegen Otto Ludwig, wenn man ihn nur nach dem Chor seiner Bewunderer beurteilt. Er ist immer als Hauptzeuge angerufen worden für die abgeschmackte Forderung, daß die Poesie sich fernhalten müsse der Politik, daß der echte Dichter nichts wissen dürfe von dem, was die Nation in ihren Tiefen bewegt. Es ist wahr, daß Otto Ludwig sich trefflich zu eignen scheint, diesen Satz zu beweisen. Er hat seinen Dichterruf dadurch begründet, daß er ein Jahr nach dem Dresdener Maiaufstand, zur Zeit, wo die sächsische Regierung die Maigefangenen im Zuchthaus von Waldheim in der grausamsten Weise folterte, im Dresdener Hoftheater ein Drama aufführen ließ, das die Revolution von 1848 in demselben Stil zu verhöhnen suchte, wie heute der Reichsverband die Sozialdemokratie. Es ist auch wahr, daß Otto Ludwig ungefähr ein dutzendmal den Anlauf gemacht hat, eine der scheußlichsten Freveltaten zu verklären, die auf der Rechnung des deutschen Fürstentums stehen: den Mord der Agnes Bernauer durch einen bayerischen Herzog, indem er das unschuldige Opfer zu einer lüsternen Dirne machte. Otto Ludwig ist immerhin damit nicht fertig geworden; glücklicher war sein Zeitgenosse Hebbel, der die Ermordung der Agnes Bernauer wirklich als die Handlung eines weisen Staatsmannes verherrlicht hat und damit gar noch die Demokratie tödlich ins Herz getroffen zu haben vermeinte.

Es sind solche Leistungen, um derentwillen die patriotische Literargeschichtschreibung die Hebbel und Ludwig als die modernen Klassiker preist, als die wahren Künstler, die sich nicht mit schmutziger Politik besudelt haben. Allerdings — die Verherrlichung fürstlicher Mordtaten und die Schmähung revolutionärer Bewegungen sind am Ende auch Politik, und ganz gewiß keine reinliche. Aber man verstehe doch recht! Kriechen vor Fürsten und Ministern, gehorsame Dienerchen machen vor den Profitinteressen der Bourgeoisie, sich selbst ausstellen als Reklametafeln für Verlegergeschäfte — das ist natürlich keine Politik, sondern lauterstes Menschentum, das muß den Poeten erlaubt sein, denn die armen Teufel wollen doch auch die guten Dinge dieser Welt genießen. Nur die Teilnahme an den großen Lebens-

interessen der Massen, die Schilderung ihres gewaltigen Befreiungskampfes — das ist jenes greuliche Unterfangen, dessen sich kein moderner Dichter schuldig machen darf, wenn nicht die neun Musen schaudernd vor ihm das Haupt verhüllen sollen.

Für solche Dinge wäre Otto Ludwig aber nie zu haben gewesen. Er bewahrte noch die gute Überlieferung unserer klassischen Literatur, jenes schrecklichen Goethe zum Beispiel, der sich nicht einmal von Schiller zum fünfzigsten Geburtstag beglückwünschen ließ. Otto Ludwig hat dabei keine Seide gesponnen; er hat immer mit der Not des Lebens zu kämpfen gehabt und ist in bitterster Armut gestorben, vor der Zeit aufgerieben durch körperliches Leiden und die seelischen Qualen, die ihm sein heißes und doch hoffnungsloses Ringen um die höchsten Ziele der Kunst bereitete. Er hat nie, auch nicht durch die geringste Reklame für sich oder seine Werke, sein hartes Los zu mildern gesucht. Eben diese bescheidene und zugleich selbstbewußte Haltung des Dichters sichert ihm die wärmste Sympathie auch derer, die sich den kritischen Blick für seine Dichtungen nicht durch beflissene Lobhudeleien sehr zweifelhaften Ursprunges trüben lassen.

Otto Ludwig wurde am 12. Februar 1813 in dem thüringischen Städtchen Eisfeld geboren. Er wuchs unter widrigen Verhältnissen auf; sein Vater, der Bürgermeister der kleinen Stadt gewesen war, starb früh und ließ seine Familie in arger Bedrängnis zurück. Der junge Ludwig mußte die Schule verlassen und im Kramladen eines Oheims sein Leben fristen, in der häßlichsten, moralisch niederziehenden Umgebung. Er lernte früh sich in sich selbst zu verschließen und galt bald als ein Sonderling. Eine Trösterin seiner Qualen suchte er in der Musik; da er einige Fähigkeit in dieser Kunst verriet, so erlangte er endlich ein Stipendium von seinem Landesherrn, dem Herzog von Meiningen, um sich in Leipzig musikalisch auszubilden.

Er kam damit in größere Verhältnisse, aber es war zu spät. Ludwig zählte bereits sechsundzwanzig Jahre und hatte doch schon zu lange in traumhafter Einsamkeit gelebt, als daß er sich noch unter Menschen hätte zurechtfinden können. Das Leipzig um die Wende der dreißiger und vierziger Jahre war sicherlich keine Weltstadt, aber der Schauplatz einer harmlosen Literatenopposition, die dem jungen Philister aus Eisfeld als „Tigergrube" erschien. Es ist tragikomisch, zu hören, wie Otto Ludwig seinen Abscheu vor der „erlogenen Jugend auf den Leipziger Gesichtern" bekundet; von den Frauen sagt er: „Die Leipziger Damen sehen alle so übernächtig aus, nicht wie Geschöpfe der Natur, sondern wie Kunstfabrikate"; die Männer nannte er „aufgepappte Nürnberger Männlein". Mit seinen Musikstudien wollte es auch nicht vorwärts gehen; er gab sie auf und kehrte schon binnen Jahresfrist nach Eisfeld zurück, wo ihn seine Landsleute als verlorene Existenz betrachteten.

Indessen begann er jetzt sein literarisches Talent zu entdecken. Im Jahre 1842 kehrte er vorübergehend nach Leipzig zurück und lebte dann bis zum Jahre 1849 in ländlicher Einsamkeit bei Meißen, unablässig mit dichterischen Plänen beschäftigt. Er stand noch ganz unter dem Einfluß der Romantik; sein Vorbild war E. T. A. Hoffmann, dem er mit seiner Vorliebe für Musik und leider auch in der furchtbaren Krankheit ähnelte, die ihn in verhältnismäßig noch rüstigen Jahren dahinraffen sollte. Nach Hoffmanns bekannter Erzählung schuf Ludwig „Das Fräulein von Scudery",

ein Drama, das nicht einmal sein novellistisches Vorbild an dichterischem Wert erreichte, immerhin aber das verhältnismäßig Beste war, was Ludwig in den vierziger Jahren vor sich brachte. Wie unsicher er noch umhertappte, zeigt der Plan, den preußischen König Friedrich zum Helden eines Dramas zu machen; was er davon fertiggebracht hat: ein Vorspiel: Die Torgauer Heide, entbehrt jeder dramatischen Spannung und hält auch nicht den entferntesten Vergleich mit Wallensteins Lager aus; es sind Lageranekdoten aus dem Siebenjährigen Kriege, die einzelnen Soldaten in den Mund gelegt werden.

Erst die Revolution von 1848 hat Ludwig, nun schon nahe seinem vierzigsten Lebensjahr, zum wirklichen Dichter gemacht. Die zeugende Kraft der Revolution hat sich auch an ihm bewährt, so sehr er sie haßte. Er schrieb seinen „Erbförster", als „Warnungsbild" vor der Revolution, um zu zeigen, wie das instinktive Rechtsgefühl des Volkes, wenn es sich durchsetzen will, nur Tod und Verderben speit. Kein Zweifel, daß Ludwig aus seiner Philisterhaut heraus die Revolution so anschaute, wie er sie im „Erbförster" zu schildern bemüht war; ein geschäftsfähiger Dramenfabrikant des heutigen Schlages hätte dieses Trauerspiel viel verschlagener gemimt. Denn der Held geht nur an seiner unglaublichen Beschränktheit unter; es ist sein tragisches Verhängnis, daß er den „freien Arbeitsvertrag" nicht zu kapieren vermag.

Christian Ulrich, genannt der Erbförster, da schon sein Vater und sein Großvater dieselbe Stellung bekleidet hatten, ist der Angestellte eines herrschaftlichen Gutes, mit dessen frischgebackenem Besitzer er in eine Meinungsverschiedenheit über das „Durchforsten" des Waldes gerät. Der Förster ist im Rechte, soweit es auf das Gedeihen des Waldes und also auch auf die Interessen des Gutsbesitzers ankommt, aber dieser ist, wenngleich sonst ein Seelenmensch, der seinen Sohn mit der Tochter des Försters verheiraten will, doch „Herr im Hause", der den widerspenstigen „Diener" entläßt. Wenn nun der Förster darin eine protzenhafte Unbill erblickt, gegen die sich sein „instinktives Rechtsgefühl" aufbäumt, so ist das gewiß verständlich, aber ganz unverständlich ist die Schrulle, in die er sich verbeißt, nämlich daß der Besitzer kein Recht habe, ihm zu kündigen. Er tobt wie unsinnig in den Tag hinein und bringt es — freilich wieder nur durch eine Reihe sinnloser Zufälle, bei denen einige schmutzige, mit Revolutionsphrasen um sich werfende Strolche und der gelbe Riemen einer Büchse die Hauptrollen spielen — endlich fertig, aus Versehen seine eigene Tochter zu erschießen, worauf er sich selbst eine Kugel durch den Kopf jagt.

Der Literarhistoriker Hettner, der seinen Geschmack an der englischen und französischen Literatur geschult hatte, nannte den „Erbförster" nach seiner ersten Darstellung auf der Dresdener Hofbühne das elendeste aller Schicksalsdramen, und dies Urteil ist unanfechtbar, soweit es auf die dramatische Handlung ankommt. Man möchte sagen, daß der dichterische Verstand Ludwigs durch das Meduſenantlitz der Revolution gelähmt worden sei. Sein Held ist ein Zerrbild halb auf Kleists Kohlhaas, halb auf Hebbels Tischlermeister Anton: wenn an seinem Stumpfsinn alle Belehrungen über ein jedem Kinderverstand zugängliches Rechtsverhältnis abprallen, so ist er kein Kämpfer der Revolution, sondern nur ein beklagenswertes Opfer jener Macht, mit der die Götter nicht nur, sondern auch die dramatischen Dichter vergeblich kämpfen.

Allein elendes Schicksalsdrama, wie der „Erbförster" sein mag, ist es dennoch das Werk eines echten Dichters. Die Welt, die Ludwig wirklich kennt, weiß er auf der Bühne mit einer Art nachtwandlerischer Sicherheit lebendig zu machen; das Försterhaus in all seiner dumpfen Enge kommt geradezu greifbar heraus, ja Ludwig bewährt hier durch die Tat, was er in erster Reihe von dem Dichter fordert, daß seine Gestalten nicht sagen sollen, was *er* will, sondern was *sie* wollen, und daß sie es aussprechen, ohne es recht zu wissen. So auch gereicht es ihm zum Lobe, was von manchen Kritikern ihm als Tadel angerechnet worden ist, daß in seinem Drama das Förster- und Jägerleben aller idyllischen Reize entbehrt. Auf das Jägerlied: Es lebe, was auf Erden Stolziert in grüner Tracht, schreibt er, wenn auch in ganz anderer Art, eine nicht weniger bittere Satire als Freiligrath in seinem Lied am Harze.

An dem großen Erfolg des „Erbförsters" hatte die katzenjämmerliche Stimmung, die durch die Gegenrevolution erzeugt wurde, nicht den geringsten Anteil. So darf man es dem Dichter auch zum Lobe anrechnen, daß er sich dadurch nicht beirren ließ und gleich in seinem nächsten Drama zeigte, wie fern es ihm lag, auf Tagesstimmungen zu spekulieren. In den „Makkabäern" behandelte er einen alttestamentarischen Stoff, auch hier auf den Spuren Hebbels, den er doch nur heftig bekämpfte, weil er ihm innerlich verwandt war, weil auch Hebbel an ähnlichen Schwächen litt wie die, gegen die Ludwig an sich unablässig rang, nur daß Hebbel mit seiner ungleich größeren Schöpferkraft sich ungleich kräftiger durchzusetzen wußte. Gemeinsam war ihnen die Abneigung gegen Schiller, gegen das Junge Deutschland, gegen alles, was sie als undichterische Tendenz ansahen, auch wenn diese Tendenz nur der innere und unlösliche Zusammenhang der Dichtung mit dem Gedankenleben ihrer Zeit war. Aber Hebbel trug in seine entlegene Stoffe doch immerhin moderne Probleme, sei es auch in verzwickteste Form; während er in seiner „Agnes Bernauer" die Staatsräson der Manteuffelschen Gegenrevolution besang, quälte sich Ludwig ab, dem armen Opfer eines fürstlichen Mordbuben irgend eine sittliche Schuld anzudichten.

Ein ähnliches Verhältnis besteht zwischen Hebbels „Judith" und Ludwigs „Makkabäern". Wie es der Fluch jener Poeten ist, die sich dem Leben ihres Volkes und ihrer Zeit entfremden, daß sie gerade den krankhaftesten Zeitströmungen verfallen, so ist Hebbels „Holofernes" freilich nur ein jungdeutscher Prahlhans der allerschlechtesten Sorte, aber seine Judith immerhin ein dämonisches Weib, in dem schon ein Hauch des Kampfes lebendig ist, den die moderne Frau um ihre Befreiung führt. Ludwig dagegen hält sich ganz an den biblischen Stoff, dem er nicht einmal eine dramatische Einheit zu geben weiß; den Glaubenskampf des Judah und den Opfertod der sechs Knaben im Marterofen hat er nicht zu verschmelzen gewußt; in den ersten Aufzügen ist Judah, in den letzten Lea die Heldin. Und in Judah wieder kommt der tragische Konflikt nicht klar heraus; er führt sein Volk zum Kampfe gegen die syrische Fremdherrschaft und erlebt dann, daß ihm die Frucht seiner Mühe entrissen wird durch den blöden Glaubensfanatismus der Seinen, die sich auf dem Felde ihres Sieges von den überwundenen Feinden hinwürgen lassen, weil inzwischen der Sabbat angebrochen ist, der ihnen verbietet, Waffen zu führen. Wenn nun aber der Dichter

zeigen will, daß zu Judahs Beschämung der endliche Sieg nicht durch seine Führerschaft, sondern durch heldenhafte Ausdauer des Volkes erfochten wird, so wird er damit nicht fertig, zumal da er das Volk, wo er es auf die Bühne bringt, in sklavischer Nachahmung Shakespeares, gar so erbärmlich handeln und sprechen läßt. So enthalten die „Makkabäer" einzelne machtvolle Szenen, die würdig neben den höchsten Leistungen unserer dramatischen Literatur stehen, aber ein geschlossenes Drama sind sie nicht, und auf der Bühne haben sie sich nicht behauptet.

Und mit ihnen endete Ludwigs dramatisches Schaffen. Er hat noch über ein Jahrzehnt gelebt und keinen Tag der langen Zeit ohne mühselige Arbeit an seiner Kunst vorübergehen lassen, aber über unzählige Entwürfe ist er nicht hinausgekommen. An Shakespeare als dem höchsten Meister der dramatischen Kunst hat er sich atem- und ruhelos abgerungen, uneingedenk des Lessingschen Wortes, daß man eher dem Herkules seine Keule, als dem Dramatiker Shakespeare eine Zeile entreißen könne. Gottfried Keller hat von Ludwigs „krankhafter Selbstschulmeisterei" gesprochen; Ludwig habe sich ein dramaturgisches Kochbuch geschrieben, um zu sterben, ehe er das erste Gericht essen konnte. Das stimmt nun aber doch nicht, denn Ludwig war viel zu sehr Dichter, um sich einzubilden, daß sich die Kunst durch Schulmeisterei erlernen ließe. Was ihm die Kränze des historischen Dramas vorenthielt, so heiß er nach ihnen trachtete; war der innere Philister, den er nicht überwinden konnte. Er selbst täuschte sich in anderer Weise über sein dunkles Los. Wenige Jahre vor seinem Tode, der ihn im Jahre 1865 von qualvollen Leiden erlöste, schrieb er in seinen Hauskalender: „Nur ein Blick auf zwei oder drei Jahre völliger Sorglosigkeit, und einige Tragödien sollten sich aufbauen, deren sich meine Nation und Zeit nicht zu schämen haben sollten. Ich sehe eine ganze Welt von Erfindungen und Gestalten, die ich zwingen könnte, wenn ich, von dem niederhaltenden Gewicht befreit, wieder in den Flug käme. Ich glaube, es wäre noch nicht zu spät." So ergreifend diese Klage klingt, so ist der Irrtum, dem sie entspringt, eher zu begrüßen als zu beklagen, denn die Wahrheit wäre für den Dichter noch viel schwerer zu ertragen gewesen.

Aber da er es mit seiner Kunst immer ehrlich meinte, so ist ihm, trotz aller Beschränkung und gerade in ihr, doch ein Werk gelungen, das zum dauernden Besitz der deutschen Literatur gehört. Mitten in seinem Ringen um den dramatischen Lorbeer schrieb er ein paar thüringische Erzählungen, die er selbst immer nur als Nebenwerke ansah. Und die eine, „Die Heiterethei und ihr Widerspiel", ist auch nicht mehr; eine kümmerliche Dorfgeschichte mit allen fatalen Eigenschaften dieser damals modischen Gattung; wenn man an ihr gerühmt hat, daß ihre Helden nicht spinozistisch räsonieren wie die Bauern und Bäuerinnen Auerbachs, so ist Ludwig doch nur in die Szylla geraten, indem er die Charybdis vermeiden wollte. Die Heiterethei tritt als Heroine auf, indem sie einen Karren aus dem Sumpfe schiebt, an dem sich selbst der Dorfschmied vergebens abmattet, aber dann kommt der Holders-Fritz über sie, indem er wiederum einen Karren aus dem Sumpfe schiebt, an dem sich selbst die Heiterethei vergebens abgemattet hat.

Um so höher steht die andere Erzählung: „Zwischen Himmel und Erde", die in einem thüringischen Philisternest spielt. Sie verleugnet ihren Ur-

sprung nicht; ihr Held ist ein Philister, wie er im Buche steht. Wenn er vor Rührung weint, so hat er keine andere Sorge, als daß die Tränen nicht auf seinen Rock fallen und das Zeug verderben, und wenn ihm ein geliebtes Weib, im Fieberschauer hingebender Wonne, ans Herz sinkt, so hat er nur das unbehagliche Gefühl, als würde er, wenn er sich bewege, etwas wie ein Tintenfaß über etwas wie ein wertvolles Papier gießen. Aber dennoch, trotz aller Schrullen, die wie Schwergewichte an der Erzählung hängen, ist sie nach Form und Inhalt ein Meisterwerk, ein schönes Gebilde der Heimatkunst, lange ehe man diesen Begriff zu einem törichten Schlagwort gemacht hatte. Auch ein anderes törichtes Schlagwort wird an ihr zuschanden, indem sie verwirklicht, was an ihm vernünftig ist: die Rederei von der Arbeit als dem Boden, wo der Roman das Volk in seiner Tüchtigkeit aufsuchen solle. Ludwigs Novelle ist eng verflochten mit dem Handwerk der Familie, in deren engem Kreise sie sich abspielt, und nichts war lächerlicher als der Spott eines verstiegenen Ästhetikers über diese „praktische" Poesie: „Helden Jean Pauls wären vielleicht der Aussicht wegen auf einen Turm geklettert, um sich an dem landschaftlichen Panorama zu erquicken; die Helden der neuen Romane klettern auf die Türme, um auf ihren Dächern die Schiefern festzunageln!" Der wohlfeile Hohn richtet sich selbst. Auch der nüchternste „Realismus" ist einem völlig blutlosen „Idealismus" noch immer vorzuziehen, und von Otto Ludwig war es ein echt künstlerischer Griff, seinem philisterhaften Handwerker ein Gegengewicht zu geben, indem er ihn das waghalsigste aller Handwerke treiben läßt. Die Szenen seiner Erzählung, die sich auf dem Kirchendach von St. Georg abspielen, sind von einer tragischen Wucht, die mehr noch als die großen Szenen der „Makkabäer" beklagen lassen, was die deutsche Literatur an Otto Ludwig verloren hat.

Wer immer sich mit seinem Leben und Dichten eingehend beschäftigt, wird von tiefer Achtung für sein Kämpfen und Ringen erfüllt, schon wegen der Wahrhaftigkeit, die es beseelte. Aber um eben dieser Wahrhaftigkeit willen muß man jedem Versuch widersprechen, in Otto Ludwig das Ideal eines modernen Dichters zu sehen. Das ist er nicht gewesen und konnte er auch nicht sein. Es heißt sein Andenken schlecht ehren, wenn man den Toten mit den Tamtamschlägen der Reklame belästigen will, die der Lebende stets verschmäht hat, so sehr verschmäht hat, daß ihm schon der — mit den heutigen Posaunenbläsern verglichen — sehr bescheidene Lärm des Jungen Deutschlands als das Gebrüll einen „Tigergrube" erschien.

Zahlenmystik.

Von **Felix Linke.**

Kurz nach den Wahlen erschienen in der Parteipresse viele Zahlenscherze, die es sich zur Aufgabe machten, nachzuweisen, daß unbedingt und gerade 110 Sozialdemokraten in den Reichstag gewählt werden mußten. Grundlage für diese lustigen Zahlenoperationen waren die Daten des Wahltags, der Stichwahltage usw. In der letzten Zeit ging das bekannte Zahlenspiel von dem alten Wilhelm und der berühmten Kartenlegerin Lenormand durch den Blätterwald. Danach wird das eben begonnene Jahr kritisch vom ersten

Range sein, denn es wird nichts mehr und nichts weniger als **den** Untergang Preußens bringen!

Es ist nur gut, daß noch kein findiger Kopf auf die Idee gekommen ist, diese letzte Anregung dankbar aufzugreifen, über das Jahr 1913 hinaus fortzusetzen und das Frage- und Antwortspiel zu eröffnen, was wohl in den kritischen Jahren 1927, 1946, 1966, 1988, 2014 usw. bis in die Unendlichkeit sein oder geschehen wird. Denn es ist unausdenkbar, wieviel Papier mit Druckerschwärze versudelt werden könnte, wenn man sich daran macht, die Möglichkeiten auch nur im minimalsten Umfang auszuschöpfen.

Solange die Dinge Ziel und Grenze haben, müssen wir den Erfindern derartiger Zahlenkunststückchen für die hübsche Unterhaltung dankbar sein. Damit muß es aber sein Bewenden haben. Das ist jedoch leider nicht der Fall, denn ich bin so oft gefragt worden, „ob das wahr sei und wie das komme", daß ich die Überzeugung gewonnen habe, der Zahlenspuk hat in manchen Köpfen erhebliche Verwirrung angerichtet. Das ist allemal eine schädliche Folgeerscheinung. Wenn man daher solche Geschichten unter Leute wirft, bei denen derlei zu befürchten steht, dann hat man eigentlich auch die Verpflichtung, ihnen zu sagen, daß das ganze nur ein Zufallsspiel mit den Zahlen ist. Das ist auch jedesmal leicht, und besonders das zuletzt erwähnte Beispiel gibt dazu Gelegenheit. Wir müssen es zu dem Ende hier erzählen.

Wilhelm I. befragte im Jahre 1829 die Lenormand, wann er wohl an der Spitze einer Armee kämpfen werde. Die Prophetin forderte ihn auf, die Jahreszahl der denkwürdigen Audienz und ihre Quersumme zu addieren, also auszurechnen: $1829 + 1 + 8 + 2 + 9$. Das ergab 1849. Madame Lenormand ahnte den künftigen Kartätschenprinzen, der 1849 den badischen Aufstand glorreich überwand. Und wann werde ich abermals einen Krieg siegreich beendigen? war die zweite Frage des Prinzen. Die Zukunft liegt in der Wiederholung desselben magischen Zahlenspiels, belehrte ihn Lenormand. Und Wilhelm rechnete: $1849 + 1 + 8 + 4 + 9 = 1871$. Drittens wünschte Wilhelm sein Todesjahr zu wissen. Nichts einfacher als dies. Es bedarf nur desselben Exempels: $1871 + 1 + 8 + 7 + 1 = 1888$. Richtig, in diesem Jahre starb Wilhelm I. Endlich hob Wilhelm zu der letzten, dunkelsten Frage aus: Wann wird Preußen untergehen? Madame Lenormand aber wiederholte unbewegt den gleichen arithmetischen Spuk: $1888 + 1 + 8 + 8 + 8 = 1913$.

Die Sache stimmt bis auf zwei wichtige Jahre, nämlich 1864 und 1866, in denen schließlich doch auch siegreiche Kriege ausgefochten wurden. Sie entfallen aus dem Zahlenspiel, um dieses selbst zu retten. Diesen Einwand könnte zwar jeder selbst erheben, aber die meisten lassen sich doch zu sehr von dem Exempel verblüffen, als daß ihnen dieser Gedanke käme. Und weiter: die Schlußfrage hätte auch anders lauten können. Hätte Wilhelm zum Beispiel zuletzt die gar nicht so fern liegende Frage getan, wann wohl die Orientangelegenheit zum Klappen kommen würde oder wann einer aus der Familie Poincaré Präsident der französischen Republik werden würde, dann hätte die Antwort auch auf das Schema gepaßt, wie überhaupt Wilhelm mit jeder folgenden Frage das Schicksal gefesselt haben würde. Nun, ob Preußens Schicksal wirklich heuer die Stunde schlagen wird, das werden wir ja nächsten Silvester mit Sicherheit in einer Jahresrückschau sagen können. Dennoch kann ich nur jedem raten, darauf à la baisse zu spekulieren; er wird voraussichtlich ein vorzügliches Geschäft machen.

Nicht bloß in Laienkreisen, nein, auch in Fachzirkeln hat die Zahlenmystik ehedem eine große Rolle gespielt. Dazu hat der schon den Alten bekannte Zusammenhang der Saitenlängen mit den harmonischen Klangverhältnissen erheblich beigetragen. Der Umstand, daß eine auf die Hälfte unterteilte geschlagene Saite die Oktave, die auf die auf zwei Drittel verkürzte die Quinte, die auf drei Viertel verminderte die Quarte des Grundtons ergibt, den die ganze Länge der Saite unter den gleichen Verhältnissen ertönen läßt, erweist sich als nichts anderes denn eine mechanische Tatsache, die gar nichts Wunderbares an sich trägt, wenn man sie kennt. Heutzutage daraus einen Grund abzuleiten, die umfangreiche Zahlenmystik zu kultivieren, deren sich besonders die Astrologen schuldig machten, wäre unmöglich. Und dennoch haben sich selbst so berühmte Männer wie Johannes Kepler, also ein Mann, der zu den ersten Geisteshelden nicht bloß des deutschen Volkes, sondern der ganzen Menschheit gehört, solchem Zahlenspuk hingegeben. Und manche große Entdeckung Keplers ist nicht weniger seinem bewundernswerten Scharfsinn, als seiner blühenden Phantasie und Kombinationsgabe zu danken. Gute Beispiele dafür, wie sehr die Zahlenmystik selbst unter den Wissenschaftern grassierte, kennen wir aus der Geschichte der Planetenentdeckungen. Kepler war zum Beispiel davon überzeugt, daß in dem Sonnensystem eine hohe Einheit verkörpert sei, und bewegte sich auf den verschlungensten Pfaden, um die von ihm vermuteten Gesetzmäßigkeiten aufzufinden. Unter vielem anderen beschäftigte ihn auch die Frage, welches Gesetz wohl die Abstände der Planeten von ihrem Zentralkörper, der Sonne, befolgen möchten. Seine geistreichen Kombinationen führten ihn zu einer Lösung, und diese zeigte eine Eigentümlichkeit, die seinen Geist nach anderer Richtung hin anregte. In seinem 1596 erschienenen Werke „Mysterium cosmographicum" schreibt er: „Ich bin kühner geworden und setze zwischen Mars und Jupiter einen neuen Planeten." Er hat, wenn auch mit Einschränkung, recht behalten. Denn auch nach ihm noch haben sich viele als gewiegte Mathematiker und Rechner bekannte Astronomen von zahlensymbolischen Motiven verleiten lassen.

In der Folgezeit haben sich viele Leute mit Keplers Idee abgegeben. Die allgemeinere Aufmerksamkeit der Astronomen aber lenkte sich erst später durch den Mathematiker Lambert und besonders durch Daniel Titius, einen Wittenberger Mathematikprofessor, wieder auf Keplers Idee zurück. Titius stellte eine Reihe auf, die die Entfernungen der Planeten von der Sonne in gesetzmäßig aufeinander folgenden Entfernungsschritten ausdrückte. Setzt man die Entfernung Sonne-Saturn = 100 Teile zu je 14,25 Millionen Kilometer, so ergeben sich die sämtlichen Planetenentfernungen nach Titius aus folgender Tabelle:

					Wahrer Abstand in Mill. Kilometer	Unterschied Kilometer
Merkur . . .	4 + 0 × 3 =	4 Teile =	57,0 Mill.	Kilometer	57,9	0,9
Venus . . .	4 + 1 × 3 =	7 " =	99,7 "	"	108,1	8,4
Erde	4 + 2 × 3 =	10 " =	142,5 "	"	149,5	7,0
Mars . . .	4 + 4 × 3 =	16 " =	228,0 "	"	227,8	0,2
? . . .	4 + 8 × 3 =	28 " =	399,0 "	"		
Jupiter . . .	4 + 16 × 3 =	52 " =	741,0 "	"	777,7	36,7
Saturn . . .	4 + 32 × 3 =	100 " =	1425,0 "	"	1425,9	0,9
Uranus . .	4 + 64 × 3 =	196 " =	2793,0 "	"	2867,5	74,5

Man sieht, die wirklichen Abstände weichen von denen, die die Reihe fordert, nicht allzusehr ab; und früher gab man die Abstände in geographischen Meilen an, so daß sie noch geringer erschienen. Das Bildungsgesetz der Reihe ist sehr leicht zu erkennen; der zweite Faktor „3" ist für den folgenden Planeten immer doppelt so groß: 1 — 2 — 4 — 8 — 16 — 32.

Es war nun stets unbemerkt geblieben, daß in der Reihe das Bildungsgesetz nicht streng durchgeführt ist, so oft auch von ihr gesprochen wurde. Erst Gauß, der größte Mathematiker aller Zeiten, machte darauf aufmerksam, daß das erste Glied für Merkur falsch gebildet ist. Denn wenn jedes zweite Glied der folgenden Reihe doppelt so groß sein sollte wie das vorangehende, dann hätte es bei Merkur nicht heißen dürfen 0×3, was doch gleich Null ist, sondern $^1/_2 \times 3$, und das ist $1^1/_2$, wodurch dieses Glied hieße $4 + {}^1/_2 \times 3 = 5{,}5$. Das wäre einer Entfernung von 78,4 Millionen Kilometer gleichgekommen und hätte einen Unterschied von 20 Millionen Kilometer gegen die wirkliche Entfernung ausgemacht.

Diese Abweichung genügt, das ganze kunstvolle Gebäude umzuwerfen. Aber damit noch nicht genug! Denn noch in einem anderen Punkte wich die Reihe von der Wirklichkeit ab. Es fiel auf, daß auf den Faktor 4 im zweiten Gliede bei Mars nicht erst 8, sondern sofort 16 folgte. Wie schon erwähnt, vermutete Kepler in jener Lücke, die zwischen der Mars- und der Jupitersbahn liegt, noch einen unbekannten Planeten. Solange aber die Reihe auch schon bekannt war, von einem solchen Planeten war nirgends eine Kunde zu erlangen. Eine wirkliche Grundlage, auf der man den vermuteten Planeten an seinem jeweiligen, ja stets wechselnden Orte des Himmels finden konnte, hatte man nicht, denn die Menge der zahlenmäßigen Beziehungen, die zwischen den Sonnenentfernungen, den Massen, den Umlaufszeiten usw. der Planeten durch Reihenbildungen hergestellt werden können, ist naturgemäß sehr groß. Nebenbei sei bemerkt, daß der vermutete Planet am 1. Januar 1801 gefunden wurde, nach ihm jedoch noch eine ganze große Zahl solcher Körper, die sich bisher schon auf fast 700 beläuft.

Das ist aber überhaupt das Geheimnis der vielen Zahlenspielereien. Der große, vor wenigen Jahren verstorbene amerikanische Astronom Simon Newcomb präzisierte das in einem Beispiel: „Nehmen wir 40 oder 50 Zahlen irgendwelcher Art, zum Beispiel die Jahre, in denen einige wenige Menschen geboren worden sind, ihr Alter in Jahren, Monaten und Tagen, bei einem besonderen Ereignis ihres Lebens, die Nummern der Häuser, in denen sie wohnen und dergleichen mehr, so werden wir ebenso viele eigentümliche Beziehungen zwischen diesen Zahlen auffinden können, wie zwischen denen des Planetensystems gefunden wurden. Niemand wird aber behaupten wollen, daß solche Verhältnisse in irgend einem tieferen gesetzmäßigen Zusammenhang ständen. Sie bleiben Spiele der Phantasie und Kombinationssucht." Bedenkt man, daß bei dem Charakter unseres Zahlensystems, des dekadischen, durch die Wahl der Rechenart und andere Kombinationen fast unendlich viele Möglichkeiten gegeben sind, Zahlenspiele hervorzuzaubern, so wird man diese ebenso wie die oben genannten richtig zu werten wissen und auch verstehen, daß die ganze Zahlenmystik mit der Wirklichkeit so gut wie gar nichts zu tun hat.

Neureligiöse Propheten.

Zugleich ein Kapitel über moderne Büchermacherei.

Von **B. Bommer.**

Der rechte Flügel der Monisten, die Drews, Brüder Horneffer usw. möchten die Menschheit, die sich ja leider noch gar nicht genug von der alten losgesagt hat, gern mit einer neuen metaphysisch-mystischen Religion beglücken. Sie meinen, weil sie selber mit ihren schlimmen Erfahrungen in dieser unvernünftigen Welt, die sie doch nicht missen wollen und darum für wirklich oder fast ewig halten, eines übersinnlichen Ausgleichs bedürfen, um der Verzweiflung zu entgehen, so hätten alle Menschen das gleiche Bedürfnis. Ein jeder von ihnen sucht nun seine Ideen, die aus Mangel an einer wissenschaftlichen Unterlage je nach Gemütsanlage, materieller Stellung usw. sehr verschieden ausfallen, in Büchern der leidenden Menschheit anzupreisen.

Zu den übelsten Büchermachern dieser Art gehört unser Genosse Max Maurenbrecher. 1909/10 hat er zwei starke Bände über die Entstehung des Christentums verfaßt, in denen er, noch ganz Harnackschüler, frisch drauflos behauptete, es sei den liberalen Theologen gelungen, die Existenz des geschichtlichen Jesus und die Zuverlässigkeit einzelner Stücke aus den Evangelien unzweifelhaft zu erweisen; alles hiergegen Vorgebrachte mache den Eindruck hilflos gestammelter Verlegenheitsausflüchte.

Maurenbrecher hat dann aber sehr schnell stammeln gelernt. Ehe noch die Auflage jener Bände verkauft war, hat er öffentlich erklärt, daß er ungelernt habe. Im Novemberheft der „Neuen Rundschau" für 1911 bekennt er in einem Aufsatz „Christusmythen", daß die mythologische Welle seine frühere Sicherheit erschüttert habe. Das ist ein Beweis einstiger theologischer Voreingenommenheit und oberflächlichen Studiums oder Autoritätennachbeterei; was die „mythologische Welle" brachte, hätte Maurenbrecher gut und gern zwanzig Jahre früher auch schon wissen können. Drews erklärt ja selbst, daß er eigentlich nichts Neues bringe; er hat in der Tat nur, was in der wissenschaftlichen und freireligiösen Literatur, die Maurenbrecher als freireligiöser Prediger eigentlich hätte kennen müssen, längst vorhanden war, mit seinem Professorentitel ein wenig wieder aufgebügelt.

Maurenbrecher macht sich dann weiter über die Harmlosigkeit und Beschwichtigungssucht der Liberalen lustig, stellt zwar Lublinski (er kennt eben nur die neueste populäre, aber nicht die wissenschaftliche Literatur) über Drews, aber bedauert es doch, so viel gegen diesen polemisiert zu haben. Er gibt zu, daß die historische Auffassung der liberalen Theologie endgültig aufgegeben werden müsse. Die dogmenfreie Religion nach dem Vorbild des sittlich-religiösen Menschen Jesus ohne Beweise für das Dasein Gottes (wie sie Herrmann-Marburg, Harnack, Rade und die „Christliche Welt" verfechten) sei nur Autosuggestion, phantastisch abgequälte Einbildung; gegen den Liberalismus sei die Orthodoxie zehnmal im Recht, denn Jesus sei eben immer als Gott angesehen worden, selbst schon von Markus. Man sieht, Maurenbrecher verflucht mit dem Eifer des Neubekehrten hier mit starken Worten, was er kaum zwei Jahre vorher mit gleich starken Worten in den Himmel erhoben hatte.

Ein ernster Schriftsteller, der umlernen muß, setzt sich ein paar Jahre hin und holt studierend das Versäumte nach, um dann, wenn er das Schreiben überhaupt nicht anderen überläßt, die sich als die Gescheiteren erwiesen haben, in einem neuen Werke zu beweisen, daß er die Grundlagen seiner neuen Anschauung auch wirklich verstanden hat. Das offene Geständnis Maurenbrechers kaum zwei Jahre nach seinem Hauptwerk erinnert an Schillers Wort: Was er heute gelernt, das will er morgen schon lehren. Er muß jedes Jahr auf dem Büchermarkt erscheinen, und durch den Artikel sollte das Publikum aufmerksam gemacht werden, damit es

nicht zu sehr über den Wechsel seiner Ansichten erschrecke. Und nun ist das neue Opus da.

Es ist eine Geschichte, die heute schon die Binsen rauschen: Das Übel in der Welt ist die Ursache der Religion; die Furcht hat als Veranstalter des Übels die Götter erschaffen; die Religion ist von dem Menschen erfunden, um das Übel wieder wegzuschaffen, denn alles, was der Mensch tut, hat im letzten Grunde den Zweck, seine Lebenslage zu verbessern. Aber schließlich hat das Heilmittel, wie so oft, schlimmer wie das Übel selber gewirkt. Wer hierüber nun ein großes Gerede, das nach etwas Neuem aussieht, loslassen und dabei noch einen rein individualistischen Standpunkt wahren will, der verwandelt das objektiv-aktive „Übel" in das subjektiv-passive „Leid" und nennt sein Buch: Das Leid. Eine Auseinandersetzung mit der Religion. (Jena, Verlag von E. Diederichs. 184 Seiten.)

Nun könnte es der Sozialdemokratie wirklich gleichgültig sein, wie sich Maurenbrecher von seinem gut bürgerlichen Standpunkt aus, den er freilich für proletarisch und noch dazu für marxistisch ausgibt, mit der Religion auseinandersetzt, jedoch das erwähnte Buch ist „Dem Ineinanderströmen von Karl Marx und Friedrich Nietzsche gewidmet". Man erfährt zwar noch nicht, ob Maurenbrecher Nietzsche gut genug kennt, um den Vertreter der „blonden Bestie" mit Marx zu einer Synthese zu verarbeiten. Aber leider kennt er Marx schon viel zu schlecht, als daß etwas anderes als höchst Possierliches dabei herauskommen könnte. Vorläufig erhalten wir nur eine Kostprobe. Getreu seinem Grundsatz, so schnell wie möglich von sich reden zu machen, hat Maurenbrecher hier wiederum die Unart begangen, nur die erste Hälfte des verhältnismäßig kleinen Werkes zu veröffentlichen, während die zweite, die uns über Marx-Nietzsche den Star stechen wird, nächstes Frühjahr erscheinen soll. Einstweilen bleibt Maurenbrecher bei der Vergangenheit, in der er ganz prinzipiell Religion mit Gerechtigkeitsgefühl verkoppelt und sich meist mit der Frage beschäftigt, wie Griechen, Juden und Asiaten sich mit dem Problem des unschuldig Leidenden abgefunden haben. Bei den Griechen kommen nur ein paar Dichterwerke in Frage; bei den Juden betrachtet Maurenbrecher kurz die ganze Religionsentwicklung. Freilich steht ihm da seine mangelhafte Kenntnis der Sache im Wege; er bleibt historisch hier ebenso oberflächlich wie in seinen „Biblischen Geschichten", indem er zum Beispiel die Religion des jüdischen, zwar zum Teil wirklich armen, aber doch immerhin Bauernvolkes, das noch seine Gentilverfassung besaß und den Verkauf von Grund und Boden als Regel noch nicht kannte, immer noch als „Proletarierreligion" bezeichnet. Außerdem setzt er in alter Theologenweise die ganze jüdische Entwicklung wieder viel zu früh an, so daß als eigentümlich erscheint, was nur Entlehnung von anderwärts ist. Trotz der neuen ägyptischen Funde bleibt er dabei, daß die babylonische Gemeinde, nicht, wie jetzt ganz sicher ist, die persische Regierung, Esra nach Jerusalem sandte usw. Andererseits aber widerlegt er sich. Wenn er früher den von uns bestrittenen Satz aufstellte: „Alle Religionen sind wahr, denn jede ist ein Stück des Ringens der Menschheit ... um Selbstachtung und Menschenwürde. Jede Religion ist ein Schritt in dem Emporstreben des Edlen im Menschen", so kann er sich diesmal nicht genug tun in der Verurteilung der jüdischen Religion, ihrer Würdelosigkeit, ihrem Sich-Wegwerfen, Sich-selbst-Bespeien, ihrem ganzen sklavenhaften Bußgewinsel, der Selbstentwürdigung in ihren Klageliedern und Psalmen. Das beste Beispiel dafür, daß die Leute, die am wenigsten von einer Sache verstehen, am meisten geneigt sind, dogmatische und apodiktische Behauptungen aufzustellen und aus einem Extrem ins andere zu fallen. Und dabei beruft er sich auf Dietzgen. Auch die gescholtene Stimmung haben die Juden damals nicht auf-, sondern aus dem neubabylonischen Reiche mitgebracht, dessen Religion nach Ausweis der Keilschriftendenkmäler genau so bußwinselig war. Das war eben die Stimmung ganz Asiens im sechsten Jahrhundert, die den großen religiösen Bewegungen des fünften vorausging.

In der Frage der Religionsentstehung hat Maurenbrecher sich — und das ist wohl das Verdienst des Genossen Cunow und seiner Broschüre: Theologische oder ethnologische Religionsgeschichte — von der Naturgöttertheorie mehr zur Seelentheorie gewendet; weitere Folgen für seine Gesamtauffassung hat das aber nicht. Das Wort Religion selbst will er auch noch nicht fallen lassen, obwohl er darunter nur Lebenskunst verstehen will, die auf Weltanschauung begründet ist. Aber auch hierbei bleibt noch ein mystischer Rest unerklärt: „der Glaube an des Lebens Sinn und Wert" sowie „das Erlebnis der Religion", wobei Maurenbrecher die falsche Behauptung aufstellt, daß Religion erlebt werde, wo man mit dem Leben ringt, um sich zu behaupten. Diese Verallgemeinerung ist ganz unzulässig gegenüber der Tatsache, daß wohl niemand stärker ringt als der moderne Proletarier und doch dabei keine Religion erlebt. Richtig ist vielmehr, daß auch heute noch in Familie und Gesellschaft dem einzelnen die religiöse Überlieferung eingeimpft wird, was Maurenbrecher vorher auch selbst zugegeben, aber wieder vergessen hat. Das sogenannte Erleben der Religion ist nur die Folge einer noch nicht überwundenen Einbildung.

Es fragt sich nun, was Maurenbrechers ganzes Gerede für einen Zweck haben soll. Ein kurzes Kapitel gibt uns vorläufigen Aufschluß. Danach kann das Neue Testament, dem Maurenbrecher noch vor zwei Jahren zwei dicke Bände gewidmet hat, uns überhaupt nichts mehr sein; weder sein Gottessohn noch sein Jenseits. Den Proletariern muß, nachdem die Unmöglichkeit beider erwiesen ist, diese ganze Botschaft nur als ein Täuschungsversuch erscheinen. Aus dem Glücksverlangen ist diese Religion einst erwachsen, an demselben Verlangen zerbricht sie und macht dem Sozialismus Platz.

So weit so gut, wenn wir das auch schon aus Zeiten wissen, wo noch kein Maurenbrecher dozierte. Nun aber kommt das große Aber. Die erste Generation des Sozialismus (wann diese gelebt hat, stellt Maurenbrecher nicht genauer fest) konnte dieser sozusagen religiös befriedigen, denn sie glaubten alle (?), den Sieg des Sozialismus zu erleben; jedoch bei der zweiten Generation, der heute lebenden, ist das anders. Sie hat eingesehen, daß die Verwirklichung des Sozialismus noch Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte auf sich warten lassen wird. „Für die kurzlebige Arbeiterschaft heißt das immer, daß der heute Lebende selbst das gelobte Land nicht mehr betreten wird. Er wird sterben, ohne in diesem Sinne das Glück gekostet zu haben. Und damit erst entsteht das neue religiöse Problem der modernen Arbeiterklasse, das Problem des Leidenden, der weiß, daß er das Ende seines Leidens nicht mehr erleben wird."

Bei solcher Auffassung muß nun freilich Maurenbrecher die Frage aufwerfen, ob sich bei diesem Gedanken in der zweiten und dritten Generation der Sozialisten nicht jene große Müdigkeit einstellen wird, die sich in der griechischen und indischen[1] Stimmung, bei Schopenhauer und Wagner bereits vorfindet. (Daß diese Stimmung rein bürgerlich und fast in allen Fällen der Katzenjammer auf den Rausch des Privateigentums und Goldhungers ist, sieht der noch durchaus

[1] Von Sinn und Geschichte der indischen Religion weiß Maurenbrecher, wie er selbst zugibt, auch nichts; trotzdem redet er im Stile der gebräuchlichen Handbücher mehr als 20 Seiten lang darüber. Falsch ist natürlich seine Behauptung, daß nach indischer Anschauung des Menschen Schicksal sich ewig abwechslungslos und sinnlos wiederhole. Solchen Unsinns wegen erfanden die Menschen sich keine Religion. — Derartigen Redensarten gegenüber muß hier einmal der Schwindel festgestellt werden, den die „populäre Wissenschaft" mit der „indischen Religion und Philosophie" treibt. Man könnte mit demselben Rechte den Indern etwas von einer unterschiedslosen „europäischen Religion und Philosophie" von Homers Zeiten bis heute vorerzählen. Seit 3500 Jahren gibt es in Indien nicht eine Religion, sondern viele; das vielberufene „Brahm" kann sie ebensowenig zu einer einzigen machen, wie das lateinische deus die europäischen. Jene Religionen zer-

bürgerlich denkende Maurenbrecher nicht. Beweise, daß er diesen Katzenjammer bereits unter den Proletariern gespürt hätte, bringt er nicht.) Er kommt zu dem Schlusse, daß jene mögliche Stimmung überwunden werden wird durch die Über-Zarathustrastimmung[1] der Äschylus und Euripides: „das Problem des Leidenden, der nicht nur weiß, daß er persönlich das Ende des Leidens nicht mehr erleben wird, sondern der es gar nicht mehr erleben will, weder für sich noch für irgend eine ausdenkbare Zukunft der Menschheit, weil ihm Leid nichts anderes ist als Vorbedingung für schaffende Kraft und wachsenden Willen." Gesegnete Mahlzeit!

Und das alles soll uns nun in dem zweiten Teile „Das Leben" auseinandergesetzt werden, der uns über die Probleme des Todes, des Gesamtgeschehens und des individuellen Lebens, heroisches und vertrauendes Sterben, Religion des Sozialismus und Sozialismus als Religion, die neue religiöse Zentralidee, die Idee der sittlichen Weltordnung, Schuld und Schuldüberwindung, Marx und Nietzsche und noch vieles andere, was ein bürgerliches Gemüt belastet, belehren soll.

Wir brauchen hierauf nicht neugierig zu sein. Es kann sich nur um ein Lau- und Flaumachen, ein weitschweifiges ethisch-ästhetisches Gerede zum Besten eines bürgerlichen Sozialismus, wie er in Frankreich ja so herrliche Blüten getragen hat, und um einen Trost für die vor dem Arbeitersozialismus angsterfüllten Intellektuellen handeln. Parole ist: nur ja die sozialistischen Erwartungen und revolutionären Bestrebungen so viel wie möglich einschränken, am liebsten ganz zurückstellen und sich noch auf ein recht langes Leben in der kapitalistischen Gesellschaft einrichten. Nur ja nicht mehr an Marxens Ausspruch festhalten, daß die Gewalt die Geburtshelferin jeder neuen Gesellschaft ist. Machen wir es, da wir nun einmal Feinde des Neuen Testaments sind, jenen verschlafenen Jungfrauen nach, die, als der Bräutigam erschien, kein Öl auf der Lampe hatten.

Das ist wahres Muskelgift für die kämpfende Arbeiterschaft, und dagegen müssen wir, auch im Namen der zweiten und dritten Sozialistengeneration, protestieren. Wir praktisch-politischen Sozialisten haben nicht allein die Hoffnung, sondern sind von der Möglichkeit überzeugt, daß wir in irgendeinem Lande wenigstens den Sozialismus erleben können. Die wirtschaftlich-politischen Verhältnisse sind heute, vierzig Jahre nach der Pariser Kommune, so, daß „Bereitsein" kein leeres Wort mehr ist und die Arbeiterschaft einmal sehr schnell, sei es durch politische Komplikationen, sei es durch wirtschaftliche Krise, vor Fragen des praktischen Sozialismus gestellt werden kann. Als Anfang 1789 in Frankreich Bürgertum und Feudalstände gemeinsam über das Königtum gesiegt hatten, ahnten beide nicht, daß dem einen die vollkommene Herrschaft, dem andern die endgültige Niederlage so nahe war. Man kann auch aus dem Gange der modernen Geschichte etwas lernen, jedenfalls mehr als aus dem Gefasel von den alten Griechen und Indern.

Und darum darf sich die Arbeiterschaft nicht verweichlichen lassen durch Redensarten wie: daß das Leid nie aus der Welt zu schaffen sei und: daß das Leben un-

---

fallen ferner in viele Konfessionen und Sekten; da gibt es wechselnde Staatsreligionen und Ketzerparteien, viele andere Schriften und dazu alte, neue und neueste Auslegungen, unendliches Pfaffengezänk der Schulen und Eingänger um Herrschaft und Dakschina (Opferlohn) wie in allen Kulturländern, verbrämt mit vielem philosophischen Geschwätz und Getue, ganz wie bei uns. Wir kennen von dieser indischen Entwicklung erst einen Bruchteil, und über den sind sich Berichterstatter und Übersetzer auch noch nicht einig. Was hier „Grundlage" und „allgemeine Auffassung" ist, läßt sich noch viel weniger feststellen, als was „wahres Christentum" sei. Auch dieses Chaos enthält Beweise für alles.

[1] Die Zarathustrareligion scheint dieser neue Philosophaster à la Dühring auch nur aus Nietzsche zu kennen. Darum entdeckt er auch am Zarathustratum Jüdisches, statt am Judentum wie andere vernünftige Leute Persisches festzustellen.

abänderbar einen tragiſchen Charakter beſitze; ſie ſind genau ſo zu beurteilen wie die, daß Armut und Elend nicht ausgerottet werden könnten.

Der Sozialismus kann alles geſellſchaftliche Leid ausrotten, und dazu gehört auch alles unverſchuldete perſönliche, Krankheit und früher Tod. Denn alle ſind ſie hervorgerufen durch Lebensſünden, bewußte oder unbewußte, eigene oder vererbte. Was ſich nicht von ſelbſt gibt, dem geht man mit Bildung und Aufklärung zuleibe. Natürliches, unausrottbares Geſchick wie den endlichen Tod mit religiöſen Gedanken heute noch mildern zu wollen, iſt ſchon Narrheit, wie viel mehr in einer beſſeren Zukunft. Nur Gimpel, die über den Tod jammern, ſind reif für die neureligiöſe philoſophaſternde Pfaffenpredigt, wie ſie ſchon A. Horneffer („Der Prieſter", 2. Band, Schluß) vorgezeichnet mit Glaube und Kultus, „Führung" und „Seelſorge" — ein wieder aufgewärmter froſtiger Comtismus. Wer ehrlich ſeine Pflicht getan, hat den Tod niemals gefürchtet, und ſchon die Alten ſind, wenn ſie eben wirklich alt und lebensſatt waren, ohne Jammern in die unangenehme Scheol gefahren.

Es iſt alſo ein rein bürgerlich-individualiſtiſches Problem, ein Problem der modernen Hyperſenſitiven, die auch wieder einmal ausſterben werden, über das ſich Maurenbrecher den Kopf der Sozialdemokraten ganz unnötig zerbricht. Für jene und ihren Zukunftsnachwuchs, dem höchſtwahrſcheinlich die nötige Brutwärme fehlen wird, ſchon jetzt ſchwere philoſophiſche Werke ſchreiben, heißt Kanonen für Zukunftsſpatzen gießen. Die Arbeiter aber dem indiſchen Peſſimismus zu entreißen, iſt wirklich unnötig, denn ſie beſitzen ihn weder, noch werden ſie ihn erwerben, ſolange ſie noch irgendein Ziel vor ſich ſehen. Daß der Menſch ſich ſelbſt Zweck ſei, brauchen wir weder von den Griechen noch von Nietzſche oder ſonſt wem lernen — das wiſſen wir ſofort, wenn wir die unwiſſenſchaftlichen Nebel verjagt haben, die den Menſchen zum Spiel der Götter machten. Und ob der Sozialismus die Erfüllung von Schopenhauer und Nietzſche iſt, kann dem Proletariat wirklich gleichgültig ſein; es verſteht beide nicht (was aber nicht am Proletariat liegt) und hat dabei nichts verloren.

Bücherſchau.

Heinrich Cunow, **Die Parteien der großen franzöſiſchen Revolution und ihre Preſſe.** Zweite, erweiterte Ausgabe des in erſter Auflage unter dem Titel: Die revolutionäre Zeitungsliteratur Frankreichs während der Jahre 1789 bis 1794 erſchienenen Werkes. Berlin 1912, Buchhandlung des Vorwärts.

Die erſte Auflage dieſes Buches iſt ihrerzeit in dieſen Spalten ausführlich beſprochen worden. Es gereicht uns zur großen Genugtuung, verhältnismäßig bald die zweite Auflage anzeigen zu können, die unter einem etwas veränderten, den Inhalt genauer bezeichnenden Titel erſchienen iſt. Zu deſto größerer Genugtuung, als überwiegend die Arbeiter zur ſchnellen Verbreitung des ausgezeichneten Werkes beigetragen haben; in der bürgerlichen Preſſe iſt es — mit wenigen Ausnahmen — totgeſchwiegen oder in abgeſchmackter Weiſe heruntergeriſſen worden.

Vermehrt iſt die zweite Auflage um zwei Kapitel, in denen die Politik des liberalen Großbürgertums gegenüber den Bauern wie den Arbeitern in den Revolutionsjahren näher beleuchtet wird. Der Beweis, den der Verfaſſer führen will, iſt ihm glänzend gelungen; er hat nunmehr die Legenden, wonach durch die Beſchlüſſe der franzöſiſchen Nationalverſammlung vom 4. Auguſt 1789 der größte und wichtigſte Teil der alten franzöſiſchen Feudalrechte beſeitigt, wonach durch die liberale Geſetzgebung der erſten und zweiten Nationalverſammlung ein neuer Bauernſtand in Frankreich geſchaffen und wonach endlich durch die gleiche Geſetzgebung das Los der Arbeiter weſentlich verbeſſert worden ſein ſoll, mit allen Wurzeln ausgeriſſen.

Was dem Leſer gerade auch an dieſen neuen Kapiteln auffällt, ſind die Parallelen, die ſich mit der Revolution von 1848 aufdrängen. Cunow hebt natürlich dieſe

Parallelen nicht besonders hervor, aber sie bieten sich ganz ungesucht dar. Es ist selbstverständlich auch nicht daran zu denken, daß die Berliner Bourgeoisie von 1848 die Pariser Bourgeoisie von 1789 nachgeahmt hat, deren Kniffe und Pfiffe sie damals gar nicht im einzelnen kannte. Aber wie die Katzen immer nach gleicher Art mausen, so prellt die Bourgeoisie stets nach gleicher Art die Bauern und Arbeiter, die ihr selbst siegreiche Bahn gebrochen haben.

Krieg. Dem Willen zum Frieden gewidmet von Franz Diederich. Kaden & Co., Dresden. 100 S. 1,25 Mark.

Der Friedenskundgebung der internationalen Arbeiterschaft folgt mit diesem Buche eine Friedenskundgebung nicht minder internationaler Art. Es sind die Großen der Kulturvölker, die Genosse Diederich in einer wuchtigen Gedichtsammlung wider Krieg und Völkermord zeugen läßt. Von Logau und Herder bis herauf zu dem früh verblichenen Georg Heym ist es eine stattliche Kette von Dichtern, die ihre Stimmen höhnend und satirisch spottend, anklagend und verfluchend gegen den barbarischsten aller Kulturgreuel erheben. Alle Scheußlichkeiten des Krieges wie alle Wandlungen seines geschichtlichen Aussehens spiegeln sich in diesem Gedichtkranz: vom tragischen Reitertod bis zum raffinierten, heimtückischen Maschinenmord, vom Kabinettskrieg bis zum kapitalistisch-imperialistischen Raubkrieg, wie ihn der italienische Satiriker Guisti geißelt. Und die Sprache der Dichter unterstützt das Buch durch acht gute Wiedergaben von Goya, Klinger, Böcklin und Wereschtschagin, Bilder, mit denen uns Meisterhände das Menschenschlachthaus in seiner düsteren Furchtbarkeit zeigen.

Ein Buch der Not nennt Diederich diese kriegsfeindliche Blütenlese, und sie wirkt auch wie ein einziger Notschrei der leidenden Menschheit. Über Qual und Kriegsnot hinaus aber weist Karl Henckells Friedensfanfare: Basel! Das gut ausgestattete Buch gehört bei seiner Billigkeit in jedes Arbeiterhaus. R. G.

Lose Blätter.

Zur Geschichte der „Rheinischen Zeitung" von 1842 bringt Gustav Mayer, der bekannte Biograph Schweitzers, in der „Zeitschrift für Politik" einige bemerkenswerte Mitteilungen aus den preußischen Archiven bei. Das Blatt, worin sich Marx seine literarischen Sporen erwarb, verdankte sein Entstehen und bis zu einem gewissen Grade auch seinen Ruhm einer Komödie der Irrungen. In dem rheinischen Kirchenkonflikt der dreißiger Jahre war die „Kölnische Zeitung" der Regierung dadurch sehr unbequem geworden, daß sie ultramontane Tendenzen vertrat, nicht aus Begeisterung für die päpstliche Kirche, sondern aus geschäftlichen Rücksichten, aus denen der Verleger Du Mont-Schauberg auch durchaus kein Hehl machte, wenn ihn die Berliner Regierung zu kirren suchte. Er antwortete auf alle Lockungen: Geschäft ist Geschäft, und ich lasse so schreiben, wie meine 8000 Abonnenten verlangen. Er übte tatsächlich ein Zeitungsmonopol in Köln aus, indem er alle auftauchenden Konkurrenzblätter lahmlegte und dann aufkaufte.

Eines dieser Blätter war die „Rheinische Allgemeine Zeitung", die im Jahre 1839 von der Regierung konzessioniert worden war, als Gegengewicht gegen die „Kölnische Zeitung". Sie gedieh so wenig wie ihre Vorgängerinnen, aber ehe sie völlig ausatmete, kam die liberale Bourgeoisie Kölns Herrn Du Mont-Schauberg zuvor und kaufte für ihre Interessen das sterbende Blatt auf. Sie verschaffte sich auf diesem Umweg die Konzession, die ihr sonst kaum von der Berliner Regierung erteilt worden wäre. Aber auch ihr entglitt das Blatt auf einem Umweg. Sie vertraute seine Leitung zwei jungen Leuten an, dem Landgerichtsreferendar Jung und dem ehemaligen Oberlandesregierungsassessor Oppenheim, die zwar ihrem Kreise angehörten, aber sich mit den Junghegelianern angefreundet hatten und

namentlich zu Moses Heß enge Beziehungen unterhielten. Der Regierung kam die Sache bald sehr „subversiv" vor, namentlich als Rutenberg aus Berlin in die Redaktion berufen wurde. Rutenberg war Junghegelianer, aber sonst ein ganz harmloser und unbedeutender Mann; er hat es später bis zum Redakteur des königlich preußischen Staatsanzeigers gebracht. Aber im Jahre 1842 stand er unter strengster polizeilicher Aufsicht, weil er als der Urheber eines Festessens galt, das in Berlin einem damaligen liberalen Wortführer, dem badischen Abgeordneten Welcker, gegeben worden war.

Mit gewohnter Tölpelei suchte die Regierung die „subversive Tendenz" des Blattes lahmzulegen, indem sie Rutenberg wieder aus Köln hinwegekelte. Erst als sich diese Heldentat als wirkungslos erwies, kam das Ministerium durch einen ausnahmsweise verschmitzten Zensor dahinter, daß weder Jung, noch Oppenheim, noch Heß, noch Rutenberg, sondern Karl Marx der „doktrinäre Mittelpunkt" und der „lebendige Quell" des Blattes sei, und man muß anerkennen, daß sie seitdem diesen Todfeind nicht mehr unterschätzt hat.

Ein Gigerl. Wie jedem bekannt ist, der einmal ein Gran Verstand aufgewandt hat, um den historischen Materialismus zu begreifen, faßt diese Forschungsmethode die geschichtliche Entwicklung als dialektischen Prozeß auf, worin sich Ursachen und Wirkungen gegenseitig bedingen. Wenn sie also sagt, daß die kapitalistische Produktionsweise Kriege hervorrufe, so sagt sie damit auch, daß die Kriege auf die kapitalistische Produktionsweise zurückwirken.

Nun läßt Herr Professor Sombart wieder einmal einen dicken Wälzer vom Stapel, worin er über „Krieg und Kapitalismus" orakelt. Er gibt zu, daß Kriege die Folgen der kapitalistischen Produktionsweise seien, aber er will untersuchen: „Ist und inwieweit und weshalb ist der Kapitalismus eine Wirkung des Krieges?" Die Frage widerstreitet in keiner Weise dem historischen Materialismus, ist vielmehr schon in ihm enthalten. Es ist ja auch schon Hunderte von Malen von historischen Materialisten nachgewiesen worden, daß und weshalb die modernen Kriege auf die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise eingewirkt haben.

Herr Sombart aber weiß, was er sich und seinen Lesern schuldet. Um seinem neuesten Schmöker die verdiente Aufnahme beim hohen Adel und verehrlichen Publikum zu sichern, führt er ihn so ein: „Die ‚materialistische Geschichtsauffassung' hat ihre Schuldigkeit getan. Aber nun müssen wir wieder einmal einen Schritt weiter tun. Wenn wir heute die ‚ökonomistische Betrachtung' der Geschichte, nachdem sie uns ein Menschenalter hindurch Dienste geleistet hat, verabschieden, so entlassen wir sie mit den Gefühlen, mit denen man einen alten, treuen Dienstboten aufs Altenteil setzt, nicht weil er nichts taugt, sondern nur weil er alt geworden ist und nichts Rechtes mehr leistet. Den man auch weiter noch in Ehren hält. Nicht sowohl, weil wir die ‚materialistische Geschichtsauffassung' für ‚falsch' hielten, geben wir sie auf: sie ist nicht falscher und nicht richtiger wie (a l s, Herr Sombart, wenn Sie die deutsche Sprache noch höher achten sollten als die Wahrheit) irgend eine Methode zu einheitlicher Geschichtsbetrachtung. Als vielmehr deshalb, weil sie keine Früchte mehr trägt. Sie ist unergiebig geworden: die Goldader, die sie mit sich führte, ist abgebaut. Denn wahrhaftig: was mit ihrer Hilfe an geschichtlichen Darstellungen zutage gefördert ist, ist taubes Gestein. Jetzt zumal, seit sie einen Bestandteil eines politischen Parteiprogramms bildet, ist sie zu einem wahren Kinderschrecken geworden." Bim bam, bam, bim!

Ein Gigerl muß sich gigerlhaft benehmen; soweit ist die Sache in Ordnung. Aber der hohe Adel und das verehrliche Publikum, das sich in so gigerlhafter Weise nasführen läßt, könnte einem beinahe leid tun.

Für die Redaktion des Feuilletons verantwortlich: Franz Mehring, Steglitz.



1. Band Nr. 20 Ausgegeben am 14. Februar 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Zur Belagerung Adrianopels.

Von **M. Pawlowitsch.**

Das bekannte russische Blatt „Kijewskaja Mysl" hat in einer Reihe glänzender, mutiger Artikel seiner Korrespondenten und Mitarbeiter alle Greuel des „Befreiungskampfes" am Balkan aufgedeckt. Grauenhafte Bilder der Massenhinrichtungen ohne vorheriges Gericht, endlose Reihen von Galgen, die Tötung der dem bulgarischen Roten Kreuz anvertrauten verwundeten türkischen Soldaten durch die entmenschten bulgarischen Krankenwärter, die systematische Niedermetzelung ganzer Abteilungen von türkischen Gefangenen durch die christlichen Begleitsoldaten — alle diese Taten wurden eingehend in dem Blatte geschildert. „Wo sind," fragte das Blatt, „die Tausende verwundeter Türken, deren Gefangennahme der bulgarische Generalstab stolz der europäischen Öffentlichkeit verkündet hat?" Der Eindruck dieser Enthüllungen auf den von nationalen und Rassenvorurteilen freigebliebenen Teil der russischen Gesellschaft war so stark, daß die führenden Organe der russischen liberalen Presse („Rjetsch", „Rußkoje Slowo" und andere), die bisher die dunklen Seiten des Krieges zu vertuschen gesucht hatten, nun gezwungen waren, zu dieser Frage Stellung zu nehmen und wenn auch in schonender Weise gegen die allzu ungenierte Haltung der „Bratuschki" (Brüderchen) dem besiegten Feinde gegenüber zu protestieren.

Alle Exzesse der Kriege der letzten fünf Jahrzehnte verblassen vor den grauenhaften Einzelheiten des Balkankriegs, in dem die Sieger offenbar der Ansicht sind, daß den Türken gegenüber alles erlaubt ist. Wenn selbst der liberale russische Schriftsteller Doroschewitsch schreiben konnte, er habe keine nationalen Vorurteile, er glaube aber hinsichtlich der Türken, daß es stets zu empfehlen sei, ihnen das Fell zu gerben; wenn dieser selbe Schriftsteller mit erstaunlichem Zynismus schildern konnte, wie er die gefangenen Türken „gleichsam wie Hyänen im Käfig, ohne Haß, aber voll Ekel" betrachtete, und zum Schlusse die slawischen Heere mit heuchlerischem Pathos aufforderte, den heimischen Boden mit dem Blute der Ungläubigen zu tränken und den Weg zur Freiheit mit ihren Leichnamen zu pflastern, wenn

dies alles in der russischen liberalen (!) Presse geschrieben wurde,[1] so läßt sich schwer vorstellen, was die bulgarische und serbische liberale Presse über die Türken schrieb, mit welchem Gifte sie die Seele des friedlichen bulgarischen oder serbischen Bauern gegenüber dem „verfluchten Ungläubigen", dem jahrhundertealten Feinde der christlichen Kirche anfüllte. Der Krieg weckt stets die tierischsten Instinkte im Menschen, er löst die schlummernden und scheinbar längst überwundenen atavistischen Gefühle und Neigungen in ihm aus, er treibt ihn zu unerhörten Grausamkeiten und Verbrechen. Aber immerhin suchten die Kriegführenden in einigen Kriegen der letzten fünf Jahrzehnte, so im Deutsch-Französischen, Spanisch-Amerikanischen, Russisch-Japanischen Kriege, einige in den internationalen Abmachungen festgesetzte Regeln zu beobachten, sie enthielten sich der ärgsten Ausschreitungen, um nicht die öffentliche Meinung der neutralen Staaten gegen sich aufzubringen und für den Feind Sympathien zu erwecken. In dem Balkankrieg jedoch werden die Türken von den anstürmenden Bulgaren, Griechen, Serben und Montenegrinern außerhalb aller menschlichen Gesetze gestellt, hier gilt keine Einschränkung, keine Zurückhaltung. Dieser Krieg „des Kreuzes gegen den Halbmond" ist ein Vernichtungskrieg, in dem kein Unterschied gemacht wird zwischen dem feindlichen Soldaten im Blutrausch des Schlachtfeldes und dem bereits entwaffneten Gefangenen — ja auch nicht zwischen der kämpfenden türkischen Armee und der friedlichen türkischen Bevölkerung, die in vielen Fällen mit Feuer und Schwert ausgerottet und buchstäblich vom Erdboden weggewischt worden ist, damit die künftigen Expropriateure auf keinerlei Hemmnisse stoßen sollten.

Auf mich persönlich jedoch üben diese Reihen von Galgen, diese Massenhinrichtungen meist unschuldiger Leute, ja sogar diese Meuchelmorde der bulgarischen Krankenwärter an den unglücklichen türkischen Verwundeten keine so schaurige Wirkung aus wie das Milieu, in dem die Belagerung Adrianopels verläuft.

Die Gesandten und Delegierten auf der Londoner Friedenskonferenz lebten in Saus und Braus; sie besuchten Festessen und Feierlichkeiten, ließen sich von den Londoner Kleiderkünstlern neu einkleiden, und die englischen Blätter („Globe", 9. Januar 1913) berichteten voll Genugtuung und nationalem Stolze, die Balkandiplomaten sparten das Geld nicht, um sich nach der letzten englischen Mode zu kleiden. Um dieselbe Zeit jedoch spielte sich am fernen Balkan ein erschütterndes Drama ab, das von der humanen britischen Presse unbeachtet gelassen wurde, die sich sonst über die elende Lage der Neger in Belgisch-Kongo, diesem lockenden Ziele der englischen Imperialisten, so sehr aufregt. In dem von allen Seiten eingeschlossenen Adrianopel, das sich unter dem Kommando von Schukri Pascha seit Monaten heldenhaft verteidigt, befindet sich neben der Garnison eine Zivilbevölkerung von 80 000 Menschen, darunter Frauen, Kinder und Greise, die durch Hunger, Kälte und Krankheiten zugrunde geht! Es wird ein Waffenstillstand geschlossen, und dieselben Delegierten und Botschafter, die so gerne an allen Bällen und Festessen teilnehmen, die sich so gewählt und elegant kleiden, gestatten nicht, daß auch nur ein Stück Brot oder ein Glas Milch in die be-

[1] „Rußkoje Slowo", 7. Oktober 1912.

lagerte Stadt hineingelangt! Dafür verlangen sie aber, daß der Kommandant von Adrianopel den Transport von Proviant für die Belagerer und für die Balkanheere an der Tschataldschalinie unter der Mündung der türkischen Kanonen gestatte. Während des vierzigtägigen Waffenstillstandes sterben Kinder, Frauen, Greise in der belagerten Stadt vor Hunger und Erschöpfung; versuchen aber unglückliche Mütter mit Säuglingen an der Brust durch den Befestigungsring zu schleichen, so werden sie mit Kartätsch- und Gewehrfeuer in das Reich des Hungertodes zurückgetrieben. Als der russische General Skobeleff im Jahre 1881 bei der Belagerung von Geok-tepe einige hundert Frauen und Kinder, die sich aus den von den Russen bombardierten Befestigungen entfernen wollten, mit dem Bajonett zurücktreiben ließ, weckte diese „Heldentat" Skobeleffs einen Sturm der Entrüstung in vielen Organen der westeuropäischen Presse. Damals konnte Skobeleff noch darauf hinweisen, daß er keinen Waffenstillstand mit den Belagerten abgeschlossen hatte. Jetzt jedoch handelt es sich nicht um Hunderte, sondern um Zehntausende von Personen, denen sogar zur Zeit des Waffenstillstandes jedes Stück Brot verweigert wurde! Wer möchte danach noch zu bezweifeln wagen, daß die Menschheit dank der Propaganda der bürgerlichen Friedensprofessoren in der Milderung der Kriegsgreuel gewaltige Fortschritte gemacht hat?

„Die Teilung Polens," sagte einst ein Geschichtsprofessor, „legte den Grund für ein neues internationales Recht, das dem Fortschritt des Menschengeistes mehr entspricht." Ebenso kann man nun behaupten, daß die Balkanformel für den Waffenstillstand einen neuen „Fortschritt des Menschengeistes" auf dem Gebiet der Kriegführung darstellt. Wer möchte nun noch bezweifeln, daß die Welt bei dem Ausbruch eines Weltkrieges, der die Geschicke ganzer Staaten und die soziale Zukunft der herrschenden Klassen auf die Karte setzen würde, Vorgänge erblicken wird, die die fürchterlichsten Katastrophen aus Attilas Zeiten in den Schatten stellen werden? Einzig und allein das Proletariat, das die heutige soziale Ordnung mit ihren Klassengegensätzen, ihrem Militarismus und ihren Kriegen beseitigen will, wird die Menschheit vor der völligen Vertierung, vor dem Rückfall in das Kannibalentum der urzeitlichen Barbarei erretten.

Marx und seine russischen Bekannten in den vierziger Jahren.

Von **N. Rjasanoff.**

I.

Ein unversöhnlicher Feind des offiziellen Rußland, verhielt sich Marx zugleich sehr lange — bis zum Ende der sechziger Jahre — auch dem oppositionellen Rußland gegenüber wenn nicht direkt feindlich, so doch sehr skeptisch. Ungeachtet ihrer extremen Anschauungen flößten ihm die russischen Revolutionäre sehr wenig Vertrauen ein. Hierbei sprach bei Marx nicht bloß ein theoretisches Vorurteil mit. Es liegen uns Zeugnisse vor, aus denen hervorgeht, daß jenes Mißtrauen auch ein Ergebnis seiner persönlichen Bekanntschaft mit russischen Revolutionären war, obgleich diese — abgesehen von Bakunin, mit dem Marx schon vor 1848 Konflikte hatte — ihm sehr gut gesinnt waren und ihn, wie er sich selbst ausdrückt, „auf Händen trugen".

So schreibt er in seinen Briefen an Kugelmann, indem er ihm von der Übersetzung des „Kapital" in das Russische Mitteilung macht, über seine früheren Pariser Zusammenkünfte mit Russen folgendes (12. Oktober 1868):

Vor einigen Tagen überraschte mich ein Petersburger Buchhändler mit der Nachricht, daß das „Kapital" in russischer Übersetzung sich jetzt im Drucke befindet. Er verlangte mein Photogramm dafür als Titelvignette, und diese Kleinigkeit konnte ich „meinen guten Freunden", den Russen, nicht abschlagen. Es ist eine Ironie des Schicksals, daß die Russen, die ich seit 25 Jahren unausgesetzt und nicht nur deutsch, sondern französisch und englisch bekämpft habe, immer meine „Gönner" waren. 1843 bis 1844 in Paris trugen mich die dortigen russischen Aristokraten auf Händen. Meine Schrift gegen Proudhon (1847), ditto die bei Duncker (1859) haben nirgends größeren Absatz gefunden als in Rußland. Und die erste fremde Nation, die das „Kapital" übersetzt, ist die russische. Aber man muß das alles nicht hoch anschlagen. Die russische Aristokratie wird auf deutschen Universitäten und zu Paris in ihrer Jünglingszeit erzogen. Sie hascht immer nach dem Extremsten, was der Westen liefert. Es ist reine Gourmandise, wie ein Teil der französischen Aristokratie sie während des achtzehnten Jahrhunderts trieb. „Ce n'est pas pour les tailleurs et les bottiers" (Das ist nichts für die Schneider und Schuhmacher), sagte Voltaire damals von seiner eigenen Aufklärung. Dies hindert dieselben Russen nicht, sobald sie in Staatsdienst getreten, Halunken zu werden.[1]

Dieses Urteil ist außerordentlich hart. War es aber gerecht? Sprach hier nicht einfach der Haß eines „Germanen" den „Slawen" gegenüber, der Marx dieselben Invektiven in die Hand diktierte, die der „Slawe" Herzen gegen die „Deutschen in der Emigration" richtete?

Diese Fragen können nur beantwortet werden, wenn wir die „russischen Aristokraten" kennen lernen, mit denen Marx in den vierziger Jahren in Paris und Brüssel verkehrte.

Einen Hinweis darauf finden wir in den Erinnerungen Annenkoffs:[2]

Als ich im Jahre 1847 meine Reise durch Europa antrat, gab mir einer meiner Bekannten, ein Steppengutsbesitzer, der in seinem Kreise einen gewissen Ruf genoß als ausgezeichneter Sänger von Zigeunerliedern, als guter Kartenspieler und erfahrener Jäger, ein Empfehlungsschreiben an Karl Marx mit. Wie es sich herausstellte, stand er in den besten Beziehungen zu dem Lehrer Lassalles und dem zukünftigen Haupte der Internationale. Er hatte Marx versichert, daß er mit Leib und Seele seiner erhabenen Lehre, der Idee der Regelung der ökonomischen Lage Europas, ergeben sei, daß er nach Rußland zurückkehre in der Absicht, sein Gut zu verkaufen und sich und sein ganzes Vermögen der hereinbrechenden Revolution zu widmen. Weiter kann man füglich in seiner Begeisterung nicht gehen. Ich bin aber trotzdem überzeugt, daß der gute Mann im Moment, als er diese Versprechungen gab, es aufrichtig meinte. Nach Rußland zurückgekehrt, erst auf seine Güter und dann nach Moskau, dachte er natürlich nicht mehr an die begeisterten Worte, die er dem staunenden Marx gesagt, und starb erst unlängst als uralter, aber immer noch feuriger Junggeselle in Moskau. Es ist deshalb nicht sonderbar, daß nach dergleichen Vorkommnissen sowohl bei Marx als auch bei anderen die Überzeugung Platz griff und Jahre hindurch vorhielt, man müsse jeden Russen, der zu ihnen käme, für einen Spion oder einen gewissenlosen Betrüger halten. Ich hatte den Brief meines feurigen Gutsbesitzers, der noch in seiner enthusiastischen Stimmung war, benützt und war von Marx sehr freundlich aufgenommen worden. Marx befand sich in Brüssel noch unter dem Eindruck seiner Erinnerungen an diesen

[1] Briefe von Karl Marx an Dr. L. Kugelmann. Neue Zeit XX, 2. Band, S. 224.
[2] Ich zitiere nach der Übersetzung, die 1883 in der Neuen Zeit erschien.

klassischen Vertreter der „breiten russischen Natur", auf den er ganz zufällig gestoßen war, und sprach von ihm mit großer Teilnahme, indem er in dieser für ihn neuen Erscheinung, wie mir schien, ein Zeichen der unverfälschten Kraft des russischen Volkes zu erblicken glaubte.

Wenn in Betracht gezogen wird, daß diese Erinnerungen mehr als dreißig Jahre nach den geschilderten Ereignissen geschrieben wurden, so ist es nicht wunderbar, daß Annenkoff sowohl die Personen wie die Namen verwechseln konnte. In Marx' Papieren, die mir von Frau Lafargue freundlichst zur Verfügung gestellt wurden, fand ich den Brief, den Annenkoff Marx übergab. Er lautet wie folgt:

Mein lieber Freund!

Ich empfehle Ihnen Herrn Annenkoff, der Ihnen in jeder Hinsicht gefallen wird. Man braucht ihn nur zu sehen, um ihn zu lieben.

Er wird Ihnen von mir erzählen. Ich kann Ihnen jetzt nicht alles sagen, wie ich möchte, da ich in wenigen Minuten nach Petersburg reise.

Seien Sie von meiner treuen Freundschaft fest überzeugt. Vergessen Sie nicht

Ihren ergebenen Freund Tolstoi.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Autor dieses Briefes derselbe Tolstoi war, über den Marx am 26. Oktober 1847 aus Brüssel folgendes an Herwegh schrieb:[1]

Ich wollte Dich zudem bitten, den Bakunin zu fragen, auf welchem Wege, unter welcher Adresse und in welcher Weise ich einen Brief an Tolstoi gelangen lassen kann?

Daß Tolstoi mit Bakunin in enger Verbindung stand, ist gleichfalls ersichtlich aus Karl Grüns Erinnerungen, der das folgende ergötzliche Bildchen aus dem Leben der Russen in Paris liefert:

Unser persönlicher Verkehr blieb jedoch beschränkt, und das rührte wesentlich von unserer entgegengesetzten Lebensweise her. Bakunin und andere Russen, unter denen ich mich noch eines Grafen Tolstoi erinnere, taten eigentlich nichts als Zeitung lesen, sie machten die Nacht zum Tage, den Tag zur Nacht. Vor Mittag standen sie nicht auf, frühstückten, aßen um 6 Uhr zu Mittag und blieben bis 3, 4, ja 5 Uhr morgens im Kaffeehause. Dann gingen sie zu Bette, und mittags begann die höllische Runde aufs neue.[2]

Wer war nun dieser Tolstoi? Der Herausgeber von Herweghs Briefen weist mit der ihm eigenen Findigkeit in einer Fußnote auf den Grafen Leo Tolstoi hin. Aber der Autor des „Krieg und Frieden" war damals noch keine 17 Jahre alt und kam zum erstenmal 1857 nach dem Ausland. Nettlau, der sich auf einen Artikel in Herzens „Kolokol" beruft, glaubt dagegen, daß dies der bekannte russische Reaktionär Graf Dmitri Tolstoi war, der von 1866 bis 1880 den Posten eines Unterrichtsministers und von 1882 bis 1889 den des Ministers des Innern bekleidete. Aber auch diese Vermutung hält keiner Kritik stand. Der nachherige Minister wurde 1823 geboren und trat im Jahre 1843 in den Dienst der Kanzlei Ihrer Majestät der Zarin.[3]

[1] Briefe von und an Georg Herwegh. München 1896. S. 89.

[2] Karl Grün, Michel Bakunin, Die Wage. 4. Band, 18. August 1876, S. 498.

[3] Übrigens beruht diese Vermutung von Nettlau auf einer fehlerhaften Auffassung des russischen Textes. Die von ihm zitierte Stelle bezieht sich nicht auf Tolstoi, sondern auf Katkoff.

In Paris lebte damals ein anderer Tolstoi, der in der dortigen russischen Kolonie sehr populär war und in den literarischen Kreisen große Verbindungen besaß. Das war der bekannte Freund des berühmten Dichters Puschkin, der Dekabrist Jakow Nikolajewitsch Tolstoi. Der älteste der drei Söhne eines reichen Gutsbesitzers aus dem Gouvernement Twer (geboren 1791), erhielt er seine Erziehung in dem Pagenkorps, trat später in den Militärdienst ein und nahm teil an den Feldzügen von 1812 bis 1814. Im Verein mit Puschkin war er eines der Hauptmitglieder, fast die Seele des Zirkels, der unter dem Namen die „Grüne Lampe" bekannt war. Im Jahre 1821 veröffentlichte er eine Sammlung seiner Gedichte, darunter auch seine „Epistel an Puschkin", auf welche dieser mit seinen bekannten „Stanzen" antwortete.[1] Etwa um dieselbe Zeit trat er dem Dekabristenbund bei. Im Jahre 1823 fuhr er zur Heilung eines Fußleidens nach dem Ausland. Nach dem 14. Dezember 1825, als seine Beteiligung an dem Geheimbund aufgedeckt worden war, zog er es vor, in Paris zu bleiben. Nachdem er seinen „Flottsinn" wiedergefunden, trank er so eifrig „aus dem goldenen Becher des Horaz", daß er sich rettungslos in Schulden verstrickte. Bald brach „die Zeit des Reuens und Bedauerns" für ihn an; er erwarb sich die Protektion Paskewitschs, dem er in französischer Sprache einen Panegyrikus widmete, und bot der russischen Regierung seine Dienste an. Es wurde ihm gestattet, nach Petersburg zu kommen, und am 29. Januar 1837, dem Tage, wo sein alter Freund Puschkin an der Wunde starb, die er im Duell mit Dantes davongetragen hatte, erhielt er 10 000 Rubel zur Deckung seiner Schulden und die Ernennung zum Korrespondenten des Ministeriums der Volksaufklärung mit einem Gehalt von 3800 Rubel im Jahre.

Die Stellung, die Tolstoi seit dieser Zeit einnahm und in der er fast bis zu seinem Tode verblieb — so schreibt sein Biograph —, war äußerst rätselhaft und unbestimmt. So galt seine Stellung nicht als dienstlich, indessen erhielt er zur rechten Zeit dienstliche Aufträge und Orden; im Ministerium der Volksaufklärung nahm er keinen Posten ein, indessen stand er mit ihm in beständiger Verbindung, und seine Ernennungsurkunde wurde in den Archiven dieses Ministeriums aufbewahrt. Zu gleicher Zeit war er der dritten Abteilung der Kanzlei Seiner Kaiserlichen Majestät „für besondere Aufträge" zugeteilt, und selbst seine Diensternennung fand auf Grund einer „Order" des Grafen Benckendorff statt.[2] Nach den

---

[1] An J. N. Tolstoi.

O junger Philosoph, du fliehst
Des Lebens festlich bunten Reigen,
Und auf der Jugend Spiele siehst
Du mit des Tadels kaltem Schweigen,
Ersetzt hat dir die frische Trauer
Den Flottsinn, unsern höchsten Schatz,
Und Epiktetens Flammenschauer
Den goldnen Becher des Horaz.

O glaube mir, mein Freund: Sie kommt,
Die Zeit des Reuens und Bedauerns,
Die Zeit des Zweifelns und des Trauerns,
Die Zeit, wo dir sein Sinnen frommt!
Die Sterblichen verwöhnet Zeus,
Ein Spielzeug gönnt er jedem Alter —
Doch Kinderklappern sind dem Greis
Versagt vom weisen Allerhalter.

Die Jugendzeit kehrt nie zurück!
Genieß, was dir der Gott beschieden:
Der leichtbeschwingten Liebe Glück,
Des leichtbeschwingten Rausches Frieden!
Trink bis zur Neige Seligkeit!
Sei sorglos, eifre nicht vergebens!
Gehorche dem Moment des Lebens!
Sei jung in deiner Jugendzeit!

[2] Die dritte Abteilung übte die Funktionen der politischen Polizei aus. Graf Benckendorff war der berühmte Chef der Gendarmerie unter Nikolaus I.

Worten Jakob Nikolajewitschs[1] war dieser Posten der „einzige, der durch keinerlei Etats festgelegt war", und zu dem Zwecke kreiert, um „Rußland in den Journalen zu verteidigen" und Artikel zu widerlegen, die Rußland feindlich waren. Außer dieser sozusagen literarischen Seite seiner Tätigkeit hatte Tolstoi noch die Pflicht, sowohl mit dem Minister der Volksaufklärung wie mit dem Verweser der dritten Abteilung in stetem Verkehr zu stehen, da beide in gleichem Maße seine Vorgesetzten waren. Außerdem sandte er noch, namentlich am Ende eines jeden Jahres, offizielle Depeschen und Berichte nach Petersburg, deren Inhalt uns unbekannt ist. Es gab auch noch irgendwelche unbestimmte Aufträge, die zu der Kategorie der „besonderen" gehörten.[2]

Tolstoi war, um die Sache bei ihrem richtigen Namen zu nennen, ein Agent der russischen Regierung. Er beschränkte sich aber nicht darauf, die Funktionen der „Augen und Ohren" des Zaren auszuüben. Da es zu seinen „besonderen" Aufträgen gehörte, die Russen in Paris zu beobachten, so ging er bald von einfachen Denunziationen zu der Rolle eines literarischen agent provocateurs über. Als zum Beispiel der arme Iwan Golowin Vorbereitungen traf, um sein Buch „Der Geist der politischen Ökonomie" in französischer Sprache drucken zu lassen, erkundigte er sich bei Tolstoi, ob ihm dies nicht Unannehmlichkeiten bereiten würde. Tolstoi beruhigte ihn, sandte aber zu gleicher Zeit eine Denunziation nach Rußland, daß „das Werk, welches Golowin herauszugeben beabsichtige, von einem ungehörigen Geiste erfüllt sei".

Das ereignete sich im Januar 1843. Marx kam im November desselben Jahres nach Paris. Sehr möglich, daß er Tolstoi durch die Vermittlung Bakunins kennen lernte, der, nach den Worten Ruges, im Faubourg St. Germain ebenso oft war wie in den kleinen Kneipen, wo sich die Russen versammelten.[3] In seinen Bekanntschaften war Bakunin niemals wählerisch gewesen. Die wirkliche Rolle Tolstois war ihm wahrscheinlich ebensowenig bekannt wie den übrigen Mitgliedern der Pariser Kolonie. Es war Tolstoi um so leichter, seine literarische Tätigkeit zugunsten der russischen Regierung geheimzuhalten, als er seine Broschüren anonym oder unter irgend einem Pseudonym herausgab. Allerdings vermuteten einige Russen, daß der alte Freund Puschkins nicht nur Beamter des Ministeriums der Volksaufklärung war, sondern auch irgendwelche Beziehungen zu der russischen Botschaft unterhielt; aber bis 1846 gelang es Tolstoi, seine wirkliche Rolle geheimzuhalten. Erst als er über das Buch von J. Golowin, La Russie sous Nicolaus I, Paris 1845, eine Rezension schrieb, veröffentlichte der beleidigte Autor in der französischen Zeitung „Satan-Corsaire" die Mitteilung, daß Tolstoi ein Agent der russischen Regierung sei. Von dort ging diese Enthüllung in die „Augsburger Allgemeine Zeitung" (21. Juli 1846) über.

Marx lebte damals schon in Brüssel, und die sensationelle Enthüllung, die in Paris viel Aufsehen erregte, wurde ihm (in einem bisher unveröffentlichten Briefe vom 19. September 1846) von Engels mitgeteilt.[4] Nachdem er

[1] Das heißt Tolstois.

[2] B. Modsalewski, J. N. Tolstoi, Russkaja Starina. 1899. 10. und 11. Band.

[3] Auf der Rückseite eines Briefes von Dr. Loewenthal an Marx (27. Dezember 1844) finden sich zusammen die Adressen Tolstois und Bakunins.

[4] Ich benütze diese Gelegenheit, um Bebel und Bernstein meinen Dank auszudrücken, die mir gestatteten, den höchst interessanten Briefwechsel zwischen Marx und Engels zu benützen.

die Mitteilung der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" über die russische Botschaft und die Rolle, die Tolstoi dort gespielt, wiedergegeben, fährt Engels fort:

Dieser Tolstoi ist niemand anders als unser Tolstoi, der Edle, der uns vorlog, in Rußland seine Güter verkaufen zu wollen. Der Mann hatte außer seiner einen Wohnung, wo er uns hinführte, noch ein glänzendes Hotel in der Rue Mathurin, wo er die Diplomatie empfing. Die Polen und viele Franzosen haben das längst gewußt, nur die deutschen Radikalen nicht, bei denen er es für besser hielt, sich als Radikalen zu insinuieren. Der obige Artikel ist von einem Polen geschrieben, den Bernays kennt, und sogleich in den „Corsaire-Satan" und „National" übergegangen. Tolstoi hat, als er den Artikel las, weiter nichts bemerkt als sehr gelacht und Witze darüber gerissen, daß er endlich ausgefunden sei. Er ist jetzt in London und wird, da seine Rolle hier ausgespielt ist, dort sein Glück versuchen.... Daß nach diesem der von ihm empfohlene Annenkoff ebenfalls ein russischer Mouchard ist, c'est clair. Selbst Bakunin, der die ganze Geschichte wissen mußte, da die anderen Russen sie gewußt haben, ist sehr verdächtig.

Dennoch gelang es Tolstoi, sich sowohl vor der russischen wie vor der deutschen Kolonie zu rechtfertigen. Er hatte viele Freunde, während man Golowin, der kurz vorher mit einer Widerlegung des Buches von Custine über Rußland hervorgetreten war, nicht besonders traute. Bakunin stellte sich auf die Seite Tolstois, der es sicherlich nicht unterließ, ihm mitzuteilen, daß Golowin selbst um die Ehre nachgesucht hatte, Korrespondent des Ministeriums der Volksaufklärung zu werden, allerdings ohne die damit verbundenen Pflichten eines Agenten der dritten Abteilung. Engels irrt, wenn er glaubt, daß Bakunin und die übrigen Russen die ganze Geschichte Tolstois kannten. Sie war Golowin allein bekannt, der von ihr nur dank der Unvorsichtigkeit des Ministers der Volksaufklärung Uwarow erfuhr, der sie vor dem Bruder Golowins ausgeplaudert hatte. Jedenfalls hat Bakunin, der zu gleicher Zeit mit Golowin die grausame Härte Nikolaus I. zu spüren bekam, selbst in der Presse eine schroffe Scheidungslinie zwischen sich und Golowin gezogen.

Nur auf diese Weise kann man den Brief erklären, den Marx im Oktober 1847 an Herwegh schrieb, und aus dem hervorgeht, daß Bakunin, trotz der Aufdeckung der wahren Rolle Tolstois, mit diesem in guten Beziehungen blieb. Und wiederum war Engels, der sich beeilt hatte, bestimmte Schlußfolgerungen über Bakunin und Annenkoff zu ziehen, derjenige, der schon am 15. Januar 1847 an Marx schrieb:

Der Bernays hatte auch die Geschichte mit dem Tolstoi ausspekuliert oder sich vielmehr von Börnstein aufbinden lassen, denn der Börnstein bindet ihm auf, was er will.[1]

Annenkoff schrieb seine Erinnerungen mehr als dreißig Jahre später. Nur daraus läßt es sich erklären, daß Tolstoi — der, wie aus dem Briefe hervorgeht, den er Annenkoff mitgab, dessen guter Freund war — sich in einen „Steppengutsbesitzer" verwandelte, der zu Ende der siebziger Jahre in Moskau starb, und nur seine plötzliche Schlußfolgerung über den „Spion",

[1] Bakunin wohnte Ende 1844 in der Redaktion des „Vorwärts", wo ihn mit anderen Russen wahrscheinlich auch Tolstoi besuchte. Börnstein selbst erwähnt in seinen Memoiren den letzteren nicht. (Siehe Börnstein, 75 Jahre in der Alten und Neuen Welt. 1. Band, S. 347 bis 355.)

die er aus seiner Erzählung über die „breite russische Natur" zieht, zeigt, daß er sich des durchtriebenen Agenten der russischen Regierung dunkel erinnerte. Tolstoi erreichte den Rang eines Geheimrats und starb nicht in Moskau, sondern in Paris (im Jahre 1867), wo er auf dem Friedhof Père Lachaise bestattet wurde.

Als er die Bekanntschaft von Marx und Engels machte, war er fast doppelt so alt wie sie. Die Reputation eines Dekabristen und Freundes von Puschkin, seine Fröhlichkeit und sein Geist, seine stete Hilfsbereitschaft (er war der ständige Cicerone aller neuankommenden Russen in Paris) konnten Bakunin leicht täuschen, der sich nie durch besondere Vorsicht in seinen Bekanntschaften und durch gute Menschenkenntnis auszeichnete. Marx und Engels dagegen konnten für diesen alten Enthusiasten noch mehr Interesse empfinden, der sich, wie es ihnen schien, so aufrichtig für die Aufgaben der sozialen Rekonstruktion begeisterte.

Man kann nur bloße Vermutungen aufstellen, von welchen Motiven Tolstoi in seinem Bestreben geleitet wurde, die Beziehungen mit der deutschen Kolonie aufrechtzuerhalten. Er konnte durch sie wichtige Mitteilungen über die polnische Emigration erfahren, und die russische Regierung interessierte sich damals für das Leben und Treiben der letzteren nicht minder wie für das der russischen Kolonie. Es mag auch sein, daß Tolstoi mit der preußischen Gesandtschaft in Verbindung stand und der „befreundeten Macht" Dienste erwies.

Als Bakunin nach seiner Rede in der Versammlung der Polen vom 29. November 1847 aus Paris ausgewiesen wurde, äußerte sich der damalige Minister des Innern Duchâtel in seiner Beantwortung der Interpellation sehr zweideutig. Viktor Dave schreibt darüber folgendes:

Was waren denn die „Verschweigungen" des Ministers? Sehr einfach: Als die Regierung „Informationen" über Bakunin verlangte, antwortete Herr Kisseleff, der Vertreter Rußlands in Paris, wie folgt: „Es ist ein Mann, der nicht ohne Talent ist, wir haben ihn verwendet, doch diesmal ist er zu weit gegangen, und wir können seine Anwesenheit in Paris nicht mehr dulden." Derselbe Kisseleff versuchte übrigens in Paris unter den polnischen Emigranten das Gerücht zu verbreiten, Bakunin sei nichts mehr und nichts weniger als ein russischer Agent. Nun, wer war dieser Herr Kisseleff? Ein intimer Freund der Familie v. Westphalen, und Jenny v. Westphalen heiratete Karl Marx.[1]

Wird Herr Viktor Dave nun, nachdem er erfahren hat, daß Tolstoi, der intime Freund Bakunins, nicht nur das Werkzeug, sondern auch die rechte Hand Kisseleffs war, eine plausiblere Vermutung aussprechen?

Erst nach der Februarrevolution wurde Tolstois Rolle endgültig aufgedeckt. Es wurde bei ihm sogar eine Haussuchung vorgenommen. Sehr wahrscheinlich, daß eben er — im Bunde mit Bakunins Feinden — unter der aristokratischen polnischen Emigration besonders energisch die Gerüchte verbreitete, als deren Widerhall die Notiz in der „Neuen Rheinischen Zeitung" vom 6. Juli 1848 über Bakunin erschien. Derselbe Verdacht, der gleich nach der ersten Entlarvung Tolstois bei Engels wach wurde, mußte in dem Augenblick bei ihm wieder auftauchen, wo kein Zweifel mehr vorlag, daß der intime Freund Bakunins, den dieser gegen Golowin verteidigt hatte, in der Tat ein Agent der russischen Regierung war. (Schluß folgt.)

[1] Viktor Dave, Marx und Bakunin. Zürich 1905.

Eine kritische Phase der Arbeiterpartei.

Von **J. Sachse** (London).

An einem schicksalsschweren Wendepunkt ihrer jungen, aber bewegten Geschichte hat die eben stattgefundene 13. Jahreskonferenz der britischen Arbeiterpartei getagt. Alle inneren Gebrechen, die der Partei anhaften, alle äußeren Gefahren, die sie bedrohen, schienen sich verbunden zu haben, um sie zu zermalmen. Das gigantische Unternehmen, das die Partei darstellt, die teils in jahrzehntelangem Indifferentismus versunkene, teils in haderndem Sektentum zerklüftete englische Arbeiterklasse zu gemeinsamem klassenbewußten politischen Handeln zu vereinen, scheint nun die große Prüfung bestehen zu müssen.

Die englische Arbeiterklasse hat sich in titanenhaften Kämpfen in den letzten zwei Jahren auf eine höhere Stufe der sozialen Macht emporgerungen. Die Arbeiterpartei aber, die der politische Ausdruck und Grademesser dieser Entwicklung sein soll, erweist sich als unzulänglich. Daher ein allgemeines Gefühl des Unbehagens, der Enttäuschung und Unzufriedenheit. Jeder sucht den Grund des Übels an einem anderen Orte: einer bei dem toten Gewicht der zurückgebliebenen Arbeiterschichten, ein anderer bei der Unfähigkeit oder dem bösen Willen maßgebender Führer, ein dritter bei der Uneinigkeit der vorwärtsstrebenden Elemente. Interne Auseinandersetzungen bilden demgemäß die Signatur des Parteitags.

Die Schwierigkeiten und Mängel der Arbeiterpartei entspringen zwei Hauptursachen: der Zusammensetzung und Organisationsform der Partei und dann den sie umgebenden äußeren Umständen und der allgemeinen politischen Lage. Alle diese Schwierigkeiten lasteten schwer auf diesem Parteitag; auf der einen Seite das Damoklesschwert des Osborne-Urteils, das den Gewerkschaften verbietet, ihre Mitglieder zu politischen Zwecken zu besteuern, auf der anderen der Schatten der näherziehenden Parlamentswahlen.

Über die direkten Wirkungen des Osborne-Urteils möchten wir nur sagen, daß die Lage nachgerade äußerst kritisch geworden ist. Das Zerstörungswerk dieses judge made law (durch Richter gemachten Gesetzes) ist nun so weit gediehen, daß, tritt keine Änderung ein, der Zeitpunkt nahe ist, wo die Arbeiterpartei nicht mehr weiter kann, wo sie zusammenbrechen muß.

Die indirekten Wirkungen des Urteils sind aber nicht weniger gefährlich. In dem Augenblick, wo die Arbeiterpartei sich entschloß, die direkte Aktion der Gewerkschaften zur Umstoßung des Osborne-Urteils zu dämpfen und ihre ganze Hoffnung auf die friedliche parlamentarische Unterhandlung zu setzen, war sie der Regierung mit Haut und Haaren ausgeliefert.

Je mehr die Zeit verging, um so schwerer mußte es werden, die Gewerkschaften zum direkten Widerstand gegen das Gesetz anzufeuern, um so mehr war die Arbeiterschaft auf das Wohlwollen der Regierung angewiesen. Je drohender und verheerender die Wirkungen des Osborne-Urteils wurden, um so höhere Trümpfe hatte die Regierung gegen die Arbeiterpartei. Die Beseitigung des durch das Osborne-Urteil geschaffenen Zustandes wurde die wichtigste Lebensaufgabe der Arbeiterpartei. Und sie konnte nur erfüllt

werden, wenn sie die Regierung ständig bei guter Laune hielt. Die Arbeiterfraktion mußte der Regierung ständig und in allen Dingen vollständig zur Verfügung stehen; sie mußte die eigentlichen Forderungen der Arbeiter gänzlich in den Hintergrund drängen. Hätte man, wie es anfangs ohne Zweifel beabsichtigt war, den direkten Kampf der Gewerkschaften gegen das Osborne-Urteil gewählt, dann hätte jede neue Injunktion (Einhaltsurteil) die Empörung der Arbeiter gesteigert. So aber war jede neue Injunktion nur ein neuer Trumpf in der Hand der Regierung, eine neue Fessel für die Glieder der Arbeiterfraktion.

Mit einem Worte, die Arbeiterpartei hörte auf, eine freie Partei zu sein, sie war in ihrer ganzen Existenz und Zukunft von der Regierung abhängig. Die Londoner Jahreskonferenz tagte in dem kritischsten Stadium dieses Zustandes der Unfreiheit. Genau in derselben Stunde, als der Parteitag einen Mißtrauensantrag gegen die Fraktion verhandelte, nahm das Unterhaus die Osborne-Vorlage an, die den durch das Osborne-Urteil geschaffenen Zustand wenigstens einigermaßen zugunsten der Arbeiterpartei ändert. Der skrupellose Feldzug der Konservativen gegen die Vorlage, die ja selbst die Arbeiter noch keineswegs befriedigt, ist im letzten Augenblick zusammengebrochen, und das Oberhaus hat einen deutlichen Wink erhalten, ihr nicht in den Weg zu treten. Ehe diese Zeilen im Drucke erscheinen, wird die Entscheidung der Lords bekannt sein. Lassen sie die Vorlage passieren, dann wird die Arbeiterpartei erst wieder ihre Freiheit und volle Verantwortlichkeit zurückgewinnen. Verwerfen sie sie, dann wird die Partei auf mindestens zwei weitere Jahre noch fester an die Regierung gefesselt.

Der andere Grund der Schwäche und des mangelnden Selbstbewußtseins der Arbeiterpartei liegt in dem eigenartigen Charakter ihrer Organisation. Sie umfaßt die gesamte organisierte Arbeiterschaft des Landes und sie muß die Aufgabe lösen, die zurückgebliebensten und fortgeschrittensten Schichten in einer gemeinsamen Linie der praktischen Politik zusammenzubringen. Die Zeichnung dieser Linie bildet den Gegenstand der Uneinigkeit in der Arbeiterpartei. Der Standpunkt der Sozialdemokraten, der die politische Einheit der organisierten Arbeiterklasse als die einzig mögliche Form des sozialistischen Fortschrittes in England betrachtet, müßte der sein: die Politik der Partei muß so klassenbewußt und vorwärtstreibend sein, wie es ohne die unmittelbare Gefahr der Absplitterung der zurückgebliebenen Elemente möglich ist, und inzwischen müssen diese Elemente durch rastlose Aufklärungsarbeit emporgehoben werden. So schwer die praktische Ausführung dieser Aufgabe schon an sich ist, um so mehr wird sie erschwert durch die Uneinigkeit unter den Sozialisten selbst über Grundsätze und Methoden.

Seine hoffnungsloseste Gestalt nimmt das Problem bei der Frage der Bergarbeitervertreter an. Die Bergarbeiter haben sich erst vor drei Jahren der Arbeiterpartei angeschlossen, und zwar mit einer ganzen Unterhausfraktion von 15 Abgeordneten, die allesamt als Liberale mit Hilfe liberaler Wahlorganisationen gewählt waren. Bei den letzten Wahlen kandidierten sie zwar schon unter den Auspizien der Arbeiterpartei, aber das änderte zunächst nicht das geringste an den Organisationsverhältnissen. Unmittelbar vor diesem Parteitag schilderte ein Spezialberichterstatter des „Labour Leader", des Organs der I. L. P., die Zustände in Nuneaton, Warwickshire, einem typischen Bergarbeiterwahlkreis, wie folgt:

Nuneaton ist wahrlich eine Schmach für die Arbeiterpartei. Man vergegenwärtige sich ein Mitglied der Arbeiterfraktion, das die Statuten der Arbeiterpartei unterzeichnet hat und die Direktiven der Arbeiterfraktion empfängt, dessen Wahlkosten von dem Britischen Bergarbeiterverband getragen wurden und in dessen Wahlkreis trotz alledem bis in die jüngste Zeit keine Spur von einer politischen Arbeiterorganisation vorhanden war. Neun Zehntel der Wähler leben unter dem Eindruck, daß Mr. Johnson den Wahlkreis Nuneaton für die liberale Partei vertritt, und nichts ist geschehen, um dieser Auffassung entgegenzuwirken. Mr. Johnsons Versammlungen sind stets unter den Auspizien der liberalen Partei abgehalten worden; seine Kandidatur wurde bei den verschiedenen Wahlen mit Hilfe eines komplizierten liberalen Organisationsapparats — einschließlich eines permanenten Wahlagenten und Beamten der liberalen Zentrale — aufgestellt und gefördert. Die Liberalen betrachten den Wahlkreis offen als den ihrigen. Mr. Johnson zahlt jedes Jahr einen Beitrag in die Kasse der liberalen Parteiorganisation. Er wohnt der Jahresversammlung der liberalen Parteiorganisation des Kreises bei, erstattet Bericht über seine Tätigkeit und lädt die Delegierten zum Tee ein! Dagegen sind Arbeitergrundsätze nicht propagiert, die Gründung einer Arbeiterorganisation nie versucht worden. Es besteht nicht einmal eine Ortsgruppe der I. L. P. Man stelle sich eine Wahl vor, bei der ein Mitglied der Arbeiterfraktion kandidiert, aber keine Versammlung der Arbeiterpartei stattfindet und keine Arbeiterliteratur verteilt wird!

So sehen die Dinge in einer ganzen Anzahl von Wahlkreisen aus, die im Parlament von Mitgliedern der Arbeiterfraktion vertreten werden. In anderen, wo dieses besondere Problem der organisatorischen Verquickung mit den Liberalen nicht besteht, leidet die Partei einfach unter der Schwäche der Organisation und darunter, daß ihre Vertreter zwar nicht auf die Organisation, aber in höherem oder geringerem Maße auf die Stimmen der Liberalen angewiesen sind. Wenn man sich dazu noch die finanzielle Knebelung der Partei durch das Osborne-Urteil vergegenwärtigt, so kann man sich ausmalen, wie ihr zumute ist, wenn sie an den nächsten allgemeinen Wahlkampf denkt, der ihr spätestens im Jahre 1915 bevorsteht.

Was tat der Parteitag in dieser Situation? Er wandte sich auf gute alte englische Weise den Problemen zu, die eine sofortige Lösung gebieterisch forderten und einer solchen auch zugänglich schienen, während er im übrigen den Kopf in den Sand steckte oder, wo es nicht zu vermeiden war, Resolutionen faßte, die keine praktischen Folgen haben können.

Die ernsteste Auseinandersetzung galt der Frage der Parteidisziplin. Der Antrag darüber wurde vom Parteivorstand selber eingebracht, der seiner Zusammensetzung nach die verschiedenen Sektionen der Bewegung vollständiger zum Ausdruck bringt und demgemäß entschieden radikalerer Färbung ist als die Unterhausfraktion. Er hält von vornherein zwei verschiedene Seiten des Übels streng auseinander. Es seien ihm von den der Partei angeschlossenen Organisationen Klagen zugegangen über im Lande vorgekommene Verletzungen der Parteistatuten, ferner über Verletzungen der Parteiloyalität im Unterhaus. Gegen beide Arten des Disziplinbruches muß vorgegangen werden. Ein Abgeordneter, der durch seine Tätigkeit im Lande, das heißt in seinem Wahlkreis, die Parteistatuten verletzt, kann, wenn weder er noch seine Organisation eine zufriedenstellende Aufklärung liefert, auf den gemeinsamen Beschluß des Parteivorstandes und der Unterhausfraktion zeitweise oder dauernd von der

Fraktion ausgeschlossen werden. Dasselbe Verfahren trifft einen Abgeordneten, dessen Betragen gegen die in den Resolutionen der Konferenz niedergelegten Grundsätze und Taktik verstößt oder der die kollektiven Beschlüsse der Unterhausfraktion beharrlich bekämpft.

Der Vorwurf der Verletzung der Parteistatuten richtet sich gegen die äußerste Rechte der Arbeiterfraktion, der Vorwurf der Verletzung der Parteiloyalität im Unterhaus gegen die äußerste Linke. Die Klagen gegen die äußerste Rechte gingen von den angeschlossenen Organisationen, also von den Arbeitern im Lande aus; die Klagen gegen die äußerste Linke von der Unterhausfraktion. Der Parteivorstand nimmt eine Mittelstellung ein, indem er beide Klagen für berechtigt erklärt.

Es ist sehr bezeichnend, daß die so inkriminierte äußerste Rechte auf dem Parteitag keinen einzigen Verteidiger fand, am allerwenigsten unter den Delegierten der Bergarbeiter, und daß sich niemand mit einem Worte gegen die ihr angedrohten drastischen Maßregeln wandte. Dagegen erhob ein Vertreter der äußersten Linken, Will Thorne, einen Protest gegen die vorgeschlagene Verschärfung der Fraktionsdisziplin und verlangte größere Aktionsfreiheit. Da er aber den Gegensatz innerhalb der Fraktion als einen zwischen Sozialisten und Nichtsozialisten (in der technischen Bedeutung des Wortes) darstellte und keinen einzigen Fall vorzubringen wußte, wo seine Aktionsfreiheit eingeschränkt oder seiner sozialistischen Propaganda ein Hindernis in den Weg gestellt worden wäre, machte er auf den Parteitag keinen Eindruck. Auch Lansbury, gegen dessen aller Disziplin hohnsprechende und auch sachlich meist sehr fragwürdige Gefühlspolitik dieser Teil des Antrages hauptsächlich gerichtet war, fand bei der Konferenz wenig Sympathie.

Es wäre freilich ganz zwecklos gewesen, wenn der Parteitag sich darauf beschränkt hätte, die schuldigen Bergarbeitervertreter mit Ausstoßung zu bedrohen, aber im übrigen alles beim alten zu lassen. Er begriff, daß diese ererbten Übelstände nur durch tüchtige Organisations- und Agitationsarbeit zu beseitigen sind. Diese kann freilich nicht der Parteitag leisten, er kann nur seinen Entschluß kundtun und die Mittel zur Ausführung bieten. Das hat er denn auch sehr nachdrücklich getan. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der neue Parteisekretär Henderson sich mit großer Energie auf die Organisationsarbeit geworfen hat. Auch Peters, der ständige Wahlorganisator der Partei, leistet tüchtige Arbeit. Insbesondere wird der Gründung von Parteiorganisationen in den faulsten Bergarbeiterdistrikten große Aufmerksamkeit geschenkt. In anderen Wahlkreisen wird die Anstellung von Lokalorganisatoren von der Zentrale subventioniert. Ein auf das ganze Land sich erstreckendes Organisationsprojekt soll ausgearbeitet werden. Der Ausbau einer schottischen Landesorganisation ist in Vorbereitung. Es ist selbstverständlich, daß Organisation und Agitation sozialistische Agitation bedeuten. Wo eine politische Arbeiterorganisation besteht, da ist die I. L. P. ihre Seele und sie betreibt die Agitation. Wenn diese Arbeit energisch fortgeführt wird, dann wird die Partei den Wahlen mit größerer Zuversicht entgegensehen können, und die Erzwingung der Disziplin von den Bergarbeitervertretern wird nicht die Folge haben, ihre Wahlkreise den Liberalen auszuliefern.

Die Unzufriedenheit der äußersten Linken mit der Taktik und den Erfolgen der Arbeiterfraktion kam bei der Verhandlung eines formellen Mißtrauensantrags zum Ausdruck. Was aber von den Kritikern vorgebracht wurde, bezog sich nicht auf die besonderen Mängel der Arbeiterfraktion, sondern hätte ebensogut gegen jede sozialdemokratische Partei des Festlandes vorgebracht werden können: es war der Ausdruck der Enttäuschung über den Parlamentarismus überhaupt. Infolgedessen hatten die Wortführer der Fraktion ein leichtes Spiel: der Mißtrauensantrag erhielt ganze 14 Stimmen.

Aber nichts wäre falscher als die Schlußfolgerung, daß der Parteitag deswegen alles zufriedenstellend fand. Er glaubte mit der Beschlußfassung über die Parteidisziplin und über die Organisation das Nötige und das im Augenblick Mögliche geleistet zu haben und hielt es unter den geschilderten Umständen für zwecklos, der ganzen Fraktion noch besonders die Leviten zu lesen. Das beste Wort sprach der neue Präsident des Bergarbeiterverbandes, Robert Smillie, der sich für einen revolutionären Sozialisten erklärte und tatsächlich derjenige britische Arbeiterführer ist, der im Denken wie im Handeln dem Typus des deutschen Sozialdemokraten am nächsten kommt. Er sagte, auch er bestrebe sich, die Arbeiterfraktion in die Bahn des revolutionären Sozialismus zu leiten, aber dies könne jetzt nicht durch Mißtrauensanträge gegen die Fraktion, sondern nur dadurch erreicht werden, daß man die zurückgebliebenen Arbeiterschichten aufklärt.

Nur ein Beschluß, der mit dem eigentlichen Gegenwartsproblem der Arbeiterpartei nicht direkt zusammenhängt, sei noch erwähnt wegen seiner sachlichen Bedeutung und weil er zeigt, wie falsch es ist, die Gegensätze innerhalb der Arbeiterpartei schlechtweg als die zwischen Sozialisten und Nichtsozialisten hinzustellen. Wir meinen den Beschluß über das Frauenwahlrecht. Unter dem Eindruck des niederträchtigen Wahlmanövers der Regierung und in seiner Sympathie für die hintergangenen Frauen ließ sich der Parteitag dazu verleiten, die Arbeiterfraktion zur Ablehnung jeder Wahlreform aufzufordern, die Frauen nicht einschließt. Mit anderen Worten, die Arbeiterfraktion soll gegen eine Vorlage für das allgemeine Männerwahlrecht stimmen. Der Beschluß ist prinzipiell ebenso falsch wie taktisch unklug, und wir möchten den Arbeitervertreter sehen, der im Ernstfall eine solche Stellungnahme vor den $2^1/_2$ bis 3 Millionen entrechteten Arbeitern, um deren politische Rechte es sich hier handelt, rechtfertigen wollte. Der Antrag wurde aber just von den sozialistischen Organisationen, der I. L. P. und der Fabian Society, eingebracht und von dem jetzt mit Lansbury zusammengehenden Abgeordneten Snowden mit außerordentlicher Begeisterung befürwortet, dagegen von dem Bergarbeiterabgeordneten Walsh bekämpft. Der Antrag wäre auch tatsächlich abgelehnt worden, wenn die Bergarbeiter durch die Plötzlichkeit seiner Einbringung nicht daran verhindert worden wären, zu ihm Stellung zu nehmen.

Die Bergarbeiter stellen überhaupt nur deshalb ein parlamentarisches Problem dar, weil ein Teil ihrer alten Führer entwicklungsunfähig ist und einige Distrikte zurückgeblieben sind, wo sie isoliert leben und deshalb die Wahlkreise beherrschen. Aber in ihrer Masse gehören die britischen Bergarbeiter heute zu den fortgeschrittensten Schichten der britischen Arbeiterklasse, und auf den Konferenzen der Arbeiterpartei sind sie

entschieden ein sozialistischer und revolutionärer Faktor. Wie denn der Parteitag überhaupt von Jahr zu Jahr mehr von sozialistischem Geiste durchdrungen ist.

Die englische Arbeiterpartei hat jetzt und in der nahen Zukunft schwere Klippen zu umsegeln. Mit einer zielklaren Politik, mit Mut, Entschiedenheit und Energie zur rechten Zeit hätte sie manchen dieser Gefahren vorbeugen können. Jetzt aber wird jeder, der in ihr die hoffnungsvolle Wiedergeburt der britischen Arbeiterklasse sieht, die Augen vor manchen ihrer Fehler zudrücken und mit Angriffen und Vorwürfen zurückhalten, bis sie aus den Klauen des Osborne-Urteils befreit ist. Wenn sie dann die nächsten Wahlen überstanden hat, wird die Zeit für einen großen sozialistischen Vorstoß gekommen sein.

Ein logischer Hexenkessel.

Von **K. Kautsky.**

Genosse Keil bemängelt es, daß ich in meinem Artikel über die Eröffnung des württembergischen Landtags „aus der umfassenden Darstellung des Fraktionsvorstandes genau achtzehn Zeilen willkürlich herausgegriffen habe". Das wird mich nicht hindern, mit seiner Antwort ähnlich zu verfahren. Die „Willkür", mit der ich jene achtzehn Zeilen herausgegriffen, hatte darin ihren Grund, daß sie mir den Kern der Streitfrage zu enthalten schienen, den einzigen Versuch, die Haltung der württembergischen Landtagsfraktion sachlich zu begründen.

So werde ich aus der „umfassenden Darstellung" des Genossen Keil auch nur den Kern herausgreifen. Das ist einfach geboten, wenn man zu einer klaren Entscheidung kommen und sich nicht in einer Fülle nebensächlicher Einzelheiten verlieren will, wobei man vom Hundertsten ins Tausendste kommt, ohne ein Ende zu finden.

Jenen Kern bildet die Frage, ob die Bestimmungen der Verfassung und Geschäftsordnung die Anwesenheit der Fraktion bei der Eröffnung des Landtags durch den König geboten. Ist das der Fall, dann wird niemand diese Anwesenheit bemängeln, dann ist sie ebenso zu betrachten wie die Vereidigung der Abgeordneten. Alle weitere Diskussion darüber wird dann überflüssig.

Um darzutun, daß „die Beteiligung an der Landtagseröffnung eine gebieterische Notwendigkeit sei", beruft sich Keil auf die §§ 160 und 161 der Verfassung. Aber Keil muß selbst zugeben, daß die Fassung dieser beiden Paragraphen nicht „übermäßig klar ist". Der § 160 erklärt, die Zweite Kammer werde „durch das Erscheinen von zwei Dritteilen ihrer Glieder als vollständig besetzt angesehen". Der nächste entscheidende Paragraph lautet:

> Sollte bei Einberufung eines Landtags eine der beiden Kammern nicht in der nach § 160 erforderlichen Anzahl zusammenkommen, so wird sie als einwilligend in die Beschlüsse der anderen angesehen. Jedoch steht es in diesem Falle den erschienenen Mitgliedern der unvollzähligen Kammer frei, den Sitzungen der anderen mit Stimmrecht beizuwohnen.

Aus diesen Bestimmungen schließt die Fraktion folgendes: Wenn bei der Eröffnung des Landtags durch den König die Zweite Kammer nicht mit

zwei Dritteln ihrer Mitglieder vertreten ist, „*so hat sie*," wie Keil sagt, „*für die Dauer des Landtags aufgehört, zu existieren*"; die „Volkskammer" ist in die Luft gesprengt.

Vor der Verantwortung, ein solches Verbrechen an den Volksrechten zu begehen, schreckte die sozialdemokratische Fraktion zurück, und daher erschien sie bei der Eröffnung. So sagt Keil.

Ob wir ihm zustimmen, hängt davon ab, wie wir das Wort „Zusammenkommen" auslegen. Der Paragraph sagt: Zwei Drittel der Abgeordneten müssen *zusammenkommen*, soll die Kammer funktionieren können. Er sagt aber kein Sterbenswörtchen darüber, was unter dem Zusammenkommen zu verstehen sei. Man *kann* es wohl in dem Sinne auslegen wie die Fraktion, daß damit das Zusammenkommen bei der Eröffnung durch den König gemeint ist, aber man *muß* es nicht so deuten.

Das Zusammenkommen der Abgeordneten der Zweiten Kammer zerfällt in zwei Momente. Zuerst kommen sie mit der Ersten Kammer und dem Hofstaat zusammen, um dem König zu *huldigen*, und dann treten sie für sich allein zusammen, um ihre *Arbeiten* zu beginnen. Es frägt sich nun, was ist das Entscheidende für das Zusammenkommen: die Huldigung oder die Arbeit?

Man sollte meinen, wenn die Auslegung zweifelhaft ist, darf man vom Standpunkt der Demokratie nur jene gelten lassen, die das Zusammentreten der Zweiten Kammer für sich allein zum Beginn ihrer Arbeiten als das wesentliche Moment des von der Verfassung geforderten Zusammenkommens betont, und das Zusammentreten mit einem Haufen von Hofschranzen zu einem Königshoch als eine gleichgültige Zeremonie auffaßt. Sollte von reaktionärer Seite gegen diese Auffassung Einspruch erhoben werden, dann hätte die Fraktion für die demokratische Deutung einen Kampf zu führen. Statt dessen sehen wir, daß unsere Fraktion sich aus freien Stücken für die undemokratische Deutung entscheidet und einen Kampf für sie gegen die Parteigenossen führt.

Zu dieser grundsätzlichen Erwägung kommt aber noch eine praktische. Man stelle sich die Situation bei einer Landtagseröffnung vor. Im Sitzungssaal versammeln sich nicht bloß die Mitglieder der beiden Kammern, sondern auch das diplomatische Korps, der Hofstaat, diverse Prinzen — und inmitten dieser Gesellschaft sollen jetzt die Abgeordneten der Zweiten Kammer auf ihre Beschlußfähigkeit hin abgezählt werden!

Wie stellt sich Keil diese Prozedur vor? Die Verfassung bemerkt nichts darüber und beugt ihr klüglich vor, denn im § 160 bestimmt sie, daß die Abgeordneten sich vorher zu melden haben und daß der König die Eröffnung vollzieht, wenn sich bis zum Tage vor der angesetzten Landtagseröffnung die erforderliche Anzahl gemeldet hat.

Man zählt also die Abgeordneten, die sich an den Arbeiten der Kammer beteiligen wollen, am Tage vor der Eröffnung und nicht während des Festaktes.

Keil selbst scheinen die beiden Paragraphen denn auch nicht als ausreichende Stütze zu gelten. Er betont wohl:

> Die Frage, ob unter dem „Zusammenkommen" die Anwesenheit bei der Eröffnung zu verstehen sei, kann schon begrifflich nicht als eine offene angesehen werden.

Er verficht also die undemokratische Auslegung, verläßt sich aber nicht allein darauf, sondern bemerkt weiter:

Es kommt noch hinzu, daß nach der in Württemberg bestehenden Übung unmittelbar nach der Landtagseröffnung die Zweite Kammer, ohne daß bei der Eröffnung fehlende Mitglieder hinzutreten könnten, in aller Form eine Sitzung hält, in welcher der Alterspräsident die Leitung der Geschäfte übernimmt und in der Beschluß gefaßt wird über Termin und Tagesordnung der nächsten Sitzung.

Hier hätten wir also einen zwingenden Grund, der Eröffnungszeremonie durch den König beizuwohnen, auch für jene, die die Verfassung demokratisch deuten und die Forderung des Zusammenkommens nicht für den höfischen Firlefanz, sondern nur für die parlamentarische Arbeit gelten lassen wollen. Nach schwäbischer „Übung" sind eben Arbeit und Vergnügen so innig verquickt, daß niemand sich diesem entziehen darf, der sich jener widmen will.

In dieser überzeugenden Darstellung vermisse ich nur eines. Genosse Keil hat vergessen, uns Nichtwürttembergern zu berichten, wieso es kommt, daß die Kammer eine Sitzung abhält, zu der Mitglieder „nicht hinzutreten können". Was in aller Welt meint er damit? Es werden doch nicht die Türen des Sitzungssaals verschlossen oder Diener aufgestellt, die jeden Abgeordneten am Eintritt verhindern, der nicht vorher beim Königshoch dabei gewesen ist?

Man wird mir schon gestatten müssen, daß ich zu dieser schwäbischen Kunde ein kleines Fragezeichen mache. Sollte aber das Unglaubliche wirklich existieren, ein Brauch, der es Abgeordneten, die bei der Eröffnung fehlen, unmöglich macht, in der unmittelbar darauffolgenden Sitzung zu erscheinen und ihr Mandat auszuüben, dann wäre es doch die verdammte Pflicht der Fraktion, solch absurde „Übung" nicht zu einer Regel zu erheben, die einer Bestimmung der Verfassung gleich zu achten ist, sondern vielmehr die Abstellung dieses Unfugs energisch zu fordern.

Mit der Verfassung hat diese Übung jedenfalls nichts zu tun, und ein gesetzlicher Zwang darf aus ihr nicht gefolgert werden. Indes ist Keil mit seinen zwingenden Begründungen der Beteiligung an der Eröffnung noch nicht zu Ende. Er fährt fort:

Bei der Landtagseröffnung am 9. Januar dieses Jahres nun war die Sachlage dieselbe wie 1907 und 1911. Zu den staatsrechtlichen Gesichtspunkten aber kam jetzt noch das weitere Moment, daß unser alter Leonhard Tauscher das älteste Kammermitglied ist, somit als Alterspräsident zu fungieren hatte. Da Genosse Kautsky nach den Bestimmungen der Verfassung und der Geschäftsordnung fragt, die den Abgeordneten zur Teilnahme an der Landtagseröffnung zwingen, sei zu den schon angeführten Paragraphen auch noch § 164 der Verfassung zitiert, in dessen Absatz 6 es heißt: „Solange für die betreffende Kammer weder ein Präsident noch ein Vizepräsident bestellt ist sowie im Falle der Verhinderung derselben versieht in jeder Kammer die Stelle des Präsidenten das im Lebensalter älteste anwesende Kammermitglied." Diese Bestimmung wird im § 3 der Geschäftsordnung wiederholt.

Trotz dieser Wiederholung ist mir noch immer nicht klar geworden, wo denn eigentlich hier der „Zwang" zur Teilnahme an der Landtagseröffnung steckt. In dem Paragraphen heißt es ja nicht, der Älteste unter den Gewählten, sondern der Älteste unter den Anwesenden fungiere als

Präsident. War Tauscher nicht da, so wurde eben ein anderer Alterspräsident und damit basta. Die Sache war um so bedeutungsloser, als die Funktionen des Alterspräsidenten nicht der Rede wert sind. Aber anders scheinen sich die Dinge in der württembergischen Parlamentsluft zu formen. Keil sieht die düstersten Folgen auftauchen, wenn Tauscher nicht in der ersten Sitzung da war:

Kein Vorwand, meint er, würde den Genossen Tauscher vor dem Vorhalt geschützt haben, daß er aus politischen Rücksichten sich einer verfassungs- und geschäftsordnungsmäßigen Pflicht entzogen habe. Nicht nur im württembergischen Landtag, sondern auch in anderen Vertretungskörpern könnte unseren Genossen, wenn sie ihre Rechte geltend machten, mit dem Hinweis auf Württemberg erwidert werden: Ihr lehnt die gesetzlichen Pflichten ab, also könnt ihr auch keine gesetzlichen Rechte beanspruchen.

Mit steigendem Erstaunen und Bedauern habe ich diese Zeilen gelesen. Wie oben beim § 161 sehen wir auch hier beim § 164 einen sozialdemokratischen Parlamentarier aufs eifrigste bemüht, eine Bestimmung der Verfassung ganz reaktionär, das heißt im Sinne einer Bindung der Bewegungsfreiheit der Abgeordneten auszulegen. Hier ist aber dies Bemühen noch schlimmer als früher, denn der § 161 ist doch verschroben und unklar, also verschiedener Deutungen fähig. Der § 164 ist aber ganz klar und eindeutig. Er spricht nirgends auch nur mit einer Zeile von einer Pflicht eines bestimmten Abgeordneten, anwesend zu sein, um das Alterspräsidium zu übernehmen. Diese Deutung wird erst von unserem sozialdemokratischen Parlamentarier hineinphantasiert. Und dieses Phantasieprodukt reicht er dann unseren Gegnern als Handhabe, nicht nur unsere Bewegungsfreiheit einzuengen, sondern auch noch unseren Genossen gesetzliche Rechte vorzuenthalten!

Zum Glück ist es so fadenscheinig, daß es kein Unheil anrichten wird. Und ebenso fadenscheinig ist die ganze Berufung auf Verfassung und Geschäftsordnung zur Rechtfertigung des Erscheinens der Fraktion bei der Eröffnung des Landtags. Es hat auch einige Zeit gedauert, ehe sie darauf kam. Seit 1895 sitzen Sozialdemokraten im württembergischen Landtag, aber erst im Jahre 1907 nahm die Fraktion an der Eröffnung teil, und damals schob sie taktische Erwägungen in die erste Linie. Sie berichtete selbst darüber:

Die Eröffnung des Landtags fand mit dem üblichen Zeremoniell durch den König statt. Zum erstenmal nahm auch die sozialdemokratische Fraktion an ihr teil. Die Gründe zu dieser veränderten Haltung waren im wesentlichen taktischer Natur. Es lag kein besonderer Grund vor, gerade bei der Eröffnung des ersten Landtags der reinen Volkskammer eine Demonstration gegen das Königstum zu wiederholen, nachdem die Verfassungsreform zum guten Teil durch die Initiative des Königs selbst wieder ins Rollen gebracht worden war.

Hier wird also klar und deutlich ausgesprochen, daß man deshalb zur Eröffnung ging, weil das Fehlen eine Demonstration gegen die Monarchie bedeutet hätte.

Das sagte die Fraktion selbst, und Keil widerspricht ihr nicht. Einige Seiten weiter, nachdem er davon gesprochen, meint er aber:

Ich lasse ganz dahingestellt, ob es eine wirksamere Demonstration gegen die Monarchie darstellt, wenn man ängstlich dem Schalle eines Hochrufs ausweicht oder wenn man männlich an der Stätte erscheint, an die man durch den Volks-

willen berufen wurde, und demonstrativ die Beteiligung an der monarchischen Huldigung ablehnt.

Also dieselbe Aktion ist sowohl ein Verzicht auf eine Demonstration gegen die Monarchie als auch die wirksamste und einzig männliche Art der Demonstration gegen die Monarchie!

Keil merkt gar nicht diesen Widerspruch, und ebensowenig den andern, der darin liegt, daß dieselbe Aktion als Demonstration hingestellt wird und als eine durch die Verfassung und Geschäftsordnung erzwungene Handlung. Auch diese beiden Auffassungen schließen einander aus. Eine Handlung, zu der ich durch bestehende Vorschriften gezwungen werde, kann unmöglich eine Demonstration bilden, denn eine solche muß ein freiwilliger Akt sein. Und andererseits, bildet mein Erscheinen oder Fehlen bei einer Gelegenheit eine Demonstration, dann bezeuge ich damit, daß es in meinem Ermessen steht, ob ich erscheinen oder fehlen will.

Die Begründung des Erscheinens der Fraktion bei der Eröffnung ist also nichts als ein Netz von Widersprüchen, von Gründen, die einander gegenseitig aufheben.

Die Fraktion beziehungsweise ihr Verfechter Keil erklärt:

1. Sie ging zur Eröffnung, weil sie nicht gegen die Monarchie demonstrieren wollte.

2. Sie ging zur Eröffnung, weil sie aufs wirksamste und mannhafteste gegen die Monarchie demonstrieren wollte.

3. Sie ging zur Eröffnung, weil keinerlei Demonstration damit verbunden ist, sintemalen sie bloß den Geboten der Verfassung und Geschäftsordnung folgte.

Das sind die Gründe, die die Fraktion bewogen, ihr Verhalten bei der Landtagseröffnung in einer Weise einzurichten, die sie in Gegensatz zur großen Mehrheit der Gesamtpartei setzte, dem Gegensatz innerhalb der Partei in Württemberg neue Nahrung gab, dafür aber auch den Jubel unserer Gegner erweckte. Wem diese Gründe nicht zwingend genug zu solchem Vorgehen erscheinen, der ist offenbar ein verstockter, bösartiger Krakeeler, der es vollauf verdient, daß der Fraktionsvorstand ihm das Donnerwort entgegenschleudert: Ich klage an!

Zur Tarifbewegung im Baugewerbe.

Von **August Winnig**.

Noch vor sechs und acht Wochen, als man in der Öffentlichkeit noch gar nichts über die Absichten der Organisationen des Baugewerbes wußte und als auch diese Organisationen selbst über ihre gegenseitigen Pläne noch im unklaren waren, schwelgten betriebsame Artikelverfertiger im Entwerfen düsterer Stimmungsbilder. Man sah einen Zusammenstoß herankommen und schilderte mit der Miene des Kenners seinen Umfang, seine Streitgegenstände und sagte auch schon seinen Ausgang voraus. Das war zu einer Zeit, wo man, wie gesagt, in den beteiligten Kreisen noch nicht einmal wußte, wann und unter welchen Umständen man verhandeln würde. Jetzt ist man still geworden. Man fabuliert nicht mehr, sondern meldet knapp und trocken, dort und dann sei verhandelt worden, es sei aber noch zu keinem festen Er-

gebnis gekommen, und man werde dann und dort wieder zusammentreffen, um die Verhandlungen fortzusetzen. Die Gefahr eines schweren Kampfes steht vor der Türe, und ihr Ernst zwingt auch die sorglosesten Schreiber zur Zurückhaltung.

Der Stand der Tarifverhandlungen im Baugewerbe ist in der Tat recht ernst. Aus ihrem äußerlichen Verlauf scheint das freilich nicht hervorzugehen, der unterscheidet sich wenig oder gar nicht von dem gewöhnlichen Gange solcher Verhandlungen. Nach Überwindung einiger formaler Schwierigkeiten kam man Ende Dezember zum erstenmal zusammen. Die Arbeiter betonten ihre grundsätzliche Bereitschaft, das Vertragsverhältnis zu erneuern, und unterbreiteten den Unternehmern ihre Wünsche dazu. Sie bestanden darin: im Vertragsmuster sind einige Punkte (wie Akkordarbeit, Arbeitsnachweis, Vertragserfüllung) anders zu regeln; der Aufgabenkreis des Zentralschiedsgerichtes ist fester zu umgrenzen; die Verhandlungen über Lohn und Arbeitszeit sind örtlich zu führen und durch zentrale Festsetzung bestimmter Grundsätze zu fördern. So wünschten die Arbeiter die zentrale Festlegung einer allgemeinen Lohnerhöhung, damit die örtlichen Vertragsparteien grundsätzlich, aber nicht der Höhe nach gebunden wären; gegebenenfalls sei ein Mindestzuschlag auf die bestehenden Löhne zentral zu vereinbaren, über den die örtlichen Vertragsparteien nach Maßgabe der jeweils vorliegenden Verhältnisse hinausgehen könnten. Weiter wünschten die Arbeiter eine Erklärung, daß der Vereinbarung einer weniger als zehn Stunden betragenden Arbeitszeit in den einzelnen Lohngebieten nichts im Wege stände. Für die weiteren Verhandlungen schlugen die Arbeitervertreter folgenden Arbeitsplan vor: Zuerst zentrale Vereinbarung bestimmter Grundsätze für die örtlichen Verhandlungen, dann Einleitung dieser Einzelverhandlungen und Erledigung aller mit Lohn und Arbeitszeit zusammenhängenden Streitfragen, zuletzt Abschluß aller Verträge auf Grund eines zentral vereinbarten Vertragsmusters.

Diese ganzen Wünsche lehnten die Unternehmervertreter mit aller Entschiedenheit ab. In den darüber gepflogenen Beratungen versanken bald alle anderen Punkte vor dem einen: allgemeine Lohnerhöhung. Die Arbeitervertreter bemühten sich mit bewundernswürdiger Geduld und Zähigkeit, die Unternehmer zur Anerkennung dieser Forderung zu veranlassen, sie besprachen die Teuerung und die Leiden, die mit ihr über die Arbeiter gekommen sind, sie schilderten den Tiefstand der Bauarbeiterlöhne, sie sagten den Unternehmern, daß es geradezu aussichtslos erscheine, den Bauarbeitern angesichts der Steigerung der Kosten des Lebensunterhaltes eine Vertragserneuerung ohne allgemeine Lohnerhöhung zuzumuten — aber es war alles vergebens. Die Verhandlungen wurden abgebrochen ohne auch nur die Spur eines tatsächlichen Ergebnisses.

Am 22. Januar setzte man sie fort. Auch hier bildete die Forderung einer allgemeinen Lohnerhöhung wieder den hauptsächlichsten Streitpunkt. Die Unparteiischen bemühten sich, einen Mittelweg zu finden, indem sie vorschlugen, der Vorstand des Arbeitgeberbundes solle seinen Unterverbänden die Zubilligung einer Lohnerhöhung empfehlen; aber während die Arbeiter geneigt waren, diese Erklärung trotz ihrer unverbindlichen Form als Grundlage für die Einzelverhandlungen anzunehmen, lehnten sie die Unternehmer ab. Man hob trotz diesem klaffenden Gegensatz in der wichtigsten Frage die

Verhandlungen nicht gleich auf, sondern besprach noch einige grundsätzliche Fragen des Vertragsmusters. Obwohl dadurch der Anschein erweckt werden könnte, als hätten die Arbeitervertreter die Forderung einer allgemeinen Lohnerhöhung aufgegeben, entschlossen sie sich doch dazu; sie taten es, um die Stellung der Unternehmer zu den einschlägigen Fragen kennen zu lernen, zum Teil aber auch, um die Gegensätze nicht so scharf erscheinen zu lassen, daß die Entwicklung der Bautätigkeit darunter leiden müßte, was natürlich nicht im Interesse der Arbeiter liegen würde.

Auch diese Verhandlungen zeigten einen weiten Abstand in der Stellung der Parteien. Das gilt besonders für die Verkürzung der Arbeitszeit. Die Aussprache beschränkte sich zwar nur auf Allgemeinheiten, so daß man nicht sagen kann, wie sich die Unternehmer in den einzelnen Arbeitsgebieten verhalten werden, aber sie zeigt doch, daß es erst eines recht starken Druckes der Arbeiter bedürfen wird, ehe sich die Unternehmer zu einem halbwegs befriedigenden Entgegenkommen bereit finden lassen. Das gleiche gilt für die Forderung der Arbeiter, bei Akkordarbeit den Tariflohn sicherzustellen. Völlig unvereinbar erscheint die Stellung der Parteien zu den Arbeitsnachweisen. Alle diese Gegenstände haben ihre Bedeutung, und jeder von ihnen kann unter bestimmten Umständen den offenen Kampf herbeiführen, gleichwohl können und sollen sie nicht die Lohnfrage in den Hintergrund drängen, die aus zwingenden Gründen den Schwerpunkt der ganzen Bewegung bildet. Würde man über alle Gegenstände einig und fände keine befriedigende Lösung der Lohnfrage, so wäre damit für die Erneuerung der Verträge so gut wie nichts gewonnen. Aber sobald man über den Lohn einig wäre, hätte man damit dem Frieden eine breite Gasse gebahnt. Wie ist nun die Stellung der Parteien in der Lohnfrage?

Die Arbeiter fordern, wie schon bemerkt, grundsätzlich eine allgemeine Lohnerhöhung, deren Umfang der örtlichen Vereinbarung vorbehalten sein soll. Über das Maß der Lohnerhöhung, das heißt in welchen Grenzen sie sich ungefähr bewegen soll, liegen noch keine Kundgebungen vor. Die örtlichen Organisationen sollen die Forderungen aufstellen. Im allgemeinen faßt man als Ziel Lohnerhöhungen von 5 bis 8 Pfennig ins Auge, soweit nicht Verkürzungen der Arbeitszeit und andere Umstände ein Abweichen von dieser Bahn bedingen. Die Arbeiter dürfen zur Begründung ihrer Ansprüche auf zwei Tatsachen hinweisen: auf die außerordentliche Verteuerung der Lebensmittel und auf den gegenwärtigen Stand der Bauarbeiterlöhne. Die heutigen Löhne wurden im Jahre 1910 nach der Aussperrung durch Schiedsspruch festgesetzt. Sie stiegen durch die dabei vorgenommenen Erhöhungen um durchschnittlich 5 Pfennig oder durchschnittlich 9 Prozent. Man mag die seit jener Zeit eingetretene Verteuerung der Lebenshaltung noch so vorsichtig beurteilen, man wird nicht bestreiten können, daß sie mehr als 9 Prozent beträgt. Calwer berechnet für den Index von 17 Waren im Großhandel eine Steigerung von 16,4 Prozent. Das würde genügen, um die Lohnerhöhung von 1910 auch für die unteren Lohnklassen mit Stumpf und Stil zu verzehren, wo sie, wie bei den Löhnen von 30 bis 40 Pfennig, 13,3 bezw. 12,5 Prozent beträgt (wobei zu bemerken ist, daß die Erhöhung für die unteren Lohnklassen zumeist nur 4 Pfennig betrug). Die Kosten des Lebensunterhaltes sind also in der abgelaufenen Vertragszeit stärker gestiegen als die Löhne der Bauarbeiter, daran gibt es nichts zu drehen und

zu deuteln. Diese Tatsache erhält ihre volle Bedeutung aber erst durch die zweite, durch den gegenwärtigen Stand der Bauarbeiterlöhne. Der ist mit zwei Sätzen gekennzeichnet: reichlich drei Viertel aller Bauarbeiter stehen mit ihrem Jahresarbeitsverdienst unter 1400 Mark, und die gute Hälfte von ihnen bleibt mit dem Jahresverdienst gar noch hinter 1200 Mark zurück. Und dabei erforderte im Jahre 1912 (nach Calwers Berechnungen) allein der Nahrungsbedarf für eine vierköpfige Familie einen Jahresaufwand von 1314,50 Mark im Reichsdurchschnitt. Das sind Tatsachen, so wuchtig und so zwingend, daß kein ehrlicher Mann den Bauarbeitern unverschämte Begehrlichkeit vorzuwerfen vermag. Aber sie sind auch in dem Sinne zwingend, daß sie den Organisationen der Bauarbeiter von selbst das zu erstrebende Ziel setzen; für die Bauarbeiterverbände gilt in diesem Falle der kategorische Imperativ: ihr müßt!

Die Unternehmer haben bisher nicht versucht, diese für die Lohnansprüche vorgebrachten Gründe zu entkräften. Gleichwohl verhalten sie sich ablehnend. Sie können nicht! Das Baugewerbe kann die Last einer neuen Lohnerhöhung nicht mehr ertragen! Nun ist dieser Einwand so abgegriffen, daß man ihn am liebsten nicht beachten möchte; man könnte fast eine Preisaufgabe daraus machen, eine Lohnbewegung zu nennen, in der dieser Einwand nicht erhoben worden wäre. Das Zusammentreffen mehrerer Umstände bewirkt es jedoch, daß man ihn in weiten Kreisen für stichhaltig ansieht; darum soll hier geprüft werden, inwieweit er es wirklich ist. Die Verdienste im Baugewerbe sind nicht schlecht. Die Aktiengesellschaften im Baugewerbe haben in den letzten Jahren vielfach, nach bedeutenden Abschreibungen, Dividenden von 5, 6 und auch 10 Prozent ausgeteilt. Einige Gesellschaften, die weniger austeilten, waren stark am Baugrundhandel beteiligt und hatten sich dort übernommen, sie werden später um so mehr verdienen. Vereinzelt blieb überhaupt kein Geschäftsgewinn übrig, was sich aber ebenfalls aus der Verquickung der Bauausführung mit dem Baugrundhandel erklärt. Auf keinen Fall ist es zulässig, die Geschäftsergebnisse der Aktiengesellschaften im Baugewerbe als Beweisstücke für eine Notlage der Bauunternehmer zu verwerten. Dagegen spricht es für die Annahme einer ausreichenden Rentabilität der Baubetriebe, daß sich das Großkapital in steigendem Umfang dem Baugeschäft zuwendet. Das ist eine unbestrittene Tatsache. Die Behauptung von einer allgemeinen Abnahme der Rentabilität des Baugeschäftes trifft unter keinen Umständen zu. Was an dem Gerede von der Notlage des Baugeschäftes wahr ist, ist der Rückgang der Bautätigkeit seit der Mitte des vorigen Jahres und die gegenwärtige Unsicherheit hinsichtlich der nächsten Zukunft. Bis Ende Juli 1912 war das Baugewerbe gut beschäftigt, davon machten freilich Berlin mit seinen Vororten und noch etwa vier Großstädte eine Ausnahme. Die dann beginnende Flaue war zunächst nichts weiter als die regelmäßig zu beobachtende Sommerpause, die gewöhnlich bis Ende August anzuhalten pflegt, um dann einer Welle lebhafter Tätigkeit Platz zu machen. Die Ereignisse am Balkan und die damit geschaffene Möglichkeit eines Zusammenstoßes der europäischen Zentralmächte bewirkten dann die Lähmung des Geldverkehrs, die das in großem Umfang geldbedürftige Baugewerbe am fühlbarsten traf. So stehen die Dinge heute noch. Wie die Konjunktur in der nächsten Bauzeit wird, hängt weniger von der allgemeinen Geschäftslage als von den

politischen Geschehnissen ab. Sobald sich der Kriegssturm so weit gelegt, daß sich das Kapital wieder dreister hervorwagt, belebt sich auch die Bautätigkeit, denn in fast allen Großstädten, wozu freilich wiederum Berlin nicht gehört, besteht ein starkes Bedürfnis nach Wohnungen. Daran würde zunächst auch ein Abstieg der industriellen Konjunktur nichts ändern, es würde dadurch im Gegenteil für das Baugeschäft leichter, die nötigen Leihgelder aufzutreiben.

Nach dieser Betrachtung bleibt von dem Gerede über die Notlage der Baugeschäfte kaum etwas übrig. Man weist nun auf die Zusammenbrüche alter Geschäfte hin und will damit die Behauptung stützen. Aber solche Pleiten hatten wir doch zu allen Zeiten. Sucht man nach besonderen Erklärungen dafür, so darf man den außerordentlich gestiegenen Luxusaufwand in den Kreisen des gehobenen Mittelstandes nicht vergessen. Stünden die Maurermeister der sechziger Jahre wieder auf und sähen sie sich die Lebensweise eines großstädtischen Bauunternehmers von heute an, sie würden die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen. Und schließlich muß man bedenken, daß solche Kraftproben, wie die große Aussperrung im Jahre 1910, ebenfalls ihre Opfer fordern. Unter den Zusammenbrüchen der letzten zehn Jahre wird mancher sein, der jenem Kampfe zu danken ist.

Wesentlicher ist ein anderer Einwand, den die Unternehmervertreter gegen die Forderung einer allgemeinen Lohnerhöhung ins Feld führen, nämlich der, daß sie als Organisationsleitung nicht die Macht hätten, einer solchen Vereinbarung an zentraler Stelle bei ihren Mitgliedern Geltung zu verschaffen. Der Einwand ist darum wesentlicher, weil er wahrscheinlich zutreffend ist. Damit aber haben die Unternehmer dem Vertragswesen des Baugewerbes in seiner heutigen Form das Rückgrat gebrochen. Dies Vertragswesen sieht wohl Verträge mit örtlich oder regional abgegrenzten Geltungsgebieten vor, aber diese ganzen Einzelverträge sind durch einen Hauptvertrag zu einer Vertragseinheit zusammengefaßt, deren Träger die Zentralorganisationen sind. Die Zentralkörperschaften der beteiligten Organisationen haben für die Durchführung der Verträge einzustehen. Ein zentrales Vertragswesen ohne die Garantie der Zentralkörperschaften ist ein Unding. Indem sich der Arbeitgeberbund selbst die Macht zu Vereinbarungen abspricht, wie sie die Arbeiter fordern, erklärt er sich außerstande, den Pflichten nachzukommen, die ihm aus dem ganzen zentralen Vertragswesen zuwachsen. Es mag sein, daß die Unternehmervertreter diesen Einwand nur als taktische Finte aufgefaßt haben, tatsächlich aber haben sie damit den wundesten Punkt aufgedeckt, den es im Vertragswesen des Baugewerbes gibt. Dessen ganzes Weh und Ach ist zwar nicht von diesem Punkte zu kurieren, aber zu übersehen. Mangelnde Macht der Zentralleitung der Unternehmerorganisation, das ist bei neunzig von hundert Tarifkonflikten die Ursache. Das Zentralschiedsgericht fällt Entscheidungen, die örtliche Unternehmerorganisationen setzen sich lachend darüber hinweg und die Unternehmerzentrale zuckt mit den Schultern — non possumus! Freilich fällt es auch den Gewerkschaften zuweilen schwer, die Vertragsdisziplin aufrechtzuerhalten, aber bisher ist es ihnen immer noch gelungen, wenn auch nicht immer ohne Reibungen mit den Mitgliedern. So haben die Unternehmervertreter bei diesen Verhandlungen mit ihrer Erklärung das zugegeben, was

die Vertragspraxis seit 1910 ergeben hat, daß nämlich ihre Organisation nicht reif dazu ist, das heiß erstrebte zentrale Vertragswesen durchzuführen.

Nun haben sich die Gewerkschaften am Schlusse der letzten Verhandlung bereit erklärt, zunächst über das Vertragsmuster zu verhandeln. Damit haben sie selbstverständlich kein Tüttelchen von ihrer grundsätzlichen Forderung nach einer allgemeinen Erhöhung der Löhne aufgegeben. Sie werden zu dieser Forderung stehen, und sie werden sie auch, wenn sie nicht der Niedergang der Konjunktur übermannt, durchsetzen.

Es steht zwar für die Öffentlichkeit noch nicht fest, man muß aber damit rechnen, daß ein Kampf im Baugewerbe auch den Kampf im Holz- und Malergewerbe nach sich ziehen wird. Die im „Reichsbund baugewerblicher Arbeitgeberverbände" vereinigten Unternehmerorganisationen arbeiten einträchtig und nach festem Plane zusammen. Worin dieser Plan in letzter Linie gipfelt, ist aus dem Verlauf der Verhandlungen im Holzgewerbe zu sehen. Dort sind die bestehenden Verträge in vier Gruppen eingeteilt. Die Verträge haben alle vierjährige Dauer, und alle Jahre laufen die Verträge einer Gruppe ab. Die jetzt ablaufenden Verträge hätten nach diesem System auf vier Jahre, also mit Gültigkeit bis zum Jahre 1917, abgeschlossen werden müssen. Damit sind die Unternehmer plötzlich nicht mehr einverstanden, sie wollen jetzt eine dreijährige Vertragsdauer, um im Jahre 1916 mit dem Baugewerbe zusammen vor der Tariferneuerung zu stehen. Selbstverständlich werden sich die Arbeiter mit äußerster Entschiedenheit dagegen wehren.

So geht das Unternehmertum planvoll vor, um die Arbeiter vor immer größere Konflikte zu stellen und sie durch die Größe der Kämpfe zu erdrücken. Unter dem Gesichtspunkt des Tages betrachtet, ist das ein raffinierter Plan. Im geschichtlichen Zusammenhang dokumentiert sich darin das Gesetz des Klassenkampfes: unaufhaltsam geht die Mobilisierung der Angehörigen beider Klassen weiter, unaufhaltsam verbreitert sich die Front, unaufhaltsam steigert sich der Kampf. Und aus den Kämpfen, unter qualvollen Erschütterungen der Gesellschaft, wachsen allmählich die Grundlagen einer neuen, einer sozialen Organisation der Arbeit hervor.

Wer freilich in diesen Kämpfen mitzuwirken hat, an ihnen beteiligt ist und mitten im Gedränge steht, der sieht und muß sehen auf die unmittelbaren Gegenstände des Streits. Das sind in diesem Falle Lohnerhöhungen zum Ausgleich der Schröpfungen durch die Steuer- und Wirtschaftspolitik und zu einer bescheidenen Minderung eines großen Elends. So klein dieser Gegenstand erscheinen mag — er kann zu einem riesigen Zusammenstoß führen. Wie die Dinge heute stehen, ist ein Zusammenstoß wahrscheinlicher als der Friede.

Der ‚imperialistische Sozialismus'.

(Eine Entdeckung des Herrn Professor Charles Andler.)

Von **S. Grumbach** (Paris).

Mit der deutschen Sozialdemokratie ist es aus. Bebel wird Reichskanzler, Scheidemann Minister des Auswärtigen; Gerhard Hildebrand kann wieder in Gnaden aufgenommen werden, um die Kolonien zu verwalten; Noske wandert ins Kriegsministerium, Karl Leuthner muß seine österreichische

Nationalität aufgeben, um die Leitung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" zu übernehmen. Militärkredite, Kolonialkredite, Marinekredite werden von der sozialistischen Fraktion ohne Bedenken, freudigen Herzens bewilligt werden: Kautsky hat die Notwendigkeit theoretisch zu begründen. Und wenn der Weltkrieg endlich ausbricht, wird der große Generalstab durch den Parteivorstand der deutschen Sozialdemokratie ersetzt werden. ...

Auf Überraschungen muß man sich stets gefaßt machen. Seitdem Herr Professor Charles Andler, Inhaber des germanischen Lehrstuhls an der Pariser Sorbonne, organisiertes Mitglied der französischen sozialistischen Partei, Verfasser eines fünfhundert Seiten starken Buches über die „Ursprünge des Staatssozialismus in Deutschland", Verfasser eines in seinem Vaterland sehr verbreiteten Kommentars zum „Kommunistischen Manifest", den imperialistischen Sozialismus im zeitgenössischen Deutschland entdeckt hat — seitdem er diese Entdeckung in zwei längeren Artikeln („Action Nationale" vom 10. November und vom 10. Dezember 1912) verkündete und die gesamte bürgerliche Presse Frankreichs nicht aufhört, diese Artikel ausführlich zu zitieren, ohne daß unser französisches Zentralorgan die „Humanité" bisher ein Wort der Erwiderung gefunden hat, darf man nicht mehr daran zweifeln, daß Herr Charles Andler recht hat, wenn er wörtlich schreibt:

Es gibt von nun an in Deutschland einen teutonischen, kolonialfreundlichen Plündersozialismus.... Es ist eine Art von Betrug, wenn die Franzosen in den Saal Wagram gehen, um einige alte Sergeanten des Idealismus wie Scheidemann zu hören und zu applaudieren, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß nur die Rahmen des alten Bataillons übrig blieben, während die Mannschaftsbestände sich mit jungen Geschäftssozialisten füllen,... der neue deutsche Sozialismus wird imperialistisch sein,... man versteht deshalb die Haltung der deutschen sozialistischen Partei in den letzten Jahren. Sie war in der marokkanischen Affäre vollkommen eine Erobererpartei. Seit 1905 klagte Bebel die Regierung der Lässigkeit an,... der deutsche Sozialismus von heute verzeiht der deutschen auswärtigen Politik ihre ganze Vergangenheit. Er hat diese Politik angefochten, um seine oppositionellen Kräfte zu erproben. Im Begriff, seinen Teil von Einfluß auf die Geschäfte zu gewinnen, gewährt er der Dynastie, wie die bürgerlichen Parteien nach 1866, ihre Indemnitätsbill.... Der neue Sozialismus betrachtet es als seine gegenwärtige Aufgabe, das Volksbewußtsein den Machtideen, die dem Siege von 1870 entsprangen, zu öffnen,... die Zeit ist nicht fern, in der die deutsche sozialistische Partei... aufgehört haben wird, die Kredite für die neuen Rüstungen zu verweigern.... Fassen wir zusammen: für den neo-lassallianischen deutschen Sozialismus sind die Arbeiterklassen mit dem Kapitalismus solidarisch; sie sind solidarisch mit der Kolonialpolitik, sie sind solidarisch mit einer Rüstungspolitik, defensiv im Prinzip, offensiv, wenn es nötig ist; und wenn das Deutsche Reich in einen defensiven oder offensiven Krieg gerissen würde, so könnten die deutschen Arbeiter seine Niederlage nicht wünschen. Sie sind demnach solidarisch mit der in ihrem Lande errichteten politischen Konstitution und buchstäblich an der Erhaltung der regierenden Dynastie interessiert. Dieser Sozialismus ist neuartig durch die Abwesenheit von Skrupeln. Er behält eine wachsame Sorge für die unmittelbaren Arbeiterinteressen. Aber er schämt sich nicht, die Prinzipien zu biegen,... die neue Doktrin wahrt die Interessen eines einzigen Proletariats, des Proletariats Deutschlands....

Herr Charles Andler hat Gründe für das, was er behauptet, und liefert Beweise für seine „Feststellungen".

Herr Andler hat die Artikel und Bücher von Gerhard Hildebrand, Max Schippel und Leuthner gelesen. Also (um Andlersche Logik praktisch anzu-

wenden) verkörpern Gerhard Hildebrand, Schippel und Leuthner „den deutschen Sozialismus", die „deutsche sozialistische Partei" und die „deutsche Arbeiterklasse". Herr Charles Andler ist nicht so heruntergekommen, wie die deutsche Partei: er kennt noch Skrupel. Daß Gerhard Hildebrand aus der Partei ausgeschlossen wurde, teilt er mit. Er bedauert diesen Ausschluß übrigens „außerordentlich". Etwa weil er Hildebrand für einen guten Sozialisten hält? O nein. Er betont sogar, daß es ihm fern liege, sagen zu wollen, „er halte Hildebrand für einen Sozialisten". Seinen Ausschluß bedauert er deshalb, weil „es nichts nützte, Hildebrand zu verurteilen, wenn ein wachsender Bestand der Parteimitglieder denkt wie er". Daß sich in Chemnitz selbst die Gegner des Ausschlusses, die „Verteidiger" Hildebrands hüteten, sich mit seinen Theorien und Anschauungen einverstanden zu erklären, daß Adolf Müller-München vom Hildebrandschen Buche ausdrücklich sagte, daß „weder er noch irgend ein anderes Mitglied der Kommission seinen Inhalt teilten", daß Wolfgang Heine betonte: „Hildebrand ist ein Eingänger, der seine eigenen Wege geht, und ich speziell denke nicht daran, mich mit ihm zu identifizieren", das alles ist offenbar bedeutungslos. ... Nachdem Herr Andler festgestellt hat, 1. daß Hildebrand aus der deutschen sozialistischen Partei ausgeschlossen wurde, 2. daß er diesen Ausschluß bedauere, 3. daß er Hildebrand für keinen Sozialisten halte — macht er für alles, was Hildebrand geschrieben und gefordert hat, die gesamte deutsche Sozialdemokratie verantwortlich. Kann man ehrlicher, logischer sein? Auf der ersten Seite spricht er allerdings nur von einer „bedeutenden Fraktion des deutschen Sozialismus" — auf der zweiten Seite ist es immer noch eine „bemerkenswerte Menge deutscher Sozialisten" — auf der dritten Seite werden es „deutsche Sozialisten" schlechthin ohne weitere quantitative Bezeichnung — und von der vierten Seite ab hat sich der Andlersche „Gedanke" voll entwickelt: die „bedeutende Fraktion", die „bemerkenswerte Menge" werden auf 32 Seiten ersetzt durch die einfacheren Worte „der deutsche Sozialismus", „die deutsche sozialistische Partei". Herr Charles Andler gibt sich nicht gern mit Splittern ab — er geht aufs Ganze, wie alle schöpferischen Geister.

Im Jahre 1911 scheint er sich in Deutschland aufgehalten zu haben: zur Zeit der deutsch-französischen Marokkoverhandlungen. Was er bei den Sozialisten, den Arbeitern wie den Intellektuellen, und in der sozialistischen Tagespresse fand, war eine „seltsame Verwirrung". Die geringe Anzahl der Friedensmanifestationen fiel ihm auf und die „vielfachen Sympathien, die von Sozialisten für den ‚Agadirstreich' gezeigt wurde". Nachträglich ruft er die sozialistische Internationale und ihre französische Sektion ganz besonders zur Wachsamkeit auf: „Eine beträchtliche Menge deutscher Sozialisten hat sich zum Kolonialismus, zum Militarismus, ja vielleicht zum Kapitalismus bekehrt." ... Sind das Fastnachtsphantasien, Ausgeburten eines kranken, an nationalem Verfolgungswahnsinn leidenden Gehirnes? Wäre es möglich, daß ein leibhaftiger Universitätsprofessor seinen Verstand verloren hat?

Es sind andere Aussprüche da, die jedem Pathologen das Recht geben, sich mit dem Falle zu beschäftigen. Ich will einige herauslesen, die zu gleicher Zeit erkennen lassen, wie Herr Charles Andler das Vorhandensein eines neuen imperialistischen Sozialismus in Deutschland begründet:

Er empfindet, daß die alten Sozialisten aus der Zeit der Ausnahmegesetze oft ein richtigeres Gefühl hatten für das, was eine sozialistische Menschheit sein sollte, als die jungen! „Dieses Gefühl fängt an, selbst bei einem Bebel schwächer zu werden, und bei Kautsky zählt man die mürrischen Widerrufe und die großsprecherischen Widersprüche schon nicht mehr. Zweifellos führt ihn ein erzürnter Blick der Frau Rosa Luxemburg rasch zu den guten Prinzipien zurück. Doch kann die kriegerische Amazone des polnischen Sozialismus nicht allgegenwärtig sein, und die politische Linie der ‚Neuen Zeit' neigt dann zum Opportunismus." ... Ein großer Geist wie der des Herrn Charles Andler ist schwer zu befriedigen. Niemand vermag es ihm recht zu machen. „Die extremen Formeln der alten Doktrinäre können nur zur Starrheit führen," ... er ist also geneigt, den „Grundideen der jungen Sozialisten zuzustimmen," aber „er stößt ihre Schlußfolgerungen zurück". Er erinnert sich, daß Marx im Kommunistischen Manifest den Klassenkampf als Übergangsstadium bezeichne und daß Lassalle in seinem „Arbeiterlesebuch" vorschlage, die Arbeiterbataillone hinter das politische Ideal der liberalen Intellektuellen zu stellen. Diesem Gedanken, den er als einen „staatsmännischen" bezeichnet, gibt er in seiner Eigenschaft als Professor die Note „Gut" — und um nicht weniger staatsmännisch zu erscheinen, fügt er hinzu, daß man eine Politik, die selbst „in Kampfeszeiten und wenn die Klasseninteressen gegeneinander entfesselt sind, den im Kampfe stehenden Klasseninteressen das Interesse der Nation entgegenzustellen versteht", gutheißen soll. Er überläßt es seinen Lesern, sich auszudenken, in welcher Weise dieses über den Klassen stehende „nationale Interesse" gefunden und begrenzt werden solle, denn, wie er selbst sagt, ist er „ein Theoretiker, der die marxistische Engherzigkeit vermeiden möchte". Allerdings ist es schon nicht mehr ganz klar, ob er von sich oder von Gerhard Hildebrand spricht, dessen Ideen er ausführlich wiedergibt, zum Teil zustimmend, dessen „praktische Schlußfolgerungen er jedoch zurückweist".

Hildebrand schreibt in seiner Broschüre „Sozialistische Auslandspolitik":

Solange sozialistische Grundsätze in der Verteilung des Kolonialbesitzes nicht durchdringen können, haben wir Deutschen („wir anderen Deutschen", übersetzt falsch der Professor des germanischen Lehrstuhles) als die gegenüber Frankreich und England stark Benachteiligten, als die von Frankreich und England Jahrzehnte hindurch Zurückgedrängten im Notfall einmütig für die Durchsetzung der dauernden Lebensinteressen unseres Volkes einzustehen („einstehen" übersetzt der Herr Professor wohl nicht ohne Absicht verstärkend mit „poursuivre": verfolgen).

Was geht es unseren Seher an, daß Hildebrands Theorien in der deutschen Sozialdemokratie nicht die geringste Rolle spielen, daß er selbst am Anfang seines Artikels von Hildebrand sagt, daß er ihn nicht als Sozialisten betrachte: sein Herz empört sich und er weint:

So etwas wird während der Marokkoverhandlung geschrieben, ... das ist der Augenblick, den Sozialisten benützen, um zu rufen, daß man es (Deutschland) ersticke, daß es sich in der berechtigten Notwehr befinde, daß seine Arbeiterklassen verpflichtet sind, einem so tödlich verletzten Deutschland zu Hilfe zu kommen....

Herr Andler hat auch Schippel gelesen, den er „einen guten Preußen" und einen „rodbertusianisch gefärbten Marxisten" nennt. Daß Schippel sein Reichstagsmandat niedergelegt hat, weil er sich mit seinen Ansichten in allzu

großem Widerspruch mit der deutschen Partei befand, erwähnt der Herr Professor nicht. Da Herr Andler vor allem ein leidenschaftlicher Leser der „Sozialistischen Monatshefte" ist, zitiert er auch Quessel und Südekum, was ihm erlaubt, die Behauptung aufzustellen, daß „die sozialistische Gruppe im Reichstag mit einer wachsenden Regelmäßigkeit die Kolonialkredite bewilligt", daß sie beim Kriege gegen die Hereros zwar nicht für die Ausrottung eines ganzen Volkes gestimmt hat, „aber sich ihr auch nicht entgegenstellte". Keine Artikel verschaffen ihm jedoch eine reichere Ausbeute als die Karl Leuthners — des zur österreichischen Sozialdemokratie gehörenden deutschnationalen Abgeordneten im Wiener Parlament. Herr Charles Andler verschweigt seinen Lesern, daß Leuthner nicht zur deutschen Partei gehört, sich ihrer Kontrolle und der ihrer Parteitage also völlig entzieht. Dagegen läßt er Karl Leuthner als Beauftragten der deutschen Gesamtpartei auftreten. Wörtlich liest man: „Man sieht nicht ein, wozu die deutsche sozialistische Partei Delegierte ins Internationale Sozialistische Bureau nach Brüssel schickt, wenn sie in ihren offiziellen Organen oder durch Publizisten von der Autorität Karl Leuthners eine genau entgegengesetzte Propaganda machen läßt." ...

Die „offiziellen Organe" beziehen sich auf einige nicht witzlose Unterentdeckungen des Herrn Professors. Wie er schreibt, ist es dem „Vorwärts" nach dem Novembervertrag von 1911 passiert, die Demission des Kolonialministers v. Lindequist zu bedauern, die erfolgte, „weil er die Kongokompensationen für ungenügend hielt". — „In jenen Tagen trafen sich die Manifestationen des ‚Vorwärts' unter dem Anschein der Strenge gegen Herrn v. Kiderlen-Wächter mit der lärmenden Manifestation des Kronprinzen, und sie waren imperialistischer als der Kaiser." ... Als der Herr Professor das geschrieben hatte, packten ihn scheinbar einige Gewissensbisse. In einer kurzen Fußnote verlieh er ihnen Ausdruck: „Wir wissen wohl, daß der ‚Vorwärts' auch Artikel im entgegengesetzten Sinne veröffentlichte, und daß die ‚Leipziger Volkszeitung' sich dieselben Schwankungen erlaubte." Und als ob er sich vor sich selbst rechtfertigen wollte, verweist er als Beleg auf einen 95 Prozent seiner Leser unzugänglichen Artikel Schippels in den „Sozialistischen Monatsheften"! ... Eine Sekunde später läßt ihn sein inneres Auge Ungeschehenes als „Tatsache" erkennen: „Tatsächlich wäre der Reichstag, wenn die deutsche Regierung den Forderungen, ihn einzuberufen, gewichen wäre, zu ärgeren Abenteuern hingerissen worden als dem seines Marineerpressungsversuchs, und es ist wahrscheinlich, daß die sozialistische Gruppe an dieser Entfesselung des nationalen Wahnsinns teilgenommen hätte (die Haltung Bebels beweist es). ... Hat Bebel in Jena in seinem Referat über die Marokkofrage nicht gesagt: „Die Parole heißt nicht abrüsten, sondern aufrüsten." ... Und Herr Charles Andler, der ein ehrlicher Mann ist, bringt es fertig, diesen Ausspruch, der als Wiedergabe eines leitenden Gedankens der herrschenden Kreise so unzweideutig wie nur möglich war, als eine von Bebel an die deutsche Arbeiterklasse ausgegebene Parole zu deuten.

Damit hat Herr Charles Andler den wissenschaftlich klaren Beweis erbracht, daß die deutsche Sozialdemokratie „bereit ist, die militärischen Kredite zu bewilligen, entschlossen, die deutsche Diplomatie nicht mehr zu quälen, und geneigt, ihre Solidarität mit der Dynastie zu betonen. Das ist

der einzige Sozialismus, der jemals zur Macht gelangen kann: drum wird er den Sieg davontragen"....

Seit zwei Monaten hat sich die bürgerliche Presse Frankreichs an den von Andler so reichlich gedeckten Tisch gesetzt, um jedesmal nach der Verspeisung des deutschen Sozialismus die französischen Sozialisten an ihre vaterländischen Pflichten und die Regierung an die notwendigen Neurüstungen zu mahnen. Herr Charles Andler wird dabei stets als der bekannte „sozialistische Vorkämpfer" gepriesen. Wir wollen bei diesem Lob nicht ausbleiben und an die französische Partei nur die eine Frage stellen: Welche Ehrung sie dem liebenswürdigen „Parteigenossen" erweisen will? Die deutsche Sozialdemokratie wird gern etwas beitragen, besonders wenn Herr Charles Andler sich entschließen könnte, ihr unzweideutig nachzuweisen (was ihm sicher nicht schwer fällt), daß sie schon längst im Besitz der Kruppschen Kanonenfabrik ist, daß Wilhelm II. zur Berliner Parteiorganisation gehört, und daß ihre Statuten eine geheime Bestimmung enthalten, durch die jedes Mitglied verpflichtet wird, ein Bildchen von Bismarck auf der Brust zu tragen.

Literarische Rundschau.

G. Hervé, **Mes Crimes ou once ans de prison pour délits de presse, Modeste Contribution à l'Histoire de la liberté de la presse sous la troisième République.** (Meine Verbrechen oder elf Jahre Gefängnis für Preßdelikte. Ein bescheidener Beitrag zur Geschichte der Preßfreiheit unter der dritten Republik.) Paris 1912, „Guerre Sociale". 381 Seiten. Preis 2,50 Franken.

Das Buch stellt eine Sammlung von Artikeln Hervés dar, für die er im Laufe der Jahre 1901 bis 1912 gerichtlich verfolgt und insgesamt zu elf Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Herausgegeben von den Freunden Hervés, um die Kampagne für seine Befreiung aus den Kerkern der Republik zu fördern, sind die Artikel von einer Vorrede Hervés begleitet, in der er auf seine „Verbrechen" einen kritisch-prüfenden Blick wirft. Das Buch ist in dreifacher Hinsicht interessant. Erstens, obgleich es dem steten Leser des Organs Hervés „La Guerre Sociale" nichts Neues bringt, wird es auch von diesem, dank der packenden und lebhaften Darstellungsweise und dem großen agitatorischen Talent des Autors, mit großem Interesse gelesen. Ein um so schätzbareres Mittel zur Erkenntnis des „Hervéismus", der jedenfalls eine nicht unbedeutende Strömung in der französischen Arbeiterbewegung darstellt, bildet das Buch für die außerhalb Frankreichs wohnenden Genossen. — Zweitens stellt die Sammlung der Hervéschen Artikel, worauf der Untertitel mit Recht hinweist, einen interessanten „Beitrag zur Geschichte der Preßfreiheit unter der dritten Republik" dar. Elf Jahre Gefängnis im Laufe von elf Jahren journalistischer Tätigkeit, darunter sechs Jahre und drei Monate im Laufe der letzten zwei Jahre — eine solche „Preßfreiheit" würde sogar Preußen oder Rußland zustatten kommen! Sicherlich ist die Sprache Hervés oft im höchsten Grade brutal — ja fast provozierend. Aber soll tatsächlich — wie einst Marx fragte — „grau in grau die einzige, die berechtigte Farbe der Freiheit sein? Soll die Bescheidenheit, die nach Goethe das Charakteristische des Lumpen ist, auch unbedingt den Geist zieren?" Somit, zugegeben sogar die Brutalität in der Sprache Hervés, bleiben trotzdem seine Verurteilungen ein Schandfleck auf dem Gewissen der bürgerlichen Republik, der selbstverständlich auch nicht durch die seitdem stattgefundene Begnadigung Hervés beseitigt werden kann.

Aber noch in einer Hinsicht verdient das Buch unsere Aufmerksamkeit. Und zwar als ein Versuch Hervés, seine Agitationsmethode einer „Revision" zu unter-

ziehen. Diese „Revision" hat sogar zu einem Gerücht Veranlassung gegeben, Hervé sei ein „büßender Hervéist" geworden. In Wirklichkeit trifft es nicht zu. Hervé erkennt an, daß die Art, in der er seine „antipatriotische" Agitation trieb, selbst der Gebrauch des Wortes „Antipatriotismus" „ein pädagogischer Fehler" war. Auch sonst ist seine heutige Stellung nicht in allem mehr die von gestern; er hat sie einer kritischen Prüfung unterworfen und Mehrfaches in seiner Taktik — insbesondere das, was er dem Anarchismus verdankte und was ihn mit demselben verband — als Verirrung anerkannt. Aber trotzdem ist Hervé sich selbst treu geblieben. Heute wie gestern ist der „Hervéismus" eine neue Ausgabe des alten Blanquismus, des alten revolutionären Demokratismus mit allen seinen Schwächen und seinen Vorzügen. Somit bleibt er selbstverständlich in vielfacher Hinsicht der Gegenstand der schärfsten Kritik seitens des Marxismus. Aber gleichzeitig — und vielleicht noch in höherem Grade — ist er kennens- und achtungswert — als eine Strömung, die im Kampfe „gegen die bürgerliche Unterdrückung und Ausbeutung keinen Kompromiß kennt" Daher ist auch das Buch in vielen Hinsichten lesenswert. Z. Leder.

Asiatisches Jahrbuch, herausgegeben im Auftrag der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft von Dr. Vosberg-Rekow, für 1912. Berlin, Verlag J. Guttentag. Preis 7,50 Mark.

Die asiatischen Probleme stehen im Mittelpunkt der weltpolitischen Diskussion. Es ist deshalb zu begrüßen, wenn die Deutsch-Asiatische Gesellschaft in Jahrbüchern die wichtigsten Ereignisse der asiatischen Tagesgeschichte und die wichtigsten geographisch-statistischen Tatsachen zusammenfassend wiederzugeben bestrebt ist. Der vorliegende erste Jahrgang zerfällt in zwei Teile. Im ersten werden in kurzen Abhandlungen die wichtigsten Probleme der asiatischen Politik erörtert; im zweiten, besonderen Teil werden einige Tatsachen aus der Geographie, Geschichte und den Handelsbeziehungen der Länder wiedergegeben.

Das ganze Werk ist leider von dem sehr engen Gesichtskreis der deutschen Handelsbeziehungen, des Kaufmanns, verfaßt. Eine nähere Untersuchung über die wirtschaftliche Entwicklung und die weiteren Aussichten dieser in den behandelten Ländern findet man hier nicht. In dem ersten Teil versuchen einige Autoren wie Rohrbach und v. d. Goltz allgemeine politische Perspektiven zu entrollen. Sie erfüllen ihre Aufgaben nur oberflächlich. Rohrbach kannte bei Abfassung seines Artikels die Ergebnisse des Balkankriegs noch nicht und sah in der Türkei einen wichtigen politischen Faktor. v. d. Goltz rät den Türken, beileibe nicht an Stelle des Militärstaats einen Rechtsstaat zu setzen. Ein Graf v. Schweinitz meint, daß das Unglück der Perser, denen er übrigens volles Lob zollt, von ihrem Übermut herrühre. Dr. Zugmayer glaubt, daß die Oberherrschaft über Indien der weißen Rasse erhalten bleiben muß usw. Wir wollen uns an dieser Stelle mit den Autoren dieses Jahrbuchs nicht auseinandersetzen. Wir führten diese Bemerkungen bloß an, um die politische Tendenz des Werkes zu kennzeichnen, in dem sich die politischen Ideale des Exportkapitals widerspiegeln. Darin wie in den tatsächlichen Angaben liegt auch der Wert des Jahrbuchs, und wir können nur wünschen, daß die Deutsch-Asiatische Gesellschaft fortfährt, solche Jahrbücher herauszugeben. Sp.

Zeitschriftenschau.

„Nascha Saria" (Unsere Morgenröte) bringt in den Doppelnummern 9/10 und 11/12 zunächst eine Reihe von Artikeln über die Wahlen zur vierten Duma. Wir erwähnen den Artikel von N. Tscherewanin, „Die Ergebnisse des Wahlkampfes", in dem der Verfasser das Fehlschlagen des Versuchs der Oktobristen betont, einen Block aus den Großgrundbesitzern und der Stadt- und Landbourgeoisie

zu bilden. Bemerkenswert ist ferner der Artikel von Lewitzki, „**Die Sozialdemokratie in der zweiten Städtekurie**", der interessante Ziffern enthält. Der Verfasser zählt 63 Fälle, in denen die Sozialdemokratie den Wählern als mehr oder minder organisierte Macht gegenübertrat; von 53 dieser Fälle waren 32, in denen sie den Sieg davontrug, indem sie die Wahl von 61 Wahlmännern bewirkte; in 21 Fällen unterlag sie. Die Zahl der sozialdemokratischen Wahlmänner betrug 100 ohne die Wahlmänner der Arbeiterkurie und belief sich mit diesen auf 220 bis 240; das bedeutet mehr als die Hälfte aller Wahlmänner der Linken. In 27 Wahlbezirken vereinigten die sozialdemokratischen Kandidaten 35 Prozent aller abgegebenen Stimmen (43 549) auf sich. Man kann annehmen, daß die Sozialdemokraten im allgemeinen in der ganzen zweiten Städtekurie 90 000 bis 100 000 Stimmen erhielten; rechnen wir hierzu noch mindestens 200 000 Stimmen, die sich in der Arbeiterkurie auf die sozialdemokratischen Kandidaten vereinigten, so erhalten wir eine Zahl von 300 000 sozialdemokratischen Stimmen, was bei den gegenwärtigen russischen Verhältnissen und in Anbetracht des Wahlgesetzes vom 3./16. Juni eine recht bedeutende Zahl darstellt und zum Beweis für die Stärke der sozialdemokratischen Partei dient.

Wir erwähnen noch den Artikel von M. Oskaroff, „**Die Ergebnisse der Wahlen in der Arbeiterkurie**", der sich leider einer wenig ernsthaften Polemik gegen die gegnerische Fraktion der Partei befleißigt. Nach der darin enthaltenen Berechnung hatten 3500 industrielle Unternehmungen das Recht, an den Wahlen teilzunehmen, das heißt sie waren in die Wahllisten der Arbeiterkurie eingetragen, während die anderen davon ausgeschlossen waren. Von dieser Zahl nahmen ungefähr 600 Fabriken und Werke nicht an den Wahlen teil (ein Sechstel), aber nur ungefähr 50 Werkstätten boykottierten die Wahlen tatsächlich. Die große Masse der Arbeiter ging zur Wahlurne, um ihre Klassenfeinde auf dem politischen Gebiet zu bekämpfen. Immerhin war die Wahlenthaltung ziemlich groß, besonders in den Kreisen der Textilindustrie, während der Prozentsatz der Wahlbeteiligung in den Zentren der Metallindustrie ein höherer war. Infolge des Zustroms der Geistlichkeit verloren die Arbeiter einen Deputiertensitz im Gouvernement Perm und zwei Sitze im Gouvernement Wiatka.

Z. Oloff zeigt in seinem Artikel über „**Die Wahlen in den baltischen Gouvernements**", daß die Sozialdemokratie eine Zunahme ihrer Stärke und ihres Einflusses bewiesen hat. Die Arbeiterkurie gehört ganz den Sozialdemokraten. Auf der anderen Seite freilich schließen sich die lettische städtische und die ländliche Bourgeoisie zusammen, indem sie eine gemäßigt liberale Partei bilden, die sich der Arbeiterpartei, zu gleicher Zeit aber auch dem deutschen reaktionären Adel, feindlich gegenüberstellt.

In den Nummern 11 und 12 finden wir noch einen Artikel von Michailoff „**Zur Charakteristik der heutigen Arbeiterbewegung in Rußland**", der sehr belehrende Zahlenangaben enthält. Nach den Statistiken des Verfassers fanden im Laufe des letzten Jahres allein in den der Aufsicht der Fabrikinspektion unterstellten Fabriken ungefähr 2000 politische Streiks statt; wenn wir noch die Unternehmungen des Staates, des Transports, die Werkstätten der Handwerker, die Bauplätze der Zimmerleute hinzurechnen, so wird die Zahl der politischen Streiks wahrscheinlich 3000 überschreiten. Die Zahl der Arbeiter, die sich an diesen demonstrativ politischen Streiks beteiligt haben, macht nicht weniger als 1 065 000 aus, von denen 950 000 Arbeiter in Fabriken beschäftigt sind, die der Aufsicht der Fabrikinspektion unterstehen, das heißt also beinahe die Hälfte der Gesamtzahl der in diesen Betrieben Tätigen. Die Arbeiter, die in staatlichen Fabriken, in Handwerksbetrieben usw. beschäftigt sind, nahmen in der Zahl von 100 000 an der Maibewegung (gelegentlich der Lena-Ereignisse) teil.

Es ist bemerkenswert, daß die Zahl der Streikenden überhaupt im Jahre 1912 — allein in den der Aufsicht der Fabrikinspektion unterworfenen Betrieben —

1 238 000 betrug (950 000 aus politiſchen und 288 000 aus wirtſchaftlichen Gründen), mit anderen Worten, daß ſie ſogar die Zahl der Streikenden vom Jahre 1906 überſchritten hat. Tatſächlich betrug die Zahl der Streikenden im Jahre 1905, dem Jahre der Revolution, 2 863 000 (1 023 000 kamen davon auf die wirtſchaftlichen Streiks), im Jahre 1906 1 108 000 (449 000 davon aus wirtſchaftlichen Gründen), im Jahre 1907 740 000 (172 000 davon wirtſchaftliche). Danach fällt die Kurve der Streiks rapide: 1908 176 000, 1909 64 000, 1910 47 000 Streikende. Im Jahre 1911 beginnt die Zahl zu ſteigen (137 000 Streikende, davon 97 aus wirtſchaftlichen Gründen), um im Jahre 1912 mit einem Schlage den Revolutionsjahren gleichzukommen, ja ſie, mit Ausnahme des Jahres 1905, ſogar zu übertreffen. Wir ſehen, daß wir es mit einem tatſächlichen Erwachen des ruſſiſchen Proletariats zu tun haben. In der Beteiligung an politiſchen Streiks iſt die Bewegung des Jahres 1912 15mal ſtärker als diejenige des Jahres vorher, ſie übertrifft die Arbeitseinſtellung von 1906 und kommt beinahe der Bewegung des Revolutionsjahres 1905 gleich. Und während die Streikbewegung von 1905 ſich auf der Baſis eines wirtſchaftlichen Tiefſtandes entwickelte, ſehen wir, daß die Bewegung dieſes Mal auf dem Boden eines induſtriellen Aufſchwunges erwächſt, wie er ſeit lange in Rußland nicht in Erſcheinung getreten iſt.

Die erſten und die letzten Monate des Jahres 1912 ſind in der Textilinduſtrie, das ganze Jahr iſt in der Petroleuminduſtrie von Baku durch flauen Geſchäftsgang gekennzeichnet; in den übrigen Induſtriezweigen, beſonders in der Metallverarbeitung und Buchdruckerei, war während des ganzen Jahres lebhafter Verkehr zu konſtatieren. Dieſe beiden Branchen betätigten ſich am lebhafteſten an der Bewegung. Die Geſamtzahl der infolge der Lena-Ereigniſſe Streikenden betrug 540 000, von denen 400 000 (alſo mehr als zwei Drittel) Metallarbeiter waren. In Summa ergaben die Metallarbeiter 630 000 Streikende, das heißt jeder Metallarbeiter (es gab deren 305 000) ſtellte *zweimal* im Jahre die Arbeit ein. Die Buchdrucker lieferten 50 000 politiſche Streikende, das heißt jeder Buchdrucker ſtellte mindeſtens *einmal* die Arbeit ein. Die Textilinduſtrie ſchloß ſich der Bewegung erſt ſpäter an und bewies bei der Arbeitseinſtellung weniger Energie. Die Petroleuminduſtrie von Baku nahm an der Streikbewegung keinen Anteil. Die Gärung erreichte in St. Petersburg und in Riga ihren Höhepunkt. In St. Petersburg gab es 520 000 politiſche Streiker, es kamen alſo drei Arbeitseinſtellungen auf jeden Arbeiter (in Riga zwei). Die Bewegung war nicht gleichzeitig; ſie pflanzte ſich von einer Fabrik, von einer Stadt zur anderen fort. Der Maiſtreik (wegen der Lena-Tragödie) dauerte in St. Petersburg 31, in Moskau 16, in Warſchau 15 Tage uſw.

Die Nummer 9 bis 10 bringt uns ferner den Schluß des Artikels von W. *Koſſowsky* über **„Den deutſch-tſchechiſchen Konflikt in der öſterreichiſchen Arbeiterbewegung“**. Dieſer Artikel iſt ziemlich im Geiſte der Sympathie für die tſchechiſchen Separatiſten geſchrieben, wenn ſich der Verfaſſer auch bemüht, objektiv zu bleiben. Er wendet ſich gegen den Gedanken, daß es nötig wäre, die Verhältniſſe, die ſich in der Organiſation der politiſchen ſozialdemokratiſchen Parteien Öſterreichs gebildet haben, einer Reviſion zu unterziehen, das heißt die Autonomie dieſer Parteien einzuſchränken, um mit Wirkſamkeit gegen den Separatismus in den Gewerkſchaften kämpfen zu können. Im Gegenteil, er beruft ſich auf die Worte Renners und betont die Möglichkeit, *die Einheitlichkeit der Bewegung mit ihrer Dezentraliſation zu verbinden* — in jedem Falle iſt er der Meinung, daß es ganz unmöglich ſei, die alten Formen der Organiſation, das heißt alſo die rein zentraliſtiſchen Formen, zu bewahren.

Wir bezweifeln, daß dies die Anſicht der Majorität der ruſſiſchen Sozialdemokraten iſt; ganz im Gegenteil! *Georg Stiekloff.*

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



1. Band Nr. 21 Ausgegeben am 21. Februar 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Totentanz.

Sie sieht doch lieblich aus, die Welt des Kapitalismus! Vor Skutari und Adrianopel, vor Tschataldscha und Bulair donnern die Kanonen, und Tausende fielen schon im Massenmord, seitdem Held Enver Bey die türkische Regierung gestürzt hat. Noch opfer- und grauenvoller vollzieht sich seitdem das Ende der europäischen Türkei, und das großmächtige Europa hat sich resigniert vor dem Willen einer Handvoll jungtürkischer Offiziere zurückgezogen. Es sind ja nur Bauern- und Arbeiterleben, die dem Rasen der Herrschenden zum Opfer fallen und die Ziffern der Getöteten schließlich nur Durchgangsposten in den Rechenexempeln der Diplomatie. Aber wie könnte man auch von den Diplomaten die Herstellung des Friedens fordern; müssen sie doch schon stolz sein, daß es ihnen nach langen Bemühungen gelungen ist, von der bulgarischen Regierung viribus unitis die Erlaubnis für den Abzug der paar hundert Fremden aus Adrianopel zu erreichen. Einigkeit macht stark, und die Mächte sind einig!

Einig auch in ihrer Aktion gegen die Kriegsgreuel. Der Krieg ist notwendig zur sittlichen Wiedergeburt der Menschheit, die im faulen Frieden entarten würde. Er entfesselt im Manne die edelsten Eigenschaften. Von Moltke bis zum General Bernhardi versichern es uns die Fachleute des Krieges, wenn auch nicht der Moral, und flinke Streber, die die Konjunktur zu benutzen verstehen, wie der Brünner Ökonomieprofessor Otmar Spann, beweisen es sogar philosophisch, obwohl sie weder auf dem Gebiet des Krieges noch dem der Moral Anspruch erheben können, Fachkenntnis zu besitzen. Wenn Rousseau die Rückkehr zur Natur als den Weg zur Sittlichkeit empfohlen hat, so beweisen uns in der Tat die Schilderungen der Schlachten, daß es trotz des ungeheuren Fortschrittes der Maschinentechnik des Mordens gelungen ist, die Kämpfenden in den Zustand der Barbarei zurückzuführen. Was wir von dem erbarmungslosen Gemetzel des Bajonettkampfes erfahren, zeigt uns die Kriegstüchtigkeit auf der Stufe höchster Vollendung. Der Blutrausch feiert seine Orgien, die Zeitungen berichten von Wundern der Tapferkeit, und nur das eine bleibt zu bedauern übrig, daß all die herr-

lichen Eigenschaften, die sich da offenbaren, nicht vererbt werden können, nicht nur aus dem mehr theoretischen Grunde, weil es mit der Vererbung erworbener Eigenschaften überhaupt eine mißliche Sache sein könnte, sondern aus dem triftigeren, daß gerade die Tüchtigsten auf dem Felde der Ehre geblieben sind. Auch die dauernde Höherentwicklung der Nichtkombattanten bleibt fraglich. Denn auch von dem langen Elendszug der aus den zerstörten und niedergebrannten Dörfern Flüchtenden sind es zu viele, die am Wege sterben.

Aber selbst in den Augen der Kriegsverherrlicher weist das Bild dieses Krieges einen häßlichen Flecken auf. Mit Abscheu wendet sich die zivilisierte Welt von dem Treiben der Banden ab; denn edle Eigenschaften vermag nach der Auffassung unserer Zivilisation nur der staatlich organisierte Massenmord zu erwecken. Die Banden sind abscheuliche Räuber und Mörder. Mindestens zweimal wöchentlich setzt sich im englischen Parlament die Tugend an den Tisch des Hauses und erbricht eine Anfrage. Doch in anderer Reihenfolge wie bei Schiller nimmt dann ihren Platz das Laster ein, und Sir Edward Grey stellt kühl das Unvermögen „Europas" fest, um mit der Versicherung zu schließen, daß die bedauerlichen Vorkommnisse zur Kenntnis ihrer — Nutznießer gebracht werden.

Es sind herrliche Zeiten! Rumänien benutzt die Gelegenheit, um schnell einen kleinen Raub in Sicherheit zu bringen. Weil es Bulgarien nicht überfällt, fordert es eine Entschädigung. Dieses Raubrecht ist nämlich das wahre jus gentium, das wirkliche Völkerrecht und die Unterlassung seiner Ausübung begründet den Entschädigungsanspruch. Im Unterschied von der zivilrechtlichen Fiktion, die Proudhon nie begreifen konnte, begründet nämlich völkerrechtlich Diebstahl Eigentum. Und während in Sofia über das rumänische Ultimatum verhandelt wird, stehen sich Österreich und Rußland bis auf die Zähne gewappnet gegenüber und verwenden Milliarden, die in diesen beiden Staaten überflüssig sind, deren Bevölkerung im Überfluß schwelgt und reichlich über alle Güter der Kultur verfügt. Und während die Krise in Europa noch fortdauert, schicken sich Rußland und England an, die Schwäche des sich erneuernden Chinas auszunutzen, um die Mongolei und Tibet ihrer Herrschaft einzuverleiben, und in den Vereinigten Staaten fordern die Imperialisten stürmisch die „Intervention" in dem von den Kämpfen der rivalisierenden Machtcliquen zerrissenen mexikanischen Reiche.

So hat sich die liberale Prophezeiung erfüllt, daß der entfaltete Kapitalismus der Menschheit das Reich der Freiheit, des Friedens und der Harmonie bringen werde. Statt der Sonne der Freiheit verbreitet die nimmer erlöschende Fackel des Krieges ihren düsteren Schein über Leichenfelder....

In Japan rebelliert ein unter den Lasten des Militarismus erliegendes Volk und stürzt die Regierung. Zwei glorreiche Kriege und die Erwerbung ausgedehnten Koloniallandes haben das Massenelend unerträglich vermehrt und die Massenempörung erzeugt. In Ungarn, dem Lande der feudalen Rückständigkeiten und der Herrschaft einer junkerlichen Oligarchie, muß das Proletariat ebenso wie in Belgien, dem Lande des entwickelten Industriekapitals und fortgeschrittener demokratischer Entwicklung, zum Massenstreik greifen, um sich das Grundrecht der staatsbürgerlichen Gleichheit zu erobern. Die Lehre von der wachsenden Solidarität der Klassen bestätigt sich ebensowenig wie die von der zunehmenden Solidarität der kapitalistischen Nationen.

Dürfen wir aber nicht auf dem Grabe eine neue Hoffnung aufpflanzen, ist nicht 10:16 die Formel, die der Menschheit endlich Erlösung bringen soll? Herr v. Tirpitz hat in der Reichstagskommission erklärt, daß er gegen das Stärkeverhältnis, das der englische Marineminister als das zwischen England und Deutschland annehmbare bezeichnet hat, auch für Deutschland für die nächsten Jahre nichts einzuwenden habe. Ist damit nicht der Beginn zu einer deutsch-englischen Flottenverständigung gemacht?

Die Erklärung des deutschen Staatssekretärs ist von einem Teil der bürgerlichen Presse, in England noch mehr als in Deutschland, mit größerem Enthusiasmus aufgenommen worden als von der Presse der deutschen Sozialdemokratie, die mit Recht ruhig, nüchtern und kritisch geblieben ist. Die Bedeutung dieser Erklärung soll dadurch keineswegs verkleinert werden. Die deutsche Sozialdemokratie hat mit steigendem Nachdruck eine Verständigung mit England verlangt und als Vorbedingung dafür die Einstellung des Wettrüstens erkannt. Von der deutschen Regierung wurde darauf immer geantwortet, daß Deutschland ohne Rücksicht auf eine fremde Macht nur nach eigenen Bedürfnissen seine Flotte baue und seine Selbständigkeit nicht preisgeben dürfe. Der Einwand war schlechthin sinnlos, da das Ausmaß der Kriegsmittel des einen Landes stets durch das der anderen Länder mitbestimmt wird. Aber das logisch Sinnlose hatte politisch Sinn. Es war der Ausdruck des imperialistischen Willens der deutschen Herrschenden und wurde deshalb von allen bürgerlichen Parteien des Reichstags widerspruchslos hingenommen. Nicht minder akzeptierten sie die Erklärung der Regierung, es sei eine Unmöglichkeit, irgendein bestimmtes Verhältnis zwischen zwei Flotten festzustellen und einzuhalten. Immer wieder wurden diese beiden Argumente unserer Forderung einer Rüstungseinschränkung entgegengesetzt. Jetzt läßt sie die Regierung selbst fallen und gesteht damit die Möglichkeit der Erfüllung unserer Forderung zu. Das bedeutet aber eine wesentliche Erleichterung unserer Agitation für ein internationales Übereinkommen zur Einschränkung der Rüstungen.

Davon abgesehen, kann natürlich nicht verkannt werden, daß, wenn tatsächlich die deutsche Regierung eine wenn auch zunächst nur relative Begrenzung des bisherigen Wettrüstens einhält, für die Zeit dieser Beschränkung eine der Hauptursachen des deutsch-englischen Gegensatzes und damit der Kriegsgefahr in ihrer Wirkung abgeschwächt würde. Dies um so mehr, da eine Einschränkung des Wettrüstens das Symptom einer allgemeineren Verständigung wäre, über die jetzt mit England verhandelt wird. Herr Jäckh, der bei seinen Beziehungen zu dem verstorbenen Staatssekretär v. Kiderlen als gut unterrichtet gelten kann, erklärt auch in seiner neuesten Broschüre „Deutschland im Orient nach dem Balkankrieg", daß die deutsch-englischen Verhandlungen sowohl über den Orient wie über Afrika im besten Zuge seien. In Afrika hätten die neuesten Kongoerwerbungen das Ziel vorbereitet, für das jetzt in jenen Verhandlungen Englands Mitwirkung gesucht werde: ein deutsches Äquatorialafrika von einem Ozean zum andern sei in Vorbereitung.

Hier haben wir den einen Grund für die berechtigte Zurückhaltung der sozialdemokratischen Presse. Die proletarische Forderung der Einschränkung der Rüstungen ist eben wesensverschieden von dem, was die bürgerlichen Klassen davon verwirklichen wollen. Wir fordern die Verminderung der

Rüſtungslaſten, um das Proletariat in ſeinem Kampfe gegen den Kapitalismus zu ſtärken, die Mittel, die der Militarismus und Marinismus verſchlingt, für Kulturaufgaben freizuſetzen, die Welt vor dem furchtbaren Elend des Krieges zu bewahren. Dem wachſenden Widerſtand der Maſſen gegen die militariſtiſchen Laſten können auch die bürgerlichen Parteien auf die Dauer ſich nicht ganz entziehen. Daß die Rüſtungseinſchränkung, ſtatt als Utopie verhöhnt, jetzt auch in Deutſchland ernſtlich diskutiert werden muß, iſt ein Erfolg der proletariſchen Agitation. Aber die Frucht dieſer Rüſtungseinſchränkung ſuchen die herrſchenden Klaſſen in ihre Scheuern zu bringen, indem ſie, was ſie im feindlichen Wettbewerb nicht erreichen können, mit vereinten Kräften ſich zu ſichern ſuchen. Als Reſultat einer deutſch-engliſchen Verſtändigung ſucht die deutſche Regierung eine raſche koloniale Ausbreitung Deutſchlands zu erlangen.

Wäre über dieſe Bedeutung der Regierungserklärung noch ein Zweifel möglich, ſo müßte ihn die Tatſache zerſtören, daß zugleich mit der Ankündigung der Beſſerung unſerer Beziehungen zu England jene rieſenhafte Militärvorlage aufgetaucht iſt, die eine neue Periode des Wettrüſtens zu Lande einleitet. Denn ſchon iſt man in Frankreich und Rußland daran, die Mittel zu erwägen, die dieſer neuen Machtmehrung Deutſchlands ein Paroli bieten können, und in England reiſt Lord Roberts als Wanderredner umher, um die Abneigung gegen „conscription“, gegen die allgemeine Wehrpflicht, zu beſiegen. In dieſem Zuſammenhang müſſen die Erklärungen des deutſchen Marineminiſters gerückt werden, dann ſieht man ſofort, daß die eine Urſache der Kriegsgefahr durch eine andere erſetzt wird. Das Tempo der Seerüſtungen wird verlangſamt, damit das Tempo der Landrüſtungen beſchleunigt werden kann.

Für die Sozialdemokratie folgt daraus, daß ſie alle Kraft daranſetzen muß, den Widerſtand gegen die neue Militärvorlage ſo ſtark als möglich zu machen. Und diesmal ſcheint es trotz aller Anſtrengungen mit der Entfachung nationaler Begeiſterung nicht recht gehen zu wollen. Dazu ſteht die Frage der baren Zahlung doch zu ſehr im Vordergrund. Was nützt den Beſitzenden die ſchönſte Militärforderung, wenn die Erbſchaftsſteuer droht! Und ſo iſt es wohl möglich, daß das Zentrum einen kleinen Kontertanz riskieren möchte Arm in Arm mit der Sozialdemokratie. Aber die ſchöne Maske iſt erkannt, und die Sozialdemokratie hat wenig Neigung, mit dem häßlichen Partner im Reichstag den Kehraus zu tanzen.

Doch es wäre von Grund aus verkehrt, zu meinen, daß die innere Situation deshalb nicht kritiſch iſt und bleibt. Nicht nur, daß Konſervative und Klerikale die Hoffnung lockt, bei einer Reichstagsauflöſung die verlorene Majorität wiederzugewinnen; der Grund ſitzt tiefer. Die hundertzehn Sozialdemokraten im Reichstag ſind den bürgerlichen Parteien eine ſchwer erträgliche Laſt und noch unerträglicher die Macht, die draußen hinter ihnen ſteht. Man hat die ſozialdemokratiſche Bewegung mit jenem Dampfhammer vergleichen, den Marx beſchreibt. In leiſen Schlägen vermag er kleine Nägel in weiches Holz zu ſchlagen. Aber fällt die gewaltige Maſſe wuchtend herab, ſo zerſplittert ſie ſpielend einen Granitblock. In ſteter Kleinarbeit wirkt ſo die moderne Arbeiterbewegung langſam und allmählich, obwohl ihre elementare Kraft losgebunden und entfeſſelt auch den Granitblock feindlicher Gewalt zu zertrümmern wüßte. Aber gewal-

tiger noch, meinte einmal Vandervelde, als die Kraft des Dampfhammers, wirke unscheinbarer, aber auch unwiderstehlicher die Gewalt der hydraulischen Presse. Und in der Tat, das Anwachsen der Arbeiterbewegung, das Anwachsen aller gesellschaftlichen und staatlichen Gegensätze überhaupt hält die kapitalistische Welt unter einem ständig steigenden Druck. Ihr möchten die bürgerlichen Parteien in Deutschland entrinnen, ob sie nun an die Reichstagsauflösung denken, um zu versuchen, den Exponenten unserer Macht wenigstens vorübergehend zu schwächen, ob sie wie die Konservativen den Granitblock der Gewalt und der Ausnahmegesetze gegen uns zu wälzen sich bemühen oder ob sie wie die Nationalliberalen in weltpolitischen Abenteuern den Ausweg zu finden hoffen. Sie alle fühlen sich beengt, ihre Bewegungsfreiheit erschwert unter dem ansteigenden Drucke, und deshalb die aufgeregten Versuche, dem Verhängnis zu entrinnen. Und wie groß muß dieser Druck sein, wenn die regierende Partei in Preußen und in Deutschland nach gewaltsamer Unterdrückung der Arbeiterbewegung ruft zur selben Zeit, wo die internationale Lage so unsicher ist und niemand wissen kann, wann die Unterdrücker an die Unterdrückten den Ruf an die Waffen ergehen lassen werden. Zu gleicher Zeit Ausnahmegesetze gegen die Massen und Kriegsbegeisterung von den Massen zu verlangen, daß das nicht geht, müßten eigentlich auch die Junker begreifen. Daß sie es doch nicht begreifen, daß ihre Politik zum blinden Wüten wird, daß sie, statt neue Sicherheitsventile zu schaffen, noch die vorhandenen verschließen wollen, das beweist allerdings, daß die Fähigkeit zum Herrschen zugleich mit ihrer Möglichkeit den preußischen Junkern entschwindet.

Der Zustand der Krise wird so in der inneren und äußeren Politik immer mehr zu dem dauernden der kapitalistischen Welt. Unnennbares Grauen bringen ihre Kriege, die nicht mehr aufhören wollen, und auf dem Balkan türmen sich die Leichenhaufen zum Zeichen, daß diese Welt die Konflikte, die eine organisierte Gesellschaft spielend lösen würde, nicht mehr beherrschen kann. Und so wird sie ihre wilden Tänze fortsetzen, bis das Proletariat stark genug geworden ist, dieser Welt den Kehraus zu tanzen. R. H.

Großindustrie und Gewerkschaftsarbeit.

Von **Richard Woldt.**

Wesen und Taktik des heutigen Gewerkschaftskampfes werden bedingt durch die Veränderungen, die in dem Machtverhältnis zwischen Gewerkschaften und Unternehmertum eingetreten sind. Wir stehen in der Großindustrie einer Unternehmerschaft gegenüber, die gerade in den letzten Jahren gelernt hat, sich umfassend, straff, einheitlich zu organisieren. Wir sind in der Erkenntnis dieser Vorgänge im gegnerischen Lager auf an sich zwar sehr verdienstvolle Arbeiten bürgerlicher Literaten angewiesen; eine zusammenfassende geschichtliche Entwicklung der neueren Unternehmerverbände, geschildert und gesehen mit dem Blick des praktischen Gewerkschaftsmannes, muß jedoch erst noch geschrieben werden.

Aber nicht nur in diesem Punkt hat sich unser Machtverhältnis zum Unternehmertum geändert, sondern der moderne Industrialismus sucht auch im Innern der Fabrik Regel und Ordnung zu schaffen. Das empi-

rische Können des einzelnen wird ersetzt durch den gemeinsamen planvollen Austausch der Erfahrungen. Die Kunst, Fabrikbetriebe erfolgreich zu leiten, wird zu einer Fabrikbetriebslehre, zu einer Wissenschaft. Mit einer Betrachtung über die Beziehungen dieser modernen Fabrikorganisation zum Gewerkschaftsleben wollen wir uns nachfolgend beschäftigen.

Der Gewerkschaftsstratege steht heute einem Großbetrieb gegenüber, der sich im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte ungemein verfeinert hat. Auch in dieser Beziehung ist der moderne Industriekapitalismus längst noch nicht am Ende seines Könnens. Die Mittel der Verfeinerung der Betriebsstruktur sind: Weiterbildung der Maschinenwirtschaft, Spezialisierung der Produktion, Arbeitsteilung, planmäßige Scheidung der gelernten und ungelernten Arbeitskräfte.

Dieser Veränderung der Betriebsweise steht auch eine veränderte gewerkschaftliche Kampfstrategie gegenüber. Der Betrieb ist lahmzulegen, denn die Hauptaufgabe einer jeden Gewerkschaftsaktion, wenn es zu einem Herausholen der Arbeiter kommt, besteht ja darin, eine „Betriebsstörung" hervorzurufen. Der Unternehmer soll dadurch gezwungen werden, die aufgestellten Forderungen der Arbeiter zu bewilligen. So ist also die industrielle Festung in ihren Wällen und Verschanzungen zu studieren, die schwachen Befestigungsstellen sind zu erkennen, um mit geschickter Hand in den Produktionsprozeß einzugreifen.

Es könnte nun eingewendet werden, daß die Erörterung solcher Fragen nicht für die Öffentlichkeit geeignet ist und daß darüber vor allen Dingen nicht in einer Zeitschrift geschrieben werden sollte. Zweifellos ist es richtig, daß man taktische Maßnahmen des Krieges „außer Hörweite des Feindes" zu behandeln hat. Und dazu gehören ja auch eine ganze Reihe von Erscheinungen, die nur aus den Bedingungen des modernen Gewerkschaftskampfes heraus verstanden werden können: daß man nicht mehr alle Entscheidungen im Versammlungssaal fallen läßt, sondern Vertrauensmännerkörperschaften als Zwischenglieder einschaltet. Diese haben dann in einer geschlossenen Sitzung über Anfang oder Abbruch des Streiks zu beraten.

Aber die Erörterung der hier aufgestellten Fragen kann meiner Ansicht nach nicht in das Kapitel der „internen Beratungsgegenstände" aufgenommen werden. Im geschlossenen Kreise ist nur das zu verhandeln, was im Moment, vor einer bestimmten Aktion oder über die speziellen Eigenheiten der jeweiligen Gegnerschaft zu sagen ist (Stärkeverhältnis hüben und drüben, Konjunktur, Personenfrage). Hier aber handelt es sich um Dinge, die sich in voller Öffentlichkeit im Unternehmerlager entwickelt haben. Hier handelt es sich um neu auftauchende Probleme, die erst allgemein erkannt und studiert werden müssen. Ich hoffe den Nachweis zu erbringen, daß es direkt notwendig wird, diese Fragen öffentlich zu erörtern, und daß wir in der Gewerkschaftspresse und in den Gewerkschaftsversammlungen noch sehr eingehend über diese Dinge zu reden haben.

* * *

Alle industrielle Zustandsschilderung ist Zellenforschung. Theorie und Praxis müssen auch hier zusammenarbeiten. Das moderne Wirtschaftsleben ist so vielgestaltig geworden, daß eine Mosaikarbeit von Einzeluntersuchungen durchgeführt werden muß. Die Triebkräfte des Wirtschaftslebens sind zu analysieren, aus den Erscheinungen der Industrie p r a x i s

heraus ist zu studieren, wie sich der kapitalistische Geist auf den verschiedenen Arbeitsgebieten auswirkt.

Das gilt auch von der Entwicklung zur modernen Fabrikationsweise. Wir wissen, daß die Maschine den Muskelkraft- und Handgeschicklichkeitsarbeiter zurückdrängt, daß ein Kampf zwischen Maschine und Arbeiter stattfindet. Aber das Tempo dieser Maschinenentwicklung ist verschieden, weil die Produktionsbedingungen, die Voraussetzungen zur rationellen Maschinenwirtschaft, abweichen. Durch exakte Tatsachenfeststellungen sind daher die Produktionsformen in ihrer Entwicklung, und hier besonders der jeweilige Stand der Maschinenwirtschaft, zu erkennen und zu erforschen.

* * *

Das Maschinenproblem hat nun in der neueren Literatur eine recht vielseitige Behandlung erfahren. Von Monographien sind zunächst die Sammlungen von Sinzheimer[1] zu nennen. Diese Arbeiten sollen zeigen, wie die technische Entwicklung durch ökonomische Faktoren und wie umgekehrt das Wirtschaftsleben durch die technische Entwicklung beeinflußt wird. Dann wurden vom „Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen" Untersuchungen über Entlohnungsmethoden angestellt.[2] Hier wird zwar

[1] 1. Band, Diplomingenieur Dr. Th. Schuchard, Die volkswirtschaftliche Bedeutung der technischen Entwicklung der deutschen Zuckerindustrie. 2. Band, Dr. J. W. Haarmann, Die ökonomische Bedeutung der Technik in der Seeschiffahrt. 3. Band, Dr. R. Großmann, Die technische Entwicklung der Glasindustrie in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung. 4. Band, Dr. Ellinor Drösser, Die technische Entwicklung der Schwefelsäurefabrikation und ihre volkswirtschaftliche Bedeutung. 5. Band, Dr. Josef Ertel, Die volkswirtschaftliche Bedeutung der technischen Entwicklung der Zelluloidindustrie. 6. Band, Dr. Bruno Heinemann, Die wirtschaftliche Bedeutung und soziale Entwicklung der deutschen Ziegelindustrie unter dem Einfluß der Technik. 7. Band, Dr. Alexander Wachs, Die volkswirtschaftliche Bedeutung der technischen Entwicklung der deutschen Wollindustrie. 8. Band, Dr. Friedrich Behr, Die volkswirtschaftliche Bedeutung der technischen Entwicklung in der Schuhindustrie. 9. Band, Dr. Franz Schäfer, Die volkswirtschaftliche Bedeutung der technischen Entwicklung in der Papierfabrikation. 10. Band, Dr. Julius Trier, Die volkswirtschaftliche Bedeutung der technischen Entwicklung der deutschen Lederindustrie. 11. Band, Dr. Paul Dienstag, Die deutsche Uhrenindustrie. Eine Darstellung der technischen Entwicklung in ihrer Bedeutung. 12. Band, Dr. Fritz Troitsch, Das Seilergewerbe in Deutschland. Eine Darstellung seiner wirtschaftlichen und technischen Entwicklung von der Zunftzeit an bis zur Gegenwart. Verlag Klinckhardt, Leipzig.

[2] 1. Band, O. Bosselmann, Die Entlohnungsmethoden in der südwestdeutsch-luxemburgischen Eisenindustrie. 2. Band, Dr. Fritz Schulte, Die Entlohnungsmethoden in der Berliner Maschinenindustrie. 3. Band, Dr. W. Timmermann, Die Entlohnungsmethoden in der hannoverschen Eisenindustrie. 4. Band, Dr. H. Reichelt, Die Arbeitsverhältnisse in einem Berliner Großbetrieb der Maschinenindustrie. 5. Band, Br. Simmersbach, Die Entlohnungsmethoden in der Eisenindustrie Schlesiens und Sachsens. 6. Band, Dr. O. Jeidels, Die Methoden der Arbeiterentlohnung in der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie. 7. Band, Dr. E. Günther, Die Entlohnungsmethoden in der bayerischen Eisen- und Maschinenindustrie. 8. Band, Dr. Cl. Heiß, Die Entlohnungsmethoden in der Berliner Feinmechanik. 9. Band, Dr. W. Jollos, Die Lohn- und Arbeitsverhältnisse in der Berliner Metallindustrie. Verlag L. Simion, Berlin.

das Problem der Lohnformen in den Mittelpunkt der Betrachtungen gerückt, doch bei Erörterung dieser Materie ist wiederum der ganze Fabrikationsapparat der betreffenden Unternehmungsart zu schildern.

Außerdem gibt der Verein für Sozialpolitik Untersuchungen über Auslese und Anpassung der Arbeiter der Großindustrie[1] heraus. In der „Neuen Zeit" ist bereits schon darüber berichtet worden. Eine kritische Besprechung dieser Schriften muß aus Raumgründen unterbleiben, hier sollte nur der Hinweis gegeben werden, daß in der bürgerlichen Literatur sehr eingehende Einzeluntersuchungen über diese Fragen angestellt wurden.

Zwei Einzelarbeiten verdienen dann noch besondere Erwähnung: der Vortrag Professor Kammerers auf der Wiener Tagung des Vereins für Sozialpolitik[2] und die Untersuchungen Ergangs: Das Maschinenproblem in der Volkswirtschaft.[3]

Es war auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik in Wien, als das Thema „Die Produktivität der Volkswirtschaft" zur Debatte stand. Dazu meldete sich auch Kammerer als Techniker zum Wort. Er stellte sich die Aufgabe, „Durchblicke durch das vielgestaltige Getriebe der Industrie" zu geben und die Wirkungen gesteigerter Maschinenwirtschaft auf die Produktivität der Gütererzeugung zu untersuchen. Aus den wichtigsten fortgeschrittensten Arbeitsgebieten wurden durch Schaubilder, Diagramme, Rentabilitätsberechnungen die Ergiebigkeit der Maschinenarbeit gegenüber der Handarbeit zur Darstellung gebracht. Daraus ergab sich dann für Kammerer folgende Schlußfolgerung: „Der Überblick über die jüngste Entwicklung der Maschinentechnik ließ als hervorstechendsten Grundzug der Arbeit des letzten Jahrzehnts das Bestreben erkennen, die Maschinen unter Zuhilfenahme der elektrischen Kraftverteilung so zu vervollkommnen, daß sie nicht nur ihren Hauptzweck erfüllen — Förderbewegung oder Werkzeugbewegung —, sondern daß sie darüber hinaus auch alle Hilfsgriffe und Handreichungen selbst ausführen. Es geht also die Entwicklung nicht, wie vielfach angenommen wird, dahin, daß immer mehr Handlanger in den Dienst der Maschine gestellt werden. Tatsächlich werden im Gegenteil die Handlanger immer mehr ausgeschaltet; an ihre Stelle tritt eine geringe Zahl hochwertiger Arbeiter, die die notwendige Intelligenz und Fachbildung besitzen, um die vollkommenen Maschinen richtig zu verstehen und richtig zu lenken.

---

[1] 133. Band, Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft der geschlossenen Großindustrie. Dargestellt an den Verhältnissen der Gladbacher Spinnerei- und Webereiaktiengesellschaft in München-Gladbach im Rheinland. Von Dr. Marie Bernays. 134. Band, Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft in der Elektroindustrie, Buchdruckerei, Feinmechanik und Maschinenindustrie. Mit Beiträgen von Bienkowski, H. Hinke, El. Heiß, J. Deutsch und D. Dandé. 135. Band, Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft in der Automobilindustrie und einer Wiener Maschinenfabrik. Mit Beiträgen von Dr. Fritz Schumann und Dr. Richard Sorer. 2. Teil: Das Leben der jungen Fabrikmädchen in München. Die soziale und wirtschaftliche Lage ihrer Familie, ihr Berufsleben und ihre persönlichen Verhältnisse. Von Dr. Rosa Kempf.

[2] Die Ursachen des technischen Fortschritts. Separatabdruck. 1911, Duncker & Humblot. [3] Untersuchungen zum Maschinenproblem in der Volkswirtschaftslehre. Rückblick und Ausblick. Eine dogmengeschichtliche Studie mit besonderer Berücksichtigung der klassischen Schule. Freiburger Volkswirtschaftliche Abhandlungen, 1. Band, 2. Ergänzungsheft. Karlsruhe 1911, Braunsche Hofbuchdruckerei.

Wenn auch zunächst die an einer Stelle eines Werkes überflüssig gewordenen Handlanger infolge Steigerung der Produktion an anderer Stelle verwendet werden können, so wird doch jedenfalls der Zuwachs von Handlangern in der Zukunft nur gering sein können, nur das Bedürfnis nach gelernten Arbeitern wird bestehen bleiben und zunehmen. Es wird daher eine Fachausbildung in der Zukunft wertvoller sein als irgend eine Kranken- und Altersversicherung, denn der ungelernte Arbeiter wird so wenig zu brauchen sein wie der ungesunde. Ein Staat, der nicht auf irgend eine Art dafür sorgt, daß die heranwachsende Generation eine entsprechende Fachbildung erhält, wird vielleicht in Zukunft in die gleiche Bedrängnis geraten wie ein Staat, der hölzerne Kriegsschiffe mit Vorderladekanonen in den Kampf gepanzerter Linienschiffe mit Schnelladegeschützen schickt.

Jeder Kolonialkrieg hat gezeigt, in welch hohem Maße eine numerische übermacht durch vollkommenere technische Waffen und durch kriegsmäßige Ausbildung überwunden werden kann. Das Maschinengewehr siegt über eine Vielzahl von Magazingewehren. In gleicher Weise wird man aus der Erkenntnis der jüngsten maschinentechnischen Entwicklung die Schlußfolgerung ziehen dürfen, daß die industrielle Zukunft nicht dem Staate mit der größten Einwohnerzahl, sondern dem Staate *mit der intelligentesten, tüchtigsten und bestausgebildeten Bevölkerung gehören wird.*"

Von *Ergang* wird ein ähnliches Fazit gezogen: „Bei Sadowa siegte der deutsche Schulmeister; in den industriellen Schlachten, die wir auf dem Weltmarkt mit unseren Konkurrenten werden auszufechten haben, wird die Nation Sieger bleiben, die nicht nur die hervorragendsten technischen Offiziere und Unteroffiziere, sondern vor allem die bestgeschulten, geistig hochstehenden Arbeiter, die Soldaten der Industriearmee, ihr eigen nennt."

Von beiden Forschern wird also der Kernsatz herausgearbeitet, daß die Maschine die Handgeschicklichkeitsarbeit und Muskelkraft verdrängt, daß selbst das Zurücktreten der ungelernten Arbeitskraft zu verzeichnen ist und dafür *ein neuer Typ, der des Maschinenarbeiters*, in Funktion tritt. Die Schulung, die fachgewerbliche Schulung dieses Maschinenarbeiters wird als unbedingt notwendig erkannt.

Diese Momente bilden ja in der Gewerkschaftspraxis tatsächlich eine Rolle, und deshalb wird es nachher noch notwendig sein, das Thema der „empfindlichen Stelle" im Fabrikbetrieb zu berühren. Die Großindustrie sucht ihre Betriebsorganisation technisch zu verfeinern. Zur Bedienung der neuen Maschinen aber braucht sie geschulte Maschinenarbeiter. Die fachliche Ausbildung dieser Arbeitskräfte wird zu einem wichtigen Erziehungsproblem. Zugleich aber schlägt der kapitalistische Vorteil der Produktionsverfeinerung in sein Gegenteil um. *Der Betrieb kann nun trotz aller Maschinen durch Arbeitsverweigerung der wichtigsten Arbeitskräfte zum Stillstand gebracht werden.* Die Produktivkräfte sind dem heutigen industriellen Unternehmertum über den Kopf gewachsen, ratlos stehen sie den Folgeerscheinungen, die sie schaffen mußten, weil sie entwicklungsgemäß notwendig sind, gegenüber. Und nun wird die Gesetzgebung zu Hilfe gerufen! Das selbstverständliche Recht des Arbeiters, des Maschinenarbeiters, seine Arbeitsleistung

zu verweigern und den Zeitpunkt der Arbeitsverweigerung selbst zu bestimmen, wird als „Sabotage" erklärt.[1]

* * *

Um für die verschiedenen Arbeitsgebiete über das Maschinenproblem zu konkreten Tatsachenfeststellungen zu kommen, müssen wir also unser Untersuchungsfeld abgrenzen: immer ist an der konstruktiven Entwicklung der Arbeitsmaschine zu studieren, in welchem Umfang es gelang, die Werkzeuge genügend auszuformen, die Maschinenarbeit den Bedingungen des Produktionsprozesses genügend anzuschmiegen, um Handgeschicklichkeit „aufzusaugen".

Wir wollen ein praktisches Beispiel skizzieren: Die Entwicklung der Arbeitsmaschine im Maschinenbau. Dieses Beispiel ist deshalb bedeutungsvoll, weil sich hier die Tendenzen der modernen Arbeitsorganisation am feinsten aufzeichnen lassen. Denn der moderne Maschinenbau ist das Arsenal für den heutigen Industrialismus, hier werden die Waffen, die technischen Hilfsmittel angefertigt, die nachher auf den anderen Wirtschaftsgebieten Verwendung finden. Hier entsteht die Arbeitsmaschine konstruktiv in ihren Bewegungsgliedern, und der Betriebsleiter einer Maschinenfabrik ist besonders erfahren in der Kunst der ertragreichen Arbeitsorganisation. Er muß ja fachgemäß konstruktiv und arbeitsorganisatorisch an seinen Fabrikaten das durchführen, was nachher dem Maschinenkonsumenten in Industrie und Gewerbe zur Anwendung empfohlen wird.

Deshalb können wir auch im modernen Arbeitssaal des Maschinenbauers die Erscheinungen der Arbeitsteilung, der Massenproduktion, der Maschinenwirtschaft in ihren feinsten Formen bewundern. Wie schnell und durchgreifend hat sich gerade hier das Arbeitsfeld in seinen Produktionsbedingungen verändert!

Noch vor fünfzig Jahren war der Maschinenbauer ein Handarbeiter. Er war ein Kunsthandwerker. Mindestens fühlte er sich als Qualitätsarbeiter. In der Memoirenliteratur der Unternehmer jener Zeit kehrt ja immer die Klage wieder, wie schwer es den Unternehmern wurde, tüchtige Metallarbeiter anzuwerben. Die Maschinenbauer der Schwarzkopff- und Borsig-

[1] Professor Ludwig Bernhard hatte sich im Scherlzirkus „Tag" vom 21. Juni dieses Jahres eine solche „Beweisführung" geleistet. Er zitierte meine technisch-wirtschaftliche Rundschau, „Neue Zeit" vom 5. April 1912. Dort hatte ich als ein Beispiel moderner Gewerkschaftsarbeit die Vorgänge auf der Dortmunder „Union" erwähnt. Den Maschinisten des Stahlwerkes hatte man einen Sabotageprozeß angehängt, und in der Verhandlung vor dem Dortmunder Gericht ist diese große Aktion jämmerlich zusammengebrochen. Da meine Ausführungen über diesen Punkt in dem von mir gebrachten Sinn Herr Professor Bernhard nicht gebrauchen kann, begann er sie umzudichten. Er gab von den Vorgängen ein solches Bild, daß daraus wirklich eine Sabotage, eine bewußte Zerstörung von Maschinen und Betriebsmitteln sowie eine Gefährdung von Menschenleben wurde. Und dann entrüstete sich Bernhard darüber, daß ich diese Dinge als ein Muster „gewerkschaftlicher Disziplin" bezeichnet habe. Die beteiligten Gewerkschaften haben ja in ihren Gewerkschaftsblättern „Deutscher Maschinist und Heizer", „Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften" einen genauen Sachverhalt der Vorgänge auf der Dortmunder „Union" gegeben und zugleich den Nachweis erbracht, daß, wenn man bei der Wahrheit bleibt, aus diesem Beispiel keine „Sabotage" zu machen ist.

betriebe am Oranienburger Tor in Berlin haben ja in der Berliner Arbeiterbewegung in der Zeit des Frühkapitalismus eine Sonderstellung eingenommen. Der tüchtige Arbeiter wurde vom Unternehmer sehr begehrt, Berufsstolz und Berufsdünkel waren stark entwickelt und erzeugten bei diesen Arbeiterkategorien die Neigung, sich von den übrigen Berufen zünftlerisch abzusondern. Der Maschinenbauer war zu jener Zeit eben noch Universalist, weil die Maschinen und Werkzeuge in ihrer einfachen konstruktiven Ausbildungsform die geschickte Hand notwendig machten. Auch Matschoß gibt in seiner Geschichte der Dampfmaschine[1] manche interessante Einzelheit zum besten, wie primitiv der Maschinenbauer zu arbeiten hatte.

Einen gewaltigen Fortschritt bedeutete die Erfindung des Supports, die Möglichkeit, die Drehstähle zwangsläufig zu führen. Bei der alten Drehbank mußte auf der „Vorlage" der Metallarbeiter die Fassons herausarbeiten, bei der Supportdrehbank übernahmen die Spannwerkzeuge das Festhalten und die Schlittenführung die zwangsläufige Bewegung der Drehstähle. Trotzdem blieb noch viel für das Handdrehen übrig. Ich selbst habe als Mechaniker bei einem Berliner Kleinmeister der alten Schule meine Lehrzeit abgedient und hatte eifervoll die Kunst des Handdrehens zu erlernen, weil mein Lehrherr daran die Qualifikation eines zünftigen Mechanikergehilfen festzustellen liebte. Dann mußte der Metallarbeiter einen „geraden Strich" feilen können. Das Arbeitsstück wurde am Schraubstock formgebend bearbeitet, und zum Schlusse war der Zusammenbau der Einzelteile ein kunstfertiges Zusammenfügen, ein Nacharbeiten, ein Abpassen, ein Ausprobieren.

Der Mechanisierungsprozeß setzte ein durch die konstruktive Weiterbildung der einfachen Supportdrehbank zur Leitspindeldrehbank. Das Kurbeln des Supports übernahm die Maschine. Die Anfertigung der benötigten Drehteile, besonders Achsen, Räder, Scheiben, war jetzt charakterisiert durch die Begriffe Kraft, Genauigkeit, Selbsttätigkeit. Noch aber war der Dreher, der qualifizierte Arbeiter, notwendig. Eine Arbeitsverschiebung trat ein durch die Einführung der Revolverdrehbank. Das war eine verfeinerte Konstruktion. Der Wechsel der Drehstähle brauchte nicht mehr durch das Umspannen von Hand zu geschehen. Halb automatisch konnte die Maschine arbeiten und war geeignet für Massenproduktion. Die Arbeit an der Revolverdrehbank besteht aus zwei verschiedenen Tätigkeiten, aus der Einstellung der Bank und dem Zuschieben der Werkzeuge. Eine besondere Arbeitsverteilung wurde notwendig. Das Einstellen der Bank erforderte gewisse Kenntnisse, das Zuschieben der Werkzeuge bestand aus einfach erlernbaren Handgriffen. Deshalb wurde dem „Einrichter", dem eigentlichen Dreher, dem qualifizierten Arbeiter, das Einrichten der Bank übertragen. Das Zuschieben der Werkzeuge aber hatte ein „Revolverdreher" auszuführen, ein angelernter Arbeiter. Auch jugendliche Arbeitskräfte und Frauen sind für diese Hilfsfunktionen angeworben worden.

Die höchste Stufe der Entwicklung bedeutet die „Automatendrehbank". Einspannen und Abspannen der Bearbeitungsstücke, die Zuführung der Werkzeuge, alle Operationen vollziehen sich bei dieser Maschine selbsttätig. Der Einrichter braucht die Drehbank nur wieder einzurichten, der Hilfs-

[1] Im Auftrag des Vereins deutscher Ingenieure herausgegeben. Berlin, Verlag J. Springer.

arbeiter braucht aber nicht mehr hinter der Maschine stehen zu bleiben, hat auch nicht mehr durch irgend einen Handgriff einzugreifen. Er hat die Maschine in ihrem Gange nur zu beaufsichtigen, hat dem gefräßigen Ungeheuer immer neues Material zuzuführen. Weil der Hilfsarbeiter nicht voll an einer Maschine beschäftigt ist, erfolgt die Anwendung des Prinzips „Mehr Maschinen in eine Hand". Es werden dem Arbeiter mehrere Maschinen zur Bedienung übertragen, prozentual zur Arbeitsmenge geht natürlich der benötigte Arbeitslohn zurück, wie überhaupt an dieser Konstruktionsentwicklung die enorme Produktionsverbilligung sich nachweisen läßt.

Professor Schlesinger hat sich von Ludwig Löwe & Co., der bekannten Werkzeugmaschinenfabrik, Herstellungspreise für die gleichen Arbeiten an den drei verschiedenen Maschinenarten geben lassen und kommt zu folgendem Resultat:

Herstellungspreis für Kurbelstücke, Eisen. Ganze Länge 120 Millimeter. Durchmesser der Kugel 31 Millimeter. Durchmesser des Schaftes außen 20 Millimeter.

Größe des gleichzeitigen Arbeitspostens	Bei Anfertigung auf		
	einfacher Drehbank	Revolverbank	Automat
1 Stück	à 75 Pfennig	—	—
10 = ...	à 38 =	à 20 Pfennig	—
100 = ...	à 32 =	à 9 =	à 5 Pfennig
1000 = ...	—	—	à 3 =

Herstellungspreis für Schraubenbolzen, Eisen. Schaftdurchmesser 10 Millimeter. Schaftlänge 50 Millimeter.

Größe des gleichzeitigen Arbeitspostens	Bei Anfertigung auf		
	einfacher Drehbank	Revolverbank	Automat
1 Stück	à 81 Pfennig	à 38 Pfennig	—
100 = ...	à 64 =	à 26 =	à 9 Pfennig
500 = ...	à 53 =	à 25 =	à 7 =

Man beachte, wie sich an solchen der Praxis entnommenen Zahlenbeispielen die Wettbewerbsfähigkeit des kapitalkräftigen Großbetriebs zeigt. Wo die Größe des Arbeitspostens wächst, wo Massenproduktion eingerichtet werden kann, „schlägt" der Großbetrieb mit seinen besseren Maschinen den kleinbetrieblichen Konkurrenten.

Stolzenberg, ein Fachlehrer der Ludwig Löweschen Fabrikschule, macht in seinem Buche „Moderne Werkzeugmaschinen und Werkzeuge", Verlag Jänecke, Hannover, eine ähnliche Gegenüberstellung.

Zur Anfertigung von 100 Bolzen in zehnstündigem Arbeitstag werden gebraucht:

a. bei Herstellung auf Leitspindeldrehbänken:
   1. eine Abstechmaschine mit $2^1/_2$ Stunden Arbeitszeit,
   2. eine Zentriermaschine mit $1^1/_2$ Stunden Arbeitszeit und
   3. sieben Leitspindeldrehbänke mit zusammen 66 Stunden Arbeitszeit, so daß sich eine Gesamtarbeitszeit von 70 Stunden ergibt, oder mit anderen Worten, es ist der Lohn für sieben gelernte Arbeiter zu zahlen;

b. die Herstellung auf Handrevolverbänken:
   zwei Handrevolverbänke mit zusammen 14 Stunden Arbeitszeit, so daß hier nur der Lohn für 1,4 Arbeiter verrechnet werden muß,

c. bei Herstellung auf automatischen Revolverdrehbänken:
eine automatische Revolverdrehbank mit 10 Stunden Arbeitszeit, wofür jedoch nur 1/6 Mann Bedienung zu rechnen ist.

Was hier für die Drehbank gezeigt wurde, das läßt sich auch für die anderen Arbeitsmaschinen in der Werkstatt des Maschinenbauers feststellen. Man durchwandere heute einen modernen Maschinensaal, wo eine Massenfabrikation durchgeführt werden konnte: Neben der Drehbank arbeiten Bohrmaschinen, Fräs-, Hobel-, Schleifmaschinen. Die Arbeitsteilung hat Spezialabteilungen geschaffen. In einer Abteilung wird gedreht, in der zweiten nur gebohrt, in der dritten nur gehobelt. Jeder Arbeitssaal hat also seinen bestimmten Spezialarbeitszweck, aber auch jede Maschine hat ihre Sonderaufgabe. Eng aneinander gedrängt sind die einzelnen Arbeitsmaschinen aufgestellt. Auf den ersten Blick werden uns keine besonderen konstruktiven Verschiedenheiten erkennbar, aber wenn wir näher hinschauen, ist jede Maschine ein besonderer Typ für sich.

So weit geht die Arbeitsteilung, daß an einer Stelle auch immer eine ganz bestimmte Arbeit verrichtet wird. Es wird nicht nur immer an einer Bohrmaschine gebohrt, sondern soweit das die Massenproduktion zuläßt, werden auch immer die gleichen Arbeitsstücke an der gleichen Maschine gebohrt. In einer Schreibmaschinenfabrik zum Beispiel ist die Bohrmaschine für die Bohrarbeit eines bestimmten Schreibhebels konstruktiv so ausgebildet, daß die Bohrspindel in immer gleicher Entfernung und in immer gleicher Tiefe in die Arbeitsstücke eindringt. Es wiederholt sich also in immer neuen Variationen für uns das gleiche Bild: Jede Maschine hat ihre bestimmte Spezialaufgabe.

Vor ein paar Monaten hatte ich in Süddeutschland Gelegenheit, eine Maschinenfabrik besichtigen zu können, die hypermodern eingerichtet war. Während wir langsam eine Maschinenreihe abschreiten, macht der Betriebsleiter, der die Führung hat, leise flüsternd in spöttischem Tone uns darauf aufmerksam, wie die Arbeiter „nicht wissen, wo sie ihre Hände lassen sollen". Buchstäblich arbeitete jede Maschine so exakt, daß, war sie einmal in Gang gesetzt, der Arbeiter mit keinem Handgriff selbst einzugreifen brauchte. Er war nur zur Beaufsichtigung der Maschine notwendig. (Schluß folgt.)

Marx und seine russischen Bekannten in den vierziger Jahren.

Von **N. Rjasanoff.**

(Schluß.

II.

Marx hatte sicherlich gerade Tolstoi im Auge, als er in seinem Briefe an Kugelmann von den „russischen Aristokraten" sprach, die, sobald sie in den Staatsdienst getreten, Halunken werden. Es war aber nicht bloß die Gestalt Tolstois, die in seiner Erinnerung auftauchte, als er seine Charakteristik der „russischen Aristokratie" der vierziger Jahre niederschrieb. Paris bot zu jener Zeit für die Russen Interesse als Zentrum der Wissenschaft, als der Boden parlamentarischer Kämpfe und als die Geburtsstätte der Lehren von Saint-Simon, Fourier und Louis Blanc. Wir sehen in der Tat seit Beginn der vierziger Jahre einen verminderten Zustrom der Russen nach Berlin, wo sich

nur die künftigen Professoren heimisch fühlen konnten, und einen verstärkten Zustrom der Russen nach Paris, wo ihnen noch in den dreißiger Jahren von der Regierung Nikolaus I. der Aufenthalt verboten worden war. Es ist jetzt sehr schwer festzustellen, aus welchen Leuten die damalige russische Kolonie bestand und mit wem von ihnen Marx bekannt war. Golowin begann dort erst eine Rolle zu spielen, als Marx Paris bereits verlassen hatte. In seinen „Memoiren" kehrt er fortwährend zu diesem Zeitabschnitt zurück, aber obwohl ihm der Name Marx gut bekannt war, spricht er nicht von einer Bekanntschaft mit ihm. Selbst Bakunin lernte er erst 1845 oder gar 1846 kennen. Zudem „haschte" dieser „russische Aristokrat" nie „nach dem Extremsten" und war stets ein Gegner jeglicher kommunistischen Lehren.

Es gab aber in der russischen Kolonie zu Paris noch einen hervorragenden „Aristokraten", der dort seit dem Anfang der vierziger Jahre eine bedeutende Rolle spielte. „Als ich im Frühling 1846 in Paris eintraf" — schreibt Annenkoff — „fand ich dort bereits eine ganze russische Kolonie mit ihren bedeutendsten und hervorragendsten Mitgliedern Bakunin und Sasonoff an der Spitze, unablässig damit beschäftigt, soziale, historische, philosophische und andere Fragen aufzuwerfen und zu diskutieren."

Sasonoff war mit Herwegh und dessen Frau wie mit anderen Mitgliedern der deutschen Kolonie bekannt.[1] Es wäre eigentümlich, wenn er nicht auch die Bekanntschaft von Marx und Engels gemacht hätte. Ich fand in der Tat unter Marx' Briefen drei Briefe von Sasonoff, aus denen hervorgeht, daß ihre Bekanntschaft bereits seit 1844 datiert und bis zum Tode Sasonoffs fortdauerte.

Bedauerlicherweise ist selbst in der russischen Literatur die Biographie dieses Mannes vollkommen unbearbeitet, der zu den ersten russischen Emigranten gehörte. Nikolai Iwanowitsch Sasonoff (geboren 17. Juni 1815) gehörte zu dem Zirkel der ersten russischen Sozialisten, dem auch Herzen und Ogareff angehörten. Im Jahre 1834 wurde dieser Zirkel gesprengt und die Mitglieder desselben angeklagt, eine geheime Gesellschaft zur Propaganda der Saint-Simonistischen Lehren ins Leben gerufen zu haben. Sasonoff blieb unbehelligt, da gegen ihn keinerlei Indizien vorlagen. Auf die Bitte seiner Mutter reiste er nach Italien und verließ Anfang der vierziger Jahre endgültig seine Heimat. Er lebte meist in Paris. Nach den Aussagen aller seiner Zeitgenossen war er ein sehr talentvoller und hervorragender Mensch. Selbst Herzen, mit dem er bereits in Rußland in Konflikt geraten war, nennt ihn in einem seiner Briefe „höchst begabt und in der europäischen Bewegung angesehen".

Ähnlich wie Bakunin war auch er eher ein Mann der Tat als der Feder und wurde nur aus Not ein Journalist. „Geziert und aristokratisch in seinen Manieren", verbrachte er am Anfang seines Aufenthaltes im Ausland, wo er über große Mittel verfügte, seine Zeit in klugen Gesprächen, dem Moment entgegensehend, wo die Umwälzung in Rußland ausbrechen würde. Herzen schreibt über ihn:

Sich in sich selbst konzentrieren, sich der inneren Arbeit hingeben, ohne einen äußeren Anstoß zu erwarten — das konnte er nicht, das lag nicht in seiner Natur. Das objektive wissenschaftliche Interesse war bei ihm nicht so stark. Er suchte eine

[1] Fleury, V., Le poète G. Herwegh. Paris 1911. S. 182.

andere Tätigkeit und war zu jeder Arbeit bereit — aber sie mußte vor aller Augen vor sich gehen, rasch ein Resultat zeitigen, eine praktische Anwendung ergeben und zudem in einem lauten Milieu vollzogen werden, begleitet vom Applaus der Freunde und dem Geschrei der Feinde; da er eine solche Arbeit nicht fand, warf er sich den Pariser Vergnügungen in die Arme.

Er zechte mit dem Ungestüm der „breiten russischen Natur" und versank bald so sehr in Schulden, daß er 1846 ins Gefängnis geriet, aus dem ihn seine Schwester befreite. Die Februarrevolution gab seiner Energie einen anderen Ausweg. Er nahm Anteil an verschiedenen revolutionären Klubs, organisierte im Verein mit Golowin den Klub „Fraternité des Peuples", arbeitete in der „Tribune des Peuples" und redigierte hiernach den Auslandsteil in der „Réforme".

Die Enttäuschung über die bürgerliche Demokratie veranlaßte ihn, seine alten Ansichten einer kritischen Prüfung zu unterwerfen. Aus Genf, wohin er nach seiner Ausweisung aus Paris übergesiedelt war, richtete er am 2. Mai 1850 einen langen Brief an Marx, in dem er schrieb:

Bevor ich Sie über das unterhalte, was ich dort getan habe, muß ich Sie über meinen jetzigen Standpunkt orientieren. Wir kennen uns schon seit langem, haben aber noch wenig Gelegenheit gehabt, uns gegenseitig unsere Ansichten mitzuteilen. Wolf[1] kann Ihnen sagen, daß ich in letzter Zeit in der Bewertung von Menschen und Dingen nur wenig von seinen und somit auch von Ihren Anschauungen abwich. Die aufmerksame Prüfung des letzten Werkes von Proudhon und die Lektüre seiner Artikel in der „Voix du Peuple" ließen mich einen weiteren Schritt in Ihrer Richtung tun.... In allem Wesentlichen stimme ich ganz mit dem Manifest überein, das Sie in Brüssel veröffentlicht haben.[2]

Es folgt nun eine konfuse Darstellung der Punkte, in denen er mit Marx übereinstimmt.

Er fühlt selbst, daß sein neues Glaubensbekenntnis Marx nicht ganz klar erscheinen könne, er hofft aber, daß sein „cher maître" nicht mit der Form rechnen würde, in die er seine Gedanken kleidete, sondern mit ihrem inneren Kern.

Die Sache ist die, daß Sasonoff den Plan gefaßt hatte, eine Vierteljahrsrevue herauszugeben, eine Art internationaler Tribune, wo die Vertreter der verschiedenen revolutionären Parteien zu Worte kommen könnten. Hier die grundlegende Idee des von ihm geplanten demokratischen Journals:

Alle Versuche einer europäischen Revolution sind bisher fehlgeschlagen zum Teil deshalb, weil sie nicht überall gleichzeitig und weil sie überhaupt nicht zur rechten Zeit losbrachen. Ich kam daher zu der Überzeugung, daß die nächsten Versuche, um erfolgreich zu sein, unter anderen Bedingungen unternommen werden müssen, daß man daher ein Einverständnis nicht nur unter den sogenannten Führern anbahnen müsse, sondern vor allem unter den Massen.

Für diesen Zweck sei ein Zentralorgan erforderlich, das in Paris herausgegeben werden müsse. Wie wenig Sasonoff begriff, daß es nicht ausreichend sei, nur die Vereinigung der verschiedenen demokratischen Parteien zu wünschen, sondern daß dafür ein gemeinsames Programm erforderlich sei, geht aus seinem Wunsche hervor, in einer Zeitschrift folgende Namen zu ver-

[1] Ferdinand Wolf.
[2] Das Kommunistische Manifest.

einigen: Felix Pyat, Ledru-Rollin, Proudhon und Marx! Zu den Mitarbeitern sollte auch Herzen gehören, der soeben sein Buch „Vom anderen Ufer" herausgegeben hatte. Von Marx wünschte Sasonoff einen Artikel über Deutschland.

Was Marx auf diesen Brief antwortete, ist uns unbekannt. Am wahrscheinlichsten ist, daß er sich gegenüber dem Eifer seines neuen Proselyten und seiner Fähigkeit, eine solche Zeitschrift zu leiten, sehr skeptisch verhielt. Es ist auch unbekannt, was aus Sasonoffs Plan wurde. In einem folgenden Briefe vom 10. September 1851, der bereits aus Paris datiert ist, erwähnt Sasonoff seinen Plan mit keiner Silbe. Er teilt Marx verschiedene Einzelheiten über die Situation in Paris, über die Intrigen der verschiedenen Parteien und ihr Liebäugeln mit der Armee mit. Dann heißt es weiter:

Es fehlt vor allem an einer klaren und bestimmten Theorie. Ich habe die Hälfte Ihres Manifestes vom Jahre 1848 ins Französische übersetzt. Dronke hat die Übersetzung der anderen Hälfte und die Veröffentlichung übernommen, bis jetzt aber noch nichts getan; er ist ein Faulpelz und läßt sich von der Bourgeoisie einfangen... Wie ich höre, wollen Sie und Bürger Engels sich die Weltausstellung[1] zunutze machen, um der Bourgeoisie zu zeigen, wie ihre scheinbar hochherzigsten und geistvollsten Bestrebungen sie aus ihrer gewohnten Bahn schleudern und das Nahen des Kommunismus vorbereiten. Das wäre ein Thema, würdig Ihres Genies, und von dem ich nur hoffen möchte, daß Sie es gründlich behandeln. Nieder mit der Schandgesellschaft! Schreiben Sie mir, mein verehrter Lehrer, und seien Sie stets überzeugt von der Freundschaft und Ergebenheit Ihres Bruders Sasonoff.

Die materielle Lage Sasonoffs hatte sich in den fünfziger Jahren sehr verschlechtert, namentlich seitdem er vom Senat sämtlicher „Standesrechte" beraubt worden war.[2] Mit Herzen hatte er sich nach der Affäre mit Herwegh überworfen. Als Herzen aber sein Organ „Der Polarstern" („Poljarnaja Swesda") herauszugeben begann, brachte er in dem zweiten Hefte einen großen Artikel von Sasonoff, „Rußlands Stellung auf der Weltausstellung", in dem dieser — im Widerspruch zu Herzen — nachwies, daß „dem Westen wie auch uns selbst die Erneuerung bevorsteht.... Die Westeuropäer werden aufhören, die befreiten Russen als Barbaren zu betrachten, während wir nicht mehr von dem baldigen Untergang des faulenden Westen und der Weltherrschaft des Slawenstammes träumen werden".[3]

Seit 1854 entwickelt Sasonoff überhaupt eine intensivere literarische Tätigkeit. Er gibt (anonym) ein Buch über den Zaren Nikolaus heraus, das sich sehr vorteilhaft von den unzähligen Büchern über Rußland, die damals den Büchermarkt überfüllten, unterscheidet. Originell und geistreich ist die Parallele, die Sasonoff zwischen dem allmächtigen Despoten und dem Helden von Gogols „Revisor" zieht.[4]

Im Jahre 1855 wird Sasonoff Redakteur des „Athenaeum Français", das sich dieselben Aufgaben stellte wie das englische. Unter seinem eigenen

[1] In London 1851.

[2] In den Briefen von M. Heß fand ich auch zwei Briefe von Sasonoff, aus denen hervorgeht, wie sehr er anfangs der fünfziger Jahre notlitt, und einen Brief von Herzen an Heß, als Antwort auf die Bitte des letzteren, Sasonoff Hilfe zu leisten.

[3] Der Polarstern, 2. Band.

[4] La vérité sur l'empereur Nicolas. Histoire intime de sa vie et de son règne par un Russe. Paris 1854.

Namen und auch unter einem Pseudonym (R. Stachel) veröffentlichte er eine Reihe Artikel auf dem Gebiet der slawischen Literaturgeschichte.[1]

Obgleich Sasonoff schon 1858 die Erlaubnis erhielt, nach Rußland zurückzukehren, machte er davon keinen Gebrauch. Wahrscheinlich wurde diese „Gnade" unter solchen Bedingungen angeboten, daß Sasonoff es vorzog, im Ausland zu bleiben.

Im Jahre 1859 treffen wir ihn wieder in Paris als Chefredakteur einer französischen Zeitschrift — „La Gazette du Nord" —, die Europa mit dem Leben der slawischen und skandinavischen Länder bekannt machen sollte. Er schreibt ausführlich über die Aufhebung der Leibeigenschaft, über die Emanzipation der Juden, über die russische Literatur.

In dieser Zeitschrift, in einer Korrespondenz aus Petersburg, datiert 25. April 1860, finden wir ganz unerwartet den Namen von Marx. Indem er über die Vorträge Molinaris berichtet, der damals Rußland besuchte und Propaganda für den Freihandel machte, bemerkt der Verfasser unter anderem: „Dieser Brüsseler Schriftsteller hält sich wohl selbst nicht für sehr stark auf dem Gebiet der politischen Ökonomie, einer Wissenschaft, die unter ihren Vertretern solche originelle Forscher hat wie Karl Marx, Stuart Mill, Carey, Proudhon usw." Wir sehen daraus, daß die Schrift „Zur Kritik der politischen Ökonomie" schon einige Monate nach ihrem Erscheinen in Rußland eifrige Leser gefunden hat.

Sasonoff unterhielt auch weiter Beziehungen mit der europäischen Emigration. Zusammen mit Kugelmann, Heß und Schily organisierte er in Paris im November 1859 eine Feier anläßlich des Schillerjubiläums.

Während des Konfliktes zwischen Marx und Vogt stellte er sich mit aller Entschiedenheit auf die Seite des ersteren. Er ist jener „bekannte russische Schriftsteller, während seines Aufenthaltes zu Genf mit Herrn Vogt sehr befreundet", der Marx folgenden Brief schrieb:

Paris, 10. Mai 1860.

Mein lieber Marx!

Die Verleumdungen, die über Sie verbreitet wurden und von denen ich durch einen mit „Edouard Simon" gezeichneten Artikel der „Revue Contemporaine" erfuhr, erfüllen mich mit lebhaftester Entrüstung. Am meisten setzt mich in Erstaunen, daß Vogt, den ich weder für so dumm noch für so schlecht hielt, moralisch so tief gesunken ist, wie es seine Broschüre zeigt. Es bedurfte für mich keiner weiteren Beweise, um zu wissen, daß Sie niedriger und schmutziger Intrigen überhaupt nicht fähig sind. Die Lektüre dieser Verleumdungen war mir um so peinlicher, da

[1] Vielleicht fällt in diese Zeit die Übersetzung eines russischen Gedichtes, die Sasonoff für Marx machte, und die wir in Marx' Papieren fanden:

Der russische Gott.

Gott der ausgefahrenen Straßen, Gott der Schneegestöber, Gott der Feldwege, Gott der Nachtlager ohne Betten. Er ist Gott, er ist Gott, der russische Gott.

Gott der Frierenden, Gott der Hungrigen, Gott der Bettler weit und breit, Gott des nichtseinbringenden Besitzes. Er ist Gott, er ist Gott, der russische Gott.

Gott der Vagabunden, der Heimatlosen, der Leute, die unsere Schwelle belagern, Gott der in die Fremde Verschlagenen. Er ist Gott, er ist Gott, der russische Gott.

Gott aller mit der Anna am Halse, Gott der Lakaien ohne Stiefel, Gott der lakaienhaften Geldleute. Er ist Gott, er ist Gott, der russische Gott.

Der Gott, welcher der Segen der Dummen ist und die Verständigen nach ihrem Verstand bestraft, der Gott alles Unsinns. Er ist Gott, er ist Gott, der russische Gott.

Sie in demſelben Augenblick, als jene gedruckt wurden, der Gelehrtenwelt den erſten Teil Ihres ſchönen Werkes ſchenkten, das beſtimmt iſt, die Wiſſenſchaft der politiſchen Ökonomie neu zu erwecken und ſie auf neueren und feſteren Grundlagen aufzubauen.... Mein lieber Marx, kümmern Sie ſich nicht um dieſe Erbärmlichkeiten; alle ernſten, alle anſtändigen Menſchen ſtehen auf Ihrer Seite; aber ſie erwarten von Ihnen anderes als unfruchtbare Polemiken; ſie möchten ſo bald wie nur möglich die Gelegenheit haben, die Fortſetzung Ihres ſchönen Werkes zu ſtudieren. Ihr Erfolg unter den denkenden Leuten iſt koloſſal, und wenn es Ihnen angenehm iſt zu erfahren, welchen Eindruck Ihre Doktrinen in Rußland machten, ſo kann ich Ihnen mitteilen, daß Anfang dieſes Jahres Profeſſor... in Moskau einen öffentlichen Kurſus über politiſche Ökonomie hielt und daß ſeine erſte Vorleſung eine Paraphraſe Ihres neueſten Werkes war.[1] Gleichzeitig mit dieſem Briefe ſchicke ich Ihnen eine Nummer der „Gazette du Nord", aus der Sie erfahren können, mit welcher Achtung Ihr Name in meiner Heimat erwähnt wird.[2] Adieu, mein lieber Marx. Schonen Sie Ihre Geſundheit und arbeiten Sie wie früher für die Aufklärung der Welt, ohne alle dieſe kleinlichen Dummheiten und Gemeinheiten zu beachten. Trauen Sie der Freundſchaft Ihres ergebenen...[3]

Die „Gazette du Nord" hörte im Juni 1860 auf zu erſcheinen, und Saſonoff überſiedelte wieder nach Genf. Seinen Lebensunterhalt beſchaffte er ſich durch Korreſpondenzen für ruſſiſche Zeitungen. Mit Johann Philipp Becker war er ſehr befreundet. Und auf Anregung des alten Veteranen der europäiſchen Revolution ſchrieb Saſonoff im April 1862 eine „Note", in der er die Bedeutung der Aufhebung der Leibeigenſchaft in Rußland auseinanderſetzt:

Die Aufhebung der Leibeigenſchaft, die ſchon ſeit langem vorbereitet und von der öffentlichen Meinung gefordert, aber infolge des abſurden Starrſinns des Nikolaus verzögert worden war, iſt jetzt eine vollendete Tatſache. Es iſt eine ökonomiſche Revolution, die die ruſſiſche Geſellſchaft bis in ihre Grundpfeiler erſchüttert.... Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ſie die weitgehendſten Folgen nach ſich ziehen wird; lehrt uns doch die Geſchichte, daß ökonomiſche Änderungen naturnotwendig von politiſchen und ſozialen Änderungen begleitet ſind.

Er ſagt weiter, daß in Rußland ſich eine geſellſchaftliche Schicht bildet, die ihren Intereſſen und Überzeugungen nach zu einer Klaſſe gehört, die mit Leidenſchaft und Enthuſiasmus die allgemeinen Tendenzen der modernen Ziviliſation verteidigt. Dieſe Partei, die in Frankreich Aufklärungspartei hieß, exiſtiert jetzt nur in Rußland. „Die Zukunft dieſes Landes iſt von nun an für den Fortſchritt erobert, und dieſer Fortſchritt wird ein großes Gewicht auf die Wage der Menſchheitsſchickſale legen."[4]

Das iſt das Teſtament des talentvollen Pechvogels der ruſſiſchen Emigration, eines der originellſten Vertreters der ruſſiſchen „Aufklärungspartei", der „Intelligenz". Er ſtarb in Genf noch in demſelben Jahre, am 17. November 1862.[5]

[1] Es iſt uns nicht gelungen, dieſe Angabe nachzuprüfen.

[2] Die obenerwähnte Korreſpondenz.

[3] Marx, Karl, Herr Vogt. London 1870. S. 9 bis 10.

[4] In Papieren von J. Ph. Becker.

[5] Kurz nach ſeinem Tode ſchrieb Herzen ſeine Erinnerungen an den alten Jugendfreund nieder; er konnte aber Saſonoff ſeine Sympathien für die „Marxiden" nicht verzeihen und beſchränkte ſich darauf, eine Reihe nicht beſonders erbaulich wirkender Familienſzenen und Ereigniſſe aus dem Privatleben ſeines ehemaligen Freundes wiederzugeben.

III.

Und dennoch, so scheint es mir, war es keineswegs der frühzeitig verstorbene Sasonoff, der im Gedächtnis von Marx auftauchte, als er das Charakterbild der „russischen Aristokraten" der vierziger Jahre in seinem Briefe an Kugelmann skizzierte. Sasonoff, obwohl Aristokrat, ist kein Halunke im russischen Staatsdienst geworden und war auch keineswegs bloß ein Gourmand, der in seiner Jugend nach dem Extremsten haschte, um in seinen alten Jahren der Sache der Hungrigen und Schwerbeladenen den Rücken zu kehren.

Der typische Vertreter dieser „russischen Aristokratie" war Annenkoff selbst, der 1846 ein so glühendes Interesse für Marx' Theorien bekundet hatte. In seinen Briefen an Marx[1] entpuppt sich der künftige ultra-gemäßigte Liberale und der langweiligste der russischen Kritiker als ein ultra-roter Revolutionär und Kommunist. Wenn die Briefe von Sasonoff Beweise seiner hohen Achtung vor dem wissenschaftlichen Genie Marx' geben, sind die Briefe von Annenkoff voll von ekligen Schmeicheleien und überschwenglichen Komplimenten. So schreibt er am 8. Dezember 1847 an Marx:

Sobald ich mich in Paris eingerichtet hatte, widmete ich mich ganz meiner gewöhnlichen Arbeit, das heißt der mühevollen Suche nach irgendeiner Beschäftigung. Bisweilen gelingt es mir, die Leere in anständiger Weise auszufüllen, meist aber verfalle ich der Entmutigung über meine fruchtlosen Versuche. Werden wir nicht, mein lieber Marx, finden, daß der Genius der heutigen Zivilisation recht armselig, recht dürftig ist, da er in stummer Verlegenheit bleibt, wenn ich Zerstreuungen von ihm verlange? Manchmal tut er mir geradezu leid.

Gerade in solchen Augenblicken der Niedergeschlagenheit und der Langeweile denke ich mit Vorliebe an die von meinen Freunden, die so wie Sie, mein lieber Marx, ihr Leben auszufüllen verstehen. Ich erkläre mir mein Nichtstun mit ihrer Tätigkeit: die Natur wollte Gleichgewicht, Ausgleich. So werde ich in meinen Augen ein nützliches und ehrenwertes Wesen, wie es die hervorragenden Männer in Wirklichkeit sind. Ohne Schwäche keine Kraft, und gäbe es keine Müßiggänger, so könnte dem Verdienst und der Arbeit nicht Gerechtigkeit geschehen. Ich bitte Sie, mich nicht eines solchen Trostes zu berauben und recht, recht viel zu arbeiten, mein lieber Marx.

Es ist hier nicht der Ort, Annenkoffs Erinnerungen an Karl Marx einer ausführlichen Kritik zu unterziehen. Seine bekannte Schilderung der Zusammenkunft zwischen Marx und Weitling, die durch ihre große Lebendigkeit den Eindruck der Wahrheit macht, ist in der Tat mit Ausnahme einiger Details beinahe vollinhaltlich aus der Phantasie geschöpft. Sie gibt nichts als eine Übertragung des Annenkoff aus frischer Erinnerung bekannten Streites zwischen Marx und Bakunin aus den siebziger Jahren auf den Streit zwischen Marx und Weitling in den vierziger Jahren. Schon die erste Frage, die Marx angeblich an Weitling stellte, klingt seltsam in seinem Munde. Fest steht nur eine Tatsache, daß zwischen Marx und Weitling in Gegenwart von Annenkoff ein Konflikt ausgebrochen ist. Alle Reden, die dabei gehalten worden waren und die Annenkoff — nach mehr als dreißig Jahren! — „wortgetreu" wiedergibt, sind ein Produkt seiner müßigen Phantasie.[2]

---

[1] In Marx' Briefwechsel finden sich fünf Briefe.

[2] E. Kaler, W. Weitling, Zürich 1887, S. 72 bis 73, teilt einen Brief Weitlings an Heß mit, der dieselbe Zusammenkunft schildert. Er ahnt, daß Annenkoffs Dar-

Daß Annenkoff auch direkt lügt, beweisen seine Briefe. So teilt er uns mit, daß er von Marx aus Anlaß des bekannten Buches Proudhons „System der ökonomischen Widersprüche" einen langen französischen Brief erhalten, worin er ihm seine Ansicht über die Theorien Proudhons entwickelte, und fügt hinzu: „Ich gestehe, ich glaubte damals wie auch viele andere noch nicht an die Richtigkeit des Urteils über Proudhon, wie es Marx' Brief enthielt, da ich mit der Mehrzahl des Publikums durch das Pathos und die dialektischen Eigenschaften der Proudhonschen Werke hingerissen wurde." In Wirklichkeit aber antwortete Annenkoff folgendes:

Sie haben mich, mein lieber Herr Marx, durch Ihren freundlichen Brief vom 28. Dezember in höchstem Maße verpflichtet. Ihr Urteil über das Werk Proudhons hat mir durch seine Richtigkeit, Klarheit und vor allem durch seine realistische Tendenz wirklich wohlgetan. Man ist so oft in Gefahr, sich von dem trügerischen Glanze eines abstrakten Gedankens gefangennehmen zu lassen; man ist so oft in Versuchung, die äußerlich glänzenden Schöpfungen eines Hirnes, das einzig und allein mit sich selbst beschäftigt ist, als das letzte Wort der Wissenschaft und der Spekulation zu betrachten. Ein Freundeswort, das da erschallt und das einen zurückführt zu den ökonomischen und historischen Tatsachen, das sie einem in ihrer wirklichen Entwicklung zeigt, die etwas ganz anderes bedeutet als die erkünstelte Entwicklung reiner Kategorien und logischer Widersprüche, das endlich das komplizierte Gerüst eines dem Leben, der Geschichte und der wahren Wissenschaft entfremdeten Systems in seinen Grundlagen trifft — eine solche Stimme verdient all unsern Dank für den heilsamen Einfluß, den sie übt. Sie haben, mein lieber Herr Marx, Ihr langes Schweigen durch Ihren letzten Brief wieder voll wettgemacht. Ich lese ihn immer wieder.

Leider, ist Marx' Brief nur teilweise wiedergegeben und nicht im Original. So läßt er Marx sagen: „Aber Herr Proudhon irrt sich auf höchst seltsame Weise, indem er eine Art der Sentimentalität durch die andere ersetzt: durch die Sentimentalität des Kleinbürgers mit seinen Deklamationen über die Heiligkeit des häuslichen Herdes, die eheliche Liebe und ähnliche schöne Dinge — durch jene Sentimentalität, die überdies noch viel tiefer ausgedrückt ist bei Fourier als in all diesen selbstgefälligen Banalitäten unseres guten Herrn Proudhon." Fourier als sentimentaler Kleinbürger, der über die Heiligkeit des häuslichen Herdes und der ehelichen Liebe deklamiert — alles das reimt sich schwerlich mit Marx' Auffassung Fouriers, den er auch im „Elend der Philosophie" gegen Proudhon in Schutz nimmt. Und in den Glossen, die er zu den Erinnerungen von Annenkoff machte, schrieb Marx:

Ich habe gerade das Gegenteil von dem geschrieben, was er mich über Fourier sagen läßt! Fourier war der erste, der die Idealisierung des Kleinbürgertums verspottet hat.[1]

---

stellung zum Zwecke der dramatischen Belebung die Erinnerung aus der Phantasie ergänzt sei, kommt aber trotzdem zum Schlusse, daß zwischen beiden Schilderungen eine auffallende Übereinstimmung herrscht. Dagegen hat sich Annenkoff in bezug auf die Zeit dieser Zusammenkunft nicht geirrt. Im russischen Original ist das Datum richtig angegeben und nur in der deutschen Übersetzung wahrscheinlich verdruckt (1847 statt 1846). I. Z., Eine russische Stimme über Marx. Neue Zeit 1883, S. 236 bis 241.

[1] Mitgeteilt bei Anski, P., Zur Charakteristik von Marx. Russkaja Mysl, August 1903, S. 63.

Wenn man Annenkoff Glauben schenken darf, so traf er „mit Marx und Engels noch im Jahre 1848 in Paris zusammen, wohin beide gleich nach der Februarrevolution in der Absicht gekommen waren, den französischen Sozialismus zu studieren (!), welcher jetzt volle Freiheit der Bewegung gewonnen hatte. Sie gaben indes bald ihre Absicht auf, da (?!) dieser Sozialismus gänzlich von den rein lokalen politischen Fragen beherrscht wurde und bereits sein fertiges Programm hatte, von dem er nicht abgezogen werden wollte — das Programm, mit den Waffen in der Hand dem Arbeiter eine dominierende Stellung im Staate zu erkämpfen" (?!).

Und wie ist es zu erklären, daß seine Beziehungen zu Marx nach 1848 nicht wieder angeknüpft wurden? Nichts charakteristischer als seine Antwort:

Die Zeit der Hoffnungen, des unbestimmten Sehnens war damals schon vorüber, und die praktische Tätigkeit, die Marx wählte, lag so weit ab von dem russischen Leben überhaupt, daß ich, wenn ich in demselben bleiben wollte, der Tätigkeit Marx' nicht anders folgen konnte als aus der Ferne. mittelbar und unvollständig, durch Zeitungen und Journale.

Klingt der erste Grund für unseren Helden des „unbestimmten Sehnens" sehr wahrscheinlich, so ist der zweite wieder eine Lüge. Annenkoff war auch nach 1848 im Ausland, sogar in London, und von 1867 an lebte er zwar ununterbrochen in der Ferne, aber nicht der russischen (er starb 1887 in Dresden). Es ist somit klar, daß er etwas verschweigt.

Wahrscheinlich ist, daß Engels und Marx mit ihm schon im Jahre 1848 in Paris gebrochen haben. Annenkoff, der von Tolstoi so warm empfohlen war, hat gleich nach der ersten Enthüllung den Versuch gemacht, den „guten, ehrlichen, aufrichtigen" Freund zu rechtfertigen, von dem er eben erst noch Marx mitgeteilt hatte, daß er nach Rußland zurückkehre in der Absicht, sein Gut zu verkaufen, um sich und sein ganzes Vermögen der hereinbrechenden Revolution zu widmen. Als Tolstoi endgültig, nach dem Februar 1848, bloßgestellt worden war, mußte auch Annenkoff, bei dem die provisorische Regierung wie auch bei Tolstoi eine Hausdurchsuchung vornahm, verdächtig werden. Und daß sein plötzlicher Schluß, den er aus der Erzählung von dem Steppengutsbesitzer zieht — ein Spion oder gewissenloser Betrüger —, nur ein Widerhall seiner eigenen Enttäuschung ist, wird klar, wenn man seine Schilderung mit seinem Briefe an Marx über denselben Tolstoi vergleicht.

Tatsache ist, daß nach 1848 unser glühender Kommunist und enthusiastischer Verehrer Marx' wie in einer Versenkung verschwand. Von seinen russischen Bekannten konnte Marx erfahren, daß Annenkoff sich in einen ultra-gemäßigten Liberalen umgewandelt hatte, der, wie in Lawroff boshaft charakterisierte, in der Politik nichts weiter war als ein „Tourist", den Marx nicht mehr interessierte als jede andere ausländische „Novität". Es genügt, seine Erinnerungen über Paris im Februar und März 1848 zu lesen, um sich an das harte Urteil zu erinnern, das Marx über die „russische Aristokratie" fällte. Daher auch der verächtliche Ton, der aus allen Glossen von Marx zu seinen Erinnerungen atmet.

Ein ebensolcher „Gourmand" wie Annenkoff war auch sein damaliger Busenfreund W. Botkin, der gleichfalls von 1844 bis 1848 der russischen Kolonie in Paris angehörte. Möglich, daß Engels und Marx mit ihm bekannt waren. Gerade in dessen Schriften fand der ehrenwerte P. v. Struve, gleich-

falls ein typischer „Tourist“ auf dem Gebiete der Politik, Spuren von Marxismus. Aber sein Versuch, diesen „russischen Aristokraten“ (der eigentlich ein steinreicher Moskauer Kaufmann war) zum geistigen Vater der russischen Marxisten zu stempeln, erwies sich nicht erfolgreicher als der, Lorenz v. Stein als den Stammvater des deutschen Marxismus zu proklamieren.

Die Steigerung der Lebensmittelpreise in Japan.

Von **S. Katayama** (Tokio).

Die allgemeine Teuerung macht sich in Japan besonders schmerzlich fühlbar; hier bleiben die Löhne am empfindlichsten hinter der Steigerung der Lebensmittelpreise zurück.

Allerdings sind die japanischen Preisstatistiken recht unvollkommen, sie geben meist nur Durchschnittspreise für das ganze Land. Eine Statistik der Detailpreise der Lebensmittel fehlt überhaupt. Doch lassen auch die im folgenden wiedergegebenen Großhandelspreise die rasche und außerordentlich starke Steigerung erkennen. Es kosteten (in Yen gleich 2 Mark):

	1900	1905	1906	1907	1908	1909	1910
Reis (à Koku zu 180 Liter) .	11,22	12,66	14,44	16,02	15,24	12,54	12,93
Gerste (à Koku)	4,74	6,59	4,62	5,46	6,14	5,62	5,26
Salz (à Koku)	2,41	4,43	5,18	5,24	5,28	5,21	5,26
Sojabohnen (à Koku) . . .	17,41	21,76	27,26	22,60	22,75	23,70	22,17
Zucker, weiß (100 Pfund) . .	12,71	17,48	17,12	16,25	17,57	17,12	17,27
Rindfleisch (100 Pfund) . .	20,80	31,97	32,88	33,07	35,01	30,65	28,07
Eier (100 Stück)	2,07	2,38	2,33	2,36	2,38	2,43	2,46

Die Preissteigerung bei den hier angeführten Lebensmitteln beträgt in den 11 Jahren bis 1910 zwischen 11 und 117 Prozent, im Durchschnitt 38 Prozent. Und doch bedeutet das Jahr 1910 erst den Anfang der eigentlichen rapiden Preissteigerung.

So kostete der Koku Reis, der im Jahre 1910 um 12,93 Yen zu haben war, im Jahre 1911 13,33, im Jahre 1912 durchschnittlich 17,29 Yen, im Oktober bereits 22,70 Yen und jetzt, im Dezember, 23,49 Yen, der höchste Preis seit vielen Jahren; und Reis ist bekanntlich das wichtigste Lebensmittel in Japan.

Die Steigerung der Wohnungsmieten läßt sich statistisch nicht genau feststellen. Eine authentische allgemeine Statistik ist darüber nicht vorhanden. Doch lassen private Mitteilungen und persönliche Erfahrungen auch hier ein rasches Steigen der Preise erkennen, das auch durch das Emporschnellen der Baugrundpreise bestätigt wird. In den letzten zwanzig Jahren hat sich der Wert des Baugrundes in vielen Teilen von Tokio in je fünf Jahren verdoppelt. Die Hausmiete hat sich auch tatsächlich in den letzten zehn Jahren sicherlich mehr als verdreifacht.

Nach einer Statistik des „Oriental Economist“ haben in den 11 Jahren von 1900 bis 1910 die Arbeitslöhne im Baugewerbe um 54 Prozent zugenommen (Zimmerleute von 53 auf 80 Sen, Putzer von 54 auf 83, Steinmaurer von 61 auf 93, Dachdecker von 50,5 auf 81, Ziegelmacher von 44,8 auf 73 Sen[1]), die Arbeitslöhne in der Bekleidungsindustrie um 46 Prozent (Schneider nach japanischer Art von 7 auf 57, Schneider nach europäischer Art von 56 auf 81, männliche Weber von 32,5 auf 49, weibliche von 19,5 auf 27, Färber von 29,3 auf 49 Sen). Die Löhne der

[1] 100 Sen = 1 Yen = 2 Mark.

Tischler und Schmiede sind in dieser Zeit um 47 Prozent gestiegen (von 50 auf 76 respektive von 47,5 auf 69 Sen), in der Lebensmittelbranche um 41 Prozent, in verschiedenen anderen Gewerben um durchschnittlich 54 Prozent. Die Großhandelspreise der Waren im allgemeinen sind nach den Indexzahlen in dieser Zeit um 31 Prozent gestiegen, die der wichtigsten Lebensmittel aber um 61 Prozent, also wesentlich mehr als die Löhne. Dabei aber ist diese Gegenüberstellung noch insofern irreführend, als in der Zusammenstellung der wichtigsten Lebensbedürfnisse der Arbeiter nicht nur Wein und Tabak fehlen, deren Preise besonders gestiegen sind und die bei vielen Arbeitern zu den Lebensbedürfnissen gehören, sondern vor allem auch die Wohnungen, deren Preise, wie wir sehen, noch viel rascher gestiegen sind als die der Lebensmittel.

Um ein richtiges Bild von der Lebenshaltung der Arbeiter zu gewinnen, genügt aber die Angabe der Taglöhne keineswegs, es muß auch der Beschäftigungsgrad in Erwägung gezogen werden. Eine allgemeine Statistik über diesen gibt es nicht, doch lassen die Angaben aus den wichtigsten staatlichen Betrieben wichtige Schlüsse zu.

In der folgenden Tabelle sind die Lohnhöhen und die Dauer der Beschäftigung in den wichtigsten staatlichen Betrieben für das Jahr 1910 zusammengestellt:

Betrieb	Löhne (in Sen)		Arbeitstage		Jahreslohn (in Yen)	
	Männl.	Weibl.	Männl.	Weibl.	Männl.	Weibl.
1. Druckerei	60	28	359	359	215,40	100,52
2. Arsenal (Tokio)	75	32	?	?	?	?
3. Arsenal (Osaka)	68	27	311	312	211,48	84,24
4. Milit. Bekleidungswerkstätten	51	25	275	?	140,25	?
5. Schiffswerft von Yokosuka .	71	30	313	335	222,23	101,50
6. Schiffswerft von Kure . .	88	—	324	—	285,12	—
7. Schiffswerft von Sasebo . .	71	28	299	299	212,29	83,72
8. Schiffswerft von Maizuru .	74	25	310	299	229,40	74,75
9. Eisenwerk von Wakamatzu .	67	—	305	—	204,35	—
10. Elektrizitätswerk Shinagawa	89	—	335	—	298,15	—

Die Arbeitszeit von 359 Tagen in der staatlichen Druckerei zeigt uns vor allem, daß der japanische Arbeiter gesetzliche Ruhetage fast überhaupt nicht kennt. Wo die Zahl der Arbeitstage geringer ist als in den staatlichen Druckereien, ist dies fast durchweg eine Folge von Arbeitslosigkeit, nicht von Muße.

Die obige Tabelle gibt als Durchschnittswerk für männliche Arbeiter 315 Arbeitstage und einen Jahreslohn von höchstens 240 Yen an. In der privaten Industrie sind die Taglöhne etwas höher, aber die Beschäftigung ist viel ungleichmäßiger, die Arbeitslosigkeit viel häufiger.

In welchem Elend die gewöhnlichen Taglöhner leben, zeigt anschaulich das folgende Budget eines solchen, der bei einem Monatseinkommen von 12,30 Yen außer sich selbst auch seine betagte Mutter und ein Kind erhalten hat:

Hausmiete	2,30 Yen	Tabak	—,75 Yen
Reis	6,90 "	Petroleum	—,15 "
Gemüse	—,60 "	Bad	—,40 "
Feuerung	—,30 "	Haarschneiden	—,15 "
Div. Wirtschaftsausgaben	—,75 "	Zusammen	12,30 Yen

Man kann sich kaum vorstellen, wie Menschen in dieser Weise leben können; aber Taglöhner erhalten 50 Sen Taglohn. Wenn er also selbst im Monat 25 Tage Arbeit hat, verdient er alles in allem 12,50 Yen, und irgendwie muß er mit dieser Summe sein Auskommen finden.

Eine große Firma hat kürzlich die Budgets verschiedener ihrer Angestellten veröffentlicht, die ein Monatseinkommen von 25, 30 und 50 Yen beziehen. Es

handelt sich hier um junge Angestellte, die in der Regel noch eine Frau und ein Kind zu erhalten haben.

	Monatseinkommen		
	50 Yen	30 Yen	25 Yen
Hausmiete	9,— Yen	5,50 Yen	4,50 Yen
Reis	8,30 "	8,90 "	7,— "
Gemüse, Fleisch	9,30 "	5,50 "	4,50 "
Kohle und Gas	1,85 "	2,20 "	1,45 "
Soya, Zucker, Salz	1,20 "	—,85 "	—,70 "
Erziehung	1,50 "	1,20 "	—,60 "
Haarschneiden und Bad	1,90 "	1,45 "	1,20 "
Tabak	—,71 "	—,90 "	1,— "
Unterhaltung	3,70 "	2,40 "	—,70 "
Zeitungen	1,48 "	—,59 "	—,43 "
Einkommensteuer	1,08 "	— "	— "
Kleider und Wäsche	5,40 "	2,80 "	1,60 "
Wasser	—,45 "	—,30 "	—,22 "
Verschiedenes	3,09 "	1,— "	— "

Diese Aufnahme wurde vor einigen Monaten gemacht. Heute wäre das Bild schon wesentlich verändert, da inzwischen die Preise einiger Artikel, besonders des Reises, stark gestiegen sind.

Wenn man die angeführten Budgets studiert, sollte man es kaum für möglich halten, daß das Elend des Proletariats noch in fortwährendem Steigen ist. Und doch ist es der Fall, und dabei bilden die Arbeiter noch nicht einmal die tiefste Stufe! Hat doch erst unlängst der oberste Beamte in der Verwaltung der staatlichen Betriebe erklärt, daß es den Arbeitern besser gehe als den Regierungsbeamten und die Arbeiter daher eine Lohnerhöhung nicht bedürften. Dieser Hinweis wirkt aber um so aufreizender, wenn man weiß, daß die Beamten erst im letzten Jahre eine Aufbesserung um 25 Prozent erhalten haben.

Grundfragen der Erziehung.

Von **Arnulf.**

So betitelt sich ein Schriftchen des Genossen Rühle,[1] auf das wir hier die Aufmerksamkeit der Leser lenken möchten. Im ersten Kapitel stellt der Verfasser kurz die theoretischen Grundlagen und sozialen Voraussetzungen des Erziehungsproblems dar. Er geht von der Frage aus: Was ist Erziehung? und zeigt, wie das Erziehungsideal zu keiner Zeit das Resultat spekulativer Bemühungen war, sondern letzten Endes stets der Ausdruck der jeweiligen Wirtschaftstendenzen, wobei eingehend dargelegt wird, wie der kapitalistische Entwicklungsprozeß die Bedeutung des Individuums als Glied der Arbeitsgemeinschaft und der sozialen Gemeinde demonstriert, und infolge davon neben die alte individualistische Pädagogik, deren Objekt das Kind als Einzelwesen bildet, die Sozialpädagogik als eine neue Forderung der Erziehungspraxis und der Erziehungswissenschaft tritt.

Wenn dann der Verfasser weiterhin die Ansicht äußert, daß die Erziehung sich vorwiegend an den „inneren" Menschen wende und die theoretische Grundlage der Methodik die Psychologie sei, so müßte dabei bemerkt sein, daß diese Unterscheidung eines inneren (geistigen) und eines äußeren (körperlichen) Menschen nichts als den Ausdruck der gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse mit ihrer Trennung von Kopf- und Handarbeit darstellt. Für die Schule der sozialistischen Gesellschaft ist diese Unterscheidung völlig gegenstandslos.

[1] Otto Rühle, Grundfragen der Erziehung. J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart. Kleine Bibliothek Nr. 28.

Das Kind, mit dem es die ältere Pädagogik zu tun hatte, war ein psychisches und soziales Abstraktum. Die Fixierung seines Wesens ließ die individuelle Verschiedenheit der Anlage und des Entwicklungstempos ebenso unberücksichtigt wie die Ungleichheit der sozialen Bedingtheit und den Einfluß des Milieus, sagt Rühle und charakterisiert damit die alte Schule, die eigentlich nur ein Kind, das Normalkind, kannte, ein Schema, einen Leisten, über den alle Schülerindividualitäten geschlagen wurden. Selbstverständlich wurde und wird diese Schule der Mannigfaltigkeit der Naturbegabungen nichts weniger als gerecht. Rühle deutet nun eine neue Grundlage der künftigen Schule in zwei scharf voneinander unterschiedenen Konstitutionen an, die man in Hinsicht der psychischen Veranlagung und Beschaffenheit der Kinder zu unterscheiden habe, den sensorischen und motorischen Typus. Die Erziehung im Hause ist im allgemeinen auf den motorischen, die Schulerziehung fast ganz auf den sensorischen Typus zugeschnitten. Das motorische Kind wird später im Leben der Mann der Tat: der Unternehmer, der Selfmademan, der Spekulant, der Organisator, der Baumeister, der Künstler, Weltumsegler gehören zu dieser Kategorie; das sensorische Kind entwickelt sich im späteren Leben zum willigen Beamten und dienstbaren Geist: Lehrer, Bureaubeamte, Forscher, Gelehrte, Geheimräte gehören hierher. Nach Rühle erfordert jeder Typus eine andere Methode und eine andere Materie, und dementsprechend gliedert er auch die künftige Schule im allgemeinen in eine theoretische und eine praktische Abteilung. Ich werde weiter unten auf die sozialistische Schulorganisation näher eingehen und möchte hier nur die Bemerkung Rühles unterstreichen, daß der eine wie der andere Typus nur selten rein in die Erscheinung tritt.

Im folgenden fordert Genosse Rühle für das proletarische Kind, dessen besondere Existenz- und Entwicklungsbedingungen von der bürgerlichen Klasse und der bürgerlichen Schule so gut wie ganz ignoriert werden, eine Wachstumsmöglichkeit, die seiner Herkunft, und eine Erziehung, die seiner Bestimmung entspricht. Rühle weiß das Elend des proletarischen Nachwuchses mit Worten darzustellen, von denen eine starke agitatorische Wirkung ausgeht. Hier wie im zweiten Kapitel, das von der Erziehung im Hause handelt, offenbart er sein tiefes Verständnis für das proletarische Jugenddasein, für dessen physische, moralische und geistige Verwahrlosung. Die Ausführungen über vorgeburtliche Erziehung, über die erzieherische Mission der Familie, über Gewöhnung und Nachahmung, Spiel und Arbeit, Phantasie und Märchenwelt, Sprache und Intellekt, Gehorsam und Strafe, zeigen den Verfasser zudem als vorzüglichen Kenner der Kindernatur; sie sind voll feiner pädagogischer Winke und mit Genuß zu lesen.

Das dritte Kapitel: Die Erziehung in der Schule enthält neben manchen trefflichen Abschnitten, wie die über Kapitalismus und Schule, Religionspaukerei und weltliche Schule, auch eine Darstellung der zukünftigen Schulorganisation, die mir in mehrfacher Hinsicht anfechtbar erscheint. Darin muß ich dem Verfasser recht geben, daß die Klassenschule, als das geistige Gesicht der gegenwärtigen wirtschaftlichen und sozialen Struktur, von der kapitalistischen Klasse nicht aus freien Stücken preisgegeben wird. Dies zu erreichen, wird es erst der Eroberung der politischen Macht durch die Arbeiterklasse bedürfen. Die neue Schule aber, die der sieghafte Sozialismus uns bringt, wird nicht, wie bei Rühle, wesentlich ein Abbild der kapitalistischen, sondern der sozialistischen Gesellschaftsordnung sein. Unter proletarischem Regime wird die Schule, in welche die Arbeiter ihre Kinder schicken, durch energische sozialpolitische Gesetzgebung rasch sich heben und eine so vortreffliche, vielseitige, körperliche und geistige Bildung vermitteln, daß die besitzenden Schichten sich bald herbeilassen werden, ihre Kinder ebenfalls der allgemeinen Volksschule, der Einheitsschule, die dann erst verwirklicht ist, zuzuweisen. Diese Umgestaltung der Schule wird rasch vonstatten gehen, weil das ökonomische Bedürfnis besteht, die gesellschaftliche Arbeit zur Grundlage der Schul-

erziehung zu machen und die Trennung von Schule und Leben mehr und mehr aufzuheben. Es wird sich nicht so sehr um die Schaffung neuer Schulräume, Lehr- und Lernmittel handeln, als hauptsächlich um die Nutzbarmachung der bereits vorhandenen Institutionen der materiellen Produktion, der landwirtschaftlichen und industriellen Groß- und Kleinbetriebe, auch für die Ausbildung des heranwachsenden Geschlechtes.

Die Schule, die Genosse Rühle uns zeichnet, ist auf einer so schmalen Grundlage errichtet, daß von einem wirklich innigen Konnex zwischen dem Erziehungswesen und dem wirtschaftlichen und sozialen Leben nicht die Rede sein kann. Das gilt namentlich mit Bezug auf die Elementarschule. Die Forderung der Sozialdemokratie besteht nach Rühle in der „Schaffung einer allgemein verbindlichen gemeinsamen Erziehungsbasis in Form einer Elementarschule für die ganze Schulzeit bis zum vierzehnten Lebensjahr". Kann diese „allgemein verbindliche gemeinsame Erziehungsbasis" wirklich zu den Forderungen der Sozialdemokratie gehören? Die Schaffung einer solchen Basis hätte nur Sinn, wenn gewisse Teile der Bevölkerung — und hier kann nur an die höheren Klassen gedacht werden — sich sträubten, ihre Kinder in diese Schule zu geben. Aber wer denkt gegenwärtig daran, die Besitzenden zu zwingen, daß ihre Kinder zugleich mit dem proletarischen Nachwuchs dieselbe Schulbank drücken sollen! Die allgemeine Volksschule war eine Losung der Bourgeoisie, als sie noch revolutionär gesinnt war. Ist aber, solange das Proletariat nicht die Herrschaft in Händen hat, jene Forderung politisch unmöglich, so würde ihre zwangsweise Durchführung unter proletarischer Herrschaft gar nicht mehr im Interesse der Arbeiterklasse liegen. Als pädagogische Kehrseite würde die Schaffung einer allgemein verbindlichen gemeinsamen Erziehungsbasis mit Notwendigkeit eine Beschränkung der Bildungs*freiheit* nach sich ziehen, eine Uniformierung der Bildung, die dem Wesen des Sozialismus widerspricht und ein Hemmschuh des ökonomischen Aufschwungs wäre. Das Bestreben einer proletarischen Regierung wird vielmehr dahin gehen, das Bildungsniveau in der sozialisierten Gesellschaft, wo es auch sei, zu heben. Es kann ihr zum Beispiel nicht daran liegen, die Ziele der höheren Schulen irgendwie herabzuschrauben, vielmehr gilt es, die pädagogischen Institutionen für die breiteren Massen so auszubauen, daß die weiland höheren Klassen aus eigenem Antrieb diese Bildungsgelegenheit wahrnehmen. In den Anfängen des Sozialismus wird also die Schule die wichtige Mission haben, ausgleichend und überbrückend auf etwa noch vorhandene Reste von Klassengegensätzen zu wirken.

Der gewaltige Vorzug der Arbeiterschule in der sozialistischen Gesellschaft wird darin bestehen, daß sie einen ökonomischen Faktor ersten Ranges bildet. Sie wird viel unmittelbarer als die Schule heutzutage eingreifen in das Getriebe der materiellen Produktion. Die große Mannigfaltigkeit in der gesellschaftlichen Arbeit wird Grundlage der künftigen Schulbildung sein, die jeder individuellen Veranlagung und Begabung gerecht werden kann. Dieser Reichtum der Bildungsgelegenheiten und -möglichkeiten wird auch die *Gliederung* des Unterrichtes und Erziehungswesens bestimmen. Er ist ein ökonomisches Erfordernis; denn die Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit steigert sich in dem Maße, wie die allseitigere Entwicklung der Individuen zunimmt. Engels sagt (Anti-Dühring, S. 320), daß die von den Schranken der kapitalistischen Produktion befreite Gesellschaft ein Geschlecht von allseitig entwickelten Produzenten erzeugen wird, „die die gesellschaftliche Grundlage der gesamten industriellen Produktion verstehen und von denen jeder eine ganze Reihe von Produktionszweigen von Anfang bis zu Ende praktisch" durchmachen wird.

Dazu stimmt jedenfalls nicht, daß Genosse Rühle in seiner bis zum achtzehnten Lebensjahr reichenden „Mittelschule" die „Berufslehre" nur für *einen* bestimmten praktischen sozialen Erwerbszweig vermitteln läßt. Ferner soll nach seiner Meinung diese Schule in zwei Abteilungen zerfallen, eine für den theoretischen und

eine für den praktischen Unterricht, eine Gliederung, die der kapitalistischen Arbeitsteilung und Klassenscheidung entspricht, jedoch in der sozialistischen Gesellschaft bald den Boden der ökonomischen Wirklichkeit unter den Füßen verlieren und in eine Fessel der Entwicklung umschlagen würde.

Der ganze Aufbau der künftigen Schule nach Rühle, ihre Gliederung in Kindergarten, Elementar-, Mittel- und Hochschule, geht viel zu sehr von der Voraussetzung aus, daß Schule und Leben nebeneinander bestehen, nicht aber, daß sie sich gegenseitig so weit als möglich durchdringen und aneinander anpassen werden. Die innige Verbindung des wirtschaftlichen und pädagogischen Elementes ist aber gerade von höchster kultureller Bedeutung; daher muß die Jugend von Anfang an schon in den Strom der großen Produktion für den Lebensbedarf gestellt werden und nicht erst nach Absolvierung ihres Bildungsganges in das Berufsleben eintreten.

Im ganzen läßt sich sagen, daß das Bild, welches Rühle von der Zukunftsschule entwirft, an einer unnötigen Anlehnung an die Schulverhältnisse und sozialen Bedingungen der Gegenwart krankt; doch soll nicht verschwiegen werden, daß er mit seiner Auffassung dieser Dinge unter den Schulpolitikern der Sozialdemokratie nicht allein steht.

Die Vorzüge der Rühleschen Darstellungsweise treten wieder im letzten Kapitel: Die Erziehung im nachschulpflichtigen Alter aufs deutlichste zutage. In lebhafter, wirkungsvoller Weise führt uns der Verfasser in den Kampf um die schulentlassene Jugend ein. Fortbildungsschule und die namentlich vom Schulrat Kerschensteiner angepriesene staatsbürgerliche Erziehung geben ihre ziemlich unverhüllt auftretende staatserhaltende Tendenz zu erkennen; Meisterlehre und Fabrikarbeit sorgen, jede in ihrer besonderen Art, dafür, daß das Elend der ausgebeuteten Jugend nicht ausstirbt. Damit aber auch der Humor nicht fehle, so schauen wir dem von der Furcht vor der Sozialdemokratie aufgestachelten Eifer der kirchlichen und bürgerlichen Jugendfänger zu, die so plötzlich ihr von der Liebe zur arbeitenden Jugend überfließendes Herz entdeckt haben. Freude und Begeisterung aber erweckt der Aufmarsch der proletarischen Jugendbewegung, des Nachwuchses der klassenbewußten Arbeiterschaft.

Will man ein zusammenfassendes Urteil über die „Grundfragen der Erziehung" abgeben, so muß man sie als wertvolle Bereicherung unserer sozialpädagogischen Parteiliteratur bezeichnen. Ihre Stärke liegt vor allem in der Schilderung der Gegenwartsverhältnisse und deren Kritik; die Richtlinien zur Zukunftsschule jedoch in einigen Abschnitten der Schrift bedürfen der Nachprüfung.

Literarische Rundschau.

Georges Stiekloff, **La fraction social-démocrate dans la troisième Douma** (Die sozialdemokratische Fraktion in der dritten Duma). Les documents du Socialisme IX. Paris 1913, Marcel Rivière & Cie. 87 Seiten. Preis 75 Centimes.

Die Fragen der russischen Revolution sind Fragen von internationaler Bedeutung. Diese Tatsache tritt gegenwärtig vielleicht klarer hervor als je zuvor. In einer Epoche der revolutionären Verschiebungen in Asien, der blutigen Erschütterungen im nahen Orient und der Verschärfung der allgemeinen Lage in ganz Europa muß die russische Monarchie, an der Schwelle Asiens und Europas, als Herrscherin auf dem Schwarzen Meere unvermeidlich den Knotenpunkt bilden, in dem die Fäden der Weltpolitik zusammenlaufen. Die Verhältnisse in Europa und Asien sind bei Beginn des zweiten Jahrzehnts des zwanzigsten Jahrhunderts derart, daß das russische Proletariat sich im Mittelpunkt der weltpolitischen Ereignisse erweist. Dies hat der Baseler Kongreß, sieben Jahre nach der großen russischen Revolution, durch seine Feststellung hervorgehoben, daß die auf der Tagesordnung

stehende Aufgabe des Proletariats Rußlands: die Niederwerfung des Zarismus, ihrem Wesen nach eine internationale Aufgabe sei. Dieser Umstand erklärt auch das in Westeuropa wiederum aufgetauchte Interesse für die revolutionäre Bewegung in Rußland. Die Tatsache steht natürlich in Verbindung mit den jüngsten grandiosen Aktionen der Arbeiterklasse Rußlands, mit den politischen Ausständen des Jahres 1912, die den Beweis erbracht haben, daß der Gedanke an eine „Beruhigung" der Arbeiter im heutigen Rußland nichts weiter war als eine naive Illusion bei den einen und das Ergebnis der politischen Depression und Schwäche bei den anderen.

Das Erscheinen der obengenannten Broschüre des Genossen Stiekloff in französischer Sprache ist ein Symptom des zunehmenden Interesses für die proletarische Bewegung in Rußland. Sie schildert allerdings nicht die gesamte Bewegung zur Zeit des Triumphes der Gegenrevolution, sondern nur die Tätigkeit der Arbeitervertretung in der Duma. Dies drückt den angeführten Angaben ihren Stempel auf und beraubt sie der erforderlichen Perspektive. Indem der Autor seine Aufmerksamkeit ausschließlich der Tätigkeit der sozialdemokratischen Fraktion in der Duma zuwendet, übergeht er den Hintergrund, die Entwicklung der Bewegung selbst und den Gang des Parteilebens, mit Stillschweigen und beraubt sich dadurch der Möglichkeit, den Leser für das Verständnis des Gesamtbildes vorzubereiten, das die Wiederbelebung der politischen Bewegung der Arbeiterklasse am Ende der dritten und am Anfang der vierten Duma bietet. Besonders fühlbar ist der Mangel an Mitteilungen über die gegenseitigen Beziehungen zwischen Partei und Fraktion. Gerade diese Mitteilungen aber wären geeignet gewesen, den westeuropäischen Lesern vor Augen zu führen, wie unter den Keulenschlägen der Gegenrevolution in der russischen Arbeiterklasse eine neue Taktik entstand, die die alten Ziele und Aufgaben des Jahres 1905 mit den neuen Kampfbedingungen in Einklang bringt, ohne hierbei der opportunistischen Anpassung oder dem falschen Radikalismus anarcho-syndikalistischer Richtung zu verfallen. Diese beiden Extreme, ein unvermeidliches Ergebnis der plötzlichen Umwälzung in der Bewegung nach dem Siege der Gegenrevolution, hat die Partei als Ganzes wie auch die Dumafraktion zu überwinden gehabt, und eben auf diesem Gebiet tritt die innere Entwicklung der Fraktion deutlich zutage.

Die Tätigkeit der sozialdemokratischen Fraktion in der Duma wird vom Autor in klarer, plastischer Weise geschildert. Er kennzeichnet ihre Stellungnahme zu den verschiedensten Fragen: von der Frage des Terrors bis zu den Problemen der auswärtigen Politik, er schildert auch die Haltung der anderen Parteien zu denselben Fragen und liefert dadurch nicht nur eine Beschreibung der prächtigen Arbeit der proletarischen Vertreter in der Duma der Konterrevolution, sondern führt auch die den Westeuropäern vollkommen unbekannten Bedingungen vor Augen, unter denen diese Arbeit verläuft. Soweit das Büchlein des Genossen Stiekloff die westeuropäischen Sozialdemokraten mit dem Kampfe der Arbeiter Rußlands näher vertraut macht, erfüllt es seinen Zweck vollkommen. Wir möchten nur bemerken, daß es in dem Büchlein an einem besonderen Kapitel mangelt, das die Stellungnahme der sozialdemokratischen Abgeordneten zum Budget behandelt.

G. Kameneff.

Dr. Fleisch, **Reform des Arbeitsrechtes.** Der Arbeitsvertrag im geltenden Recht und die notwendige Entwicklung des Arbeitsverhältnisses aus einem Gewaltsverhältnis zum reinen Rechtsverhältnis. Berlin 1910. 32 Seiten. Preis 50 Pfennig.

Professor Dr. P. Arndt, **Zur Reform des Arbeitsrechtes.** 12 Seiten.

Die Schrift des Frankfurter Stadtrats Dr. Fleisch ist nach einem Vortrag gehalten, den Fleisch auf dem 17. Verbandstag der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine hielt. Fleisch schreibt im Vorwort seiner Broschüre: „Wenn die Veröffentlichung meines Vortrags dazu beitrüge, daß die Arbeiter ihre Aufmerksamkeit

etwas weniger als bisher dem dunklen, transzendenten Begriff des „Kampfes gegen die kapitalistische Produktion', der Beseitigung der heutigen Volkswirtschaft im Sinne des ersten Teiles des sozialdemokratischen Programms zuwendeten und statt dessen sich mehr als bisher mit den Problemen befassen wollten, deren Zusammenhang mit dem Arbeitsvertrag hier nachgewiesen ist, so wäre der Zweck meines Vortrags erreicht." Dieser Zweck wird indes nicht erreicht werden. Flesch kann aus seiner „bürgerlichen" Haut nicht heraus; er scheint anzunehmen, daß nach der „Beseitigung der heutigen Volkswirtschaft" so etwas wie ein luftleerer Raum entstehen müsse. In den im Vortrag und in der Broschüre vorgelegten Leitsätzen zur Reform des Arbeitsrechtes verlangt Flesch unter anderem „Schutz vor übermäßiger Ausbeutung der Arbeitskraft"; an einer „mäßigen" Ausbeutung hat er also um so weniger auszusetzen, als er ja seine Sätze gleich mit dem Kanon beginnt: „Unsere Volkswirtschaft beruht auf dem Arbeitsverhältnis, das heißt darauf, daß diejenigen, die über die sachlichen Produktionsmittel verfügen, durch Vertrag die Möglichkeit der Verfügung über die notwendigen Arbeitskräfte erhalten." Dieser Satz hat sogar aus den Kreisen fortschrittlicher Sozialpolitiker selbst mancherlei Anfechtung erfahren. Wir glauben kaum, daß diese Weisheit und die Heiligsprechung des Kapitalismus unter Verminderung der Ausbeutung auf irgend ein „Maß" auch nur bei nichtsozialdemokratischen Arbeitern irgendwie in nennenswerter Weise Anklang finden wird. Flesch spricht weiter von „dem nebelhaften Begriff der Vergesellschaftung der Produktionsmittel" und davon, daß dagegen eine ungeheure Zahl von Forderungen vorläge, deren praktische Durchführbarkeit einfach dadurch erwiesen sei, daß sie sämtlich bereits praktisch ausgeführt worden seien („der Schutz des notwendigen Eigentums in Amerika, die Lohnregulierung in Deutschland, die Korrektur des Lohnsystems durch unentgeltlichen Schulunterricht in Preußen, durch Unentgeltlichkeit der Lehrmittel und durch unentgeltliche Bestattung in vielen Schweizer Kantonen, die Wöchnerinnenunterstützung in Frankreich usw."). Allerdings wird klüglich unterlassen, auch mitzuteilen, ob nun alle diese Erfüllungen wesentlich zur Umwandlung des Arbeitsverhältnisses aus einem Gewaltsverhältnis zu einem reinen Rechtsverhältnis beigetragen haben. In Wirklichkeit kann ja auch davon keine Rede sein.

Das kleine Heftchen von Professor Arndt ist ein Abdruck aus der „Frankfurter Zeitung", erstes Morgenblatt vom 3. und 4. November 1910. Die Arbeit ist eine Befürwortung und Kundmachung der Leitsätze von Flesch. Arndt führt aus, Flesch bediene sich bei der Begründung seiner Vorschläge mancher Ausdrücke, die geeignet seien, einen liberalen Politiker stutzig zu machen, da sie gewöhnlich mit sozialistischen Forderungen in Verbindung gebracht würden. So sage er zum Beispiel, der Lohn des Arbeiters müsse „reguliert" werden, eine „Korrektur des Lohnsystems" sei erforderlich; er empfehle den Weg der „Überführung des Arbeitsvertrags aus dem Privatrecht ins öffentliche Recht". Durch solche Redewendungen dürfe man sich jedoch nicht irreführen lassen. Bei genauer Prüfung ergebe sich deutlich, daß die Forderungen Fleschs durchaus im Einklang mit den Grundgedanken des Liberalismus ständen. In der Tat sind es zumeist Kinkerlitzchen, was hinter den von Flesch gebrauchten „Leit"worten steckt. Arndt meint mit Flesch, daß die sozialen Kämpfe weit öfter daraus entständen, daß sich die Arbeiter gegen das mit ihrer Stellung als Staatsbürger, mit ihrer Verantwortlichkeit als Familienvorstände unvereinbare, dem positiven Recht ganz unbekannte Gewaltsverhältnis auflehnten, als aus bloßen Lohnstreitigkeiten. Es brauche nur an die Kämpfe um den Arbeitsnachweis oder um die Anerkennung der Tarifgemeinschaften oder um die Offenlegung der Akkordlohnsätze oder an die vielen Streiks erinnert zu werden, die in den sogenannten „Maßregelungen" ihren Ausgangspunkt nähmen. Als ob nicht bei all diesen Streitfragen die Lohn- und Magenfrage den sehr realen Hintergrund bildete! Schließlich meint Arndt echt „fortschrittlich", die Freunde der von Flesch aufgestellten Grundsätze

würden gut daran tun, jetzt nicht zu verlangen, daß die neuen Formeln in das Programm aufgenommen würden, es genüge, daß alle wesentlichen Einzelforderungen, die sich aus den Grundsätzen Fleschs ergäben, im Programm enthalten seien. Das verhindere natürlich nicht, daß man sich in der praktischen Politik, in Rede und Schrift, der Anregungen Fleschs mit großem Nutzen bedienen könne. Blamier' mich nicht, mein schönes Kind——! W. Häusgen.

Notizen.

Der Sieg des Großkapitals in der Kinobranche. Im deutschen Kinematographengewerbe spielen sich zurzeit erbitterte wirtschaftliche Kämpfe ab. Um die Situation des deutschen Filmmarktes richtig würdigen zu können, muß folgendes vorausgeschickt werden: Die Filmfabrikanten verkehren bisher regulär nicht direkt mit den Konsumenten. Diese, also die Besitzer der Kinematographentheater, beziehen die zur Vorführung erforderlichen Films von Zwischenhändlern, den sogenannten Filmleihern. Was allwöchentlich die inländischen und ausländischen Filmfabrikanten an Neuheiten herausbringen, wird diesen Filmleihern zur Auswahl vorgeführt. Entsprechend dem mehr oder minder verschiedenen Geschmack der Zwischenhändler wird durch Auswahl von etwa zwölf Films verschiedener Firmen das sogenannte „Programm" zusammengestellt. Die Zwischenhändler bestellen entsprechend der Anzahl der bei ihnen abonnierten Kinotheater von jedem Film die benötigte Anzahl Exemplare. Von diesen Filmleihern bekommen nun die Kinobesitzer gegen entsprechende Entschädigung die Films zur Vorführung überwiesen. Daß es sich also juristisch nicht um ein „Leihen", sondern um ein Mietverhältnis handelt, sei in Anbetracht der irreführenden Bezeichnung „Filmleiher" hervorgehoben. Die gut gehenden großen Kinos bekommen die Films sofort nach Erscheinen. Diese Lichtbildbühnen sind sogenannte „Erste-Wochen-Abonnenten" und müssen natürlich eine verhältnismäßig hohe Benutzungsgebühr zahlen. Nach Ablauf der Spielzeit — bisher meist eine Woche, teilweise aber auch schon nur eine halbe Woche — wandert das „Programm", also die zirka zwölf Films, zu den Kinos, die als Abonnenten der zweiten Woche etwas geringere Gebühr zahlen. Diese Organisation erklärt die Tatsache, daß man in den kleinen und weniger gut gehenden Kinos nicht so gute Darbietungen hat, weil die Filmstreifen schon stark abgenutzt sind. Der Zwischenhändler steht sich so um so besser, je größer die Anzahl der hintereinander ein Programm vorführenden Kinobesitzer ist.

Durch den starken Zulauf, den bisher die Lichtbildbühnen überall hatten, ist offensichtlich eine Überproduktion an Kinotheatern eingetreten. Vielfach sind aber diese Neugründungen mit Unterstützung der sogenannten Filmleiher erfolgt. Zum mindesten haben sich die Leihgebühren, die den kapitalschwachen Kinos kreditiert werden mußten, in vielen Fällen so angesummt, daß der Zusammenbruch solcher Lichtbildbühnen auch die wirtschaftliche Existenz der Filmleiher ungünstig traf. Dadurch wurden diese wieder genötigt, ihre Kredite bei den Filmfabrikanten bis zum äußersten auszunutzen. Der erbitterte Kampf um den Absatzmarkt zeitigte dann eine ungesunde Preisdrückerei.

Die tieferen Ursachen der Differenzen sind die, daß die Zwischenhändler, also die Filmleiher, überhaupt überflüssig sind, daß sie den Erzeugern nur unnötig Verdienst fortnehmen, die Preise drücken und Zahlungseinstellungen mit einem Schlage mehr Schaden verursachen, als bei der direkten Lieferung an die Kinobesitzer herauskommen könnte. Daß diese Ansichten nur Eingeweihten bekannt werden, versteht sich von selbst. Immerhin aber ist es beachtenswert, daß der bedeutendste Filmfabrikant, nämlich Ch. Pathé, in einem Interview über diese voraussichtliche Entwicklung des Filmmarktes keinen Zweifel gelassen hat. Dieser beste Kenner des Filmhandels sagt nämlich: Die Verleiher waren das notwendige Werkzeug des Gedeihens der Fabrikanten. Während einiger Jahre war

der Zwischenhandel unentbehrlich zur Vermittlung und Regelung von Erzeugung und Verbrauch. Doch die Zeit ist vorbei, in der die Verleiher nur vom Vermieten leben konnten. Sie werden ihr Geschäft nur fortsetzen können, wenn sie auch fabrizieren oder für bestimmte Kinos die ausschließliche Filmlieferung erreichen. Auf diesen Gebieten sind denn auch schon verschiedene Filmleiher vorgegangen. Die so oft angekündigte Krisis bricht für die Verleiher mehr und mehr herein. Die Verleiher spüren schon die Wirkung der Entwicklung.

Pathé begründet seine Ansicht mit schwerwiegenden wirtschaftlichen Gründen. Hiervon sei nur der hervorgehoben, daß auch die hervorragenden erfolgreichen Filmautoren mit die Ursache des Ruins der Filmleiher abgeben. Diese müssen von den bedeutenden Kinodramen mehrere Exemplare kaufen, um überhaupt ihre Kundschaft befriedigen zu können. Es ist nichts Seltenes, daß so der Zwischenhändler für einen Film 1200 Mark ausgibt, den er bei der großen Konkurrenz nur wenige Male an die Kinos vermieten kann. Die großen Filmfabriken gehen nun mehr und mehr dazu über, die erfolgreichen Filmautoren vertraglich festzulegen. Dadurch können diese Literaten gewaltige Honorare erhalten, während auf der anderen Seite die Filmfabrikanten die Möglichkeit haben, selbst die wenigen noch kapitalkräftigen Filmzwischenhändler auszuschalten. Der Kinobesitzer muß unter heutigen Zeitverhältnissen die „Schlager" haben. Der Zeitpunkt ist nach Pathés Ansicht nicht mehr fern, in dem der Lichtbildtheaterbesitzer nur dann ein zugkräftiges Programm erhält, wenn er bei den Fabrikanten direkt abonniert. Verschiedene große Filmfabrikanten sind denn auch schon bestrebt, dieser Entwicklungstendenz durch Kartellierungen Rechnung zu tragen.

Für die großkapitalistische Entwicklung der Filmbranche sprechen auch die gewaltigen Kosten, welche die Schlagerfilms erfordern. Der Sensationsfilm „Menschen unter Menschen" hat zum Beispiel an Herstellungskosten einschließlich Autorenhonorar rund 200 000 Mark verursacht. Diese gewaltigen Aufwendungen machen sich natürlich nur in Großunternehmungen bezahlt. Die Kinobranche zeigt somit ein glänzendes Beispiel für die Vernichtung der kleinen und mittleren Existenzen unter den gewaltigen Machtmitteln der Großkapitalisten innerhalb der heutigen Gesellschaftsordnung.

P. Max Grempe.

Zeitschriftenschau.

In dem Januarheft der „Socialist Review" bespricht der Redakteur unter anderen Dingen die Aussichten der **Londoner Friedenskonferenz** und bemerkt zum Schlusse: „Wir können wenigstens hoffen, daß die Streitkräfte der Demokratie in den Balkanstaaten wie in Europa im allgemeinen eine so entschlossene Haltung gegen den Krieg annehmen werden und so mächtig werden, daß ein Krieg ohne eine Revolution unmöglich sein wird." Dieser Ausspruch des gemäßigten sozialistischen Organs ist besonders bemerkenswert in Hinsicht auf die eigentümlichen Auffassungen, die die führenden Personen der B. S. P. (British Socialist Party) letzthin über die auswärtige Politik und Rüstungen geäußert haben.

Die Nummer enthält einen anregenden Artikel über **„Unsere nationale Nahrung"** von Richard Higgs. Higgs ist selbst ein Kleinpächter, der dem Studium der Frage, wie Großbritannien seinen fruchtbaren Boden ausnützen und sich mit Nahrungsmitteln versehen kann, viel Zeit gewidmet hat. Vor einigen Jahren hielt er auf einer Konferenz der S. D. P. einen Vortrag über dieses Thema, der nachher als Broschüre herausgegeben wurde. In dem vorliegenden Artikel befürwortet er als die wahre und dauernde Lösung der Frage die Errichtung von Staats- und Gemeindegütern und Werkstätten, die die Nahrungsmittelversorgung planmäßig zu betreiben hätten. Es schwebt ihm eine der Wehrpflicht ähnliche Nahrungsmittelpflicht (food conscription) vor, nach der jede Gemeinde gezwungen werden könnte, die Lebensmittel, zu deren Produktion sich die Gegend eignet, zu produzieren.

In einem Artikel über „**Das Gesetz des steigenden Ertrags**" stellt J. W. S. Davidson folgende Behauptungen auf: Die normale Profitrate erzielt nur der verhältnismäßig kleine Teil des Kapitals in einer Industrie, der unter den ungünstigsten Produktionsbedingungen um Mehrwert wirbt. Die übrigen Kapitalien, die in derselben Industrie angelegt sind, erzielen alle einen mehr oder weniger großen Extraprofit. Es ist der Teil einer Industrie, der keinen Extraprofit abwirft, der die Lohnrate der ganzen Industrie bestimmt. Im allgemeinen können die Gewerkschaften die Löhne nicht über die von den Produktionsbedingungen dieser Betriebe festgesetzte Grenze hinaustreiben. Diese dunkel empfundene Wahrheit treibt die Gewerkschaften mehr oder weniger gegen ihren Willen dem Sozialismus zu.

In „**China und der Opiumhandel**" geißelt Frank E. Middleton das Verhalten der englischen Machthaber Indiens in der Opiumfrage und schildert das Entstehen der Opiumkrise in China, wo das entschiedene Auftreten der Regierung die Opiumhändler mit ungeheuren Verlusten bedroht.

Im Januarheft des „British Socialist" kommt der Redakteur auf die letzte **Krise in der B. S. P.** zu sprechen. Er bezeichnet die Resolution, in der die Mehrheit des Parteivorstandes den internationalen sozialistischen Standpunkt in der Rüstungsfrage vertritt, als unangebracht. Niemand wird die Partei im Verdacht haben, daß sie als Partei eine Agitation für die Vermehrung der Rüstungen wünscht oder daß sie mit dieser Agitation in Verbindung steht. Wir streiten nur darum, wie der Frieden am besten bewahrt werden kann. Die jüngsten Ereignisse in Osteuropa weisen darauf hin, daß die Vernachlässigung der Seeverteidigung und das Unvorbereitetsein zum Kriege zum Angriff einladen und den Konflikt heraufbeschwören, den wir alle vermeiden wollen. Es kann nicht bestritten werden, daß die Landstreitkräfte Großbritanniens zur Landesverteidigung nicht taugen. Wir haben deshalb stets die Einführung einer Bürgerwehr an Stelle des stehenden Heeres und der Territorialarmee verlangt. Eine Anzahl unserer Freunde hat die Notwendigkeit dieser Bürgerwehr stets bestritten und behauptet, daß die Flotte unser einzig mögliches Verteidigungsmittel sei. Wenn nun gesagt wird, daß für uns die Flotte das ist, was für die Völker des Festlandes die Bürgerwehr, und daß sie deshalb genügend stark sein müsse, wird diese Ansicht als die schlimmste Ketzerei verschrien. Wir können diesen Gedankengang nicht verstehen. Wenn die Partei ausdrücklich die Forderung einer hinreichend starken Flotte mißbilligen soll, sollte sie sicherlich auch diejenigen ausdrücklich verleugnen, die deshalb gegen eine Bürgerwehr sind, weil eine hinreichend starke Flotte eine Bürgerwehr unnötig macht. Es ist nicht die Aufgabe der Partei, sich für oder gegen die einen oder anderen zu erklären. Es ist nicht die Aufgabe einer sozialistischen Partei, Rüstungen zu befürworten. Wir fordern die Bürgerwehr, weil wir sie als den Berufsheeren in jeder Weise überlegen erachten. Man könnte mit vielem Rechte behaupten, daß die bürgerlichen Parteien stets bereit sein werden, die Rüstungen zu vermehren, und daß wir, so notwendig wir auch die Rüstungen erachten mögen, stets mehr Grund haben werden, sie zurückzuhalten als sie anzuspornen. Wir sollten jedoch nicht die als Ketzer verfolgen, die als Individuen die entgegengesetzte Ansicht vertreten.

Die Sache ist leider nicht so harmlos, wie sie der Redakteur des „British Socialist" hinstellt. Unter den Vorstandsmitgliedern der B. S. P., die zu den Flottenfreunden gehören, befinden sich der Vorsitzende der Partei, der Redakteur des Organs, das, wenn auch nicht offiziell, das Wochenblatt der Partei ist, der Londoner Organisator der B. S. P. und der Parlamentskandidat des Wahlkreises, in dem die Partei die meisten Stimmen aufbringt. Wie kann unter diesen Umständen vermieden werden, daß die B. S. P. mit der Flottenpropaganda identifiziert wird?

J. Köttgen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



1. Band Nr. 22 Ausgegeben am 28. Februar 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Die Kriegsgefahr im fernen Osten.

Von **Spectator.**

Seit einigen Jahren entwickelt Rußland wiederum eine fieberhafte Tätigkeit im fernen Osten. Wenn aber vor dem Russisch-Japanischen Kriege alle Maßnahmen der russischen Regierung sich gegen Japan richteten, so verfolgt die jetzige Politik Rußlands das einzige Ziel, China zu schwächen und sich zunächst der Mongolei zu bemächtigen. Mit Japan hat Rußland eine Abmachung getroffen, wonach jedem „freie Hand" gewährt wird. Nach der Erklärung Sasonows in der Duma vom 13. April gehört zur russischen Einflußsphäre die „innere Mongolei", das heißt der südwestliche Teil der Mandschurei. Rußland begnügt sich aber damit nicht, sondern will die ganze Mongolei unter seinen Einfluß bringen oder einfach annektieren.

Die Mongolen, ein Hirtenvolk, zerfallen in viele Stämme, an deren Spitze ein Priester als Fürst steht. Sie fühlen sich seit einiger Zeit durch die chinesische Kolonisation bedrängt, da die Chinesen ihnen ihre Felder abnehmen, sie stark ausbeuten und militärisch unterjochen. Diese Unzufriedenheit der Mongolen mit China machte sich Rußland zum Nutzen, indem es den Hutuktu von Urga, der den obersten lebenden Buddha in der Mongolei darstellt, für sich gewann. Dieser oberste Priester ist ein Trunkenbold, der den niedrigsten irdischen Leidenschaften allzu zugänglich ist und den russischen Rubel nicht verschmäht. Man begreift, was für einen willfährigen Helfershelfer die russische Diplomatie in ihm gefunden hat.

1911 kam es zwischen Rußland und China zu einem Konflikt, angeblich, weil China den Vertrag von 1881 verletzt hat. Dieser Vertrag räumt Rußland Sonderrechte in der Mongolei ein, wie Exterritorialität in administrativer und gerichtlicher Hinsicht der russischen Untertanen, zollfreier Handel in der Mongolei usw. Rußland forderte außerdem die Zulassung seiner Konsuln sowohl in Kobdo wie in den übrigen Städten der Mongolei, worauf China nicht einging.

Schließlich wollte Rußland für seine Untertanen das Recht auf Erwerb von Grundbesitz erhalten und für seine Konsuln die Befugnis, in Streit-

fällen zwischen Chinesen und Russen zu entscheiden. Mit anderen Worten, Rußland forderte von China, es solle sich der russischen „friedlichen Eroberung" der Mongolei nicht widersetzen.

Durch Drohung mit einem Kriege gelang es Rußland, China zum Nachgeben zu zwingen. Allein der Weg der „friedlichen Eroberung" erscheint den russischen Machthabern allzulang. Um so mehr, als die chinesischen Kolonisten und Kaufleute sich überall den Russen überlegen erwiesen haben. Bald ergab sich aber eine Gelegenheit, energischer vorzugehen.

Nach dem Siege der Revolution in China erklärte sich der Hutuktu von China unabhängig und schloß mit Rußland einen Vertrag ab, wonach Rußland sich verpflichtet, die Selbständigkeit der Mongolei China gegenüber zu wahren. Dafür erhielt Rußland Monopolrechte im Handel und verschiedene Bergwerkskonzessionen. Wer die Sachlage kennt, weiß, daß die „autonome Selbstverwaltung" der Mongolei nichts anderes ist als die Verwandlung dieses gewaltigen Gebiets in eine russische Provinz.

China schickte gegen den Hutuktu eine Armee, zog auf seine Seite viele andere mongolische Fürsten, und die Mongolei hätte ihm für sich allein nicht Widerstand leisten können. Nun forderte aber Rußland die Zurückziehung des Heeres und die Anerkennung seiner Annexion der Mongolei.

Bis jetzt sind die Verhandlungen zwischen Rußland und China noch nicht zu Ende. Auf Betreiben Rußlands ist es China unmöglich geworden, eine größere Anleihe aufzunehmen. Selbst aber die verminderte Anleihe von 25 Millionen Pfund (statt 60 Millionen), die China bloß zur Erfüllung seiner „Pflichten" aufnehmen wollte, kommt noch nicht zustande, weil Frankreich, augenscheinlich auf Wunsch Rußlands, dem Abschluß dieser Anleihe sich widersetzt. Rußland hofft China auf diese Weise zum Bankrott zu treiben, um einen Vorwand für die offene Annexion der Mongolei zu erhalten. Möglich aber, daß das Scheitern dieser Anleihe zur Auflösung des Sechsmächtesyndikats führen wird, was nur zu wünschen wäre. Auf jeden Fall würde diese Diplomatie Rußlands nicht das Unabwendbare verhindern können, nämlich den Krieg Chinas gegen Rußland.

In China besteht jetzt eine energische Agitation für den Krieg gegen Rußland; es werden auch Geldsammlungen zu diesem Zwecke veranstaltet, und ununterbrochen arbeiten die Regierungswerke, die Munition aller Art verfertigen.... Gleichzeitig dehnt sich der Boykott der russischen Waren aus. Man spricht sogar davon, daß Juanschikai sich gegenüber den südchinesischen Revolutionären verpflichtet hat, die Mongolei auf keinen Fall aufzugeben.

China ist bekanntlich als ein agrarisches Land übervölkert. Das Eindringen des Kapitalismus verschärft diese Übervölkerung außerordentlich. Da die Auswanderung der Chinesen nach anderen Ländern auf große Schwierigkeiten stößt, so bleibt ihnen nur die Kolonisation der „Grenzländer". Für das Vierhundertmillionenvolk ist also die Besiedlung dieser äußeren Provinzen eine Lebensnotwendigkeit. Stellt Rußland dieser Kolonisation Hindernisse in den Weg, so muß es zum Kriege kommen.

Damit aber noch nicht genug. Die Annexion der ganzen Mongolei durch Rußland hat auch in Japan Unzufriedenheit hervorgerufen. Das Ministerium Katsura, das imperialistische Ministerium Japans, dessen Ziele in der inneren Politik die Befestigung der Selbstherrschaft und in der äußeren die Teilung Chinas waren, rief bekanntlich große Unruhen hervor

und mußte gehen. Die Stimmung für ein Bündnis mit China gegen Rußland wächst in Japan und ist schon so stark, daß Japan sich in den letzten Jahren keine offenen Übergriffe China gegenüber erlauben durfte. Vorige Woche ist Sungatsen, der bekannte Führer der Revolutionäre Chinas, in Tokio eingetroffen, um Japan für ein Bündnis mit China zu gewinnen. Er wurde von der Bevölkerung enthusiastisch begrüßt.

Ein anderes Moment, das die politische Lage im fernen Osten noch komplizierter macht, ist das Verhältnis zwischen der Mongolei und Tibet. Bekanntlich betrachtet England Tibet als seine Einflußsphäre. In einem speziellen Vertrag mit England hat sich Rußland von Tibet völlig und für immer losgesagt. Nun ist jetzt ein Vertrag zwischen dem Hutuktu von Urga und dem Dalai Lama von Tibet zustande gekommen, nach dem beide Länder sich einander Unterstützung gegen China versprechen und ihren Untertanen gleiche Rechte sichern. Wahrscheinlich sind dabei ihre Verhältnisse auch Rußland gegenüber festgelegt worden. Denn die Hauptrolle bei diesem Vertrag spielt ein russischer Agent, ein gewisser Agwan Dordgiew, der schon 1904 den Dalai Lama dazu veranlaßt hat, mit Rußland in nähere Beziehungen zu treten. Dieser Dordgiew ist unlängst in Petersburg angekommen.

Der Vertrag zwischen der Mongolei und Tibet hat die englische Diplomatie sehr unangenehm berührt, und der Unterstaatssekretär Acland erklärte im Parlament, daß die englische Regierung diesem Vertrag ihre Anerkennung versagen werde. England wird wohl daraus den Schluß ziehen, welchen Wert Verträge mit Rußland haben. Auf jeden Fall wird die politische Lage im fernen Osten höchst gefahrvoll....

Was treibt aber Rußland, sich in neue Abenteuer zu stürzen? Es sind gewiß nicht die Interessen des Handels mit der Mongolei, die Rußland zu diesem gefährlichen Schritt veranlassen. Denn diese sind sehr gering. Außerdem ist der für Rußland äußerst günstige Vertrag von 1881 für weitere zehn Jahre verlängert worden. Die Ausbeutung der reichen Naturschätze der Mongolei wird im großen Umfang für das russische Kapital kaum möglich sein. Gewiß werden einzelne Unternehmer hier sehr gute Geschäfte machen. Zweifelsohne spielt auch das Verlangen der Militärkreise, an den „Asiaten" „Rache" zu nehmen, eine Rolle. Das wichtigste Moment bildet indes, wie es scheint, das Bestreben, die Mongolei für die russische Kolonisation zu erhalten. Wie Professor Kaufmann konstatiert, ist der für Kolonisation geeignete Landvorrat in Sibirien fast schon erschöpft. Die noch übrig gebliebenen Staatsländereien werden an allerhand Spekulanten und Großkaufleute verteilt. In Turkestan wird das Land den Kirgisen abgenommen und mit russischen Bauern besiedelt.

Dabei hat sich aber die Landfrage im Innern Rußlands wiederum verschärft. Die Boden- und Pachtpreise sind wiederum sehr gestiegen; die Großgrundbesitzer denken auch heute nicht mehr daran, ihre Ländereien zu verkaufen, weil die hohen Getreidepreise ihnen großen Nutzen aus dem Boden verschaffen. Die Auflösung der Gemeinde und Konzentration des bäuerlichen Grundbesitzes gehen langsam vor sich, so daß die Agrarfrage, die die Regierung schon für gelöst hielt, aufs neue hervortritt.

Man begreift deshalb, was die Annexion der Mongolei für die russische Regierung bedeuten würde, die den Auswandererstrom dorthin ableiten könnte.

Es ist klar, daß die Annexion der Mongolei keine Lösung der Landfrage für die russischen Bauern darstellt. Schon deshalb nicht, weil die Mongolen, die heute den Schutz Rußlands gegen China anrufen, morgen sich auch gegen die russischen Kolonisten wenden werden. Davon ganz abgesehen, daß China nie und nimmer die Mongolei aufgeben wird und kann. Interessant ist es, daß die Regierung zu gleicher Zeit die Duma um die Ermächtigung angegangen ist, die Staatsländereien und Forsten an Privatspekulanten veräußern zu dürfen. Andererseits erlaubt die Regierung, die sich der chinesischen Kolonisation und Arbeit in den Grenzgebieten widersetzt, die kontraktliche Anwerbung von chinesischen Kulis zur Arbeit im Innern Rußlands. Verschleuderung der Staatsländereien, Lohndrückerei durch die chinesischen Kulis und Annexion der chinesischen Provinzen — das ist die neueste Lösung des Agrarproblems in Rußland....

Das ostasiatische Problem ist noch von einem anderen Standpunkt aus interessant. Deutschland und die Vereinigten Staaten haben die Integrität Chinas garantiert. Beide unterstützen aber heute als Mitglieder des Sechsmächtesyndikats die Politik Rußlands, die auf die Teilung Chinas ausläuft. Soll die Mongolei eine Abschlagszahlung Deutschlands an Rußland für Albanien und Armenien sein? Wie dem aber auch sei, wir haben hier einen neuen Beweis dafür, welchen Wert all solche Erklärungen und internationale Abmachungen in der heutigen kapitalistischen Räuberwelt haben.

Theoretisches zur Ursache der Krisen.

Von **Ant. Pannekoek.**

1. Die Periodizität der Produktion.

Bei der Frage der Ursachen der Krisen handelt es sich um zwei verschiedene Erscheinungen, die getrennt zu behandeln sind. Erstens um das periodische Auf- und Abschwanken der Produktion in dem industriellen Zyklus; und die erste Frage ist: Wieso müssen die aus dem kapitalistischen Produktionsprozeß entstehenden Kräfte notwendig zu einer periodischen Bewegung führen? Die zweite Frage ist, weshalb in dieser Wellenbewegung der Niedergang kritisch, plötzlich, wie ein Sturz auftritt. In der Regel wird, wenn über die Ursachen der Krisen geredet wird, dieser zweite Punkt ins Auge gefaßt; der Kredit, das Geld als Zahlungsmittel, das Kaufmannskapital, die Spekulation spielen dabei die bekannte Rolle, dem Niedergang einen katastrophenartigen Charakter zu geben. Aber die Hauptfrage ist diese, weshalb Aufschwung und Niedergang regelmäßig abwechseln, die Frage nach der Ursache der Periodizität selbst.

Periodische Bewegungen in der Natur treten dort auf, wo bei der Abweichung von einer Gleichgewichtslage eine Kraft auftritt, die den Körper zu dieser Lage zurückzieht und um so größer ist, je größer die Abweichung selbst. Liegt die Sache ähnlich bei der Periodizität der Produktion? Auf den ersten Blick scheint diese Frage zu bejahen zu sein. Man redet ja hier auch von Überproduktion und Unterproduktion; und wenn von irgend einer Ware zu viel produziert worden ist, tritt sofort eine Kraft auf, die die Abweichung aufzuheben sucht, die Preissenkung, die eine Einschränkung der Produktion bewirkt. Die Preise sind die Regulatoren der Produktion; ihre

Änderung bewirkt, daß die Produktion bei jeder Abweichung von der Nachfrage wieder dorthin zurückgetrieben wird. So wäre die Analogie vollkommen; die Produktion in ihrer Gesamtheit erhebt sich abwechselnd über und sinkt unter den gesellschaftlichen Bedarf; in der höchsten und tiefsten Lage tritt dann eine Kraft auf, die sie zur Mittellage, zur Gleichgewichtslage, worin sie den Bedarf genau deckt, zurücktreibt; ähnlich wie bei einem Pendel oder einer Feder muß daraus eine periodische Bewegung entstehen.

Bei genauer Betrachtung zeigt sich, daß diese Übereinstimmung nur scheinbar ist. Weil der Pendel während seiner Rückkehr zur Gleichgewichtslage eine immer größere Geschwindigkeit bekommt, fliegt er durch diese Lage hindurch und entfernt sich an der anderen Seite von ihr; daraus entsteht eben das Hin- und Herpendeln. Wenn aber der Umfang der Produktion einer Ware sich durch Senkung ihres Preises zum Normalmaß verringert, gibt es keinen Grund, weshalb diese Änderung weitergehen und zu einem gleich großen Ausschlag nach der anderen Seite führen soll. Bei den gesellschaftlichen Vorgängen treten zwar Verzögerungen auf, aber von einem Beharren in der vorhandenen Bewegung und Änderung, das in der Physik eine Hauptrolle spielt, ist hier keine Rede. Hier geht es, wie wenn ein Pendel in einer zähen Flüssigkeit hängt, wo er keine Geschwindigkeit sammeln kann; aus der Gleichgewichtslage gebracht, kehrt er einfach langsam und immer langsamer dorthin zurück. In ähnlicher Weise führen die Preisschwankungen infolge der Abweichungen der Produktion von dem Bedarf immer wieder statt zu regelmäßigen Schwingungen zur Aufhebung dieser Abweichungen, und die Gleichgewichtslage selbst besteht nur in dem Durchschnitt, in der Mittellage all dieser Schwankungen.

Der Wellengang in der Produktion kann also nicht in ähnlicher Weise wie in der Natur aus Kräften erklärt werden, die mit der Abweichung von einer Gleichgewichtslage wachsen. Solche Kräfte sind zwar vorhanden, aber durch die Abwesenheit eines Beharrungsvermögens führen sie nicht zu periodischen Bewegungen, sondern zu einfachen, langsamen Anpassungen. Die bestimmenden Ursachen liegen anderswo. Um sie zu finden, braucht man nur zu bedenken, wie die Kräfte wirken müssen, um einen Wellengang der Produktion hervorzubringen. In der Mittellage ist kein Gleichgewicht; da ist noch immer eine Kraft vorhanden, sonst müßte diese Lage erhalten bleiben; im Aufschwung wirkt da eine Kraft, die die Produktion weiter emportreibt, im Niedergang umgekehrt eine Kraft, die sie hinuntertreibt. Solange der Aufschwung dauert, ist offenbar eine emportreibende Kraft vorhanden, während des ganzen Niederganges eine herunterdrückende Kraft; nur dadurch ist der periodische Wechsel möglich. Die bestimmenden Momente in der Bewegung sind nicht große und geringe Produktion, Abweichung nach oben und nach unten von einer mittleren Produktion, sondern sie sind Aufschwung und Niedergang, Auf- und Abwärtsbewegung. Woher die Kräfte stammen, die diese Momente begleiten, zeigt eine Betrachtung des Gesamtprozesses der kapitalistischen Reproduktion.

2. Die Reproduktion des Kapitals.

Marx hat im zweiten Teil von „Das Kapital" in einem Schema die Bedingungen dargestellt für eine stetige Reproduktion des kapitalistischen Prozesses. Damit jeder Kapitalist die Elemente für die Produktion (Roh-

materialien, Maschinen, Lebensmittel für sich selbst und die Arbeiter) immer auf dem Markte findet und jeder stets dadurch seine Produkte verkaufen kann, muß eine bestimmte Proportion zwischen den verschiedenen Produktionsgebieten vorhanden sein. Für den Fall der einfachen Reproduktion und bei der vereinfachten Annahme, daß das ganze konstante Kapital in einer Produktionsperiode erneuert wird, wird diese Proportion für zwei Hauptgebiete der Produktion durch folgendes Schema veranschaulicht:

I 4000 c + 1000 v + 1000 m = 6000 Produktionsmittel,
II 2000 c + 500 v + 500 m = 3000 Konsumtionsmittel.

Zu diesem Beispiel ist eine Teilung des Kapitals in $^4/_5$ konstantes, $^1/_5$ variables angenommen sowie eine Mehrwertrate von 100 Prozent; der ganze Mehrwert wird verzehrt. Dann finden die Arbeiter und die Kapitalisten aus I und II die Lebensmittel, die sie für ihre v und m kaufen wollen, gerade in dem Produkt 3000 der Abteilung II vor, während die verbrauchten Produktionsmittel der beiden Abteilungen (4000 + 2000) in dem Produkt 6000 der Abteilung I ihren Ersatz finden. Ist die richtige Proportion zwischen den beiden Abteilungen vorhanden (und natürlich auch zwischen allen kleineren Unterabteilungen, den einzelnen Produktionszweigen), so findet alles Produkt Absatz. Der nötige Austausch zwischen den verschiedenen Sphären vollzieht sich durch ein bestimmtes, relativ kleines Quantum Geld als Zirkulationsmittel. Da in der Wirklichkeit das fixe Kapital (Maschinen usw.) seinen Wert nur allmählich an das Produkt abgibt, um nachher auf einmal aus dem gesammelten Geldschatz erneuert zu werden, ist weiter nötig, daß durchschnittlich in jedem Jahre gleichviel fixes Kapital erneuert wird.

An diesem Ergebnis ist als das Wichtige und Bemerkenswerte hervorzuheben, daß hier nur von einer Proportion die Rede ist. Die Zahlen des Schemas mögen groß oder klein sein, die Einheit im obigen Beispiel mag 10 Mark, 1000 Mark, 100 000 Mark sein, in jedem dieser Fälle ist der Absatz gesichert. Bekanntlich hat Tugan-Baranowski diese Tatsache in der sinnlosen Weise ausgedrückt, daß in dem Kapitalismus die Produktion von der Konsumtion unabhängig ist und sich ins Ungemessene steigern kann, ohne mit dem beschränkten Konsumbedürfnis der Menschen irgend etwas zu tun zu haben — als eine zwecklose, nur für sich selbst immer drehende und riesig wachsende Maschinerie. Der wirkliche Sinn ist dieser, daß die Konsumtion selbst als ein Element des Produktionsprozesses auftritt. Die kapitalistische Produktion ist nicht die Produktion zur Befriedigung eines von außen gegebenen Bedarfes. Der Bedarf wird durch die Produktion selbst geschaffen und bestimmt; er ist Bedarf der Kapitalisten nach Produktionselementen, der Arbeiter nach Lebensmitteln, die sie für ihren Lohn kaufen, der Kapitalisten und aller Klassen, die vom Mehrwert leben, nach Lebens- und Luxusmitteln. Der Bedarf ist nicht eine bestimmte Größe, wie es der Fall sein würde, wenn das wirkliche Bedürfnis der Menschen Zweck und Maß der Produktion wäre; der Kapitalismus kennt nur Nachfrage, das heißt zahlungsfähiges Bedürfnis, und das Geld dazu muß — wenn auch Schatzbildung oft dazwischen kommt — aus der Produktion selbst kommen. Die Nachfrage steigt und sinkt mit der Produktion selbst, wie es bei steigender Konjunktur handgreiflich zutage tritt.

Der Umfang der Produktion ist also mit einem gewichtlosen Ding zu vergleichen, das aus sich selbst nicht empor- oder hinabstrebt und das in jeder Höhe schweben kann. Für den Umfang der Produktion gibt es keine Gleichgewichtslage, zu der er bei Abweichungen zurückgezogen wird; ob er groß oder klein ist, es besteht keine in ihm selbst liegende Kraft, die ihn zu einem anderen Betrag zu steigern oder zu verringern sucht; in jedem Umfang kann die Produktion im Gleichgewicht sein. Daher genügt die kleinste Kraft von außen, genügen sekundäre Einflüsse, die Produktion entweder zu immer größerer Stufenleiter zu erweitern oder sie immer mehr einzuschränken. In Zeiten der steigenden Konjunktur genügen der Verwertungstrieb des Kapitals und das Vertrauen der Kapitalisten, um die Produktion zu einem immer größeren Umfang zu erweitern; sinken die Profite und wird das Vertrauen erschüttert, so tritt eine Abwärtsbewegung, eine Verringerung des Produktionsumfanges ein.

Natürlich bleibt dabei der Umfang der Produktion durch natürliche oder allgemein gesellschaftliche Umstände begrenzt. Sehen wir von dem Naturstoff ab, der vorläufig noch in praktisch unbegrenzter Menge zu haben ist, so liegt eine Schranke in dem Kapital, da (c + v) nicht über die Gesamtsumme des vorhandenen Kapitals steigen kann, und eine andere in der vorhandenen Arbeiterbevölkerung, da (v + m), der neu geschaffene Wert, dieser Bevölkerungsmasse proportional ist.

Für die erweiterte Produktion gelten nun die Zahlen des obigen Schemas nicht mehr; die Proportion ist jetzt eine andere. Marx hat auch diesen Fall in seiner Darlegung der Akkumulation und erweiterten Produktion behandelt.

In seinem ersten Beispiel (Band II, S. 487) nimmt er an:

I 4000 c + 1000 v + 1000 m = 6000 Produktionsmittel,
II 1500 c + 750 v + 750 m = 3000 Konsumtionsmittel.

Wenn die Kapitalisten I die Hälfte ihres Mehrwertes verzehren, die andere Hälfte akkumulieren, wobei letztere in 400 c und 100 v verteilt werden muß, so ist in den 6000 Produktionsmitteln, nach Abgang von 4000 + 400 c für I und 1500 c zur Erneuerung des konstanten Kapitals von II nur noch 100 an Produktionsmitteln übrig für die Erweiterung der Geschäfte in II. Die Kapitalisten II müssen also 150 ihres Mehrwertes akkumulieren (zerfallend in 100 c + 50 v) und die übrigen 600 verzehren. In derselben Weise wird nun weitergegangen; indem die I immer die Hälfte des Mehrwertes akkumulieren, stellt sich heraus, daß die II immer $^3/_{10}$ ihres Mehrwertes akkumulieren müssen und daß dabei in beiden Sphären der Umfang jedesmal um $^1/_{10}$ steigt. Scheinbar sind hier die Kapitalisten II gebunden in der Verteilung ihres Mehrwertes; aber das kommt nur daher, daß die Zahlen des Schemas im voraus in bestimmter Weise angenommen sind. In Wirklichkeit können alle Kapitalisten einen beliebigen Teil ihres Mehrwertes akkumulieren, und die Produktion ist dann derart auf beide Gebiete zu verteilen, als für die richtige Proportion nötig ist. Nimmt man ein Beispiel, wo einfachheitshalber für beide Gebiete dasselbe Verhältnis c/v = 4 und m = v angenommen ist, und nehmen wir an, daß überall die Hälfte von m akkumuliert wird, so ergibt sich sofort, daß der Umfang von II zu dem von I sich verhält wie $v + {}^1/_2 m + {}^1/_5 \times {}^1/_2 m$ zu $c + {}^4/_5 \times {}^1/_2 m$, also wie 4 zu 11. Das dazu passende Schema ist also:

I $4400\,c + 1100\,v + 1100\,m\,(= 550\,m_1 + 440\,m_c + 110\,m_v) = 6600$ Produktionsmittel,
II $1600\,c + 400\,v + 400\,m\,(= 200\,m_1 + 160\,m_c + 40\,m_v) = 2400$ Konsumtionsmittel.

Die Kapitalisten I und ihre Arbeiter müssen also für $1100\,v + 550\,m_1 + 110\,m_v = 1760$ Lebensmittel von II kaufen, während die Kapitalisten II für $1600\,c + 160\,m_c = 1760$ Produktionsmittel von I brauchen; alles Produkt findet also Absatz und das nächste Jahr kann die Produktion auf einer um $^1/_{10}$ gestiegenen Stufenleiter stattfinden.[1]

Wie verwirklicht sich dieser Umsatz in der Praxis? Um die Sache in möglichst übersichtlicher Einfachheit darzustellen, nehmen wir an, daß für alle Waren dieselbe Produktions- und Umschlagsperiode besteht, sagen wir ein Jahr. Also ein Jahr lang produzieren alle mit den gekauften Vorräten, am Schlusse des Jahres kommen sie alle zusammen, tauschen ihre Waren aus und schlagen die Produktionselemente, auch die Lebensmittel, für das ganze nächste Jahr ein. Dieser Austausch wird durch Geld vermittelt, und zwar durch ein kleines Quantum, da er in sehr viele einzelne Kauf- und Verkaufakte zerfällt. Marx hat diesen Prozeß der Realisierung durch Hin- und Herfließen eines Geldquantums wiederholt dargestellt; in dieser Weise ersetzen alle Kapitalisten ihr konstantes Kapital, indem die Kapitalisten I für 4400 voneinander, die II für 1600 von den I kaufen; ähnlich wird für den Konsum der Arbeiter $1100 + 400$ verausgabt und dafür Lebensmittel aus dem Warenvorrat II gekauft. Von dem Vorrat an Produktionsmitteln ist also 6000 verkauft, von den Lebensmitteln 1500; oder, wenn man hinzurechnet, daß die Kapitalisten I 500 mehr von den II erhielten, als sie ihnen bezahlten, also für 500 Lebensmittel für sich selbst hinzukaufen können, wird die letzte Zahl 2000. Beide Gruppen haben noch unverkaufte Waren, worin gerade der Mehrwert steckt, den sie sonst akkumulieren könnten. Aber jede Gruppe muß verkauft haben, bevor sie den Mehrwert in der Hand hat und ihn neu anlegen kann, und diese neue Anlage ist eben die Vorbedingung zum Verkauf.

Hier scheint ein Widerspruch zu liegen, der in der Frage auszudrücken ist, wer die Waren kaufen soll, in denen der Mehrwert verkörpert ist. Aber er ist nur ein scheinbarer, ein Widerspruch derselben Art, wie wenn Schuster, Schneider, Bäcker auf S. 33 von Kautskys „Marx' Ökonomische Lehren" einander mit ihren Waren gegenüberstehen, die sie gegenseitig brauchen, und das Geld hinzukommen muß, den Zauberkreis zu brechen. Denn auch hier werden schließlich die Kapitalisten I und II die noch unverkauften Waren voneinander brauchen, wenn diese Zirkulation nur in Fluß gebracht werden kann. In der Wirklichkeit warten die Kapitalisten nicht angstvoll mit neuen Operationen, bis sie allen Vorrat verkauft und den Mehrwert als Geld in der Hand haben; sie betrachten den Mehrwert schon als vorhanden, wenn er in Warenform besteht, denn sie wissen, daß

[1] Genossin Luxemburg kommt in ihrem neu erschienenen Werke „Die Akkumulation des Kapitals" bei der Behandlung derselben Frage zu einem entgegengesetzten Schlusse; sie glaubt hier ein von Marx ungelöst gelassenes Problem zu sehen, einen inneren Widerspruch der erweiterten Reproduktion, der in der Frage enthalten ist: Wo finden sich die Abnehmer der Waren, in denen der Mehrwert enthalten ist? Wir halten ihre Ansicht für irrig; das Reproduktionsschema zeigt, daß hier keine Frage und kein Problem vorliegt. (Vergl. unsere Besprechung jenes Werkes, „Bremer Bürgerzeitung", 29./30. Januar.)

die Waren im normalen Falle verkauft werden. Sie haben auch einen bestimmten Geldschatz, um Vorschüsse zu machen, und den Teil des Mehrwertes, den sie selbst verzehren, schießen sie auch wirklich, wenn nötig, vor. Vielleicht haben sie persönlich auch schon den Warenvorrat, in dem der Mehrwert steckt, einem Kaufmann verkauft, so daß ein Kapitalist I sein Geld schon hat, bevor noch die Kapitalisten II diesen Vorrat gekauft haben. Neue Unternehmungen werden gegründet, das Geld teilweise von den Banken zur Verfügung gestellt, Maschinen bei den Kapitalisten I gekauft, die, wenn sie das Geld, einen Teil ihres Mehrwertes, erhalten haben, es auf die Bank bringen und damit deren Geldvorrat wieder ergänzen, so daß sie im Grunde ihren jetzt realisierten Mehrwert in den Fabriken angelegt haben, die ihr Produkt kauften. Weil einmal der Spielraum eines bedeutenden Kapitalvorrats, zumeist als Bankkapital, da ist, aus dem stetig genommen wird für Neuanlagen, während der realisierte Mehrwert stetig hineinfließt, kann in der Praxis, normalenfalls, kein Hemmnis der Warenbewegung vorhanden sein. Auch in diesem Falle der Akkumulation finden alle Produkte Absatz. Und nachdem alle Kapitalisten ihre Waren verkauft und die Elemente der neuen Produktion gekauft haben, geht alles im nächsten Jahre in einem um 10 Prozent größeren Umfang vor sich:

I 4840 c + 1210 v + 1210 m (= 605 m_1 + 484 m_c + 121 m_v) = 7260 Produktionsmittel,
II 1760 c + 440 v + 440 m (= 220 m_1 + 176 m_c + 44 m_v) = 2640 Konsumtionsmittel.

In derselben Proportion steigend, in jedem Jahre um 10 Prozent größer als im vorigen Jahre, kann es dann weitergehen, ohne eine Grenze zu finden.

Es ist klar, daß dasselbe gilt, wenn die Voraussetzungen weniger einfach sind; die Rechnungsbeispiele werden schwieriger und verwickelter, aber prinzipiell wird nichts geändert. Nehmen wir zum Beispiel den Fall, daß die Kapitalzusammensetzung in II anders ist als in I; in I sei c = 4 v, in II c = 2 v. Akkumuliert dann wieder jeder Kapitalist den halben Mehrwert und vergrößert er damit sein Kapital, so paßt dazu folgendes Zahlenbeispiel:

I 7000 c + 1750 v + 1750 m (= 875 m_1 + 700 m_c + 175 m_v) = 10500 Produktionsmittel,
II 2400 c + 1200 v + 1200 m (= 600 m_1 + 400 m_c + 200 m_v) = 4800 Konsumtionsmittel.

Hier ist (v + m_1 + m_v) I = 2800 und (c + m_c) II = 2800, also decken sich Angebot und Nachfrage. Wenn dann aber das zweite Jahr in I mit 7700 c + 1925 v, in II mit 2800 c + 1400 v produziert wird, ist das richtige Verhältnis gestört; II nimmt zu rasch zu. In Wirklichkeit wird dann Kapital aus der einen Gruppe in die andere übertragen werden; in diesem Falle kann also der akkumulierte Mehrwert nicht in der eigenen Gruppe bleiben, sondern er muß anders verteilt werden. Dann muß auch das Anfangsverhältnis anders sein, und zwar wird den Bedingungen durch folgende Zahlen nahezu genügt:

I 7528 c + 1882 v + 941 m_1 + 941 m_2 = 11292 Produktionsmittel,
II 2560 c + 1280 v + 640 m_1 + 640 m_2 = 5120 Konsumtionsmittel.

I 941 m_2 } = 1581 Gesamtakkumulation { 1123 = 898 c + 225 v wird in I angelegt,
II 640 m_2 } { 458 = 305 c + 153 v wird in II angelegt.

Benötigte Produktionsmittel
(7528 c + 898 c) I + (2560 c + 305 c) II = 11291.

Benötigte Konsumtionsmittel
(1882 v + 941 m_1 + 225 v) I + (1280 v + 640 m_1 + 153 v) II = 5121.

Der Kapitalzuwachs in beiden Abteilungen ist den Anfangskapitalien genau proportional, so daß in dieser Weise und in dieser Proportion immer weiter produziert werden kann, wenn immer wieder am Schlusse des Jahres der akkumulierte Mehrwert in dem richtigen Verhältnis über beide Sphären verteilt wird.

Man könnte die Voraussetzungen noch weniger einfach nehmen, zum Beispiel eine verschiedene Mehrwertrate in den beiden Abteilungen annehmen, oder eine stetig sich ändernde Mehrwertrate, sowie auch ein allmählich sich änderndes Verhältnis von c und v, um der steigenden organischen Zusammensetzung des Kapitals Rechnung zu tragen. Mögen die Beispiele da schwieriger aufzustellen sein, im Grunde liefern sie nichts Neues.

Es stellt sich also heraus, daß auch bei einer sich stetig erweiternden kapitalistischen Produktion keine Schwierigkeit mit dem Absatz vorhanden ist, wenn nur die richtige Proportion besteht. Diese Proportion ist aber *verschieden* je nach der Rate der Erweiterung des Produktionsumfanges.

3. Der Einfluß der einfachen Warenproduktion.

Ein Kapitalismus wäre also möglich und denkbar, der ohne Verbindung mit einer Umwelt sich stetig erweiterte, wenn nur ein wachsendes Menschenmaterial herangezogen werden könnte, zum Beispiel durch Verwandlung von ehedem selbstwirtschaftenden Menschen in Bestandteile der kapitalistischen Produktion. In der Wirklichkeit haben wir aber nicht mit einer kapitalistischen Welt zu tun, vermischt und umgeben durch Naturalwirtschaft, die hier mit einem leeren Raume zu vergleichen wäre und für den Kapitalismus gleichsam nicht existiert. Zwischen beiden befindet sich wie ein den Kapitalismus umgebendes Randgebiet die nichtkapitalistische Warenproduktion, mit der er im Austauschverkehr steht — Randgebiet hier nicht im geographischen Sinne, sondern bildlich genommen. Der Reproduktionsprozeß des Kapitals bleibt unvollständig und die Darstellung unrichtig, wenn diese Warenproduktion nicht mit hineinbezogen wird.[1] Mögen nun in diesem Randgebiet verschiedene Stufen der Warenproduktion vorkommen, dem Kapitalismus am nächsten die Produktionssphären, die nur für den Markt produzieren, während an der äußersten Grenze sich Menschen und Völker befinden, die neben ihrer Naturalwirtschaft nur vereinzelte Produkte zum Weltmarkt beisteuern — für die prinzipielle Erfassung der Wirkung der nichtkapitalistischen Produktion genügt es, in das Schema der kapitalistischen Reproduktion auch die einfache Warenproduktion, die nur für den Weltmarkt produziert, aufzunehmen. Wir nehmen also außer den beiden früheren Sphären kapitalistischer Produktion zwei Sphären einfacher Warenproduktion an, eine für Konsumtionsmittel, eine für Produktionsmittel, und wir nehmen an, daß in dem Werte des Produktes $^1/_6$ über-

[1] Auch in dem Werke der Genossin Luxemburg wird die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung dieses Tauschverkehrs mit nichtkapitalistischen Produzenten gelenkt. Allerdings wird dafür eine andere Begründung gegeben: dieser Verkehr soll nötig sein, um den oben erwähnten inneren Widerspruch der erweiterten Reproduktion zu lösen. Da ein solcher Widerspruch jedoch, wie unsere Darlegung zeigt, nicht besteht, ist auch diese Begründung der Notwendigkeit einer solchen Umgebung für den Kapitalismus hinfällig.

tragener Wert der verbrauchten Produktionsmittel (p) ist und $^4/_5$ durch neue Arbeit (a) gebildet ist, wofür diese Kleinproduzenten eine gleiche Menge Konsumtionsmittel verbrauchen.

Als Beispiel nehmen wir die Zahlen:

Ia	4400 c	+ 1100 v	+ 1100 m	= 6600	}	Produktionsmittel,
Ib		220 p	+ 880 a	= 1100	}	
IIa	2800 c	+ 700 v	+ 700 m	= 4200	}	Konsumtionsmittel.
IIb		280 p	+ 1120 a	= 1400	}	

Die verbrauchten Produktionsmittel (4400 c + 220 p) I + (2800 c + 280 p) II werden ersetzt durch die 6600 + 1100 neuen Produktionsmittel; die verbrauchten Konsumtionsmittel (1100 v + 1100 m + 880 a) I + (700 v + 700 m + 1120 a) II durch die 4200 + 1400 neuen Konsumtionsmittel. Das ist die einzige Bedingung, denen obige Zahlen genügen müssen. In welchem Verhältnis Ib zu Ia, IIb zu IIa stehen muß, wird durch den Stand der Technik und der ökonomischen Struktur der Gesellschaft bestimmt und ist also — mag es sich daher auch stetig mit der Entwicklung der Technik ändern — für einen bestimmten Augenblick gegeben. Je mehr von den in c enthaltenen Rohmaterialien (zum Beispiel Getreide, Rohbaumwolle, Gespinst) noch kleinbäuerlich oder kleinbürgerlich produziert wird, um so größeren Umfang haben die Abteilungen b. Wir haben oben angenommen, daß von den Produktionsmitteln $^1/_7$, von den Konsumtionsmitteln $^1/_4$ durch die einfache Warenproduktion geliefert werden.

Auch hier können die Zahlen des Beispiels größere oder kleinere absolute Beträge bezeichnen; auch hier ist der Umfang der Produktion nicht von außen gegeben und kann er groß oder klein sein, ohne daß irgend ein Produkt unverkäuflich wird, solange die richtigen Proportionen gewahrt bleiben Auch hier ist also eine beliebige Erweiterung der Produktion möglich. Aber zu den früher gegebenen Bedingungen tritt jetzt eine neue hinzu. Früher, bei der rein kapitalistischen Produktion, war die Bedingung, daß das Kapital (c + v) und daß die Arbeitermasse (v + m) sich im genügenden Maße vergrößerten; nur in dem Maße, wie sie zunehmen, kann die Produktion sich erweitern. Jetzt ergibt sich als neue Bedingung, daß die Gebiete Ib und IIb sich in demselben Verhältnis erweitern müssen, daß also das Randgebiet der einfachen Warenproduktion, das mit dem Kapitalismus in Tauschverkehr steht, stetig an Umfang wächst. Weil die Erweiterung der Produktion vom Kapital ausgeht, weil die Akkumulation des Kapitals die treibende Kraft ist und das Tempo des Wachstums bestimmt, kommen diese Bedingungen darauf hinaus, 1. daß für ein genügendes Wachstum des Proletariats gesorgt wird, daß also, wenn der natürliche Zuwachs aus den anderen Schichten nicht ausreicht, durch die Einwanderung nachgeholfen wird; 2. daß für die Lieferung von Rohmaterialien immer mehr Bezugsquellen und für die kapitalistischen Produkte immer mehr Absatzmärkte eröffnet werden. Weil für jeden einzelnen Kapitalisten das erste, das Kaufen der Rohmaterialien, kaum Schwierigkeiten bietet, das zweite, der Absatz seiner Produkte, dagegen um so schwieriger ist, kommt diese Notwendigkeit der stetigen Erweiterung des Randgebiets den Kapitalisten als die Schwierigkeit der Beschaffung immer neuer Absatzmärkte zum Bewußtsein.

Dieses immer weiter Umsichgreifen der Warenproduktion auf Kosten der Naturalwirtschaft, die Einbeziehung von stets mehr Menschen und Völkern in das Ganze der zusammenhängenden Weltproduktion, diese ökonomische Expansion ist also eine Notwendigkeit für den Kapitalismus und beherrscht daher auch die kapitalistische Politik. Natürlich müssen nun auch hier, um diese Erweiterung der Stufenleiter der ganzen Produktion durch ein Schema darzustellen, die Zahlen des obigen Beispiels geändert werden. Nehmen wir dieselben technischen Voraussetzungen wie oben und eine Akkumulation der Hälfte des Mehrwertes an. Am Schlusse jedes Jahres, wenn nach unserer vereinfachten Annahme der allgemeine Austausch stattfindet, muß der Umfang der Sphären b um $^1/_{10}$ erweitert werden durch Hinzuziehung zu dem Weltmarkt von Produkten, die zuvor keine Waren waren, und von Produzenten, die jetzt zum ersten Male durch den Weltmarkt mit Produktions- und Konsumtionsmitteln ausgestattet werden.

Das Schema der Warenproduktion eines Jahres sei also:

$$\left.\begin{array}{lrrrrrr} \text{Ia} & 4000\,c & + & 1000\,v & + & 500\,m_1 & + & 500\,m_2 & = & 6000 \\ \text{Ib} & & & & & 182\,p & + & 727\,a & = & 909 \end{array}\right\} \text{Produktionsmittel,}$$

$$\left.\begin{array}{lrrrrrr} \text{IIa} & 2000\,c & + & 500\,v & + & 250\,m_1 & + & 250\,m_2 & = & 3000 \\ \text{IIb} & & & & & 182\,p & + & 727\,a & = & 909 \end{array}\right\} \text{Konsumtionsmittel,}$$

und das Schema des Austausches, der die Elemente der Produktion für das nächste Jahr herbeischafft:

$$\left.\begin{array}{lrrrrrr} \text{Ia} & 4000\,c & + & 1000\,v & + & 500\,m_1 & + & (400\,c + 100\,v) & = & 6000 \\ \text{Ib} & & & & & 200\,p & + & 800\,a & = & 1000 \end{array}\right\} \text{Produktionsmittel,}$$

$$\left.\begin{array}{lrrrrrr} \text{IIa} & 2000\,c & + & 500\,v & + & 250\,m_1 & + & (200\,c + 50\,v) & = & 3000 \\ \text{IIb} & & & & & 200\,p & + & 800\,a & = & 1000 \end{array}\right\} \text{Konsumtionsmittel.}$$

Es sind $(4000\,c + 400\,c + 200\,p)\,I + (2000\,c + 200\,c + 200\,p)\,II = 7000$ Produktionsmittel sowie $(1100\,v + 500\,m_1 + 800\,a)\,I + (550\,v + 250\,m_1 + 800\,a)\,II = 4000$ Konsumtionsmittel nötig. Das zweite Jahr führt dann die Produktion auf einer um $^1/_{10}$ erweiterten Stufenleiter weiter:

$$\left.\begin{array}{lrrrrrr} \text{Ia} & 4400\,c & + & 1100\,v & + & 550\,m_1 & + & 550\,m_2 & = & 6600 \\ \text{Ib} & & & 200\,p & + & 800\,a & & & = & 1000 \end{array}\right\} \text{Produktionsmittel,}$$

$$\left.\begin{array}{lrrrrrr} \text{IIa} & 2200\,c & + & 550\,v & + & 275\,m_1 & + & 275\,m_2 & = & 3300 \\ \text{IIb} & & & 200\,p & + & 800\,a & & & = & 1000 \end{array}\right\} \text{Konsumtionsmittel,}$$

und am Schluß des Jahres müssen aufs neue Produktenmassen, $20\,p + 80\,a = 100$ Ib Produktionsmittel und $20\,p + 80\,a = 100$ IIb Konsumtionsmittel, hinzugezogen werden, damit die Kapitalisten alle Produkte los werden und die Produktionselemente für eine neue Erweiterung der Produktion beschaffen können.

Natürlich braucht diese stetige Erweiterung nicht zu bedeuten, daß das Randgebiet der einfachen Warenproduktion selbst größer wird. Denn die technisch-ökonomische Entwicklung, die innerhalb des Kapitalismus eine allmähliche Änderung des Verhältnisses $c : v$ mit sich bringt, bewirkt auch, daß das Gebiet des Kapitalismus selbst sich immer mehr auf Kosten des Randgebiets ausdehnt und die innere Grenze des Randes sich nach außen verschiebt, entweder durch Ersetzung der primitiven Werkzeuge durch Maschinen oder durch Verwandlung selbständiger Produzenten in Heimarbeiter.

4. Die Ursachen des Konjunkturwechsels.

In dem Aufsteigen und Absteigen der Konjunktur liegt nach dem Vorhergehenden also an sich nichts Sonderbares: der absolute Umfang der Produktion ist in weiten Grenzen unbestimmt und willkürlich. Zu erklären bleiben die Wendepunkte; weshalb erzeugt jede dieser Bewegungen nach einiger Zeit Kräfte, die sie hemmen und zur Umkehr bringen? Die Kraft, die in dem Tiefstand der Produktion wirkt, liegt klar zutage: der Verwertungstrieb des Kapitals. In der Zeit der Depression sammelt sich das Kapital an, teils gerettet aus der vorigen Krise, teils aus dem Mehrwert akkumuliert. Dieses Kapital drängt nach Anlage — was sich in dem niedrigen Zinsfuß ausdrückt —, es erfordert eine Erweiterung der Produktion; daher werden Unternehmungen gegründet, und damit fängt die Aufwärtsbewegung an. Was sich oben theoretisch in der Form darstellte, daß der Umfang der Produktion unbestimmt ist, da die Nachfrage durch die Produktion selbst bestimmt wird, tritt hier praktisch in der Weise zutage, daß jede neue Unternehmung eine neue Nachfrage nach Produktionsmitteln und Lebensmitteln schafft und damit weitere Gründungen hervorruft. Das allgemeine Vertrauen, die optimistische Unternehmungslust, die in der Zeit der aufsteigenden Konjunktur herrscht, wird oft in der Weise dargestellt, als ob jedermann sich einfach durch die Massenstimmung mitreißen ließe, mit dem großen Haufen gedankenlos mitliefe, wie ein richtiges Herdentier, ähnlich wie bei der Börsenspekulation — und deshalb auch nachher in der Krise seinen Lohn für diese Dummheit ausgezahlt bekäme. Aber hier zeigt sich, daß es sich nicht einfach um eine geistige Ansteckung ohne materielle Grundlage handelt; wenn die anderen Unternehmungen gründen, so wird eben dadurch die materielle Grundlage zu neuen Gründungen geschaffen. Die Kraft, die während der steigenden Konjunktur den Umfang der Produktion steigert, besteht in der Höhe der Preise, die infolge der wachsenden Nachfrage über dem normalen Produktionspreis stehen und daher auch die Profitrate erhöhen.

Diese aufsteigende Bewegung wäre als ein Stück der normalen allgemeinen Aufwärtsbewegung der gesellschaftlichen Produktion anzusehen, die wir durch das Schema der erweiterten Reproduktion darstellten. Es fragt sich dann bloß, woher die Kräfte stammen, die nach einiger Zeit diese Aufwärtsbewegung aufhalten und zur Umkehr zwingen. Solche finden sich in den oben aufgestellten Bedingungen, die die erweiterte Produktion begleiten müssen und die bei ihrer Nichterfüllung als Hemmnisse der Entwicklung auftreten. In dieser negativen Form heißen sie: Mangel an Arbeitern, Mangel an genügenden Rohstoffen, Mangel an Absatz.

Dazu kann aber noch ein Viertes kommen. Denn die Bewegung der guten Konjunktur ist nicht einfach ein Stück der allgemeinen Produktionserweiterung auf der Grundlage der Akkumulation. Sie ist rascher, weil die Produktion sich nicht in dem Maße erweitert, wie das Kapital durch Akkumulation wächst, sondern wie das bisher brachliegende Kapital in die Produktion hineingeworfen wird. Soll die Produktion sich immerfort in diesem Maßstab erweitern, so muß auch das Kapital in demselben Verhältnis wachsen; geht aber das früher brachliegende Kapital zu Ende, so ist es fraglich, ob die Akkumulation neuen Mehrwertes genügend Ersatz bietet, da doch zugleich immer mehr Zirkulationsgeld nötig ist. In diesem Falle käme also Mangel

an Kapital hinzu, der allmählich an die Stelle des früheren Überflusses tritt und sich in dem steigenden Zinsfuß dokumentiert.

Natürlich handelt es sich in allen vier Fällen nicht um einen absoluten Mangel. Schon lange bevor dieser eintreten könnte, tritt ein relativer Mangel, eine graduell steigende Erschwerung auf, die die Profitrate herabdrückt und die Verwertungsmöglichkeit des Kapitals allmählich verschlechtert. (Wir lassen die Frage, ob auch eine Senkung der Profitrate als Wirkung steigender organischer Zusammensetzung des Kapitals hinzukommt, deren Beantwortung einige Schwierigkeiten mit sich bringt, hier beiseite.) Mögen auch noch ausreichend Arbeiter da sein, so gestattet die Aufhebung des Druckes der Arbeitslosigkeit während der guten Konjunktur den Gewerkschaften, die Löhne zu steigern; übertrifft diese Erhöhung die Preissteigerung, so bedeutet sie eine Verringerung der Mehrwertrate. Die Produktion der agrarischen Rohstoffe kann sich in der Regel nicht so rasch ausdehnen, daß sie den Anforderungen der Hochkonjunktur genügt; ihre Preise steigen.[1] Die Notwendigkeit, den Markt zu erweitern und entferntere Absatzgebiete zu suchen, vergrößert die Umschlagszeit und die Zirkulationskosten (wobei die Notwendigkeit, das Kapital dementsprechend zu vergrößern, die Geldknappheit steigert), senkt also auch den Profit; und schließlich, wenn sich der Markt nicht mehr in demselben Tempo erweitern läßt, tritt Absatzstockung ein. Die beiden letzten Hemmungen entspringen dem Zusammenhang der kapitalistischen mit der nichtkapitalistischen Warenproduktion.

So bringt die Steigerung der Konjunktur Erschwerungen, die sich im Sinken der Profitrate äußern. Dieses Sinken muß notwendig eine Einschränkung der Unternehmungslust bewirken, soweit diese nicht schon durch Kapitalmangel geboten ist. Das bedeutet, daß das Tempo der Erweiterung der Produktion sich *verlangsamt*. Und diese Verlangsamung wird zur Ursache weiterer Änderungen. Jetzt wendet sich das im Reproduktionsschema enthaltene Gesetz, das sich bisher nur in seiner den Kapitalisten günstigen Seite, als die Möglichkeit schrankenloser Ausdehnung der Produktion zeigte, gegen dieselben Kapitalisten. Denn das Schema schreibt auch eine bestimmte Proportionalität vor, *die für jedes Tempo der Erweiterung verschieden ist*. Eine Verlangsamung dieses Tempos bewirkt also, *daß die notwendige Proportion der Produktion gestört ist*.

Die Bedeutung der Störungen der Proportionalität der Produktion als Ursache der Krisen ist von den verschiedensten Seiten anerkannt und dargelegt worden. Tugan-Baranowski macht sie sogar zur alleinigen Grundursache des industriellen Zyklus. Er legt dar, daß durch das Gründen neuer Unternehmungen aufs Geratewohl, ohne auf die Nachfrage zu achten, nur durch Spekulationsbedürfnisse geleitet, schließlich jede Proportionalität fehlen muß, und wie die Krise dazu dient, gewaltsam die richtige Proportion wieder herzustellen.[2] Bei ihm entsteht der Mangel an Proportion ge-

[1] Ausführlich sind alle diese Momente wie auch die anderen, die den Wechselgang der Konjunktur begleiten und als wirkende Kräfte eine Rolle spielen, in Hilferdings Finanzkapital dargestellt. Daher können hier alle Einzelheiten übergangen werden.

[2] Vergl. Tugan-Baranowski, Studien zur Theorie und Geschichte der Handelskrisen in England, S. 250 bis 251.

wissermaßen als Zufall, oder besser, weil es Zufall wäre, wenn gerade die richtige Proportion getroffen würde. Es ist bei dieser Erklärung nicht abzusehen, weshalb diese Disproportionalitäten sich nicht schon früher fühlbar machen und zur Geschäftsstockung führen. Hilferding sucht eine Ursache der auftretenden Disproportionalität darin, daß in den Produktionssphären mit höchster organischer Zusammensetzung die technischen Fortschritte größer sind als anderswo und diese daher das neue Kapital stärker anziehen.[1] Es erscheint uns zweifelhaft, ob die Grundannahme, daß dort die meisten neuen Erfindungen stattfinden, wo die Technik schon am höchsten entwickelt ist, wirklich als allgemeines Gesetz gelten kann. Und es ist nicht nötig, zu dieser Erklärung zu greifen, weil außer der von uns angegebenen allgemeinen Ursache einer Störung der Proportionalität, die in einem Zuviel an Produktionsmitteln besteht, noch ein spezieller Grund für eine Überproduktion von Produktionsmitteln vorliegt, der von verschiedenen Autoren hervorgehoben und auch von Hilferding behandelt worden ist: die Reproduktion des fixen Kapitals.

Die Reproduktion des fixen Kapitals vollzieht sich ohne Störung, wenn in jedem Jahre gleichviel davon erneuert wird, also der Betrag, der als an das Produkt abgegebener Wert (für Verschleiß) angesammelt wird, und der Betrag, der für Neuanschaffungen verausgabt wird, sich für die Gesellschaft als Ganzes decken. Aber in der Praxis wird dieser Bedingung nicht genügt. Gerade weil der industrielle Zyklus einmal besteht, findet die Erneuerung des fixen Kapitals nicht gleichmäßig in allen Jahren statt. In den Zeiten der steigenden Konjunktur werden überall neue Produktionsmittel eingestellt; in diesen ersten Jahren ihrer viel längeren Lebenszeit drängt sich ihre Produktion zusammen. Der verhältnismäßige Anteil der Produktion der Produktionsmittel an der Gesamtproduktion muß also in den Jahren des Aufschwunges viel höher sein als durchschnittlich, auch wenn die Erweiterung der Produktion in demselben Tempo weiter ginge, möglich wäre. Daher muß in dieser Produktionssphäre eine Erschwerung des Absatzes entstehen, die in einer Disproportionalität wurzelt. Man kann sie allerdings nicht unter den primären Ursachen der Krisen mitzählen, da sie das Vorhandensein der Periodizität der Produktion bereits voraussetzt; wäre diese nicht aus anderen Gründen unvermeidlich, so wäre es denkbar, daß sich die Erneuerung des fixen Kapitals gleichmäßig über alle Jahre erstreckte; nun aber wirkt sie als Kraft, die die anderen krisenbildenden Kräfte in hohem Maße verstärkt.

Eine Störung der Proportionalität, die wir als notwendige Folge der Erweiterung der Produktion kennen lernten, bedeutet, daß der Austausch der Produkte sich nicht mehr vollständig vollziehen kann; sie bedeutet, daß ein Teil der Produkte *unverkäuflich* wird. Aber damit hört die Sache nicht auf. Jetzt setzt sich das im Reproduktionsschema enthaltene Gesetz, daß Nachfrage und Produktion aufs engste zusammenhängen, in entgegengesetzter Weise wie früher durch. Wird wegen des unverkäuflich gewordenen Teiles der Produkte eine Fabrik irgendwo stillgesetzt, so bedeutet das eine Verringerung der Nachfrage, ein Unverkäuflichwerden weiterer Produkte, die sonst für diese Fabrik und ihre Arbeiter bestimmt gewesen wären. Ein-

[1] Hilferding, S. 324 bis 325.

schränkung der Produktion bedeutet Verringerung der Nachfrage, also immer weitere Einschränkung der Produktion. Die bloße Verlangsamung des Erweiterungstempos der Produktion genügt also als Kraft, die ganze Produktion zur Umkehr zu bringen und die Erweiterung in eine fortschreitende Einschränkung der Produktion umschlagen zu lassen. Dabei verschärft sich die Kraft der Disproportionalität noch ungemein, da bei einer sich verengenden Produktion eine ganz andere Verteilung herrschen muß als bei einer Erweiterung. Hier zeigt sich die andere Seite der Unabhängigkeit des Produktionsumfanges von einer äußeren Bestimmung; er kann sich nicht nur immer mehr vergrößern, sondern auch immer mehr verringern und zusammenschrumpfen. Die Kraft, die ihn verringert, ist das Sinken der Preise und daher der Profite infolge der mangelnden Nachfrage. So wie in der Zeit des Aufschwunges Unterproduktion in bezug auf die Nachfrage bestand, besteht in der Zeit des Niederganges Überproduktion. Sie ist allgemein, weil die Produktion hinter einer sinkenden Nachfrage herläuft; die Auffassung der Harmonieapostel, daß Überproduktion nur als Störung der Proportion denkbar ist (was sie allerdings, wie sich oben zeigte, auch sein kann) und immer zugleich Unterproduktion in einem anderen Zweige bedeutet, ist also falsch.

In der Praxis ist allerdings von der Wirkung und Gegenwirkung dieser Kräfte und Erscheinungen während des Niedergangs der Produktion wenig zu bemerken, da nur selten dieser Niedergang allmählich vor sich geht. Durch die hinzukommenden Einflüsse des Kredits und der Spekulation vollzieht sich der Niedergang meist als ein rascher Zusammenbruch in der Gestalt einer Krise. Der Mechanismus dieses Vorganges ist wiederholt dargestellt worden und braucht uns hier nicht zu beschäftigen.

Worauf es hier ankommt, ist dies: der industrielle Zyklus ist kein Schwanken um irgend eine Mittellage, die durch irgend ein Bedürfnis gegeben wird. Er ist der Wechsel zwischen rascher Erweiterung und noch schnellerer, meist krisenartiger Einschränkung der Produktion, beides Bewegungen, die nur deshalb zum Stillstand und zur Umkehr kommen, weil sie sekundäre Kräfte erzeugen, die wie ein leichter Stoß gegen ein gewichtloses auf- oder absteigendes Ding wirken. Daher hängt es in hohem Maße von hinzukommenden Umständen ab, wie rasch diese Kräfte einsetzen. Je nachdem allgemeine Ursachen die Unternehmungslust dämpfen oder anstacheln, wird das eine Mal (wie in den achtziger Jahren) jeder Aufschwung bald erlahmen, so daß man aus der allgemeinen Depression kaum herauskommt, das andere Mal (wie in den letzten Jahrzehnten) wird jede Krise nur eine vorübergehende Unterbrechung einer anhaltenden Prosperität sein. Kautsky hat neulich[1] auf die Goldproduktion als die Ursache dieser großen Schwankung der Konjunktur hingewiesen. Unsere Darlegungen können dazu dienen, die Richtigkeit seiner Erklärung noch stärker ins Auge springen zu lassen. Denn sie zeigen, wie das Erscheinen immer neuer und größerer Goldmassen auf dem Markte, die als Nachfrage nach Waren auftreten, ohne daß sie zu verkaufen brauchen, außerordentlich anstachelnd und belebend auf die ganze Produktion wirken muß.

[1] K. Kautsky, Die Wandlungen der Goldproduktion und der wechselnde Charakter der Teuerung. (Ergänzungsheft zur „Neuen Zeit", Nr. 16.)

Ein Parteijubiläum.

Von Fr. Mehring.

Am 1. März vollendet sich ein halbes Jahrhundert, seitdem Ferdinand Lassalle den Geburtsschein der deutschen Sozialdemokratie unterzeichnete. „Dies ist das Zeichen, das Sie aufpflanzen müssen. Dies ist das Zeichen, in dem Sie siegen werden! Es gibt kein anderes für Sie! Mit Gruß und Handschlag F. Lassalle. Berlin, 1. März 1863." So schließt das Offene Antwortschreiben an das Zentralkomitee zur Berufung eines Allgemeinen Deutschen Arbeiterkongresses zu Leipzig.

Seitdem dies Heftchen von wenigen Druckbogen in die Welt flog, gibt es eine deutsche Sozialdemokratie. Nicht mit dem so lärmenden wie leeren Festgepränge, worin sich heute die Nachkommen jener Fürsten und Junker gefallen, die vor hundert Jahren den Heldenkampf der Massen mit beispiellosem Undank belohnt haben, feiern wir zum fünfzigsten Male unser Wiegenfest. Aber dankbar erinnern wir uns des Mannes, dessen flammendes Wort die revolutionäre Arbeiterbewegung in Deutschland entzündete; und der kleinen Schar, deren treue Herzen ein empfänglicher Boden der Feuersaat waren.

Allein nicht minder dankbar erinnern wir uns der Männer, die der geschichtlichen Tat Lassalles die Wege gebahnt haben. Es ist wahr, daß Marx und Engels das Offene Antwortschreiben und die anderen Flugschriften, die die deutsche Arbeiterklasse so mächtig aufrüttelten, mit verächtlicher Handbewegung beiseite geschoben haben, als Sextanerprosa, mit deren bloßer Lesung sie nicht einmal ihre Zeit verderben mochten. Jedoch es ist nicht minder wahr, daß sie damit nur ihrem eigenen Ruhm das Licht vertraten. Ohne ihre glorreiche Vorarbeit in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hätte Lassalle nicht vollbringen können, was er vollbracht hat. Ohne das Kommunistische Manifest wäre das Offene Antwortschreiben, ohne den Bund der Kommunisten wäre der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein unmöglich gewesen.

An der Lehre und dem Vorbild der älteren Freunde hatte sich Lassalle herangebildet, und so mag ihm von allem Schmerzlichen, was er in seinem letzten Lebensjahre erfahren mußte, am schmerzlichsten gewesen sein, daß sie die kühne Tat verkannten, durch die er sich als ebenbürtiger Meister neben sie stellte. Aber die Nachwelt hat sein prophetisches Wort eingelöst und ihm sein Recht gegeben. Lassalle hat oft geirrt, aber nicht weniger oft haben Marx und Engels geirrt, und der größte Irrtum ihres Lebens ist gewesen, daß sie das historische Werk Lassalles so gänzlich verkannt haben.

Sollen wir uns durch diese Erinnerung den fünfzigsten Geburtstag des Offenen Antwortschreibens trüben lassen? Wir wären nicht würdig, uns die Jünger solcher Meister zu nennen, wenn wir es täten. Lessing, den Lassalle gelegentlich einen echten Nachfahren Luthers genannt hat, schreibt einmal: „Lutherus stehet bei mir in solcher Verehrung, daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der Tat der Gefahr so nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar als die blendendste seiner Vollkommenheiten. Sie sind sogar für mich lehrreicher als alle diese zusammengenommen." In gleichem Sinne dürfen wir sagen, daß die herbe

und oft so ungerechte Kritik, die Marx und Engels an Lassalle geübt haben, für uns eine Quelle reicher Belehrung geworden ist. Indem sie das Lassalle-Pfaffentum vernichtete, baut sie zugleich die sicherste Schutzwehr auf gegen ein Marx-Pfaffentum.

Das Offene Antwortschreiben weht heute nicht mehr als Fahne dem kämpfenden Millionenheer des deutschen Proletariats vorauf. In allen Einzelheiten ist es überholt, und auch das Zeichen, von dem Lassalle in den Schlußworten sagte, daß es „kein anderes" für die Arbeiterklasse gebe, sehen wir heute mit anderen Augen an als Lassalle. Zwar hat er auch darin recht behalten, daß er das allgemeine Wahlrecht als proletarische Waffe viel höher einschätzte als Marx und Engels, die im Hinblick auf die Erfahrungen des zweiten Kaiserreichs nicht gar viel davon wissen wollten. Auch bildete er sich nicht ein, daß je auf parlamentarischem Wege allein die Arbeiterklasse befreit werden könne; er pflegte seinen Anhängern zu sagen: Wenn ich vom allgemeinen Stimmrecht spreche, so müßt ihr immer Revolution darunter verstehen. Aber es gibt noch „andere Zeichen", unter denen die deutsche Arbeiterklasse kämpft und siegen wird: so die Gewerkschaften, denen das Offene Antwortschreiben nach seinem ganzen Gedankengang den Weg versperrte.

Als zerschossenes Banner hängt es in der Ruhmeshalle der deutschen Arbeiterklasse, ein Zeuge rühmlicher Kämpfe und Siege. Und indem wir es an seinem fünfzigsten Geburtstag grüßen, huldigen wir zugleich den drei führenden Geistern der deutschen Sozialdemokratie.

Der Kampf um die Volksschule in Sachsen.

Von **Herm. Fleißner.**

Es ist ein an interessanten Episoden reicher Kampf, der im roten Königreich seit etwa fünf Jahren sich abspielt und während des letzten Landtags einen Höhepunkt des öffentlichen Lebens in Sachsen erreichte. Ihn in seinen Einzelheiten an dieser Stelle zu beschreiben und zu würdigen, ist unmöglich. Denn dazu muß schon der Raum eines dicken Buches zur Verfügung stehen. Ist doch während dieses Kampfes eine besondere, umfangreiche Schulliteratur entstanden, mit der man sich eine erkleckliche Sonderbibliothek einzurichten vermag. Vielleicht hat es noch nie einen so intensiven und energischen, die öffentliche Meinung des Landes so beherrschenden Streit um die Volksschule eines deutschen Bundesstaates gegeben, der bis tief hinein in bürgerliche Kreise gedrungen ist. Dagegen spricht auch nicht, wenn konservative Organe, denen diese Tatsache sehr unangenehm ist, darauf hinweisen, daß „draußen auf dem Lande" nicht sehr viel davon bemerkt worden sei. Das ist vielleicht nicht zu bestreiten. Aber erstens gibt es in Sachsen nicht mehr allzuviel derartiges „Land"; zweitens sorgt dort dieselbe konservative Herrschaft für die nötige Schulruhe, die sich nun auf „das Land" beruft; drittens werden große geistige Kämpfe selbstverständlich stets in den Kulturzentren der Städte und der Industrie geführt. Wenn der konservative Abgeordnete Helldorf 1899 während einer Schuldebatte im preußischen Abgeordnetenhaus ungeniert zu sagen wagte: „Ich will den Bauer nicht zum Rechnen bringen, denn dann ist er verdorben," so ist das wohl heute noch das Schulideal der Konservativen „auf dem Lande" Auch

der sächsischen! Dazu paßt auch vorzüglich, was die „Kreuzzeitung" im Januar 1903 schrieb: „Wenn die einen mit Recht betonen, daß die Volksschule notwendig sei, so wird ihnen mit Recht entgegengehalten, daß die Hebung des Bildungsniveaus die Leute unnütz zum Nachdenken über ihre Lage bringe, sie anspruchsvoller mache und sie schließlich der Revolutionspartei zuführe."

Wichtiger ist das unfreiwillige Zeugnis der geistlichen Vertreter in der Ersten Kammer des Landtags, die da merken, daß die Herrschaft der orthodoxen Kirche bedenklich erschüttert ist, und die es besonders den sächsischen Lehrern schwer verdenken, daß sie neben der Sozialdemokratie auch ein wenig an diesem „Fundament der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung" rütteln helfen; dabei verwechseln sie allerdings einigermaßen Ursache und Wirkung. Die Herren beschworen in der Pairskammer ihre Kollegen förmlich, etwas tolerant zu sein, damit Ruhe eintrete. Nur Ruhe, Ruhe! Der Kampf habe die Leidenschaften des Volkes schon allzusehr aufgewühlt und Kirche und Schule mehr als gut einander entfremdet. So ungefähr kam es von den Lippen der Herren Geistlichen ohne Unterschied der Konfession. Der katholische Bischof blies dasselbe Horn und die gleichen Töne wie der evangelische Hofprediger und der ditto Superintendent aus Leipzig. Es ist bezeichnend für die ganze Situation, daß gerade auf der theologischen Seite eine Spur von Verständnis für die Lage sich zeigte. Doch die Herren „vom Lande" waren die Konsequenteren und Rücksichtsloseren. Kein Kompromis in Prinzipienfragen! Entweder — oder! Die Klugheit strich die Segel. Mußte sie streichen. In der Politik sind die Tatsachen eben stärker. Und die Schulfrage ist eine politische Frage ersten Ranges, wie sich mit aller Deutlichkeit auch im sächsischen Schulkampf wieder gezeigt hat.

Die Sozialdemokratie hat in diesem schweren Kampfe die Führung im Lande. Das wird auch auf konservativer Seite zugegeben. Freilich mit der unverkennbaren und häufig auch ausgesprochenen Absicht, dadurch die Bewegung in bürgerlichen Kreisen zu diskreditieren und dort die Kraft gegen Schulreaktion zu schwächen. Besonders die Lehrer will man ängstlich machen, die sich in diesem Kampfe bisher relativ gut gehalten haben. Ihr Organ, die „Sächsische Schulzeitung", schrieb einmal diesen Denunziationen gegenüber ganz kühl, aber sehr richtig, daß die Lehrer nicht danach fragen, wo das Gute für die Volksschule herkommt, sondern froh sind, wenn es kommt. Inzwischen scheinen allerdings die führenden Lehrerkreise schüchterner geworden zu sein. — Unsere Partei hat sich nicht auf das Mitwirken an einer Schulreform beschränkt, sie ist vielmehr von vornherein zum Angriff übergegangen und hat einen breiten, festen Boden des Kampfes geschaffen. In unzähligen, oft überfüllten und leidenschaftlichen Versammlungen, in Flugblättern und sonstwie haben wir die Massen mobil gemacht. Die Landesversammlung 1910 in Leipzig beschäftigte sich nach einem instruktiven Referat eingehend mit der Schulfrage, und in einer Resolution wurden die sozialdemokratischen Forderungen noch einmal scharf umrissen festgelegt. Im Auftrag des Landesvorstandes wurde ein umfangreiches Buch herausgegeben, dessen Inhalt auch in schulfortschrittlichen bürgerlichen Kreisen Anerkennung gefunden hat. So vorbereitet, konnten die 26 sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten mit gutem Rüstzeug den Kampf auch im

Parlament führen. — Bei den Nationalliberalen, die sich jetzt nach dem Scheitern der Schulreform fast wie Ritter St. Georgs gebärden, hat man von solcher Kampfestätigkeit im Volke wenig gehört. Da haben die organisierten Lehrer schon besser ihren Mann gestanden und — den Nationalliberalen das Rückgrat gesteift. Denn die früheren Schulforderungen der Nationalliberalen waren auch nicht geeignet, besonderes Vertrauen zu erwecken. Die einzelnen Phasen des Schulkampfes im Landtag haben diese Herren heute nach wie vor als die unsicheren Kantonisten gezeigt, denen jeder feste Zusammenhalt und die nötige entschiedene Entschlußkraft fehlt. Die Lehrer aber sind eine beachtliche Masse, wenn es wieder Wahlen gibt. Ihre Forderungen konnte man deshalb nicht ignorieren, obwohl sie den Herren Liberalen viel zu radikal waren.

Der letzte Dreiklassenlandtag 1907/08 hatte sich auf Anregung von nationalliberaler und freisinniger Seite bereits mit der Sache beschäftigt und eine Schulreform gewünscht. Aber was für eine! Von dem nationalliberalen Antrag sagt der schriftliche Bericht der Kommission: er sei „in seinem Wortlaut so allgemein gehalten, daß, wenn er in der Form, wie er gestellt war, der Kammer zur Annahme empfohlen würde, er weder der Kammer Gelegenheit zur Bekundung ihrer Ansichten über die einzelnen Gesichtspunkte, welche in Frage kommen können, gegeben haben würde, noch im Falle der Annahme der Regierung Klarheit über die Intentionen der Kammer und über die Ziele, welche bei der Revision der Volksschulgesetzgebung nach Ansicht der Kammer zu erstreben seien, verschafft haben würde". Dieser schwülstigen Rede kurzer Sinn ist: der Antrag war nichtssagend! Und der Referent, der das feststellte, war ein Nationalliberaler! Nun hatten die Konservativen damals ja noch die große Mehrheit in der Zweiten Kammer, so daß eine radikale und fortschrittliche Schulreform von vornherein keine Aussicht hatte. Daß die Nationalliberalen aber so zaghaft ans Werk gingen, ist trotz alledem bezeichnend. Wenn sie wirklich stets so schulreformfreundlich gewesen wären, wie sie es jetzt hinstellen, dann mußten sie schon damals durch Minderheitsanträge ihren Willen und ihre Absichten energischer betonen. Statt dessen plätscherten sie mit den Konservativen gemeinsam in Nebensachen herum, wenn sie auch bei den Erörterungen in der Kommission ab und zu ein wenig fortschrittlicher redeten wie die Konservativen. Die Anträge, die schließlich zustande kamen, waren zwar recht zahlreich, aber sie gingen allen prinzipiellen Forderungen aus dem Wege. Nur der Religionsantrag war der Reaktion etwas verdächtig, wie sich später herausstellte. Die Regierung nahm denn auch diesen Antrag nicht in ihre Gesetzesvorlage auf, die sie im übrigen ganz nach den Beschlüssen des Dreiklassenlandtags einrichtete. Und es war recht blamabel für die Nationalliberalen, daß der Kultusminister sich fortwährend auch ihnen gegenüber in der Verteidigung der Regierungsvorlage auf die damaligen Beschlüsse berufen konnte.

Zwischen diesen Vorgängen im letzten Dreiklassenlandtag und dem Einbringen eines neuen Volksschulgesetzes durch die Regierung Mitte Januar 1912 rührten sich neben der Sozialdemokratie besonders auch die Lehrer in ihrer straffen Organisation und ihrer Fachpresse. Unter anderem beschlossen sie auf einer Versammlung in Zwickau eine Reform des Religionsunterrichtes, die in dem ganzen Kampfe stets im Vorder-

Grund gestanden hat; auch im Landtag sind die Religionsforderungen der Lehrer — genannt die „Zwickauer Thesen" — lebhaft bestritten worden. Die „Thesen" wollen allen kirchlichen Einfluß vom Religionsunterricht ferngehalten und diesen selbst von jedem Dogma möglichst frei und mit der Wissenschaft in Einklang gebracht (!) wissen. Die Kirche nahm diese Forderungen als eine offene Kriegserklärung auf, obwohl die Lehrer bis zum Überdruß erklärten, daß man ihre Forderungen falsch interpretiere. Nicht mit Unrecht wiesen die Orthodoxen auf die Sozialdemokratie hin, deren Forderung auf Beseitigung des Religionsunterrichtes die größere Konsequenz in sich habe. Denn was die Lehrer forderten, sei eben kein Religionsunterricht mehr. — Im übrigen forderten die Lehrer: allgemeine simultane Volksschule, Unentgeltlichkeit des Unterrichtes, die Arbeitsschule nach besonders formulierten Grundsätzen, größeren Einfluß auf Gestaltung des Lehrplans, eine demokratischere Schulverwaltung, größere Befugnisse der amtlichen Lehrerkonferenzen, wesentliche Herabsetzung der Klassenfrequenz, Beseitigung jeder kirchlichen Schulaufsicht, besondere Einrichtungen für geistig abnorme oder sonst besonders — im schlimmen wie guten Sinne — veranlagte Schulkinder, Reform der Lehrerausbildung, wesentliche Verringerung der Pflichtstunden, Änderung des Disziplinarrechtes, materielle Besserstellung, Beseitigung des Züchtigungsrechtes bei Erfüllung gewisser Voraussetzungen. — Diese hier kurz angedeuteten Forderungen haben die Lehrer in einem fast 200 Seiten starken Buche eingehend begründet. Das Werk enthält eine Fülle von Material, das auch in Zukunft im Schulreformkampf gute Dienste leisten wird.

Die mit Spannung erwartete Volksschulgesetzvorlage enttäuschte alle Freunde einer fortschrittlichen, modernen Reform gründlich! Zufrieden waren damit nur die Konservativen und die Kirche. Die schärfsten Kritiken hagelten nur so von allen Seiten auf diese „Reform" nieder, die im wesentlichen alles beim alten ließ, an wichtigen Änderungen eigentlich nur die obligatorische Mädchenfortbildungsschule und Beseitigung der geistlichen Ortsschulaufsicht brachte. Mit letzterem war auch die Kirche einverstanden. Bei der Vorberatung im Plenum der Zweiten Kammer kam es zu einer fünftägigen Redeschlacht, in der die Gegensätze heftig aufeinander prallten. Am schärfsten selbstverständlich zwischen der Sozialdemokratie und den Konservativen. In der Religionsfrage aber gab es drei scharf getrennte Gruppen. Erst die eine große grundsätzliche Unterscheidung: die Sozialdemokraten gegen, die anderen alle für Religionsunterricht. Dann die Konservativen gegen, die Liberalen für Reform des Religionsunterrichtes. Die Regierung wollte auch von einer Reform nichts wissen, obwohl die oben erörterten Beschlüsse des Dreiklassenlandtags, auf die sich die Regierung fortwährend bezog, die Forderung enthielten: „Der Religionsunterricht ist zu erteilen im Geiste der betreffenden Kirche ohne Bindung an den Buchstaben der Bekenntnisformeln durch lebendige Einführung in das Leben und die Lehre Christi an der Hand der Heiligen Schrift." Das war von den Konservativen seinerzeit selbst mit beschlossen, und die Liberalen formulierten ihren Religionsantrag wörtlich so! Aber die Regierung und die Konservativen lehnten nun diese Formulierung ab, obwohl sie doch noch weit entfernt von den „Zwickauer Thesen" war. Die vereinigte Reaktion bezog sich jetzt auf die Begründung, die man der Sache außer-

halb des Landtags vielfach gegeben hatte, und auf die höchst verdächtige Haltung der Lehrer, die sich nicht scheuten, hie und da in öffentliche Versammlungen zu gehen und die Regierung selbst zu kritisieren oder doch den Kritikern nicht zu widersprechen.

Die sozialdemokratische Fraktion stellte in der Kammer an die Spitze ihrer Erklärungen den Satz, daß sie ernsthaft mitarbeiten werde an einer wirklich fortschrittlichen Reform, daß sie den Entwurf der Regierung ablehne, ihn jedoch ausbauen helfen wolle, daß sie aber lieber kein neues Schulgesetz als ein schlechtes wolle. Diese Grundsätze hat sie auch befolgt. In der außerordentlichen Schulkommission waren der Fraktionsstärke entsprechend fünf sozialdemokratische Abgeordnete. Hier hat sich dann eine riesenhafte Arbeit in nicht weniger denn 50 langen Sitzungen entwickelt. Der Landtag mußte wegen der Schulreform und einiger anderer Gesetze vertagt werden. Er schloß im Dezember vorigen Jahres die Nachsession mit einer schrillen Dissonanz: die letzte Sitzung brachte das Scheitern der Volksschulreform! Die Sozialdemokraten, Nationalliberalen und die acht Freisinnigen stimmten mit reichlich Zweidrittelmehrheit gegen die Konservativen für die Beschlüsse der Kommission; die Regierung und die Erste Kammer lehnten diese Beschlüsse ab, das verfassungsmäßig vorgeschriebene Einigungsverfahren zwischen Erster und Zweiter Kammer hatte keinen Erfolg.

Die Konservativen lebten offenbar in der Hoffnung, daß das Gesetz auch gegen den Willen der Mehrheit der Zweiten Kammer nach § 92 der Verfassung zustande kommen werde, denn sie machten in letzter Stunde noch einen formellen Versuch dieser Art. Dieser § 92 macht die Verfassung zur Farce. Nach ihm kann eine Vorlage Gesetz werden, wenn Regierung, Erste Kammer und mindestens ein Drittel der Abgeordneten der Zweiten Kammer sich einigen. Das wäre möglich gewesen, wenn zwei oder drei Nationalliberale umgefallen und zur rechten Seite übergegangen wären. Damit rechneten die Konservativen. Sie hatten falsch gerechnet, aber so uneben war ihre Kalkulation nicht, als es von Liberalen nachträglich hingestellt wird. Bis zum letzten Augenblick sozusagen wußte man in der Kammer nicht, was werden wird. Die Nationalliberalen waren ihrer Geschlossenheit nicht sicher. Nach Vorgängen in der Kommission konnte man auf Umfälle wohl gefaßt sein. Haben sie doch dort in einigen wichtigen Punkten gegeneinander gestimmt, so daß aus der linken eine rechte Mehrheit wurde! Erst in der letzten Lesung wurden solche Zwischenfälle notdürftig wieder ausgeschaltet. Haben sie doch ferner in einer prinzipiellen Frage eine jämmerliche Haltung beobachtet: erst traten sie für die Simultanschule ein, dann gaben sie diesen Standpunkt preis und stimmten mit Regierung und Konservativen für Beibehaltung der Trennung der Schulkinder nach Konfessionen. Und das, obwohl dieser Zustand in Sachsen gar keinen Sinn hat, da 95 Prozent der Einwohner evangelisch sind. Mit einer sehr nichtssagenden Erklärung suchten die Nationalliberalen diesen Umfall zu begründen. Nach solchen Leistungen konnte man ihnen auch noch mehr zutrauen. Und wenn es richtig ist, was ein nationalliberaler Abgeordneter in einer öffentlichen Versammlung erklärte, dann hat es in den letzten Stunden vor der Entscheidung innerhalb der nationalliberalen Fraktion noch eines „Einigungsverfahrens“ bedurft, um Umfälle zu verhindern. Auch

beim Vereinigungsverfahren mit der Ersten Kammer waren die Nationalliberalen bereit, in der Formulierung der Religionsfrage noch weiter entgegenzukommen. Und als der Referent der Ersten Kammer mit aller Deutlichkeit betonte, er habe nicht die Meinung, daß man „um prinzipielle Punkte feilschen" könne — erst da ging den Herren Liberalen ein Licht auf, und bekümmert rief ihr Wortführer, man mute ihnen demnach einen vollen Umfall in dieser Frage zu. So saßen die Liberalen auch hier zwischen zwei Stühlen, denn die sozialdemokratische Fraktion hatte ebenfalls erklärt, daß sie in allen wichtigeren Punkten nicht weiter mit sich handeln lasse. Gegenüber der allgemeinen Volksschule und der Schulgeldfreiheit verhielt sich die Erste Kammer ganz ablehnend, und so scheiterte das Gesetz an diesen drei wichtigsten Fragen. Die Pairs gefielen sich in einer fast provokatorischen Rolle gegenüber der Mehrheit der Zweiten Kammer. Sie gingen in dem für die Schulerziehung grundlegenden § 1 noch über die Regierungsvorlage hinaus. Die geforderte und auch von den Liberalen bewilligte Erziehung zu „nationaler Gesinnung" genügte ihnen nicht; sie forderten noch: „Die Liebe zu König und Vaterland, zu Kaiser und Reich ist zu wecken und zu pflegen." Man muß sagen, daß die erstklassigen Herren eine deutliche Sprache reden. Was uns nur lieb sein kann!

Obwohl der Religionsunterricht und der konfessionelle Charakter der Volksschule nicht beseitigt waren, stimmte die sozialdemokratische Fraktion doch für das ganze Gesetz nach den Beschlüssen der Mehrheit der Zweiten Kammer, oder richtiger, sie half diese Mehrheit bilden. Und zwar, weil der so umgestaltete Entwurf wesentliche Verbesserungen gegenüber den jetzigen Verhältnissen im sächsischen Schulwesen brachte und eine Anzahl derselben auf die Anregung unserer Genossen aufgenommen war. Die Mehrheitsbeschlüsse verlangten in der Hauptsache:

Der Religionsunterricht soll nicht mehr nach „den Buchstaben der Bekenntnisformeln", sondern „im Geiste der betreffenden Kirche" erteilt werden. (Der Lehrer soll nicht mehr gezwungen sein, allzusehr gegen seine Überzeugung im Sinne der Orthodoxie zu unterrichten.) Die Volksschule allgemein mit eventueller Angliederung einer höheren Abteilung für befähigtere Kinder vom dritten Schuljahr an. Jeder Standesunterschied fällt weg. Schulgeld darf nicht erhoben werden. Kindern unbemittelter Eltern sind die Lernmittel unentgeltlich von der Schule zu liefern. Die Aufgaben der Schule sind pädagogischer formuliert. Nach Bedürfnis sollen auch fremde Sprachen und Kurzschrift in den Lehrplan aufgenommen werden. Die Kinder von Dissidenten sind vom Zwange irgendwelchen Religionsunterrichtes befreit. (Dieser Beschluß kam allerdings durch eine Zufallsmehrheit zustande. Die Nationalliberalen waren eigentlich dagegen!) Fortbildungs- und Hilfsschulen dürfen nicht konfessionell getrennt sein. Es ist ein Schularzt anzustellen, wo die Verhältnisse es gestatten. An größeren Schulen sind besondere Klassen für Schwachbefähigte zu bilden. Das Vorschlagsrecht für Anstellung der Lehrer steht in allen Schulen mit mindestens 10 Lehrern dem Stadt- beziehungsweise Gemeinderat zu. (An Minderheitsschulen besteht dieses Recht jetzt nicht.) Der Unterricht kann an einigen der letzten Tage jeden Halbjahres öffentlich stattfinden. Den Geistlichen ist das unbedingte Recht, ohne Wahl Mitglied des Schulvorstandes zu sein, genommen. Mehrere Frauen können nach Bestimmung in der Ortsschulordnung Sitz und

Stimmen im Schulvorstand erhalten. Dessen Sitzungen sind mit Ausnahme besonderer Fälle öffentlich. Den Lehrern ist größeres Mitbestimmungsrecht in den Lehrerversammlungen und bei Aufstellung der Lehrpläne eingeräumt, das Aufsichts- und Bevormundungsrecht der Direktoren wird eingeschränkt. Der obersten Schulbehörde wird ein Landesschulbeirat zur Seite gestellt, der aus 12 Fachleuten und 6 anderen Mitgliedern besteht.

Die sozialdemokratischen Abgeordneten stellten in beiden Lesungen der Deputation sowie im Plenum noch folgende Anträge, die von ihren Rednern eingehend begründet worden sind: Beseitigung des Religionsunterrichtes, keine Trennung der Schule nach Konfessionen, völlige Beseitigung jeder kirchlichen Aufsicht, Unentgeltlichkeit der Lernmittel, weitgehende Bestimmungen über Schulhygiene, Speisung bedürftiger Schulkinder und Schulkinderfürsorge, Verbot der körperlichen Züchtigung der Kinder in der Schule, Wahl des Schulvorstandes durch die volljährigen Schulgemeindemitglieder in allgemeiner, gleicher, direkter und geheimer Wahl, Übernehmen der Schullasten ganz oder zum größten Teil auf den Staat. — Diese Anträge wurden auch von den Liberalen abgelehnt. Das ist um so bezeichnender, als einige dieser sozialdemokratischen Minderheitsanträge schon bei Schaffung des jetzigen sächsischen Schulgesetzes vor 40 Jahren von liberaler Seite vertreten worden sind.

In wirtschaftlicher Hinsicht ist von großer Bedeutung für eine gute Schulreform die Frage der Schullasten. Jetzt herrscht eine große Ungleichheit auf diesem Gebiet, die ihre Ursache darin hat, daß der Staat verhältnismäßig wenig dazu beiträgt, die Schullasten vielmehr in der Hauptsache von den Gemeinden getragen werden müssen. Dadurch wird das Schulwesen in den armen Arbeitergemeinden zurückgehalten, die die Mittel für die Schule selbst bei stärkster Belastung der Einwohner kaum aufbringen können, während in wohlhabenden Gemeinden die Verhältnisse umgekehrt liegen. Wir kämpfen schon seit Jahrzehnten gegen diesen Zustand, der allmählich von allen Seiten als mißlich und ungerecht empfunden wird. Bisher wurden alle sozialdemokratischen Anträge dieser Art im Landtag und von der Regierung zurückgewiesen. Jetzt muß man wenigstens deren gute Absicht anerkennen. Sogar von konservativer Seite kam ein derartiger Antrag. Er forderte Übernahme der Lehrergehälter auf den Staat. Damit wäre jedoch das Grundübel, die Ungleichheit, nicht beseitigt; es könnte in einzelnen Fällen sogar noch verschlimmert werden. Außerdem ist der Verdacht nicht unbegründet, daß auf diese Weise die Abhängigkeit der Lehrer von der Regierung noch vergrößert werden könnte. Die Liberalen hatten diese wichtige Seite einer Schulreform fast gar nicht beachtet. Die sozialdemokratische Fraktion brachte, nachdem ihr Antrag auf Übernahme der Schullasten auf den Staat immer wieder abgelehnt war, folgenden Antrag ein: „Schulgemeinden, die mehr als 25 Prozent ihres Staatseinkommensteuersolls für die Unterhaltung der Schulen aufzuwenden haben, erhalten den darüber hinausgehenden Aufwand vom Staate erstattet.“ Ein solcher Zustand würde in Verbindung mit möglichst fortschrittlichen gesetzlichen Minimalleistungen den allzu großen Einfluß des Staates auf das Schulwesen vermeiden, aber doch den nötigen Charakter der Volksschule als Veranstaltung des Staates scharf hervortreten lassen. Aber auch dieser Antrag fand

keine Gegenliebe bei der Mehrheit und der Regierung. Ganz mit Unrecht führte man eine zu große Belastung der Steuerzahler dagegen ins Feld. Der Antrag brächte nur eine andere, gerechtere Verteilung der Schullasten auf breiterer Basis, nicht aber eine größere Last. Er würde allerdings die ja gerade beabsichtigte Wirkung haben, daß die Leistungsfähigeren als Staatssteuerzahler etwas mehr zur Aufbringung der Mittel für die Schule herangezogen würden. Soweit es sich aber um die Durchführung von weitergehenden Verbesserungen im Schulwesen handelt, wozu zweifellos bedeutend mehr Geld gebraucht würde, verlangen wir die Schulreform in enger Verbindung mit einer gründlichen Steuerreform: stärkere Heranziehung der Besitzenden durch schärfere Progression der Staatseinkommensteuer und Ausgestaltung der „Ergänzungssteuer" zu einer wirklichen Vermögenssteuer. Auf diese Weise würde man die Minderbemittelten mit höherer Steuer trotz Schulreform verschonen können. Solche Anträge mit speziellen Berechnungen wurden wiederholt, auch im letzten Landtag, von unserer Seite gestellt, aber ebenfalls abgelehnt. Es sollen jedoch Erhebungen angestellt werden, wie in Zukunft die finanziellen Verhältnisse im Schulwesen anders gestaltet werden könnten. Damit ist die Angelegenheit abermals um viele Jahre hinausgeschoben. Die notleidenden Gemeinden können sich dafür bei der besitzenden Klasse bedanken, die sich scheut, für die Schule der Armen größere materielle Opfer zu bringen!

* * *

So scheint es, als ob die Schulreform in Sachsen nunmehr auf dem toten Punkte angelangt sei. Es scheint so, und vorläufig ist es auch so. Die Sozialdemokratie ist jedoch ernsthaft willens, den Kampf energisch weiterzuführen. Es wird sich zeigen, ob die Liberalen die Courage haben, Konsequenzen zu ziehen. Denn der Schulkampf ist eminent politischer Natur! Mit den schönsten pädagogischen Grundsätzen ist nichts erreicht, wenn man nicht die politische Macht hat, sie zu verwirklichen. Es heißt Sturm laufen gegen die Erste Kammer, die das formale und materielle Haupthindernis jeden nennenswerten Kulturfortschrittes ist, und gegen die Konservativen, die in der Zweiten Kammer den Ton für die Erste angeben! Wer aber bei politischen Wahlen den Reaktionären zu Mandaten verhilft aus Furcht vor der Sozialdemokratie, der hat dann kein Recht, sich über die Machtgelüste der Reaktion zu beklagen. Ohne die Sozialdemokratie ist eine fortschrittliche Schulreform nicht denkbar! Die Liberalen müssen sich entscheiden. Die nächsten Landtagswahlen werden zeigen, ob sich der bürgerliche Fortschritt der Situation bewußt ist. Klar genug liegt sie. Entweder — oder!

Großindustrie und Gewerkschaftsarbeit.

Von **Richard Woldt.** (Schluß.)

Die Maschine bringt also neue Arbeitsverschiebungen hervor. Sie ist rationell auszunutzen, und deshalb wird der Maschinenarbeiter immer in der jeweilig zweckmäßigsten Weise mit der Arbeitsmaschine verkoppelt. Es bilden

sich die wunderbarsten Verästelungen der Maschinen miteinander und der Maschine mit dem Arbeiter heraus.[1]

Die Werkzeugmaschine wird zuerst als Universalmaschine ausgebildet (es findet eine Werkvereinigung statt). Der Konstrukteur sucht die Maschine so auszubilden, daß sie sich nicht nur für eine Operation, sondern auch für mehrere eignet, also zur Bearbeitung verschiedener Werkstücke oder zur vollständigen Herstellung ungleichartiger Fabrikate dienen kann. Je glücklicher dieser Konstruktionsgedanke verwirklicht wird, um so umfassender kann die Maschine ausgenutzt werden, um so geringer wird die Wahrscheinlichkeit, sie beschäftigungslos, also leer stehen zu lassen.

Als charakteristisches Merkmal dieser Werkvereinigung kann an der Universalmaschine eine Werkzeugvereinigung oder eine Werkstückvereinigung stattfinden.

Bei der Werkzeugvereinigung werden auf der Maschine mehrere Werkzeuge, das heißt die eigentlichen Material angreifenden Einzelteile vereinigt. (Die Schneidstähle erhalten mehrere Schneiden, der Drehstahl in der Metallverarbeitung wird zum Profilstahl ausgebildet, mehrere Fräser werden zum Profilfräser vereinigt.)

Bei der Werkstückvereinigung werden mehrere Werkstücke (Arbeitsstücke) auf eine Maschine zusammengespannt. Es wird nicht ein Eisenstück oder Messingstück gebohrt, gefräst, gehobelt, geschliffen, sondern es wird gleich eine Anzahl diesen Operationen unterworfen.

Durch diese beiden Anwendungsformen der Werkzeugvereinigung und Werkstückvereinigung werden also die Pausen für das Auf- und Umspannen der Werkzeuge oder Arbeitsstücke vermindert, der Produktionsprozeß wird „verdichtet".

Das gleiche Ziel sucht der Fabrikorganisator zu erreichen durch die Werkzeuggemeinschaft. Das ist die Maschinenvereinigung; es werden mehrere Maschinen auf ein Werkstück losgelassen. Dieses Verfahren gliedert sich wieder in:

Die einfache Werkzeuggemeinschaft. Die einzelnen Werkzeuge greifen nacheinander an. (Die Mehrspindelbohrmaschine mit verschiedenen Bohrgrößen.)

Die Werkzeughäufung. Die Werkzeuge greifen gleichzeitig an. (Die Mehrspindelbohrmaschine, die durch einen Hebeldruck gleich mehrere Löcher bohrt.)

Die Werkzeugverkettung. Gruppenweise greifen Werkzeuge gleichzeitig und hintereinander die Werkstücke an.

Die gesteigerte Werkzeugverkettung. Gruppenweise, also teils gleichzeitig, teils nacheinander, greifen die Werkzeuge nicht an ein Werkstück, sondern an verschiedene Werkstücke an.

Und hier haben wir jenen Vierspindelautomat als höchsten Typ, dessen verschiedene Bohrer teils gleichzeitig, teils hintereinander in ganze Serien von Massenartikeln eindringen.

---

[1] Im Verlag von Krayn in Berlin hat Dr. Ingenieur Brake eine sehr lesenswerte Studie über „Werkzeugmaschinen und Arbeitszerlegung" herausgegeben. Er schildert darin die nachstehend skizzierten verschiedenen Spielarten der Verbindung zwischen Maschine und Arbeiter.

Welche Rückwirkung hat nun diese gesteigerte Maschinentätigkeit auf die Funktionen des Arbeiters, des Maschinenarbeiters? Dieser wird an die Maschine gespannt und seine Arbeitsweise wird inniger mit dem Rhythmus der Maschine verkoppelt.

Um den Produktionsprozeß weiter zu verdichten, findet eine Arbeitsvereinigung statt. Es werden mehr Maschinen einem Arbeiter übertragen. Die Formel findet wieder Anwendung: „Mehrere Maschinen in eine Hand". (Der Dreher, der mehrere Drehbänke einzurichten und zu beaufsichtigen hat.)

Oder es wird eine Arbeitsverbindung vorgenommen: Mehrere Arbeiter werden an mehrere Maschinen gestellt. (Der „Einrichter" und „Hilfsarbeiter" in der Automatendreherei, der „Stuhlmeister" und die „Hilfsarbeiterin" in der Textilfabrik, der „Maschinenmeister" und die „Hilfsarbeiterin" in der Buchdruckerei.)

In bestimmten Fällen tritt nun Arbeitshäufung ein: Mehrere Maschinen sind zur Bewältigung einer Operation notwendig. (Beim Aufspannen eines schweren Werkstücks auf eine Bank usw.)

Welches Endziel haben diese Bemühungen? Eine neue Arbeitsverteilung hat stattgefunden. Es ist das Bestreben maßgebend, möglichst wenig Pausen eintreten zu lassen, möglichst wenig Arbeitszerlegung vorzunehmen. Die Maschine saugt möglichst viel Einzeloperationen auf, um keinen Arbeitsverlust infolge Stillstandes eintreten zu lassen. Die Zahl der Teiloperationen, das heißt der Arbeitsleistungen, die getrennt werden durch das Eingreifen des Arbeiters, durch Arbeitspausen, geht zurück. Der Arbeiter bringt immer seltener die Maschine zum Stillstand, um während dieser Pausen eine Arbeitszerlegung vorzunehmen.

Damit sind zugleich die Bedingungen zu einer besonderen Intensifikation der Arbeit gegeben. Es wird die höchste Arbeitsleistung, die überhaupt durch die Konstruktionsausführung und Belastungsgrenze des Materials der betreffenden Maschine möglich ist, ermittelt und dann dem Arbeiter aufgezwungen. Der Arbeiter hat sich dem zulässig schnellsten Tempo seiner Maschine anzupassen, so daß der Produktionsprozeß „verdichtet" werden kann.

Ernst Bernhard veröffentlicht in seiner Arbeit „Höhere Arbeitsintensität bei kürzerer Arbeitszeit" eine solche „Zeitstudie". Diese „wertvollen und exakten Angaben hat dem Verfasser Professor Schlesinger gegeben, der seine ersten praktischen Erfahrungen als Betriebsleiter bei Ludwig Löwe & Co. holen konnte. Die Zeiten sind mit der „Knippsuhr" (eine Art Geschwindigkeitsmesser, Tourenzähler) unmittelbar der Werkstattpraxis entnommen; die Betriebsleiter haben sich also mit einer solchen Uhr in der Hand hinter den Arbeiter gestellt, haben vergleichende Berechnungen gemacht, in welcher Schnelligkeit die Maschinen mit verschiedenen Arbeitern bestimmte Einzelarbeiten ausführen konnten, wieviel Zeit für die manuelle Arbeit notwendig war. (Siehe die Tabelle S. 804.)

Das sind die „Zeitmessungen" während der Fabrikation. Dazu kommen noch die Arbeitsprüfungen, die in der Versuchswerkstätte, im Prüffeld durchgeführt werden. Der Unternehmer, der sich heute eine Werkzeugmaschine kauft, verlangt und erhält in den meisten Fällen Ga-

Typische Bohrarbeit bei einem Stahlstück.

	Sekunden					Summa pro Stück	
1. Auflegen der Bohrschablone[1] . . .	30	18	23	18	45	134	27
2. Bohren des ersten Loches	50	30	35	36	33	184	37
3. Einstecken des Fixierbolzens[1] . . .	13	16	15	20	20	84	17
4. Bohren des zweiten Loches	35	35	37	33	40	180	36
5. Ablegen[1] (Fortschaffen)	30	20	40	20	16	126	25
Summa	158	119	150	127	154	708	142

Zusammenstellung.

	Sekunden	Manuelle Aktion in Prozent der Gesamtzeit
Bohrarbeit	73	—
Auflegen und Abnehmen der Schablonen	52	36,5
Fixieren	17	12
		48,5

rantie über die höchsten Leistungswerte, die mit der Maschine erreicht werden können.

Ein Beispiel dafür gibt ein Bericht, den die Schriftleitung der „Werkstattstechnik" (der führenden Fachzeitschrift für Fabrikorganisation) von den Prüfungsmethoden der Firma Ludwig Löwe & Co. gibt. Dort wird mitgeteilt, „daß die hohen Ansprüche, die heutzutage an die Güte, das heißt sowohl an Genauigkeit als die hohe Spannleistung der Werkzeugmaschinen gestellt werden, den Fabrikanten zur Vornahme gründlicher Versuche zwingen, um sich ein klares Bild über die Höchstleistung der Maschinen und die dadurch etwa bedingte Beeinträchtigung ihrer Güte zu machen".

Zu diesem Zwecke hat sich diese Firma einen besonderen Raum für die Vornahme von Dauer- und Gewaltversuchen eingerichtet. Jede neukonstruierte Werkzeugmaschine wird hier ausprobiert. Bei den Automatendrehbänken wird dann noch insofern eine Ausnahme gemacht, als die außerordentliche Fülle von Apparaten, Sondereinrichtungen und Sonderwerkzeugen in der sogenannten Einrichterei von besonderen Fachleuten durchprobiert werden. Die einzelnen Maßmethoden und Hilfsmittel dieser Gewaltversuche werden in dem Bericht eingehend beschrieben.

„Die Untersuchung erfolgt an Hand von Vordrucken für die verschiedenen Maschinen, von denen einer nebenstehend wiedergegeben ist. Jedem ausgefüllten Vordruck wird ein ausführlicher Versuchsbericht beigegeben, in dem der Beamte eine Charakteristik der Maschine und eine genaue Darstellung ihres Verhaltens bei Vornahme der einzelnen Versuche gibt. Etwa heißgelaufene, gebrochene oder festgefressene Teile werden verbucht, Änderungen, die während des Versuches vorgenommen sind, werden beschrieben und Änderungsvorschläge niedergelegt. Eine Ausfertigung der Tabelle und des Berichtes bleibt in den Akten des Versuchsraums, eine weitere geht zur Leitung des Maschinenbaus und wird dort eingeordnet, dem Offertbureau werden diejenigen Werte mitgeteilt, die geeignet sind, anfragenden Interessenten ein klares Bild von der Wirkungsweise der betreffenden Maschine zu geben."

[1] = Manuelle Arbeit.

NB. Versuchsmaterial Nr. ..... **Fräsmaschinen**
Katalognummer der Maschine .....
Fabrikationsnummer ..... Ordre Nr. .....

Leistungen:

Versuchs-Nr. . . . . .
Material des Arbeitsstückes . . . . . .
Umdrehung des Werkzeuges pro Minute . . . . . .
Schnittiefe in mm . . . . . .
Schnittbreite in mm . . . . . .
Vorschub bei einer Umdrehung des Werkzeuges . . . . . .
Vorschub in der Minute . . . . . .
Material, Form, Art, Durchmesser des Werkzeuges . . . . . .
Spanquerschnitt in qmm . . . . . .
Schnittgeschwindigkeit in m-Minuten . . . . . .
Zustand des Werkzeuges . . . . . .
PS der Transmission . . . . . .
PS der Transmission und des Deckenvorgeleges . . . . . .
PS der Transmission und Maschine inklusive Tischbewegung . . . .
PS wenn Maschine unter Schnitt . . . . . .
PS für Leerlauf der Maschine . . . . . .
PS in die Maschine eingeleitet . . . . . .
Zerspante Menge in der Stunde . . . . . .
Eingeleitete PS für stündlich zerspante kg . . . . . .
Bemerkungen . . . . . .

Berlin, den ..... 19....

Nach den Ergebnissen dieser Gewaltproben wird die Maschine der Kundschaft angepriesen. Eines Tages geht ein Rundschreiben, ein Prospekt an alle jene Maschinenkonsumenten, die kapitalkräftig genug sind, sich die modernsten Maschinen anzuschaffen. In dieser Ankündigung wird dann mitgeteilt: Wir, die Firma L. L. & Co., haben konstruktiv eine neue Maschinentype, Hobelbank B 576, herausgebracht. Die neue Maschine haben wir in unserem Prüffeld auf die höchste Belastung und Leistungsfähigkeit ausprobiert. Dann folgen Zahlen über Umdrehungsgeschwindigkeit, Breite der Stähle, Schnittiefe, Spanabfall. Und dann folgt der bedeutungsvolle Satz: Wir garantieren Ihnen, daß Sie mit der von uns gelieferten Maschine auch die angegebene Leistungsfähigkeit erreichen. ...

In der Werkstatt aber tritt dann das ein, was mir wiederholt in Versammlungen an großen Industrieplätzen Vertrauensleute der Metallarbeiter sehr anschaulich geschildert haben: Eines Tages wird die Löwe-Maschine im Arbeitssaal aufgestellt. Der Arbeiter, der jahrelang an einer Maschine der gleichen Art steht, will mit der ihm bekannten Geschwindigkeit weiter arbeiten. Der Betriebsleiter steht hinter ihm und legt die größere Geschwindigkeit auf die Riemenscheibe, stellt die höhere Spanabnahme ein. Äußert der Arbeiter Bedenken oder weigert er sich, die Maschine in diesem Tempo laufen zu lassen, zieht der Betriebsleiter ein Formular hervor, in dem die garantierten Höchstgrenzen der Maschine angegeben sind. Diesem Tempo hat sich der Arbeiter nun Tag für Tag anzupassen. So führt die maschinentechnische Verfeinerung zu einer Intensifikation der Arbeit. Die Maschine arbeitet, der Arbeiter hilft. Es ist, als ob das Wort von Marx heute geprägt worden wäre: „Der trübselige Schlendrian einer endlosen Arbeitsqual, worin derselbe mechanische Prozeß immer wieder durchgemacht wird, gleicht der Arbeit des Sysiphus, die Last der Arbeit gleicht dem Felsen, fällt immer wieder auf den abgematteten Arbeiter zurück. Während die

Maschinenarbeit das Nervensystem auf das äußerste angreift, unterdrückt sie das vielseitige Spiel der Muskeln und konfisziert alle freie und körperliche Tätigkeit. Selbst die Erleichterung der Arbeit wird zum Mittel der Tortur, indem die Maschine nicht den Arbeiter von der Arbeit befreit, sondern seine Arbeit vom Inhalt." ...

* * *

Je komplizierter und feinverästelter die Produktion ist, desto kunstvoller wird auch der Arbeitsplan, der Herstellungsweg, der eingeschlagen werden muß. Gerade der Maschinenbau hat diese Eigenheiten am feinsten entwickeln können: das Arbeitsprodukt wird hier nicht an einer Stelle angefertigt, sondern der gesamte Herstellungsprozeß ist in möglichst viele Einzeloperationen aufzulösen. Es wird nicht an einer Stelle gebohrt, gefräst, gehobelt, sondern Spezialabteilungen entstehen, in denen wieder mit Arbeitsteilung und maschinenmäßig zu produzieren ist.

Eine Schreibmaschine, ein Automobil, eine Werkzeugmaschine, eine Lokomotive, alle diese Fabrikate bestehen aus einer großen Zahl von Einzelteilen, und die Herstellung dieser Maschinenelemente macht ebenfalls eine große Anzahl von Einzeloperationen notwendig. So vollzieht sich der komplizierte Arbeitsdurchgang parallel gerichtet in den einzelnen Spezialabteilungen, um nachher von den Außenpunkten nach der Montageabteilung zur Fertigstellung zusammenzulaufen.

Hier schlagen die Vorteile der fabrikorganisatorisch hoch entwickelten Arbeitsweise in das Gegenteil um: *der Betrieb wird empfindlicher*. Stockt irgendwo in den Zwischenstationen der Arbeitsdurchgang, so wird der Gesamtprozeß verzögert. Dem einzelnen Meister muß also ganz genau vorgeschrieben werden, *was* und *wieviel* er zu liefern hat.

Die neuere Betriebspraxis hat hier nach *besonderen Überwachungsmethoden* gesucht. Im Gegensatz zur alten handwerklichen Arbeitsweise ist die moderne Betriebsführung dahingehend zu charakterisieren, daß Arbeitsweg und Arbeitstempo schon *vor* der eigentlichen Arbeitsausführung festgelegt werden müssen. Das Formularwesen hat eine sorgfältige Ausbildung erfahren.

Die „Bestellung" läuft vom Kunden ein, der „Auftrag" wird in „Stücklisten" zerlegt. Die einzelnen Arbeitspositionen werden ganz genau vorgeschrieben, die Konstruktionsmaße festgelegt. Diese Zergliederung der Herstellungsweise geht so weit, daß nicht nur dem Arbeiter, sondern auch dem Meister jede selbständige Disposition genommen wird. (Siehe Tab. S. 807.)

Bei einem solchen Arbeitsplan kommt es nicht nur darauf an, daß die Arbeitsstücke in genau vorgeschriebener Weise *billig* fabriziert werden, sondern dieser Herstellungsprozeß muß auch *terminsicher* vor sich gehen. Die Betriebsleitung muß in der Lage sein, den Fortgang einer Arbeit überschauen und kontrollieren zu können. Besondere Beamte, „Termintreiber", stellen die „Ablieferungszeiten" zusammen und erstatten daraus ihre Fabrikationsberichte an die Werkstättendirektion.

Bei großen Aufträgen sind die ausführenden Firmen bei Terminüberschreitung oft zur Zahlung von Konventionalstrafen verpflichtet, und deshalb wird einer jeden Ablieferungsstockung sehr eifrig nachgegangen, um den Endtermin der definitiven Lieferungsfähigkeit des Fabrikats einhalten zu können.

Terminplan für eine Lokomotive Type .....
Eingang des Auftrags: 1. Januar, Termin: 22. Juni.

Vorbereitung im Betriebsbureau	Anfang der Arbeit	Beendigung der Arbeit
Anfertigung der Zeichnungen	1. I.	15. II.
Materialbestellung und Kalkulation der Löhne	14. I.	22. II.
Materialeingang	14. II.	7. III.
Anfertigung der Modelle	14. II.	21. III.
Anfertigung in der Werkstatt		
a. Herstellung der Gußstücke:		
Zylinder mit Deckel, Schieber und Stoffbuchse	14. III.	15. IV.
Grobe Armatur	14. IV.	5. V.
Feine Armatur	14. IV.	5. V.
Bremsteile und Ausrüstung	21. IV.	6. V.
b. Herstellung der Schmiedestücke:		
Feuerbuchsrahmen und Kesselverankerung	14. II.	15. III.
Gleit-, Treib-, Kuppel-, Kolben- und Schieberstangen	15. III.	15. IV.
Steuerungsteile	21. III.	14. IV.
Rahmenteile	28. II.	14. III.
Achslager	21. III.	14. IV.
Bremsteile und Züge	21. IV.	7. V.
c. Mechanische Bearbeitung der wichtigsten Einzelteile:		
Zylinder mit Deckel, Schieber und Stoffbuchse	7. IV.	5. V.
Grobe Armatur	3. V.	22. V.
Feine Armatur	3. V.	22. V.
Bremsteile und Ausrüstung	5. V.	22. V.
Feuerbuchsrahmen und Kesselverankerung	7. III.	8. IV.
Gleit-, Treib-, Kuppel-, Kolben- und Schieberstangen	14. IV.	15. V.
Steuerungsteile	14. IV.	15. V.
Rahmenteile	15. III.	30. III.
Achslager	14. IV.	16. V.
Bremsteile	7. V.	21. V.
Usw.		
f. Montage der Lokomotive:		
Einlagerung des Kessels in Rahmen	14. V.	17. V.
Anbau der Zylinder	19. V.	26. V.
Maschine auf Achse bringen	27. V.	29. V.
Anbau der Triebwerke	1. VI.	9. VI.
Probefahrt	10. VI.	11. VI.
Anstrich	12. VI.	21. VI.
Versand		22. VI.

Ein sehr hübsches Beispiel gibt in einer neueren Arbeit wiederum Professor Schlesinger von der technischen Hochschule zu Charlottenburg. Schlesinger zeigt in seinem neu veröffentlichten Buche „Die Selbstkostenberechnung im Maschinenbau" (Springer, Berlin) an einem Terminplan, wie die Auftragserteilung zur Anfertigung einer Lokomotive eingeleitet wird. Zu einer Lokomotive gehören eine Menge Einzelteile, die an den verschiedenen Fabrikationswerkstätten programmäßig vorbereitet und fertiggestellt werden müssen. An der obenstehenden Formularwiedergabe ist sofort zu erkennen, daß für jeden Einzelteil der Anfang- und Endtermin festgelegt ist.

Wenn nun in einem solchen Betrieb eine Gewerkschaftsaktion unternommen werden soll, so wird es hier wieder darauf ankommen, die

„empfindlichste Stelle" in dem Betrieb auszuspüren. Diejenigen Arbeitergruppen müssen herausgeholt werden, die für den Unternehmer am unentbehrlichsten sind, die zugleich aber auch zuverlässig zur Organisation halten.

Solche Fragen der Taktik haben aber auch für den Gewerkschaftskampf besondere Bedeutung, weil sich daraus für die Zukunft mancherlei Unzuträglichkeiten ergeben werden. Es handelt sich um nichts Geringeres als um das gewerkschaftliche Massen- und Führerproblem, um das Recht der Demokratie an der Bestimmung der Aktion.

Was ist im Grunde genommen der Anlaß gewesen zu sehr unangenehmen Konflikten zwischen Gewerkschaftsleitung und Mitgliedschaft in Mannheim und Hamburg? Die Frage, ob eine einzelne Berufsgruppe souverän über ihre eigene Angelegenheit entscheiden kann, oder ob sie sich dem Schiedsspruch der Verbandsleitung zu unterstellen hat. Auf den ersten Blick wird man leicht geneigt sein, das Selbstbestimmungsrecht der betreffenden Berufsgruppe selbst zu geben, aber in der Praxis sehen die Dinge doch etwas anders aus. Wir wollen das an einem konkreten Beispiel aus dem Maschinenbau erörtern.

Eine Aktion wird eingeleitet gegen einen Betrieb von 1000 Mann. Das Unternehmen ist arbeitsteilig sehr weit durchgeführt, es ist eine Automobilfabrik, in der gelernte, ungelernte und angelernte Arbeiter nebeneinander zu arbeiten haben. Die angelernten und ungelernten Arbeiter sind Maschinenarbeiter, wie wir sie schon oben beschrieben haben. Sie haben Drehbänke, Bohrmaschinen zu bedienen und sind für den Unternehmer im Ernstfall leicht zu ersetzen. Der Kampf gegen den Unternehmer muß geführt werden. Wie ist der Betrieb lahmzulegen? Wie ist der Betrieb mit der höchsten Nutzwirkung lahmzulegen? Man kann die 950 ungelernten Arbeiter nicht auf einen Schlag herausholen. Das wäre ein sehr unsicheres Experiment, weil die Unternehmer genügend Streikbrecher finden würden. Ganz abgesehen davon, daß die Arbeiter vielleicht selbst nicht geschlossen hinter dem Verband stehen. Die „empfindliche" Stelle für den Automobilbau liegt aber, angenommen, in der Werkzeugmacherei und in der Montageabteilung. Die Werkzeugmacher und Maschinenschlosser sind hochqualifizierte Arbeiter, sind am Orte nicht leicht zu ersetzen und sind auch zuverlässig für die Organisation. Es wird also notwendig sein, daß der Streik, der Angriff, die Arbeitseinstellung zunächst von diesen 50 Mann eingeleitet wird. Die haben durch ihre Arbeitsverweigerung den Unternehmer zum Nachgeben zu zwingen. Haben nun diese 50 Arbeiter das Recht, über Taktik und Zeit des Angriffs in ihrer Betriebsversammlung selbst zu bestimmen? Man wird diese Frage verneinen müssen, weil von der Aktion dieser 50 Mann die Gewerkschaftsinteressen der übrigen 950 Mann mit getroffen werden. Die 50 Werkzeugschlosser haben in ihren Aktionen sich einem Beschluß zu unterwerfen, der im Interesse der Gesamtheit liegt.

Kurz vor Weihnachten 1911 war in der Metallindustrie das drohende Gewitter einer Riesenaussperrung vorübergegangen. Ein Arbeitskampf, dessen ursprüngliche Veranlassung die Lohnforderung der Former, einer im Verhältnis zur Gesamtheit kleinen Gruppe, gewesen wäre. Und im Werftbetrieb haben nicht die Nieter ohne weiteres das Recht, zu streiken, wenn die Wirkung dieser Aktion ein Riesenbrand ist, der eine zehnfach größere

Arbeiterschaft mit hineinzieht. Das sind die Schwierigkeiten der neuen Gewerkschaftskämpfe, die wir nicht selbst geschaffen haben, sondern die uns aufgezwungen werden durch die Entwicklung der Unternehmung und durch die veränderte Machtkonstellation der Unternehmerverbände, durch die Verfeinerung der Betriebsorganisation. Der Industrialismus organisiert Kapital, totes Kapital. Er ballt Millionen und Millionen zusammen, bis ein Riesengebilde daraus wird, ein Polyp, der mit seinen Riesenarmen als Wirtschaftskörper den Markt beherrscht und ein Arbeiterheer sich tributpflichtig macht.

Was hat dem der Gewerkschafter entgegenzusetzen? Er hat es mit Menschen zu tun, nicht mit toten Sachgütern. Und diese Menschen haben ihre widerstreitenden Interessen. Diese Menschen sind zu erziehen zur Disziplin, zum Aufgehen in die Massenhaftigkeit. Der Gewerkschaftsführer hat dabei immer die besten Chancen, sich unpopulär zu machen. Er steht zwischen den Mitgliedern und dem Zentralvorstand. Das Zentralisationsprinzip ist uns aufgezwungen worden, weil die Unternehmerverbände jeden Konflikt zu einer Machtfrage zwischen hüben und drüben zuspitzen. So muß am Orte manche an sich berechtigte Lohnbewegung niedergeschlagen werden. „Abwürgen" heißt dafür der nicht zarte, aber doch bildhafte Ausdruck....

* * *

Es könnte nun eingewendet werden, daß alle diese Komplikationen nur für den Maschinenbau zutreffen, daß ich hier ein konkretes Beispiel herausgegriffen habe, von dem für den Gewerkschaftskampf mit der Großindustrie nicht allgemeine Nutzanwendungen gezogen werden können.

In Wirklichkeit lassen sich auch parallele Beispiele für die Praxis im Bergbau, im Hüttenwesen, in der Elektroindustrie, im Schiffbau anführen.

Bemerkenswert scheint mir zum Beispiel die Tatsache zu sein, daß wir uns angewöhnen müssen, nicht mehr den Bergbau als eine Arbeitsorganisation zu betrachten, die ausschließlich von Muskelkraftarbeitern durchgeführt wird. Der Bergmann ist auch gerade in den letzten Jahren Maschinenarbeiter geworden, die technische Kultur hat ebenfalls dieses Arbeitsgebiet ergriffen. Mir wird von den Leuten mitgeteilt, die in den letzten drei Jahrzehnten die Entwicklung im Bergbau aktiv mit erlebt haben: Die jüngere Generation der Bergarbeiter ist nicht mehr der alte abgeschollene Menschenschlag, schwerfällig und ungefüg, sondern er ist beweglich, geschult und gebildet auch in seiner Berufsarbeit. Um dafür auch gleich ein wissenschaftliches Urteil zu zitieren, hat ja Professor Kammerer erst im Januar 1910 einen sehr instruktiven Vortrag über das Thema „Der Ersatz des Handarbeiters durch die Maschine im Bergbau" gehalten. Der Vortrag ist als Sonderabdruck von der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure (Verlag Springer, Berlin) herausgegeben worden.

Kammerer gehört zu den besten Köpfen unserer Wissenschaft. Mag man sich auch manchmal polemisch zu seinen Schlußfolgerungen stellen müssen, so hat Kammerer immer den Blick dafür, die wirtschaftlichen Grenzgebiete der technischen Wissenschaft herauszuarbeiten und gerade hier ein reiches Tatsachenmaterial zu geben. Bei der vorliegenden Arbeit sind Versuchsergebnisse mit neuen Maschinen von Bergbauverwaltungen aus allen Gegenden Deutschlands zusammengetragen worden. Die sehr exakt aufgestellten Ergebnisse ergeben folgendes Bild: Wir stehen in der Maschinenfrage für den

Bergbau vor den ersten Anfängen einer neuen Entwicklung. Nachdem ein halbes Jahrhundert lang den Aufgaben der Förderung volle Aufmerksamkeit zugewendet war, hat der Bergbau begonnen, das schwierige Problem der Gewinnung mit der Maschine in Angriff zu nehmen. Trotz der ungünstigen geologischen Verhältnisse haben die deutschen Bergwerksverwaltungen es verstanden, die neuen Erfindungen der Maschinentechnik dem Grubenbetrieb anzupassen und wirtschaftliche Erfolge auch unter schwierigen Verhältnissen zu erzielen.

„Die mühevolle Arbeit, die Maschinentechnik und Bergbau hier geleistet haben, ist für die Volkswirtschaft von Bedeutung, weil sie dazu führt, daß die stetig und rasch steigende Förderung nicht von einer gleich starken Vermehrung der Bergarbeiter begleitet sein wird und daß darum der Zustrom fremder Arbeitskräfte aus dem Osten Preußens und aus dem Südosten Europas eingedämmt wird. Und noch ein anderes wird die Einführung der Untertagsmaschinen zur Folge haben: die Maschinenarbeit verlangt Umsicht und Ausbildung; es wird daher voraussichtlich im Bergbau die gleiche Entwicklung vor sich gehen, die auf einigen Gebieten der Technik bereits vorgeschritten ist: die Verdrängung der Handarbeit durch die vom hochwertigen Arbeiter gesteuerte Maschine."

Für das Hüttenwesen ist das Maschinenproblem schon in der Technisch-wirtschaftlichen Rundschau in der „Neuen Zeit" vom 5. April vorigen Jahres behandelt worden. Neben den dort zitierten Feststellungen von Professor Schlesinger hat der neueste Stand des Maschinenwesens im Hüttenwerk durch ein ebenfalls von technischen Hochschulprofessoren herausgegebenes Werk: „Die Technik des zwanzigsten Jahrhundert" eine Erweiterung erfahren.[1]

Für den Schiffbau brauchen auch nur die letzten Literaturquellen angegeben zu werden: die Jahresversammlungen der „Schiffbautechnischen Gesellschaft" (Berichte erschienen im Verlag Mittler, Berlin) reflektieren hier den maschinentechnischen Fortschritt, und besonders Neumanns Untersuchungen über die deutsche Schiffbauindustrie[2] geben kurz zusammenfassend ein sehr instruktives Bild über den Stand der Maschinenwirtschaft im modernen Werftbetrieb. Die Gewerkschaftskämpfe auf diesem Gebiet und nicht zuletzt die Mitteilungen, die von dem literarischen Bureau der Hapag anläßlich der Fertigstellung des „Imperator" in die Tagespresse übergegangen sind, lassen keinen Zweifel darüber, daß solche Wunderwerke der Technik wie die heutigen Ozeanriesen nur in technisch hochentwickelten Produktionsstätten entstehen können. Von der Elektroindustrie gilt heute, im Zeichen der Monopolherrschaft Siemens-Schuckert und A. E.-G., was vor drei Jahren in der „Neuen Zeit" über Maschinenwirtschaft, Arbeitsteilung, Massenproduktion, Frauenarbeit gesagt worden ist.

Zusammenfassend also können wir feststellen: Die moderne Großindustrie strebt nach Verfeinerung der Produktion, gerade im letzten Jahrzehnt sind auch in Deutschland technisch und arbeitsorganisatorisch kunstvolle Gebilde entstanden. Aber zugleich wird die Verwendung des hochqualifizierten Maschinenarbeiters notwendig, der Gewerkschaftskampf mit dieser Arbeiterkategorie erhält dadurch seine besonderen Formen.

[1] Verlag Westermann, Braunschweig.

[2] 12. Band der Technisch-volkswirtschaftlichen Monographien von Sinzheimer.

„Mehr Würdigung der gewerkschaftlichen Arbeit" ist die Forderung, die Winnig in einem nachdenklich und ruhig geschriebenen Artikel im „Korrespondenzblatt" aufgestellt hat. (Jahrgang 1912, S. 185.)

Wir müssen uns aber auch von der Entwicklung zur modernen Industriewirtschaft eine Neuorientierung zu geben versuchen. Wir kommen um die Fragestellungen nicht herum: Welche Entwicklungsmöglichkeiten haben die Gewerkschaften im Machtbereich der modernen Großindustrie? Unter welchen Voraussetzungen werden die Gewerkschaften überhaupt noch fertig mit dem industriellen Unternehmertum?

Dazu wird auch gehören, daß wir uns über die Veränderung klar werden, die mit dem Fabrikbetrieb, mit der inneren Struktur der heutigen Unternehmung vor sich gegangen ist. Einige Probleme dieser Art sollten hier entwickelt werden. Freilich bin ich mir bewußt, keine fertigen Lösungen dafür in Bereitschaft zu haben. Ich halte es mit den Worten des Genossen Braun an dieser Stelle: „Es ist schon etwas erreicht, wenn man zeigt, wie schwer die Probleme sind, die uns gestellt werden."

Das württembergische Kapitalverbrechen.

Von **W. Keil.**

Mit einem erklecklichen Aufwand an journalistischer Finesse hat Genosse Kautsky es verstanden, mich den Lesern der „Neuen Zeit" vorzustellen als einen Menschen mit verschrobener Denkweise, der in wenigen Zeilen die gröbsten Widersprüche und Sinnlosigkeiten aneinanderreiht, ohne es zu merken. Seit wann ist Karl Kautsky zur erfolgreichen Vertretung seiner Anschauungen auf die Mittelchen angewiesen, die er in diesem Falle anwendet?

Der logische Hexenkessel, den ich angerührt haben soll, ist ein Produkt der Zauberkünste Kautskys. Kautsky selbst schält als „Kern" aus meinem Artikel die Frage heraus, „ob die Bestimmungen der Verfassung und Geschäftsordnung die Anwesenheit der Fraktion bei der Eröffnung des Landtags durch den König geboten". Wie kommt er dann aber dazu, mir für die Beteiligung der Fraktion den Grund zu unterstellen: „weil sie nicht gegen die Monarchie demonstrieren wollte!" Ich habe lediglich darauf hingewiesen, daß bei den ersten Fraktionsdebatten von den Befürwortern der Beteiligung — nicht von mir! — „ganz beiläufig der Gesichtspunkt gestreift" wurde, der württembergische König gebe nicht in besonderem Maße zu antimonarchischen Demonstrationen Anlaß. Daraus deduziert Kautsky: „Keil erklärt, die Fraktion ging zur Eröffnung, weil sie nicht gegen die Monarchie demonstrieren wollte." (!!)

Gegenüber der Auffassung, die in dem Fernbleiben von der Landtagseröffnung eine wirksame Demonstration gegen die Monarchie erblickt, werfe ich die Frage auf und lasse sie offen, ob es nicht eine wirksamere Demonstration darstellt, wenn man neben den anderen verfassungsmäßigen Faktoren der Gesetzgebung männlich im Hause der Volksvertreter erscheint, aber demonstrativ die Beteiligung an der monarchischen Huldigung ablehnt. Daraus macht Kautsky: „Die Fraktion ging zur Eröffnung, weil sie aufs wirksamste und mannhafteste gegen die Monarchie demonstrieren wollte."

Nebenerwägungen, über die ich nur der Vollständigkeit halber referiere, und Abwehrargumente, die den Kern der Sache nicht treffen, formt Kautsky so zurecht, wie er sie braucht, um mich als Konfusionsrat erscheinen zu lassen. So viel zu dieser Methode.

In Wahrheit kommen nur in dem dritten Grunde, den Kautsky in seiner Gegenüberstellung anführt, die von mir dargelegten Motive für die Haltung der Fraktion einigermaßen unentstellt zum Vorschein. Die Fraktion ging zur Eröffnung, weil mit ihrer Beteiligung keinerlei Demonstration verbunden ist, es sei denn die ausdrückliche Ablehnung des dekorativen Beiwerkes, und sie folgte damit den Geboten der Verfassung und Geschäftsordnung.

Es ist ein erheblicher Irrtum Kautskys, wenn er in dem Eröffnungsakt lediglich eine Huldigung vor der Monarchie erblickt. Der Eröffnungsakt ist in der Verfassung vorgeschrieben; durch ihn wird der Landtag in Betrieb gesetzt. Das höfische Brimborium, das lediglich auf Tradition beruht, ist entbehrlich; die Eröffnung ist notwendig und gibt zu keinerlei Beanstandung mehr Anlaß, wenn sie sich in schlichten bürgerlichen Formen vollzieht, wie wir das oft verlangt haben.

Die Frage nun, ob wir so lange, als die höfische Narretei beibehalten wird, uns ohne Nachteil für unsere parlamentarische Stellung von der Eröffnung fernhalten können, ist auch durch Kautsky nicht klar und nicht einwandfrei beantwortet worden. Übereinstimmung herrscht zwischen uns und, wovon ich mich überzeugt habe, in den Kreisen der namhaftesten parlamentarischen Führer der Partei in dem Punkte, daß man nicht wegen der Lappalie des Aufstehens bei einem Monarchenhoch parlamentarische Rechte und Positionen, die man einmal errungen, in Gefahr bringen soll. Gestritten wird noch darüber, ob im vorliegenden Falle von dem Fernbleiben eine solche Folge zu erwarten wäre. Läßt sich aus der Verfassung für eine große Fraktion die Pflicht der Beteiligung herleiten, so geben wir mit der Ablehnung dieser Pflicht den Gegnern die Waffe in die Hand, die sie mit einem Scheine von Recht zur Schädigung unserer Stellung ausnützen können. Kautsky sagt selbst, niemand werde die Anwesenheit der Sozialdemokraten bemängeln, und jede weitere Diskussion sei überflüssig, wenn nach den Bestimmungen der Verfassung die Anwesenheit geboten ist. Ob das der Fall sei, hänge davon ab, „wie *wir* das Wort ‚Zusammenkommen' im § 161 der Verfassung auslegen". Leider stimmt das nicht ganz. Nicht *wir* haben das Wort auszulegen, sondern der Landtag. In den Fällen, in denen die Frage praktisch wurde, ist die Auslegung nicht im Sinne Kautskys erfolgt, sondern es ist ausgesprochen worden, daß die Anwesenheit bei der Eröffnung erforderlich sei, und die Fraktion hat das als gegeben hingenommen. Daß eine solche Auslegung möglich ist, räumt auch Kautsky ein: „Man *kann* es wohl in dem Sinne auslegen wie die Fraktion, ... aber man *muß* es nicht so deuten."

Würde aber selbst eine Auslegung im Sinne Kautskys durchgesetzt, für die ich ohne weiteres zu haben wäre, so bliebe immer noch die auch von Kautsky anerkannte Notwendigkeit, die Beschlußfähigkeit der an die Eröffnung sich anschließenden ersten Sitzung der Zweiten Kammer zu sichern. Kautsky meint nun, das sei auf dem Wege möglich, daß die der Eröffnung fern bleibenden Abgeordneten zur ersten Sitzung erscheinen. Der Fall ist

meines Wissens noch nicht vorgekommen, daß ein Abgeordneter, der nicht bei der Eröffnung anwesend war, an der ersten Sitzung teilgenommen hätte. Das kommt daher, daß die Vereidigung der neugewählten und die Verweisung der wiedergewählten Abgeordneten auf den früher geleisteten Eid jeweils bei Beginn des Eröffnungsaktes stattfindet und angenommen wurde, daß diese Formalität Rechtsgültigkeit nur für die anwesenden Abgeordneten habe. Da nun aber im Laufe dieser Auseinandersetzungen der fortschrittliche Stuttgarter „Beobachter" es entgegen der bisherigen Praxis für zulässig erklärt hat, daß bei der Eidesverweisung abwesende Abgeordnete bei Beginn der sofort folgenden Sitzung eintreten, ohne besonders auf ihren Eid verwiesen zu werden, wird es sich empfehlen, bei der nächsten Gelegenheit von dieser Möglichkeit Gebrauch zu machen, aber auch mit der Vereidigung neu eintretender Mitglieder, die dem Eröffnungsakt nicht beiwohnen wollen, nicht zu warten bis zum folgenden Tage, sondern sie sofort bei Beginn der auf die Eröffnung folgenden Sitzung vornehmen zu lassen. Bei der Entscheidung über die Einführung einer solchen veränderten Praxis wird es sich dann auch zeigen, ob die fortschrittliche Presse auf diesen Ausweg nur hingewiesen hat, um unsere Meinungsdifferenzen zu schüren, oder ob die fortschrittlichen Abgeordneten hinter ihr stehen.

Mache ich so dem Genossen Kautsky die Freude, daß ich die volle Bereitwilligkeit zur versuchsweisen Beschreitung der von ihm angedeuteten Wege erkläre, so überzeugt er sich hoffentlich auch, daß nicht Lust am Zank und Streit die Triebfeder des Handelns der Fraktion war. Wenn der Gegensatz der Partei in Württemberg neue Nahrung erhielt, so liegt hierfür die Schuld nicht bei der Fraktion, sondern bei jenen Genossen, die glaubten, eine günstige Gelegenheit zur Aufführung des schwersten Geschützes gegen ihnen mißliebige Abgeordnete gefunden zu haben. Wer die Beteiligung der Fraktion an der Landtagseröffnung beanstanden wollte, konnte es bereits 1907 tun. Wenn aber eine während sechs Jahren gebilligte Handlung zur Zeit des Parteistreits zu einem Kapitalverbrechen aufgebauscht wird, so ist es nicht schwer, die Motive eines solchen Treibens zu erkennen. Nicht der Wunsch nach einer sachlichen Aussprache erfüllt die Parteierörterungen, wie sie seit einigen Jahren in Württemberg dauernd an der Tagesordnung sind, sondern der Versuch, unbequeme Genossen bei jeder Gelegenheit zu demütigen und in der öffentlichen Achtung herabzusetzen. Darum werden auch ganz dieselben Dinge, wenn sie sich in Württemberg ereignen, mit ganz anderem Maßstab gemessen, als wenn sie in anderen Teilen des Reiches vorkommen. Diese Tatsache wird wieder dadurch bestätigt, daß Kautsky auf die zahlreichen analogen Fälle aus anderen Bundesstaaten mit keinem Wort eingegangen ist. Aber nicht dadurch fördert man den Frieden in Württemberg, daß man den einen Teil der Genossen unter eine Art Ausnahmerecht stellt, sondern dadurch, daß man beiden Teilen die Annäherung erleichtert.[1]

[1] So viel sich auch gegen Keils Darstellung noch sagen ließe, ich glaube, meinen Lesern und mir die Mühe sparen zu dürfen, das Gewebe seiner „Mittelchen" zu entwirren angesichts dessen, daß er „die volle Bereitwilligkeit zur versuchsweisen Beschreitung der von Kautsky angedeuteten Wege" ausspricht. Diese Erklärung ist freudig zu begrüßen. Doch wird die Genugtuung darüber einigermaßen gedämpft dadurch, daß Genosse Keil es am Schlusse für notwendig hält, abermals

Notizen.

Über die Lage der Textilarbeiter in Englisch-Indien berichtet der Sekretär des internationalen Textilarbeiterverbandes, T. Shaw, zum Teil auf Grund von Informationen durch den in Indien bekannten hinduistischen Reformer Talcherkar, zum Teil auf Grund der Berichte einer im Jahre 1908 zur Untersuchung der Fabrikarbeit eingesetzten Regierungskommission.

Nach dem in Indien geltenden Gesetz dürfen Kinder zwischen 9 und 14 Jahren nur den halben Tag beschäftigt werden. Tatsächlich aber sind in der Jutespinnerei in Kalkutta 30 bis 40 Prozent der Halbzeitler weniger als 9 Jahre alt, und 25 Prozent der Kinder, die den ganzen Tag arbeiten, zählen weniger als 14 Jahre. In Bombay ist es sogar die allgemeine Regel, daß Kinder unter 14 Jahren den ganzen Tag arbeiten.

In Baumwollfabriken sind in Indien insgesamt etwa 200 000 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt. Die Arbeitszeit beträgt im Winter etwa 12½, im Sommer 14 Stunden (in Indien!). Die gesetzlichen Bestimmungen über Mittags- und Sonntagsruhe sind meist unbekannt und werden nicht befolgt.

Die Arbeitslöhne betragen bei erwachsenen Arbeiterinnen zwischen 10 und 20 Mark, bei Arbeitern zwischen 15 und 33 Mark monatlich. Kinder erhalten 5 bis 10 Mark monatlich. Die Löhne werden aber nicht wöchentlich, sondern offiziell monatlich bezahlt, doch ist es Brauch, daß die Auszahlung erst 14 Tage später erfolgt; dies hat nicht nur eine größere Abhängigkeit der Arbeiter von den Unternehmern und von den wucherischen Lebensmittelhändlern zur Folge, bei denen sie auf Kredit kaufen müssen, dieses System erleichtert den Arbeitern gegenüber, die des Lesens und Schreibens unkundig sind, jede Art von Betrug. Dazu kommt aber noch, daß nach indischem Gesetz die Arbeiter im Falle des Bankrotts oder der sonstigen Auflösung des Unternehmens nur berechtigt sind, den Lohn für die letzten vier Wochen zu fordern. Da ihnen aber meist der Lohn für sechs Wochen zurückbehalten wird, verlieren sie häufig den Lohn von zwei Wochen ganz.

Die Fabrikinspektoren geben zu, daß ihnen zahlreiche Mißbräuche und Gesetzesverletzungen bekannt sind, die sie aber doch nicht abstellen. Die Zahl der eigentlichen Fabrikinspektoren ist vor allem viel zu gering. Die meisten Inspektoren üben ihre Funktion nur im Nebenamt aus. Es sind Steuer- und Zollbeamte, die für die schwierigen Aufgaben des Fabrikinspektors weder die Zeit noch die Eignung besitzen. Das erste Erfordernis einer Reform wäre die Einstellung zahlreicher praktisch erfahrener und gebildeter Hindus als Fabrikinspektoren, die unter der Leitung einiger fachtechnisch ausgebildeter europäischer Inspektoren ganz anders arbeiten würden, als die weißen Zoll- und Steuerbeamten es heute tun, die vom Fabrikwesen ebensowenig verstehen wie von den Arbeiterverhältnissen.

Nach den Angaben eines Fabrikbeamten in Madras entspricht die Arbeitsleistung von 2622 Hindus in einer Baumwollspinnerei in Madras bei einer wöchentlichen Arbeitszeit von 67½ Stunden dem Produkt von 982 Arbeitern in einer Fabrik in Lancashire bei einer Arbeitszeit von 54½ Stunden wöchentlich. Der englische Arbeiter leistet also 2,62mal so viel wie der indische, sein Lohn beträgt aber das Vierfache.

Der Wechsel der Arbeiter in den indischen Fabriken ist sehr rasch. Fortwährend strömen Arbeiter vom Lande nach den Industriezentren, um nach kurzer Zeit, im Durchschnitt schon nach 18 Monaten, durch die lange Arbeitszeit in den heißen und staubigen Fabrikräumen erschöpft und aufgebraucht, wieder nach dem Dorfe zurückwandern zu müssen. G. E.

---

die Motive der Kritiker der Fraktion zu verdächtigen. Das paßt schlecht zu seinem Wunsche nach Herstellung des Parteifriedens. Solange ein Teil unserer Württemberger Genossen fortfährt, in derartiger Weise zu polemisieren, dürfen wir leider auf eine Milderung der inneren Parteigegensätze in Württemberg nicht rechnen. K. Kautsky.

Zeitschriftenschau.

In der „Revue Bleue" vom 1. Februar 1913 veröffentlicht Paul Flat anläßlich eines neuen, von der patriotischen Presse vielbelobten Buches: „Les Jeunes Gens d'aujourdhui" (Die jungen Leute von heute) von Agathon einen Artikel über „**Die junge Generation**", der für die Ideenentwicklung in der französischen Bourgeoisie sehr bezeichnend ist und auch zum Verständnis der jüngsten Geschichte der radikalen sozialen Parteien und Gruppen — besonders des Absterbens des politischen sozialistischen Reformismus und des Anarchismus andererseits — beitragen kann. Der Verfasser knüpft an den „Coup von Agadir" an, der eine lange verloren geglaubte „moralische Einheit" Frankreichs geoffenbart habe. Vor allem sei es die Jugend gewesen, die im Ernstfall mit „Elan" zu den Waffen gegriffen hätte. Dieser Augenblick habe den Unterschied zwischen den Zwanzigjährigen von heute und ihren Altersgenossen aus dem heute in die Vollreife eingetretenen Geschlecht gezeigt. Die im Kriegsjahr von 1870 und in den folgenden Jahren geborene Generation habe seltsamerweise nicht den Stempel dieses tragischen Ereignisses aufgewiesen. Soweit sie eine intensive literarische Bildung empfangen hatte, legte sie eine Art düsteren Pessimismus an den Tag, der sie in ein Traumleben bannte und zur Aktion unfähig machte. Die „Fleurs du Mal" Beaudelaires, die „Madame Bovary" Flauberts, der „Thomas Graindorge" Taines, „Une Vie" von Maupassant, „A rebours" von Huysmans drücken diese Lebensmüdigkeit aus, der die ästhetische Theorie des „L'art pour l'art" (der „reinen Kunst") entspricht. In Anatole France — dem France um 1900 herum — scheinen diese Doktrinen noch verstärkt. Damals schreibt Remy de Gourmont im Organ der jungen Literatur, dem „Mercure de France": „Ich für meine Person möchte für diese vergessenen Länder Elsaß und Lothringen weder den kleinen Finger meiner rechten Hand geben — er dient mir dazu, diese Hand zu stützen, wenn ich schreibe —, noch den kleinen Finger meiner Linken, den ich brauche, um die Asche von meiner Zigarre abzustreifen." Oder: „Der Tag wird vielleicht kommen, wo man uns an die Grenze schicken wird. Wir werden ohne Begeisterung dahin gehen. Es wird an uns die Reihe sein, sich töten zu lassen — was uns ein wahres Mißvergnügen bereiten wird. Fürs Vaterland sterben! Wir singen andere Lieder. Wir pflegen eine andere Gattung von Poesie. Um es mit einem Wort zu sagen — nun, wir sind keine Patrioten." — Dies sind, wenn auch übertreibende, Zeugnisse eines Seelenzustandes, der der intellektuellen Auslese der französischen Jugend in den schwersten Wirren des Dreyfushandels gemein war. In Frankreich haben diese äußersten Zuspitzungen der öffentlichen Meinung keine lange Dauer und bereiten seltsame Umschläge vor. Barrès, der Ästhet des „Du Sang" (Blut!), wurde der Theoretiker der „Deracinés" (der „Entwurzelten", des ersten Tendenzromans des Traditionalismus), unter dem wohltätigen Einfluß der Realitäten der Politik: „Zwischen der Jugend von 1913 und der unseren ist kein Graben, sondern ein Abgrund. Ich frage mich wahrhaftig, ob wir zur selben Rasse gehören. Unsere ästhetischen Diskussionen sind für sie nichtssagende Worte, die geistigen Stellungen der Henri de Regnier und Gourmont von 1900 erscheinen als ein fossiles Gebilde, als eine reine Narretei in den Augen einer Jugend, die inmitten des Widererstarkens des physischen Lebens und eines wahren Sportkultes aufwuchs. Sie kehren sich von der Ideologie — im Sinne Bonapartes — ab, um ihr ganzes Streben auf das tätige Leben und die unmittelbare Wirklichkeit zu übertragen. Sie sind Pragmatisten, nicht aus Theorie — denn sie sind wenig auf dem Laufenden über die Doktrinen —, sondern aus einer spontanen Neigung, es zu sein." Die Gebildetsten sind leidenschaftliche Anhänger Boutroux' und Bergsons, deren Lehren dem neuen Geiste den Odem geben, der ihn befähigt, seine Richtung zu finden. Vor allem suchen sie am politischen Leben teilzunehmen, weniger aus Ehrgeiz als aus dem Bewußtsein des Irrtums, worin ihre Vorgänger glitten, als sie ihre Macht der Bande der Demagogen und der Politiker überant-

worteten, die Frankreich einen Finger breit vom Abgrund brachten. „Wir waren eine falsche Aristokratie von literarischen Mandarinen und müssen heute unser mea culpa sagen. Wir tun es um so lieber, als die jungen Leute uns den wahren Weg zeigen. Wenn die Doktrinen von Charles Maurras und die Bewegung der ‚Action Française' (des jungroyalistischen Kampforgans. Maurras, sein Hauptredakteur, gehört zu den geistvollsten französischen Publizisten) nur das eine Ergebnis gehabt haben, die junge Generation für die politischen Fragen zu interessieren und zu bewegen, ihren Teil an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten nicht preiszugeben, müßte man diese Bewegung als für die Wiedererhebung des Landes wirksam bezeichnen." Der französische Geist ist genügend klar und seiner selbst sicher, um die Sophismen Maurras' zu erkennen. Darum wird dieser und die „Action Française" zu guter Letzt für eine Sache gekämpft haben, die von der ihren weit entfernt ist. Sie werden dazu beitragen, ein von ihnen gehaßtes Regime zu kräftigen — einzig dadurch, daß sie die Richtungen zeigen, wo sich der Geist der Jugend zu betätigen Interesse fände. Schon die gewonnenen Resultate sind ermutigend. Der anarchistische Dilettantismus eines Anatole France hat keine Aussicht mehr darauf, Gehör zu finden. — Was Flat wünscht, aber nicht klar ausspricht, ist, daß die studierte Bourgeoisjugend Frankreichs sich nicht für soziale Reformideen begeistern, sondern eine positive, durch den Sportkult zur nötigen Brutalität aufgezüchtete imperialistische Klassenpolitik betreiben soll. Es scheint in der Tat, daß sich diese Entwicklung auch in Frankreich vollzieht.

Im Februarheft der „Grande Revue" schreibt Paul Louis über den **„gegenwärtigen Stand der sozialistischen Partei"**: Seit zwei Jahren hat sich die parlamentarische Aktion des Sozialismus ganz auf die Verhältniswahl konzentriert. Auch wenn man von allen Streitpunkten absieht, die sich aus dieser Reform ergeben können, und zugibt, daß eine Wahlreform in eine durch wirtschaftliche Ungleichheiten beherrschte Welt mehr Gerechtigkeit und mehr Klarheit bringen könne, so hat man doch das Recht, zu fragen, ob sie alle übrigen Erwägungen beiseiteschieben darf. Unter den in den Gewerkschaften vereinigten Proletariern, die vielleicht zur Partei gekommen wären, verstehen viele nicht, warum diese ihre Opposition verlangsamt, ihre Initiative eingeschränkt und oft antisozialistischen Ministerien einer Maßregel zuliebe, die an der sozialen Struktur nichts ändert und in das kapitalistische System schließlich keine Bresche schlägt, ihre Stimme gegeben hat. Nicht daß sie etwa dem Proporz feindlich wären. Die meisten sind gleichgültig, die einen, weil sie nicht oder nicht mehr an den Parlamentarismus glauben, die anderen, weil sie nach substantielleren Wirklichkeiten streben. Es ist offenbar, daß viele mehr oder minder begründeten Vorwürfe hinfällig geworden wären, wenn die Partei dieselbe Aktivität bei der Altersversicherung zugunsten der Abschaffung der Arbeiterbeiträge gemäß den Beschlüssen der Arbeiterkonföderation an den Tag gelegt hätte. Was dem französischen Sozialismus seit zwei Jahren fehlt, ist eine entschiedene, den Schwankungen der Politik wie den Umtrieben einzelner Personen enthobene Richtung. Ebenso eine genügende Festigkeit in den großen Debatten der inneren und äußeren Politik. Die Wahlen von 1910 haben der sozialistischen Partei einen unerwarteten Erfolg gebracht, aber die Partei ist nicht der Zahl ihrer Wähler und ihrer Erwählten entsprechend vorwärtsgeschritten. Die Ursachen ihrer Stagnation sind sehr deutlich. Einige sind von Dauer und hängen nicht mit ihrem Verhalten zusammen, sind aber dennoch nicht unbesiegbar. Andere sind vorübergehend und stammen aus der Politik, die sie befolgt hat. Sie können durch eine einfache Kundgebung ihres Willens überwunden werden. Eine sozialistische Partei kann ihre Bestände und ihre Aktion nicht entwickeln, solange sie in Zwietracht mit den Gewerkschaftsorganisationen bleibt, die in denselben Schichten operieren. Ihre Lebenskraft selbst wäre bedroht, wenn diese Uneinigkeit dauernd würde und nie eine parallele Arbeit zustande käme.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Die Neue Zeit

1. Band Nr. 23 Ausgegeben am 7. März 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Karl Marx' Vermächtnis.

Von **Gustav Eckstein.**

Als vor nunmehr dreißig Jahren der Tod den Mann fällte, dessen Geistesarbeit das internationale Proletariat mehr verdankt als der jedes anderen, da schien zum mindesten sein organisatorisches Werk zerbrochen, vereitelt. Sein gewaltiger Versuch, die Proletarier aller Länder in einer umfassenden Organisation, in der „Internationalen Arbeiterassoziation" zu vereinigen, schien mißlungen. Die politischen Erschütterungen, die in den sechziger Jahren das ganze Bild Europas veränderten, die wütenden Verfolgungen, denen die Mitglieder der „Internationale" nach dem Sturze der Kommune überall ausgesetzt waren, hatten zusammen mit den durch die anarchistische Propaganda hervorgerufenen inneren Zwistigkeiten die Assoziation gesprengt. Hatte sich Marx' Geist schon innerhalb dieser Organisation nur schwer und langsam und in stetigem Kampfe mit kleinbürgerlicher und anarchistischer Utopisterei und lahmem Reformismus durchsetzen können, so schien nun sein Einfluß noch verringert, die von ihm geforderte und immer wieder versuchte selbständige Politik einer klassenbewußten Arbeiterschaft weiter als je von ihrer Verwirklichung entfernt.

In Deutschland hatte der Beginn jener Ära der Verfolgungen, die schließlich im Sozialistengesetz gipfelte, die feindlichen Fraktionen der Lassalleaner und Eisenacher zu einer Einigung, die doch beide Teile nicht voll befriedigte, und zur Annahme eines Einigungsprogramms getrieben, das Marx in einem Briefe an die führenden Genossen der Eisenacher in heftigen Ausdrücken verworfen hatte. In Österreich waren es im Anfang der achtziger Jahre die Anarchisten unter Mosts Führung, die die Ansätze zu einer selbständigen politischen Partei der Arbeiter zerstörten. In Frankreich, wo die Niederlage der Kommunekämpfer für Jahre jedes politische Leben des Proletariats unmöglich gemacht hatte, spaltete sich sofort die eben erst ins Leben getretene und noch sehr schwache Partei, und in England folgte dem augenblicklichen politischen Erwachen des Proletariats in den sechziger Jahren wieder bleierne Stille. Und während die politischen Organisationen

der Arbeiter so überall daniederlagen, hatten sich anarchistische, reformistische und genossenschaftliche Illusionen ihrer Köpfe bemächtigt.

Aber der Marxismus war nicht tot. Er ist die Lebensphilosophie des industriellen Proletariats, und wo dieses emporkommt, da muß auch er Boden fassen. Marx hatte dem Proletariat als kostbarstes Vermächtnis den ersten Band des „Kapital" hinterlassen, und dieses Buch wurde die fast unversiegbare Quelle nicht nur der Belehrung, sondern vor allem der Selbstverständigung des internationalen-Proletariats. Hier hatte Marx gezeigt, welche Rolle der Arbeiter im Produktionsprozeß spielt, in wie unauslöschlichem Gegensatz seine Interessen zu denen seiner Ausbeuter stehen, zugleich aber auch, daß das kapitalistische Wirtschaftssystem den Todeskeim schon in sich trägt, daß es selbst die Arbeiter vereinigt und organisiert zum Kampfe gegen ihre Ausbeuter und zugleich für das Proletariat die Möglichkeit schafft, nicht nur den Sieg zu erringen, sondern auch ihn festzuhalten und auszunützen und auf den Trümmern der kapitalistischen Welt das Reich des sozialen Friedens zu errichten.

Unzählbar sind die Arbeiterscharen, die im Laufe der dreißig Jahre, die seit Marx' Tode verflossen, sich für diese Gedanken begeistern lernten, denen sie zur untrüglichen Richtschnur ihres politischen und gewerkschaftlichen Handelns wurden, die Trotz gegen ihre Unterdrücker und Trost im Unglück aus ihnen schöpften. In zahllosen Broschüren und Artikeln wurden diese Gedanken popularisiert, an den Ereignissen des Tages erläutert, bewiesen und den Arbeitern, die sie bis dahin nur dunkel, instinktiv gefühlt hatten, zur klaren Erkenntnis gebracht; und auch heute noch sind diese Grundsätze und Aussichten für unsere Politik richtunggebend.

Und doch, wie haben sich die Verhältnisse nicht nur des Proletariats, sondern der ganzen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Welt in diesen dreißig Jahren geändert! Heute hat jedes kapitalistisch entwickelte Land seine starke Arbeiterpartei aufzuweisen, die auch auf seine ganze Politik starken Einfluß ausübt, und in all diesen Parteien lebt Marx' Geist, wenn er auch nicht in allen gleich klar und scharf zum Ausdruck gelangt.

Aber nicht nur ist die Macht der proletarischen Parteien gewaltig gewachsen. Gerade durch diesen Machtzuwachs haben auch ihre Aufgaben eine tiefgehende Wandlung und Erweiterung erfahren. War es zuerst ihre ausschließliche Aufgabe, im Proletariat das schlummernde Klassenbewußtsein wachzurufen, es zum Kampfe gegen die Ausbeuter und ihren Staat zu organisieren, so ist zu diesen Aufgaben, die ja auch heute noch ihre weitaus wichtigsten sind, eine Reihe neuer Pflichten ergänzend hinzugetreten. Heute bilden die Vertreter des klassenbewußten Proletariats starke Fraktionen in den Parlamenten der Staaten und Länder und in den Vertretungen der Gemeinden, und zugleich sind die gewerkschaftlichen Organisationen so erstarkt, daß sie als kriegführende Macht gleichberechtigt den Unternehmerverbänden entgegentreten. Hier gilt es nicht mehr bloß, den Klassenstandpunkt des Proletariats prinzipiell zu vertreten und propagandistisch zu betonen, hier heißt es, ihn in die Tat umzusetzen, ihn im Kleinkampf der Alltagsinteressen, in der Beratung und Beschlußfassung über Gesetzesvorlagen, über Verwaltungsmaßnahmen zu bewähren. Hier werden wir viel mehr als früher mitten hineingerissen in den Strudel des kapitalistischen Wirtschaftssystems. Die Handelspolitik zwingt uns, zu einer Unzahl schwieriger

Detailfragen Stellung zu nehmen, die ohne genaue Kenntnis und Verständnis der Rolle des Handelskapitals, der Wirkung der Zölle, der Monopole usw. innerhalb der heutigen Wirtschaft nicht zu lösen sind. Die Stellungnahme zu Fragen der Steuerpolitik macht es zum Beispiel notwendig, die Gesetze der Grundrente zu erforschen; denn auf dieser Grundlage allein ist es möglich, die Abwälzbarkeit von Grund- oder Gebäudesteuern zu beurteilen. Die Frage der militärischen Rüstungen nötigt uns nicht nur, unsere prinzipiellen Forderungen nach Einführung der Miliz und nach internationaler Rüstungsbeschränkung zu vertreten, sondern auch die Frage eingehender als bisher zu studieren, wie die militärischen Ausgaben auf die Volkswirtschaft, auf Produktion, Konsum und Akkumulation der Gesellschaft einwirken. Solange die Zahl unserer Stimmen in den Vertretungskörpern gering war, handelte es sich für unsere Delegierten meist nur um die Darlegung und Verfechtung unseres prinzipiellen Standpunktes. Sobald aber von unseren Stimmen nicht nur Annahme oder Ablehnung der Gesetze im ganzen abhängen, sondern das Gewicht dieser Stimmen oft auch über die Gestaltung der Detailbestimmungen im einzelnen entscheidet, ist unsere Fraktion mehr als früher dazu genötigt, auch diesen Detailfragen ihre eingehendste Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Aber nicht nur der Politiker, auch der Gewerkschafter steht heute vor ungleich komplizierteren und schwierigeren Fragen als einst. Heute wird von beiden Seiten mit zähester Energie und Ausdauer um jeden Fußbreit Bodens gerungen, jeder der beiden Gegner muß die Hilfsmittel, die Waffen, die Hoffnungen und Befürchtungen des anderen Teiles aufs genaueste zu erforschen suchen, um seine Taktik danach einzurichten. Die scharfe Betonung des Klassenkampfstandpunktes genügt da durchaus nicht mehr. Gewiß dürfen die Gewerkschaften bei ihren Kämpfen und Vertragsabschlüssen nie aus dem Auge verlieren, daß die Proletarier den Kapitalisten gegenüber solidarisch sein müssen, daß jede Politik kurzsichtig und daher verderblich ist, die augenblicklichen Vorteilen zuliebe die großen Ziele aufgibt und sich mit den Kapitalisten auf Kosten anderer Arbeiterschichten verträgt. Aber um zu beurteilen, wie der Kampf nach diesen Richtlinien am wirksamsten zu führen ist, dazu ist noch anderes notwendig als die Einsicht in die Klassengegensätze; hier gilt es, die Konjunktur zu überblicken, die Wirkung bevorstehender Änderungen in der Zollgesetzgebung, in der Kolonialpolitik, in den militärischen Rüstungen abzuschätzen, zugleich aber auch die materiellen Kräfte des Gegners zu beurteilen, die Zusammenhänge mit anderen Industrien, besonders aber auch mit den Banken und anderen Kreditinstituten in Betracht zu ziehen.

So erfordert der Kampf in Politik und Gewerkschaft heute ein gewaltiges Maß von ökonomischen Fachkenntnissen. Sie zu vermitteln, liegt eine umfassende bürgerliche Literatur bereit, die natürlich auch vom sozialdemokratischen Politiker und Gewerkschafter benützt und zu Rate gezogen werden muß und stets auch gezogen worden ist. Findet er doch häufig nur dort die Daten gesammelt, die er zur Beurteilung der Situation braucht.

Aber die einzelnen Tatsachen unseres so komplizierten Wirtschaftslebens bleiben für den stumm und unnütz, der ihren inneren Zusammenhang nicht begreift, und in dieser Hinsicht können uns die bürgerlichen Autoren wenig bieten. So umfassend und gründlich auch manchmal ihre Detailunter-

suchungen sind, die Voraussetzungen, von denen sie ausgehen, die Ziele, die sie im Auge haben, sind weit von unseren Anschauungen entfernt. So entstand manchmal ein gewisser Widerspruch zwischen dem allgemeinen grundsätzlichen Standpunkt, den unsere Vertreter in den öffentlichen Körperschaften vertraten, und der Stellung, die sie zu Einzelfragen des Tageskampfes einnahmen, und die Fehler, die auf diese Weise begangen wurden, schienen denen recht zu geben, die jedes Eingehen der Sozialdemokratie auf die praktischen Alltagsfragen der kapitalistischen Wirtschaft für verfehlt, für einen Abfall vom prinzipiellen Standpunkt der Todfeindschaft gegen den Kapitalismus hielten oder doch jedem solchen Versuch ein unbezwingliches Mißtrauen entgegenbrachten. Innerhalb gewisser Grenzen boten allerdings auch die Lehren der bürgerlichen Demokratie und ihrer wissenschaftlichen Vertreter recht brauchbare Richtlinien; aber je mehr sich der Kapitalismus entfaltete und seine Erscheinungen komplizierter wurden, desto deutlicher trat die Unzulänglichkeit der theoretischen Voraussetzungen jener Doktrinen auch für die praktische Detailarbeit hervor, während zugleich die bürgerlichen Gelehrten immer seltener wurden, die sich von demokratischen Gesichtspunkten leiten ließen, die bei ihren Untersuchungen nicht geradezu bestrebt waren, die Interessen bestimmter ausbeutender Klassen oder Schichten zu fördern. Auf der anderen Seite aber werden wir immer mehr genötigt, zu den praktischen Fragen im einzelnen Stellung zu nehmen, und wir können das nur mit Sicherheit, wenn wir auch in jedem einzelnen Falle uns bewußt sind, unsere Entscheidung auf unsere allgemeinen Prinzipien stützen zu können, wenn wir auch diese Fragen vom marxistischen Standpunkt zu betrachten gelernt haben, der sich uns in den prinzipiellen Grundfragen der Politik stets so fruchtbar gezeigt hat.

Müßten wir selbst alle Verbindungslinien zwischen den Grundsätzen des Marxismus und seinen praktischen Anwendungen ziehen, alle Verknüpfungen aufsuchen, die unsere prinzipiellen Auffassungen mit den Erscheinungen des kapitalistischen Alltags verbinden, die Arbeit wäre eine ungeheure, und es ist fraglich, ob sie einwandfrei gelingen würde. Aber aus Marx' Nachlaß hat Engels noch die beiden anderen Bände des „Kapital" geschöpft. Trat deren Bedeutung für den proletarischen Klassenkampf bisher zurück, weil unsere ganze politische und gewerkschaftliche Arbeit fast ausschließlich der Erweckung und Organisierung der proletarischen Massen dienen mußte und wir uns in den Detailfragen vielfach an die Ergebnisse bürgerlicher Wissenschaft glaubten halten zu können, so gewinnen sie um so mehr auch den höchsten praktischen Wert für unsere gesamte Tätigkeit, je mehr wir genötigt und befähigt sind, in das Getriebe der kapitalistischen Wirtschaft auch selbst schon mit starker Hand einzugreifen.

Wir müssen es uns eingestehen, daß wir in dieser Hinsicht unseren Verpflichtungen bisher nicht in vollem Maße nachgekommen sind. Fortwährend noch müssen wir neue und erfreulicherweise immer breitere Schichten des Proletariats, die erst aus dunklem, instinktivem Drange zu uns gestoßen sind, über das Wesen unserer Politik aufklären, und zugleich müssen wir leider noch immer fortwährend unseren prinzipiellen Standpunkt nicht nur Anfeindungen von außen gegenüber, sondern auch gegen Mißverständnisse im eigenen Lager, gegen Illusionen und Verzagtheiten verteidigen. Dadurch sind wir zum Teil verhindert worden, Marx' Vermächtnis im vollen Um-

fang uns zu eigen zu machen. Der zweite und dritte Band des „Kapital" mit ihrer ungeheuren Fülle von Gedanken, die denen des ersten Bandes mindestens ebenbürtig sind und eine notwendige Ergänzung zu jenen bilden, gelten vielfach noch als eine Art Geheimwissenschaft, die nur wenigen zugänglich ist. Eine wirklich populäre und dabei gründliche Darstellung dieser so wichtigen Gedankengänge fehlt uns bis heute fast vollständig. Freilich haben verschiedene Werke sozialistischer Autoren nicht nur reiche Anregung aus diesen beiden Bänden erfahren, sondern auch auf ihnen weitergebaut, so vor allem Hilferdings „Finanzkapital", aber auch diese Schriften haben noch lange nicht jene Verbreitung in unseren Kreisen und jene Bedeutung für unsere Aktion erlangt, die ihnen zukäme.

Auf dem ganzen Erdenrund, überall, wo klassenbewußte Proletarier sich zusammengeschlossen, wird in diesen Tagen die dreißigste Wiederkehr des Todestags des größten Denkers und Kämpfers gefeiert, den das Proletariat besitzt. Aber wenn wir uns als seine Erben fühlen und uns seines Vermächtnisses würdig zeigen wollen, dann müssen wir von der ganzen Rüstkammer Besitz ergreifen, die er uns hinterließ, wir müssen alle Waffen schärfen und schwingen lernen, um den Kampf siegreich zu Ende zu führen, in dem unser edelster, unser mächtigster Vorkämpfer sein bestes Herzblut ließ. Und wir dürfen uns vor den Schwierigkeiten nicht scheuen, die uns bei der Erfassung und Ausnutzung dieser oft zunächst schwierigen Gedankengänge begegnen. Auch hier ist es die Praxis, die uns helfen muß. Wieso sind die Grundzüge des Marxismus Hunderttausenden von ungebildeten Proletariern in Fleisch und Blut übergegangen, während sie den meisten bürgerlichen Gelehrten unverständlich geblieben sind? Weil der Proletarier den Klassenkampf, dessen theoretischer Ausdruck der Marxismus ist, täglich lebt, weil er in diesen theoretischen Sätzen nur das klar ausgedrückt sieht, was als dunkles Gefühl sein Herz bedrückt. Für ihn haben diese Grundgedanken des Marxismus nichts Geheimnisvolles, nichts Mystisches.

Und so ist es auch die Praxis der Kämpfe, in die wir immer mehr verwickelt werden, je mehr unsere Macht in Staat und Gemeinde, in Gewerkschaft und Genossenschaft wächst, die uns das Verständnis auch der kompliziertesten ökonomischen Probleme aufzwingt, zu deren Erkenntnis Marx in den beiden letzten Bänden seines Lebenswerkes den Schlüssel geboten hat. Wir können Marx' Andenken nicht besser feiern, als indem wir uns mit aller Kraft auch in diese Kämpfe stürzen und uns dabei der Waffen bedienen, die er uns geschmiedet, und in deren Handhabung wir uns nur zu üben brauchen, um sie zu beherrschen.

Marx über Proudhon.

Vorbemerkung des Herausgebers.

In meinem Aufsatz über „Marx und seine russischen Bekannten in den vierziger Jahren" erwähne ich einen französischen Brief, den Marx an Annenkoff aus Anlaß des bekannten Buches Proudhons „System der ökonomischen Widersprüche" schrieb, und der bei Annenkoff nur teilweise und in einer nicht einwandfreien russischen Übersetzung wiedergegeben ist. Jetzt liegt uns dieser Brief im französisch geschriebenen Original vor. Er ist in

der großen Korrespondenz des M. M. Stassulewitsch, Historikers und Herausgebers des „Europäischen Boten", wo Annenkoffs Erinnerungen zuerst erschienen sind, gefunden worden.[1] Annenkoff schickte Stassulewitsch diesen Brief noch im Jahre 1878 als einen interessanten Beitrag zu den Artikeln, die der bekannte russische Schriftsteller und Belletrist P. Boborykin im „Europäischen Boten" veröffentlichte.

Der Brief, den Marx gleich nach dem ersten Lesen der Proudhonschen Schrift verfaßt hat, gibt in scharfen und prägnanten, mit einer eisernen Logik aneinander gegliederten Sätzen eine ebenso tiefe wie glänzende Kritik aller Widersprüche des kleinbürgerlichen Sozialismus. Noch im Mai desselben Jahres hatte Marx gehofft, daß eine gemeinsame Aktion mit Proudhon für ihn noch möglich sei, ihm selbst war es damals noch nicht ganz klar gewesen, wie weit ihre Wege auseinander gingen. Und man sieht deutlich, daß dieser Brief für Marx noch eine Arbeit der Selbstverständigung ist, daß er mit ihm die neue Scheidung, die ebenso notwendig geworden war wie die ihr nur einige Monate vorausgegangene Scheidung von Weitling und den „wahren Sozialisten", schon vollzog, ohne sie noch ganz durchgelebt und überwunden zu haben.

Eben deshalb bildet dieser Brief nicht nur, wie es auf den ersten Blick erscheint, einen bloßen Entwurf des Buches, das einige Monate später erschien, das „Elend der Philosophie", und in dem der ganze Gedankeninhalt des Briefes viel ausführlicher entwickelt ist.[2] Der Brief behält einen selbständigen Wert, weil Marx die ganze Wucht seiner wissenschaftlichen Dialektik auf die scharfe Herausarbeitung und Formulierung der Differenzpunkte zwischen seiner und Proudhons Weltanschauung konzentriert, ohne sich in Details zu verlieren. Das Gebiet der reinen ökonomischen Theorie wird in dem Briefe von Marx nur gestreift, und eben dieser Umstand macht die Darstellung der eigentlichen Streitpunkte zwischen ihm und Proudhon so fesselnd und klar.

Zwar war Marx auch auf dem Gebiet der politischen Ökonomie schon zu jener Zeit über die allgemeinen Grundzüge seiner Methode und seiner Anschauungsweise mit sich ins reine gekommen; er bewegte sich aber auf diesem Gebiet noch nicht so frei und mit jener souveränen Beherrschung aller Schwierigkeiten, die wir im „Kapital" bewundern. Marx ist in seiner Polemik gegen Proudhon noch von Ricardo abhängig — rein theoretisch und auch in seiner Terminologie. Daher ist das Buch in dem ökonomischen Teile stellenweise veraltet.

Ganz anders der hier abgedruckte Brief. Er gibt die Quintessenz der neuen Anschauungsweise, die Marx im Gegensatz zu den Ansichten Proudhons in seinem Buche entwickelte und die uns noch heute als Richtschnur im Kampfe gegen den Kapitalismus dient. Mutato nomine de te fabula narratur! (Ändere den Namen, und dasselbe gilt von dir!) Man kann statt

[1] M. M. Stassulewitsch und seine Zeitgenossen in ihrem Briefwechsel. Petersburg 1912. Dritter Band, S. 455 bis 465.

[2] Einige Sätze finden wir in dem Buche beinahe buchstäblich wiederholt. Um dem Leser den Vergleich zu erleichtern, geben wir in den Anmerkungen die betreffenden Seiten an. Wir benutzten die dritte, unveränderte Auflage, die bei Dietz erschienen ist: Das Elend der Philosophie. Antwort auf Proudhons Philosophie des Elends, von Karl Marx.

Proudhon irgend einen anderen Namen setzen, und der Brief, der schon an sich eine vortreffliche Einleitung in das Studium des „Elend der Philosophie" bildet, erscheint noch jetzt als beste Antwort auf die Halbheit des reformistischen Sozialismus, der das Proletariat befreien will, ohne dem Kapitalismus zu hart auf den Leib zu rücken. N. Rjasanoff.

* * *

Brüssel, 28. Dezember, Rue d'Orleans 42, Fbg. Namur.

Lieber Herr Annenkoff! Sie hätten meine Antwort auf Ihren Brief vom 1. November schon lange erhalten, wenn nicht mein Buchhändler mir erst vergangene Woche das Buch des Herrn Proudhon: „Philosophie de la misère" geschickt hätte. Ich habe es in zwei Tagen durchgelesen, um Ihnen sofort meine Ansicht mitteilen zu können. Da ich das Buch sehr rasch gelesen habe, kann ich mich nicht auf Einzelheiten einlassen, ich kann Ihnen nur von dem allgemeinen Eindruck sprechen, den es auf mich gemacht hat. Wenn Sie es wünschen, werde ich in einem zweiten Briefe auf Details eingehen.

Ich gestehe Ihnen offen, daß ich das Buch im allgemeinen schlecht, sogar sehr schlecht finde. Sie scherzen selbst in Ihrem Briefe über das „Endchen deutscher Philosophie", mit dem Herr Proudhon in diesem ungestalten und dünkelhaften Werke paradiert, aber Sie vermuten, daß die ökonomische Entwicklung nicht durch das philosophische Gift infiziert worden ist. Ich bin auch weit entfernt, die Fehler der ökonomischen Entwicklung der Philosophie des Herrn Proudhon anzurechnen. Herr Proudhon gibt nicht eine falsche Kritik der politischen Ökonomie, weil er im Besitz einer lächerlichen Philosophie ist, sondern er liefert eine lächerliche Philosophie, weil er den heutigen sozialen Zustand in seinem „engrenement" (Verkettung) nicht versteht — um ein Wort zu gebrauchen, das Herr Proudhon Fourier entlehnt wie vieles andere.

Warum spricht Herr Proudhon von Gott, von der universellen Vernunft, von der unpersönlichen Vernunft der Menschheit, die sich niemals täuscht, die zu allen Zeiten sich selbst gleich war, von der man bloß das richtige Bewußtsein haben muß, um sich im Bereich des Wahren zu finden? Warum treibt er schwächlichen Hegelianismus, um sich den Schein eines starken Denkers (esprit fort) zu geben?

Er selbst gibt Ihnen die Lösung dieses Rätsels. Herr Proudhon sieht in der Geschichte eine bestimmte Reihe (série) sozialer Entwicklungen; er sieht den Fortschritt in der Geschichte verwirklicht; er findet endlich, daß die Menschen, als Individuen, nicht wußten, was sie taten, daß sie sich über ihre eigene Bewegung täuschten, daß also auf den ersten Blick ihre soziale Entwicklung verschieden, getrennt, unabhängig von ihrer individuellen erscheint. Er kann diese Tatsachen nicht erklären, und die Hypothese von der universellen Vernunft, die sich offenbart, ist mit einem Male da. Nichts leichter, als mystische Ursachen zu erfinden, das heißt Phrasen, denen jeder Sinn fehlt.

Aber indem Herr Proudhon gesteht, daß er nichts von der historischen Entwicklung der Menschheit begreift — und er gesteht es, wenn er sich so tönender Worte wie: universelle Vernunft, Gott usw. bedient —, gibt er nicht implizite und notwendigerweise zu, daß er unfähig ist, die ökonomische Entwicklung zu verstehen?

Was ist die Gesellschaft, wie immer auch ihre Form sein mag? Das Produkt der wechselseitigen Aktion der Menschen. Sind die Menschen frei, sich diese oder jene soziale Form zu wählen? Keineswegs. Unterstellen Sie einen bestimmten Stand der Entwicklung der Produktivkräfte der Menschen, und Sie werden eine bestimmte Form des Verkehrs und der Konsumtion haben. Unterstellen Sie eine bestimmte Entwicklungsstufe der Produktion, des Verkehrs und der Konsumtion, und Sie werden eine bestimmte soziale Ordnung, eine bestimmte Organisation der Familie, der Stände oder der Klassen haben, mit einem Wort eine bestimmte

bürgerliche Gesellschaft. Setzen Sie eine bestimmte bürgerliche Gesellschaft voraus, und Sie werden bestimmte politische Verhältnisse haben, die nun der offizielle Ausdruck der bürgerlichen Gesellschaft sind. Das wird Herr Proudhon niemals verstehen, denn er glaubt Großes zu leisten, wenn er vom Staat an die Gesellschaft appelliert, das heißt von der offiziellen Zusammenfassung der Gesellschaft an die offizielle Gesellschaft.

Es ist überflüssig, hinzuzufügen, daß die Menschen nicht frei ihre Produktivkräfte — welche die Grundlage ihrer ganzen Geschichte sind — wählen, denn jede Produktivkraft ist eine erworbene Kraft, das Produkt früherer Tätigkeit. Die Produktivkräfte sind also das Resultat angewandter menschlicher Energie, aber diese Energie selbst ist bedingt durch die Verhältnisse, in denen sich die Menschen befinden, durch die schon erworbenen Produktivkräfte, durch die soziale Form, die vor ihnen existiert, die sie sich schaffen, die das Erzeugnis der vorhergehenden Generation ist. Durch diese einfache Tatsache, daß jede folgende Generation die von der früheren erworbenen Produktivkräfte vorfindet, die ihr als Rohmaterial zu neuer Produktion dienen, entsteht ein Zusammenhang in der menschlichen Geschichte,[1] bildet sich eine Geschichte der Menschheit, die um so mehr Geschichte der Menschheit ist, als die Produktivkräfte der Menschen und damit auch ihre sozialen Beziehungen gewachsen sind. Daraus folgt notwendig: die soziale Geschichte der Menschen ist immer nur die Geschichte ihrer individuellen Entwicklung, ob sie sich dessen bewußt sind oder nicht. Ihre materiellen Beziehungen sind die Grundlage aller ihrer Beziehungen. Diese materiellen Beziehungen sind nur die notwendigen Formen, in denen ihre materielle und individuelle Tätigkeit sich verwirklicht.

Herr Proudhon wirft die Ideen und die Dinge durcheinander. Die Menschen verzichten niemals auf das, was sie gewonnen haben, aber das heißt nicht, daß sie niemals auf bestimmte soziale Formen verzichten, in denen sie bestimmte Produktivkräfte erworben haben. Um nicht von dem erreichten Resultat ausgeschlossen zu werden, um nicht die Früchte der Zivilisation einzubüßen, sind die Menschen gezwungen, in dem Moment, da die Art ihres Verkehrs (commerce) nicht mehr den erworbenen Produktivkräften entspricht, alle ihre überkommenen sozialen Formen zu ändern.[2] Ich nehme das Wort commerce hier im weitesten Sinne, wie wir im Deutschen sagen: Verkehr. — Ein Beispiel: Das Privileg, die Institution der Zünfte und Korporationen, die zahlreichen Bindungen des Mittelalters waren soziale Verhältnisse, die den erworbenen Produktivkräften und dem sozialen Zustand entsprachen, der vorher bestanden hatte und aus dem diese Institutionen hervorgegangen waren. Unter dem Schutze des genossenschaftlichen und reglementierenden Regimes sammelten sich Kapitalien, ein Seehandel entwickelte sich, Kolonien wurden gegründet. Doch hätten die Menschen die Früchte von alledem eingebüßt, wenn sie die Formen hätten bewahren wollen, unter deren Schutze diese Früchte gereift waren. Daher gab es zwei Donnerschläge, die Revolutionen von 1640 und 1688. Alle alten ökonomischen Formen, die sozialen Beziehungen, welche ihnen entsprachen, der politische Zustand, welcher der offizielle Ausdruck der alten Gesellschaft war, wurden in England zerbrochen.[3] So sind die ökonomischen Formen, unter denen die Menschen produzieren, konsumieren, austauschen, vorübergehend und historisch bedingt. Mit dem Erwerb neuer Produktivkräfte ändern die Menschen ihre Produktionsweise, und mit der Produktionsweise ändern sie alle ökonomischen Beziehungen, die nur die notwendigen Verhältnisse dieser bestimmten Produktionsweise sind.

Dies ist es, was Herr Proudhon nicht verstanden, noch weniger dargelegt hat. Herr Proudhon, unfähig, die wirkliche Bewegung der Geschichte zu verfolgen, gibt eine Phantasmagorie, die beansprucht, dialektisch zu sein. Er fühlt

[1] Vergl. Elend der Philosophie, S. 103. [2] Vergl. a. a. O., S. 106.
[3] Vergl. a. a. O., S. 105.

nicht das Bedürfnis, vom siebzehnten, achtzehnten, neunzehnten Jahrhundert zu reden, denn seine Geschichte geht im Nebelreich der Einbildung vor sich und erhebt sich weit über Zeit und Ort. Es ist, mit einem Wort, Hegelscher Leierkasten (viellerie Hégelienne), keine Geschichte, es ist keine profane Geschichte — Geschichte der Menschen —, sondern heilige Geschichte — der Ideen.[1] Von seinem Standpunkt ist der Mensch nur ein Werkzeug, dessen sich die Idee oder die ewige Vernunft bedient, um sich zu entfalten. Die Evolutionen, von denen Herr Proudhon spricht, müssen wohl Evolutionen sein, wie sie sich im mystischen Schoße der absoluten Idee vollziehen. Wenn Sie den Vorhang dieser mystischen Sprache zerreißen, so heißt das, daß Herr Proudhon Ihnen die Ordnung bietet, in welcher sich die ökonomischen Kategorien im Innern seines Kopfes aneinanderreihen. Ich werde keiner großen Anstrengung bedürfen, um Ihnen zu beweisen, daß es die Ordnung eines sehr ungeordneten Kopfes ist.

Herr Proudhon hat sein Buch mit einer Abhandlung über den Wert eröffnet, der sein Steckenpferd ist. Mit dieser Abhandlung werde ich mich heute nicht befassen.

Die Reihe der ökonomischen Evolutionen der ewigen Vernunft beginnt mit der Arbeitsteilung. Für Herrn Proudhon ist die Arbeitsteilung eine ganz einfache Sache. Aber war das Regime der Kasten nicht auch eine bestimmte Arbeitsteilung? War die Zunftverfassung nicht eine andere Arbeitsteilung? Und ist die Arbeitsteilung der Manufakturperiode, die in England in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts beginnt und im letzten Teile des achtzehnten Jahrhunderts zu Ende geht, nicht vollständig verschieden von der Arbeitsteilung der großen, der modernen Industrie?

Herr Proudhon ahnt das Wesen der Sache so wenig, daß er vernachlässigt, was selbst die profanen Ökonomisten tun. Spricht er von der Arbeitsteilung, so fühlt er gar kein Bedürfnis, vom Weltmarkt zu sprechen. Mußte aber nicht im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, als es noch keine Kolonien gab, als Amerika noch nicht und Asien nur durch die Vermittlung von Konstantinopel für Europa existierte, die Arbeitsteilung ein ganz anderes Aussehen, einen ganz anderen Charakter haben als im siebzehnten Jahrhundert, das schon entwickelte Kolonien hatte?[2]

Das ist nicht alles. Ist die ganze innere Organisation der Völker, alle ihre internationalen Beziehungen etwas anderes als der Ausdruck einer bestimmten Arbeitsteilung? Und müssen sie sich nicht mit einer Änderung der Arbeitsteilung ändern?

Herr Proudhon hat die Frage der Arbeitsteilung so wenig begriffen, daß er nicht einmal die Trennung von Stadt und Land erwähnt, die sich beispielsweise in Deutschland vom neunten bis zum zwölften Jahrhundert vollzogen hat.[3] So ist für Herrn Proudhon diese Trennung ein ewiges Gesetz, da er weder ihren Ursprung noch ihre Entwicklung kennt. Er spricht in seinem ganzen Buche so, als ob diese Schöpfung einer bestimmten Produktionsweise bis zum jüngsten Tage dauern müßte. Alles, was Herr Proudhon von der Arbeitsteilung sagt, ist nur ein Resümee, und dazu ein sehr oberflächliches, sehr unvollständiges Resümee dessen, was Adam Smith und tausend andere vor ihm gesagt hatten.

Die zweite Evolution sind die Maschinen. Der Zusammenhang zwischen Arbeitsteilung und Maschinen ist bei Herrn Proudhon ganz mystisch. Jede Art der Arbeitsteilung hatte ihre spezifischen Produktionsinstrumente. Von der Mitte des siebzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zum Beispiel verfertigten die Menschen nicht alles mit der Hand. Sie besaßen Instrumente, und recht komplizierte, wie die Webstühle, Schiffe, Hebel usw.

Es ist also nichts lächerlicher, als die Maschinen aus der Arbeitsteilung im allgemeinen herkommen zu lassen.[4]

[1] A. a. O., S. 96/97. [2] A. a. O., S. 112. [3] A. a. O., S. 111. [4] A. a. O., S. 117.

Ich will nur noch im Vorbeigehen bemerken, daß Herr Proudhon ebensowenig wie den historischen Ursprung der Maschinen ihre Entwicklung verstanden hat. Man kann sagen, daß bis zum Jahre 1825 — der Zeit der ersten allgemeinen Krise — die Bedürfnisse der Konsumtion der Produktion vorauseilten[1] und die Entwicklung der Maschinen eine notwendige Folge der Marktbedürfnisse war. Seit 1825 ist die Erfindung und Anwendung der Maschinen nur das Ergebnis des Krieges zwischen Arbeitern und Unternehmern.[2] Auch dies gilt bloß für England. Die europäischen Nationen sind durch die Konkurrenz der Engländer auf dem inneren wie auf dem ausländischen Markt gezwungen worden, Maschinen anzuwenden. In Nordamerika endlich wurde die Maschine sowohl durch die Konkurrenz mit anderen Völkern wie durch den Mangel an Händen eingeführt, das heißt durch das Mißverhältnis zwischen der Bevölkerung und den industriellen Bedürfnissen Nordamerikas. Aus diesen Tatsachen können Sie schließen, welche Schlauheit Herr Proudhon entwickelt, indem er das Gespenst der Konkurrenz als dritte Evolution, als Antithese der Maschinen heraufbeschwört!

Endlich ist es überhaupt absurd, aus den Maschinen eine ökonomische Kategorie neben der Arbeitsteilung, der Konkurrenz, dem Kredit usw. zu machen.

Die Maschine ist ebensowenig eine ökonomische Kategorie wie der Ochse, der den Pflug zieht.[3] Die gegenwärtige Anwendung der Maschinen ist ein gesellschaftliches Produktionsverhältnis, aber die Anwendung der Maschinen ist von den Maschinen selbst vollkommen verschieden. Das Pulver bleibt der gleiche Stoff, ob man es nun benutzt, einen Menschen zu verwunden oder die Wunden des Verletzten zu heilen.

Herr Proudhon übertrifft sich selbst, wenn er in seinem Kopfe Konkurrenz, Monopol, Steuer oder Polizei, Handelsbilanz, Kredit und Eigentum in der Reihenfolge entstehen läßt, wie ich sie anführe. Fast alle Kreditеinrichtungen waren in England zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts noch vor der Erfindung der Maschinen entwickelt. Der öffentliche Kredit war nur ein neues Mittel, Abgaben zu erheben und den neuen Bedürfnissen zu genügen, die der Aufstieg der Bourgeoisie zur Herrschaft schuf. Das Eigentum endlich bildet in Herrn Proudhons System die letzte Kategorie. In der wirklichen Welt sind die Arbeitsteilung und alle anderen Kategorien des Herrn Proudhon gesellschaftliche Verhältnisse, die als Ganzes das bilden, was man heute das Eigentum nennt: das bürgerliche Eigentum ist außerhalb dieser Verhältnisse nichts als eine metaphysische oder juristische Illusion. Das Eigentum einer anderen Epoche, das Feudaleigentum, entwickelt sich unter ganz anderen gesellschaftlichen Verhältnissen. Indem Herr Proudhon das Eigentum als ein selbständiges Verhältnis darstellt, begeht er mehr als einen Fehler der Methode: er beweist klar, daß er das Band nicht erfaßt hat, das alle Formen der bürgerlichen Produktion zusammenhält, daß er den historischen und vorübergehenden Charakter der Produktionsverhältnisse in einer bestimmten Epoche nicht begriffen hat. Herr Proudhon, der in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen keine historischen Produkte sieht, der weder ihren Ursprung noch ihre Entwicklung versteht, kann nur Dogmenkritik liefern.[4]

Herr Proudhon ist auch gezwungen, zu einer Fiktion seine Zuflucht zu nehmen, um die Entwicklung zu erklären. Er bildet sich ein, daß Arbeitsteilung, Kredit, Maschinen usw. im Dienste seiner fixen Idee, der Idee der Gleichheit, erfunden worden sind. Seine Erklärung ist von himmlischer Einfalt. Man hat diese Dinge für die Gleichheit erfunden, aber unglücklicherweise haben sie sich gegen die Gleichheit gewendet. Darin besteht sein ganzes Räsonnement. Er nimmt also eine willkürliche Hypothese an, und da die tatsächliche Entwicklung und seine Fiktion einander Schritt auf Schritt widersprechen, so schließt er daraus, daß es einen Widerspruch gibt. Er verheimlicht Ihnen, daß der Wider-

[1] A. a. O., S. 43. [2] A. a. O., S. 125. [3] A. a. O., S. 117. [4] A. a. O., S. 86.

spruch einzig zwischen seinen fixen Ideen und der wirklichen Bewegung vorhanden ist.

So hat Herr Proudhon, hauptsächlich weil ihm die historischen Kenntnisse fehlen, nicht gesehen: daß die Menschen, indem sie ihre Produktivkräfte entwickeln, das heißt indem sie leben, bestimmte Beziehungen untereinander eingehen und daß die Art dieser Verhältnisse sich notwendig mit der Umgestaltung und dem Wachstum dieser Produktivkräfte ändern muß. Er hat nicht gesehen, daß die ökonomischen Kategorien nur Abstraktionen dieser tatsächlichen Verhältnisse und nur so weit Wahrheiten sind, als diese Verhältnisse bestehen.[1] So fällt er in den Irrtum der Bourgeoisökonomen, welche diese ökonomischen Kategorien als ewige und nicht als historische Gesetze betrachten, die nur Gesetze für eine bestimmte historische Entwicklung, für einen begrenzten Zustand der Produktivkräfte sind. Statt also die politisch-ökonomischen Kategorien als Abstraktionen der wirklichen, vorübergehenden, historischen gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse anzusehen, erblickt er vermöge einer mystischen Umkehrung in den tatsächlichen Verhältnissen nur Verkörperungen dieser Abstraktionen. Diese Abstraktionen selbst sind Formeln, die seit der Schöpfung der Welt im Schoße Gottvaters geschlummert haben.

Aber hier fällt unser guter Proudhon in schwere geistige Konvulsionen. Wenn alle diese ökonomischen Kategorien Emanationen des Herzens Gottes, das verborgene und ewige Leben der Menschen sind, woher kommt es erstens, daß es eine Entwicklung gibt, und zweitens, daß Herr Proudhon kein Konservativer ist? Er erklärt diese offenbaren Widersprüche durch ein ganzes System des Antagonismus.

Um dieses System zu beleuchten ein Beispiel.

Das Monopol ist ein gutes Ding, weil es eine ökonomische Kategorie, also eine Emanation Gottes ist. Die Konkurrenz ist ein gutes Ding, da auch sie eine ökonomische Kategorie ist. Was aber nicht gut ist, ist die Art der Verwirklichung des Monopols und der Konkurrenz. Was noch schlimmer ist, ist, daß Konkurrenz und Monopol sich gegenseitig auffressen Was tun?[2] Da diese beiden ewigen Ideen Gottes einander widersprechen, ist es ihm klar, daß es im Schoße Gottes auch eine Synthese dieser beiden Ideen gibt, in der die Nachteile des Monopols durch die Konkurrenz ausgeglichen werden und umgekehrt. Der Kampf zwischen den beiden Ideen hat das Resultat, nur die gute Seite zum Vorschein kommen zu lassen. Man muß Gott diesen geheimen Gedanken entreißen, ihn dann anwenden, und alles geht aufs beste; man muß die synthetische Formel offenbaren, die in der Nacht der unpersönlichen Vernunft der Menschheit verborgen ruht. Herr Proudhon zögert nicht einen Moment, als der Verkünder aufzutreten.

Aber richten Sie einen Moment Ihren Blick auf die Praxis des Lebens. Im gegenwärtigen Wirtschaftsleben finden Sie nicht nur Konkurrenz und Monopol, sondern auch ihre Synthese, die nicht eine Formel, sondern eine Bewegung ist. Das Monopol erzeugt die Konkurrenz, die Konkurrenz erzeugt das Monopol. Jedoch diese Ausgleichung, weit entfernt, wie die bürgerlichen Ökonomen sich einbilden, die Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage zu beheben, hat zum Ergebnis eine noch schwierigere und verworrenere Situation.[3] Wenn Sie also die Grundlage ändern, auf der die heutigen Wirtschaftsverhältnisse ruhen, wenn Sie die heutige Produktionsweise vernichten, so vernichten Sie nicht nur Konkurrenz, Monopol und ihren Antagonismus, sondern auch ihre Einheit, ihre Synthese, die Bewegung, die die praktische Ausgleichung von Konkurrenz und Monopol ist.

Ich will Ihnen jetzt ein Beispiel von der Dialektik des Herrn Proudhon geben.

---

[1] A. a. O., S. 90. [2] A. a. O., S. 138. [3] A. a. O., S. 138.

Freiheit und Sklaverei bilden einen Antagonismus. Ich brauche nicht von den guten und schlechten Seiten der Freiheit zu sprechen; auch nicht von der schlechten Seite der Sklaverei. Das einzige, was zu erklären ist, ist die schöne Seite der Sklaverei. Es handelt sich nicht um die indirekte Sklaverei des Proletariats; es handelt sich um die direkte Sklaverei, die Sklaverei der Schwarzen in Surinam, in Brasilien, in den Südstaaten Nordamerikas.

Die direkte Sklaverei ist der Angelpunkt der heutigen Industrie ebenso wie die Maschinen, der Kredit usw. Ohne Sklaverei keine Baumwolle; ohne Baumwolle keine moderne Industrie. Die Sklaverei hat den Kolonien ihren Wert gegeben; die Kolonien haben den Welthandel geschaffen; und der Welthandel ist die notwendige Bedingung der modernen Industrie. Vor dem Negerhandel lieferten die Kolonien der Alten Welt nur sehr wenig Produkte und veränderten kaum das Gesicht der Welt. So ist die Sklaverei eine ökonomische Kategorie von höchster Wichtigkeit. Ohne die Sklaverei würde Nordamerika, das vorgeschrittenste Land, sich in ein patriarchalisches Land verwandeln. Man streiche Nordamerika von der Weltkarte, und man hat die Anarchie, den vollständigen Verfall des Handels und der modernen Zivilisation. Aber die Sklaverei verschwinden lassen, heißt Amerika von der Weltkarte streichen. So findet sich die Sklaverei, weil sie eine ökonomische Kategorie ist, seit Beginn der Welt bei allen Völkern. Die modernen Völker haben lediglich die Sklaverei in ihren Ländern zu maskieren gewußt, während sie sie in der Neuen Welt unverhüllt eingeführt haben. Wie wird sich Herr Proudhon nach diesen Bemerkungen über die Sklaverei benehmen? Er wird die Synthese von Freiheit und Sklaverei suchen, die goldene Mitte oder das Gleichgewicht zwischen Sklaverei und Freiheit.[1]

Herr Proudhon hat sehr wohl begriffen, daß die Menschen Tuch, Leinwand, Seidenstoffe herstellen, und es ist kein großes Verdienst, dies Wenige begriffen zu haben. Was er nicht begriffen hat, ist, daß diese Menschen gemäß ihren Fähigkeiten auch die sozialen Verhältnisse erzeugen, in denen sie Tuch und Leinwand anfertigen. Noch weniger hat er begriffen, daß die Menschen, welche die sozialen Verhältnisse gemäß ihrer materiellen Produktionsweise gestalten, auch die Ideen, die Kategorien, das heißt den abstrakten, ideellen Ausdruck dieser gesellschaftlichen Verhältnisse gestalten, Somit sind die Kategorien ebensowenig ewig als die Verhältnisse, die sie ausdrücken. Sie sind historische und vorübergehende Produkte.[2] Für Herrn Proudhon sind umgekehrt die Ideen, die Kategorien das Ursprüngliche. Nach ihm erzeugen sie und nicht die Menschen die Geschichte. Die Abstraktion, die Kategorie an sich, das heißt von den Menschen und ihrer materiellen Aktion getrennt, ist natürlicherweise unsterblich, unveränderlich, unbeweglich, sie ist nur ein Wesen der reinen Vernunft, was bloß sagen will, daß die Abstraktion an sich eine bewundernswerte abstrakte Tautologie ist!

Somit sind die ökonomischen Verhältnisse, als Kategorie betrachtet, für Herrn Proudhon ewige Formeln ohne Ursprung oder Fortschritt.

Sagen wir es anders: Herr Proudhon behauptet nicht direkt, daß das bürgerliche Leben für ihn eine ewige Wahrheit ist; er sagt es indirekt, indem er die Kategorien, welche die bürgerlichen Verhältnisse ausdrücken, in Form von Ideen vergöttlicht. Er nimmt die Produkte der Bourgeoisgesellschaft für selbständige Wesen, mit eigenem Leben begabt, ewig, sobald sie sich ihm in der Form von Kategorien, von Ideen darstellen. So erhebt er sich nicht über den Horizont des Bourgeois. Da er mit bürgerlichen Ideen operiert, deren ewige Wahrheit er voraussetzt, sucht er die Synthese, das Gleichgewicht dieser Gedanken und sieht nicht, daß ihr heutiger Gleichgewichtszustand der einzig mögliche ist.

In Wahrheit tut er, was alle guten Bourgeois tun. Sie alle sagen Ihnen, daß Konkurrenz, Monopol usw. im Prinzip, das heißt als abstrakte Gedanken, die einzigen Grundlagen des Lebens sind, aber daß sie in der Praxis viel zu wünschen

[1] A. a. O., S. 93 f. [2] A. a. O., S. 91.

lassen. Alle wollen die Konkurrenz ohne ihre verderblichen Folgen. Alle wollen das Unmögliche, das heißt die Bedingungen der bürgerlichen Existenz ohne die notwendigen Konsequenzen dieser Bedingungen. Keiner begreift, daß die bürgerliche Produktionsweise historisch und vorübergehend ist, ganz ebenso, wie es die feudale Gesellschaft war. Dieser Irrtum stammt daher, daß für sie der Bourgeois-Mensch die einzig mögliche Basis jeder Gesellschaft ist, daß sie sich eine Gesellschaft nicht vorstellen können, in welcher der Mensch aufgehört hätte, Bourgeois zu sein.

Herr Proudhon ist daher notwendigerweise doktrinär. Die historische Bewegung, die die heutige Welt umwälzt, reduziert sich für ihn auf das Problem, das richtige Gleichgewicht, die Synthese zweier bürgerlicher Gedanken zu entdecken. So entdeckt der gewitzte Bursche vermöge seiner Schlauheit den verborgenen Gedanken Gottes, die Einheit zweier isolierter Gedanken, die es bloß deshalb sind, weil Herr Proudhon sie von der Praxis der gegenwärtigen Produktion, der Vereinigung der Realitäten isoliert hat, deren Ausdruck sie sind. An die Stelle der großen historischen Bewegung, die aus dem Konflikt zwischen den schon erworbenen Produktivkräften der Menschen und ihren gesellschaftlichen Beziehungen entsteht, die diesen Produktivkräften nicht mehr entsprechen; an die Stelle der schrecklichen Kriege, die sich zwischen den Klassen einer Nation und unter den verschiedenen Nationen vorbereiten; an die Stelle der wirklichen und ungestümen Aktion der Masse, die allein diese Konflikte lösen kann; an die Stelle dieser großen, ausgedehnten und komplizierten Bewegung setzt Herr Proudhon die Ausleerungsbewegung (le mouvement cacadauphin)[1] seines Kopfes. Die Gelehrten also, die Männer, die fähig sind, Gott seinen geheimen Gedanken zu entreißen, machen die Geschichte. Das niedrige Volk hat bloß ihre Offenbarungen anzuwenden. — Sie begreifen jetzt, warum Herr Proudhon ein erklärter Feind jeder politischen Bewegung ist. Die Lösung der gegenwärtigen Probleme besteht für ihn nicht in der öffentlichen Aktion, sondern in den dialektischen Drehungen seines Kopfes. Da die Kategorien für ihn die bewegenden Kräfte sind, muß man nicht das praktische Leben ändern, um die Kategorien zu ändern. Im Gegenteil, man ändere die Kategorien, und die Umgestaltung der Gesellschaft wird die Folge sein.

In seinem Wunsche, die Widersprüche zu versöhnen, fragt sich Herr Proudhon bloß nicht, ob die Grundlage dieser Widersprüche nicht selbst umgewälzt werden muß. Er gleicht ganz dem politischen Doktrinär, der den König, die Deputiertenkammer und die Pairskammer als integrierende Bestandteile des sozialen Lebens, als ewige Kategorien will. Er sucht einzig eine neue Formel, um das Gleichgewicht dieser Mächte herzustellen, deren Gleichgewicht gerade auf der Bewegung selbst beruht, wo die eine dieser Mächte bald Sieger, bald Sklave der anderen ist. So mühten sich im achtzehnten Jahrhundert eine Menge mittelmäßiger Köpfe ab, die wahre Formel zu finden, um die sozialen Stände, den König, den Adel, das Parlament usw. auszugleichen, und am nächsten Tage gab es tatsächlich weder König, noch Adel, noch Parlament mehr. Das wahre Gleichgewicht in diesem Antagonismus war der Sturz aller der gesellschaftlichen Verhältnisse, die diesen feudalen Existenzen und ihrem Gegensatz zur Grundlage dienten. Da Herr Proudhon die ewigen Ideen, die Kategorien der reinen Vernunft auf die eine Seite stellt, die Menschen und ihre Praxis auf die andere, so finden Sie bei ihm von Anfang an einen Dualismus zwischen Leben und Ideen, Seele und Körper, der sich unter vielen Formen wiederholt. Sie sehen jetzt, daß dieser Antagonismus nur die Unfähigkeit des Herrn Proudhon ist, den profanen Ursprung und die Geschichte der Kategorien zu begreifen, die er vergöttlicht.

---

[1] Cacadauphin nannten die Gegner des Königtums in der französischen Revolution die Senffarbe eines von Maria Antoinette in die Mode gebrachten Stoffes — nach der Färbung, die der neugeborene Kronprinz (dauphin) seinen Windeln verlieh. Mouvement cacadauphin also eine Bewegung des Mastdarmes. Rj.

Mein Brief ist schon zu lang, um noch von dem lächerlichen Prozeß zu sprechen, den Herr Proudhon dem Kommunismus macht. Für den Augenblick werden Sie mir zugestehen, daß ein Mann, der die heutige Gesellschaft nicht begriffen hat, noch weniger die Bewegung, die sie zu beseitigen strebt, und den literarischen Ausdruck dieser revolutionären Bewegung verstehen kann.

Der einzige Punkt, in dem ich mit Herrn Proudhon völlig übereinstimme, ist seine Abneigung gegen die sozialistische Gefühlsduselei. Vor ihm habe ich mir schon viele Feindschaften durch die Verspottung dieses sentimentalen, utopistischen Schafssozialismus zugezogen. Aber macht Herr Proudhon sich nicht seltsame Illusionen, wenn er seine Empfindsamkeit eines Kleinbürgers, ich meine seine Deklamationen über den Haushalt, die Gattenliebe und alle diese Banalitäten der sozialistischen Sentimentalität gegenüberstellt, die zum Beispiel bei Fourier viel tiefer ist als die anmaßenden Plattheiten unseres guten Proudhon? Er selbst fühlt so gründlich die Nichtigkeit seiner Auseinandersetzungen, seine vollkommene Unfähigkeit, von diesen Dingen zu reden, daß er sich Hals über Kopf in die Wutausbrüche, die Exklamationen, in die irae hominis probi (den Zorn des rechtschaffenen Mannes) stürzt, daß er schäumt, flucht, Zeter und Mordio schreit, sich auf die Brust schlägt und vor Gott und den Menschen rühmt, er sei rein von diesen sozialistischen Infamien! Er unterzieht die sozialistischen Sentimentalitäten oder was er dafür hält nicht einer Kritik. Er tut als Heiliger, als Papst die armen Sünder in den Bann und singt den Ruhm des Kleinbürgertums und der elenden patriarchalischen Liebesduseleien vom häuslichen Herde. Und das ist kein Zufall. Herr Proudhon ist von Kopf bis zu Fuß Philosoph und Ökonom der kleinen Bourgeoisie. Der Kleinbürger ist in einer entwickelten Gesellschaft aus seiner Lage heraus einerseits Sozialist, andererseits Ökonom, das heißt er ist von der Pracht der großen Bourgeoisie geblendet und fühlt mit den Schmerzen des Volkes. Er ist gleichzeitig Bourgeois und Volksmann. Er schmeichelt sich im Innern, unparteiisch zu sein, das richtige Gleichgewicht gefunden zu haben, das den Anspruch erhebt, sich von der richtigen Mitte zu unterscheiden. Ein solcher Kleinbürger verewigt den Widerspruch, weil der Widerspruch die Grundlage seiner Existenz ist. Er selbst ist der soziale Widerspruch, in die Praxis umgesetzt. Er muß durch die Theorie rechtfertigen, was er in der Praxis ist, und Herr Proudhon hat das Verdienst, der wissenschaftliche Interpret des französischen Kleinbürgertums zu sein, was ein wirkliches Verdienst ist, da das Kleinbürgertum ein wesentlicher Bestandteil aller sich vorbereitenden sozialen Revolutionen sein wird.[1]

Ich wollte, ich könnte Ihnen mit diesem Briefe mein Buch über die politische Ökonomie schicken, aber es ist mir bis jetzt unmöglich gewesen, sowohl dieses Werk wie die Kritiken deutscher Philosophen und Sozialisten, von denen ich Ihnen in Brüssel erzählt habe, drucken zu lassen. Sie werden niemals glauben, auf welche Schwierigkeiten eine solche Publikation in Deutschland stößt, einerseits bei der Polizei, andererseits bei den Verlegern, die selbst die interessierten Vertreter der Richtungen sind, die ich angreife. Und was unsere Partei betrifft, so ist sie nicht bloß arm, sondern ein großer Teil der deutschen Kommunisten zürnt mir außerdem, weil ich mich ihren Utopien und Deklamationen entgegenstelle.

Ganz Ihr Karl Marx.

P. S. Sie werden mich fragen, warum ich in schlechtem Französisch statt in gutem Deutsch schreibe? Weil ich mit einem französischen Autor zu tun habe.

Sie werden mich sehr verpflichten, wenn Sie mit Ihrer Antwort nicht zu lange zögern, damit ich weiß, ob Sie mich unter dieser Hülle eines barbarischen Französisch verstanden haben.

[1] A. a. O., S. 110.

Die Akkumulation des Kapitals.

Von **Otto Bauer** (Wien).

Akkumulation und Konsumtionskraft.

In jedem Jahre verwandeln die Kapitalisten einen Teil des erbeuteten Mehrwertes in Kapital. Sie verwenden einen Teil des Mehrwertes dazu, die alten Betriebe zu erweitern und neue Betriebe zu gründen; also dazu, ihren Produktionsapparat auszudehnen und das ihnen fronende Arbeiterheer zu vergrößern. Diese Verwandlung eines Teiles des Mehrwertes in Kapital nennt Marx die Akkumulation des Kapitals. Je weiter die kapitalistische Entwicklung fortschreitet, desto kleiner wird der Teil des Mehrwertes, der von Kapitalisten konsumiert, desto größer der Teil des Mehrwertes, der von ihnen akkumuliert wird. Die Akkumulationsrate, das heißt das Verhältnis des akkumulierten Mehrwertteils zum gesamten Mehrwert, steigt.

Während die Akkumulation des Kapitals schrankenlos fortschreitet, der Produktionsapparat der Gesellschaft ausgedehnt wird, die Warenmasse, die in den Betrieben der Kapitalisten erzeugt wird, gewaltig anschwillt, sind der Konsumtionskraft der kapitalistischen Gesellschaft enge Grenzen gesetzt. Die Kaufkraft der Arbeiterklasse wächst langsamer als das Kapital; denn mit der Entwicklung der Produktivkräfte sinkt der Wert der Arbeitskraft, es verringert sich der Anteil der Arbeiterklasse am gesellschaftlichen Wertprodukt. Aber auch die Kaufkraft der Kapitalistenklasse wächst langsamer als das Kapital. Die Kapitalisten können desto weniger konsumieren, je mehr sie akkumulieren. Daher bleibt die Konsumtionskraft der kapitalistischen Gesellschaft hinter den schrankenlos entfalteten Produktivkräften immer wieder zurück. Dieser innere Widerspruch der kapitalistischen Produktionsweise führt zum Sinken der Profitrate. Er wird sichtbar in verheerenden Krisen, in denen die aus dem erweiterten Produktionsapparat auf den Markt geschleuderte Warenmasse vergebens Käufer sucht.

Die Erklärung der Krisen aus dem Mißverhältnis zwischen der Akkumulation des Kapitals und der Konsumtionskraft der Gesellschaft ist zuerst entwickelt worden von Sismondi, übernommen von Malthus, Chalmers, Rodbertus. Für Sismondi bildet sie einen wesentlichen Bestandteil seiner Kritik des Kapitalismus; für Malthus und Chalmers die Voraussetzung ihres Beweises, daß die kapitalistische Gesellschaft „dritte Personen" brauche, um ihre Waren überhaupt absetzen zu können — dritte Personen, die konsumieren, ohne zu produzieren.

Die Erklärung des Sinkens der Profitrate aus dem Mißverhältnis zwischen der Akkumulation des Kapitals und dem Wachstum der Arbeiterschaft haben zuerst das Pamphlet von 1821, Hodgskin und Ramsay bewiesen.

Die Verteidiger des Kapitalismus haben diese Lehren bekämpft.

Sie leugnen die Möglichkeit einer allgemeinen Überproduktion. Mit der Steigerung der Warenproduktion steige auch die Kaufkraft der Produzenten. Krisen könnten nur aus Disproportionalität zwischen den Produktionszweigen, nicht aus allgemeiner Überproduktion entstehen. Daran könne auch die Tatsache nichts ändern, daß der Arbeiter sein Wertprodukt mit dem

Kapitalisten teilen muß. Denn je weniger die Arbeiter konsumieren können, desto größer wird die Kaufkraft der Kapitalisten: die Gesamtgröße der Nachfrage nach Waren bleibt also unverändert, ob nun der Anteil der Arbeiter am Wertprodukt steigt oder sinkt. Ebenso gleichgültig ist die Akkumulationsrate. Steigt sie, so würden zwar verhältnismäßig weniger Konsumtionsgüter, aber desto mehr Produktionsmittel gekauft. So Ricardo, Mac Culloch, Say.

Wie die Krisen sei auch das Sinken der Profitrate nicht aus der Überakkumulation zu erklären. Die Profitrate sinke nur deshalb, weil die wachsenden Schwierigkeiten der Lebensmittelversorgung den Wert der Arbeitskraft erhöhen, die Mehrwertrate senken. Das Sinken der Profitrate wird also auf unabwendbare Naturgesetze zurückgeführt: auf die Übervölkerung und auf das Sinken des Bodenertrags. So insbesondere Ricardo und John Stuart Mill.

Marx hat diese Einwendungen der Schule Ricardo-Say endgültig abgetan, zugleich aber auch der auf Sismondi gestützten Lehre über den inneren Widerspruch der kapitalistischen Akkumulation eine ganz neue Fassung gegeben. Er hat die kapitalistische Produktion in zwei Teile geschieden: Erzeugung von Produktionsmitteln und Erzeugung von Konsumtionsgütern. Er hat nachgewiesen, daß die Reproduktion des Kapitals nur dann ungestört erfolgen kann, wenn zwischen den beiden Produktionszweigen bestimmte Quantitätsbeziehungen bestehen. Diese Harmonie kann aber in der kapitalistischen Gesellschaft nicht anders hergestellt werden denn als „Resultat des Prozesses der Aufhebung der bestehenden Disharmonien". Die Krisen erscheinen daher nicht als zufällige Begleiterscheinungen durch zufällige Disproportionalität der Produktion hervorgerufen, sondern als unvermeidliche Phasen der Reproduktion des Kapitals, weil nur durch sie die notwendigen Größenbeziehungen zwischen den beiden Zweigen der gesellschaftlichen Produktion hergestellt werden. Das Sinken der Profitrate aber vollzieht sich selbst bei voller Proportionalität der Produktion nicht als eine Wirkung unabwendbarer Naturgesetze, sondern als Wirkung der Tatsache, daß das Kapital schneller wächst als die es bewegende Arbeitskraft, die allein Mehrwert erzeugt.

Die Schemata im zweiten Bande des „Kapital", an denen Marx die Gleichgewichtsbedingungen zwischen den beiden Zweigen der Produktion dargestellt hat, haben dann die russische ökonomische Literatur mächtig beeinflußt. Sie erörterte die Frage, ob der Kapitalismus auch für Rußland eine „transitorische Notwendigkeit" ist; ob, wie die Zapadniki („Westler") meinten, auch Rußland die ökonomischen, sozialen, politischen Einrichtungen West- und Mitteleuropas annehmen müsse oder ob es, wie die Slawjanophilen glaubten, seine nationale Eigenart und Urwüchsigkeit sich erhalten könne; sozialistisch gewendet: ob auch in Rußland Konzentration des Kapitals, Proletarisierung der Volksmasse, Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat die Voraussetzungen des Sozialismus sind, wie die Sozialdemokraten lehrten, oder ob Rußland, ohne durch den Kapitalismus hindurchgehen zu müssen, auf der Grundlage des Mir, der bäuerlichen Feldgemeinschaft, sozialistische Gemeinwesen aufbauen könne, wie die Narodniki („Volkstümler") und ihre Nachfolger, die Sozialisten-Revolutionäre, annahmen. In diesem Streite nun wurde die

Frage erörtert, ob der Kapitalismus über das Gebiet von West- und Mitteleuropa überhaupt hinausdringen könne; ob die Entwicklung einer kapitalistischen Produktion im Osten nicht an der Unmöglichkeit, die von dem ausgedehnten Produktionsapparat erzeugten Waren abzusetzen, scheitern müsse. Die Marxisten zeigten im Kampfe gegen die Narodniki an der Hand der Marxschen Schemata, daß der Kapitalismus noch so weit ausgedehnt, der Produktionsapparat noch so gewaltig vermehrt werden könne, ohne daß den Kapitalisten der Markt für ihre Waren mangle, da das Gleichgewicht zwischen Produktionsmittelerzeugung und Konsumtionsgüterproduktion durch den kapitalistischen Mechanismus immer wieder hergestellt wird.

Der Streit zwischen den Marxisten und den Narodniki in Rußland ist durch die Geschichte entschieden. Jetzt nimmt aber, freilich in ganz anderer Absicht, Rosa Luxemburg die These von der Begrenztheit des Kapitalismus wieder auf. Ihr Buch „Die Akkumulation des Kapitals. Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Kapitalismus" (Berlin 1913, Vorwärts) gibt dem seit den Tagen Sismondis immer wieder auftauchenden Problem eine neue Fassung.

Nehmen wir zunächst einfache Reproduktion an: der ganze Mehrwert wird konsumiert, kein Teil akkumuliert. In diesem Falle stellt sich die Gesamtproduktion nach Marx in folgendem Schema dar:

I. Produktionsmittelindustrien:

Konstantes Kapital (c) + variables Kapital (v) + Mehrwert (m)

II. Konsumtionsgüterindustrien:

Konstantes Kapital (c_1) + variables Kapital (v_1) + Mehrwert (m_1)

Die Produktionsmittelindustrien müssen Lebensmittel von den Konsumtionsgüterindustrien kaufen: 1. für die Ernährung ihrer Arbeiter im Betrag von v, 2. für den Konsum ihrer Kapitalisten im Betrag von m; insgesamt also im Betrag von v + m. Andererseits müssen die Konsumtionsgüterindustrien Produktionsmittel von den sie erzeugenden Industrien im Betrag von c_1 kaufen, um ihr konstantes Kapital zu erneuern. Der Austausch zwischen den beiden Gruppen vollzieht sich ohne Störung, wenn $c_1 = v + m$. Das ist die Bedingung des Gleichgewichts bei einfacher Reproduktion.

Anders bei Reproduktion auf erweiterter Stufenleiter. Hier stellt sich die Gesamtproduktion in folgendem Schema dar:

I. Produktionsmittelindustrien:

Konstantes Kapital (c) + variables Kapital (v) + konsumierter Teil des Mehrwertes (k) + akkumulierter Teil des Mehrwertes (a)

II. Konsumtionsgüterindustrien:

Konstantes Kapital (c_1) + variables Kapital (v_1) + konsumierter Teil des Mehrwertes (k_1) + akkumulierter Teil des Mehrwertes (a_1)

Hier entstehen Schwierigkeiten. Die Produktionsmittelindustrien kaufen Lebensmittel im Betrage v + k, und für diesen Betrag kaufen die Konsumtionsgüterindustrien Produktionsmittel von ihnen zur Erneuerung ihres konstanten Kapitals. Was geschieht aber mit a und a_1? a ist zunächst in Produktionsmitteln vergegenständlicht; wer kann sie kaufen? a_1 ist in Konsumtionsgütern verkörpert; wo sind sie abzusetzen? Hier greift nun Rosa Luxemburg zu der alten Hypothese der „dritten Personen". Sie glaubt, der zu

akkumulierende Teil des Mehrwertes könne überhaupt nicht realisiert werden, wenn die kapitalistische Produktion nicht die überschüssigen Werte außerhalb ihrer Sphäre absetzen könnte: bei nicht kapitalistisch produzierenden Kleinbürgern und Kleinbauern. Dies erkläre das Drängen des Kapitals nach der Erweiterung seiner Märkte. Daher das Streben, die Naturalwirtschaft zu zerstören, die einfache Warenproduktion überall in die kapitalistische zu verwandeln, die ganze Erde zum Absatzgebiet für die kapitalistische Industrie zu machen — daher also der Imperialismus! Sobald aber das Absatzgebiet nicht mehr ausdehnbar ist, kann der Kapitalismus einen großen Teil seiner Waren nicht mehr absetzen. Er erstickt in dem von ihm geschaffenen Reichtum. Seine letzte Stunde schlägt.... Dies der Grundgedanke des Werkes der Genossin Luxemburg. Ob er richtig ist, haben wir nunmehr zu prüfen.

Akkumulation und Bevölkerungswachstum.

Jede Gesellschaft, deren Volkszahl wächst, muß alljährlich ihren Produktionsapparat erweitern. Diese Notwendigkeit wird für die sozialistische Gesellschaft der Zukunft ebenso bestehen wie für die kapitalistische Gesellschaft der Gegenwart, wie sie für die einfache Warenproduktion oder für die Bauernwirtschaft der Vergangenheit bestand, die für den Eigenbedarf produzierte.

Nehmen wir an, in einer sozialistischen Gesellschaft wachse die Volkszahl um 5 Prozent jährlich. Die Gesellschaft wird im nächsten Jahre um 5 Prozent mehr Menschen zu ernähren haben als heuer. Daher muß die Gesellschaft: 1. heuer schon gewisse Konsumtionsgüter produzieren, die der Bevölkerungszuwachs im nächsten Jahre brauchen wird, also zum Beispiel so viele Wohnhäuser bauen, daß der gesamte Wohnungsvorrat um 5 Prozent vermehrt wird; so viel Getreide anbauen, daß der Brotvorrat nach der nächsten Ernte um 5 Prozent vergrößert sein wird usw.; 2. heuer schon so viele Produktionsmittel produzieren, daß im nächsten Jahre einem um 5 Prozent vermehrten Arbeiterheer die notwendigen Arbeitsräume und Arbeitsmittel zur Verfügung gestellt werden können. Die Gesellschaft muß in jedem Jahre einen Teil ihrer Arbeit auf die Erzeugung der Konsumtionsgüter und der Produktionsmittel aufwenden, die der Bevölkerungszuwachs im nächsten Jahre brauchen wird.

Dasselbe muß nun auch die kapitalistische Gesellschaft tun. Aber hier ist die Erweiterung des Produktionsapparats und des Lebensmittelvorrats gebunden an die Akkumulation des Kapitals. Von dem Mehrwert wird ein Teil in Kapital verwandelt, und zwar ein Teil des akkumulierten Mehrwertes zum variablen, ein anderer Teil zum konstanten Kapital geschlagen. Die Kapitalisten vollziehen diese Akkumulation, um ihren Profit zu vermehren; aber die gesellschaftliche Wirkung dieser Akkumulation ist, daß für den Bevölkerungszuwachs die notwendigen Konsumgüter und die notwendigen Produktionsmittel bereitgestellt werden. Die Vermehrung des variablen Kapitals drückt die Beschaffung der Lebensmittel für den Bevölkerungszuwachs, die Vermehrung des konstanten Kapitals die Beschaffung der Arbeitsräume und der Arbeitsmittel für den Bevölkerungszuwachs aus.

Während aber in der sozialistischen Gesellschaft die die Produktion planmäßig leitenden gesellschaftlichen Organe dafür sorgen, daß die Ausdehnung des Produktionsapparats und die Vermehrung des Lebensmittelvorrats mit dem Bevölkerungswachstum gleichen Schritt halten, hat die kapitalistische Gesellschaft keine solchen Organe. Die Akkumulation des Kapitals hängt hier von der Willkür der Kapitalisten ab. Daher kann sie hinter dem Bevölkerungswachstum zurückbleiben oder aber das Bevölkerungswachstum überholen. Wir wollen nun zunächst untersuchen, wie sich die Akkumulation des Kapitals vollziehen müßte, um im Gleichgewicht mit dem Bevölkerungswachstum zu bleiben. Haben wir dies erkannt, dann werden wir unschwer verstehen, welche Wirkungen die Störung dieses Gleichgewichtszustandes herbeiführen muß.

Wir nehmen an, daß die Bevölkerung um 5 Prozent jährlich wachse. Soll das Gleichgewicht erhalten bleiben, muß also auch das variable Kapital jährlich um 5 Prozent steigen. Das konstante Kapital wächst schneller als das variable; um wieviel schneller, ist durch den jeweils erreichten Entwicklungsgrad der Technik bestimmt. Wir wollen annehmen, daß das konstante Kapital jährlich um 10 Prozent zunehme. So erhalten wir zum Beispiel folgende Reihe:

Tabelle I.

	Konstantes Kapital	Variables Kapital
1. Jahr	200000	100000
2. Jahr	220000	105000
3. Jahr	242000	110250
4. Jahr	266000	115762

Um die Untersuchung zu vereinfachen, nehmen wir vorerst an, daß die Mehrwertrate unverändert bleibe. Sie betrage 100 Prozent. Die Masse des Mehrwerts ist in jedem Jahre ebenso groß wie die des variablen Kapitals. Welcher Teil des Mehrwertes wird akkumuliert, welcher konsumiert? Akkumuliert wird der Teil, der genügt, das variable Kapital um 5 Prozent, das konstante Kapital um 10 Prozent zu vermehren. So beträgt zum Beispiel im ersten Jahre der Mehrwert 100 000. Zur Vermehrung des konstanten Kapitals (von 200 000 auf 220 000) werden 20 000, zur Vermehrung des variablen Kapitals (von 100 000 auf 105 000) werden 5000 gebraucht. Es werden also im ganzen 25 000 akkumuliert, 75 000 konsumiert. Im vierjährigen Verlauf stellt sich die Entwicklung folgendermaßen dar:

Tabelle II.

	Der Mehrwert beträgt	Konsumiert werden	Zum konstanten Kapital werden geschlagen	Zum variablen Kapital werden geschlagen
1. Jahr	100000	75000	20000	5000
2. Jahr	105000	77750	22000	5250
3. Jahr	110250	80539	24200	5511
4. Jahr	115762	83374	26600	5788

In jedem Jahre werden zunächst 5 Prozent des Mehrwertes dem Konsum der Kapitalisten entzogen, um zur Vermehrung des variablen Kapitals verwendet zu werden. Außerdem aber muß ein Teil des Mehrwertes zur Vermehrung des konstanten Kapitals gebraucht werden. Da der Mehrwert in demselben Verhältnis wächst wie das variable Kapital, das konstante Kapital aber schneller als das variable, muß ein von Jahr zu Jahr wachsender Teil

des Mehrwertes zum konstanten Kapital geschlagen werden. Die Akkumulationsrate (das Verhältnis des akkumulierten Mehrwertteils zum gesamten Mehrwert) beträgt daher:

Tabelle III.

	Akkumulationsrate rund
1. Jahr	25 Prozent
2. Jahr	26 "
3. Jahr	27 "
4. Jahr	28 "

Unveränderte Mehrwertrate vorausgesetzt, ist Reproduktion auf erweiterter Stufenleiter bei fortschreitender organischer Zusammensetzung des Kapitals nur dann möglich, wenn die Akkumulationsrate von Jahr zu Jahr steigt. Soll das Gleichgewicht zwischen Akkumulation und Bevölkerungswachstum erhalten bleiben, dann muß das Wachstum der Akkumulationsrate in einem festen Größenverhältnis zum Bevölkerungswachstum und zum Wachstum des konstanten Kapitals stehen. Daß dies der Fall, zeigen die Zahlen unseres Beispiels. Wer mit allgemeinen Zahlen zu rechnen gewöhnt ist, wird unschwer die Gleichung finden, die dieses Größenverhältnis allgemein ausdrückt.

Wir haben bisher das Wachstum des Gesamtkapitals beobachtet. Nun wollen wir untersuchen, wie sich das Gesamtkapital auf die beiden großen Produktionszweige — Erzeugung von Produktionsmitteln und von Konsumtionsgütern — verteilen muß.

Nehmen wir an, die Produktion im ersten Jahre stelle sich in folgender Weise dar:

	Produktionsmittelindustrien (I)	Konsumtionsgüterindustrien (II)	Ganze Produktion
Konstantes Kapital (c)	120000	80000	200000
Variables Kapital (v)	50000	50000	100000
Konsumierter Mehrwertteil (k)	37500	37500	75000
Akkumulierter Mehrwertteil: Zum konstanten Kapital zu schlagen ($\varkappa$)	10000	10000	20000
Akkumulierter Mehrwertteil: Zum variablen Kapital zu schlagen (β)	2500	2500	5000
Summe	220000	180000	400000

Wie muß sich nun das Kapital im zweiten Jahre verteilen? Daß etwa der in jeder der beiden Produktionssphären akkumulierte Mehrwert im folgenden Jahre in derselben Produktionssphäre produktiv angelegt werde, ist unmöglich. Denn der Fortschritt zu höherer organischer Zusammensetzung des Kapitals erheischt Verschiebung des Kapitals aus den Konsumtionsgüterindustrien in die Produktionsmittelerzeugung. Wir müssen also berechnen, welcher Teil des in den Konsumtionsgüterindustrien akkumulierten Mehrwertes in die Produktionsmittelerzeugung übertragen, zu ihrer Ausdehnung verwendet werden muß.

Nach den Tabellen I und II müssen im zweiten Jahre betragen:

Das variable Kapital	105000
Der konsumierte Teil des Mehrwerts	77750
Der zum variabeln Kapital zu schlagende Mehrwertteil	5250
Summe	188000

Daher muß im zweiten Jahre der Produktenwert der Konsumtionsgüterindustrien 188 000 betragen; denn nur gegen diese Wertsummen können die Konsumtionsgüter eingetauscht werden.

In den Konsumtionsgüterindustrien werden im ersten Jahre 10000 $\varkappa$ (konstantes Kapital) + 2500 β (variables Kapital) akkumuliert. Soll nun der Produktenwert der Konsumtionsgüterindustrien im zweiten Jahre 188000 betragen, können von dem in ihnen im ersten Jahre akkumulierten Mehrwert nur 5,334 $\varkappa$ + 1,333 β in den Konsumtionsgüterindustrien angelegt, der Rest muß in die Produktionsmittelindustrien übertragen werden.[1]

Mithin erhalten wir für das zweite Jahr:

		Produktionsmittelindustrien (I)	Konsumtionsgüterindustrien (II)	Ganze Produktion
	Konstantes Kapital (c)	134666	85334	220000
	Variables Kapital (v)	53667	51333	105000
	Konsumierter Mehrwert (k)	39740	38010	77750
Akkumulierter Mehrwert	Zum konstanten Kapital zu schlagen ($\varkappa$)	11244	10756	22000
	Zum variablen Kapital zu schlagen (β)	2683	2567	5250
	Summe	242000	188000	430000

Durch die gleiche Berechnung ermitteln wir die Größen für die folgenden Jahre. Wir erhalten so die folgende Reihe:

Tabelle IV.

	c	v	k	$\varkappa$	β	
1. Jahr						
I	120000	+ 50000	+ 37500	+ 10000	+ 2500	= 220000
II	80000	+ 50000	+ 37500	+ 10000	+ 2500	= 180000
	200000	+ 100000	+ 75000	+ 20000	+ 5000	= 400000
2. Jahr						
I	134666	+ 53667	+ 39740	+ 11244	+ 2683	= 242000
II	85334	+ 51333	+ 38010	+ 10756	+ 2567	= 188000
	220000	+ 105000	+ 77750	+ 22000	+ 5250	= 430000
3. Jahr						
I	151048	+ 57576	+ 42070	+ 12638	+ 2868	= 266200
II	90952	+ 52674	+ 38469	+ 11562	+ 2643	= 196300
	242000	+ 110250	+ 80539	+ 24200	+ 5511	= 462500
4. Jahr						
I	169124	+ 61738	+ 44465	+ 14186	+ 3087	= 292600
II	96876	+ 54024	+ 38909	+ 12414	+ 2701	= 204924
	266000	+ 115762	+ 83374	+ 26600	+ 5788	= 497524

Die Zahlen, die Marx im zweiten Bande des „Kapital" zur Darstellung des Reproduktionsprozesses verwendet, sind willkürlich gewählt und nicht

[1] Diese Zahlen wurden in der folgenden Weise berechnet: Im zweiten Jahre beträgt der Produktenwert der Konsumtionsgüterindustrien

$$c + v + m = 188000.$$

Da die Mehrwertrate 100 Prozent, also $v = m$, ist:

$$c + 2v = 188000.$$

Der Zuwachs des konstanten Kapitals in der Produktion der Konsumtionsgüter vom ersten auf das zweite Jahr beträgt: $c - 80000$; der Zuwachs des variabeln Kapitals: $v - 50000$. Soll von $\varkappa$ und von β ein gleicher Teil in die Produktionsmittelindustrie übertragen werden, erhalten wir:

$$(c - 80000) : (v - 50000) = 10000 : 2{,}500.$$

Löst man diese Gleichungen auf, so erhält man $v = 51333$, $c = 85334$.

frei von Widersprüchen. Dies erklärt sich unschwer daraus, daß Engels diesen Teil des Marxschen Werkes im Nachlaß des Meisters unfertig vorgefunden hat. Aber weil Marx seinen Gedankengang nicht einwandfrei dargestellt hat, muß dieser Gedankengang selbst doch nicht falsch sein. Rosa Luxemburg bescheidet sich damit, auf die Willkürlichkeiten der Marxschen Schemata hinzuweisen, und sie scheint zu glauben, daß ohne diese Willkürlichkeiten die Schemata überhaupt nicht aufzustellen wären. Wir ziehen es vor, für Marxens Gedankengang eine angemessene Veranschaulichung zu suchen und an einem von der Willkür befreiten Schema unsere Untersuchung zu führen. Darum haben wir hier *Schemata aufgestellt, die, sobald man die Voraussetzungen einmal annimmt, nichts Willkürliches mehr enthalten, deren Größen vielmehr mit zwingender Notwendigkeit auseinander folgen.*

Willkürlich sind nur die Voraussetzungen im ersten Jahre gewählt: daß das konstante Kapital 200 000, das variable Kapital 100 000 betrage, daß das variable Kapital auf die beiden Produktionssphären zu gleichen Teilen aufgeteilt sei, daß die Mehrwertrate 100 Prozent betrage und daß die Akkumulationsrate in beiden Produktionssphären gleich sei. Willkürlich ist ferner die Annahme, daß das konstante Kapital in jedem Jahre um 10 Prozent, das variable Kapital um 5 Prozent wachse. Nimmt man aber diese Voraussetzungen an, dann folgen aus ihnen alle im Schema dargestellten Größen mit mathematischer Notwendigkeit. Die Entwicklung kann nicht anders verlaufen, solange die Mehrwertrate unverändert bleibt und sofern die Akkumulationsrate in beiden Produktionssphären gleich bleiben soll. Mit unseren Schemata ist also eine einwandfreie Grundlage für die Untersuchung des von der Genossin Luxemburg gestellten Problems gewonnen.

(Schluß folgt.)

Parteipolemik.

Von **K. Kautsky.**

Für den bildungshungrigen und wahrheitsdurstigen Proletarier mag es wohl nichts Schmerzlicheres geben, als das Auftauchen und Ausfechten von Gegensätzen zwischen jenen, die er als seine besten Lehrer und treuesten Berater betrachtet. Der feste Boden, den er bisher unter den Füßen zu haben glaubte, scheint ihm zu schwinden, und schließlich dünkt ihm alle Wissenschaft nur leerer Wahn, so daß er seinem bloßen „gesunden Menschenverstand" mehr vertraut.

Das heißt indes das Kind mit dem Bade ausschütten.

Die Entwicklung der Arbeitsteilung bringt es in der bürgerlichen Gesellschaft mit sich, daß Kopfarbeit und Handarbeit immer mehr getrennten Berufen zufallen. Und die kapitalistische Entwicklung strebt dahin, durch Überarbeit und Eintönigkeit der Arbeit das geistige Leben des Proletariats vollends völlig zu verkümmern.

Die Empörung des Proletariats beginnt sich gegen diesen Zustand ebenso früh aufzulehnen wie gegen Arbeitsqual, Hungerlohn und politische Rechtlosigkeit. Es sucht immer mehr seinen Kampf aus einem instinktiven zu einem bewußten, einsichtsvollen zu gestalten. Das vermag es aber bei der heutigen Arbeitsteilung nur mit Hilfe einzelner Mitglieder jener Schicht, deren Beruf die Kopfarbeit geworden. Stellen sie sich auf den Standpunkt des Proletariats, forschen und lehren sie von diesem Standpunkt aus, dann erweitern sie den geistigen Horizont der kämpfenden

Proletarier und bringen in ihre Klassenkämpfe größere Klarheit, als der bloße Klasseninstinkt, der sogenannte gesunde Menschenverstand vermag.

Sicher wäre es erhebender für den Proletarier, und seine Zuversicht in die von den sozialistischen Intellektuellen gebrachte Wissenschaft würde eine größere, wenn diese stets in allen Punkten unter sich einig wären. Aber wenn deren Polemiken ihn an der Wissenschaft verzweifeln lassen, so beweist das nicht, daß diese unnütz ist, sondern nur, daß er von ihr mehr erwartet, als sie leisten kann. Wie die politische und die gewerkschaftliche Organisation, hat auch die Wissenschaft bestimmte Grenzen, über die sie nicht hinaus kann. Es wäre töricht, deswegen, weil Gewerkschaft und Parlamentarismus nicht alles leisten können, was man von ihnen verlangt, diese Kampfmittel aufzugeben. Die Erkenntnis der Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit vermindert nicht ihre Notwendigkeit, sie beseitigt bloß Illusionen und verhindert Enttäuschungen.

So dürfen wir auch die Wissenschaft nicht einfach deshalb verurteilen, weil sie nicht alles das leistet, was naive Leute von ihr erwarten, weil sie nicht den Besitz absoluter, unerschütterlicher Wahrheit verbürgt, über die kein Streit möglich. Wer von einer Wissenschaft, die das nicht vermag, erklärt, sie tauge nichts, schließt ebenso verkehrt wie etwa jener, der von der Gewerkschaft nichts wissen will, weil sie nicht unter allen Umständen Siege erficht. Wissenschaft heißt nicht *Besitz der vollen Wahrheit*, sondern *bewußtes* und *methodisches Suchen nach Wahrheit*. Wir kommen ihr immer näher, ohne sie je zu erreichen. Es gibt keine absolute Erkenntnis, sondern nur einen steten Prozeß des Erkennens.

Das gilt, wie für alle Wissenschaft, so auch für die von der Gesellschaft. Wenn wir Marx ehren, so tun wir das nicht, weil wir in ihm der Weisheit letzten Schluß sehen, sondern weil wir, je mehr wir unsere Gesellschaft erforschen, um so mehr finden, daß es ihm gelungen war, weiter und tiefer zu sehen als bisher irgend ein anderer, dank nicht nur seiner enormen Geisteskraft, sondern auch dem Zusammentreffen günstiger Umstände — dem Zusammenarbeiten mit dem ihm ebenbürtigen Engels, dem Umstand, daß er schließlich in demselben Maße Engländer wurde, wie er Deutscher war, ebenso die englische Ökonomie wie die deutsche Philosophie beherrschte, endlich in demselben Maße praktisch in der Arbeiterbewegung wirkte, wie er mit der kapitalistischen Praxis durch Engels vertraut wurde und so die umfassendste Praxis mit der umfassendsten Theorie vereinigte.

Daher finden wir in Marx und Engels die sichersten Führer durch das Labyrinth der gesellschaftlichen Entwicklung. Aber das enthebt uns nicht der Notwendigkeit, mit eigenen Augen zu sehen und uns auf die eigenen Füße zu stellen, mit Hilfe der durch Marx und Engels gewonnenen Erkenntnisse weiterzuschreiten. Daß dabei Meinungsverschiedenheiten unter uns auftreten, ist nicht zu vermeiden. Ja, wir müssen uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß sie unter uns Marxisten immer mehr wachsen werden. Nicht nur deshalb, weil neue Probleme auftauchen, die Marx und Engels noch nicht kannten, oder alte Probleme neue, kompliziertere Formen annehmen, sondern auch schon durch das bloße Wachstum des Marxismus. In seinen Anfängen war er eine deutsche Bewegung, heute finden wir Marxisten in den verschiedensten Ländern unter den verschiedensten politischen und sozialen Bedingungen. In seinen Anfängen bedeutete er eine Fraktion innerhalb der Arbeiterbewegung, heute werden seine Grundlinien in den meisten Ländern immer mehr identisch mit denen der Arbeiterbewegung selbst; das führt aber nicht immer dazu, daß die verschiedenen Richtungen erlöschen, die sich in der Arbeiterbewegung naturwüchsig bilden, sondern eher dazu, daß jede von ihnen versucht, aus Marx eine Bestätigung ihrer Eigenart herauszulesen, Marx in ihrem Sinne zu deuten. So werden durch das Wachstum des Marxismus innerhalb der Arbeiterbewegung deren Differenzen immer mehr zu Differenzen von Marxisten untereinander.

Solche Differenzen sind keine erfreuliche Erscheinung, aber auch keine, über die man zu verzweifeln braucht. Sie sind eine Wachstumserscheinung. Damit ist

jedoch nicht gesagt, daß wir sie leicht zu nehmen haben. Das Bedürfnis nach Einheit innerhalb des Proletariats ist so groß und die Wirkungen von Polemiken zwischen seinen Vorkämpfern und Lehrern mitunter so deprimierend, daß wir sie auf keinen Fall zu suchen haben, etwa um das geistige Leben dadurch anzuregen und der Verknöcherung vorzubeugen. Die Furcht, daß etwas Derartiges eintreten könne, brauchen wir nicht zu hegen. Das Parteileben bringt mehr Polemiken mit sich, als einem lieb sein kann. Man mag ihnen noch so sehr abhold sein, wenn man eine entschiedene Stellung innerhalb der Partei einnimmt und Gegensätze in ihr auftauchen, dann wird man oft nicht umhin können, eine Polemik aufzunehmen. Der Schreiber dieser Zeilen spricht hier aus einer bald vierzigjährigen, an inneren Parteikämpfen reichen Erfahrung. Aber gerade die Beobachtungen, die er dabei gemacht, wie auch die Tatsachen der früheren Parteigeschichte haben ihn darüber belehrt, daß nicht jeder Parteizwist schädigend wirken muß, daß die Möglichkeit vorhanden ist, Polemiken gegen Kampfesgenossen eine Form und einen Inhalt zu geben, die uns für die Nachteile des inneren Kampfes entschädigen.

Das erhält besonders aus den Polemiken, die Marx und Engels geführt. Die beiden traten nicht ohne Not mit ihrer Kritik bisheriger Gesinnungsgenossen an die Öffentlichkeit. Ihre große Schrift gegen deutsche Ideologie und deutschen Sozialismus aus dem Anfang der vierziger Jahre übergaben sie bekanntlich der „nagenden Kritik der Mäuse". An Lassalles Anschauungen hatten sie vieles auszusetzen, trotzdem veröffentlichten sie nie ein Wort, das seine Agitation stören könnte. Mit dem Gothaer Einigungsprogramm war Marx aufs äußerste unzufrieden. Aber er gab dem nur in einem vertrauten Briefe Ausdruck. Hyndmans Taktik forderte Engels zu schärfster Kritik heraus. Doch übte er sie bloß im Freundeskreis, nie vor der Öffentlichkeit.

Hielten sie es aber im Interesse unserer Sache einmal für geboten, öffentlich mit ihrer Kritik hervorzutreten, dann war ihr Bemühen stets dahin gerichtet, dem Leser damit auch neue Einblicke, neue Erkenntnisse zu eröffnen, die ihren Polemiken einen sachlichen Wert gaben, der auch dann noch bestehen blieb, als die Personen, gegen die sie sich richteten, jede aktuelle Bedeutung verloren hatten. Was sind uns heute Proudhon, Bakunin, die Bakunisten Mühlberger, Dühring? Die Schriften, die Marx und Engels gegen sie richteten, gehören aber heute noch zu den belehrendsten Büchern unserer Parteiliteratur.

Freilich ist es uns Jüngeren nicht gegeben, wissenschaftliche Polemiken von gleichem Werte zu liefern. Aber in unserem Streben sollen wir uns bemühen, Polemiken, die unvermeidlich geworden, so einzurichten, daß der Leser aus ihnen einen sachlichen Gewinn schöpft, daß die Zeit, die er dem Streite widmet, keine verlorene ist, sondern ihm vermehrtes Wissen, erhöhte Klarheit bringt.

Dann wird auch das Gefühl der Unsicherheit kein dauerndes sein, das im Proletariat eine Polemik zwischen seinen Vorkämpfern zunächst hervorruft. Es wird schließlich an Stelle der alten Sicherheit eine neue, höhere treten, an Stelle jener Sicherheit, die aus bloßem Zutrauen zum *Menschen* entsprang, eine Sicherheit, die aus tieferer Einsicht in die *Sache* entspringt; an Stelle gläubigen Hinnehmens der *Resultate* die Prüfung der *Wege*, auf denen sie gewonnen wurden, und damit größere Selbständigkeit des Urteils.

Größter wissenschaftlicher Ernst und heißestes Interesse für die Sache, hinter der alles Persönliche zurückstehen muß, das ist die Vorbedingung jeder Polemik, die mehr sein soll als schädliche Kraftvergeudung.

Und wie für die Polemiken, die wir selbst auszufechten haben, gilt das auch für die Untersuchung innerer Polemiken der Vergangenheit.

Da haben wir zum Beispiel die Kritik, die Marx an Lassalle übte. Es ist schon keine einfache Sache, sie bloßzulegen, denn, wie schon erwähnt, Marx hat bei Lebzeiten Lassalles nie ein Wort gegen ihn veröffentlicht. Und auch nach seinem Tode nur ein kurzes, sehr reserviert gehaltenes Sätzchen in der Vorrede zur ersten Auf-

lage des „Kapital". Erst nach Marx Tod wurden verschiedene Briefe bekannt, die erkennen ließen, daß Marx an Lassalle mancherlei auszusetzen hatte. Urteile in vertrauten Briefen, die erst nach dem Tod des Schreibers bekannt werden, sind aber vom Autor selbst veröffentlichten Äußerungen nicht ohne weiteres gleichzusetzen. Sie sind nicht immer so wohl überlegt, sind impulsiver, unvorsichtiger im Ausdruck, oft nur bezeichnend für eine momentane Stimmung, die bald durch andere Informationen verändert werden kann, nicht für dauernde Überzeugung. Es gehört eine sehr liebevolle und gewissenhafte Untersuchung dazu, um auf Grund flüchtiger Äußerungen in Briefen an intime Freunde einwandfrei festzustellen, welches das dauernde Urteil eines Mannes über einen anderen und dessen Sache gewesen.

Ist man zu solcher Feststellung gelangt, dann heißt es prüfen, inwieweit der Kritiker von seinem Standpunkt und auf Grund seiner Einsicht in die Dinge mit seiner Kritik im Recht war oder danebenschoß.

Eine derartige Untersuchung des wissenschaftlichen Verhältnisses zwischen Marx und Lassalle wäre keine leichte Arbeit; sie hätte sehr schwierige philosophische und ökonomische Probleme zu erörtern. Mit ausreichenden Mitteln vorgenommen, müßte sie jedenfalls unser Wissen bereichern, wie immer sie ausfallen mag. Sie ist die einzige, die der Bedeutung der beiden Männer angemessen ist.

Völlig unangebracht ist es dagegen, wenn man in ein paar flüchtigen Zeilen die Behauptung in die Partei schleudert, Marx und Engels hätten Lassalle ungerecht beurteilt, sein Werk gänzlich verkannt, und wenn man für diese starken Behauptungen nichts anderes als Beleg vorbringt, als ein irgendwo aufgeschnapptes Wort von Sextanerprosa, über dessen Ursprung und Bedeutung der Leser gänzlich im unklaren gelassen wird.

Gegen wen immer wir polemisieren mögen, ob untereinander, ob gegen Lassalle oder gegen Marx, stets sollte die Polemik so eingerichtet sein, daß sie dem Leser die Nachprüfung der beanstandeten Sätze oder Handlungen ermöglicht, ja, daß sie ihn dazu anregt. Es ist eine schlechte Gewohnheit, die sich in manche moderne polemische Schrift einschleicht, alle genauen Zitate zu vermeiden. Das trägt zur leichteren Lesbarkeit der Arbeit bei, aber wir sind keine Belletristen, für die der ästhetische Eindruck entscheidend ist. Wissenschaftliche Erkenntnis zu verbreiten, nicht bloße ästhetische Wirkung zu üben ist unsere Aufgabe.

Und nichts ist wichtiger bei einer wissenschaftlichen Polemik als die Anregung zu systematischer wissenschaftlicher Arbeit, die von ihr ausgeht. Nur solche Arbeit bringt uns in der Erkenntnis weiter. Das bloße Diskutieren entwickelt nur die advokatorischen Fähigkeiten. Jedes Diskutieren und Polemisieren ist verfehlt, das uns Zeit und Lust zu systematischem Studium nimmt. Wertvoll sind nur Diskussionen und Polemiken, die zu solchem Studium antreiben.

Unsere Polemiken so einzurichten, daß sie in dieser Weise wirken, muß stets unser Hauptaugenmerk sein, wenn Provokation oder das Auftauchen tiefgehender Gegensätze uns zu dem unerfreulichen Geschäft des Polemisierens gegen Kampfgenossen zwingt. Durch solche Polemik werden wir uns als die richtigen Schüler des großen Mannes erweisen, dessen dreißigsten Todestag wir jetzt begehen.

Literarische Rundschau.

Fr. Selter, Regierungsrat, **über die Einführung von Tarifverträgen in den Großbetrieben des Maschinenbaus und verwandten Betrieben.** Berlin 1911. Kommissionsverlag, Polytechnische Buchhandlung A. Seydel. 94 Seiten.

Eines der bedeutsamsten Kampfobjekte der Gewerkschaften ist seit einer Reihe von Jahren die Einführung von Tarifverträgen oder anderen Abmachungen verwandter Art zwischen Unternehmervereinigungen und Arbeiterorganisationen in der deutschen Metallindustrie und vor allem im Maschinenbau. Deshalb ist diese

von einem Regierungsbeamten geschriebene, sich objektiv gebende, freilich aber den Unternehmerstandpunkt aufs schärfste, wenn auch nicht am geschicktesten vertretende Schrift von Interesse. Wie so viele Techniker kann auch Regierungsrat Selter die Probleme nur mit dem Unternehmerauge sehen. Da er auch ein preußischer Regierungsrat ist, so verstärkt sich der Unternehmerstandpunkt trotz der Betonung der Objektivität. An zahlreichen Stellen seiner nicht umfangreichen Schrift betont der Verfasser immer wieder seine technischen Erfahrungen, aber niemals kann oder will er sich darauf berufen, daß er auch die Bedürfnisse der Arbeiter kennt. Er stellt es zum Beispiel einmal so dar, daß die Arbeiter erstaunt waren, als sie nach einer zwanzigprozentigen Akkordreduktion durch schnelleren Lauf der Maschinen zu den gleichen Löhnen kamen. Daß aber der ganze Vorteil hierbei nur dem Unternehmer zugute gekommen ist, daß die Arbeiter nur erhöhte Anstrengungen, gesteigerte Aufmerksamkeit und Verantwortung, wachsende Unfallgefahr und vielleicht auch vermehrte Arbeitslosigkeit zu verzeichnen hatten, wird von Selter nicht festgestellt. Für ihn ist das Problem gewaltig gesteigerter Leistung durch die Konstatierung gleichbleibenden Verdienstes erschöpft. Das erweist, daß der Regierungsrat nur wie ein Unternehmer denken kann. Noch besser kennzeichnet diese Schrift ihr resumierender Schlußsatz, den wir folgen lassen:

> Erst dann, wenn die Arbeiter in dem Tarifvertrag nicht mehr das Allheilmittel zur Besserung ihrer Lage sehen, wenn sie vielmehr wieder lernen, ihren Arbeitgebern zu vertrauen und in ihnen nicht ihre Feinde, sondern ihre besten Freunde zu sehen, und wenn umgekehrt aber auch die Arbeitgeber sich immer mehr ins Gedächtnis zurückrufen, daß die Arbeiter das wichtigste Glied ihres Unternehmens bilden und daß dieses nur gedeihen kann, wenn es ihrer Arbeiterschaft gut geht, und daß sie daher den berechtigten Wünschen ihrer Arbeiter nach Lohnerhöhung, gerechterer Akkordberechnungsmethode und Arbeitszeitverkürzung, soviel es in ihrer Gewalt liegt, nicht gezwungen, sondern freiwillig entgegenkommen müssen, erst dann wird auch in diesen Gewerben der so sehnsüchtig herbeigesehnte gewerbliche Frieden wieder einkehren.

Dabei muß man aus dem Inhalt der Schrift wissen, daß die gerechtere Akkordberechnungsmethode, von der da gesprochen wird, das amerikanische Prämienlohnsystem ist, dieses die höchste Arbeitsleistung aus den Arbeitern herauspressende System, dessen Vorteile, wie ja jeder weiß, der die Erörterungen in den technischen Zeitschriften kennt, auf der Seite der Unternehmer liegen. Anzunehmen, daß man mit den deutschen Arbeitern auf Grund der Ratschläge im Schlußsatz der Schrift zum „sozialen Frieden" kommen könne, daß man die Tatsache einfach beiseite schieben könne, daß die Metallarbeiter die größte Gewerkschaftsorganisation besitzen, zeugt von einer Weltfremdheit, die nicht aufgewogen wird durch den so häufig betonten Aufenthalt des Verfassers in den Fabriken.

Nicht bloß von den Arbeitern weiß der Regierungsrat nichts, er weiß eigentlich auch nichts von den Unternehmern. Er hält den Tarifvertrag unter anderem für unmöglich „infolge des immer mehr gesteigerten Wettbewerbes der einzelnen Fabriken". Dabei leben wir nicht nur in einer Zeit der gemeinsamen Verkaufsbureaus und der Kartelle, sondern auch in einer Periode mannigfacher Ausgleichung der Produktionsbedingungen infolge der immer gleichartiger werdenden Fabrikeinrichtungen und der immer wachsenden Ähnlichkeit auch anderer Produktionsvoraussetzungen, so der Preise von Roh- und Hilfsstoffen, von Halbfabrikaten, der Gleichheit des Zinsfußes, der Gemeinsamkeit der Bankverbindungen usw. Nur für die Bezahlung der Arbeitskräfte wie für die Form der Entlohnung und für die Festsetzung der Löhne soll die volle Freiheit des Unternehmers gelten, sollen gemeinsame Vereinbarungen nicht in Betracht kommen dürfen. Mit allen möglichen Gruppen muß der Metallindustrielle Abmachungen treffen, so mit den Lieferanten der Werkzeugmaschinen, mit den Händlern von Stabeisen und Stahl, von Messing und Kupfer und anderen Metallen, von Kohle usw. usw., mit den Abnehmern

müssen gleichfalls alle möglichen Abkommen getroffen werden, und sehr häufig sind es Abmachungen mit Vereinigungen, mit Verbänden, bei denen der einzelne Maschinenindustrielle zurücktritt, weil seine Unternehmerkorporation den Vertrag abschließt, nicht er selbst. Nur mit den Arbeitern soll das ausgeschlossen sein. Den Arbeitern gegenüber soll der Unternehmer beziehungsweise seine Organisation als der notwendigerweise allein Gebietende erscheinen. Deshalb vertritt der Regierungsrat auch „die einseitig von Arbeitgebern geleiteten Nachweise". Er behauptet, daß sie „im großen und ganzen bis jetzt kaum Anlaß zu Klagen gegeben". Weiß er wirklich nichts von der Schrift über den Mannheim-Ludwigshafener Arbeitsnachweis, in der dokumentarisch unerhörter Mißbrauch des Arbeitsnachweises zum Schaden der Arbeiter nachgewiesen ist? Weiß er nichts von den Praktiken der Unternehmerarbeitsnachweise für Metallarbeiter in Berlin und in Leipzig, in Hamburg-Altona usw., die Gegenstand so vieler Kämpfe gewesen sind?

Nach sehr bequemen Methoden beweist der Verfasser, daß der Arbeiter überhaupt nicht befähigt ist, den Akkord für eine Arbeit, die er noch nicht ausgeführt hat, festzusetzen, obgleich ja die Arbeiterorganisationen genau ebenso wie die Kalkulationsbureaus, in denen frühere Arbeiter wirken, aus den bekannten Ansätzen für jede einzelne Arbeitsleistung auf Grund der Detailzeichnungen sehr wohl Akkordfestsetzungen vornehmen könnten. Daran würde das Problem sicherlich nicht scheitern, daß auch der Verband der Metallarbeiter die erforderlichen technischen Beamten anzustellen, die notwendigen Bureaus einzurichten hätte, um durch Vor- und Nachkalkulation die Beteiligung der Arbeiter bei der Akkordfestsetzung zu ermöglichen. All die Einwendungen wie die Mannigfaltigkeit der Bestellungen, Verschiedenheit der Maschinen und Betriebseinrichtungen haben weit weniger Bedeutung, als die Gegner der Tarifverträge meinen. Würden die Unternehmer von ihrem ablehnenden Standpunkt abgebracht werden, so würden sie schon die Einfachheit der Berechnungen selber herbeiführen, da sie ja alle Elemente der Berechnung besitzen, und wie jeder Techniker weiß, nicht jede Maschine und diese nicht nach jeder geänderten Betriebseinrichtung etwa immer neu berechnen. Der allergrößte Teil der Berechnungen ist weit einfacher, als man dem Fernstehenden vorzumachen beliebt. Der Verfasser müht sich vergebens ab, den Tarifvertrag für technisch unmöglich und nicht für erforderlich zu betrachten. Und außerdem macht er sich noch die Mühe, ihn für nicht zweckmäßig und wünschenswert zu erweisen.

Wir sind überzeugt, daß es nicht die Gründe sind, die Regierungsrat Selter anführt, die für die Ablehnung der Vereinbarungen mit dem Metallarbeiterverband den Ausschlag gaben. Das hieße den Leitern einer Industrie von gewaltigsten organisatorischen, technischen und kommerziellen Erfolgen kurzsichtige Borniertheit auf dem wichtigsten Gebiete der Produktion vorwerfen. Für die Unternehmer handelt es sich nicht um die Beweisführung des Herrn Selter, sondern um wichtige Machtfragen. Sie lassen natürlich ihren Standpunkt verfechten, sie haben aber nur sehr ungeschickte literarische Vertreter, weil sie nicht mit Offenheit bekennen dürfen, daß es sich für die Unternehmer um reine Machtfragen handelt. Die Gründe, die gegen die Tarifverträge ins Feld geführt werden, sind zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung bestimmt, sie sind aber nicht die wirklichen Gründe des absoluten Herrenstandpunktes. Auch die Selterschе Schrift führt, obwohl gegen den Willen des Verfassers, zur Erkenntnis des reinen Machtstandpunktes der Unternehmer. Das allein kann verzeihen lassen, daß wir diesem Buche so vielen Raum gewidmet haben. ad. br.

Notizen.

Die **Dumawahlen** hat bei uns Genosse Stiekloff in einem Artikel (in Nr. 10) und einer Notiz (in Nr. 16) behandelt. Trotzdem er sich bemühte, so objektiv als möglich zu urteilen, haben seine Ausführungen doch eine Reihe von Genossen und

Organisationen der verschiedensten Richtungen veranlaßt, uns Erwiderungen und Berichtigungen zu senden, was kein Wunder ist angesichts der schroffen Gegensätze innerhalb der Sozialdemokratie Rußlands, die es unmöglich machen, eine Parteiaktion in einer Weise darzustellen, die alle Fraktionen befriedigt. Wir mußten alle diese Einsendungen zurückweisen, weil jede strittige Punkte enthielt, deren Veröffentlichung den Ausgangspunkt zu einer großen Polemik zu geben drohte. Für Polemiken über russische Parteiinterna ist aber die „Neue Zeit" nicht der richtige Ort.

Unter den zurückgewiesenen Erwiderungen befand sich auch eine des jüdischen „Bundes". Er ersucht uns jetzt, wenn wir nicht in der Lage sind, seine ganze Einsendung aufzunehmen, wenigstens der Feststellung Raum zu geben, daß der Bund das ihm vorgeworfene Wahlbündnis mit der polnischen sozialistischen Partei ohne die polnische Sozialdemokratie erst abschloß, nachdem diese letztere es abgelehnt, ein Wahlbündnis mit ihm einzugehen und sich nur zu einer „technischen Verständigung" bereit erklärt hatte.

Da die Genossen vom Bund auf diese Feststellung besonderen Wert legen und wir nicht annehmen können, daß aus ihr eine Polemik entspringen kann, kommen wir ihrem Wunsche hiermit nach. Die Redaktion.

Die Schule und die psychopathischen Kinder. Die Schule schaltet jetzt zwar die schwachbegabten Kinder aus, aber es verbleiben ihr noch weit schlimmere Elemente, die sich selbst, den anderen Kindern und der Schule Schaden zufügen: die psychopathischen Naturen, die Schwererziehbaren, die Kinder mit starker Urteils- und Willensschwäche, großen Stimmungsschwankungen und komplizierten, aber ungezähmten Affekten und Trieben. Solange sie noch in der Klasse sind, kann es nicht zu ruhigem, stillem, stetem und beschaulichem Einfühlen und Arbeiten kommen, die doch den sicheren, ruhigen Gang des Unterrichts allein gewährleisten. Jede Störung verbraucht mindestens die doppelte Zeit der eigentlichen Unterbrechung der Arbeit, da die Nachwirkungen der Vorfälle die Aufmerksamkeit anders gerichtet hat und es erst geraumer Zeit bedarf, bis die alten Reize die des Vorfalls an Stärke überwinden, bis der alte Gefühlshintergrund wieder vorhanden ist. Ist das der Fall, so können sich die Leistungen wieder zur gleichen Höhe erheben, vorausgesetzt, daß alle Kinder wieder ihre Aufmerksamkeit einstellen können. Jede Klasse hat mehrere zarte, mehr gefühlsmäßig veranlagte Kinder, die jede Störung aus dem Gleichgewicht bringt, die lange Zeit der Ruhe und Sammlung bedürfen, um wieder zur normalen Gefühlslage und zur Leistungsfähigkeit zu kommen. Und wer wollte behaupten oder gar beweisen können, daß diese Kinder nicht fürs ganze Leben geschädigt werden können in gemütlicher Beziehung oder in ihrem Wollen und Streben, in ihren Taten falsch gerichtet werden können durch die Einwirkung psychopathischer Kinder? Es erleidet also der gesamte Schulbetrieb Einbuße, und einzelne Kinder können Schaden nehmen fürs ganze Leben.

Fast immer, wenn ich für die Psychopathen eintrete, entgegnet man: Eine besondere Fürsorge ist nicht nötig, so viel Psychopathen gibt es nicht. Nun einige Zahlen. In der Poliklinik der Charité in Berlin werden jährlich 200 im Kindesalter stehende Psychopathen gezählt. Ich leitete früher in Berlin eine Anstalt für normale und hatte unter 170 Kindern 22 Psychopathen. Daß andere Anstalten angeblich keine Psychopathen haben, liegt in der absoluten Unkenntnis der Psychopathologie sowohl seitens des Leiters als auch der Lehrer. Kennt keiner Psychopathen, so gibt es keine. Denke man nur, an zwei Orten in Berlin gezählt 222 Psychopathen, setzt man die gleichen Verhältnisse für die anderen Anstalten und Schulen, so ist 700 bis 800 nicht zu hoch gegriffen.

Der zweite Einwand ist der: Wenn es wirklich so schlimm ist mit den Psychopathen, wenn sie doch einmal eine Tendenz zur Vagabondage, zur Prostitution, zum Verbrechen in sich tragen, so ist Hopfen und Malz verloren. Stimmt auch

nicht. Die moderne Psychiatrie und Heilpädagogik haben allerdings festgestellt, daß unter den erwachsenen Verbrechern viele Psychopathen sind, sie haben aber auch sonnenklar konstatiert, daß viele, ja die meisten nicht die Wege gegangen wären, die sie gingen, wenn sich ihnen rechtzeitig die rettenden Hände dargeboten hätten. Psychopathen sind zu brauchbaren Menschen zu erziehen, sie sind selbständig, zuverlässig und ehrlich zu machen. Woraus dem Staate der Vorwurf der Gewissenlosigkeit nicht erspart werden kann, wenn er nicht bald großzügig und umfassend für die Psychopathen sorgt. Ein großes Kapital an Volksgesundheit, Volkskraft und Volkssittlichkeit geht hier durch Lauheit und Bequemlichkeit verloren. Wenn man die Psychopathen sachgemäß erziehen läßt, wird viel Geld gespart für Gefängnisse, Krankenhäuser, Idioten- und Irrenkliniken, Magdalenenhäuser, Zucht- und Arbeitshäuser.

Und endlich der dritte Einwand, der der Vergangenheitsfanatiker: Wir waren auch in der Schule, uns hat es nicht geschadet, warum soll es jetzt schaden? Sicher war es früher in der Schule nicht so schlimm, da die Nervenkraft des einzelnen und des Volkes noch nicht so gesunken war als heute, wo abgehetzte Menschen in ihrer Nachkommenschaft Psychosen oder Neurosen zeitigen.

Über das Vorhandensein von schwer erziehbaren Kindern ist jedermann unterrichtet, die Kinder erzählen es zu Hause, aber recht wenige wissen, daß ein großer Unterschied besteht zwischen Schultaugenichtsen und diesen Kindern. Schultaugenichtse waren immer so verkommen, faul, frech, anmaßend, verlogen usw., schwer erziehbare, psychopathische Kinder sind oft anfänglich wohlgelittene Kameraden; der Schultaugenichts sucht stets seinen Vorteil, der Psychopath nicht, er ist erregt ohne Grund oder aus Veranlassungen ganz minimaler Natur, die in gar keinem Verhältnis stehen zur Reaktion. Diese Nichtschultaugenichtse müssen anders behandelt werden, da sie seelisch krank und widerstandslos sind, eine falsche Behandlung, ob bewußt oder unbewußt, ist immer eine schwere Versündigung an ihnen. Ihr Gemüt wird verdüstert und verstimmt, Haß und Trotz, Groll und Rachsucht setzen sich fest und gewinnen allmählich die Überhand; Gleichgültigkeit, Teilnahmlosigkeit, Undankbarkeit, Anmaßung, Selbstüberhebung, unberechtigter Stolz, Schadenfreude, Habgier, grenzenloser Geiz, das sind die Gefühle, die alle altruistischen Gefühle und Regungen im Keime ersticken und töten. So entstehen durch falsche Behandlung Wüstlinge, Wollüstlinge, Erpresser, Betrüger, Hochstapler, Vagabonden, Prostituierte und Verbrecher. Schuld daran trägt die Schule, die sich ihrer nicht entledigte, die nicht gebieterisch Heilpädagogien für diese Kinder forderte, Schuld daran trägt die Gesellschaft, die keine Einrichtungen schuf für Psychopathen.

Die Frage: Wohin? ist bislang noch nicht befriedigend gelöst. Bestehen doch erst zwei Anstalten, eine kleine mit 25 Betten in Templin und eine größere in Göttingen. Beide sind ganz jungen Datums. Man hilft sich, indem man die Kinder in eine Idiotenanstalt überweist. Hier werden sie bald der Held, der Anführer, da sie infolge ihrer gar nicht oder nur wenig geschädigten Intelligenz die anderen weit überragen, jeder ordnet sich ihnen unter, und so werden sie die innere Veranlassung zu allerhand Vergehen, Widersetzlichkeiten und Revolten. Andere Ärzte wiederum schicken die Psychopathen in eine Irrenklinik. Hier leiden sie unter den Verrückten wahre Folterqualen. Unter den Wahnsinnigen können die Kinder selbst irrsinnig werden, da jeder psychopathischen Konstitution eine Tendenz zum Irrsinn innewohnt. Wer kann das verantworten, daß Kinder, denen zu helfen gewesen wäre, irrsinnig werden? Ist die Widerstandskraft der Patienten noch nicht gesunken, so nehmen sie doch gewaltigen Schaden an ihrer Seele durch den Umgang mit Irrsinnigen.

Die Familienpflege, zu der man in der Not noch greift, ist auch nicht der richtige Ausweg. Die Familien, die Fürsorgekinder aufnehmen, sind niemals in der Lage, sachgemäß zu helfen, sie machen es so gut oder schlecht sie es können, es fehlt

ihnen jede Sachkenntnis. Familien, die Verständnis genug besäßen, lehnen es ab, sofern sie selbst Kinder haben, dieweil sie eine psychische Ansteckung befürchten. Und wer will ihnen das übel deuten?

Es bleibt kein Ausweg. Den Kindern muß geholfen werden, die gesunden Kinder müssen geschützt werden, also müssen Anstalten entstehen für Psychopathen. Und dies ist nicht schwer. Man braucht nicht tief in den Staatssäckel zu greifen, man braucht überhaupt kein oder nur sehr wenig Geld auszugeben, wenn man die Zöglinge in den bestehenden Fürsorgeanstalten nur anders gruppieren, wenn man aus allen Anstalten eines größeren Verbandes alle Psychopathen sammeln und in einer Anstalt vereinigen würde, so hätte man die Anstalt für Psychopathen, die ihrer Aufgabe gewachsen sein wird, wenn man den richtigen Leiter wählt, nämlich einen Psychopathologen und nicht nach bekanntem Muster einen Theologen oder Mediziner. Beide Berufe berechtigen absolut nicht zur Leitung einer Anstalt für Psychopathen, die abgelegten Examina besagen nur, daß der eine praktischer Arzt ist und der andere die Seelsorge ausüben darf. Und beides deckt sich nicht mit der Behandlung der Psychopathen. Der Leiter eines Heilpädagogiums muß die nötigen psychiatrisch-neurologischen Kenntnisse mit pädagogischem Wissen vereinigen, er muß selbst lange Zeit in einer ähnlichen Anstalt tätig gewesen sein, um nicht erst im dunkeln zu tappen. Und dann ist es ganz gleichgültig, ob der Leiter die medizinischen, theologischen oder pädagogischen Examina abgelegt hat, ja es kann sogar ein Angehöriger irgend eines anderen Berufs sein, hat er diese seine besondere Eignung erwiesen, so ist er zur Leitung berechtigt. Da es noch keine staatlichen Anstalten für Psychopathen gibt, müssen die späteren Leiter ihre praktische Ausbildung in privaten medizinisch-pädagogischen Kinderheimen erhalten. Heilpädagogische Seminare sind zu gründen zur Ausbildung der Leiter und Lehrer. Kurse sind abzuhalten, in denen die besten Psychopathologen die Zuhörer schulen.

Wenn einmal die Schule frei sein wird von diesen hemmenden Elementen, dann wird es keine Schulmüdigkeit mehr geben, wenigstens keine ständige. Die Geschicke der Völker entscheiden sich nicht auf dem Schlachtfeld, sondern in der Kinderstube. Das Volk, das die tüchtigsten Kinder erzieht, wird berufen sein zur Fortführung der Kultur. Gustav Major, Zirndorf.

Zeitschriftenschau.

Im Februarheft des „Kampf" gibt Ernst Garami in einem Artikel „Der **Wahlrechtskampf in Ungarn**" eine Geschichte dieses Kampfes. Bis zur Zeit des Ministeriums Fejervary-Kristoffy war die ungarische Sozialdemokratie die einzige Partei, die für das allgemeine, gleiche Wahlrecht eintrat, trotz der heftigsten Verfolgungen. Aber in Ungarn bildet das industrielle Proletariat nur einen kleinen Teil der Bevölkerung. Durch die Arbeiterschaft allein konnte die Wahlreform nicht geschaffen werden. Die Partei mußte darum bestrebt sein, neben der Propaganda unter der Arbeiterschaft im Bürgertum eine der Wahlreform günstige öffentliche Meinung zu schaffen. Weiter mußte sie trachten, die Wahlreform vor die Gesetzgebung zu bringen und darum dem Pseudoparlamentarismus die Maske herunterzureißen.

Ein bedeutungsvoller Erfolg dieser Propaganda war die Erklärung Kristoffys, des Ministers des Innern, für das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht. Denn Hof und Regierung konnten auf diesen Ausweg aus der Parlamentskrise nur verfallen, weil sie wußten, daß die Wahlreformidee in den breiten Schichten des Volkes eine mächtige Anhängerschar zählt. Die Koalition, die sich im Kampfe gegen die Regierung befand, war jeder demokratischen Reform feindlich

gesinnt. Die Arbeiterschaft machte mit voller Kraft Front gegen die unter dem Schlagwort des Parlamentarismus kämpfende Koalition und stellte sich an die Seite der den Willen des Herrschers verkörpernden Regierung. Damit nahm die Partei den Kampf gegen die gesamte bürgerliche Meinung des ganzen Landes auf, trotz des Verdachtes der Dienstbarkeit für den Absolutismus. Die Arbeiterschaft ging ohne Schwanken ihren eigenen Weg und gab damit ein glänzendes Zeugnis politischer Reife. Durch das Pluralitätssystem Andrassys suchte sich die Koalition ihrer Verpflichtung, das allgemeine Wahlrecht einzuführen, zu entledigen. Damit wäre auf lange Zeit eine anständige Reform verhindert worden. Daß dieser Versuch mißglückte, ist hauptsächlich das Verdienst jener Gruppe der Unabhängigkeitspartei, die sich um Julius Justh sammelte. Sie gründete eine neue Partei, nachdem die Koalitionsregierung gestürzt und Khuen-Hedervary an die Regierung gekommen war. Nun gab es auch innerhalb des Parlamentes eine Kampftruppe für ein demokratisches Wahlrecht, und der sozialdemokratische Parteitag 1911 faßte fast einstimmig den Beschluß, ein Bündnis mit der Justhpartei zu schließen, unter der Bedingung, daß diese Obstruktion gegen die Wehrvorlage mache unter der Parole, die Wahlreform müsse vorausgehen. Durch Monate hindurch wurde die Gesetzwerdung der Wehrreform verhindert. Nach dem Sturze der Regierung Khuen wurde Ladislaus Lukacs Ministerpräsident, den man bisher für einen entschlossenen Anhänger des allgemeinen Wahlrechtes gehalten hatte. An die Regierung gelangt, ließ er die Maske fallen und unterbreitete der Justhpartei einen vollständig undemokratischen Wahlrechtsentwurf. Diese blieb aber dem Bündnis mit der Sozialdemokratie treu. Lukacs verbündete sich nun mit Tisza, und es folgte der bekannte Verfassungsbruch und die Gewaltherrschaft Tiszas. Dies zwang die ehemaligen Parteien der Koalition, sich wieder der Justhpartei zu nähern. Aber hindernd stand zwischen ihnen das von der Justhpartei mit der Sozialdemokratie geschlossene Wahlrechtsbündnis, das das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht zur Grundlage hatte. Doch die Wahl Tiszas zum Präsidenten des Hauses und die Revolution des Proletariats vom 23. Mai beschleunigte den Zusammenschluß. Damit wurde der Kampf ums Wahlrecht untrennbar mit dem großen Kampfe der verbündeten Opposition für die Wiederherstellung der Verfassungsmäßigkeit verknüpft. Freilich ein Opfer mußte die sozialdemokratische Partei diesem Erfolg bringen. Man mußte sich auf ein Minimum der Forderungen einigen, für das alle gemeinsam zu kämpfen bereit waren. Ein Wahlrechtsentwurf wurde aufgestellt, der weniger gibt, als die sozialdemokratische Partei programmmäßig fordert. Ihren prinzipiellen Standpunkt und den rastlosen Kampf für ihn wahrte sich die Partei dabei in vollem Umfang trotz der Konzession an die praktische Politik. Angesichts der großen Bedeutung des zustande gekommenen Bündnisses, das anders unmöglich gewesen wäre, schien das Opfer nicht gar zu schwer.

Mit dem Wahlreformentwurf, den Lukacs dem Parlament vorlegte, begann eine neue Phase des Wahlrechtskampfes. Die Pester Demokraten, die Partei der Industriellen und Kaufleute, verließen die Regierung und schlossen sich der Opposition an, viele Abgeordnete traten aus der Regierungspartei aus, bald wird die Regierungspartei eine Minderheit im Parlament sein. Selbst wenn, was ganz unwahrscheinlich scheint, der Lukacssche Entwurf Gesetz werden sollte, wird er doch nicht hindern können, daß der demokratische Gedanke in absehbarer Zeit triumphiert.

Aufgabe der sozialdemokratischen Partei war es, jede Reform, die ein Minimum an Demokratie nicht erreicht, zu hindern, ihr leitender Gesichtspunkt, daß die Partei nicht Mandate, sondern Wähler braucht. Sie sorgte dafür, alle jene Schichten, für welche die Idee der Wahlrechtsdemokratie gesellschaftlich möglich ist, zu gewinnen und den Gegner zu isolieren. Diese Aufgabe ist zum großen Teil schon gelöst, freilich nur durch geschickte Ausnutzung politischer Konjunkturen. Aber die geschickteste Taktik kann mangelnde Kräfte nicht ersetzen. Die Sozialdemokratie Ungarns verfügt eben bereits über bedeutende Kräfte. Auch die Partei-

tagsberichte und Gewerkschaftsausweise wie die erstarkende Parteipresse legen Zeugnis dafür ab und bezeugen auch das vertiefte Klassenbewußtsein und Selbstbewußtsein der großen Massen des Proletariats.

Rjasanoff veröffentlicht einen Artikel von Friedrich Engels „**Die Bewegungen von 1847**", den dieser für die „Deutsche Brüsseler Zeitung" im Januar 1848 geschrieben hat. Der Artikel gibt einen Überblick über den ganzen politischen Entwicklungsgang jenes Jahres.

Das Jahr 1830 hatte einen Höhepunkt der revolutionären Bewegung der Bourgeoisie bedeutet. Dann nahm wieder die Reaktion überhand bis 1840, aber von da an begannen die gegen den bestehenden Zustand gerichteten Bewegungen aufs neue. Das Jahr 1847 brachte eine Reihe von Siegen für die Fortschrittsparteien aller Länder. Es entschied nichts, aber es stellte überall die Parteien einander scharf gegenüber; es stellte alle Fragen so, daß sie jetzt gelöst werden müssen.

In einer Analyse der Bewegungen, die sich 1847 in fast allen Ländern Europas und in Amerika abspielten, zeigt Engels, wie überall die Bourgeoisie gewaltige Fortschritte gemacht hat. Aber damit hat sie nur den Demokraten und Kommunisten die Wege gebahnt. Noch ist die Bourgeoisie notwendig, um die Reste des Mittelalters zu beseitigen. Gleichzeitig vermehrt sie das Heer des Proletariats und schafft die Grundlage der materiellen Mittel, deren das Proletariat zu seiner Befreiung bedarf.

In einem Artikel „**Die Klassengliederung der Wahlberechtigten**" stellt Friedrich Adler mit Hilfe einer im „Österreichischen Statistischen Handbuch" auf Grund der Reichsratswahlen von 1907 veröffentlichten Statistik über die Berufsgliederung der Wahlberechtigten eine Berechnung der Klassengliederung der Wähler an. Dabei zeigt sich, daß die Gruppe jener Arbeiter, die den sozialistischen Ideen am leichtesten zugänglich sind, beinahe anderthalb Millionen Wahlberechtigter umfaßt, während die Sozialdemokratie 1907 nicht viel mehr als eine Million Stimmen bekam. Da aber auch andere proletarische Elemente, wie Landarbeiter, Kanzleihilfskräfte usw., ferner Lehrer und Beamte, Kleingewerbetreibende und Bauern, teilweise sozialdemokratisch gewählt haben, so ergibt sich, daß wir einen noch geringeren Teil der anderthalb Millionen Stimmen der industriellen Arbeiterschaft erhalten haben. Die Zahl aller Wähler, bei denen die Agitation der Partei erfolgreich sein kann, beträgt mindestens zwei Millionen. Im Jahre 1907 hatten wir also von den Schichten, die zu erreichen unsere Aufgabe ist, knapp die Hälfte für uns gewonnen. Daraus zeigt sich deutlich, wieviel Arbeit wir noch zu leisten haben.

In einem Artikel „**Der Kampf um das Koalitionsrecht der Staatsangestellten**" zeigt Otto Glöckel, wie es der österreichischen Regierung mit Hilfe der bürgerlichen Parteien gelungen ist, die Koalitionsfreiheit der Staatsangestellten zu untergraben und in der neuen Dienstpragmatik ein Ausnahmegesetz zu schaffen, das die Staatsangestellten zu bevormundeten Bürgern minderer Ordnung herabdrückt.

In einem „**Arbeitslosigkeit**" betitelten Artikel zeigt Adolf Braun, daß die Arbeitslosigkeit nicht nur die Lage der von ihr betroffenen Arbeiter, sondern die ganze Volkswirtschaft entscheidend beeinflußt. Denn in den Industrieländern tritt die Wirkung der Ernten auf die Gestaltung der Konjunktur immer mehr zurück gegenüber der Wirkung, die die Konsumkraft der industriellen Arbeiterschaft ausübt. Braun zeigt nun eingehend, auf welche Weise die Arbeitslosenstatistik ausgebaut werden sollte.

Adelheid Popp schildert, welche Wirkung **Minna Kautsky** mit ihren Dichtungen auf die österreichischen Arbeiterinnen ausgeübt und wie sehr sie dadurch der Arbeiterinnenbewegung in deren ersten Anfängen genützt hat. a. s.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



1. Band Nr. 24 Ausgegeben am 14. März 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Taumel.

Napoleons Alternative, Europa werde entweder republikanisch oder kosakisch sein, scheint der Kapitalismus jetzt für seine Gesellschaft endgültig entscheiden zu wollen. Weil auf der Balkanhalbinsel ein mörderischer Krieg die Völker dezimiert, das Land verwüstet und finanziell ausgeblutet hat, sprechen die deutschen Offiziösen von dem Erstehen einer slawischen Großmacht, gegen die Deutschland sich wappnen müßte. Weil der Balkankrieg gezeigt hat, daß Rußland noch lange nicht von den Schlägen der Revolution und der Japaner sich erholt hat, daß es keineswegs kriegsbereit ist und vollauf beschäftigt mit seinen Raubplänen im fernen Osten, sprechen die deutschen Offiziösen von der Notwendigkeit, gegen das immer fürchterlicher drohende Slawentum zu rüsten. Die Gefahr, kosakisch zu werden, ist längst nicht mehr eine russische Gefahr. Jeder kapitalistische Großstaat hat die Tendenz zum Kosakentum in sich und stellt immer mehr alle Kräfte der Nation in den Dienst dieses Kosakentums. Während Deutschland begründeten Anspruch auf den Ruhm hat, das Signal zu dem unerhörten Rüstungstaumel gegeben zu haben, der von neuem die kapitalistische Welt erfaßt hat, darf die französische Republik sich rühmen, auf dem Wege zum Kosakentum einen entscheidenden Schritt vorwärts zu machen.

Seitdem der Militarismus in seiner modernen Form existiert, ist ihm nur ein einziges kleines Zugeständnis entrissen worden, die Verkürzung der Dienstzeit. Auch dieses Zugeständnis ist nicht freiwillig gemacht worden. Bei der raschen Vermehrung des deutschen Volkes hatte der Militarismus nur die Wahl, bei Aufrechterhaltung der dreijährigen Dienstzeit auf die Ausbildung eines erheblichen Teiles der Waffenfähigen zu verzichten, weil das Reich die ungeheuren Kosten des dreijährigen Dienens aller Waffenfähigen nicht hätte tragen können, oder aber die Dienstzeit zu verkürzen und dadurch die Möglichkeit zu erlangen, die Zahl der Dienenden zu vermehren. Diese Reform führte Caprivi gegen den erheblichen Widerstand eines erheblichen Teiles der Generalität durch. Zugleich blieb die Reform unvollständig, da für die Spezialwaffen, die Kavallerie, reitende Artillerie, die

Matroseninfanterie und -artillerie und die Marine die dreijährige Dienstzeit blieb, die eine ungerechtfertigte Härte gegen den Pechvogel darstellt, den das dreijährige Los trifft. Die Verkürzung der Dienstzeit in Deutschland machte es möglich, daß Frankreich — später und unvollständiger auch Österreich — diesem Beispiel folgen konnte. Auf die neue Heeresvermehrung antwortet aber jetzt Frankreich mit der Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit.

Die dreijährige Dienstzeit bedeutet keine Vermehrung der im Kriegsfall zur Verfügung stehenden Kämpfer. Darauf muß Frankreich mit seinen 39 Millionen verzichten. Hat es doch ohnehin in den Dienst des Militarismus gestellt, was es nur stellen konnte. Aber die dreijährige Dienstzeit bedeutet die Vermehrung der aktiven Armee um ein Drittel, also die Vermehrung der unmittelbar zur Verfügung stehenden Truppenmacht und zugleich die vermehrte Schulung der Eingezogenen im Geiste des Militarismus. Die Verlängerung der Dienstzeit bedeutet für das französische Volk — und in Frankreich gibt es kein Einjährigenprivileg und nur ganz geringfügige Erleichterungen oder Dispensierungen — eine ungeheure Last. Trotzdem beschränkt sich der Widerstand dagegen hauptsächlich auf die Sozialdemokratie. Und dies ist von Bedeutung. Als die Verkürzung der Dienstzeit kam, wurde sie vielfach auch in unseren Reihen als eine notwendige Tendenz im Militarismus selbst aufgefaßt, und es gab Optimisten, die meinten, daß diese Tendenz schon innerhalb des Kapitalismus zur Miliz oder wenigstens zu einer starken Annäherung an diese führen müsse. Uns liegt es fern, nun umgekehrt das französische Beispiel als allein maßgebend hinzustellen. Wir haben gesehen, daß die Verkürzung der Dienstzeit dem Militarismus vor allem durch die rasche Volksvermehrung aufgenötigt worden ist. Und diese Ursache ist in Frankreich unwirksam. Es ist aber kein Zweifel, daß die Schnelligkeit der Volksvermehrung auch in anderen Ländern abnimmt. Umgekehrt liefert die stürmische Entwicklung des Kapitalismus die Möglichkeit, finanzielle Mittel in den Dienst des Militarismus zu stellen, deren Höhe noch vor einigen Jahren als vollkommen phantastisch gegolten hätte. Die rein militärischen Gründe, die zur Verkürzung der Dienstzeit geführt haben, sind heute weniger zwingend geworden.

Das französische Beispiel lehrt aber auch, wie stark die politischen Widerstände gegen das Milizsystem sind und innerhalb des Kapitalismus sein müssen. Kein Zweifel, daß die Einführung des Milizsystems die Wehrfähigkeit des Landes außerordentlich stärkt, seine Verteidigungskraft allen Angriffen gegenüber geradezu unzerbrechbar macht. Aber einmal handelt es sich im Zeitalter der imperialistischen Politik für alle Staaten nicht nur um Verteidigung, sondern um Ausdehnung. Und wenn auch diese Expansion nicht in erster Linie in Europa gesucht wird, so kann doch die Entscheidung über sie in kontinentalen Kriegen fallen. Dies erklärt ja, warum die Rüstungspolitik der kapitalistischen Staaten nicht nur zur raschen Vermehrung der Flotten, sondern auch der Landheere führt. Sodann bedeutet aber das Milizsystem die Herrschaft des Volkes über die Waffen und nicht mehr die Herrschaft der Waffen über das Volk. Und daher der politische Widerstand der herrschenden Klassen gegen die Miliz, dies die Erklärung, wieso trotz der ungeheuren Last auch in dem demokratischen und kleinbürgerlichen

Frankreich die Forderung der Miliz wesentlich eine solche des Proletariats bleibt. Dies muß hervorgehoben werden gegen die Überschätzung jener allerdings vorhandenen Tendenzen, die innerhalb des Militarismus zu einer Verkürzung der Dienstzeit, wenn auch kaum zu einer Demokratisierung der Wehrverfassung bestehen. Auch dem Militarismus gegenüber versagt jede „Zusammenbruchstheorie". Nicht durch seine eigenen Tendenzen, sondern nur nach Überwindung dieser Tendenzen durch die Kraft des Proletariats kann der Militarismus überwunden werden.

Steht in Frankreich die Verlängerung der Dienstzeit im Vordergrund, so in Deutschland die Aufbringung der finanziellen Mittel. Das heißt natürlich nicht, daß in Deutschland die Vermehrung der Heeresstärke an sich weniger wichtig wäre. Wird sie doch auch hier in ungeheuerlichem Maße gefordert. 65 000 bis 85 000 Mann, so lauten die Schätzungen, sollen jährlich mehr eingestellt, die aktive Armee also um 130 000 bis 170 000 Mann vermehrt werden! Aber nicht dies ist es, was in der bürgerlichen Welt Deutschlands Erregung auslöst. Es sind auch nicht die ungeheuren Kosten, die die bürgerlichen Parteien stutzig machen. Aber diesmal sollen die Besitzenden die Last tragen. Da ist es namentlich der Vorschlag der Regierung, daß die einmaligen Auslagen in der Höhe von rund einer Milliarde durch eine Vermögensabgabe aufgebracht werden sollen, der Widerstand in allen bürgerlichen Lagern hervorruft. Ein dumpfes Murren geht durch ihre Reihen. Romantisch und impulsiv wird dieser Finanzplan gescholten, der gar nicht mehr in ein modernes Steuersystem passe, der aus einer falschen Analogie mit dem „Opferjahr" von 1813 entsprungen wäre, und dem man anmerke, daß nicht ein Fachmann ihn entworfen hätte. Und immer deutlicher wird verlangt, daß man die einmaligen Ausgaben durch eine Anleihe decke, wenn auch vorläufig noch zugegeben wird, daß die Zinsen durch eine Besitzsteuer gedeckt und eine rasche Tilgung vorgesehen werden müßte.

Diese Einwände erscheinen uns recht wenig stichhaltig, wir finden den Plan gar nicht so übel, wenn wir auch den Zweck, dem er dient, nicht billigen, und wir müssen sogar die Priorität dem Kaiser oder dem Kanzler streitig machen und diese für die Sozialdemokratie in Anspruch nehmen. Erinnern wir uns doch, daß, ganz abgesehen von anderen Äußerungen, Genosse David vor nicht gar langer Zeit als Etatsredner der Fraktion ausdrücklich gefordert hat, daß die Militärausgaben durch eine solche Vermögensabgabe gedeckt werden, und richtig vorausgesagt hat, daß dann die Rüstungsbegeisterung einen starken Dämpfer erfahren werde, was zu prophezeien ja auch nicht allzuschwer war. In der Tat sind die Bedenken, die gegen diesen Plan erhoben werden, ganz hinfällig.

Volkswirtschaftlich betrachtet, handelt es sich einfach darum, daß aus den Milliarden, die in Deutschland alljährlich als Mehrwert produziert werden und den Kapitalisten teils für ihren Konsum, teils zur Akkumulation zur Verfügung stehen, eine Milliarde im Laufe der nächsten drei oder vier Jahre zu Kasernen- und Festungsbauten, zur Anschaffung von Ausrüstungsgegenständen aller Art verlangt wird. Ob diese Milliarde von Kapitalisten oder von Soldaten konsumiert wird, macht volkswirtschaftlich nichts aus. Aber selbst wenn sie nicht dem Konsumtionsfonds, sondern dem Akkumulationsfonds entnommen würde, wäre die Wirkung, vom volkswirtschaftlichen Standpunkt betrachtet, nicht schlimmer, wenn es auf dem Wege der Abgabe

geschähe, als auf dem Wege der Anleihe. Der Schaden wäre in dem einen wie in dem anderen Falle gleich groß und rührte daher, daß dieses Kapital zu militärischen Zwecken statt zu Zwecken der Produktion verwendet wird. Für den privaten Kapitalisten freilich ist der Unterschied außerordentlich. Indem der Kapitalist eine Anleihe übernimmt, verringert er sein Vermögen keineswegs. Die Anleihe bildet für ihn nur eine bestimmte Vermögensanlage. Werden die Zinsen aus indirekten Steuern gedeckt, so bedeutet dies, daß von dem Einkommen der Massen ein Teil ihnen genommen und in Form von Zinsen für die Anleihe auf die Kapitalistenklasse übertragen wird. Nur wenn die Kapitalisten die Zinsen dieser Anleihe durch Besitzsteuern selbst aufbringen, werden sie im Umfang ihrer Steuerleistung zu den Ausgaben herangezogen und zahlen sie in den Zinsen und der Tilgungsquote die Anleihe allmählich an sich selbst zurück, natürlich abgesehen von dem Teil der militärischen Ausgaben, der als Profit wieder zu einem Teil der Kapitalistenklasse zurückkehrt.

Freilich bedeutet die einmalige Vermögensabgabe für einen Teil der Kapitalisten eine größere Härte als die jährliche Ratenzahlung. Aber gerade dies macht ja die heilsame politische Wirkung aus, und deshalb hat die Sozialdemokratie sicher keine Ursache, irgendwie auf jene bürgerlichen Stimmen zu hören, welche jetzt plötzlich so beweglich über die wirtschaftliche Katastrophe jammern, die das Milliardenopfer bedeute. Der Schaden, der angerichtet wird, läßt sich eben nicht durch die Art der Aufbringung beseitigen, sondern nur durch die Verweigerung der Ausgabe, durch die Ablehnung der neuen Heeresforderung. Hier wäre für die bürgerlichen Parteien Rhodus, hier müßten sie tanzen.

Für die Sozialdemokratie ist aber die Frage der einmaligen Ausgaben nicht das allein Wichtige. Ihr muß es sich vor allem darum handeln, das Prinzip durchzusetzen, daß die Ausgaben des Staates durch Besitzsteuern gedeckt werden müssen. Deshalb gilt ihr Interesse vor allem den neuen Steuern, über die noch immer verdächtiges Stillschweigen herrscht. Die Gefahr besteht, daß das Milliardenopfer, das in Wirklichkeit einer jährlichen Steuer von 40 bis 50 Millionen entsprechen würde, als Vorwand benutzt werden könnte, doch wieder indirekte Steuern „zum gerechten Ausgleich" heranzuziehen. Dies zu vereiteln, wird die Partei all ihren Einfluß ausüben. Die wichtigste Vorarbeit ist ja bei den Wahlen mit ihren $4^1/_4$ Millionen Stimmen und 110 Mandaten geleistet worden. Ohne diesen Erfolg würde die Frage der Besitzsteuern den bürgerlichen Parteien nicht so auf den Nägeln brennen, und eine neue Belastung des Proletarierhaushaltes wäre von vornherein sicher gewesen. Ob die Fraktion vollenden kann, was die Massen begonnen haben, hängt freilich nicht von ihr allein ab, sondern von der Haltung der bürgerlichen Parteien und namentlich von der Stärke der Freundschaft, die die Liberalen für Besitzsteuern nach ihren Versicherungen hegen.

In ihrer Taktik hat dabei die Fraktion große Bewegungsfreiheit. Daß sie alle Kraft gegen die Militärvorlage einsetzen wird, ist selbstverständlich. Daß sie, wenn die Verweigerung der Steuern ein Mittel wäre, die Militärvorlage zu Fall zu bringen, gegen alle Steuervorlagen stimmen würde, ebenso. Aber wenn die Militärvorlage angenommen ist und die Frage dann nur mehr so steht, ob das Defizit durch direkte oder indirekte Steuern zu decken

ist, dann wird die Fraktion ebenso selbstverständlich das Gewicht ihrer Stimme in die Wagschale der direkten Steuern werfen müssen. Die Verantwortung für die Gestaltung der Deckung ruht so ganz auf den bürgerlichen Parteien, und die Sozialdemokratie wird dafür sorgen, daß diese Verantwortung vor den Wählern klargestellt wird.[1]

Zugleich wird die Fraktion diesmal noch nachdrücklicher als sonst und unbekümmert um den Widerstand der bürgerlichen Parteien für unsere prinzipielle Forderung der Miliz eintreten; und da wird es sich vielleicht empfehlen, unser Eintreten für die Demokratisierung der Wehrmacht und die Verkürzung der Dienstzeit womöglich in die Form von Anträgen zu kleiden, die anschaulicher und propagandistischer wirken als die Begründung durch die Rede allein. Namentlich die Verkürzung der Dienstzeit ist im Deutschen Reiche mit seiner großen und intelligenten Bevölkerung ohne weiteres durchführbar. Dazu kämen dann als nächstliegende Mindestforderungen die Beseitigung des Privilegs der Besitzenden auf die einjährige Dienstzeit und die Beseitigung der dreijährigen Dienstzeit bei den Spezialwaffen. Findet die Milizforderung bei den bürgerlichen Parteien allgemein Widerstand, so sind diese Forderungen solche, die auch von ihnen zeitweise vertreten worden sind. Diesmal wird man ihnen die Probe aufs Exempel nicht ersparen.

So unverkennbar es ist, daß die Aufbringung der Militärlasten durch den Besitz die bisher hemmungslose militaristische Treiberei auch in Deutschland einzudämmen beginnt, so wenig darf man an diese Tatsache überschwengliche Hoffnungen knüpfen. Die bürgerliche Welt verliert immer mehr die Herrschaft über ihren eigenen bewaffneten Machtapparat. Für die kapitalistischen Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse wird die überragende Stellung der Generalität immer mehr charakteristisch. In Frankreich raffte sich das radikale Kleinbürgertum und die Arbeiterschaft gegen die Herrschaft der Generale bei der Affäre Dreyfus noch einmal auf. Damals handelte es sich um eine innerpolitische Frage, in der die Generalität nur reaktionäre Cliqueninteressen vertrat. Jetzt, wo es sich um den Militarismus selbst handelt, diktiert der Generalstab der französischen Nation die dreijährige Dienstzeit, und die Arbeiterklasse bleibt mit ihrem Widerspruch isoliert; diktiert der deutsche Generalstab eine ungeheure Vermehrung der Armee und der Heeresausgaben, und die Arbeiterklasse bleibt in ihrem Widerstand allein. So tritt der Militarismus immer mehr in den Mittelpunkt des Klassenkampfes, des Kampfes um die politische Macht und zugleich zur wichtigsten Frage sowohl der inneren als der äußeren Politik. Ein toller Wahn hat alle kapitalistischen Staaten erfaßt. Deutschland und Frankreich vermehren ihre Armeen, Rußland holt aus seinem unerschöpflichen Menschenreservoir neue Armeekorps heraus, und mühsam hinkt das finanziell erschöpfte, von den nationalen Gegensätzen zerrissene Österreich hinterdrein. Längst hat dieses Wettrüsten jeden Sinn verloren. Das Mittel ist Selbstzweck geworden, jeder Menschenzuwachs, jeder Fortschritt der Mordtechnik, jede Reichtumsvermehrung wird restlos in den Dienst dieses fürchterlichen Organismus gestellt. Gegen seine Machtansprüche erweist sich die bürgerliche Gesellschaft wehrlos. Aber desto geschlossener wird der Widerstand des Proletariats, desto einheitlicher seine Abwehraktion. Der gemeinsame Aufruf der Vertreter des

[1] Man vergleiche darüber den Artikel: „Sozialdemokratische Steuerpolitik" von Rudolf Hilferding, Neue Zeit, XXX, 2, S. 221 ff.

deutschen und französischen Proletariats stellt dem internationalen Wettrüsten in sinnfälliger Form den Friedenswillen und die Friedensaktion des Proletariats gegenüber, das heute vielleicht noch nicht stark genug ist, um den Katastrophen, denen die bürgerliche Welt taumelnd zuzustürzen strebt, vorbeugen zu können, das jedoch rasch genug erstarkt, um dieses Taumels Ende voraussehen zu lassen. R. H.

Marx' Bekenntnisse.

Von **N. Rjasanoff.**

Will man den bürgerlichen Geschichtschreibern des Sozialismus Glauben schenken, so war Marx ein „finschterer" Revolutionär, dessen schwarze Seele nur Haß und Zorn atmete, der nichts als Hohn und Spott für alles kannte, was „schön und erhaben" war, der, wie Sombart sagt, eine feine Nase nur für alle schlechten Seiten und Schwächen der menschlichen Natur hatte. Marx litt an einem „Übermaß der Verstandestätigkeit", und das erklärt seine „Herzlosigkeit".

Die russischen Ex-Marxisten gehen noch weiter. Bulgakoff, der in einem neuen dickbändigen Werke die kapitalistische Wirtschaft mit Hilfe der Theologie „verchristlichen" will, zweifelt überhaupt, daß in der Psyche eines Scheusals wie Marx Liebe und warme Sympathie für die menschlichen Leiden eine Rolle spielen. Tugan-Baranowski, der jetzt in allen Farben eines buntscheckigen Eklektizismus schillert, ist überzeugt, daß Marx, was die edlen Bewegungen der menschlichen Seele anbelangt, an intellektueller Blindheit gelitten habe, daß in seinem Herzen kaum ein Platz für die Liebe zu den Unterdrückten war. Der Haß gegen die Unterdrücker hatte aus diesem Herzen alle Menschenliebe verdrängt. Ist es ein Wunder, daß bei dem Anblick dieser verkörperten Bosheit jedes gefühlvolle Herz schaudert?

Wir zweifeln nicht an der Aufrichtigkeit der christlichen Liebe des Herrn Bulgakoff, mit der er die Unterdrücker ebenso warm an sein gutes Herz schließt wie die Unterdrückten; wir sind überzeugt, daß Herrn Tugan-Baranowski der Haß gegen die Unterdrücker immer fremd war, wir wissen auch sehr gut, daß Sombart noch keine gute Seite in dem kapitalistischen Herzen übersehen hat. Ist aber das Bild, das sie uns von Marx geben, nicht nach den altbewährten Regeln des pseudo-klassischen Dramas zurechtgestutzt?

Ein „Übermaß der Verstandestätigkeit" wird man diesem Bild schwerlich nachsagen können. Und „origineller" ist es auch nicht als alle Gedanken jener „ernsten Gelehrten", die aus einer Weltanschauung in die andere ebenso leicht schlüpfen wie der berühmte Verwandlungskünstler Fregoli aus einem Kleid in das andere. Daß der liebe Gott Marx das Herz gestohlen und ihm nichts als Verstand gegeben, hat schon der brave Techow vor mehr als sechzig Jahren in einem Briefe an seine Freunde auseinandergesetzt, den der „edle" Karl Vogt im Jahre 1859 veröffentlichte, um den bösen „Schwefelbändler" und „Bürstenheimer" Marx zu vernichten.[1] In ein paar Stunden prüfte er Marx' Herz und Nieren und kam zu demselben Schlusse wie unsere gelehrten Fregolis. „Hätte er ebensoviel Herz wie Verstand, ebensoviel Liebe wie Haß!" schrieb der brave Techow, der viel Herz, aber wenig Verstand hatte.

[1] Vogt, Mein Prozeß gegen die Allgemeine Zeitung. Genf 1859. S. 142 bis 161.

Marx, boshaft wie er war, bemerkt in seinem „Herr Vogt": „Techow macht sich viel mit meinem ‚Herzen' zu schaffen. Großmütig folge ich ihm nicht auf dies Gebiet. ‚Ne parlons pas morale' (moralisieren wir nicht), wie die Pariser Grisette sagt, wenn ihr Freund Politik spricht."

Auch wir werden unseren liebevollen Techowianern nicht auf dies Gebiet folgen. Es ist nicht zu leugnen, und Marx hat selbst eingestanden, daß nicht alle Seiten der „menschlichen" Natur ihm zugänglich waren. Il y a fagot et fagot. Es gibt Menschen und Menschen. Und „der Menschen Herz ist ein wunderlich Ding, namentlich wenn der Mensch sein Herz im Beutel trägt". Nur ein feinfühlender Psychologe wie Sombart ist imstande, alle guten Seiten der kapitalistischen Psyche herauszufinden. Ohne Kongenialität geht es auch hier nicht.

Wahr ist allerdings, daß Marx nie an das „Herz" appelliert. Es gehört aber eine starke Dosis von Verständnislosigkeit dazu, um daraus wie Tugan-Baranowski zu schließen, daß Marx kein „Herz" für die Leiden der Unterdrückten hatte. Er war nur ein Gegner aller Liebesduselei, die den Wölfen Moral predigt. Und wenn er über die mitleidige Liebe, die ihr Herz in sentimentalen Phrasen ausschüttet, mit Sarkasmus spricht, so erklärt sich dieser Umstand nicht nur daraus, daß er zu jener Generation gehörte, die mit Herwegh „Das Lied vom Hasse" sang:

Wer noch ein Herz besitzt, dem soll's
Im Hasse nur sich rühren....
Ihr habet lang genug geliebt,
O lernet endlich hassen!

Dieser Haß war ebenso blind wie die Liebe, gegen die der Dichter so leidenschaftlich eiferte. Und Marx zerstörte diese demokratische Illusion ebenso „herzlos" wie alle anderen. Sein Haß galt der bürgerlichen Gesellschaft, die aus der ungeheuren Mehrheit der Menschen geknechtete, entmenschte Wesen macht. Ein Todfeind der bürgerlichen Gesellschaft, ein treuer Freund der unterdrückten Massen, hat er sein ganzes Leben der Erforschung der Bedingungen gewidmet, unter denen sich der Haß dieser Massen gegen die sie entmenschende Gesellschaft nicht in Ausbrüchen blinder Verzweiflung austobt, sondern sich in einer gewaltigen Organisation konzentriert, die in bewußter, planmäßiger Tätigkeit an Stelle der bürgerlichen Gesellschaft eine neue schaffen wird, in der mit dem Aufhören des Klassenkampfes, des Kampfes aller gegen alle, kein Platz für den Haß, für den „bösen Geist" vorhanden sein wird.

Wahr ist auch, daß Marx in „herzlosester" Weise alle Akrobaten der christlichen und der freidenkerischen Liebe entlarvte, die in langweiligen gelehrten und ungelehrten Werken dem Proletariat Mäßigung und Versöhnung empfehlen.

Wir werden auch nicht bestreiten, daß in seinem leidenschaftlichen Kampfe für die „classe la plus laborieuse et la plus misérable" (arbeitsamste und elendeste Klasse) Marx nicht nur seine direkten Gegner, sondern auch seine Parteigenossen nicht immer sanft behandelte. Das bringt der Krieg mit sich.

Geballt die böse Faust, so tobt es sonder Rasten,
Als wenn ihn bei dem Schopf zehntausend Teufel faßten.

So war Marx im Kreise der „Freien", so ist er sein ganzes Leben ein „markhaft Ungetüm" geblieben. Und in dieser Beziehung sind alle Kämpfer „herzlos".

Wahr ist es, daß Marx nicht immer und nicht jedem sein Herz offen hielt. Ist es aber eine Übertreibung, wenn der alte Sirach sagt, daß nur die Narren ihr Herz im Maul haben, so gehört wieder eine starke Dosis von Verständnislosigkeit dazu, um „Herzlosigkeit" dort zu entdecken, wo keine Herzensergüsse vorhanden sind.

Madame Roland erzählt in ihren Memoiren, daß der Gesanglehrer ihr oft Vorwürfe machte, weil sie zu wenig Herz in ihren Gesang hineinlegte. „Der gute Mann" — bemerkt sie — „begriff nicht, daß ich zuviel Herz habe, um es in den Gesang hineinzulegen."

Marx war kein Freund von Herzensergüssen auch in seinen Briefen. Selbst in den Briefen an seine älteste Tochter, an Jenny, das einzige von allen seinen Kindern, das mit ihm und seiner Frau die bittersten Tage des Exils bewußt durchgemacht hat, ist er sehr zurückhaltend. Alle diese Briefe erfüllt die innigste Liebe, man sieht — insbesondere in den Briefen der letzten Jahre —, wie der selbst schon schwerkranke Marx sich bemüht, seine Tochter, um deren Gesundheit er so besorgt war, in froher Stimmung zu erhalten, und doch finden wir auch in diesen Briefen nur selten „sentimentale" Phrasen. Für seine Freunde und Intimen brauchte Marx keine Liebesbeteuerungen.

Ebensowenig „sentimental" und „pathetisch" ist Marx, wenn er über sich selbst spricht. Man erfährt überhaupt sehr wenig von ihm über ihn. Wenn er auch einige autobiographische Exkurse macht wie im Vorwort zur „Kritik der politischen Ökonomie" oder in „Herr Vogt", so nur insoweit, als es die „Sache", der er sein Leben gewidmet hat, erfordert, und insoweit es zur Erklärung seiner Ansichten dient. Als ob er sagen wollte: Beurteilt mich nach meinen Taten, nicht nach dem, was ich selber über mich sage.

Ein glücklicher Zufall hat uns jedoch ein kleines Dokument erhalten, das einen interessanten Beitrag zu Marx' Charakteristik liefern kann. Im Jahre 1910 arbeitete ich einige Wochen bei Lafargues, die mir in großherzigster Weise den ganzen brieflichen Nachlaß von Marx zur Verfügung stellten. Ich sprach bei dieser Gelegenheit mit Frau Lafargue über ihren Vater. Ich habe schon vergessen, aus welchem Anlaß — vielleicht habe ich mein Bedauern ausgesprochen, daß Marx so wenig „Subjektives" hinterlassen hat —, aber während eines Gespräches erinnerte sich Frau Lafargue, daß sie und ihre ältere Schwester einmal — bei einem Gesellschaftsspiel — dem Vater Fragen vorlegten, deren Beantwortung eine Art Selbstcharakteristik von Marx lieferte. Ich gebe diese „Bekenntnisse" nach einer Kopie, die Frau Lafargue mir geschenkt hat.[1]

Confessions.

Your favourite virtue	Simplicity
Your favourite virtue in man	Strength
Your favourite virtue in woman	Weakness
Your chief Characteristic	Singleness of purpose
Your idea of happiness	To fight
Your idea of misery	Submission
The vice you excuse most	Gullibility
The vice you detest most	Servility
Your aversion	Martin Tupper
Favourite occupation	Bookworming

[1] Leider ist es mir während des letzten Besuches in Draveil — schon nach dem Tode der Lafargues — nicht gelungen, das Original zu finden.

Poet	Shakespeare, Aischylos, Goethe
Prosawriter	Diderot
Hero	Spartacus, Kepler
Heroine	Gretchen
Flower	Daphne
Colour	Red
Name	Laura, Jenny
Dish	Fish
Favourite maxim	Nihil humani a me alienum puto
Favourite Motto	De omnibus dubitandum.

Karl Marx

Zu deutsch:

Bekenntnisse.

Ihre Lieblingstugend	Einfachheit
= = beim Mann	Kraft
= = bei der Frau	Schwäche
= Haupteigenschaft	Konzentration des Strebens
= Auffassung von Glück	Zu kämpfen
= = = Unglück	Unterwerfung
Das Laster, das Sie am ehesten entschuldigen	Leichtgläubigkeit
= = = = = meisten verabscheuen	Kriecherei
Ihre Abneigung	Martin Tupper
= Lieblingsbeschäftigung	Wühlen in Büchern
Ihr Dichter	Shakespeare, Äschylos, Goethe
= Schriftsteller in Prosa	Diderot
= Held	Spartakus, Kepler
Ihre Heldin	Gretchen
= Blume	Lorbeer
= Farbe	Rot
Ihr Lieblingsname	Laura, Jenny
= = gericht	Fisch
= = maxime	Nichts Menschliches bleibt mir fremd
= = motto	An allem ist zu zweifeln.

Karl Marx

In diesen „Bekenntnissen" ist selbstverständlich nicht alles wörtlich zu nehmen. Wir haben es doch mit einem Scherze zu tun. Wir werden aber bald sehen, daß in diesem Scherze viel Ernst verborgen war.

Zuerst ein paar Worte über die Zeit der Abfassung dieser „Bekenntnisse". Frau Lafargue konnte mir keine genaue Auskunft geben. Aber schon die Antwort auf die Frage wegen der Lieblingsnamen [1] läßt uns schließen, daß es Anfang der sechziger Jahre war, wo die dritte Tochter Eleanor noch zu jung war, um den ganzen Spaß zu verstehen.

Einige Antworten sind offenbar bloße Wortspiele. So, wenn Marx als seine Lieblingsblume die Daphne (Lorbeer, Laurus) oder als sein Lieblingsgericht Fisch (Dish — Fish) nennt.

Gutmütige Ironie klingt aus der Antwort auf die dritte Frage. In dem harten Kampfe, den Marx zu kämpfen hatte, stand seine Frau tapfer neben ihm. Die harten Schläge des Schicksals, der Tod von vier Kindern, Opfer des schrecklichen Elends, in dem sie anfangs der fünfziger Jahre lebten, alles das hatte sie mit wahrhaft „männlichem" Mute getragen. Nicht so leicht konnte sie den inneren Kampf innerhalb der Emigration vertragen. Und wenn Marx ihr auch das Schlimmste verheimlichte, so erfuhr sie doch noch genug,

[1] Jenny als Name der Frau und der ältesten Tochter.

was sie beunruhigte. Besonders stark hatte die Vogt-Affäre sie angegriffen. Sie war zu „schwach", um alles dies ohne Klagen zu ertragen.

Die Simplicity, Einfachheit, die Marx am höchsten schätzte, war tatsächlich seine charakteristische Eigenschaft. Nichts verachtete er so sehr als die Pose, als das Theatralische, als das Paradieren. „Marx," sagt Liebknecht,[1] „ist einer der wenigen unter den mir bekannten großen, kleinen und mittelmäßigen Menschen, der nicht eitel war. Er war zu groß dazu und zu stark — und wohl auch zu stolz. Er posierte niemals und war immer er selbst." Auch Professor Kowalewski erzählt in seinen Erinnerungen, daß Marx im Unterschied von anderen großen Männern, die er kannte, „nie auf Stelzen ging".[2]

Ebenso einfach war Frau Marx. „Selten" — sagt derselbe Kowalewski — „ist mir eine Frau begegnet, die so gütig in ihrer bescheidenen Wohnung die Gäste empfing wie Frau Marx, und selten konnte jemand in seiner Einfachheit alles das so gut bewahren, was die Franzosen ‚une grande dame' nennen". Und Marx schreibt zwei Wochen nach dem Tode seiner Frau an Jenny:

Diese Kondolenzbriefe, die ich von fern und nah und von Personen so verschiedener Nationalität, verschiedenen Berufs usw. empfange, sind alle in Schätzung von Möhmchen von einem Geiste der Wahrheit und einer tiefen Empfindung beseelt, wie das selten in solchen meist nur konventionellen Kundgebungen. Ich erkläre das daraus, daß alles an ihr natürlich und wahr, unbefangen, nichts Gemachtes war. Daher auch der Eindruck auf dritte Personen lebendig, lichtvoll.

Und ist es ein Scherz, wenn Marx als seine Lieblingsheldin Gretchen nennt, so war auch in diesem Scherze ein Kern Wahrheit.

„Singleness of purpose." Es ist schwer, ein anderes Leben zu finden, wo die „Konzentration des Strebens auf ein bestimmtes Ziel" so rein durchgeführt ist, wie in Marx' Leben. Um mit dem russischen Dichter Lermontoff zu reden, Marx kannte nur „eines Gedankens Macht, eine einzige, aber flammende Leidenschaft". Es war die „Sache", der er alles opferte. Jahrzehnte arbeitete er, Tag und Nacht, immer sein Ziel im Auge, ohne sich durch irgend etwas beirren zu lassen, um dem Befreiungskampf des Proletariats eine feste Grundlage zu geben, ein nie versagendes Arsenal von Waffen gegen die bürgerliche Gesellschaft zu schaffen. Keine Spur von Zerrissenheit in diesem durch eiserne Konsequenz gekennzeichneten Leben. Einheit des Zieles in der Theorie und in der Praxis, Mann und Werk aus einem Gusse!

Tiefer Ernst ist es auch, wenn Marx sagt, daß Kampf für ihn Glück, Unterwerfung — Unglück sei. Ein Kämpfer war er in der Theorie

[1] Liebknechts Erinnerungen sind nicht frei von Irrtümern, wo er uns Marx als Denker und Politiker vorführt. Die Tatsachen sind oft nicht sehr genau wiedergegeben. Aber seine Erinnerungen sind einzig in ihrer Art, soweit sie den Eindruck, den Marx als Mensch machte, schildern.

[2] „Man schildert Marx gewöhnlich als einen finsteren und hochmütigen Ablehner jeglicher bürgerlichen Wissenschaft und Kultur. In Wirklichkeit war er ein hochgebildeter, fein erzogener englisch-deutscher Gentleman, der aus dem nahen Verkehr mit Heine eine Heiterkeit, mit witziger Satire gepaart, schöpfte, ein Mann, der immer lebensfreudig war, dank dem Umstand, daß er in sehr günstigen persönlichen Verhältnissen lebte." Herr Kowalewski irrt zwar, was den Einfluß Heines und Marx' „sehr günstige" Verhältnisse anbelangt, aber in Fragen der Erziehung und Bildung ist er mindestens ebenso kompetent wie die Professoren aus Freiburg und Breslau.

wie in der Praxis. Zum Kampf gegen die Unterwerfung und Knechtschaft in allen ihren Formen — soziales Elend, geistige Degeneration, politische Abhängigkeit — rief er unaufhörlich und unermüdlich die Proletarier aller Länder. „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß." Und so fern ihm jedes deklamatorische Pathos stand, fand er immer tief ergreifende Worte, um den Gefallenen in diesem Kampfe „den Lorbeer um die drohend finstere Stirn zu winden".

Nichts war ihm widerlicher als die Kriecherei — im Privatleben und in der Politik. Kein Rigorist und Moralprediger, war er in dieser Beziehung unerbittlich. Insbesondere verhaßt war ihm jede Kriecherei in bezug auf die herrschenden Gewalten. Kriecherei geißelte er in seiner Kritik der Verteidigungsrede Kinkels, Kriecherei verurteilte er in Schweitzers Haltung gegenüber Bismarck. Nicht umsonst lobt er den einfachen sittlichen Takt, der einen Rousseau selbst jedem Scheinkompromiß mit den bestehenden Gewalten stets fern hielt. Schonungslos verfolgte er auch diejenige Form der „Kriecherei", die sich in Konzessionen an die sogenannte „öffentliche Meinung", an den englischen „Cant" breitmachte. Er betrachtete es, wie er einmal im „Kapital" sagt, als seine Pflicht, diese Charakterlosigkeit zu brandmarken.

„Für Popularität" — bemerkt ganz richtig Liebknecht — „hatte Marx eine souveräne Verachtung." Er hat sich nie um Erfolge des Augenblicks gekümmert. Und er haschte nie nach dem Beifall des „Publikums". Wissenschaftlicher Scharlatanismus und politische Akkomodation, die beide aus einer Quelle fließen, waren ihm gleich zuwider.

Martin Tupper war für Marx der Inbegriff des hausbackensten Gemeinplatzes, der das große Wort führt und das Ansehen des Tages genießt. Dieser jetzt total vergessene Poet, der von 1810 bis 1889 lebte und den die meisten Geschichten der englischen Literatur mit Stillschweigen übergehen, war der populärste und erfolgreichste Dichter Englands in den fünfziger Jahren. Seine Werke sind in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet worden.[1] „Die absolute Talentlosigkeit, der Gegensatz und die Verneinung alles dichterischen Könnens, verbunden mit einer rührenden Naivität ... der Mann war poesieblind und rhythmentaub, kritik- und gedankenlos bis in die Fingerspitzen."[2] Und seine Weisheit erinnert an die Philosophie des guten Dogberry. „Macht Gott Uhren? Nein. Dazu hat er den Uhrmacher geschaffen."

Daß Marx' Lieblingsdichter Shakespeare, Äschylos, Goethe waren, sieht man auch aus seinen Werken.

„Äschylos und Shakespeare" — erzählt Lafargue — „verehrte er als die beiden größten dramatischen Genies, welche die Menschheit hervorgebracht. Shakespeare, für den seine Verehrung unbegrenzt war, hatte er zum Gegenstand eingehendster Studien gemacht; er kannte auch seine geringfügigsten Figuren. In der ganzen Familie wurde mit dem großen englischen Dramatiker ein wahrer Kultus getrieben; seine drei Töchter wußten ihn auswendig." (Der im Jahre 1911 ver-

[1] Sein Hauptwerk „Proverbial Philosophy" ist auch deutsch erschienen als „Sprüche der Lebensweisheit". Hannover 1858. Vergl. Das Kapital, 1. Band, S. 634: „Bentham ist unter den Philosophen, was Martin Tupper unter den Dichtern. Beide waren nur in England fabrizierbar.

[2] G. Kellner, Die englische Literatur im Zeitalter der Königin Viktoria. Leipzig 1909. S. 370.

storbene berühmte englische Shakespearekenner Furnivall war ein Freund der Familie.)

In Äschylos bewunderte Marx den großen Dichter, der zuerst aus dem alten Prometheusmythus das tiefergreifende Bild eines unbeugsamen Kämpfers gegen die bestehende Ordnung geschaffen hat. Schon in der Vorrede zu seinem Erstlingswerk zitiert Marx die stolzen Worte, die der gefesselte Prometheus, dieser „vornehmste Heilige und Märtyrer im philosophischen Kalender", dem „götterbedienten Hermes" entgegnete:

Für diesen Frondienst gäb ich mein unselig Los,
Das sei versichert, nimmermehr zum Tausche dar.
Denn besser acht' ich's, diesem Fels dienstbar zu sein,
Als Zeus', des Vaters treuer Knecht im Botenamt.

Auch aus den Gedichten des jungen Marx klingt uns dieses Motiv entgegen. Und als gefesselter Prometheus erscheint uns Marx, der Redakteur der „Rheinischen Zeitung", in einem bekannten Bilde.

Eine Überraschung bildet die Antwort auf die Frage, wer sein Lieblingsprosaiker ist. Sogar Lafargue erwähnt in seinen Erinnerungen den Namen Diderots nicht. Seine hohe Meinung teilte Marx mit den größten deutschen Dichtern. Le Neveu de Rameau (Rameaus Neffe), den Marx gewiß im Auge hatte, ist noch heute ein Meisterstück der französischen Prosa. Von allen französischen Aufklärern war Diderot derjenige, dem die Phrase ganz fremd war. Eine klare, dem Leben entnommene Sprache, geistsprühende Dialektik und Witz, die geniale Fähigkeit, das Charakteristische in allen Erscheinungen des Lebens scharf auszudrücken, der beißende Sarkasmus, mit dem Diderot durch den Mund der Parasiten die Gesellschaft geißelt — alles das erklärt zur Genüge die Vorliebe von Marx und Engels für Diderot.[1]

Als seine Lieblingshelden nennt Marx Spartakus und Kepler, den ersten offenbar als Mann der Tat, den zweiten als Geisteshelden. Vielleicht sind ihm diese Namen ins Gedächtnis gekommen unter dem frischen Eindruck einer kurz vorher gelesenen Biographie. Für Spartakus finden wir einen Wink in Briefen an Engels. „Abends zur Erholung Appians römische Bürgerkriege im griechischen Originaltext (gelesen). Sehr wertvolles Buch. Der Kerl ist Ägypter von Haus aus. Sklosser sagt, er habe ‚keine Seele', wahrscheinlich, weil er in diesen Bürgerkriegen der materiellen Grundlage auf den Grund geht. Spartakus erscheint als der famoseste Kerl, den die ganze antike Geschichte aufzuweisen hat. Großer General (kein Garibaldi), nobler Charakter, wahrhafter Repräsentant des antiken Proletariats."[2]

Als solcher ist Spartakus auch in dem bekannten Roman von Giovaniolli geschildert.[3] Man kann Spartakus allerdings auch anders auffassen. Charakteristisch ist nur, was Marx an ihm schätzte.

Was aber hat Marx zu Kepler hingezogen? Ist es die wissenschaftliche Ehrlichkeit, die ihn allerdings Ricardo so hochschätzen ließ? Oder die „Frei-

[1] Engels nennt im „Anti-Dühring" Rameaus Neffen von Diderot ein Meisterwerk der Dialektik. Marx zitiert Diderot in der „Heiligen Familie" und dann im „Kapital", wo er die Rolle des Schatzes in der bürgerlichen Gesellschaft schildert.

[2] Aus einem Briefe vom 27. Februar 1861. Mommsen beurteilt Spartakus auch sehr wohlwollend.

[3] Eine Lieblingslektüre der russischen und italienischen revolutionären Jugend, auch in Arbeiterkreisen.

heit im Geiste", die, wie sein Biograph sagt, Kepler befähigte, „sich von Erdensorgen und Erdenhändeln heraus frei in den Äther einer auf die edelsten Ziele gerichteten wissenschaftlichen Spekulation zu erheben"?

Kepler hatte wie Marx sein Leben lang schwer mit gemeiner Not zu kämpfen. Auch er kannte den Prinzipien gegenüber nie ein Schwanken. Kein Zwang, keine Verlockung konnten ihm von dem Wege ablenken, den ihm seine Überzeugung vorzeichnete. Rastlos arbeitete er, um die Gesetze des Universums zu enthüllen, und starb arm wie eine Kirchenmaus.

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Kepler stieg, und starb in Hungersnot;
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brot.

Wie oft durfte Marx sich dieser Worte erinnern, besonders als er anfangs der sechziger Jahre wieder einmal schwer mit der bittersten Not und der Krankheit, die ihn oft an den Rand des Grabes brachte, kämpfen mußte und ihn der Gedanke plagte, daß es ihm vielleicht nicht vergönnt sein werde, das Werk, in dem er die Hauptgesetze des kapitalistischen Universums entschleierte, zu Ende zu führen!

Nur in scheinbarem Widerspruch mit Marx' unermüdlichem Wissensdrang, seinem nimmer ruhenden Suchen nach Wahrheit steht das, was er sein Lieblingsmotto nannte: Alles ist in Zweifel zu ziehen. Es ist nicht der Zweifel im Sinne des flachen Skeptizismus, der Zweifel um des Zweifelns willen. Marx' Zweifel ist gegen den Schein gerichtet, der die Wirklichkeit umhüllt. Der Zweifel an dem Schein — in der Natur, in der Politik, in der Gesellschaft — war für Marx der Anfang jedes kritischen Untersuchens. Die Aufgabe der Wissenschaft ist es, diesen Schein zu enthüllen, das scharfe Messer der Analyse überall anzuwenden, um unter der Oberfläche der Erscheinungen das Unsichtbare und das zu erforschende Wesentliche zu entdecken, den wirklichen Sachverhalt herauszuschälen. Sich nicht blenden lassen durch den Schein der kapitalistischen Gesellschaft, in der scheinbar Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit herrschen. Mit diesem Zweifel gewappnet, dem nichts genug heilig ist, um nicht den Schleier davon wegzuziehen, hat Marx das große Geheimnis der bürgerlichen Gesellschaft entschleiert, den Fetischismus der Warenwelt, der aus den schaffenden Menschen, die Sklaven ihrer eigenen Geschöpfe, der Produkt, macht.

Indem Marx als seine Lieblingsbeschäftigung das „Wühlen in Büchern" nennt, macht er sich selbst lustig über eine Leidenschaft, die ihm oft spöttische Bemerkungen seiner Freunde zuzog. Sogar Engels, der auch ein „Bücherwurm" war, bekämpfte diese Leidenschaft bei Marx. Und mit jeder neuen Sprache, die Marx lernte, stürzte er sich in ein neues Büchermeer, um seine Kenntnisse noch mehr zu erweitern. Diese Leidenschaft war mit der ärßersten Gewissenhaftigkeit, mit der er immer arbeitete, und mit dem Wunsche, den Gegenstand, den er studierte, in allen seinen Details zu erfassen, eng verbunden. Und doch hatten seine Frau und Engels recht, wenn sie behaupteten, daß diese Leidenschaft Marx hinderte, das „Kapital" zum Schlusse zu führen.

Selbstironie klingt auch aus der Antwort darauf, was Marx am meisten zu entschuldigen geneigt sei: Leichtgläubigkeit den Menschen gegenüber. Marx war kein weltfremder Mensch, dafür war er zu stark auf praktischen

Gebieten beschäftigt. Aber die intensive wissenschaftliche Arbeit, die als ihre Kehrseite immer die Zerstreutheit mit sich bringt — und Marx war auch ein „zerstreuter" Mensch —, die Unmöglichkeit, mit den Menschen so viel zu verkehren, als nötig war, um sich „Menschenkenntnis" zu verschaffen, auch die eigene Unfähigkeit, eine Maske zu tragen und sich zu verstellen, die Liebknecht so hervorhebt — alles das machte ihn manchmal leichtgläubig gegenüber politischen und gewöhnlichen Scharlatanen. Zwar ist es ihm fast immer — auch ohne Hilfe von Engels oder anderen Freunden — gelungen, dem betreffenden Scharlatan die Maske vom Gesicht zu reißen. Und doch kann man — er hat es selbst öffentlich zugestanden — einige frappante Beispiele zitieren, wo Marx ein Opfer seiner Leichtgläubigkeit den Menschen gegenüber geworden ist.

Nichts Menschliches bleibt mir fremd, antwortet Marx seinen Töchtern. Dieselbe Antwort konnte er auch allen seinen Widersachern geben, die sich mit wahrhaft wenig Witz und viel Behagen über seine Mängel verbreiten. So sehr der einzelne sich auch über alle Erbärmlichkeiten der heutigen „vollkommenen" Gesellschaft erheben mag, er bleibt immer durch tausend Fäden an sie gebunden. Auch Marx ist diesem Schicksal nicht entgangen, und er hat nie auf Vollkommenheit Anspruch erhoben. Er hat gewiß zeitweise gefehlt — als Mensch und Politiker —, er war aber immer bereit, seine Fehler einzugestehen.

Wer seine Briefe an Weydemeyer und Engels gelesen hat, der staunt, wie er unter den schrecklichen Verhältnissen, unter denen er jahrelang gelebt, noch diese Lebensfreude, die Frische und Heiterkeit des Geistes, die alle seine Freunde und Bekannten an ihm bewunderten, bewahren konnte. Oft entreißen ihm die harten Schläge des Schicksals böse Worte, oft wird er ungerecht auch gegen seine Freunde. Aber immer richtet er sich wieder auf, und mit einem kräftigen Rucke die Misere des alltäglichen Lebens abschüttelnd, arbeitet er weiter, nimmer ruhend, nimmer rastend, an seinem Lebenswerk.

Die Akkumulation des Kapitals.

Von **Otto Bauer** (Wien).

(Schluß.)

Die Realisierung des Mehrwerts.

Erinnern wir uns der Tabelle IV, zu der wir gelangt waren. Sie hatte folgende Gestalt:

Tabelle IV.

	c	v	k	$\varkappa$	β	
1. Jahr						
I	120000	+ 50000	+ 37500	+ 10000	+ 2500	= 220000
II	80000	+ 50000	+ 37500	+ 10000	+ 2500	= 180000
	200000	+ 100000	+ 75000	+ 20000	+ 5000	= 400000
2. Jahr						
I	134666	+ 53667	+ 39740	+ 11244	+ 2683	= 242000
II	85334	+ 51333	+ 38010	+ 10756	+ 2567	= 188000
	220000	+ 105000	+ 77750	+ 22000	+ 5250	= 430000
3. Jahr						
I	151048	+ 57576	+ 42070	+ 12638	+ 2868	= 266200
II	90952	+ 52674	+ 38469	+ 11562	+ 2643	= 196300
	242000	+ 110250	+ 80539	+ 24200	+ 5511	= 462500
4. Jahr						
I	169124	+ 61738	+ 44465	+ 14186	+ 3087	= 292600
II	96876	+ 54024	+ 38909	+ 12414	+ 2701	= 204921
	266000	+ 115762	+ 83374	+ 26600	+ 5788	= 497524

An der Hand dieser Tabelle wollen wir nun untersuchen, ob die Warenmasse, in der der akkumulierte Mehrwertteil $(x + \beta)$ vergegenständlicht ist, in der kapitalistischen Welt selbst abgesetzt werden kann oder ob er, wie die Genossin Luxemburg glaubt, nur außerhalb der kapitalistischen Welt Absatz finden kann. Wir untersuchen zunächst den Warenabsatz im ersten Jahre.

In den Produktionsmittelindustrien werden im ersten Jahre Waren im Werte von 220 000 erzeugt. Wer kauft diese Waren?

Zunächst brauchen die Kapitalisten der Produktionsmittelindustrien selbst neue Produktionsmittel. Einen Teil dieses Bedarfes decken sie, indem sie die in ihren eigenen Betrieben erzeugten Produktionsmittel zur Erneuerung oder Erweiterung ihrer Betriebe verwenden. So brauchen die Kohlenbergwerke selbst Kohle zur Heizung ihrer Dampfkessel, die Eisenwerke selbst Eisen zur Erneuerung oder Erweiterung ihres Produktionsapparats. Einen anderen Teil des Bedarfes decken sie durch Kauf innerhalb der Produktionsmittelindustrien. So kauft das Eisenwerk Kohle vom Kohlenbergwerk, das Bergwerk Maschinen von der Maschinenfabrik, die Maschinenfabrik Eisen vom Eisenwerk. Wie groß ist nun der Gesamtbedarf der Produktionsmittelindustrien an neuen Produktionsmitteln? Zunächst muß das in der Produktion verbrauchte konstante Kapital ersetzt werden; zu diesem Zwecke müssen die Kapitalisten der Produktionsmittelindustrien Produktionsmittel im Werte von 120 000 verwenden. Überdies aber wollen die Kapitalisten den von ihnen im ersten Jahre akkumulierten Mehrwert zur Erweiterung der bestehenden oder zur Gründung neuer Betriebe verwenden. Wollen sie im nächsten Jahre ein um 12 500 vergrößertes Kapital verwenden, so müssen sie schon heuer neue Arbeitsräume bauen, neue Maschinen kaufen, ihren Vorrat an Rohstoffen vermehren, damit die Arbeiterschaft, die sie vom Beginn des nächsten Jahres an einstellen wollen, die erforderlichen Arbeitsmittel bereit finde. Zu diesem Zwecke müssen sie Produktionsmittel im Werte von 10 000 voneinander kaufen. Insgesamt werden also von den in der Sphäre I erzeugten Produktionsmitteln im Werte von 220 000 innerhalb dieser Sphäre selbst abgesetzt 1. zur Erneuerung des Produktionsapparats 120 000, 2. zur Erweiterung des Produktionsapparats für das nächste Jahr 10 000. Was geschieht aber mit den noch übrig gebliebenen Produktionsmitteln im Werte von 90 000?

Zunächst müssen die Kapitalisten der Konsumtionsgüterindustrien Produktionsmittel im Werte von 80 000 kaufen, um die in der Produktion im ersten Jahre verbrauchten Produktionsmittel zu erneuern. Überdies aber müssen die Kapitalisten der Konsumtionsgüterindustrien schon heuer Arbeitsräume bauen, Maschinen kaufen, ihren Vorrat an Rohstoffen vermehren, weil sie im nächsten Jahre ihre Produktion in erweitertem Umfang fortsetzen wollen. Zu diesem Zwecke kauft die Sphäre II von der Sphäre I Produktionsmittel im Werte von 5334. Insgesamt kaufen also die Kapitalisten der Konsumtionsgüterindustrien Produktionsmittel, die zur Erzeugung von Konsumtionsgütern erfordert werden, im Betrag von 85 334. Es sind also nunmehr nur noch Produktionsmittel im Werte von 4666 unverkauft geblieben. Wo finden sie ihren Absatz?

Die Kapitalisten der Konsumtionsgüterindustrien übertragen einen Teil des im ersten Jahre akkumulierten Mehrwertes in die Produktionsmittelindustrien: sei es, daß sie selbst Fabriken gründen, in denen Produktions-

mittel erzeugt werden; sei es, daß sie einen Teil des von ihnen akkumulierten Mehrwertes durch Vermittlung der Banken den Kapitalisten der Konsumtionsgüterindustrien zur Verwendung übertragen; sei es, daß sie Aktien von Gesellschaften kaufen, die Produktionsmittel erzeugen. Soll auf diese Weise im nächsten Jahre der Produktionsapparat der Sphäre I erweitert sein, müssen schon heuer die Elemente dieses Produktionsapparats (Arbeitsräume, Maschinen, Rohstoffe) gekauft werden. Die Produktionsmittelindustrien verkaufen daher Waren im Werte von 4666 an jenes Kapital, das in der Konsumtionsgüterindustrie akkumuliert wurde, aber in der Produktionsmittelindustrie angelegt wird. Die Kapitalisten der Konsumtionsgüterindustrien kaufen also neben Produktionsmitteln im Werte von 85 334, die zur Erzeugung von Produktionsgütern verwendet werden, auch noch Produktionsmittel im Werte von 4666, die zur Erzeugung von Produktionsmitteln bestimmt sind.

Insgesamt werden also die im ersten Jahre erzeugten Produktionsmittel in folgender Weise abgesetzt:

1. An die Kapitalisten der Produktionsmittelindustrien:

a. zur Erneuerung des Produktionsapparats in I	120000
b. zur Erweiterung des Produktionsapparats in I	10000
Zusammen	130000

2. An die Kapitalisten der Konsumtionsgüterindustrien:

a. zur Erneuerung des Produktionsapparats in II	80000
b. zur Erweiterung des Produktionsapparats in II	5334
c. zur Erweiterung des Produktionsapparats in I	4666
Zusammen	90000

Damit ist die ganze Warenmasse, die in der Sphäre I erzeugt wurde, restlos abgesetzt.

Wie erfolgt nun der Absatz der Konsumtionsgüter? Um die Untersuchung zu vereinfachen, nehmen wir vorerst an, daß die gesamte Arbeiterklasse in Werkswohnungen (Wohnungen, die den industriellen Kapitalisten gehören) wohne und in Werkskonsumanstalten (Warenhäusern, die den industriellen Kapitalisten gehören) ihren ganzen Bedarf decke. In diesem Falle gehen alle erzeugten Konsumtionsmittel in die Hände der industriellen Kapitalisten über: ein Teil, um von ihnen konsumiert, der andere, um von ihnen an die Arbeiter verkauft zu werden.

Im ersten Jahre beträgt der Wert der in den Konsumtionsgüterindustrien erzeugten Waren 180 000. Von diesen Waren wird ein Teil in den Konsumtionsgüterindustrien selbst verwendet. Zunächst werden Waren im Werte von 37 500 von den Kapitalisten der Konsumtionsgüterindustrien selbst konsumiert. Überdies müssen die Kapitalisten der Konsumtionsgüterindustrien einen Teil ihrer Waren ihren Werkskonsumanstalten zuführen, damit sie an die Arbeiter der Sphäre II verkauft werden. Wie groß muß nun dieser Teil sein? Im ersten Jahre betrug das Einkommen der Arbeiter in II 50 000, im zweiten Jahre wird es 51 333 betragen. Die Kapitalisten von II müssen also von dem Produkt des ersten Jahres 51 333 ihren Werkskonsumanstalten zuführen, damit der Vorrat für die Ernährung der Arbeiter im zweiten Jahre bereit sei. Von dem Produkt der Sphäre II wurden also innerhalb dieser Sphäre selbst $37\,500 + 51\,333 = 88\,833$ abgesetzt.

Die Kapitalisten der Produktionsmittelindustrien müssen von den Konsumtionsgüterindustrien Waren kaufen. Für ihren eigenen Bedarf brauchen sie Konsumtionsgüter im Werte von 37 500. Außerdem müssen sie für ihre Werkskonsumanstalten Waren kaufen. Das Einkommen der Arbeiter der Sphäre I beträgt im ersten Jahre 50 000. Durch den Zuschlag des akkumulierten Mehrwertteils wird es im zweiten Jahre auf 52 500 vermehrt werden. Von dem Jahresprodukt von II im ersten Jahre müssen also die Kapitalisten von I für ihre Werkskonsumanstalten 52 500 kaufen, damit diese den Bedarf der Arbeiter von I im zweiten Jahre decken können. Der Gesamtbedarf der Kapitalisten der Produktionsmittelindustrien beträgt also $37500 + 52500 = 90000$ Konsumtionsgüter.

Endlich verwenden die Kapitalisten von II einen Teil des von ihnen akkumulierten Mehrwertes zur Errichtung neuer Betriebe, in denen Produktionsmittel erzeugt werden. Auch diese Betriebe müssen Werkskonsumanstalten errichten. Diese Konsumanstalten müssen einen Teil der Konsumtionsgüter, die im ersten Jahre erzeugt worden sind, kaufen, damit sie den Bedarf der in diesen Betrieben im zweiten Jahre beschäftigten Arbeiter decken können. Sie kaufen Konsumtionsgüter im Werte von 1167.

Somit werden die im ersten Jahre erzeugten Konsumtionsgüter in folgender Weise abgesetzt:

1. An die Kapitalisten der Produktionsmittelindustrien:	
a. für ihren eigenen Bedarf	37500
b. für die Werkskonsumanstalten	52500
Zusammen	90000
2. An die Kapitalisten der Konsumtionsgüterindustrien:	
a. für ihren eigenen Bedarf	37500
b. für die Werkskonsumanstalten in II	51333
c. für Werkskonsumanstalten in I	1167
Zusammen	90000

Es wird also auch die ganze Warenmasse, die in der Sphäre II erzeugt wurde, abgesetzt. Zugleich ersehen wir aus dieser Darstellung, daß die Kapitalisten der Konsumtionsgüterindustrien Produktionsmittel im Werte von 90 000 von den Produktionsmittelindustrien kaufen und ihnen Konsumtionsgüter gleichen Wertes verkaufen. Der Verkehr zwischen den beiden Sphären besteht darin, daß Konsumtionsgüter im Werte von 90 000 gegen Produktionsmittel im Werte von 90 000 eingetauscht werden. Somit ist der ganze Produktenwert beider Sphären, also auch der ganze Mehrwert realisiert.

Wir haben bisher vorausgesetzt, daß der Verkauf der Waren durch die industriellen Kapitalisten selbst erfolge; daß die industriellen Kapitalisten selbst Warenvorräte anhäufen und sie den Arbeitern verkaufen. Aber am Wesen des ganzen Prozesses ändert sich gar nichts, wenn diese Funktion einem besonderen Kapital übertragen wird; wenn an die Stelle des Warenkapitals der industriellen Kapitalisten das *Warenhandlungskapital* tritt. In diesem Falle treten folgende Veränderungen ein: 1. statt der Werkskonsumanstalten kaufen die Kaufleute die Waren; 2. ein Teil des Warenkapitals ist nicht in der Hand der industriellen Kapitalisten, sondern in der Hand der Kaufleute, jene teilen mit diesen ihren Mehrwert, und in dem Maße, als dies erfolgt, tritt an die Stelle der Warennachfrage der in-

dustriellen Kapitalisten die Nachfrage der Kaufleute. Die gesamte Konsumtionskraft der Gesellschaft bleibt dadurch unberührt. Auch in diesem Falle wird der ganze Mehrwert realisiert.

In gleicher Weise kann man sich an der Hand der Tabelle IV überzeugen, daß nicht nur im ersten, sondern auch in jedem folgenden Jahre der gesamte Produktenwert beider Sphären ohne Störung abgesetzt, der gesamte Mehrwert realisiert wird. Die Annahme der Genossin Luxemburg, daß der akkumulierte Mehrwertteil nicht realisiert werden könne, ist also falsch. Wie ist es möglich, daß die Genossin Luxemburg zu dieser falschen Annahme gelangte?

Wir haben angenommen, daß die Kapitalisten schon im ersten Jahre diejenigen Produktionsmittel kaufen, welche im zweiten Jahre von dem Zuwachs der Arbeiterbevölkerung in Bewegung gesetzt werden, und daß die Kapitalisten schon im ersten Jahre diejenigen Konsumtionsgüter kaufen, welche sie im zweiten Jahre an den Zuwachs der Arbeiterbevölkerung verkaufen; daß also von dem Arbeitsprodukt des ersten Jahres ein Teil gekauft wird, um im zweiten Jahre als zuschüssiges produktives Kapital verwendet zu werden. Würden wir diese Annahme nicht zulassen, dann wäre die Realisierung des im ersten Jahre erzeugten Mehrwertes in diesem Jahre in der Tat unmöglich. Dann würden verkauft:

Von Produktionsmitteln:	
zur Erneuerung des konstanten Kapitals in I . .	120000
zur Erneuerung des konstanten Kapitals in II . .	80000
Zusammen	200000
Von Konsumtionsgütern:	
an die Kapitalisten I	37500
an die Arbeiter I	50000
an die Kapitalisten II	37500
an die Arbeiter II	50000
Zusammen	175000

In diesem Falle blieben in der Tat Produktionsmittel im Betrag von 20 000 und Konsumtionsgüter im Betrag von 5000 unabsetzbar. Es wäre in der Tat gerade der zur Akkumulation bestimmte Mehrwertteil $(x + \beta)$, der nicht realisiert werden könnte.

Rosa Luxemburg glaubt, daß der akkumulierte Mehrwertteil nicht realisiert werden kann. In der Tat kann er im ersten Jahre nicht realisiert werden, wenn die stofflichen Elemente des zusätzlichen produktiven Kapitals (die neuen Arbeitsräume, Maschinen, Rohstoffe; die Konsumtionsgüter für den Zuwachs der Arbeiterschaft) erst im zweiten Jahre gekauft werden. Aber gekauft müssen sie schließlich werden, wenn nicht im ersten, dann eben im zweiten Jahre; denn ohne sie ist die Erweiterung des Produktionsapparats, die produktive Anlage des neugebildeten Kapitals nicht möglich. Und sobald sie gekauft werden, wird der bis dahin noch latente Teil des im ersten Jahre erzeugten Mehrwertes realisiert.

Marx stellt den Kreislauf des Kapitals in folgender Weise dar:

$$G - W \begin{cases} Pm \\ A \end{cases} \ldots P \ldots W_1 - G_1$$

Nun scheiden wir W_1 in drei Teile: $W + w + w_1$, wobei W dem Kostenpreis $(c + v)$, w dem konsumierten und w_1 dem akkumulierten Teile des Mehrwertes gleich sei. Dann erhalten wir folgendes Bild:

$$G - W \left\{ \begin{matrix} Pm \\ A \end{matrix} \right. \ldots P \ldots \begin{pmatrix} W \\ + \\ w \\ + \\ w_1 \end{pmatrix} - \begin{pmatrix} G \\ + \\ g \\ + \\ g_1 \end{pmatrix}$$

Nach Abschluß des Produktionsprozesses teilt sich der Kreislauf in drei Teilprozesse. Es kann nun allerdings geschehen, daß die Zeit, die zur Umsetzung der erzeugten Ware in Geld erforderlich ist, in jedem der drei Teilprozesse verschieden ist. Solange nur der Prozeß W — G abgeschlossen ist, ist überhaupt noch kein Mehrwert, sondern nur der Kostenpreis realisiert. Sobald der Prozeß $(W + w) — (G + g)$ abgeschlossen ist, ist nur der konsumierte, nicht der akkumulierte Mehrwertteil realisiert. Der akkumulierte Mehrwertteil kann erst in dem Augenblick realisiert werden, in dem w_1 in g_1 umgesetzt ist; das heißt: in dem jene Waren verkauft sind, in denen sich der zu akkumulierende Mehrwertteil vergegenständlicht; jene Waren, die die stofflichen Elemente des zusätzlichen produktiven Kapitals der nächsten Produktionsperiode bilden.

Die Erscheinung, daß nur der konsumierte, nicht der akkumulierte Mehrwertteil realisiert ist, kann also wirklich eintreten: sie tritt dann ein, wenn $(W + w)$ *in* $(G + g)$ *schon umgesetzt ist,* w_1 *in* g_1 *noch nicht.* Aber diese Erscheinung ist nur eine *vorübergehende Phase* in dem gesamten Kreislauf. In dem Maße, in dem die produktive Anlegung des neugebildeten Kapitals erfolgt, wird auch der akkumulierte Mehrwertteil realisiert. Wenn also $(W + w)$ schon im ersten Jahre in $(G + g)$ umgesetzt werden, während das im ersten Jahre erzeugte w_1 erst im zweiten Jahre sich in g_1 verwandeln kann, dann wird allerdings im ersten Jahre bloß der konsumierte Mehrwertteil realisiert; der im ersten Jahre erzeugte, zur Akkumulation bestimmte Mehrwertteil bleibt aber nicht unrealisiert, er wird gleichfalls, aber erst im Verlauf des zweiten Jahres, realisiert werden.

Das *Mehrprodukt*, das im ersten Jahre erzeugt wurde, besteht aus zwei Teilen: 1. *aus Konsumtionsgütern* für die Kapitalisten, 2. *aus den stofflichen Elementen des zusätzlichen produktiven Kapitals.* Sobald der erste Bestandteil verkauft ist, ist der konsumierte Mehrwertteil realisiert; sobald der zweite Bestandteil verkauft ist, ist der akkumulierte Mehrwertteil realisiert. Es ist unmöglich, *zuerst* den Mehrwertteil k zu realisieren und *dann* erst die Konsumtionsgüter für die Kapitalisten zu beschaffen; die Realisierung von k vollzieht sich eben im Verkauf des ersten Bestandteils des Mehrproduktes. Ebenso unmöglich ist es, *zuerst* den Mehrwertteil $(\varkappa + \beta)$ zu realisieren und *dann* erst die stofflichen Elemente des zusätzlichen produktiven Kapitals zu kaufen; die Realisierung von $(\varkappa + \beta)$ vollzieht sich eben im Verkauf des zweiten Bestandteils des Mehrproduktes. Es ist also gar nicht sonderbar, daß Rosa Luxemburg $(\varkappa + \beta)$ im ersten Jahre nicht realisieren kann, da sie annimmt, daß die Kapitalisten erst im zweiten Jahre die stofflichen Elemente des zusätzlichen produktiven Kapitals kaufen. Realisierung von $(\varkappa + \beta)$ und pro-

duktive Verwendung des Mehrproduktes, in dem $(x + \beta)$ vergegenständlicht sind, sind zwei Seiten derselben Erscheinung; sie können nur gleichzeitig erfolgen.

Die ganze Schwierigkeit entsteht nur, wenn man annimmt, die Verkaufszeit der Waren, in denen der akkumulierte Mehrwertteil verkörpert ist, sei länger als die Verkaufszeit der anderen Waren. In Wirklichkeit ist natürlich die Umschlagszeit der einzelnen Kapitalien und ihre Gliederung in Einkaufs-, Produktions- und Verkaufszeit sehr verschieden. Marx mußte von diesen Verschiedenheiten absehen und annehmen, daß das Jahresprodukt innerhalb des Jahres abgesetzt werde, um die Reproduktion des Kapitals an einem einfachen Schema darstellen zu können. Aber selbst wenn wir uns über diese Voraussetzung des Marxschen Schemas hinwegsetzten, gelangten wir doch zu keinem anderen Ergebnis als der nicht überraschenden Erkenntnis, daß ein Teil des in jedem Jahre erzeugten Mehrwertes erst im Verlauf des folgenden Jahres realisiert wird.

Die Genossin Luxemburg glaubt, die Waren, in denen $(x + \beta)$ verkörpert sind, müßten außerhalb der kapitalistischen Welt verkauft werden, damit die Realisierung des in ihnen vergegenständlichten Mehrwertes möglich werde. Ja, was für Waren sind denn das? Das sind doch jene Produktionsmittel, die die Kapitalisten brauchen, um ihren Produktionsapparat zu erweitern, und jene Konsumtionsgüter, die dazu gebraucht werden, den Zuwachs der Arbeiterbevölkerung zu ernähren. Wenn diese Waren aus der kapitalistischen Welt hinausgeschleudert würden, dann wäre im nächsten Jahre überhaupt keine Produktion auf erweiterter Stufenleiter möglich; es wären weder die notwendigen Produktionsmittel zur Erweiterung des Produktionsapparats noch die notwendigen Lebensmittel zur Ernährung einer vermehrten Arbeiterschaft zu beschaffen. Die Ausscheidung dieses Teiles des Mehrproduktes aus dem kapitalistischen Markte würde nicht, wie Rosa Luxemburg meint, die Akkumulation ermöglichen, sie würde vielmehr jede Akkumulation unmöglich machen.

In Wirklichkeit wird auch der akkumulierte Mehrwertteil in der kapitalistischen Gesellschaft realisiert. Die Realisierung vollzieht sich allerdings schrittweise, allmählich. So werden zum Beispiel die Lebensmittel, die im zweiten Jahre zur Ernährung der zuschüssigen Arbeiterschaft verwendet werden, in der Regel wohl schon im ersten Jahre produziert und von den Produzenten an das Großhandelskapital verkauft; ein Teil des Mehrwertes, der in diesen Lebensmitteln verkörpert ist, wird also schon im ersten Jahre realisiert. Die Realisierung des anderen Teiles dieses Mehrwertes erfolgt dann erst im Laufe des zweiten Jahres mit dem Verkauf dieser Lebensmittel vom Großhändler an den Kleinhändler und von diesem an die Arbeiter. Alle Einzelheiten dieses Prozesses kann das Schema natürlich nicht erfassen. Aber sie ändern auch an dem Gesamtprozeß nichts. Wie immer sich die Kreisläufe der Einzelkapitalien verschlingen und durchkreuzen, bleibt die Tatsache bestehen, daß die Realisierung von $(x + \beta)$ mit der produktiven Anlage des neugebildeten Kapitals gleichzeitig erfolgt, besser gesagt: jene sich in dieser und durch sie vollzieht. Insofern ist unser Schema ein treues Bild der Wirklichkeit. Es beweist, daß auch der zu akkumulierende Mehrwertteil in der kapitalistischen Sphäre selbst realisiert wird.

Unterakkumulation und Überakkumulation.

Unser Schema (Tabelle IV) setzt voraus, daß 1. die Arbeiterschaft jährlich um 5 Prozent wächst, 2. das variable Kapital in gleichem Verhältnis wächst wie die Arbeiterschaft, 3. das konstante Kapital in dem durch den technischen Fortschritt erheischten Maße schneller wächst als das variable. Unter diesen Voraussetzungen ist es nicht erstaunlich, daß keine Schwierigkeit entsteht, den Mehrwert zu realisieren. Die Konsumtionskraft der Arbeiter wächst in diesem Falle ebenso schnell wie ihre Zahl. Die Konsumtionskraft der Kapitalisten wächst ebenso schnell, da mit der Zahl der Arbeiter auch die Mehrwertmasse wächst. Die Konsumtionskraft der ganzen Gesellschaft wächst also ebenso schnell wie das Wertprodukt. Die Akkumulation ändert daran nichts; sie bedeutet nur, daß weniger Konsumtionsgüter, mehr Produktionsmittel erheischt werden als bei einfacher Reproduktion. Die *Erweiterung des Produktionsfeldes*, die eine Voraussetzung der Akkumulation bildet, ist hier durch das Wachstum der Bevölkerung gegeben.

Dieser Gleichgewichtszustand zwischen der Akkumulation und dem Bevölkerungswachstum kann jedoch nur dann erhalten werden, wenn die Akkumulationsrate so schnell steigt, daß trotz der steigenden organischen Zusammensetzung des Kapitals das variable Kapital ebenso schnell wächst wie die Bevölkerung (Tabelle III). Bleibt das Steigen der Akkumulationsrate hinter diesem Erfordernis zurück, dann bleibt das Wachstum des variablen Kapitals hinter der Vermehrung der Arbeit suchenden Bevölkerung zurück. Den Zustand, der dann eintritt, können wir den Zustand der *Unterakkumulation* nennen.

Die erste Wirkung der Unterakkumulation ist die Bildung einer *industriellen Reservearmee*. Ein Teil des Bevölkerungszuwachses bleibt arbeitslos. Die arbeitslosen Proletarier üben einen Druck auf die Löhne. *Die Löhne sinken, die Mehrwertrate steigt.* Da in einer Gesellschaft, die nur aus Kapitalisten und Arbeitern besteht, die arbeitslosen Proletarier kein anderes Einkommen finden können als das Lohneinkommen, müssen die Löhne so lange sinken, muß die Mehrwertrate so lange steigen, bis trotz dem relativ verringerten variablen Kapital die gesamte Arbeiterbevölkerung Beschäftigung findet. Die veränderte Verteilung des Wertproduktes, die dadurch eintritt, ist herbeigeführt durch die Tatsache, daß mit der steigenden organischen Zusammensetzung des Kapitals, in der sich der technische Fortschritt ausdrückt, *der Wert der Arbeitskraft* gesunken ist, daher *relativer Mehrwert* gebildet wurde.

Ist die Mehrwertrate gestiegen, so wird — bei unveränderter Akkumulationsrate — auch der zu akkumulierende Mehrwertteil vergrößert. Es wächst also auch die Mehrwertmasse, die zur Vergrößerung des variablen Kapitals verwendet wird. Ihre Vergrößerung auf diesem Wege muß sich so lange vollziehen, *bis das Gleichgewicht zwischen dem Wachstum des variablen Kapitals und dem Wachstum der Bevölkerung wiederhergestellt ist.*

Ich nenne das Verhältnis des akkumulierten Mehrwertteils zum gesamten Mehrwert die *kapitalistische Akkumulationsrate*, das Verhältnis des akkumulierten Mehrwertteils zum gesamten Wert-

produkt (variables Kapital + Mehrwert) die gesellschaftliche Akkumulationsrate.[1] So können wir den Mechanismus, durch den die Unterakkumulation immer wieder aufgehoben wird, in folgender Weise darstellen: Ist die gesellschaftliche Akkumulationsrate zu klein, so entsteht eine industrielle Reservearmee. Die Löhne sinken. Die Mehrwertrate steigt. Daher steigt auch, selbst bei unveränderter kapitalistischer Akkumulationsrate, die gesellschaftliche Akkumulationsrate; denn bei gleicher kapitalistischer Akkumulationsrate wächst die gesellschaftliche Akkumulationsrate mit der Mehrwertrate. Unter dem Drucke der industriellen Reservearmee steigt die Mehrwertrate und mit ihr die gesellschaftliche Akkumulationsrate so lange, bis diese groß genug geworden ist, trotz der steigenden organischen Zusammensetzung das variable Kapital ebenso schnell zu vermehren wie die Arbeiterbevölkerung. Sobald das der Fall, ist die industrielle Reservearmee aufgesogen und das Gleichgewicht zwischen Akkumulation und Bevölkerungswachstum wiederhergestellt.

Die kapitalistische Produktionsweise trägt also in sich selbst den Mechanismus, der die hinter dem Bevölkerungswachstum zurückgebliebene Akkumulation dem Bevölkerungswachstum wieder anpaßt. Aber diese Anpassung erfolgt auf Kosten der Arbeiterklasse. Sie erfolgt durch die Steigerung der Ausbeutungsrate. Der Fortschritt zu höherer organischer Zusammensetzung des Kapitals führt die Unterakkumulation immer wieder herbei; durch das Steigen der Mehrwertrate wird sie immer wieder überwunden. Sie ist eine periodisch wiederkehrende, aber immer nur vorübergehende Phase des industriellen Zyklus.

Steigt die gesellschaftliche Akkumulationsrate, so erreicht sie schließlich einen Punkt, in dem das variable Kapital schneller wächst als die Bevölkerung. Den Zustand, der in diesem Falle eintritt, nennen wir den Zustand der Überakkumulation. Aber wie die Unterakkumulation ist auch die Überakkumulation immer nur eine vorübergehende Phase des industriellen Zyklus.

Marx beschreibt den Zustand der Überakkumulation in folgender Weise: „Sobald das Kapital gewachsen wäre in einem Verhältnis zur Arbeiterbevölkerung, daß weder die absolute Arbeitszeit, die diese Bevölkerung liefert, ausgedehnt noch die relative Mehrarbeitszeit erweitert werden könnte (das letztere wäre ohnehin nicht tubar in einem Falle, wo die Nachfrage nach Arbeit so stark, also Tendenz zum Steigen der Löhne); wo also das gewachsene Kapital nur ebensoviel oder selbst weniger Mehrwertmasse produziert als vor seinem Wachstum, so fände eine absolute Überproduktion statt; das heißt das gewachsene Kapital $C + \Delta C$ produziert nicht mehr Profit oder gar weniger Profit als das Kapital C vor seiner Vermehrung durch ΔC. In beiden Fällen fände auch ein starker und plötzlicher Fall in der allgemeinen Profitrate statt, diesmal aber wegen eines Wechsels in der Zusammensetzung des Kapitals, der nicht der Entwicklung der Produktivkraft geschuldet wäre, sondern einem Steigen in dem Geldwert des variablen Kapitals (wegen der gestiegenen Löhne) und der ihm entsprechenden Abnahme im Verhältnis der Mehrarbeit zur notwendigen Arbeit.“[2] Dieser

[1] Bisher war, wo ich von der Akkumulationsrate sprach, immer die kapitalistische Akkumulationsrate gemeint.

[2] Marx, Das Kapital, III, 1, S. 288.

Punkt bezeichnet die absolute Grenze der Akkumulation. Wird er erreicht, so erfolgt die Anpassung der Akkumulation an das Bevölkerungswachstum in einer verheerenden Krise mit gewaltiger Brachlegung von Kapital, massenhafter Zerstörung von Werten und jähem Sturz der Profitrate.

In Wirklichkeit kann die Anpassung erfolgen, ehe noch die von Marx beschriebene absolute Grenze erreicht wird. Ist die Akkumulationsrate zu groß, dann wird die industrielle Reservearmee schnell aufgesogen, die Löhne steigen, die Mehrwertrate sinkt, mit ihr sinkt die gesellschaftliche Akkumulationsrate, und schon dadurch wird das Wachstum des variablen Kapitals wieder verlangsamt. Schon dadurch kann die Anpassung der Akkumulation an das Volkswachstum erfolgen.

Überdies sinkt im Zustand der Überakkumulation die Profitrate sehr schnell. Die Profitrate sinkt infolge des Fortschreitens zu höherer organischer Zusammensetzung des Kapitals selbst dann, wenn zwischen Akkumulation und Bevölkerungswachstum Gleichgewicht besteht. Sie sinkt noch schneller, wenn der Fortschritt zu höherer organischer Zusammensetzung mit sinkender Mehrwertrate zusammenfällt, was bei Überakkumulation der Fall. In dem Augenblick, „wo sich die zuletzt beschriebenen Tendenzen der sinkenden Profitrate durchsetzen gegenüber den Tendenzen, die infolge der gestiegenen Nachfrage Steigen der Preise und des Profits bewirkt haben, tritt die Krise ein".[1] In der Krise und in der ihr folgenden industriellen Depression ist die Akkumulation wesentlich verlangsamt, das Wachstum des variablen Kapitals bleibt nunmehr wieder hinter dem Bevölkerungswachstum zurück.

Wie die Unterakkumulation wird also auch die Überakkumulation durch den Mechanismus der kapitalistischen Produktionsweise selbst immer wieder aufgehoben. In der kapitalistischen Produktionsweise besteht die Tendenz zur Anpassung der Akkumulation des Kapitals an das Wachstum der Bevölkerung. Diese Anpassung ist erfolgt, sobald das variable Kapital sich ebenso schnell vermehrt wie die Arbeiterbevölkerung, das konstante Kapital aber in dem Maße schneller, als die Entwicklung der Produktivkraft dies erheischt. In einer sozialistischen Gesellschaft würden die die Produktion leitenden gesellschaftlichen Organe bewußt und planmäßig dafür sorgen, daß das Wachstum des gesellschaftlichen Produktionsapparats dem Wachstum der Bevölkerung angepaßt sei. In der kapitalistischen Gesellschaft muß diese Anpassung gleichfalls erfolgen; aber sie kann hier nicht anders erfolgen als durch Vermittlung großer Krisen mit Arbeitslosigkeit, Lohndruck, steigender Ausbeutung auf der einen, Brachlegung von Kapital, Zerstörung von Werten, sinkender Profitrate auf der anderen Seite.

Die Tendenz zur Anpassung der Akkumulation an das Bevölkerungswachstum beherrscht die internationalen Beziehungen. Länder mit dauernder Überakkumulation legen einen großen, wachsenden Teil des in jedem Jahre akkumulierten Mehrwertes im Ausland an. Beispiel: Frankreich und England. Länder mit dauernder Unterakkumulation ziehen Kapital aus dem Ausland an sich und geben Arbeitskräfte an das Ausland ab. Beispiel: die agrarischen Länder Osteuropas. Die Vermehrung des

[1] Hilferding, Das Finanzkapital, S. 323.

produktiven Kapitals im Lande selbst bleibt immer durch das Wachstum der verfügbaren Arbeiterbevölkerung begrenzt: das variable Kapital kann dauernd nicht schneller wachsen als die Bevölkerung, das konstante Kapital immer nur in dem durch den Entwicklungsgrad der Produktivkräfte bestimmten Verhältnis schneller als das variable. Man begreift daher auch die Aufregung der Kapitalisten über den Rückgang der Geburtenzahl: die Verlangsamung des Bevölkerungswachstums verengt die Grenze, die dem Wachstum ihres Kapitals gezogen ist.

Die kapitalistische Weltwirtschaft als Ganzes betrachtet, wird die Tendenz zur Anpassung der Akkumulation an das Bevölkerungswachstum sichtbar in dem industriellen Zyklus. Prosperität ist Überakkumulation. Sie hebt sich selbst auf in der Krise. Die nun folgende Depression ist eine Zeit der Unterakkumulation. Sie hebt sich selbst auf, indem die Depression aus sich heraus die Bedingungen der Wiederkehr der Prosperität erzeugt. Die periodische Wiederkehr der Prosperität, der Krise, der Depression ist der empirische Ausdruck der Tatsache, daß der Mechanismus der kapitalistischen Produktionsweise selbsttätig Überakkumulation und Unterakkumulation aufhebt, die Akkumulation des Kapitals immer wieder dem Wachstum der Bevölkerung anpaßt.

Der einzelne Kapitalist glaubt, es hänge nur von seiner „Entsagung" ab, welchen Teil des Mehrwertes er „erspart". In Wirklichkeit werden die Kapitalisten in jeder Krise belehrt, daß ihrer Akkumulation objektive Grenzen gesetzt sind: daß das Kapital nur in dem Maße vermehrt werden kann, in dem die Gesellschaft ihren Produktionsapparat auszudehnen vermag. Die objektive Grenze der Akkumulation wird, wenn der Entwicklungsgrad der Produktivkräfte gegeben ist, bestimmt durch das Wachstum der Arbeiterbevölkerung. Die Akkumulation setzt Ausdehnung des Produktionsfeldes voraus; ausgedehnt wird das Produktionsfeld durch das Wachstum der Bevölkerung. „Vermehrung der Bevölkerung erscheint als Grundlage der Akkumulation als eines stetigen Prozesses."[1] Würde das Bevölkerungswachstum überhaupt aufhören, dann könnte das variable Kapital dauernd nicht vermehrt werden; Akkumulation wäre dann nur in dem Maße möglich, als die Entwicklung der Produktivkräfte zusätzliches konstantes Kapital zur Beschäftigung einer unveränderten Arbeitermasse erheischte.

Die Genossin Luxemburg weiß, daß der Akkumulation des Kapitals objektive Grenzen gezogen sind. Aber sie bestimmt diese Grenzen falsch. Die Genossin Luxemburg glaubt, daß in einer kapitalistischen Gesellschaft, die ihre Waren nicht in bäuerlichen oder kleinbürgerlichen Gebieten absetzen könnte, Akkumulation des Kapitals überhaupt nicht möglich wäre. Diese Ansicht ist unrichtig. Jede Gesellschaft, deren Bevölkerung wächst, muß ihren Produktionsapparat erweitern. Die Erweiterung des Produktionsapparats nimmt unter kapitalistischer Produktionsweise die besondere Form der Akkumulation des Kapitals an. Diese Akkumulation vollzieht sich ohne Störung, sofern sie nur

[1] Marx, Theorien über den Mehrwert, II, 2, S. 244.

in einem bestimmten Größenverhältnis bleibt einerseits zum Wachstum der Bevölkerung, andererseits zur Entwicklung der Produktivkraft, die sich in dem Fortschritt zu höherer organischer Zusammensetzung des Kapitals ausdrückt. Allerdings treibt die Entwicklung die Akkumulation immer wieder über diese Grenze hinaus; aber die Akkumulation wird immer wieder in ihre Grenze zurückgeführt durch die periodisch wiederkehrende Wirtschaftskrise. Das Ergebnis unserer Untersuchung ist also: 1. daß auch in einer isolierten kapitalistischen Gesellschaft Akkumulation des Kapitals möglich ist, sofern sie nur über eine jeweils bestimmte Grenze nicht hinausgeht; 2. daß sie zu dieser Grenze selbsttätig zurückgeführt wird durch den Mechanismus der kapitalistischen Produktionsweise selbst.

Als eine Apologie des Kapitalismus kann diese Darstellung nicht betrachtet werden. Denn während die Apologeten des Kapitals die Schrankenlosigkeit der Akkumulation erweisen wollten — mit der Produktion steige automatisch auch die Konsumtionskraft! —, decken wir die Grenze auf, die der Akkumulation gesetzt ist. Während die Apologeten die Unmöglichkeit allgemeiner Krisen beweisen wollten, zeigen wir, daß sich die Gesetze der Akkumulation nicht anders durchsetzen können als durch allgemeine Krisen, in deren Gefolge Arbeitslosigkeit, Lohndruck, steigendes Massenelend, wachsende Erbitterung und Empörung der Arbeitermassen einhergehen.

Die Erklärung des Imperialismus.

Die Genossin Luxemburg erklärt den Imperialismus in folgender Weise: In einer isolierten kapitalistischen Gesellschaft wäre Verwandlung des Mehrwertes in Kapital unmöglich. Sie wird nur dadurch ermöglicht, daß die Kapitalistenklasse ihren Absatzmarkt stetig erweitert, um in Gebieten, die noch nicht kapitalistisch produzieren, jenen Teil des Mehrproduktes abzusetzen, in dem der akkumulierte Teil des Mehrwertes verkörpert ist. Diesem Zwecke dient der Imperialismus.

Diese Erklärung ist, wie wir gesehen haben, unrichtig. Akkumulation ist auch in einer isolierten kapitalistischen Gesellschaft möglich und notwendig. Und der Teil des Mehrproduktes, in dem der akkumulierte Mehrwertteil verkörpert ist, kann nicht an Bauern und Kleinbürger der Kolonien verkauft werden, weil er im kapitalistischen Mutterland selbst gebraucht wird, den Produktionsapparat zu erweitern.

Aber in der falschen Erklärung ist doch ein echter Kern verborgen. Ist die Akkumulation in einer isolierten kapitalistischen Gesellschaft nicht unmöglich, so ist sie doch in Grenzen gebannt. Der Imperialismus dient in der Tat dem Zwecke, diese Grenzen zu erweitern.

Zunächst ist die Akkumulation durch das Wachstum der Arbeiterbevölkerung begrenzt. Der Imperialismus vermehrt nun gewaltig die Arbeitermasse, die gezwungen ist, dem Kapital ihre Arbeitskraft zu verkaufen. Er bewirkt dies, indem er die alten Produktionsweisen der Kolonialgebiete zersetzt und dadurch Millionen zwingt, entweder in kapitalistische Gebiete auszuwandern oder in ihrer Heimat selbst dem dort angelegten europäischen oder amerikanischen Kapital zu fronen. Da — bei gegebener organischer Zusammensetzung des Kapitals — die Größe der Akkumulation durch das Wachstum der verfügbaren Arbeiterbevölkerung bestimmt ist, ist der Impe-

rialismus also in der Tat ein Mittel, die Grenzen der Akkumulation weiter zu spannen.

Neben dem Wachstum der Bevölkerung bestimmt die Entwicklung der Produktivkräfte, das Fortschreiten zu höherer organischer Zusammensetzung, die Größe der Akkumulation. Auch diese Entwicklung kann durch den Imperialismus gefördert werden: einmal, indem er vornehmlich die Entwicklung der Produktionszweige mit überdurchschnittlicher organischer Zusammensetzung des Kapitals fördert; zweitens, indem er dem Kapital die außerhalb seiner Heimat gelegenen stofflichen Produktionselemente zur Verfügung stellt und dadurch die Entwicklung der Produktivkräfte, die Steigerung der Produktivität der Arbeit gewaltig beschleunigt.

Die Anpassung der Akkumulation an das Wachstum der Bevölkerung setzt sich in periodischen Krisen durch. In jeder Krise sind gewaltige Warenmengen unverkäuflich und ein großer Teil des produktiven Kapitals liegt brach. Die Überwindung der Krise wird erleichtert, wenn es gelingt, große Warenmengen in neue Absatzgebiete zu werfen. Auch dies sucht der Imperialismus dem Kapital zu ermöglichen.

Ist also der Imperialismus nicht ein Mittel, die Akkumulation überhaupt zu ermöglichen, so ist er doch ein Mittel, ihre Grenzen weiter zu spannen und die Überwindung der Krisen, die periodisch aus der Überakkumulation entstehen, zu erleichtern. Dieses Streben ist in der Tat eine Wurzel, nicht die einzige, des Imperialismus.

Nach der Ansicht der Genossin Luxemburg könnte der Kapitalismus ohne fortwährende Expansion überhaupt nicht bestehen. Wird der Ausdehnung seiner Absatzmärkte eine Schranke gesetzt, dann kann er einen großen Teil des Mehrwertes nicht realisieren. Er bricht von selbst zusammen.

Nach unserer Ansicht ist der Kapitalismus auch ohne Expansion denkbar. Aber ob mit, ob ohne Expansion führt der Kapitalismus selbst seinen Untergang herbei. Ist ihm die Expansion möglich, dann bringt er die Arbeitermassen durch das Wettrüsten, durch wachsenden Steuerdruck, durch kriegerische Katastrophen zur Empörung. Ist ihm die Expansion verwehrt, dann wird die Grenze der Akkumulation verengt, die Krisen werden häufiger, länger, verheerender. In dem einen wie in dem anderen Falle erkennt ein wachsender Teil der Volksmasse, daß seine Lebensinteressen mit der Fortdauer der kapitalistischen Produktionsweise unvereinbar sind.

Nicht an der mechanischen Unmöglichkeit, den Mehrwert zu realisieren, wird der Kapitalismus scheitern. Er wird der Empörung erliegen, zu der er die Volksmassen treibt. Nicht erst dann, bis der letzte Bauer und der letzte Kleinbürger auf der ganzen Erde in Lohnarbeiter verwandelt, daher dem Kapitalismus kein zuschüssiger Markt mehr offen sein wird, wird der Kapitalismus zusammenbrechen; er wird weit früher gefällt werden von der wachsenden „Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse".

Landarbeiteransiedlung und Sozialdemokratie.

Von **Otto Braun.**

Die Einwendungen, die Genosse Grumach[1] gegen meinen Artikel über unsere Stellungnahme zur Seßhaftmachung der Landarbeiter in Nr. 14 des laufenden Jahrganges der „Neuen Zeit" gemacht hat, zwingen mich zu einer kurzen Erwiderung.

Grumach irrt, wenn er annimmt, ich erwarte keine Hemmung der Landflucht von der durch die Ansiedlung herbeigeführten Verbesserung der Wohnungsverhältnisse. Die ländliche Wohnungsmisere ist zweifellos eine der Ursachen der Landflucht; und in dem Maße, wie jene behoben wird, dürfte diese nachlassen.

Ebenso irrt Grumach in der Annahme, daß in Preußen nur 207 000 Landarbeiter gegen Jahreskontrakt mit Wohnungsgewährung beschäftigt werden. Nach der Berufszählung von 1907 wurden in Preußen gezählt: 1. Knechte und Mägde 783 965, 2. Taglöhner und Arbeiter mit eigenem oder gepachtetem Land 252 570, 3. Taglöhner und Arbeiter mit sonstigem (Deputat- usw.) Land 207 220 und 4. Taglöhner und Arbeiter ohne Land 1 045 027. Die zur ersten Gruppe Gehörenden scheiden, soweit es sich nicht um verheiratete Gespannknechte handelt, für die Ansiedlung völlig aus; sie wohnen zudem auch alle bei ihren Arbeitgebern. In der zweiten und vierten Gruppe ist aber zweifellos eine große Anzahl von Arbeitern enthalten, die mit Jahreskontrakt angestellt sind und in Gutswohnungen wohnen. Denn viele Gutsbesitzer sind dazu übergegangen, ihren Arbeitern wohl Wohnung zu gewähren, Ackerland ihnen aber nur pachtweise zur Verfügung zu stellen oder ihnen Land überhaupt nicht zu gewähren, sondern das ganze Deputat bis auf die Kartoffeln in natura zu leisten. Demnach befinden sich nach meinem Dafürhalten mindestens 40 bis 50 Prozent der Landarbeiter in der Hörigkeit, die mit der Gewährung der Gutswohnung verknüpft ist, und nicht 9 Prozent, wie Grumach annimmt.

Auch kann ich der Ansicht Grumachs nicht beitreten, daß ein angesiedelter landwirtschaftlicher Freiarbeiter dem Gutsbesitzer den als Instmann oder Deputant durch Jahreskontrakt gebundenen Gutsarbeiter nicht ersetzen könne. Er meint, der Landbesitzer brauche eben eine Menge Arbeiter, welche die laufenden Arbeiten besorgen; und die müsse er täglich an der Hand haben. Häufig lasse sich in Rücksicht auf das Wetter erst am Morgen bestimmen, was getan werden solle, und da müßten die Arbeiter in der Nähe wohnen, um schnell da und dorthin dirigiert werden zu können. Kein Zweifel, dieser Zustand ist für den Gutsbesitzer sehr bequem. Hingegen für die Arbeiter hat er jene Hörigkeit zur Folge, die ich in meinem ersten Artikel geschildert habe. Heißt es doch in zahlreichen Verträgen: „Der Arbeiter muß auch außerhalb der regelmäßigen Arbeitszeit der Herrschaft jederzeit zur Verfügung stehen." Das ist eben nur möglich, wenn er auf dem Gutshof in der Gutswohnung wohnt. Dann muß er jederzeit tanzen, wie der Gutsbesitzer pfeift, kann da und dorthin dirigiert werden. *Aus dieser Abhängigkeit aber wollen wir doch gerade den Arbeiter herausbringen!*

[1] Ansiedlung und Sozialdemokratie. Von Dr. Wilhelm Grumach. „Neue Zeit", XXXI, 1, S. 607.

Auch der angesiedelte Arbeiter, der einige Kilometer vom Gutshof entfernt wohnt, kann dem Gutsherrn jahrüber zur Verfügung stehen. Ebenso wie der Fabrikarbeiter und der Bauarbeiter, der gleichfalls einige Kilometer von der Fabrik oder dem Bauplatz entfernt wohnt, kann er sich morgens 6 Uhr auf dem Gutshof zur Arbeit einstellen und dann während der Arbeitszeit so dirigiert werden, wie es der Betrieb und die Witterung heischt. Allerdings wird dann die Arbeitszeit nicht mehr wie heute ins Ungemessene ausgedehnt werden können, sondern eine Regelung und erhebliche Verkürzung der Arbeitszeit, die nirgends notwendiger ist als auf dem Lande, wird eintreten müssen. Der angesiedelte Freiarbeiter wird darauf drängen, und der Arbeitgeber wird schließlich nachgeben müssen, will er sich die Arbeitskraft erhalten.

Diese Regelung ist auch mit den Erfordernissen des landwirtschaftlichen Betriebs durchaus vereinbar. Zur Beaufsichtigung des Viehes und der Pferde in der Nacht sind auf jedem Gutshof einige Knechte und Mägde vorhanden.

Grumach meint nun noch, alle Vorteile, die der zum Ansiedler gewordene Instmann hätte, wären sehr wohl dadurch zu erreichen, daß man den Wohnungsvertrag des Instmannes in einen echten Mietsvertrag, das Deputatland in echtes Pachtland und die ganze Entlohnungsart in einen reinen Lohnvertrag nach Art des industriellen Lohnarbeiters umwandle; das müßte sich der Landarbeiterverband zur Aufgabe machen. Alle Vorteile, die der angesiedelte Arbeiter hätte, würden ihm durch diese Regelung ja nicht zuteil werden, denn er bleibt nach wie vor abhängig vom Arbeitgeber, der ihm die Wohnung und das Pachtland kündigen und dadurch die Kosten und Umständlichkeiten eines Umzugs aufbürden kann, wenn er ihm in politischer oder wirtschaftlicher Hinsicht unbequem wird. Immerhin würde er etwas selbständiger und freier sein, wenn er auf Grund eines besonderen, vom Arbeitsvertrag unabhängigen Mietsvertrags Wohnung und Pachtland im Gutsbezirk erhielt.

Aber wo in aller Welt glaubt Genosse Grumach den Großgrundbesitzer auftreiben zu können, der seine Arbeiterhäuser an Landarbeiter ohne Arbeitsverpflichtung vermietet, der Arbeiter in seinen Gutswohnungen auf Grund eines Mietsvertrags auch dann noch weiterwohnen läßt, wenn sie das Arbeitsverhältnis zu ihm bereits gelöst haben und durch das Weiterwohnen im Gutsbezirk vielleicht gar Armenlasten für ihn zur Entstehung kommen. Nein, solche Gutsbesitzer wird man nicht finden, und wenn der Arbeitermangel noch so groß wird. Wollte der Landarbeiterverband derartiges von den ländlichen Arbeitgebern fordern, würde er nur einen Lacherfolg haben.

Aber auch Grumach kann diese Forderung von seinem Standpunkt aus nicht ernstlich erheben, denn er ist ja der Ansicht, daß der Gutsbesitzer eine Anzahl seiner Arbeiter dauernd an der Hand und daher in seinen Gutswohnungen wohnend haben muß. Denn wohnen in den Gutswohnungen die Arbeiter, die das Arbeitsverhältnis bereits gelöst haben, als Mieter weiter, wo soll dann der Gutsbesitzer die neu eingestellten Arbeiter unterbringen, die er nach Ansicht Grumachs stets an der Hand haben muß?

Wie die Wohnungsverhältnisse auf dem Lande nun einmal liegen, ist eine Besserung durch Schaffung von Mietswohnungen nur auf dem Wege

möglich, den ich im vorletzten Absatz meines ersten Artikels kurz angedeutet habe. Denn ganz ohne Arbeitsverpflichtung wollen nicht einmal die Bauern im Dorfe Wohnung an Landarbeiter vermieten. Auch sie machen im Mietsvertrag meist zur Bedingung, daß der Mieter neben der baren Miete ihnen noch jährlich 10 bis 20 Arbeitstage nach ihrer Wahl leistet. Natürlich verlangen sie diese Leistung stets in der Erntezeit, wenn der Arbeiter auch anderweitig den besten Verdienst erzielen kann. Hinzu kommt, daß die Bauern auch nicht jede Arbeiterfamilie ins Dorf hineinlassen! Gehören zu der Familie ältere oder kränkliche Personen, die leicht unterstützungsbedürftig werden können, dann vermietet ihr kein Besitzer eine Wohnung; und ist es doch geschehen, dann versucht man sie so schnell wie irgend angängig oft mit den gemeinsten Schikanen wieder abzuschieben. „... Es ist geradezu unheimlich, wie hochgradig in unserer alten, guten niedersächsischen Bauernschaft die Abneigung dagegen ist, irgendeinen neuen Menschen in das Dorf kommen zu lassen ..." erklärte der Landrat Berthold-Blumenthal in der Sitzung des preußischen Landesökonomiekollegiums vom 9. Februar 1912. Und was hier ein Kenner der Verhältnisse von der niedersächsischen Bauernschaft behauptet, trifft auch auf die Bauern anderer Gegenden zu.

Wenn Grumach weiter sagt, die Beschränkung der Freizügigkeit, die die Ansiedlung der Landarbeiter für diese zur Folge hat, sei doch größer, als ich annehme, da man Landarbeiter in der Stadt schwer verwenden könne, so zeugt das von einer argen Verkennung der einschlägigen Verhältnisse. Die ungelernten Arbeiter in den Städten und Industriezentren rekrutieren sich zu 70 bis 80 Prozent aus der Landarbeiterschaft! Weshalb ein Landarbeiter, der sich angesiedelt hat, für die Arbeit eines ungelernten Arbeiters in der Stadt nicht mehr geeignet oder schwerer verwendbar sein soll, ist mir unerfindlich.

Auch die weiteren Ausführungen Grumachs über die angesiedelten Bauarbeiter und die Stadtarbeiter mit höheren Löhnen, die sich Grundstücke auf dem Lande kaufen, zeugen von einer so erheblichen Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse und verallgemeinern so unzulässigerweise Einzelerscheinungen, daß ich in Rücksicht auf den mir zur Verfügung stehenden Raum davon Abstand nehmen muß, darauf einzugehen. Ich kann um so mehr darauf verzichten, als sie, selbst wenn sie zutreffend wären, meine Beweisführung nicht berühren. Ich führte Äußerungen von Agrariern an zum Beweis dafür, daß man auf dem Lande im eigenen Grundstück wohnen und gleichwohl, wenn sich in den landwirtschaftlichen Betrieben keine lohnende Beschäftigung findet, in die Stadt auf Lohnarbeit gehen kann, also noch ein gewisses Maß von Freizügigkeit in der Arbeitssuche hat. Dieser Beweis ist durch die Ausführungen Grumachs nicht entkräftet. Die forsche Behauptung: „Mag es also sein, wie es will, der Landarbeiter, der Ansiedler wird, ist an seinen Ansiedlungsort gebunden" ist kein Gegenbeweis.

Ebensowenig beweiskräftig ist die Behauptung: „Daher die allgemein gemachte Erfahrung, daß reichlicher Kleinstellenbesitz bei Großgrundbesitz den Stand der Löhne aufs tiefste herabdrückt." Wo und wann ist diese Erfahrung gemacht worden? Vielleicht an vereinzelten Stellen, wo ganz verelendete Kleinbauern sitzen, die, um etwas Bargeld in ihre Wirtschaft zu bringen, zeitweise auch schlechtbezahlte Lohnarbeit annehmen. Dabei handelt

es sich aber um ganz vereinzelte Erscheinungen, die nicht berechtigen, von allgemein gemachten Erfahrungen zu sprechen.

Wenn Grumach erklärt, meine Bemerkung, der Landarbeiter gelange durch die Ansiedlung „zum freien Lohnarbeitsvertrag, der die Vorbedingung ist für die Erzwingung des Koalitionsrechtes und seiner wirksamen Anwendung", sei ihm ganz unverständlich, so begreife ich das nach seinen vorerwähnten Ausführungen allerdings; er steht den Dingen offenbar zu fremd gegenüber. Ein Landarbeiter, der durch Jahresvertrag verpflichtet ist, Gutswohnung und Deputatland hat, wird sich auch dann wohl überlegen, in den Streik zu treten, wenn das preußische Gesetz von 1854 nicht mehr besteht, das übrigens nicht das Streiken, sondern nur die Verabredung zu streiken unter Strafe stellt. Am ersten Streiktag läge er mit seiner ganzen Familie und seinem Hausrat auf der Straße, Wind und Wetter preisgegeben. Und auf dem Lande ist es nicht so leicht, anderweitig unterzukommen, besonders wenn eine größere Anzahl von Arbeitern hinausgesetzt worden ist. Im November vorigen Jahres ging eine Nachricht aus Italien durch die Presse, wonach in der Provinz Venedig 60 000 Landarbeiter streikten. „Infolgedessen," so heißt es in der Meldung, „ordneten die Gutsbesitzer die Räumung der Wohnungen an." Ein Beweis, wie schnell diese Gegenwaffe benutzt wird.

Demnach dürfte es wohl nicht so unverständlich sein, wenn ich behaupte, daß die Befreiung des Landarbeiters aus der Wohnungsknechtschaft und die Anbahnung des freien Lohnarbeitsvertrags die Vorbedingung für die Erzwingung des Koalitionsrechtes und für seine wirksame Anwendung sei. Ist der Landarbeiter durch einen freieren Arbeitsvertrag mit Barlöhnung erst einmal unabhängiger von seinem Arbeitgeber, dann wird er schon Mittel und Wege finden, trotz dem überlebten gesetzlichen Koalitionsverbot das Koalitionsrecht sich zu erzwingen und von ihm wirksamen Gebrauch zu machen. Die erst kurze Tätigkeit des jungen Landarbeiterverbandes beweist das zur Genüge. Die lebendigen Kräfte, die die wirtschaftliche Entwicklung auslöst, sind eben stärker als überholte gesetzliche Zwangsmaßnahmen.

Zum Schlusse noch einige Ausführungen zu dem „psychologischen Moment", das Grumach ins Feld führt. Er meint: „Besitz, besonders Landbesitz, übt einen ganz eigentümlichen Einfluß auf Gemüt und Verstand aus. Durch den Besitz wird der Landarbeiter zu demselben Eigentumsanbeter, wie es der Kleinbauer ist." Und die „Kreuzzeitung" vom 25. Januar 1913 schreibt dazu: „Genosse Grumach hat vollkommen recht." ... Gleichwohl muß ich mich dagegen wenden. Der Landhunger, das Streben nach eigenem Landbesitz, das bei den Landbewohnern zweifellos vorhanden ist, kann man nicht allein durch den „eigentümlichen Einfluß" erklären, den der Landbesitz auf Gemüt und Verstand ausübt. Das wäre doch eine gar zu ideologische Erklärung einer sozialen Erscheinung. Diese hat vielmehr ihre Ursache hauptsächlich in den wirtschaftspolitischen Verhältnissen, die auf dem Lande bestehen. Der abhängige, besitzlose Landarbeiter sieht, daß der Landbesitz freier und unabhängiger macht, daß selbst der Kleingrundbesitzer in seinem Hause, auf seinem Lande sein eigener Herr ist, der auch dem Gendarm und dem nachbarlichen Großgrundbesitzer, wenn es sein muß, die Zähne zeigen kann. Er sieht, wie jener mitbestimmen kann

in der Gemeinde, während er rechtlos ist, wie jener seine Söhne ein Handwerk erlernen lassen oder in die nächste Fabrik schicken kann, während er seine Kinder seinem Arbeitgeber zur Ausbeutung überlassen muß, will er nicht aus Wohnung und Stellung gejagt werden. Er nimmt fortgesetzt wahr, wie der Landbesitzende auch gesellschaftlich überall den Vorzug genießt, was wunder, daß er da nach Landbesitz strebt!

Die krasse Ungleichheit in der Behandlung der Besitzlosen und Besitzenden, die auf dem Lande viel schärfer in die Erscheinung tritt als in der Stadt, löst bei den Landarbeitern den Landhunger, das Streben nach eigenem Landbesitz aus und macht den Kleinbauern zum Eigentumsanbeter. Es ist daher kein reaktionäres Motiv, das sie leitet, sondern es ist der Hunger, das Streben nach Freiheit, nach Unabhängigkeit und Gleichberechtigung. In dem Maße, wie es gelingt, auf anderem Wege, durch politischen und wirtschaftlichen Kampf, diesem Ziele näherzukommen, wird der Landhunger und die Eigentumsanbeterei verschwinden. Das wird aber um so eher gelingen, als die Landarbeiter aus der Wohnungsknechtschaft und der mit Jahreskontrakt und Naturallöhnung verbundenen Hörigkeit befreit werden und dann weniger Veranlassung haben, den vom Ausland importierten rechtlosen Arbeitern das Feld zu räumen. Dazu kann die Ansiedlung trotz ihrer Nachteile, die ich nicht verkenne, beitragen. Daß sie Sachwalter des Gegenwartsstaats schafft und zum Hindernis für die Sozialisierung der Gesellschaft wird, befürchte ich nicht. Jedenfalls werden auch die angesiedelten Arbeiter mit uns für die Demokratisierung der Gesellschaft eintreten. In dem Maße, wie die vorschreitet, verschwinden die mit dem Besitz verknüpften wirtschaftlichen Vorteile und politischen Vorrechte sowie die Abhängigkeit und Rechtlosigkeit der Besitzlosen. Dem Arbeiter und Bauern wird es dann gleichgültiger werden, ob er im eigenen oder ihm pachtweise überlassenen Hause wohnt, ob er eigenes oder Pachtland bebaut, wenn er nur politisch gleichberechtigt und in seiner wirtschaftlichen Existenz sichergestellt ist.

Zeitschriftenschau.

Unter der Überschrift „**Die deutsche Gefahr oder kapitalistische Rivalität**" polemisiert J. B. Askew in der Februarnummer des „British Sozialist" gegen die von einigen englischen Sozialisten vertretene Ansicht, Deutschland strebe danach, England zu demütigen und dem englischen Volke die erworbenen Freiheiten zu nehmen. Er weist darauf hin, daß der deutsch-englische Gegensatz seine Erklärung in der Rivalität des deutschen und englischen Imperialismus findet. Was Askew über die Entwicklung des deutschen Imperialismus und die hinter ihm steckenden Kräfte sagt, kann in England nur nützlich wirken. Denn die sonderbare Stellung einiger führenden Personen der B. S. P. zur Rüstungsfrage beruht in letzter Hinsicht — soweit nicht Gefühle in Betracht kommen — auf ihrer Unkenntnis der Machtfaktoren, die die auswärtige Politik des Deutschen Reiches bestimmen, und der innerpolitischen Lage Deutschlands.

In derselben Zeitschrift findet sich ein Artikel über „**Die antimaterialistische Verschwörung**" von Julius. Der Verfasser bespricht die auffällige Erscheinung, daß man in Kreisen, die als fortschrittlich oder sozialistisch gelten wollen, in der letzten Zeit heftig gegen die Materialisten Sturm läuft. Man behandelt die Materialisten auch als moralisch minderwertige Menschen. Als einer der Hauptrecken in diesem Feldzug wird die Zeitschrift „New Age" erwähnt, die von jungen Schön-

geistern gelesen wird, eine sonderbare Art des Sozialismus, den sogenannten Gildensozialismus predigt und im übrigen in den ätherischen Regionen schwebt. Julius erklärt sich diese Propaganda aus dem Fehlschlagen der Arbeiterpartei, das dem revolutionären Sozialismus das Feld freigemacht habe. Um aber den Fortschritt des Sozialismus zu verhindern, hätten die falschen Reformatoren das Volk verwirrt und einen Feldzug gegen den Materialismus, auf dem die revolutionäre politische Aktion fuße, inszeniert. — Die Erklärung scheint etwas gewagt. Es handelt sich bei der geistigen Verwirrung, die die „Labour unrest" (die Unruhe unter den Arbeitern) im Gefolge hat, wohl weniger um eine bewußte Mache als um die Nachwirkungen des langen politischen Schlafes der englischen Arbeiterklasse. Als in den letzten zwei Jahren die großen Klassenkämpfe ausbrachen, waren keine Organe vorhanden, die dem erwachenden Geiste des Proletariats verdauliche und stärkende Nahrung zuführen konnten. So fanden denn die Querköpfe und sentimentalen Schwärmer, an denen England noch nie Mangel gelitten, die beste Gelegenheit, ihre Stimme vernehmbar zu machen.

Im Februarheft der „Sozialist Review" schreibt C. E. S. über **„Sozialreform oder Sozialismus"**. Der Artikel richtet sich gegen den jungliberalen Reeder Russell Rea. Es muß hier erklärt werden, daß der Jungliberalismus in England eine Bewegung darstellt, die dem Sozialismus den Wind aus den Segeln nehmen will und stets bereit ist, Versprechungen zu machen, die die liberale Partei nie erfüllen kann. Herr Russell Rea ist der „Fortschrittlichsten" einer, der selbst dafür eintritt, daß der Staat eine grundlegende Industrie nach der anderen absorbiert, wenn dadurch dem Gemeinwesen mehr Gelegenheit zur Betätigung und Freiheit verschafft wird. In einem Vortrag, den er kürzlich vor der Liga der Jungliberalen hielt, versicherte er, daß die liberale Sozialreform keineswegs den sozialistischen Staat vorbereite. Der liberale Sozialreformer werde geleitet von dem großen Prinzip der Freiheit, das der Sozialist notwendigerweise der Gleichheit opfern müsse. Der Bürger eines sozialistischen Gemeinwesens würde zu einem Teil eines Mechanismus unter der eisernen Disziplin der Bureaukraten. C. E. S. weist nun nach, wie gerade die liberale Sozialreform heute alles reglementiert und die Freiheit des einzelnen beschränkt. Die Verstaatlichung des Bodens und der Eisenbahnen könnte mit der Hälfte derjenigen Einschränkung der persönlichen Freiheit vollzogen werden, die zum Beispiel das Krankenversicherungsgesetz herbeigeführt hat. Ferner zeigt der Verfasser, daß der Sozialismus, der der Gleichheit zustrebt, dessen fundamentale Triebkraft aber weder die Gleichheit noch die Freiheit, sondern die Gerechtigkeit ist, mehr die Freiheit des einzelnen wahrt als der von Russell Rea gepredigte Liberalismus.

Über die **Verstaatlichung des Kohlenbergbaus** schreibt J. Brooksbank einen von großer Sachkenntnis zeugenden Artikel. Er meint, daß geradeso, wie die Weigerung der Bergwerksbesitzer, die Frage der abnormen Arbeitsplätze zu lösen, zum Minimallohn im Bergbau führen mußte, so müsse jetzt das unbefriedigende Minimallohngesetz das Land vor die Lösung der Frage der Verstaatlichung des Kohlenbergbaus stellen. Am Schluß des Artikels weist der Verfasser darauf hin, welch glänzendes Geschäft der englische Staat durch den Kauf der Suezkanalaktien gemacht hat, und bemerkt: „Wenn wir eine Regierung hätten, die genug Mut besäße, den finanziellen Interessen Trotz zu bieten und die Verstaatlichung unserer Kohlenversorgung ordentlich in Angriff zu nehmen, dürfte sich dies als ein noch größerer Segen für die Staatskasse erweisen, ganz abgesehen von der Wirkung, die dieses Unternehmen für die Allgemeinheit haben würde." Daß die Bergarbeiter dabei schlechter abschneiden würden als unter dem Privatbetrieb, hält er in Anbetracht der straffen Organisation des britischen Grubenproletariats für höchst unwahrscheinlich.

J. Köttgen.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.



1. Band Nr. 25 Ausgegeben am 21. März 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Der Sieg der Reaktion in Ungarn.

Von **Eugen Varga** (Budapest).

Siegreich hat die Reaktion in Ungarn den Wahlreformfeldzug beendet. Die reaktionäre Wahlreform, über welche wir unlängst in der „Neuen Zeit" ausführlich berichteten, wurde mit geringen Änderungen angenommen. Die dreißigjährige Altersgrenze, die Forderung der Kenntnis des Lesens und Schreibens, die fünfjährige Anstellung bei demselben Arbeitgeber in der Landwirtschaft, die öffentliche Abstimmung in den Bezirken des flachen Landes sind unverändert in das Gesetz aufgenommen worden. Eine nennenswerte Verbesserung erfuhr in der Kommissionsverhandlung nur das Wahlrecht der industriellen Arbeiter, indem die Forderung einer zwei- bezw. dreijährigen Anstellung bei demselben Arbeitgeber fallen gelassen wurde. Jeder dreißigjährige Arbeiter, der lesen und schreiben kann und entweder ein Lehrlingszeugnis besitzt oder seit zwei Jahren wenn auch mit Unterbrechungen in demselben Industriezweig tätig war, erhält das Wahlrecht, wenn er sich mit den nötigen Dokumenten versehen bei der die Wählerliste zusammenstellenden Kommission rechtzeitig meldet. Alle anderen mißlichen Verfügungen des Entwurfes wurden unverändert angenommen. Die Arbeiterschaft, die Kämpfer für das allgemeine Wahlrecht, haben eine große Niederlage erlitten. Eine große Niederlage nicht im Vergleich zu ihren realen Kräften, welche infolge der unentwickelten wirtschaftlichen Lage des Landes gering sind, sondern im Verhältnis zu der außerordentlich günstig scheinenden taktischen Lage, in welcher die Vorlage zur Verhandlung kam. Die gesamte Opposition hatte sich unter dem Eindruck der blutigen Ereignisse im Mai 1912, wie wir seinerzeit berichteten,[1] auf einen Wahlrechtsentwurf geeinigt, welchen auch unsere Partei als vorläufige Lösung akzeptierte: in der Regierungspartei selbst gab es eine Gruppe, welche sich für das allgemeine,

[1] Die Mairevolte des ungarischen Proletariats und ihre Folgen. Neue Zeit. 21. Juni 1912.

gleiche Wahlrecht einsetzte und nach Einbringung dieses reaktionären Wahlgesetzes die Regierungspartei verließ: einzelne Austritte folgen jetzt noch Tag für Tag. Unsere Partei hielt einige Tage, nachdem der Entwurf eingebracht wurde, einen glänzenden außerordentlichen Parteitag ab, auf welchem die Parteileitung angewiesen wurde, alle nötigen Vorbereitungen zu einem Generalstreik zu treffen: mit großer Begeisterung wurde der Generalstreik vorbereitet; der radikale Teil des Bürgertums unterstützte die Bewegung durch Geldspenden, Versorgung der Kinder usw.; in der Arbeiterschaft war die Begeisterung und die Kampfbereitschaft ganz außerordentlich.

Hierzu kam noch ein Ereignis, welches besonders geeignet schien, die Position der Regierung und der Wahlrechtsgegner zu erschüttern: die Affäre Désy.

Der gewesene Staatssekretär im Finanzministerium, Zoltein Désy, erklärte nämlich in Wort und Schrift, daß Ministerpräsident Lukacs „der größte Panamist Europas ist", daß er Staatsgelder ihrem Zwecke entzogen und zu Parteizwecken verwendet und daß er sich selbst durch unerlaubte Mittel bereichert hätte. Nach langem Zögern entschloß sich Lukacs dazu, wegen der mündlichen Äußerungen Désys den Prozeß anzustrengen; dieser Prozeß gehört nämlich vor ein Beamtengericht, während wegen einer Verleumdung begangen im Wege der Presse vor dem Schwurgericht geklagt werden muß. Der Prozeß fand vor einigen Wochen statt: die Verteidigung wollte ihre Behauptungen beweisen, aber der Gerichtshof ließ das Beweisverfahren nicht zu mit der Begründung, daß ein Panamist nur derjenige sei, der Gelder zu privaten Zwecken verwendet: die Anklage wollte aber nur beweisen, daß Lukacs 4,8 Millionen Kronen Staatsgelder in die Wahlkasse der Regierungspartei gegeben habe; dies sei kein Panama. Und der Gerichtshof verurteilte Désy ohne Beweisverfahren zu zwei Monaten Gefängnis!

Die Akten der Anklage und der Verlauf der Verhandlung erregen selbst in unserem in solchen Dingen abgehärteten Lande peinliches Aufsehen. Es ist bewiesen, daß Lukacs, der damals noch Finanzminister war, vor den Wahlen mit einer Budapester Großbank, der Ungarischen Bank, ein Abkommen schloß betreffs Verlängerung zweier Verträge und betreffs eines Ausgleichs in einem Prozeß. Die Bank zahlte hierfür den Betrag von 4,8 Millionen Kronen an einen Staatsbeamten, der das Geld aber an die Wahlkasse der Regierungspartei ablieferte. Von diesem Gelde — und aus Geldern, deren ähnlicher Ursprung bisher nicht ans Tageslicht kam — schaffte sich die Regierung durch Bestechungen ihre gegenwärtige Majorität. Die Gelder wurden jedem Kandidaten — so heißt es wenigstens — gegen einen Deckungswechsel ausgefolgt, weshalb auch die Mehrheit der Partei auf Gnade und Ungnade der Regierung ausgeliefert ist.

Noch größeres Ärgernis verursachte eine schmutzige Privataffäre des Ministerpräsidenten. Er verkaufte nämlich sein Haus in seinem Heimatort Zalatna an ein Geldinstitut um 85 000 Kronen und kaufte nach einigen Monaten dasselbe Haus als Finanzminister für den Staat um 90 000 Kronen an. Der Wert des Hauses ist aber nach der Schätzung der amtlichen Sachverständigen nur 24 000 Kronen. Herr Lukacs hatte sich also 60 000 Kronen bei diesem Geschäft vom Staate verschafft, ein Vorgehen,

das selbst bei uns unerhört ist! Der Eindruck war so stark, daß der Unterrichtsminister, ein vornehmer Magnat, mit Berufung auf diese Anklagen dem König seine Demission anmeldete und aus dem Kabinett schied.

Nach alledem schien es, daß dieses Ministerium unmöglich die Kraft haben könne, den reaktionären Entwurf gegen die gesamte Opposition, gegen eine starke Minderheit innerhalb der eigenen Partei, gegen den harten Widerstand der Arbeiterschaft durchzubringen. *Als aber der Entscheidungstag kam, da brach die ganze Bewegung wie abgeschnitten ab. Die verbündete Opposition begnügte sich mit einem feierlichen Protest. Die Parteileitung verschob den Beginn des allgemeinen Streiks auf unbestimmte Zeit.* Staunend mußte sich jeder Uneingeweihte fragen, was denn eigentlich geschehen ist? Und zu diesen Uneingeweihten gehörten leider auch die Hunderte von Agitatoren der Partei, die Wochen hindurch die eifrigste, die aufopferndste Propaganda für den allgemeinen Streik geführt hatten und denen jetzt die schwere und mißliche Aufgabe zufällt, die aufgeregten Gemüter der Arbeiter über das Unterbleiben des Generalstreiks zu beruhigen.

* * *

Was ist also hier geschehen? Das, was jeder, der den Klassenkampfstandpunkt in der Politik nicht ganz aus den Augen verloren hatte, voraussahnte: *in dem entscheidenden Moment zeigten sich — wie immer in der Geschichte — die Klasseninteressen stärker als die persönlichen und Parteiinteressen.* Und unsere ganze Politik, welche darauf aufgebaut war, daß das Gegenteil erfolgen wird, daß die persönlichen und Parteiinteressen den Sieg über die Klasseninteressen davontragen werden, fiel, auf Sand gebaut, kläglich in sich zusammen.

Die kleinbürgerlich-bäuerliche Justhpartei hatte bereits nach der letzten Wahlniederlage sich für das allgemeine, gleiche, geheime Wahlrecht erklärt. Bei dieser Partei war dies halbwegs ernst gemeint: als Partei gab es für sie keinen anderen Ausweg: als Klassenvertretung der madjarischen Kleinbürger und Bauern war das allgemeine Wahlrecht ihren Interessen zumindest nicht zuwider. Trotzdem sehen wir, daß die Justhpartei im Kampfe gegen das Wehrgesetz, dessen Votierung die Vorbedingung der Schaffung eines reaktionären Wahlrechtes war, denn der Hof hatte die Votierung der Wehrreform als Bedingung zur Schaffung eines reaktionären Wahlrechtes aufgestellt, immer mehr erlahmte. Am 22. Mai 1912 wurde Tisza, das Haupt der Reaktionären, zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt zu dem Zwecke, jeden Widerstand gegen die Wehrreform niederzubrechen und so den Weg zur Reaktion freizumachen. Ich schrieb damals in der „Neuen Zeit“:[1]

Ich muß betonen, daß die Wahl Tiszas zum Präsidenten keinen, aber auch gar keinen anderen Zweck hatte als die Verhinderung der Wahlreform. Jene Aristokraten, die vor acht Jahren, als Tisza Ministerpräsident war, ihn wegen Verletzung der Hausordnung aufs schärfste bekämpften, ließen jetzt wortlos seine Wahl zu, die den gröbsten Verstoß gegen die Geschäftsordnung bedeutete — er bekam nur 210 Stimmen von 453 Mitgliedern —, und duldeten auch alle weiteren Durch-

[1] A. a. O., S. 436, vom 21. Juni 1912.

brechungen der Geschäftsordnung. Und als Justh Andrassy, den einstigen Führer des nationalen Widerstandes, zur Rede stellte, warum er die zahllosen Verstöße gegen die Hausordnung ruhig hinnehme, antwortete dieser: „Schließe du dich meinem Pluralwahlrecht an, dann werde auch ich über die Hausordnung wachen."

So hatten sich alle Reaktionären in Tisza ein Haupt gegeben; die Justhpartei, von allen Seiten bedrängt, zeigte starke Zeichen der Entmutigung, und Tisza bereitete sich zu einem entscheidenden Gewaltstreich vor. So war es unumgänglich notwendig, daß die Proletariermassen von außen einen Druck ausübten, um den versagenden Wahlrechtskämpfern im Parlament neuen Mut einzuflößen und zugleich den Reaktionären zu zeigen, daß das Proletariat Ungarns auch vor schweren Blutopfern nicht zurückschreckt.

Unter dem Eindruck der blutigen Ereignisse vom 23. Mai schloß sich die gesamte Opposition dem bekannten Wahlreformentwurf an. Als aber der große Eindruck der Mairevolte sich langsam verflüchtigt hatte: als die Opposition am 4. Juni von Tisza mit bewaffneter Gewalt aus dem Parlament geworfen wurde: als die Wahlreform durch einen parlamentarischen Staatsstreich zum Gesetz erhoben wurde, da verflocht sich der Kampf für das Wahlrecht mit dem Kampf gegen die Regierung und für die Wiederherstellung der parlamentarischen Rechtsordnung. Die in ihrer Mehrheit reaktionär gesinnte verbündete Opposition geriet immer mehr unter die Führung der reaktionären Grafen Andrassy und Apponyi. Die Wahlrechtsfrage trat immer mehr in den Hintergrund, die alte leere staatsrechtliche Politik wurde aufgefischt. Die Opposition boykottierte das Parlament, veranstaltete lächerliche Protestaufzüge vor dem Militärkordon und verfluchte die ganze Bewegung ...

So kam die Verhandlung der Wahlrechtsvorlage heran. Die Opposition hätte zwei Wege gehabt, welche vielleicht zum Sturze oder mindestens zu einer weitgehenden Verbesserung der Vorlage geführt hätten. Die Opposition hätte ihre Taktik, wegen Verletzung der Hausordnung und der Verfassung das Parlament zu meiden, jetzt, nachdem ihre Mitglieder bereits ungehindert dort erscheinen konnten, aufgeben können und durch ein ehrliches Eintreten für die Verbesserung der Wahlreform arbeiten können. Diese Taktik wäre vielleicht erfolgreich gewesen; die Opposition zählt hundertzwanzig Köpfe; zu ihnen gesellen sich die aus der Regierungspartei Ausgetretenen; für einzelne Verbesserungen, zum Beispiel Herabsetzung der Altersgrenze auf 24 Jahre, stimmten auch jetzt bei Abwesenheit der Opposition 30 Mitglieder der Regierungspartei; die dreißigjährige Altersgrenze wurde von keinen hundert Abgeordneten votiert, da ein ansehnlicher Bruchteil der Regierungspartei den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses konsequent fernbleibt und durch keinerlei Pression zu bewegen ist, dort zu erscheinen. Es sind dies jene Elemente, welche den baldigen Sturz der Regierung voraussehen und sich auf diesen Fall vorbereiten. So hätte die Opposition, wenn sie es ehrlich gemeint hätte, auf jeden Fall gewisse Verbesserungen, vielleicht sogar eine gründliche Änderung der Vorlage bewirken können.

Der andere Weg, den die Opposition hätte einschlagen können, wäre der Weg des Terrors gewesen: neuerliche Skandalszenen im Abgeordnetenhaus, Einschreiten der bewaffneten Macht, allgemeiner Streik der Arbeiterschaft, revolutionäre Vorgänge im ganzen Lande ... dies hätte vielleicht den sofortigen Sturz der Regierung und damit das Fallen der Vorlage zur Folge gehabt.

Aber die Konservativen gewannen innerhalb der Opposition die Oberhand: Andrassy, Apponyi und die anderen Helden der Koalition, die schon einmal das Wahlrecht verraten hatten, wählten den dritten Weg, der zu keinem Erfolg führen konnte; die gesamte Opposition erschien am Tage des Beginnes der Verhandlung der Wahlreform im Parlament, Apponyi verlas im Namen der Opposition einen feierlichen Protest, worauf die gesamte Opposition wieder feierlich den Sitzungssaal verließ. Am Abend desselben Tages faßte unsere Parteileitung den Beschluß, den Generalstreik auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Die Vorlage wurde in vier Tagen ohne weitere Änderung angenommen.

* * *

Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die Opposition ein frivoles Spiel mit dem Wahlrechtskampf getrieben hat, wenn auch zum Teil nicht bewußt. Das Klasseninteresse erwies sich eben stärker als das Parteiinteresse und der persönliche Haß gegen Tisza und sein Gefolge. Außerdem haben die konservativen Elemente die Hoffnung, daß dieses Ministerium infolge der Désy-Affäre doch alsbald fallen wird, und sie wollten sich dem Hofe gegenüber nicht kompromittieren, ihre Regierungsfähigkeit durch einen allzu energischen Vorstoß nicht verscherzen. Das Unterbleiben des Generalstreiks paßte ihnen auch sehr in den Kram, da sie befürchteten, daß die Regierung durch eine eventuelle Unterdrückung dieses Streiks in den bürgerlich-konservativen Kreisen an Ansehen und Einfluß gewinnen könnte. Aber auch das Gelingen des Generalstreiks wäre diesen Kreisen unangenehm gewesen: denn fällt die Regierung infolge eines Generalstreiks, so bedeutet dies ein riesiges Erstarken der Arbeiterschaft: ihrer Forderung nach einem wirklich demokratischen Wahlrecht hätte in diesem Falle niemand widerstehen können. Was geschehen ist, bedeutet den absoluten Sieg der Konservativen, der gräflichen Großgrundbesitzer, welche trotz aller persönlichen Feindschaften doch eine Klasse bilden und ihr Klasseninteresse innerhalb der verwickeltsten politischen Verhältnisse zu wahren wissen ...

* * *

Hieraus folgt nämlich, daß die Taktik unserer Partei vorläufig ihren Zweck verfehlt hat. Dies müssen wir einbekennen, ohne damit behaupten zu wollen, daß eine andere Taktik zu größeren Erfolgen geführt hätte: es war eben eine so schwierige Situation, daß man die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der gewählten Taktik erst nachträglich entscheiden konnte. Der Parteileitung kann höchstens der Vorwurf gemacht werden, daß sie keine genügenden Vorbereitungen für diesen Ausgang der Politik der Opposition, welcher leicht vorauszusehen war, getroffen hatte. Sie hätte entweder die Opposition zu einem energischen Handeln zwingen sollen, indem sie den Generalstreik einen Tag vor Beginn der Verhandlung der Wahlreform angeordnet hätte, was, wie die Ereignisse nach dem 23. Mai bewiesen haben, den Verlauf der Ereignisse vielleicht geändert hätte. Oder aber, wenn sie entschlossen war, den Generalstreik nur als Drohung zu benützen, so hätte sie die Agitation so führen müssen, daß eine Verschiebung von vornherein als möglich erscheinen sollte, daß das Zurückweichen nicht den Anschein eines Zurückschreckens vor der riesigen Waffenmacht, welche zum Schutze dieser korrupten Bande auf-

geboten wurde, annehmen mußte. So, wie es geschehen ist, hatte es den Anschein, daß eigentlich die Opposition die Politik der Arbeiterschaft dirigiert, daß der Beginn oder das Unterbleiben des Generalstreiks vom Benehmen der Opposition im Parlament abhängig gemacht wurde, daß die Parteileitung den Streik entweder aus Furcht oder wegen des Benehmens der Opposition im Parlament im allerletzten Moment absagte: beide Voraussetzungen sind geeignet, das Ansehen der Partei zu schädigen, den moralischen Gewinn, den der 23. Mai uns brachte, zu verscherzen...

Die Arbeiterschaft war durch die Ereignisse ziemlich enttäuscht: indessen ist es der Parteileitung gelungen, die Arbeitermassen davon zu überzeugen, daß der Generalstreik unter diesen Umständen nur zu einem erfolglosen Blutvergießen geführt hätte. Die Arbeiter gaben sich mit der Verschiebung des Streiks zufrieden, aber es tauchte von allen Seiten der Wunsch auf, alle Konsequenzen aus dem Vorgehen der Opposition zu ziehen, ihr offen die Freundschaft zu kündigen und, alle Tagespolitik aufgebend, zur prinzipiellen Forderung des allgemeinen, gleichen, geheimen Wahlrechtes zurückzukehren. Ganz richtig wies aber die Parteileitung dieses Ansinnen erfolgreich zurück. Kündigt unsere Partei heute der Opposition die Waffenbrüderschaft, so stärkt sie damit die Position der Tisza-Lukacs-Bande, deren reaktionäre Gesinnung keinen Zweifel übrig läßt, enthebt aber zugleich auch die Opposition von der Verpflichtung, welche sie in bezug auf die Durchführung des im vorigen Jahre vereinbarten Wahlrechtes übernommen hat. Eine Taktik also, welche unsere erklärten Feinde stärken, unsere — freilich wenig verläßlichen — Freunde vor den Kopf stoßen würde. Fällt diese Regierung und kommt die Opposition ans Ruder, so ist es noch immer besser, wenn sie mit der Verpflichtung der Revision des neugeschaffenen Wahlrechtes, als jeder moralischen Verpflichtung los und ledig zur Regierung gelangt.

An dem Mißerfolg ist die äußere Politik sicherlich mit schuld. In unserem letzten Bericht führten wir bereits aus, daß der hierzulande allmächtige Hof zu der reaktionären Politik des madjarisch-deutschen Übergewichtes in der Monarchie zurückgekehrt ist und alle demokratischen Anwandlungen abgestreift hat. Ohne Zögern hat der König diesmal die ganze bewaffnete Macht zum Schutze der reaktionären Bande zur Verfügung gestellt. Der Hof wünscht neue Riesenopfer für den Militarismus und rechnet dies am leichtesten von dieser skrupellosen Bande von Geschäftspolitikern zu erhalten, welche jetzt am Ruder ist. Es besteht kein Zweifel, daß der Generalstreik riesige Blutopfer gekostet hätte, vor denen die Parteileitung vielleicht mit Recht zurückschreckte. Schade, daß sie nicht Mittel und Wege zu einem geschickteren Rückzug gefunden hat...

Nun heißt es für die ungarländische Arbeiterschaft, mit dem Geschehenen abzurechnen, das Gewonnene festzuhalten, den Kampf ohne Zagen fortzusetzen. Die ungarländische Arbeiterschaft hat in dem soeben beendigten Abschnitt des Kampfes so viel kühne Entschlossenheit, zähe Ausdauer und heroischen Opfermut bekundet, daß wir trotz des momentanen Mißerfolges mit vollem Vertrauen in die Zukunft blicken dürfen.

Die Rechenfehler in der Witwen- und Waisenversicherung.

Von **Hermann Molkenbuhr.**

Lebendige Leichen laufen nicht wenige auf dieser Erde herum. Nicht selten erklärt ein Arzt, wenn er einen Kranken gründlich untersucht hat, daß der Kranke schon nach wenigen Wochen die letzten Vorbedingungen des Lebens verbraucht habe und dann ganz sicher sterben werde. Es gibt aber nicht wenig Menschen, die so wenig Respekt vor der medizinischen Wissenschaft haben, daß sie ruhig weiterleben und oft ganz gesund werden, wenn sie nach der genauen Erforschung des Arztes längst begraben und verwest sein müßten.

Aber nicht nur Ärzte, sondern noch viel mehr verurteilen die Mathematiker lebenskräftige Menschen zum Tode. Wer die mathematischen Berechnungen, die den Begründungen der Arbeiterversicherungsgesetze beigegeben sind, liest, muß staunen, wie grausam dort, wenn auch nur rein rechnerisch, Menschenleben vernichtet und Familien ihres Ernährers beraubt werden. Die Todesurteile der Mathematiker sind in solchen Fällen nicht so harmlos wie die Todesurteile der Ärzte. Lebt der vom Arzte zum Tode Verurteilte, der medizinischen Wissenschaft zum Trotz, ruhig weiter und freut sich des Lebens, dann hat kein Mensch Schaden davon, denn jeder fühlende Mensch freut sich, wenn ein Todeskandidat dem Schicksal entronnen ist. Die Todesurteile der Versicherungsmathematiker dagegen haben oft die Folge, daß Unglückliche dafür bestraft werden, wenn die Mathematiker sich verrechnen. So erging es den armen Witwen und Waisen der Seeleute, deren Ernährer vor dem Jahre 1900 durch Betriebsunfall ihr Leben verloren hatten. Die Hinterbliebenen der Seeleute bekamen weniger Rente als die Hinterbliebenen anderer durch Unfall getöteter Arbeiter, und zwar nicht deshalb, weil man den Reedern Ausgaben sparen wollte, sondern lediglich weil die Mathematiker sich verrechnet hatten. Das Verrechnen rührte nicht etwa daher, daß man unfähige Leute hatte. All die schönen Algebrarechnungen der Denkschrift Nr. 6 der Reichstagsdrucksachen 1887: Begründung des Seeunfallversicherungsgesetzes sind gewiß richtig gerechnet, aber der Ausgangspunkt war falsch. Man nahm an, daß von 37 000 Seeleuten jährlich 295 Verheiratete ihr Leben durch Betriebsunfall verlieren. Einige Witwen heiraten wieder und andere sterben, trotzdem würde die Zahl der Witwen bis zum Jahre 1958 auf 8388 steigen. Weil aus der ungeheuer großen Zahl der Witwen eine kaum zu tragende Last für die Reeder entstand, setzte man für die einzelnen Witwen die Rente so niedrig an, daß sie für die Witwe eines Vollmatrosen jährlich nur 81 Mark betrug. Aber selbst aus dieser niedrigen Rente sollte den Reedern eine gewaltige Last erwachsen. 1900 wurde hauptsächlich auf Drängen unserer Genossen die Rente erhöht, so daß nun die Witwe eines Vollmatrosen 218 Mark Jahresrente erhielt. Es ist nun ganz interessant, zusammenzustellen, wie weit man an der Wirklichkeit vorbeigerechnet hat! Man hat jetzt die Rechnungsergebnisse der Seeberufsgenossenschaft, aus welchen man ersehen kann, wie viel Familienväter das Meer verschlungen hat. Stellt man die Rechnungen der Mathematiker neben die Rechnungsergebnisse der Berufsgenossenschaft, dann gibt es folgendes Bild:

	Berechnungen der Mathematiker von 1887 für 1910	Rechnungsergebnisse der Seeberufsgenossenschaft 1910
Zahl der Versicherten	36914	79215
Zahl der Witwen	5680	1343
Witwen auf 1000 Versicherte	153	17
Witwenrente	761120 Mark	286306 Mark
Umlagen auf 1000 Mark Lohn . . .	67,54 Mark	24,70 Mark

Also trotz der Rentenerhöhung von 1900 erreichten die Umlagen kaum den dritten Teil der 1887 prophezeiten Höhe!

Daß wir nach solchen Erfahrungen die Vorlage der neuen Reichsversicherungsordnung etwas skeptisch betrachtet haben, war selbstverständlich. Wir versuchten zu ermitteln, welche Renten den Hinterbliebenen gegeben werden könnten, und stellten entsprechende Anträge. Unsere Anträge wurden von allen bürgerlichen Parteien abgelehnt unter dem Vorwand, daß deren Durchführung mehrere Milliarden kosten würde, die von den Unternehmern und Arbeitern nicht getragen werden könnten. Man nahm an, daß die Rechnungen in der Begründung der Vorlage stimmen, und schloß nun aus dem Verhältnis, in dem unsere Forderungen zu den Sätzen der Vorlage standen, wieviel mehr die Annahme unserer Anträge kosten würde.

Selbstverständlich kann man bei solchen Rechnungen nur von Wahrscheinlichkeitswerten ausgehen. Prüfen kann man nur an den Ergebnissen der Abrechnungen. In den Rechnungen der Begründung sind aber recht viele Werte eingesetzt, die nicht als Wahrscheinlichkeitswerte gelten können. Um die wahrscheinliche Zahl der Waisen zu ermitteln, wurden zwei Wege beschritten. Erstens nahm man die Zahl der 1882 gezählten 774480 Arbeiterwitwen und rechnete jeder dieser Witwen so viel Kinder zu, wie 1908 auf jede Witwe, die Unfallrente bezog, entfielen. Zweitens rechnete man die Zahl der männlichen Verheirateten und jeden Verheirateten als Vater einer Anzahl Kinder. Da die Resultate beider Rechnungen annähernd dieselbe Zahl ergaben, wurde diese Zahl als feststehend angenommen. Unerfindlich ist es freilich, wie ein Mathematiker darauf verfallen konnte, das Verhältnis der Kinder der durch Unfall getöteten Arbeiter zu den Witwen aus dem Jahre 1908 als feststehende Ziffer zu betrachten. Hätte er nur die Zahlen der früheren Jahre mit den Zahlen von 1908 verglichen, dann hätte er unmöglich annehmen können, daß wir 1908 schon den Beharrungszustand erreicht hatten. Das Verhältnis war folgendes:

	Witwen	Kinder	Kinder auf eine Witwe
1902	57339	90881	1,5849
1905	69395	100405	1,4468
1908	81498	109757	1,3467
1910	87640	112572	1,2846
1911	90821	113237	1,2468

Also: die Zahl der Witwen vermehrte sich stärker als die der Waisen! Das liegt aber nicht an dem Zugang, sondern an dem Abgang. Witwen scheiden nur aus, wenn sie sich wieder verheiraten

oder wenn sie sterben. Bei den Kindern kommt aber neben dem Abgang durch Tod die Überschreitung des fünfzehnten Lebensjahres in Betracht!

Bei den Kinderrenten ist bald der Beharrungszustand erreicht. Im Jahre 1909 war ein Abgang von 12 363 zu verzeichnen, dem 1910 ein Zugang von 12 416 gegenüberstand. Anders ist es bei den Witwen. Hier stand einem Abgang von 3756 im Jahre 1909 im folgenden Jahre ein Zugang von 5956 gegenüber. Voraussichtlich werden schon nach zehn Jahren die Träger der Unfallversicherung mehr Witwen als Waisen zu erhalten haben. Aber auch die zweite Rechnung, die Tabelle VII der Anlagen der Begründung, scheint ein Loch zu haben. Nach dieser Tabelle haben 16 936 Väter 43 260 Kinder. Durchschnittlich hat also ein Vater 2,554 Kinder. Das ist schon mehr, als selbst die kinderreichen Berginvaliden haben. Nach Rechnungen von Regierungsrat Dr. Pietsch kamen 1905 auf 2187 Berginvaliden 5325 Kinder, also auf jeden Berginvaliden 2,435 Kinder. Die Bergleute sind aber die kinderreichste Gruppe der deutschen Arbeiter. Das sieht man an der Statistik der Unfallversicherung. Die durch Unfall getöteten Arbeiter hinterließen in den fünf Jahren 1906 bis 1910 31 738 Witwen mit 65 477 Kindern. Es kamen also auf 1000 Witwen 2064 Kinder. Bei der Knappschaftsberufsgenossenschaft kamen in diesen fünf Jahren auf 5538 Witwen 15 752 Kinder, also auf 1000 Witwen 2844 Kinder. Bei den übrigen 65 gewerblichen Berufsgenossenschaften auf 1000 Witwen 2030 Kinder und bei den landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften auf 1000 Witwen nur 1743 Kinder. Die Tabelle VII kennt also eine noch kinderreichere Gruppe als die Berginvaliden! Was aber besonderes Mißtrauen erwecken muß, das ist der große Kinderreichtum bei den Vätern in höherem Alter! So kommen zum Beispiel auf die Väter im Alter von 69 Jahren noch durchschnittlich auf jeden Vater $3^2/_3$ Kinder im Alter von unter 15 Jahren, während die Berginvaliden im Alter von 60 bis 64 Jahren nur noch 0,528 und die im Alter von 65 bis 69 Jahren nur noch 0,133 Kinder im Alter von unter 15 Jahren haben. Im allgemeinen sieht es in Wirklichkeit anders aus. Nach der Berufszählung von 1895 standen 212 909 verheiratete männliche Versicherte im Alter von über 65 Jahren. Von den 212 909 Ehefrauen dieser Männer waren 143 123 gleich 67,22 Prozent über 60 Jahre alt. Die werden wohl kaum noch unter 15 Jahre alte Kinder haben. 36 530 der Ehefrauen waren 56 bis 60 Jahre alt und nur 33 256 gleich 15,57 Prozent unter 56 Jahren. Man konnte annehmen, daß in der Tabelle nur solche Väter aufgenommen sind, die überhaupt noch Kinder im Alter von unter 15 Jahren haben, aber das ist nicht der Fall, denn in der Gruppe der Siebzigjährigen ist die Zahl der Väter größer als die der Kinder.

Im allgemeinen werden die Versicherten in den Rechnungen in zwei Gruppen, in Verheirateten und Nichtverheirateten, geführt. Um aber für die Kinderrente eine richtige Unterlage zu haben, hätte man die Verheirateten wieder in zwei Gruppen teilen müssen, nämlich in solche mit Kindern im Alter von unter 15 Jahren und solche ohne Kinder in diesem Alter.

Auf diesen beiden augenscheinlich unrichtigen Unterlagen, dem Verhältnis der Zahl der Waisen zu der der Witwen bei der Unfallversiche-

rung im Jahre 1908 und der Tabelle VII in den Anlagen, baut sich die ganze Berechnung der Belastung der Versicherung durch die Waisenrenten auf!

Die Waisenrente soll 66,63 Prozent des Reichszuschusses verschlingen, und da jede Waise 25 Mark Reichszuschuß erhält, kann man aus den Summen, die im Beharrungszustand für Waisenrente gefordert werden, entnehmen, wieviel Waisen erwartet werden. Im Beharrungszustand soll das Reich für jeden Versicherten 3,588 Mark aufbringen. Das würde bei einer Zahl von 14 958 118, wie sie 1907 vorhanden war, 53 669 527 Mark gebracht haben. Hiervon 66,63 Prozent gleich 35 760 000 Mark für Waisenrente, also für 1 430 400 Waisen à 25 Mark. Ob eine solche oder ähnliche Zahl an Waisen in das Gebiet der Wahrscheinlichkeit fällt oder der Phantasie gehört, kann man leicht feststellen.

Bei der Berufszählung im Jahre 1907 wurden die vaterlosen Kinder in Deutschland gezählt, und hierbei ergab sich, daß nur 1 123 542 unter 18 Jahre alte vaterlose Kinder überhaupt vorhanden sind. Von diesen waren rund 267 000 im Alter von 15 bis 18 Jahren, sie kommen also nicht für die Versicherung in Betracht. Von den unter 15 Jahre alten Kindern kommen 331 563 auf die Gruppen der Selbständigen, der Beamten, freien Berufe usw. Es bleiben also nur 524 964, die durch die Hinterbliebenenversorgung Rente erlangen könnten. Nun will ich gern zugeben, daß unter den Kindern, die als Nachkommen von Selbständigen bezeichnet werden, solche sind, deren Vater bis zu seinem Tode versichert war. Viele Arbeiter haben neben ihrer Berufsarbeit ein kleines Handelsgeschäft, welches nach dem Tode des Mannes von der Witwe fortgesetzt wird, so daß nun die Kinder als Kinder des Händlers bezeichnet werden. Aber die Zahl der Kinder solcher Selbständiger wird reichlich aufgewogen durch die 106 699 Kinder, die 1907 Unfallrente bezogen und darum für die Waisenrente auf Grund der Invalidenversicherung nicht in Betracht kommen.

Ein weiterer Fehler der amtlichen Berechnung ist, daß die Rente in den Rechnungen weit höher angegeben wird, als sie tatsächlich zur Auszahlung kommt. Als mittlere Aktivität für die Beitragszahlung des Vaters werden 1763 Beitragswochen oder 37½ Jahre Beitragszeit angenommen. Die Väter, die vom 16. Lebensjahr an Beitrag bezahlen, müßten also ein Durchschnittsalter von 53½ Jahren erreichen. Das ist für die Waisenrente ein viel zu hohes Alter. Nimmt man die Zahl der Versicherten, für welche die Beiträge wegen Tod der Versicherten ersetzt sind, und setzt für alle Altersklassen die Kinderzahl ein, die Dr. Pietsch bei den Berginvaliden ermittelt hat, dann ergibt sich, daß 871 von 1000 Kindern auf die Väter entfallen, die im Alter von 30 bis 54 Jahren gestorben sind. Diese Väter haben, wenn sie jährlich 50 Wochenbeiträge bezahlt haben, im Durchschnitt 1300 Wochenbeiträge bezahlt. Die Waisenrente wird also im Durchschnitt um den Betrag hinter der angenommenen Rente zurückbleiben, der durch 463 Wochenbeiträge erworben wird.

Rätselhaft sind die Angaben über die voraussichtlichen Steigerungen des Reichszuschusses. Der Reichszuschuß bleibt für den Rentenempfänger gleich, einerlei, ob der Versicherte 200 oder 2000 Wochenbeiträge bezahlt hat, er beträgt immer für Witwenrente und Witwengeld 50 Mark, für Waisenrente 25 Mark und für Waisenaussteuer 16⅔ Mark. Der Reichs-

zuschuß soll nun steigen von 13 Pfennig im ersten Jahre auf $1^3/_5$ Mark im 15. Jahre und später noch auf 3,588 Mark. Von dem Reichszuschuß sollen verbraucht werden:

a.	für Witwengeld	4,67 Prozent
b.	= Waisenausſteuer	5,39 =
c.	= Waisenrente	66,63 =
d.	= Witwenrente	23,31 =

Witwengeld wird nur einmal ausbezahlt, nämlich an die Witwen, die durch eigene Versicherung, im Falle der Invalidität, Anspruch auf Invalidenrente haben. Es läßt sich nicht annehmen, daß später 1000 Verstorbene mehr versicherte Witwen hinterlassen als im ersten Jahre. Man darf nicht einwenden, daß jetzt die Witwen der Rentenempfänger keinen Anspruch haben, später aber hinzutreten. Die Rentenempfänger sind nicht in der Hinterbliebenenversicherung. Sie haben weder Beiträge zu zahlen noch Anspruch auf Rente. Sie dürfen daher bei der Ermittlung der Höhe des Reichszuschusses nicht mitgezählt werden.

Die Ausgaben für Waisen werden in 15 Jahren den Beharrungszustand erreichen, weil 1927 die Kinder ausscheiden, die 1912 geboren sind. Eine Steigerung wäre dann nur zu erwarten, wenn man eine Steigerung der Geburtenfrequenz erwarten könnte. Tritt nun für 76,69 Prozent der Leistungen im 15. Jahre der Beharrungszustand ein, wie ist da noch eine Steigerung von 1,922 Mark gleich 115 Prozent denkbar? Entweder die Rechnung, daß 76,69 Prozent für Witwengeld, Waisenrente und Waisenausſteuer gebraucht werden, stimmt nicht, oder die Rechnung ist falsch, daß nach dem 15. Versicherungsjahr noch eine Steigerung der Leistungen des Reiches von 1,922 Mark für jeden Versicherten eintritt!

Hat man nun die Ausgaben geradezu übertrieben hoch berechnet, so ist das Gegenteil bei den Einnahmen zu verzeichnen. Um die Mehreinnahmen, die durch Steigerung der Beiträge je nach der Lohnklasse von 2, 4, 6, 8 und 10 Pfennig eintreten, zu ermitteln, zählt der Mathematiker die in den Jahren 1903 bis 1907 verkauften Marken zusammen und kommt zu dem Resultat, daß wenn in diesen fünf Jahren schon der erhöhte Beitrag bestanden hätte, dann hätte er in fünf Jahren 195 863 204,26 Mark gebracht. Man kann daher in Zukunft mit einer durchschnittlichen Mehreinnahme von 39 172 240,85 Mark im Jahre rechnen.

Diese Rechnung wäre nur zulässig, wenn man mit schwankenden Einnahmen, die bald über bald unter dem Durchschnitt sind, rechnen müßte. Hätte der Mathematiker für jedes Jahr einzeln gerechnet, dann würde er entdeckt haben, daß es steigende Einnahmen sind, die nur insoweit schwanken, als sie in den Jahren der Krise eine geringere Steigerung bringen.

Für die letzten sechs Jahre, aus denen Rechnungen vorliegen, hätte die für die Hinterbliebenenversorgung geschaffene Beitragserhöhung folgende Mehreinnahmen gebracht:

		Steigerung gegen das Vorjahr
1905	38 880 639,64 Mark	
1906	41 394 912,06 =	2514 272,42 Mark
1907	43 894 444,28 =	2499 532,22 =
1908	45 630 649,18 =	1736 204,90 =
1909	46 796 540,72 =	1165 891,54 =
1910	49 453 462,62 =	2656 921,90 =

Die Krisenjahre 1908 und 1909 brachten wohl eine Verminderung der Steigerungen, aber sie übertrafen in ihren Beträgen doch erheblich die rechnerisch zu erwartende Einnahme. Ich nehme nach diesen Erfahrungen an, daß man für eine Reihe von Jahren noch mit einer durchschnittlichen Steigerung von 2 114 444 Mark rechnen kann. Die Ursache der Steigerung ist nur zum geringen Teil in der Zunahme der Zahl der Versicherten zu suchen. In der Hauptsache ist sie in dem Übergang von niedrigeren in höhere Lohnklassen begründet.

Ein weiteres Wegrechnen verfügbarer Mittel ist darin zu sehen, daß man die ersparten Beitragserstattungen nicht als Einnahmen für die Hinterbliebenenversicherung in Rechnung stellte. Die Beitragserstattungen sind doch nur deshalb in Wegfall gekommen, weil man die Hinterbliebenenversicherung eingeführt hat. Man müßte die ersparten Gelder, die rund 10 Millionen Mark im Jahre betragen, für die Hinterbliebenenversicherung in Rechnung stellen. Statt dessen stellt man volle rechnerische Unterlagen für die ganze Alters- und Invalidenversicherung auf und rechnet nun die Werte der Ansprüche so hoch, daß dieses Geld mit für die Invalidenversicherung zurückbehalten werden muß. Diese Rechnung würde ich nur für zulässig halten, wenn entweder die Überschüsse erheblich zurückgehen würden oder die Leistungen sei es durch Erleichterung in der Erlangung der Invalidenrente oder durch Erhöhung der Bezüge gesteigert wären. Beides ist aber nicht der Fall. Der Überschuß, der 1904 76 124 463 Mark betrug, steigerte sich von Jahr zu Jahr und betrug 1911 97 203 334 Mark. Am Schlusse des Jahres 1911 verfügten die Versicherungsträger über ein Vermögen von 1 759 362 074,73 Mark. Bei der Tendenz der Entwicklung des Geldmarktes läßt sich erwarten, daß das riesige Vermögen erhebliche Mehrerträge an Zinsen bringt. Die Erlangung der Renten ist durch die Versicherungsordnung nicht erleichtert, die Renten sind nicht erhöht, aber das Heilverfahren ist eingeschränkt. Man kann also mit Sicherheit annehmen, daß die steigenden Ausgaben voll aus den steigenden Einnahmen gedeckt werden, so daß selbst im Beharrungszustand die Ausgaben aus den laufenden Einnahmen mehr als gedeckt werden können.

Es wird kein Mensch bestreiten wollen, daß man für die Durchführung der Hinterbliebenenversorgung die Beiträge in den verschiedenen Lohnklassen um 2, 4, 6, 8 und 10 Pfennig erhöht und die Beitragserstattung beseitigt hat. Die Versicherten haben ein Recht, zu fordern, daß diese Mittel auch zu dem genannten Zwecke verbraucht werden. In der Reichstagsverhandlung vom 22. Januar erklärte der Ministerialdirektor Caspar, daß das Geld auch gebraucht werde, um den Invaliden, die Kinder im Alter von unter 15 Jahren haben, die Rente zu erhöhen. Aber um für diese Rentenerhöhung Mittel zu haben, wurden die Beiträge in den drei oberen Lohnklassen um weitere 2 Pfennig erhöht, was jährlich mehr als 10 Millionen Mark bringt.

Nun, da die Hinterbliebenenversorgung in Kraft getreten ist, kann man an den Rechnungsergebnissen prüfen, wie weit die mathematischen Rechnungen stimmen. Im Etat für 1912 hatte man den mathematischen Rechnungen entsprechend für jeden Versicherten 13 Pfennig Reichszuschuß gefordert. Man forderte die runde Summe von 1 950 000 Mark. Hätte die Summe gestimmt, dann hätte man

für 1913 rund 5 300 000 Mark fordern müssen. Statt dessen standen wieder 1 950 000 Mark im Etat. Und man vermied es sorgfältig, diese Erscheinung näher zu begründen, sondern sagte nur:

Nach den bis Ende September 1912 gemachten Erfahrungen ist anzunehmen, daß die für das Rechnungsjahr 1912 als Belastung des Reiches aus der Hinterbliebenenversicherung eingesetzte Summe von 1 950 000 Mark nicht ganz in Anspruch genommen werden wird. Es entspricht dies den Erfahrungen, die nach Einführung eines neuen Versicherungszweigs stets gemacht worden sind, daß nämlich von den in einem Jahre anspruchsberechtigt gewordenen Personen nur ein Teil tatsächlich Ansprüche anmeldete. Danach kann angenommen werden, daß dem tatsächlichen Bedürfnis genügt wird, wenn der Betrag von 1 950 000 Mark als Belastung des Reiches aus der Hinterbliebenenfürsorge auch für 1913 eingestellt wird.

Indem man schrieb, daß die 1912 eingesetzte Summe nicht ganz in Anspruch genommen ist, wollte man doch wohl den Glauben erwecken, sie sei annähernd gebraucht. Nun hinkt aber die Ausrede, daß immer bei neuen Gesetzen Anspruchsberechtigte sich nicht melden, und sie gibt keineswegs das Recht, nur eine so kleine Summe zu fordern. Erstens handelt es sich nicht um ein neues Gesetz, denn alle die Leute, die das Recht auf Hinterbliebenenrente haben, hatten nach dem bisherigen Gesetz Anspruch auf Beitragserstattung. Kannten sie das neue Gesetz nicht, dann forderten sie die Beiträge des Verstorbenen. Wußten sie aber, daß die Beitragserstattung weggefallen, dann werden sie auch gewußt haben, daß es dafür Rente gibt. War man überzeugt, daß viele Berechtigte sich nicht gemeldet haben, dann durfte man die Summe nicht herabsetzen, denn die Ansprüche sind noch nicht verjährt, sie können noch geltend gemacht werden. Aber darin, daß man sagt, daß auch für 1913 die 1 950 000 Mark voraussichtlich reichen werden, gab man indirekt zu, daß man nicht mehr an die hohe Belastung glaubt, die in den Berechnungen in Aussicht gestellt war!

Erst auf meine direkte Anfrage rückte der Herr Ministerialdirektor mit den Ziffern heraus: Da sah man gleich, daß die Zahlen der mathematischen Unterlagen mehr als vorsichtig aufgestellt waren.

Nach den Mitteilungen sind bewilligt:

an 4000 Witwen à 50 Mk. Witwengeld	= 200 000 Mk.
„ 4000 Witwenrente, die man für 1912 auf 25 Mk. festsetzen kann	= 100 000 „
„ 14 000 Waisen Waisenrente à 12,50 Mk.	= 175 000 „
	475 000 Mk.

Die Renten sind nur mit dem halben Jahreswert eingesetzt, weil solchen Renten, die am 1. Januar beginnen, solche gegenüberstehen, deren Beginn vom 31. Dezember datiert. Nun kann man gern zugeben, daß ein erheblicher Teil der Ansprüche noch in der Schwebe ist. Sei es, daß die Berechtigten sich noch gar nicht gemeldet, oder daß bei dem langsamen bureaukratischen Gange die Ansprüche noch nicht festgesetzt und darum noch nicht an die höheren Behörden gekommen sind. Man wird wohl immer mit einem halben Jahre Rückstand rechnen können, namentlich bei den Witwenrenten. Denn bevor es amtlich festgestellt ist, daß eine invalide Witwe wirklich invalid ist, vergeht immer geraume Zeit. Anders ist es jedoch bei den Wai-

senrenten! Hierzu gebraucht man nur die Geburtsurkunde der Standesämter für die Kinder, den Totenschein und die Beitragskarten des Verstorbenen. Vergleicht man aber hier die Wirklichkeit mit den mathematischen Unterlagen, dann wiederholt sich hier dasselbe Schauspiel wie bei der Seeberufsgenossenschaft.

Wie oben erwähnt, standen unsere Anträge im Gegensatz zu den Rechnungen des Reichsmathematikers. Wir hatten auch nicht nur geraten, sondern gerechnet. Und zwar auf Grund positiver Zahlen, von denen wir wußten, daß sie noch zu hoch waren.

Wir nahmen Zahl und Alter der Verstorbenen, denen Beiträge erstattet sind, und rechneten für jeden Verstorbenen so viel Kinder, als nach Aufstellung des Regierungsrats Dr. Pietsch gleichalterige Berginvaliden haben. Das gibt für 1910 folgendes Bild:

Alter der Verstorbenen	Zahl der Verstorbenen	Durchschnitt Kinder im Alter von unter 15 Jahren	Zusammen Kinder
20 bis 24 Jahre	439	0,364	160
25 " 29 "	1774	1,230	2182
30 " 34 "	3098	2,640	8178
35 " 39 "	3732	3,817	14245
40 " 44 "	4266	3,635	15507
45 " 49 "	4916	3,770	18533
50 " 54 "	5167	1,890	9766
55 " 59 "	4912	1,026	5040
60 " 64 "	3920	0,528	2070
65 " 70 "	2288	0,133	304
70 und mehr Jahre	411	—	—
	34923	2,176	75985

Wir haben aber gesehen, daß die Bergarbeiter mehr Kinder haben als durchschnittlich die gegen Unfall versicherten Arbeiter. Hinzukommen werden später noch die Kinder der Rentenempfänger. Deren Kinderzahl ist klein. Von den 138667 Versicherten, denen 1910 Rente bewilligt wurde, standen 84497 gleich 61 Prozent im Alter von über 55 Jahren. Stellt man für jeden Versicherten, dem 1910 Rente bewilligt wurde, nach der Tabelle von Pietsch die Kinder ein, dann kommen durchschnittlich auf einen Rentenempfänger 1,226 Kinder. Dabei sind aber in Abzug zu bringen die 12000 bis 13000 Kinder der durch Unfall getöteten Arbeiter. Es ist das eine Zahl, die erheblich größer ist als die Kinderzahl verstorbener Rentenempfänger, denn das Durchschnittsalter der verstorbenen Rentenempfänger ist noch um mindestens 8 Jahre höher als am Tage der Rentenbewilligung. Rechnet man mit einem Zugang von jährlich 78000 Waisen — ich setze diese Ziffer ein, weil es schon Jahre gegeben hat mit höherer Sterblichkeitsziffer und entsprechend höherer Beitragserstattung als 1910 — und wären alle Kinder gleichmäßig über die verschiedenen Jahrgänge verteilt, dann würden in jedem Jahre von jedem Jahrgang 5200 Kinder dadurch abgehen, daß sie das 15. Lebensjahr überschreiten, und im 16. Jahre würde dem Zugang von 78000 ein Abgang von 78000 gegenüberstehen. Außerdem würden die Gestorbenen wegfallen. Da aber die jüngeren Jahrgänge stärker ver-

treten sind als die älteren, rechne ich noch 39 000 Waisen mehr und erwarte dann im Beharrungszustand für 15 Millionen Versicherter 663 000 Waisen. Das sind schon 138 000 mehr, als 1907 vaterlose Arbeiterkinder gezählt wurden.

Wie oben ausgeführt, will man im Beharrungszustand für jeden Versicherten 3,58 Mark Reichszuschuß hergeben. Hiervon rechnet man 66,63 Prozent für Waisenrente. Man würde also bei 15 Millionen Versicherter reichlich 35 Millionen Mark als Reichszuschuß für Waisenrenten haben. Sind hierfür aber nur 663 000 Empfänger vorhanden, dann kommen auf jede Waise mehr als 50 Mark. Würden jeder Waise 50 Mark gegeben, dann blieben immer noch 1 850 000 Mark als Sicherheitszuschlag in Reserve.

Wie ist es nun mit den Leistungen der Versicherten? Hier weiche ich noch weiter von den Anschauungen der Regierung ab als in bezug des Reichszuschusses. Die erste Frage ist: Wieviel bringen die Versicherten für die Hinterbliebenenversorgung auf? Ich rechnete, wie oben bereits angeführt, daß der Wegfall der Beitragserstattung und die in der Vorlage geforderte Beitragserhöhung für die Witwen und Waisen verwendet werden müssen. Das wären reichlich 4 Mark für jeden Versicherten. Ministerialdirektor Caspar sagt, daß von diesen 4 Mark so viel für die Invalidenversicherung gebraucht wird, daß nur 1,76 Mark für die Hinterbliebenen übrig bleiben. Um die Frage richtig beurteilen zu können, ist es angebracht, sie ohne Vermengung mit der Witwen- und Waisenversicherung zu untersuchen. Also angenommen, die Hinterbliebenenversorgung wäre durch ein Sondergesetz geregelt, dann hätte man nach Ansicht des Herrn Ministerialdirektors Caspar auch eine Novelle zum Invalidenversicherungsgesetz bringen müssen. Um das zu schaffen, was jetzt durch die Reichsversicherungsordnung geworden ist, hätte die Vorlage enthalten müssen:

1. Einschränkung des Heilverfahrens, wie es durch § 1355 der Reichsversicherungsordnung herbeigeführt wird.
2. Übernahme der Lasten des Reiches für militärische Dienstleistungen auf die Versicherungsträger. (Diese Summe betrug 1910 319 120 Mark und wird später vielleicht auf $2^1/_2$ bis 3 Millionen Mark steigen.)
3. Wegfall der Beitragserstattung an Frauen, die durch Heirat aus der Versicherung ausscheiden, an Unfallverletzte, die hohe Unfallrente beziehen, und an die Hinterbliebenen Verstorbener.
4. Eine Beitragserhöhung.

Man muß den Vertretern der Regierung nun die Frage vorlegen: ob sie glauben, daß bei der gegenwärtigen finanziellen Lage der Versicherungsträger solche Novelle zu begründen gewesen wäre? Freilich rechnete man bei Erlaß des Alters- und Invalidengesetzes mit einer Beitragserhöhung, und zwar:

Für die	Lohnklasse	I	von	14	auf	21,8	Pfennig,
" "	"	II	"	20	"	37,5	"
" "	"	III	"	24	"	49,7	"
" "	"	IV	"	30	"	65,7	"

Diese Beitragserhöhung hielt man nötig, weil man glaubte, daß die Überschüsse rasch abnehmen würden. Der Überschuß sollte unter Anrechnung von $3^1/_2$ Prozent Zinsen und Zinseszins nach den 1888 aufgestellten Berechnungen betragen:

Erstes	Versicherungsjahr	etwa	73,83	Millionen	Mark
Zweites	"	"	75,33	"	"
Drittes	"	"	73,05	"	"
Viertes	"	"	72,05	"	"
Fünftes	"	"	71,31	"	"
Sechstes	"	"	68,72	"	"
Siebtes	"	"	64,47	"	"

Man wäre also beim 20. Versicherungsjahr auf dem Punkte angekommen, wo Einnahme und Ausgabe sich decken. Nun hat man 1900 die Leistungen, aber nicht die Beiträge erhöht, und der Überschuß betrug im 20. Versicherungsjahr 88 047 360 Mark. Ich will zugeben, daß die Versicherungsmathematiker in der Lage sind, auszurechnen, daß die Anspruchswerte weit höher sind als das Vermögen und die Beitragswerte. Aber solange Einnahmen und Ausgaben sich nicht nähern, sondern die Einnahmen stärker steigen als die Ausgaben, wird kein Mensch sich durch die nur in Algebrarechnungen bestehenden hohen Anspruchswerte schrecken lassen. Die Anspruchswerte bekommen erst dann Bedeutung, wenn sie geltend gemacht werden. Vorläufig haben die theoretischen Invaliden für die Versicherung keine andere Bedeutung, wie die theoretischen Witwen für die Seeunfallversicherung hatten. Sie sind das Schreckmittel zur Verhinderung der Erhöhung der Bezüge der Invaliden, der Alten und Kranken!

Solange sich die Ausgaben und Einnahmen nicht nähern, bleibe ich bei der Ansicht, daß mit den Wochenbeiträgen von 14, 20, 24, 30 und 36 Pfennig die Invaliden-, Kranken- und Altersrenten sowie das Heilverfahren, die Beitragserstattung und die Verwaltungskosten gedeckt werden können — auch dann noch, wenn die Unkosten für militärische Dienstleistungen, also die Steigerungssätze von 6 Pfennig für jede Militärdienstwoche, nicht mehr vom Reiche, sondern von den Versicherungsträgern getragen werden.

Würde man getrennt Buch führen, dann wären die alten Beitragseinnahmen in das Buch als Einnahmen zur Deckung der bisherigen Ausgaben einzutragen. Gleichfalls kämen hier die Zinseinnahmen aus dem jetzigen Vermögen von rund 1750 Millionen Mark hinzu.

Die 2 Pfennig Beitragserhöhung für die Lohnklassen III, IV und V werden zur Erhöhung der Renten für Invaliden mit Kindern reserviert, und für die Hinterbliebenen kämen als Einnahme 1. die Summen, die sonst für Beitragserstattung auszugeben und 2. die Beiträge von 2, 4, 6, 8 und 10 Pfennig von jedem Wochenbeitrag. Rechnete man diese Beträge an den tatsächlichen Zahlen der Wochenbeiträge von 1910 und der Beitragserstattung, dann hätten sie für jeden Versicherten 4,06 Mark gebracht. Mit einer ähnlichen, aber etwas höheren Einnahme wird man in Zukunft rechnen können. Denn der Übergang eines Versicherten in eine höhere Lohnklasse erhöht den Jahresbeitrag für die Hinterbliebenenversicherung um 1 Mark. Auch die Frage, was man für diesen Beitrag leisten kann, findet eine Antwort in der Begründung. Dort wird auf den Seiten 571 bis 573 ausgeführt, daß der Reichszuschuß, für den die Lasten von 0,13 Mark auf 3,588 Mark für jeden Versicherten steigen werden, dauernd vom Reiche getragen werden könne, wenn das Reich vom Beginn der Versicherung an 1,85 Mark für jeden

Versicherten bezahlt und das in den ersten Jahren nicht verbrauchte Geld mit 3½ Prozent Zinsen anlegt.

Es heißt auf S. 571 der Begründung:

Werden die Beträge (1,85 Mark für jeden Versicherten) zu dem genannten Zinsertrag (3½ Prozent) alljährlich vom Reiche hinterlegt, so würde das sich bildende Kapital mit Einschluß der Zinsen und Zinseszinsen ausreichen, um alle künftig fällig werdenden Zuschüsse des Reiches zu den Hinterbliebenenbezügen bestreiten zu können.

Hier hat man eine Unterlage. Kann man mit einem dauernden Beitrag von 1,85 Mark eine Rente von 25 Mark geben, dann kann man für einen Beitrag von 4 Mark eine Rente von 54 Mark geben. Da oben ausgeführt, daß man mit der für Waisenrenten als Reichszuschuß in Aussicht genommenen Summe 50 Mark geben kann, **so könnte man also die Waisenrente durchschnittlich auf 150 Mark erhöhen!**

Ich habe hier nur die Waisenrenten zum Gegenstand der Kritik gemacht, weil hier feste Unterlagen vorhanden sind. Ihre Bewilligung ist nicht abhängig von den schwankenden Ansichten der Richter und der Ärzte, sondern es genügen die beiden Beweise, daß der Vater oder die Mutter tot sind und die vorhandenen Kinder tatsächlich Kinder der Verstorbenen sind.

Die Waisenrente muß, meine ich, nach ganz anderen Grundsätzen aufgebaut werden! Am meisten Mitleid ruft unstreitig die junge Mutter wach, die ihren Ernährer verloren und nun mit einer Reihe pflegebedürftiger kleiner Kinder der Not preisgegeben ist. Die junge Mutter hat am wenigsten Aussicht, Witwenrente zu bekommen, weil sie in der Regel nicht invalid ist. Aber sie wird in der Regel auch niedrigere Waisenrenten bekommen als die ältere Frau für ihre schon herangewachsenen Kinder. Denn wenn man die Rente neben Reichszuschuß und Grundbetrag aufbaut auf Steigerungssätze, so werden die Kinder junger Eltern wenig bekommen. Besser stellen sich die elternlosen Enkel der Großeltern. Da kann es vorkommen, daß der Großvater mehr als 50 Jahre Beiträge zur Lohnklasse V bezahlt hat. Bei jungen Eltern ist der Vater vielleicht während seiner Lehrzeit in der Lohnklasse II gewesen. Er hat dann 10 bis 12 Jahre Beiträge der Lohnklasse IV und V bezahlt, aber es gibt immer für vielleicht drei kleine Kinder so wenig Rente, wie sie keine Armenkasse als Almosen anbietet. Anders wäre es jedoch, wenn für die Waisen der Grundbetrag so weit erhöht würde, als man für das Geld, das man für Waisenrente bereitstellen will, mehr geben kann. Auch ich bin sonst Anhänger des Grundgedankens der Versicherung: Wer mehr bezahlt, muß für sein Geld Anspruch auf höhere Leistungen haben. Aber die Waisen zahlen selbst nicht. Bei anderen Versicherungen kann man geltend machen, daß jemand das Eintreten des Versicherungsfalls herannahen fühlt und er sich nun durch verstärktes Beitragzahlen höhere Rente sichert. Auch kann man sagen, daß hohe Rente die Simulation fördert. Für die Waisenrente kommt beides nicht in Betracht. Es wird kein Mensch darum, weil er mit frühem Tode rechnet, die Zahlungen erhöhen. Waisenschaft kann nicht simuliert werden. Wenn aber der Grundbetrag erheblich erhöht wird, dann kann unter Umständen die junge Mutter den kleinen, pflegebedürftigen Kindern erhalten und eine solche Änderung der Waisenversor-

gung ein Mittel zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit werden!

Man sollte aber mit der Änderung des Gesetzes nicht ein Jahrzehnt warten. Daß es nicht so viel Waisen, die Kinder der Versicherten sind, gibt, als man bei den mathematischen Berechnungen angenommen hat, steht fest. Jene Waisen, die nur Kinder einer lebhaften Phantasie sind, soll man ruhig aus den Rechnungen streichen, und sofort hat man andere Unterlagen. Man kann aber annehmen, daß die Summen, die als wahrscheinliche Ausgaben in den Rechnungen stehen, tatsächlich bewilligt sind.

Für unsere Genossen, die für eine Reform der Versicherungsordnung agitieren, sind die bisherigen Erfahrungen eine gute Unterlage. Wir waren bei Stellung unserer Anträge zur Reichsversicherungsordnung nicht die Phantasten, als welche wir von Zentrum, Konservativen und Nationalliberalen hingestellt wurden. Wenn wir im ersten Jahre mit 76 000 Waisen rechneten und diese Zahl als viel zu niedrig bezeichnet wurde, so zeigt die Tatsache, daß in dem vierten Vierteljahr von 1912, dem Vierteljahr mit dem höchsten Zugang, zirka 5500 Waisenrenten bewilligt wurden, daß die Zahl noch um 13 500 hinter der Zahl zurückbleibt, die wir erwarteten. Wenn nun das zweite Jahr bestätigt, daß die Schätzungen zu hoch waren, dann kann man den Schritt wagen und die Renten erhöhen.

Es wirkt doch geradezu aufreizend, wenn man in den Rechnungsergebnissen für 1912 lesen wird, daß neben der erhöhten Einnahme von über 50 Millionen Mark und den ersparten 10 Millionen Mark Beitragserstattung für Hinterbliebenenrente außer dem Reichszuschuß 233 700 Mark verausgabt sind. Die Witwen und Waisen hätten ohne Hinterbliebenenversorgung rund 4 Millionen Mark Beiträge ersetzt bekommen, die hat man ihnen entzogen und dafür eine sogenannte Rente im Betrag von 708000 Mark gegeben, wovon das Reich 475000 Mark und die Versicherungsträger 233700 Mark zahlen. Ein Überschuß von rund 63 Millionen Mark wird dem Vermögen der Versicherungsträger zugeführt. Diese 63 Millionen Mark werden mindestens 2 205 000 Mark Zinsen tragen, also eine Zinseinnahme bringen, die 1913 nicht annähernd verbraucht wird. Bleibt das Gesetz, wie es ist, dann ist es wohl ein Gesetz zur Ansammlung riesiger Kapitalien, aber die Witwen und Waisen sind dem Verhungern preisgegeben.

Nochmals die innere Kolonisation.

Von **Karl Marchionini.**

Die Diskussion über die Siedlungsfrage ist in der letzten Zeit sehr lebhaft gewesen, besonders die Freunde der Seßhaftmachung der Landarbeiter haben sich rege an ihr beteiligt. Auf die überaus üblen Erfahrungen, die in den letzten Jahren mit der Ansiedlung gemacht worden sind, ist man nicht eingegangen. Es ist aber notwendig, auch dieses Kapitel anzuschneiden.

Besonders begeistert für die Ansetzung von Landarbeitern und Bauern, für die Aufteilung des Großgrundbesitzes und die Schaffung von Kleinstellen ist der Freisinn. Es ist daher begreiflich, daß der „Freisinnigen Zeitung" mein Artikel in Nr. 6 der „Neuen Zeit", XXXI, 1, S. 202, der die Ansiedlung von Landarbeitern und Bauern hauptsächlich vom prinzipiellen Standpunkt aus beleuchtet, ganz und gar nicht behagt hat. In ihrer Entgegnung, die durch die Provinzpresse des Freisinns gegangen ist, läßt sie sich freilich auf eine sachliche Widerlegung nicht ein. Sie benutzt vielmehr die Gelegenheit, ihr Parteisüppchen zu wärmen und die Sozialdemokratie als landarbeiter- und bauernfeindlich anzuschwärzen. Deshalb kann verzichtet werden, dem Blatte ausführlich zu antworten. Von einigem Interesse ist nur, daß die „Freisinnige Zeitung" das Eingreifen des Staates für erforderlich hält, „damit durch Schaffung günstiger Besiedlungsbedingungen den Ansiedlern die Existenz gesichert wird".

Der Staat unterstützt bereits finanziell die Ansiedlung von Bauern und Landarbeitern. In der Ostmark sind vom Jahre 1886 bis jetzt über 20 000 Ansiedlerfamilien angesetzt worden. Dem Staate hat das 650 Millionen Mark Kosten verursacht. Für die Ansiedlungen in Pommern und Ostpreußen werden seit dem Jahre 1905 jährlich 2 Millionen Mark aus Staatsmitteln bereitgestellt. Natürlich wünscht der Freisinn eine viel umfangreichere Ansiedlung. Würde man seinem Wunsche nachkommen, so hätten die Steuerzahler eine gewaltige Rechnung zu begleichen.

Die Anhänger der inneren Kolonisation in unserer Partei sind in zwei Gruppen zu scheiden. Die eine will lediglich eine Ansetzung von Landarbeitern, und zwar zu dem Zwecke, deren traurige Lebenslage zu verbessern. Wir müssen diesen Weg ablehnen, und der Parteitag der Sozialdemokratie Preußens hat uns auch die *tauglichen* Mittel angegeben, die wir zu fordern und in Anwendung zu bringen haben. Die andere Gruppe geht noch viel weiter; sie will nicht nur Landarbeiter, sondern *auch Kleinbauern ansiedeln*; sie erstrebt systematisch die Schaffung von Kleinbetrieben, „Familienwirtschaften", weil sie in ihnen das Ideal der ländlichen Produktion sieht. Gegen diese Gruppe müssen wir uns besonders wenden, da ihr Ziel sich mit den Grundsätzen des Sozialismus nicht vereinbaren läßt.

Zu der ersteren Gruppe gehört auch Genosse *Otto Braun*, der wiederholt, zuletzt in der Nummer 29 der „Neuen Zeit" vom 14. März, zur Frage der inneren Kolonisation Stellung genommen hat. Er will mit Hilfe der Ansiedlung die Landflucht bekämpfen, die Wohnungsverhältnisse verbessern und dem freien Arbeitsvertrag die Wege bahnen. In seinem ersten Artikel in Nr. 14 der „Neuen Zeit" vom 3. Januar 1913 gibt er zu, daß die innere Kolonisation auch ihre *Nachteile* hat; im zweiten Artikel — im wesentlichen eine Entgegnung gegen den Genossen Grumach — liest man fast nichts mehr von Nachteilen. Es ist im Rahmen dieses Artikels, der vor allem die innere Kolonisation der letzten Jahre erörtert, nicht möglich, seine Ausführungen eingehend zu beleuchten. Aber auf einige Punkte möchte ich doch kurz eingehen. Genosse Braun verspricht sich von der Ansiedlung der Landarbeiter *eine Verkürzung der Arbeitszeit*. Nichts ist unrichtiger als das. Auch wenn die Ansetzung von Arbeitern mit Aufwendung der denkbar größten Mittel unternommen wird, so wird

die Zahl der angesiedelten Landarbeiter immer verhältnismäßig klein bleiben. Sie werden daher auf die Gestaltung der Arbeitszeit einen Einfluß nicht ausüben können. Sie werden mit den anderen Arbeitern zusammen auf dem Gutshof anzutreten haben, und da vorläufig noch in den meisten Fällen der Gutsherr die Länge der Arbeitszeit bestimmt, so tritt bei den Ansiedlern eine noch längere Arbeitszeit durch die Zurücklegung des Weges von ihrer Stelle bis zum Gutshof ein. Dazu kommt, daß sie in der „freien Zeit" ihr Anwesen zu bearbeiten haben. Kommt noch das Unglück hinzu, daß die Frau infolge Krankheit oder aus anderen Gründen dem Manne einen wesentlichen Teil der Arbeit nicht abnehmen kann, so hat der geplagte Ansiedler eine Arbeitszeit, die viel länger ist als die der anderen Arbeiter. Und der Ansiedler muß diese Arbeit verrichten, da die Zinsenlast auf ihm ruht und ihm Sorgen bereitet.

Genosse Braun will weiter eine Verbesserung der Wohnungsverhältnisse durch die Ansiedlung. Er will wohl auch in erster Linie die Beschaffung guter Mietwohnungen für Landarbeiter, aber daneben noch die Ansiedlung, um eine Besserung der Wohnungsverhältnisse zu erzielen. Wir sollten hier lediglich bei der Forderung des Kleinwohnungsbaus durch die Gemeinden mit Hilfe des Staates bleiben. Das ist der einzig richtige Weg, der andere ist — abgesehen von anderen Gründen — auch viel kostspieliger. Wenn zum Beispiel die in der Ostmark verpulverten Millionen für den ländlichen kommunalen Wohnungsbau verwandt worden wären, so hätten viele Tausende Landarbeiter brauchbare Wohnungen. Überhaupt ist es auffallend, daß sich Genosse Braun in beiden Artikeln nicht mit einem Wort über die Kostenfrage ausgelassen hat. Soll die Ansiedlung in großem Maßstab vorgenommen werden, so geht das in die Milliarden. Und die sollen die Steuerzahler aufbringen, damit die Landflucht bekämpft, die Wohnungsverhältnisse verbessert und dem freien Arbeitsvertrag die Wege gebahnt werden können? Genosse Braun weiß selbst, daß es zur Erreichung dieser Ziele tauglichere Mittel gibt. Also bleiben wir doch lediglich bei ihnen und lassen wir die Hände weg von einem Experiment, von dem ja auch der größte Teil der Landarbeiter nichts wissen will. Es ist einfach nicht richtig, daß der Landhunger unter den Landarbeitern groß ist. An anderer Stelle dieses Artikels bringe ich dafür einige Beweise. Genosse Braun spricht davon, daß Landbesitz „freier und unabhängiger" macht. Das trifft auf einen kapitalkräftigen Großbauer oder Gutsbesitzer zu, aber beileibe nicht auf einen Landarbeiter. Der soll ja durch die Ansiedlung unfreier und abhängiger gemacht werden. Das ist der ganze Zweck der Übung. Sonst würde der Staat nicht einen Pfennig für die Ansiedlung ausgeben. Genosse Braun ist auch der Ansicht, daß der Ansiedler leicht in der Stadt Arbeit findet, wenn es ihm nicht gelingt, lohnende Tätigkeit in der nächsten Umgebung zu erlangen. Zunächst kommen dafür meist nur die Großstädte in Frage; die kleinen Städte haben nicht einmal Beschäftigung für ihre heimischen Arbeiter. Daß die Ansiedlungsgesellschaften in der Nähe der größeren Städte Arbeiter ansetzen werden, ist ganz ausgeschlossen. Die Ansiedlung wird in entlegenen Gegenden vorgenommen. Der Weg von dort bis zur Großstadt ist weit, und der Ansiedler muß in der Stadt wohnen, in der er Arbeit gefunden hat. Das ist heutzutage teuer. Dazu kommt noch der Unterhalt der Familie, so daß die Arbeit in der Stadt

für den Ansiedler nicht sehr lohnend ist. Die Bearbeitung des Anwesens kann Frau und Kindern allein auch nicht überlassen werden. Nicht Ansiedler, sondern meist Bauhandwerker sind es, die zu Tausenden auf dem Lande wohnen und in der Stadt arbeiten. Der ungelernte Arbeiter vom Lande findet übrigens in der Großstadt auch nicht immer einigermaßen lohnende Beschäftigung. Er versucht es daher als Lohndrücker, und dazu sollen uns die Ansiedler nicht dienen. Dazu wollen wir nicht viele Millionen ausgeben, damit dann die angesiedelten Landarbeiter in den Städten die Löhne drücken.

Zum Beweis, daß die Aufteilung der ländlichen Großbetriebe und die Herstellung von Wirtschaften für Kleinbauern eine wirtschaftliche Notwendigkeit ist, wird gewöhnlich der Nachweis zu führen gesucht, daß der ländliche Kleinbetrieb dem Großbetrieb überlegen sei, besonders im Gemüsebau und in der Viehzucht. Dabei wird die Tatsache fast gar nicht gewürdigt, daß viele Betriebe unserer Großgrundbesitzer alles andere, nur keine Musterwirtschaften sind. Die agrarische Gesetzgebung macht es unseren Junkern sehr bequem. Dank der warmen Fürsorge der Regierung und der bürgerlichen Mehrheitsparteien im Reichstag leben unsere Agrarier vor allem vom Ertrag der Schutzzoll- und Liebesgabenpolitik; sie denken zum Teil gar nicht daran, aus ihrem Grund und Boden den denkbar größten Ertrag herauszuwirtschaften. Dazu fehlen ihnen auch die erforderlichen Arbeitskräfte, und außerdem müßten sie weit mehr Mittel in den Betrieb hineinstecken, wozu ein Teil wenig Neigung hat, der andere nicht kapitalkräftig genug ist. Wir sehen, daß die meisten Großgrundbesitzer wohl noch einigermaßen den Körner-, Kartoffel- und Rübenbau betreiben, daß sie aber den Obst- und Gemüsebau, die Geflügel- und insbesondere die Viehzucht in geradezu sträflicher Weise vernachlässigen.

Von einsichtiger agrarischer Seite ist darauf hingewiesen worden, daß die hohen Getreidezölle den Junker veranlassen, vor allem den Körnerbau zu betreiben. Dieser bringe *alljährlich Geld*; die Viehzucht dagegen werfe erst in längeren Zeiträumen bedeutende Erträge ab. Das Geldbedürfnis des Junkers sei groß, und er baue deshalb besonders Korn, um rasch zu Geld zu kommen. Würden die ländlichen Großbetriebe wirkliche Musterwirtschaften sein, sie würden viel höhere Erträge abwerfen als jetzt und den Kleinbetrieben bei weitem überlegen sein.

Es ist nun wichtig, die Erfahrungen zu schildern, die in den letzten Jahren mit der inneren Kolonisation gemacht worden sind. Sie dürften manchen Freunden der Besiedlung doch zu denken geben. Da ist zu bemerken, daß in den Ansiedlungsgebieten im Osten der Preis für Grund und Boden wieder bedeutend gestiegen ist. Die Ostpreußische Landgesellschaft teilt in ihrem letzten Jahresbericht mit, daß sie bei den Ankäufen für Besiedlungszwecke im *Durchschnitt* für den Hektar 1170 Mark gegen 1087 Mark im Vorjahr bezahlt hat. Das ist in einem Jahre eine Steigerung von 83 Mark pro Hektar. In der Ostmark sieht es noch viel schlimmer aus. In der Denkschrift, die dem preußischen Abgeordnetenhaus über die Ausführungen des Ansiedlungsgesetzes im Jahre 1911 zugegangen ist, wird angegeben, daß sich der *Durchschnittspreis*, den die Ansiedlungskommission gezahlt hat, auf 1395 Mark stellt gegen 1114 Mark im Vorjahr. Das sind 281 Mark pro Hektar in einem Jahre. Je größer die Preissteigerung ist, desto schwieriger werden die Existenzbedingungen für die Ansiedler. Wie gewaltig die Preise

gestiegen sind, geht daraus hervor, daß im Jahre 1895 in der Ostmark der Hektar Land 571 Mark kostete.

Deshalb ist ja auch in den letzten Jahren ein Rückgang der Ansiedlungen in der Ostmark eingetreten. Im Jahre 1907 wurden noch 24 066 Hektar besiedelt; im Jahre 1908 22 020 und im Jahre 1909 nur noch 19 619 Hektar. Auch die Zahl der Verkaufsverträge, die mit den Ansiedlern geschlossen sind, ist im Rückgang begriffen. Im Jahre 1907 wurden 1660 Verträge geschlossen, 1908 1526 und 1909 nur noch 1368. Und die hakatistische Presse, die als Ursache dafür in erster Linie „die ungeheure Preissteigerung" angeben muß, gesteht ein, daß auch in den Jahren 1910 und 1911 ein günstigeres Resultat nicht erzielt worden sei.

Die Ostpreußische Landgesellschaft gibt in ihrem Geschäftsbericht bekannt, daß sie bis Ende September 1912 insgesamt 1194 Ansiedler auf einer Fläche von 16 803,25 Hektar angesetzt hätte, daß darunter aber nur 28 Prozent Arbeiter- und Handwerkerstellen wären. Es sind also in der Hauptsache Bauern angesiedelt worden. Das gleiche trifft auch auf die Siedlungstätigkeit in der Ostmark zu. In der Begründung der Gesetzesvorlage über „Maßnahmen zur Stärkung des Deutschtums in Westpreußen und Posen", die im Februar dieses Jahres dem Abgeordnetenhaus zugegangen ist, wird mitgeteilt, daß auf dem besiedelten Lande 20 593 Ansiedlerfamilien angesetzt worden sind. Darunter befinden sich nur 2210 Arbeiterstellen bis zu 2 Hektar, dagegen aber 11 340 Mittel- und Vollbauernstellen von 10 bis zu 20 Hektar und 2971 Großbauernstellen von 20 bis zu 100 Hektar. Es sind also sogar mehr Großbauern- als Arbeiterstellen geschaffen worden. Man hat zweifellos nicht genügend Arbeiter mit dem erforderlichen Kapital zur Ansiedlung gefunden. Das beweist doch, daß in den Landarbeiterkreisen nicht der „Landhunger" besteht, von dem die Freunde der Ansiedlung in der Regel sprechen. Die allerschlimmsten Erfahrungen aber haben die Kreise gemacht, die sich mit der Arbeiteransiedlung befaßt haben. Der Bericht der Ostpreußischen Landgesellschaft sagt darüber:

Die Arbeiteransiedlung mit den Kreiskommunalverbänden nimmt leider nicht den erhofften Fortschritt, da die Besetzung der Arbeiterstellen andauernd die größten Schwierigkeiten macht. Mehrere Kreise werden die bebauten Stellen trotz der größten Bemühungen nicht los. Man kann sich daher nicht wundern, daß sie den Mut zur Weiterarbeit auf diesem Gebiet verloren haben. Bis jetzt haben die Kreise von 66 ausgelegten Stellen 42 bebaut und 39 verkauft. Von den verkauften 39 Stellen ist bei 17 das Verfahren so weit abgeschlossen, daß die Staatsbeihilfe durch den Oberpräsidenten ausgezahlt werden konnte. Um kein Mittel unversucht zu lassen, diesen für unsere Landwirtschaft so wichtigen Teil unserer Aufgaben zu erfüllen, soll der Versuch gemacht werden, Kleinsiedlungsgesellschaften zu gründen, um zu sehen, ob mit diesen die Arbeiteransiedlung in flotteren Gang gebracht werden kann.

Das ist ein arger Mißerfolg. Dabei werden diese Siedlungsbestrebungen vom Staate unterstützt, und die Ansiedlung durch die Kreise geschieht nach ministeriellen Grundsätzen, nach denen die Landarbeiter in der Regel in Gemeinden angesiedelt und nicht in ein derartiges Abhängigkeitsverhältnis zu einzelnen Unternehmern gebracht werden sollen, daß sie sich persönlich unfrei oder wirtschaftlich unfrei fühlen; vielmehr soll die freie Verwertung der Arbeitskraft der Ansiedler auf dem Arbeitsmarkt nicht beschränkt werden. Und trotzdem das Fiasko!

Unter den Ansiedlern hat sich das Bestreben bemerkbar gemacht, wieder von der Scholle loszukommen. Man hat früher gedroht, diesen Besitzwechsel zu erschweren, und die Ostpreußische Landgesellschaft teilt jetzt mit, daß sie bereits positive Maßregeln ergriffen hat; sie schreibt:

Zur Erschwerung des Besitzwechsels haben wir vertraglich für uns das Recht festgelegt, im Verkaufsfall die für uns eingetragene und im übrigen zehn Jahre unkündbare Resthypothek sofort fällig zu machen. Wir haben von diesem Recht in den meisten Besitzwechselfällen Gebrauch gemacht. Im letzten Geschäftsjahr sind auf diese Weise insgesamt 81 683 Mark Resthypothek an uns zurückgeflossen.

Derartige Maßnahmen verleiden erst recht vielen Leuten die Ansiedlung, denn sie wollen, wenn die Preise hoch stehen, die Anwesen recht vorteilhaft verkaufen und größere Grundstücke erwerben, um zu Wohlstand zu gelangen. Sie sehen, welche Profite der Güterhandel abwirft, und wollen sich auch an ihm beteiligen.

Die Pommersche Landgesellschaft hat, um überhaupt Ansiedler zu bekommen, den Beschluß gefaßt, schon Arbeitern mit einem Kapital von 500 Mark ein Rentengrundstück zu überlassen. Aber auch zu diesen Bedingungen wird sie Ansiedler nicht in genügender Zahl erhalten, was auch zugegeben wird. So schrieb zu diesem Beschluß Landrat Eisenhart-Rothe in Bublitz:

Ich fürchte, der Erfolg wird nicht großartig sein; die Arbeiteransiedlung muß sich im wesentlichen auf den jungen, noch kräftigen Landarbeiter stützen, soll dieser auch außer seinem eigenen Grundstück noch das des benachbarten Bauern oder Großbesitzers bestellen helfen. Der Arbeiter bei seiner meist zahlreichen und noch jugendlichen Kinderschar ist aber nicht in der Lage, noch 500 Mark zu sparen.

Und auch das Hauptorgan der ostpreußischen Junker, die „Ostpreußische Zeitung", mußte kürzlich in einem Artikel über „Innere Kolonisation" eingestehen:

Mit dem bloßen Worte „Innere Kolonisation" ist es noch nicht getan, die wichtigsten Fragen bleiben immer: „Wie kolonisiert man?" und „Wo kommen die Kolonisten alle her? Siedelt man Leute an, die gar nichts besitzen, so wird der Erfolg meist kläglich sein und keinen Nutzen für die Allgemeinheit bringen. Ohne Geld ist eben heutzutage kein Geschäft mehr zu machen. Darüber werden die freisinnigen Bankdirektoren am besten Auskunft geben. Solche Ansiedler aber, die das zum Anfang unbedingt notwendige Kapital besitzen, gibt es nicht allzu viele.

Beide Äußerungen enthalten das wertvolle Eingeständnis, daß die wirtschaftliche Lage der Landarbeiter eine höchst ungünstige ist. Wenn es den Leuten bei angestrengter Tätigkeit nicht gelingt, einige Ersparnisse zu machen, so ist ihr Lohn eben sehr gering. In der diesjährigen Sitzung des Deutschen Landwirtschaftsrats rechnete freilich Reichsrat Freiherr v. Thüngen-Thüngen den versammelten Junkern vor, daß eine Arbeiterfamilie auf dem Lande, bestehend aus Mann, Frau und zwei Kindern unter 16 Jahren, im Jahre 1662 Mark verdiente, wenn alle arbeiteten. Wenn gar ein Sohn in der Familie sei, der das sechzehnte Lebensjahr überschritten habe, so schnellte das Einkommen der Familie auf 2226 Mark in die Höhe! Natürlich sind das reine Phantasielöhne. In seiner soeben erschienenen Broschüre hat Genosse Georg Schmidt eine Reihe Berechnungen über

die gegenwärtigen Einkommensverhältnisse der Landarbeiter vorgenommen.[1] Er kommt auf S. 35 zu dem Ergebnis, daß nur in einigen Fällen das Einkommen des Landarbeiters über 1000 Mark beträgt. Das durchschnittliche Einkommen einer Landarbeiterfamilie unter Berechnung der Mitarbeit der arbeitsfähigen Familienmitglieder beziffert sich auf 700 bis 800 Mark pro Jahr. Das ist eine Berechnung, die alle diejenigen, die sich mit der Landarbeiterfrage eingehend beschäftigen, als durchaus richtig anerkennen müssen.

In der Ostmark ist man jüngst dazu übergegangen, ausgediente Soldaten und Kapitulanten anzusiedeln. Die Regierung hat hierfür besondere Grundsätze aufgestellt, nach denen solche Ansiedler besonders bevorzugt werden sollten, wenn sie aus landwirtschaftlichen Kreisen stammten und sich während ihrer Dienstzeit gut geführt hätten. Zivilberechtigte Militäranwärter, die auf den Zivilversorgungsschein verzichteten, und Kapitulanten, die mindestens fünf Jahre über die gesetzliche Dienstzeit hinaus gedient hatten, sollten 1. vor allen anderen Bewerbern bei der Bewerbung von spannfähigen Pachtstellen von 50 bis 60 Morgen berücksichtigt werden, sofern sie ein eigenes Vermögen von mindestens 2000 Mark hätten. Sie sollten anstatt des Freijahrs deren zwei erhalten. 2. Um ihnen den Erwerb von spannfähigen Stellen zu Eigentum gegen Rente zu ermöglichen, sollte von ihnen ein geringeres Ausrüstungsvermögen als von anderen Ansiedlern gefordert werden. Das zum Bau und zur Ausrüstung erforderliche Kapital sollte ihnen von der Ansiedlungskommission als Darlehen gegeben werden. Dieses Darlehen sollte nur mit 2 Prozent, vom vierten Jahre ab mit 3½ Prozent verzinst und mit 3½ Prozent getilgt werden. Bei Verkauf der Stelle sollte freilich das ganze Darlehen fällig sein. Ausgediente Soldaten und jüngere Kapitulanten, die sich unmittelbar nach ihrer Entlassung ansiedeln wollten, sollten: 1., sofern sie mindestens 2000 Mark hatten, ebenfalls in erster Linie bei Vergebung von Pachtstellen berücksichtigt werden, 2. bei geringerem Vermögen bei Vergebung von Arbeiterstellen von 4 bis 40 Morgen allen anderen Bewerbern vorgezogen werden. Auch dieser Versuch ist mißglückt; eine Reihe dieser Ansiedler hat die Stellen wieder verlassen.

Aber nicht nur aus politischen und nationalen, sondern auch aus religiösen Gründen betreibt man die innere Kolonisation. So hat man mitten in das katholische Ermland in Ostpreußen evangelische Ansiedler angesetzt, und zwar nicht etwa, um die Polen zu bekämpfen, sondern um dem „evangelischen Gedanken" mehr Eingang im Ermland zu verschaffen. Diesen Ansiedlern ist es sehr schlecht gegangen, was einen Kenner der Verhältnisse, den evangelischen Pfarrer Borrmann veranlaßt hat, in seiner Schrift „Ermland und die Reformation" zu schreiben:

Das Urteil steht heute durch den Erfolg bereits fest: diese Ansiedlungen sind sämtlich als verfehlt anzusehen. Als Gründe für das Fehlschlagen treten uns mancherlei Ursachen entgegen. Die eine Ursache lag in den Ansiedlern selbst; ihr unruhiges Kolonistenblut ließ sie nicht seßhaft werden, sondern

[1] Georg Schmidt, Lohnformen und Arbeitsverhältnisse in der Landwirtschaft. Ein Beitrag zur Beurteilung der Lage der deutschen Landarbeiterschaft. Herausgegeben vom Deutschen Landarbeiterverband, Berlin SO 16. Kommissionsverlag der Buchhandlung Vorwärts, Berlin.

trieb nach Einheimsen der gewährten Vorteile die Neuerungssüchtigen auf neue Siedlungsplätze weiter. Aber auch bessere Elemente wurden nicht heimisch; sie waren aus weiter Ferne, zum Teil bis aus Hessen gekommen und fanden hier ein rauhes, unwirtliches Land; mit den Nachbarn wurden sie wegen der Verschiedenheit des Glaubens, der Sitte, der Sprache, der Lebenshaltung nicht bekannt oder vertraut. Dazu trat noch ein wirtschaftlicher Grund. Viele der Ländereien eigneten sich wegen des schweren, undurchlässigen Lehmbodens überhaupt nicht zur Aufteilung in kleine Grundstücke. Denn dieser verlangte nach Abnutzung der dünnen Humusschicht mehr Angespann und Barmittel zur Kultur, als die armen Ansiedler zu eigen besaßen. So war ihr Verbleiben auf der unfruchtbaren Scholle ein langsames Verarmen und wirtschaftliches Siechtum. Was sich noch anderswohin retten konnte, verkaufte und ging.

Wiederholt ist unserer Partei der Rat gegeben worden, für die Ansiedlung von Landarbeitern und Bauern einzutreten, dann würde sie auch mehr Erfolge auf dem Lande erzielen, da die Landarbeiter gern Ansiedler werden wollten. Wenn von unseren Kennern der östlichen Verhältnisse darauf hingewiesen wurde, daß die Landarbeiter gar nicht daran dächten, sich ansetzen zu lassen, wurde darauf nichts gegeben. Jetzt gestehen aber selbst Vertreter der Agrarier, die durchaus ansiedlungsfreundlich sind, ein, daß unter den Landarbeitern keine Begeisterung für die innere Kolonisation zu finden ist.

In der „Vereinigung für exakte Wirtschaftsforschung" berichtete am 9. Dezember 1912 Landrat a. D. v. Batocki-Bledau, Vorsitzender der Landwirtschaftskammer für Ostpreußen, über die auf seine Anregung erfolgte Studienkommission für Erhaltung des Bauernstandes, Kleinsiedlung und Landarbeiterfrage, daß die in der Literatur fast als selbstverständlich vorausgesetzte „Sehnsucht nach der eigenen Scholle" keineswegs in allen Landesteilen unter der Landarbeiterschaft herrsche; insbesondere die festen Gutsarbeiter mit Naturallöhnung, Kartoffelacker, Wiese- und Weideanteil und demgemäß erheblicher Viehhaltung dächten meist nicht daran, ihre Situation mit der arbeits- und sorgenreicheren des Kleinstellenbesitzers zu vertauschen. Ohne gesicherte Arbeitsgelegenheit für den Winter sei die Seßhaftmachung von Landarbeitern wirtschaftlich überhaupt ebensowenig durchführbar wie die neuerdings empfohlene Förderung des landwirtschaftlichen Freiarbeiterwesens. Und am 25. Januar 1913 sagte derselbe Herr, der durchaus die Ansiedlung mit aller Kraft zu fördern sucht, in der Plenarversammlung der Landwirtschaftskammer für Ostpreußen:

Die Seßhaftmachung von Landarbeitern bietet wegen deren Abneigung, Landarbeiterstellen zu erwerben, große Schwierigkeiten.

Daß man die „innere Kolonisation" als Mädchen für alles benützen will, beweist auch, daß man mit ihr die Sozialdemokratie bekämpfen will! So sagte am 2. Februar 1913 in Elbing in einer Versammlung des Vaterländischen Vereins Dr. Böhme-Berlin, der Syndikus des Deutschen Bauernbundes:

Durch Aufteilung des Großgrundbesitzes und Schaffung vieler kleiner Existenzen wird die Sozialdemokratie besser bekämpft als durch Ausnahmegesetze, durch welche viel Unfrieden in das Volk gebracht wird.

Herr Dr. Böhme hat hier recht offenherzig ausgeplaudert, daß es weiten Kreisen vor allem daran liegt, mit Hilfe der „inneren Kolonisation" Parteierfolge zu erzielen. Wäre die Ansetzung von Landarbeitern und Bauern mit den Gesetzen der wirtschaftlichen Entwicklung in Einklang zu bringen, wäre sie wirklich eine wirtschaftliche Notwendigkeit, dann würden wir sie selbstverständlich auch zu fördern haben. Denn wir haben solche Fragen nie davon abhängig gemacht, ob sie etwa unserer Partei nützen oder schaden; eine derartige Geschäftspolitik zu treiben überlassen wir unseren Gegnern. Aber die große Mehrheit unserer Partei ist der Ansicht, daß die Ansiedlung von Landarbeitern diesen nur zum Nachteil gereicht, daß sie aus ihrer Rechtlosigkeit und aus ihrem Elend mit anderen Mitteln befreit werden müssen. In der Schaffung von Kleinbetrieben aber sehen wir keinen Kulturfortschritt, sondern einen Rückschritt, und deshalb muß die Sozialdemokratie es ablehnen, für die Ansetzung von Landarbeitern und Bauern einzutreten. Und die bisherigen Erfahrungen auf diesem Gebiet beweisen, daß wir auf dem rechten Wege sind.

Der Rheinschiffbau und die Lebenshaltung der deutschen und holländischen Werftarbeiter.

Von **Albert Wilhelm.**

Seit Jahren kann man am Rhein die interessante Beobachtung machen, daß die Rheinschiffe in überwiegendem Maße nicht in Deutschland, sondern in den Niederlanden gebaut werden.

Im Juni 1907 gab es im Bereich des ganzen deutschen Rheinstromgebiets 118 Flußschiffswerften mit 1497 darin Beschäftigten, darunter 1306 Arbeitern. Das ist also eine kaum nennenswerte Industrie. Meist handelt es sich um kleine Handwerksbetriebe, die für den Lokalbedarf und nur kleine Nachen bauen. Ihr Standort, in Abständen über das ganze Rheingebiet, ist auch wesentlich durch die Notwendigkeit der Reparaturarbeiten bestimmt. Nach der niederländischen Reichsstatistik von 1910 dagegen gab es in Holland 423 Werften mit rund 18 000 Arbeitern. In demselben Jahre wurden auf 122 der größeren mit rund 10 078 Arbeitern 1695 Schiffe mit einer Gesamttragfähigkeit von 206 705 Kubikmeter gebaut. Von diesen Werften arbeiteten etwa 110 für den deutschen Rhein, in starkem Maße etwa 70 bis 80. Für deutsche Rechnung wurden in Holland 1908 132 Fahrzeuge mit 101 000 Kubikmeter Inhalt gebaut. Vor allem sind es Schleppkähne ohne eigenen Antrieb, die von Holland bezogen werden. Der Tonnengehalt der in den Niederlanden gebauten deutschen Rheinkähne betrug 1906 63 Prozent, 1909 75 Prozent, 1910 76 Prozent, 1911 71 Prozent des Gesamttonnengehaltes aller für den Rhein gelieferten Kähne. Für Dampfer, Bagger usw. ist dieser Anteil Hollands viel geringer und auch weit mehr schwankend.

Die Gründe für diese höchst auffällige Tatsache werden in einer Arbeit von Theodor Metz,[1] einem Schüler des Münchener Professors Lotz, ausführlich erörtert.

Die Untersuchung führt zu dem Resultat, daß die deutsche Zollpolitik schuld an der Auswanderung dieser Industrie ist, und zwar wirkt sie nach zwei Richtungen. Einmal wird es den Rohstoff liefernden Verbänden durch die Eisenzölle ermöglicht, den Preis für das Rohmaterial hochzuhalten. Zwar ist den

[1] Der Rheinschiffbau am deutschen Rhein und in den Niederlanden. Ein Beitrag zur Standortsfrage und zur Wirtschaftsgeographie. Münchener volkswirtschaftliche Studien, 117. Band. Stuttgart und Berlin 1912. J. G. Cotta. 101 Seiten. Preis 3 Mark.

Werften für die Flußschiffe seit 1902 wie denen für Seeschiffe die zollfreie Einfuhr ihrer Rohmaterialien gestattet, doch hat dies nur zu geringer Verbilligung geführt, weil bei der Kleinheit dieser Industrie die sonst zollgeschützten Kartelle auf sie nicht Rücksicht zu nehmen brauchen und die bureaukratische Schiffbauzollordnung und der lange Transportweg es nicht empfehlen, aus England zu beziehen. Die Holländer dagegen profitieren an den billigen Auslandverkäufen der deutschen Syndikate und können durch Ausspielen der englischen Konkurrenz niedrige Preise erlangen.

Metz beziffert den Vorsprung bei den Rohmaterialien für einen Kahn von 1700 Tonnen Tragfähigkeit, der einen Wert von etwa 90 000 Mark hat, für Oktober 1906 auf 2700 bis 3000 Mark, für Oktober 1908 auf 600 bis 1800 Mark, für Oktober 1910 auf 4000 bis 4600 Mark. Die Möglichkeit, diese Mehrkosten auf den Besteller des Kahnes durch einen hohen Eingangszoll abzuwälzen, ist nicht wegen der Rheinschiffahrtsakte vorhanden, da bei einem Eingangszoll auch die Reederei nach Holland auswandern würde.

Weit bedeutender wird aber der Vorsprung der holländischen Werftbesitzer dadurch, daß bei dem Fehlen einer agrarischen Wucherpolitik sie den Arbeitern einen geringeren Nominallohn zahlen können. Metz konnte dies ziffernmäßig feststellen. Zusammen mit dem billigeren Bezug der Rohmaterialien betrug der Vorteil der Holländer Oktober 1910 im ungünstigsten Falle 8650 Mark, im besten 27400 Mark. Auf etwa 18600 Mark kann die mittlere Belastung der deutschen Schiffbauindustrie angenommen werden.

Das Material, auf das Metz sich bezüglich der Arbeitslöhne in Deutschland und Holland stützt, ist mit großer Sorgfalt durchgearbeitet, und überall, wo er nur mit Ziffern arbeitet, durchaus zuverlässig. Vor allem hat er für die Vergleichbarkeit der Löhne auf den holländischen und deutschen Werften gesorgt und deshalb die Daten an Ort und Stelle gesammelt. Daß dabei in Holland nur Angaben der Unternehmer verwandt worden sind, hat wohl für den Zweck der Untersuchung kaum eine Bedeutung, da die Differenz in den Nominallöhnen dadurch nur verkleinert werden könnte. Bemerkenswert ist übrigens dabei, daß Herr Metz bei den deutschen Werftbesitzern weit weniger Entgegenkommen als bei den holländischen gefunden hat. So kann er statt von sieben Orten des Rheinstromgebiets nur über drei Angaben machen und, wie er im Vorwort erklärt, wäre um ein Haar an diesem mangelnden Entgegenkommen beinahe die ganze Arbeit gescheitert.

Wo jedoch persönliche Reiseeindrücke über die Lebenshaltung der holländischen Werftarbeiter wiedergegeben werden, kann man den Verfasser von Schönfärberei nicht freisprechen. Doch soll damit kein Vorwurf begründet werden. Als Angehöriger der bürgerlichen Klasse muß er eben oft an Dingen vorbeigehen, die einem Sozialdemokraten Anlaß zu weiteren kritischen Nachforschungen geben würden. Es soll auch ausdrücklich hervorgehoben werden, daß Herr Metz stets bemüht ist, der Arbeiterklasse mit möglichst großer Objektivität gegenüberzutreten.

Auf Grund der Metzschen Zahlen wollen wir kurz ein Bild von den Nominal- und Reallöhnen der holländischen und deutschen Werftarbeiter entwerfen.

Eine Tabelle (Nr. 7, S. 58) über die gezahlten Minimallöhne zeigt schon, wenn sie im einzelnen auch zum Vergleich nicht tauglich ist, daß große Unterschiede in den Geldlöhnen existieren müssen. Auffällig ist in Holland die Zahl der jugendlichen Arbeiter im Schiffbau, welche 9 Prozent aller Arbeiter beträgt. Doch ist anzunehmen, daß durch diese nur die Löhne für leichte und ungelernte Arbeit beeinflußt werden.

Ein brauchbarer Vergleich ergibt sich, wenn man die wirklich ausbezahlte Lohnsumme durch die durchschnittliche Anzahl der Arbeiter und die durchschnittliche Zahl der Arbeitstage dividiert. Es ergeben sich folgende Zahlen. Wirklich aus-

bezahlter Durchschnittstaglohn in Deutschland: Koblenz[1] 3 Mark, Köln-Deutz[1] 4,65 Mark, Mannheim[1] 4,16 Mark, desgleichen allein im Schiffbau, ohne Lehrlinge, jugendliche Arbeiter usw., 4,70 Mark; in Holland: Alblasserdam 2,74 Mark, Dordrecht (45 000 Einwohner) 2,29 Mark, Groningen (80 000 Einwohner) 2,08 Mark, Hoogezand 1,98 Mark, Kapelle a. d. Ijssel 2,41 Mark, Krimpen a. d. Ijssel 2,47 Mark, Rotterdam (450 000 Einwohner) 2,72 Mark, Sliedrecht 1,96 Mark, Slikkerveer 2,35 Mark.

Der durchschnittlich ausbezahlte Jahreslohn betrug in Deutschland: Koblenz 900 Mark, Köln-Deutz 1395 Mark, Mannheim 1248 Mark; in Holland: Alblasserdam 822 Mark, Dordrecht 687 Mark, Groningen 624 Mark, Hoogezand 594 Mark, Kapelle a. d. Ijssel 723 Mark, Krimpen a. d. Ijssel 741 Mark, Rotterdam 816 Mark, Sliedrecht 588 Mark, Slikkeveer 705 Mark.

Diese Zahlen machen die Differenz in den Nominallöhnen jedoch noch nicht deutlich genug. In Holland ist der Arbeitstag länger, es werden auch mehr Überstunden geleistet. 73 Prozent aller holländischen Schiffbauer arbeiten elf Stunden und länger am Tage, auf den rheinischen Werften ist dagegen ein Arbeitstag von 9 bis 9½ Stunden üblich. Werden die oben angegebenen Durchschnittstaglöhne noch durch die Zahl der durchschnittlichen Arbeitsstunden geteilt, so ergibt sich folgendes Bild. Durchschnittsstundenlohn 1910 in Deutschland: Koblenz 33 Pfennig, Köln-Deutz 52 Pfennig, Mannheim 44 Pfennig; in Holland: Alblasserdam 26 Pfennig, Dordrecht 21 Pfennig, Groningen 18 Pfennig, Hoogezand 18 Pfennig, Kapelle a. d. Ijssel 23 Pfennig, Krimpen a. d. Ijssel 25 Pfennig, Rotterdam 26 Pfennig, Sliedrecht 17 Pfennig, Slikkerveer 22 Pfennig.

Welche Lebenshaltung entspricht nun diesen Nominallöhnen?

Von den Kostenelementen der Lebenshaltung, die Metz untersucht hat, greifen wir einiges heraus.

An Steuern bezahlt der deutsche Arbeiter im Durchschnitt einschließlich der steuerfreien im Jahre 15 Mark mehr. Die Wohnungen der Werftarbeiter in Holland sind billiger und besser als die am Rhein. Doch lassen wir uns hier auf die Einzelheiten nicht ein, da die Werftarbeiter mit ihren Wohnungen auf den Deichen an den Wasserwegen vielleicht besonders begünstigt sind. Von weit größerem Interesse, weil für weite Schichten über die Werftarbeiter hinaus gültig, ist die Untersuchung, welche Summe in beiden Ländern für die Nahrung aufgewendet werden muß. Metz publiziert nur einen Teil des von ihm gesammelten Materials, und zwar für den Oktober 1910.

Es mußte ein Arbeiter bezahlen:

	In Holland	Pf.	In Deutschland	Pf.
Für ½ Kilo Roggenbrot . .	in Groningen	6	in Koblenz	19
" ½ " Weizenbrot . .	" Papendrecht	7	" Koblenz	17
" ½ " Ochsenfleisch . .	" Groningen	67	" Köln	108
" ½ " Schweinefleisch .	" Groningen	59	" Koblenz	100
" ½ " Käse	" Hoogezand	24	" Köln	60—100
" 1 Liter Milch	" Groningen	10—12	" Mannheim	22

Legt man für die Menge Lebensmittel, die eine Durchschnittsarbeiterfamilie im Jahre verbraucht, die Zahlen zugrunde, die die amtliche Statistik über die Wirtschaftsrechnungen minderbemittelter Familien ergeben hat,[2] und vergleicht

[1] Alle in einem Betrieb beschäftigten Arbeiter, zum Beispiel auch in der Reparatur und eventuell in der mit der Werft verbundenen Maschinenfabrik.

[2] Zweites Sonderheft des Reichsarbeitsblatts 1909.

danach, was sie für diese Menge Oktober 1910 in Holland und in Deutschland hätten bezahlen müssen, so erhält man folgendes:

	In Koblenz	In Hoogezand
	Mk.	Mk.
101,0 Kilo Fleisch	191,—	119,18
29,8 = Wurst	29,80	35,76
35,2 = Butter (Kunst=)	57,32	42,24
18,3 = Käse	29,28	8,78
14,9 = Kaffee	35,76	12,21
392 Stück Eier	31,36	23,52
504,3 Liter Milch	100,86	63,04
	476,28	304,73

Der Werftarbeiter in Koblenz bezahlt also für diese Lebensmittel 36 Prozent mehr als sein Kollege in Hoogezand.

Die wichtigen Artikel Schmalz und Kartoffeln konnten leider aus Mangel an Material für die deutschen Städte nicht einbezogen werden.

Schätzt man den Jahresverbrauch an Brot für die Durchschnittsarbeiterfamilie auf 800 Kilogramm, was mit einer Schätzung von Conrad übereinstimmt, und nimmt man an, in Koblenz und Krimpen werde ebensoviel Weizenbrot wie Roggenbrot gegessen (eine Verschiebung dieses Verhältnisses ändert nur wenig), so würde der Preis für den Jahreskonsum in Koblenz 288 Mark und in Krimpen die Hälfte, 144 Mark, kosten. Addieren wir dies zu dem obigen, so muß für die angeführten Nahrungsmittel 764,28 bezw. 488,73 Mark bezahlt werden oder die Gesamtsumme der Lebensmittel stellt sich in Holland um 41 Prozent billiger. Könnte der Verbrauch von Reis, Salz, Tabak, Zigarren, Petroleum usw. berechnet werden, würde sich das Verhältnis noch mehr zuungunsten von Deutschland verschieben.

Zieht man die Löhne der jugendlichen Arbeiter ab, so bleibt eine höhere Lohnsumme übrig. Aber nimmt man die Gesamtkosten der Nahrung für den deutschen Werftarbeiter auf 800 Mark an und beachtet, daß die Ausgabe für Nahrung bei einer deutschen Arbeiterfamilie nach der zitierten amtlichen Statistik zirka 46 bis 55 Prozent aller Ausgaben beträgt (vergl. auch „Neue Zeit", XXVIII, 2, S. 211 und 212), so ist der Lohn für diese Menge und Qualität zu niedrig, das heißt der deutsche Werftarbeiter muß entweder seine Ernährung verschlechtern mit den Folgen der Unterernährung oder — es muß auch die Frau mitverdienen helfen. Da stellt sich sein niederländischer Kollege besser. Bei ihm kann aus Einnahme und Nahrungskosten kein Zwang für den Frauenerwerb gefunden werden. Denn die Spannung zwischen Lohn und Nahrungskosten ist größer (rund 120 gegen 100 Mark), und diese Differenz vergrößert sich, wenn man die erheblich höhere Zahl der Jugendlichen in Betracht zieht.

Die Nahrungskosten im niedrigeren Lohne des niederländischen Werftarbeiters bedeuten einen kleineren Prozentsatz als im höheren rheinischen Lohne.

Nun ist aber noch eines zu beachten. Die Reihe von Schlußfolgerungen, die aus obigem Material gezogen wurden, beruhen auf dem Preisniveau des Oktober 1910. Wie haben sich aber in Holland und Deutschland die Verhältnisse gestaltet, als die exorbitante Preissteigerung nach dem heißen Sommer 1911 einsetzte? Herr Metz sagt dazu: „So verlockend es hätte sein können, die Nahrungsmittelpreise in der Zeit der großen Dürre des Jahres 1911 zu vergleichen, so sehr wäre es unwissenschaftlich und unehrlich gewesen. Ich mußte einen Zeitpunkt nehmen, der einerseits nicht außergewöhnlichen Zuständen entsprach... und zu meinen... Tabellen paßte.... Nur zum Vergleich habe ich auch noch einen Anhang an die

Tabelle gemacht, der die Preise in zwei Plätzen während des Teuerungsjahrs 1911 zeigt." Leider ist dieser Anhang so dürftig ausgefallen, daß der Leser nicht imstande ist, die Berechnungen für 1911 selbständig zu wiederholen. Die ganz besondere Verschärfung von Hunger und Not, die die vielen Zehnmillionen in dieser Zeit erlitten haben, ist aber so real und so einschneidend, daß der wissenschaftliche und ziffernmäßige Ausdruck dafür, was durch eine Grenzöffnung hätte gelindert werden können, uns nicht vorenthalten werden darf. Die Umsicht und Sorgfalt, die Herr Metz in seiner Arbeit bewiesen hat, würde ein höchst interessantes Ergebnis erhoffen lassen, zumal von seinem Material für 1906 bis 1910 auch nur ein Bruchteil publiziert worden ist.

Literarische Rundschau.

Zusammenstellung der Entschädigungssätze, welche das Reichsversicherungsamt bei dauernden Unfallschäden gewährt hat. Sechste vermehrte Auflage. Groß-Lichterfelde, Verlag der Arbeiterversorgung. Preis gebunden 3 Mark.

Die neue Auflage bringt die Entschädigungssätze, die das Reichsversicherungsamt bei dauernden Unfallschäden gewährt hat, in derselben Anordnung wie früher: 1. Fingerverletzungen, 2. Handverletzungen, 3. Armverletzungen, 4. Fußverletzungen, 5. Beinverletzungen, 6. Knieverletzungen, 7. Augen, 8. Bruchschäden, 9. Schädigungen des Hörvermögens, 10. Zähne, 11. Nase, 12. verschiedene Verletzungen. Von den früheren Entschädigungsätzen mußten viele wegbleiben, weil das Reichsversicherungsamt im Laufe der Zeit die Schädigungen, namentlich der Finger, geringer als früher eingeschätzt hat. Dies zeigen uns nur zu deutlich die neu hinzugefügten Entschädigungssätze aus den letzten Jahren. Die neue Ausgabe ist daher für alle unentbehrlich, die die Entschädigungssätze des Reichsversicherungsamtes kennen müssen. Gustav Hoch.

Zeitschriftenschau.

Im Februarheft der „International Socialist Review" schreibt Ernesto F. Dredenov über **„Kapitalistischen Landbau in Argentinien"**. Die Kolonisierung Argentiniens geht anders vor sich als die Nordamerikas. Dort geschah sie zu einer Zeit, als der Kapitalismus erst wenig entwickelt war. Wer ein paar kräftige Arme mitbrachte, konnte nach dem Westen ziehen und sich auf freier Erde eine Heimstätte gründen. In Argentinien sind zwar heute noch zwei Drittel des Bodens „unbesetzt", aber trotzdem kann einer, der nur zwei kräftige Arme mitbringt, nichts anderes werden als ein Arbeitstier. Denn heute senden mächtige Landgesellschaften, die meist im Zusammenhang stehen mit Eisenbahngesellschaften, ihre Agenten nach dem Westen, und diese erstehen von den bestochenen Regierungsbeamten weite Landstrecken tatsächlich um ein Butterbrot. Dann aber wird eine Eisenbahn durch diese Gebiete gelegt, und nun werden die Grundstücke an den Meistbietenden verkauft, wobei die Gesellschaften alle möglichen Tricks anwenden, um die Preise in die Höhe zu treiben. Gelingt es aber selbst einem kleineren Bauern, ein Grundstück zu erwerben, so erliegt er fast immer entweder der überlegenen Konkurrenz des technisch weit besser ausgerüsteten Großgrundbesitzes oder der Preispolitik des sich immer stärker organisierenden Getreidehandels.

So bleiben fast nur die Latifundien übrig, die im Sommer Scharen von Arbeitern beschäftigen, die dabei nicht viel anders als Sklaven behandelt werden, im Winter aber die Arbeiter entlassen, so daß während dieser Zeit zeitweilig sogar eine starke Auswanderung stattfindet. Während der Arbeitszeit werden die Ar-

beitskräfte in elenden fensterlosen Hütten untergebracht, und ein Teil des Lohnes wird ihnen bis zur Beendigung der Kontraktzeit zurückbehalten. Frauen gibt es auf diesen Latifundien fast gar nicht, es werden nur Männer angenommen und so die Familien zerrissen. Dafür gibt es an jeder zweiten oder dritten Eisenbahnstation ein Bordell, das neben der Polizeistation oft das einzige Gebäude in der Nachbarschaft ist. Allerdings gibt es noch ein anderes System der kapitalistischen Ausbeutung in der Landwirtschaft, und zwar das Kolonistensystem, bei dem Grundstücke von 200 bis 1000 Acres an Pächter abgegeben werden, welche die Hälfte des Pachtschillings im voraus zu bezahlen haben und von den großen Grundbesitzern so ausgebeutet werden, daß in letzter Zeit eine starke Streikbewegung unter den Pächtern Platz gegriffen hat, und an dieser Bewegung beteiligen sich auch viele Pächter, deren Kontrakt noch auf Jahre läuft. Sie tun das, weil sie tatsächlich nichts mehr zu verlieren haben.

Zur noch besseren Ausnutzung des Großgrundbesitzes entstehen riesige Gesellschaften, von denen zum Beispiel drei jüngst gegründete 12 Millionen Acres Land besitzen. Für die Höhe der Technik in diesen Betrieben auf diesen Latifundien ist es bezeichnend, daß Argentinien im Jahre 1912 landwirtschaftliche Maschinen im Werte von 6 Millionen Dollar eingeführt hat.

In der Nummer vom 8. Februar der „New Review" schreibt W. E. Walling über **„Sozialistische Gewinne und Verluste bei den letzten Wahlen"** und kommt dabei zu dem Schlusse, daß Verluste zunächst in zwei geographisch zusammengehörigen Gebieten zu verzeichnen waren: in den Neuenglandstaaten und an der Pazifischen Küste. Diese angesichts des sonstigen glänzenden Aufschwunges der sozialistischen Stimmenzahlen besonders auffallenden Verluste dürften darauf zurückzuführen sein, daß die Partei und vor allem ihr Kandidat Debs weder in der Negerfrage noch in der Frage der asiatischen Einwanderung den herrschenden Vorurteilen Konzessionen machte, wodurch viele bürgerliche Stimmen verloren gingen. Andererseits ist aber zu konstatieren, daß die Staaten bei der Wahl im allgemeinen um so besser abschnitten, eine je radikalere Politik von den Sozialisten vertreten wurde. Gerade in den Staaten, wo die Opportunisten in der Partei am Ruder sind, waren die schwersten Verluste. Die „praktischen" Politiker raten uns jetzt, die Neger und die Asiaten im Stiche zu lassen, um dadurch Stimmen zu gewinnen; aber ihre eigenen Mißerfolge zeigen, wohin diese opportunistische Politik führt.

Dieses und das folgende Heft enthalten einen Artikel von M. Pawlowitsch: **„Die diplomatische Geschichte des Panamakanals."** Schon Goethe und Humboldt beschäftigten sich mit dem Gedanken eines Kanals durch die Landenge von Panama, und Goethe sagte bereits voraus, dieses Werk werde von den Vereinigten Staaten ausgeführt werden. Auf dem Panamerikanischen Kongreß von Panama im Jahre 1826 regte Simon Bolivar, der Befreier Spanisch-Amerikas, die Frage des Panamakanals an und verlangte, der Kanal solle von allen amerikanischen Staaten mit vereinten Kräften gebaut werden, dafür aber auch in deren ausschließlichem Eigentum stehen. Im Gegensatz dazu stellten sich die Staatsmänner der Union auf den Standpunkt der völligen Internationalität des Kanals. Doch dauerte diese Politik nur so lange, bis sich die Union nach Beendigung des Bürgerkriegs stark genug fühlte, aktive auswärtige Politik zu machen.

Infolgedessen stieß das Unternehmen Lesseps', der im Jahre 1878 an die praktische Ausführung des Projektes herantrat, auf Abneigung und Zurückhaltung von seiten der Union. Das Schicksal von Lesseps' Unternehmen ist bekannt. Sein Scheitern und der Übergang des Suezkanals in englische Hände wurden für Frankreichs Wirtschaftspolitik verhängnisvoll, weil sich von da ab die französischen Kreditinstitute nicht mehr an große industrielle Finanzierungen heranwagten.

Im Jahre 1894 wurde noch ein Versuch gemacht, das Unternehmen für Frankreich zu retten, und zwar mit Hilfe Rußlands. Doch zerschlugen sich die Vorver-

handlungen infolge des Sturzes der französischen Regierung und des Rücktritts Casimir Periers von der Präsidentschaft sowie des Todes Alexanders III.

Nun war die Bahn frei für die Union, die durch die Besetzung von Porto Rico und die tatsächliche Beherrschung Kubas den strategischen Schlüssel zum Panamakanal in die Hand bekam. In seiner Botschaft vom 7. Dezember 1898 erklärte denn auch Mac Kinley, der Kanal solle gebaut werden und unter Amerikas Suprematie stehen. Gegen diesen Passus protestierte England, gestützt auf den im Jahre 1850 abgeschlossenen Clayton-Bulwer-Vertrag, in dem beide Staaten sich verpflichtet hatten, keine ausschließliche Herrschaft über den Kanal noch über Teile von Zentralamerika anstreben zu wollen. Die Union erklärte, es sei nicht ihre Absicht, den Clayton-Bulwer-Vertrag zu verletzen; als aber England während des Burenkriegs ganz isoliert und in Verlegenheit war, mußte es in den Hay-Pauncefote-Vertrag vom 18. November 1901 einwilligen, der den Kanal zwar nicht unter die nominelle, aber unter die tatsächliche Herrschaft der Union stellte. Nun kaufte diese der französischen Gesellschaft ihre Rechte um 40 Millionen Dollar ab, und als die Republik Columbia, durch deren Gebiet der Kanal geführt werden sollte, ihre Einwilligung versagte, erregte die Union eine Revolution, die zur Losreißung der Provinz Panama von Columbia führte. Seit 1911 bewilligt der Kongreß Kredite für die Befestigung der Kanalzone und zur Aufstellung einer eigenen Armee zu ihrem Schutze. Zugleich erwarb die Union bedeutenden Landbesitz auf den Galapagos-Inseln. Zwar weigert sich die Republik Ecuador, ihre Souveränitätsrechte über diese Inseln aufzugeben, aber die Union wird es mit ihnen wohl ähnlich machen wie mit der Kanalzone. Damit werden die Vereinigten Staaten die volle Herrschaft über diese für den internationalen Handelsverkehr so ungeheuer wichtige Wasserstraße an sich gebracht haben.

In der Nummer vom 22. Februar berichtet W. E. Hardenburg über **„Sozialismus in Kanada"**. Kanada ist in starkem Aufschwung begriffen, die Einwanderung wächst. Die Löhne stehen höher als in den Vereinigten Staaten. Dadurch sowie durch die weite Zerstreuung der Bevölkerung über ein Territorium, das größer ist als die Union, wird die sozialistische Agitation sehr erschwert. Ein großes Hindernis bietet aber auch die Wahlordnung. Bei Wahlen für das Dominium muß jeder Kandidat eine Summe von 200 Dollar erlegen, die verfallen, wenn der Kandidat nicht wenigstens halb so viel Stimmen auf sich vereinigt wie der Gewählte. Bei den Wahlen für die einzelnen Provinzen beträgt diese Summe meist 100 Dollar. Bei städtischen Wahlen sind meist nur Grundbesitzer wahlberechtigt. Durch all das wird die Wahlbewegung besonders außerhalb der größeren Zentren sehr erschwert und eine Zählung der Stimmen geradezu unmöglich gemacht. Dazu kommt noch die Spaltung der Partei. Die „Sozialdemokratische Partei" entstand aus Abspliterungen, die in den Jahren 1909, 1910 und 1911 von der „Sozialistischen Partei" besonders in Ontario erfolgten. Heute sind beide Parteien ziemlich gleich stark. Sie sind beide eifrig agitatorisch tätig und kommen wenig miteinander in Konflikt. Ihre Programme und Statuten sind sehr ähnlich, doch ist die Taktik der „Sozialistischen" Partei revolutionärer. Eine Wiedervereinigung der beiden Parteien dürfte bald erfolgen. Auch auf die Gewerkschaften hat der Sozialismus starken Einfluß, so hat die Britisch Columbia Federation of Labor schon mehrfach sozialistische Resolutionen angenommen. G. E.

Berichtigung. In dem Artikel „Die Akkumulation des Kapitals" von Otto Bauer sind folgende Druckfehler zu berichtigen: Seite 864, 3. Zeile soll es heißen: Produktionsmittelindustrien statt „Konsumtionsgüterindustrien"; Seite 864, 12. Zeile soll es heißen: Konsumtionsgütern statt „Produktionsmitteln".

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

Feuilleton der Neuen Zeit

Nummer 61 o o o o o o o o o o o o Ausgegeben am 21. März 1913

Inhaltsverzeichnis: Friedrich Hebbel. Von Fr. Mehring. Geheimnisse des Kleinsten. Von Adolf Reitz. — Bücherschau: J. J. Rousseaus Bekenntnisse. Liebknechts Fremdwörterbuch. — Lose Blätter: Ein Brief Treitschkes. Aus Hebbels Tagebüchern.

Friedrich Hebbel.

Von **Fr. Mehring.**

Eine innerlich verwandte Natur, wie Otto Ludwig, hat sein Altersgenosse Friedrich Hebbel, dessen hundertster Geburtstag am 18. März dieses Jahres wiederkehrte, doch ein glücklicheres Los gezogen. Seine dichterischen Gaben waren reicher und der ganze Wurf seines Lebens war in größerem Stile angelegt.

Er entstammte nicht, wie Otto Ludwig, einer gescheiterten Kleinbürgerfamilie, deren Lebensluft die dumpfe und tatlose Verzweiflung war, sondern dem blutarmen Proletariat, das von frühesten Kindestagen an auf den Kampf ums Dasein angewiesen ist. Und ein Kämpfer ist Hebbel im letzten Grunde immer geblieben. Aber ein Kämpfer, der sich von eigenen Gnaden sein Schicksal schafft, ist er doch nicht geworden, dank der Ungunst der Zeiten, worin er schuf. Sein ganzes Leben ist eine beißende Satire auf den lahmen Philistertrost, wonach sich das Genie in der bürgerlichen Gesellschaft immer durchkämpfen soll. Bei ihm läßt sich Schritt für Schritt verfolgen, daß ihn selbst seine eiserne Energie nicht vor dem Untergang gerettet haben würde, wenn er nicht — um die Sache mit immerhin paradoxer Schärfe auszudrücken — durch einige Weiberlaunen gerettet worden wäre, von denen es zu heißen pflegt, daß sie beweglicher seien als die Welle.

Es sei mir gestattet, hier einige Zeilen zu zitieren aus einer Reihe von Aufsätzen, die ich gerade vor vierzehn Jahren im Feuilleton der „Neuen Zeit" über Hebbels dichterisches Lebenswerk veröffentlicht habe. Ich sage da: „In den Tiefen des Proletariats geboren, hungernd von Kindesbeinen an, unter der harten Tyrannenpeitsche eines subalternen Beamten herangewachsen, jeden Schritt aufwärts mit neuen Demütigungen erkaufend, wird Hebbel durch eine alte gutmütige Romanschriftstellerin in die Literatur eingeführt. Aber die Gutmütigkeit dieser Dame wird weit übertroffen durch ihre Bemutterungssucht, von deren unerträglichen Foltern sich Hebbel nur befreien kann um den Preis qualvoller Hungerjahre. Dann gelingen ihm die ersten kühnen Würfe, unter dem Schutze eines Mädchens, das ihn liebt, aber von ihm nicht wieder geliebt wird, das ihn mit ihrer Hände Arbeit behaust, bekleidet, ernährt, das ihm zwei Kinder schenkt. So wird die Retterin selbst zur furchtbaren Last für den Geretteten. Er stößt sie von dem Brett, worauf beide schiffbrüchig treiben, und gewinnt allein das Ufer, aber wieder nur, weil er im Augenblick der höchsten Not gerade noch eine hilfreiche Frauenhand ergreifen kann. Eine schöne und lebensvolle Künstlerin begegnet dem Dichter der Maria Magdalena in der büßenden Stimmung einer Magdalena; als er um sie wirbt, reicht sie ihm ihre

Hand, aus Großmut und Mitleid, nicht aus Liebe. In der bürgerlichen Stellung eines Mannes seiner Frau schafft Hebbel nun seine Meisterwerke, bis ihn auf der Höhe des Lebens eine tückische Krankheit dahinrafft, eine Folge der entsetzlichen Hungerqualen, die ihn in seinen jungen Jahren gefoltert hatten." Aus diesem Lebensgang Hebbels erklärt sich vieles und im Grunde alles in seinem dichterischen Schaffen.

Alle oder wenigstens alle bedeutenden Dramen seines Lebenswerkes bewegen sich um „den zwischen den Geschlechtern anhängigen großen Prozeß": Judith und Holofernes, Genoveva und Golo, Klara und ihr Jugendgeliebter, Herodes und Mariamne, Agnes Bernauer und ihr Gatte, Gyges und Rhodope, Siegfried und Brunhild. Aber dieser Prozeß vollzieht sich immer in ganz abnormen Konflikten: man denke an Judith, die eine Jungfrau und doch keine Jungfrau, oder an Klara, die keine Jungfrau und doch eine Jungfrau sein soll. Von der historischen Entwicklung jenes „Prozesses" hat Hebbel kein klares Bewußtsein: die Art, wie er seine dramatischen Konflikte schürzt, verrät eine Absonderlichkeit, Unsicherheit, Willkür des Empfindens, die sich nur aus seinen Lebensschicksalen, aber aus ihnen auch vollständig erklärt.

Es hängt damit zusammen, daß er seine verzwickten Konflikte in eine mit beliebiger Willkür gewählte Tracht kleidet, unbekümmert, ob und wie sie ihnen paßt, im Einklang mit seiner Auffassung, daß die Geschichte nur ein buntscheckiger Haufe zweifelhafter Tatsachen sei. So ratlos wie dem Prozeß zwischen Mann und Weib steht er allen historischen Prozessen gegenüber. Er hat den Sozialismus — noch in seinen letzten Lebensjahren — in so täppischer Weise verspottet, wie es heute kaum ein Soldschreiber des Reichsverbandes wagen würde, und doch hat er die kapitalistische Gesellschaft so unbarmherzig gegeißelt wie kaum ein revolutionärer Dichter:

Wenn du verkörpert wärst zu einem Leibe,
Mit allen deinen Satzungen und Rechten,
Die das Lebendig-Freie schamlos knechten,
Damit dem Toten diese Welt verbleibe;

Die gottverflucht, in höllischem Getreibe
Die Sünden selbst erzeugen, die sie ächten,
Und auf das Rad den Reformator flechten,
Daß er die alten Ketten nicht zerreibe:

Da dürfte dir das schlimmste deiner Glieder
Keck, wie es wollte, in die Augen schauen,
Du müßtest ganz gewiß vor ihm erröten!

Der Räuber braucht die Faust nur hin und wieder,
Der Mörder treibt sein Werk nicht ohne Grauen,
Du hast das Amt, zu rauben und zu töten.

Aber der Dichter überschrieb dies Sonett nicht: die kapitalistische, sondern die menschliche Gesellschaft; in diesem einen Mißgriff faßte er gewissermaßen die ganze Tragik seines Dichterlebens zusammen.

Allein ein so eingesponnener Philister wie Otto Ludwig ist Friedrich Hebbel doch nie gewesen. Gleich diesem begann er unter den Einflüssen der Romantik zu schaffen. Dann aber kam er durch seine Bemühungen um lite-

rarischen Broterwerb doch in ziemlich nahe Berührungen mit den Jungdeutschen, namentlich mit Gützkow, den und die er später ebenso gehaßt hat, wie Otto Ludwig sie von Anbeginn haßte. In seiner „Judith" wie in seiner „Genoveva" sind jungdeutsche Einflüsse sehr zu spüren, so hoch beide Dichtungen über der jungdeutschen Dramatik stehen. Ganz frei von romantischen und jungdeutschen Eindrücken ist „Maria Magdalena", das reifste Werk seiner Jugendzeit; in der Vorrede dieses Trauerspiels, das 1843 erschien, nähert sich der Dichter jener mächtigsten Geistesströmung der vierziger Jahre, die in Philosophie und Poesie den Heerbann des Idealismus gegen die vormärzliche Reaktion aufbot. Bei allem Mangel an Schulung besaß Hebbel als dramatischer Dialektiker ein instinktives Verständnis für die dialektische Philosophie Hegels, wie denn auch der hegelianische Kritiker Rötscher zu seinen ersten und treuesten Vorkämpfern gehört hat. Selbst für die politische Lyrik der Zeit, die Hebbel später so bitter bekämpfen sollte, bekundet er in dieser Vorrede eine gewisse Sympathie. Wenn der Ästhetiker Vischer damals den gemütvollen Lyriker Mörike gegen den rhetorischen Lyriker Herwegh ausspielte, so meinte Hebbel ziemlich umgekehrt, man solle die Flöte nicht nach dem Brennholz abschätzen, das sich allenfalls für den Weltbrand aus ihr gewinnen ließe, aber das gemeine Brennholz solle sich noch weniger auf seine eingebildete Verwandtschaft mit der Flöte dicke tun.

Jedoch Hebbel vermochte sich nur insoweit der revolutionären Geistesströmung zu nähern, als er in seinem bürgerlichen Trauerspiel gesellschaftliche Konflikte zu ergreifen wußte. Und diese Konflikte umfaßten nur ein kleines Stück der historischen Wirklichkeit. Die Tragödie, die sich in den vier Pfählen des Tischlermeisters Anton abspielt, war in äußerst beschränktem Maße ein „Spiegel der Zeit", wie sie nach der Absicht ihres Dichters sein sollte. Bei allem Philistertum war das Deutschland der vierziger Jahre über die atemraubende, herzbedrückende Enge hinweggeschritten, in der sich das tragische Schicksal der Tischlerstochter vollzieht. In dieser Beziehung steht Schillers um mehr als ein halbes Jahrhundert älteres Trauerspiel aus der kleinbürgerlichen Welt ungleich höher als Hebbels „Maria Magdalena"; in „Kabale und Liebe" weht ein revolutionärer Atem, der heute noch ein empfängliches Publikum aufrüttelt, während wir die Welt des Meisters Anton so wenig mehr verstehen, wie er die Welt, die über ihn fortschritt.

Hebbel hat das Meisterwerk seiner Jugend in Paris gedichtet. Wie Otto Ludwig vom Herzog von Meiningen, hatte er — als geborener Schleswig-Holsteiner — vom König von Dänemark ein Stipendium erhalten, aber während Ludwig nicht über Leipzig und Dresden hinauskam, reiste Hebbel von Kopenhagen nach Paris, von da nach Rom und endlich nach Wien. In diesen Jahren hat er sich der großen Zeitfragen zu bemächtigen gesucht: mit gänzlichem Mißerfolg. Das „Trauerspiel in Sizilien", eine ganz gewöhnliche Kriminalgeschichte — zwei italienische Gendarmen ermorden ein Mädchen, um ihre Kostbarkeiten zu teilen, und zeihen dann ihren Liebhaber der Tat, bis ein Zufall sie entlarvt —, soll die tiefe Kluft zwischen besitzenden und nichtbesitzenden Klassen vergegenwärtigen, und nun gar die „Julia" mit ihrer Räuberromantik, die den leichtsinnigen Schmausern der Zeit den „Totenkopf" auf den Tisch setzen sollte, ruft die peinlichsten Erinnerungen an Kotzebue wach.

Gewiß waren die Anfänge Hebbels reicher als die Anfänge Ludwigs: „Judith" wie „Maria Magdalena" sind Kunstwerke von bleibendem Werte. Aber was man die „klassische Zeit" der beiden Dichter nennen mag, stand bei dem einen wie bei dem anderen unter dem Stern der Gegenrevolution. Wie der „Erbförster" die blutige Niederwerfung des Dresdener Maiaufstandes voraussetzt, so schrieb Hebbel sein Trauerspiel „Herodes und Mariamne", womit er die Reihe seiner großen historischen Dramen eröffnete, in der „Wiener Schreckenszeit", das will sagen im Herbst 1848, als sich das Wiener Proletariat in heldenmütigem Widerstand den mordenden und plündernden Kroaten der Gegenrevolution entgegenwarf.

Nichts lächerlicher, als wenn eine verstiegene Ästhetik in Hebbel den überlegenen Genius erblicken will, der über alle politischen Erbärmlichkeiten des Tages hinweg seinen ruhigen siegessicheren Gang geschritten sei. Man kann dann nur bedauern, daß dieser überlegene Genius sich nicht anders zu helfen gewußt hat als in den kläglichsten Angstmeiereien des ersten besten Philisters. Vergebens sucht man in Hebbels Briefen und Tagebüchern nach dem kleinsten Zeichen des Verständnisses für den historischen Zusammenhang der Revolution. Freilich räsoniert er auch über den vormärzlichen Absolutismus, wie der Spießbürger schließlich über alles räsoniert, aber die Revolution ist ihm doch immer das schlechthin Widerwärtige, und mit der Gegenrevolution richtet er sich in der behaglichsten Weise ein. Er lebt und webt in ihrem Dunstkreise, verleugnet das Vorwort zur „Maria Magdalena", schilt auf Herwegh als einem „poetischen Rhetor", nennt Freiligraths Glaubensbekenntnis „unreif", während er selbst die hölzernsten Reimereien auf den Kaiser von Österreich und den König von Preußen fabriziert, und wie Schopenhauer für seinen Pudel Atma, so schwärmt Hebbel für sein „Herzi, Lampi, Schatzi", ein Eichkätzchen oder sonst ein Viech, dessen Eingehen derselbe Poet in unendlichen Winseltönen bejammert, der auch nicht ein Wort der Teilnahme für Robert Blums oder der ungarischen Generale Märtyrertod gehabt hatte.

Hebbel selbst ist auch viel vernünftiger gewesen als seine atemlosen Bewunderer. Er hat nicht das geringste Hehl daraus gemacht, daß seine „Agnes Bernauer" dazu bestimmt war, die Gegenrevolution zu verherrlichen, daß er durch seine „aus der Tiefe heraufgeholte" Auffassung des Verhältnisses zwischen Staat und Individuum den „Ultrademokraten" einen argen Possen spielen wollte. Aus der Tiefe heraufgeholt war seine Auffassung allerdings, nämlich aus der Tiefe einer unergründlichen Konfusion. Während selbst konservative Historiker darüber klagten, daß eine siegreiche Partei ihre augenblickliche Überlegenheit niemals so gewissenlos mißbraucht habe wie die siegreichen Junker der fünfziger Jahre, stellt Hebbel die Dinge einfach auf den Kopf und bildet sich ein, daß alle Schandtaten dieser junkerlichen Reaktion Siege des Staates über das Individuum seien, wie einst die Mordtat des bayerischen Herzogs an der Agnes Bernauer.

Die Fülle der dichterischen Schönheiten, die die späteren Dramen Hebbels enthalten — „Agnes Bernauer" freilich am wenigsten, aber in steigendem Maße „Herodes und Mariamne", „Gyges und sein Ring", die „Nibelungen" und dann wieder in etwas sinkendem Maße der leider nicht vollendete „Demetrius" —, soll damit in keiner Weise herabgesetzt werden. Im Gegenteil! Alles, was groß und mächtig an diesem Dichter war, der alles in allem

doch wohl der größte Dramatiker der deutschen Literatur gewesen ist, tritt um so größer und mächtiger hervor, je klarer die tausend Hindernisse werden, die er überwinden mußte und doch nicht völlig überwinden konnte, bis er auf die stolze Höhe seiner Kunst gelangte. Und was er etwa gefehlt hatte, hat er allzu schwer gebüßt dadurch, daß die künstlerischen Schätze, die er hinterlassen hat, den Massen doch mehr oder weniger fremd geblieben sind bis auf den heutigen Tag.

Mit Recht hat man ihm den seltenen, dem Dilettanten allezeit unverständlichen Sinn für die Totalität des Kunstwertes nachgerühmt. Er baute im großen Stile und schuf aus dem Vollen; in seinen künstlerischen Forderungen war er von einer strengen Wahrhaftigkeit, wie gegen andere, so gegen sich selbst. Und wie er aus dem innersten Zwange seiner Künstlernatur mit Lessing und Schiller stritt, ohne doch je zu verkennen, was groß an ihnen war, so darf uns alles, was wir an Hebbel ablehnen müssen, doch nicht daran irre machen, daß er ein Großer war im Reiche der Kunst.

Geheimnisse des Kleinsten.

Von **Adolf Reitz.**

Wenn ein Mensch, ein Tier an einer Infektionskrankheit, wie Typhus, Tuberkulose, stirbt, so verändern sich vom Augenblick des Todes an die Lebensbedingungen für die Lebewesen, die als Ursache der Erkrankung anzusehen sind. Vor allem sind nicht die günstigen Temperaturverhältnisse vorhanden, die vorhanden waren zu Lebzeiten ihres Wirtes, bei dem sie gegen seinen Willen eingekehrt waren, dem sie Speis und Trank, ohne lange zu fragen, abgenommen haben. Sie arbeiten also gewissermaßen für andere vor, für die Totengräber unter den Bakterien, für die, denen auch die kalte Leiche ein Genuß ist.

Von dem Augenblick des Todes an ändert sich nicht nur die Situation in bezug auf die Waffengattungen, die im Felde stehen, in bezug auf die Bakterienarten; mit dem Abflackern des Lebens im tierischen, im menschlichen Körper versickert auch die Quelle der chemischen Waffe, die den Krankheitserregern entgegengeschleudert wurde, die Quelle der eigentlichen Gegengifte. Die Gegengifte, die Antitoxine, die der Körper zur Abwehr der Bakteriengiftstoffe erzeugt, sind der Gegenstand bemerkenswerter Betrachtungen geworden, die sich an den Namen Paul Ehrlich knüpfen. Ehrlich hat zur Erklärung von all dem, was vor sich geht, wenn der Körper in Not ist, eine Theorie aufgestellt, die sogenannte Seitenkettentheorie. Durch diese Theorie, durch dieses Gedankengebäude sucht er die Tatsachen zu verbinden, die vor allem der biologische Versuch uns liefert.

Laugen und Säuren heben sich in ihren charakteristischen Eigenschaften auf, wenn sie zusammentreten. Es entstehen durch die Vereinigungen beider die Salze, welche weder der Lauge noch der Säure ähneln. Antitoxin und Toxin, Gegengift des Organismus und Gift des Bakteriums, verbinden sich zu etwas Ungiftigem, das weder Gegengift noch Gift ist. Man sieht den Zusammenhang, den chemischen Kampfmodus. Wie zwischen Laugen und Säuren quantitative Beziehungen bestehen, eine bestimmte Menge Säure

braucht zur Abstumpfung eine bestimmte Menge Lauge, so auch zwischen Antitoxin und Toxin. Dies zeigte der Reagenzglasversuch.

Man bedenke: Nicht mehr benützt man den Tierkörper allein zur Ausführung der Reaktion, man läßt die Begegnung Gift und Gegengift im Reagenzglas erfolgen, indem man mit dem Sauger genau die Mengen der Blutsera abmißt, die man zusammenbringt. Weiter: Man bekommt dadurch einen Maßstab an die Hand, den Wirkungswert der Sera zu bestimmen, auszudrücken. Das war ein außerordentlicher Fortschritt. Daß eine chemische Bindung von Gift und Gegengift erfolgen kann, dies können wir uns an einem von Brodi stammenden Versuch klarmachen.

Dieser Forscher benützte ein poröses Filter, das er jedoch mit Gelatine vorbehandelte, so daß die Poren damit erfüllt waren. Durch dieses Filter fließen unschwer Salzlösungen, nicht aber Eiweißlösungen; durch dieses Filter fließen merkwürdigerweise Bakteriengifte (Toxine), nicht aber Gegengifte. Bringt man ein Gemisch von Gift und Gegengift zusammen, so braucht ihre Bindung, das Zusammentreten zu einem ungiftigen neuen Stoff, Zeit. Filtrieren wir gleich nach dem Zusammenmischen mit dem Brodischen Filter, so werden wir in dem Hindurchgeflossenen noch Gift, Toxin auffinden, nicht aber, wenn das Gemisch Toxin und Antitoxin etwa zwei Stunden sich selbst überlassen war. In dieser Zeit tritt besagte Bindung ein, und haben wir eine der Menge des Gegengiftes entsprechende Quantität Toxin benützt, so werden wir weder das eine noch das andere mehr vorfinden. Aus beiden ist ein neuer, ungiftiger Stoff geworden.

Die Seitenkettentheorie Ehrlichs setzt nunmehr ein. Sie bringt eine Gedankenweise des Chemikers in dieses Gebiet, indem sie annimmt, daß wie alle Stoffe aus Atomen, aus sehr kleinen Elementarteilchen bestehen, so auch die Antitoxine und Toxine. Die Elementarteilchen können verschiedener Natur sein; jeder nicht mehr zerlegbare Grundstoff hat seine eigenartigen Atome, der Kohlenstoff andere als der Wasserstoff, dieser andere als der Sauerstoff usw. Die verschiedenen Elementarteilchen der Atome können wir uns vorstellen als gefärbte Backsteine. Jeder Grundstoff soll also anders gefärbte Steinchen als Atome haben. Diese Atome treten nämlich zu Verbänden zusammen, teils aus gleichartigen Steinchen, teils aus ungleichartigen.

Wasser zum Beispiel wäre in diesem Sinne eine Zusammenstellung von Wasserstoffatomen und Sauerstoffatomen, und zwar, dies ergaben weitere chemische Überlegungen, bestehen die kleinsten Wasserteilchen aus zwei Wasserstoffatomen und einem Sauerstoffatom. Bei den Stoffen, die wir im Tier- und Pflanzenreich finden, bei den Eiweißteilchen beispielsweise, sind die kleinsten Teilchen aus vielen vielen Atomen zusammengesetzt. Die Eiweißmoleküle, das heißt die noch als Eiweiß existenzfähigen kleinsten Massen bergen wahrscheinlich nicht weniger als 300 Atome Kohlenstoff, 500 Atome Wasserstoff, 90 Atome Stickstoff, 83 Atome Sauerstoff, 2 Atome Schwefel.

Nun stelle man sich aber die Gruppierungsmöglichkeiten dieser Atome im Eiweißmolekül vor! Ein solches ist zwar ein sehr sehr kleines, aber räumliches Gebilde, in dessen Aufbau, das heißt in dessen räumlicher Verteilung die Geheimnisse seiner Eigenschaften ruhen. Ein eigenartiges Gebäude ist ein solches Eiweißteilchen. Von den unendlich vielen Möglich-

keiten eines Zusammenschlusses der kleinen Elementarsteinchen, der Kohlenstoff-, Sauerstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff- und Schwefelatome ergeben nur wenige Eiweißstoffe.

Um unser Bild mit den Steinchen noch weiterzuführen: die Eiweißstoffe haben einen ganz bestimmten Baustil, und dieser Baustil bedingt ihre Eigenschaften. Verschieben wir ihren Bau, indem wir andersartige Substanzen auf Eiweißstoffe einwirken lassen, so verändern wir ihre Eigenschaften. Wir haben nach diesem „Umbau" keine Eiweißstoffe mehr vor uns.

So wie wir den Stil als verursacht durch Massengruppierung annehmen könnten (der Stil ist ja nicht durch das Material bedingt), so können wir auch die Eigenschaften der Eiweißstoffe, ihren äußeren Eindruck auf entsprechende Gruppierung von Atomverbänden zurückführen. Solche Atomverbände sollen also die Eigenschaften verursachen. Durch eine Art von Atomverbindung, oder wie wir uns ausdrücken, in einem Erker liegen die Eigenschaften der Farbe, der Löslichkeit usw.

Ehrlich nimmt ähnliches in den Giften und Gegengiften an. Die Toxine zum Beispiel müssen einen Erker haben, in dem sitzen die giftigen Eigenschaften; wäre dieser Erker, diese Atomgruppe, die Ehrlich toxophor (Giftträgergruppe) heißt, nicht vorhanden, so wäre das Gift kein Gift. Ein anderer Bauteil des Hauses Toxin erlaubt eine Angliederung an einen anderen Bau. Diesen Teil nennen wir nach Ehrlich haptophore Gruppe. Aber dieser Bauteil läßt sich gut in erster Linie nur an das dem Gifte angepaßte Gegengift anschließen, nur dann gibt's etwas Neues, bis ins kleinste sich Einfügendes, ein neuer harmonischer Stil. Selbstverständlich muß auch das Gegengift eine der haptophoren Gruppe des Toxins genau einfügbare haptophore Gruppe besitzen.

Ein anderes Bild, von Ehrlich selbst vielfach zitiert: Toxin und Antitoxin passen aufeinander wie Schlüssel zum Schloß.

Damit das Bakteriengift im Organismus wirken kann, muß es sich aber an die Zellen, und zwar an die aktive Masse der Zellen, an das Protoplasma verankern können. Also muß auch das Protoplasma, so schließt weiter die Seitenkettentheorie, eine auf die haptophore Gruppe des Bakteriengiftes eingestellte eigene haptophore Gruppe, eigene Haftgruppe besitzen.

Ehrlich gab dieser Gruppe gemäß der bildlichen Vorstellung, die er sich machte, später den Namen Seitenketten des Protoplasmas, später führte er für diese Protoplasmaerker die Bezeichnung „Rezeptoren" ein. Die Bindung: haptophore Gruppe des Bakteriengiftes, haptophore Gruppe (Rezeptor) des Zellprotoplasma im tierischen oder menschlichen Körper gilt als Ursache der Gegengiftentstehung. Die Geburtsstunde des Antitoxins hat geschlagen. Denn durch das Einwandern der Toxinteilchen in das Protoplasma wird deren Bau verändert. Übrigens brauchen wir den Begriff Toxin nicht gar zu eng zu fassen. Wir brauchen nicht allein an die Ausscheidungsprodukte gewisser Bakterien zu denken. Wir finden ähnlich wirkende Stoffe, also auch Toxine, in verschiedenen Samen, zum Beispiel das Rizin, Abrin, Krotin, ferner im Schlangengift, im Gift des Skorpions.

Wenn sich Toxin an das Protoplasma verankert hat, kann sich die Giftwirkung entfalten. Zwischen der Toxinverankerung und dem Ausbruch der Krankheit, das heißt der Wirkung der toxophoren Gruppe, liegt ein Zeitraum. Man gab diesem Zeitraum den Namen Inkubationsstadium. Sein

Auftreten ist allen Toxinen eigen. Verankerung ist alles, was mit dem Protoplasma in Beziehung tritt, so lehrt die Seitenkettentheorie. Die Nährstoffe, die hereinwandern, können nur dadurch mit dem Protoplasma in Wechselwirkung treten, daß sie sich an diesem verankern. Auch die Nährstoffteilchen müssen demnach Haftgruppen besitzen, auch in ihrem Bau muß es anschlußfähige Erker geben.

Und nun kommt der entscheidende Schluß, der Lichtpunkt in der Seitenkettentheorie. Sagen wir einmal, die Rezeptoren, die Haftgruppen des Protoplasmas, sind chemische Organe. Diese Organe müssen ernährt werden. Das erfolgt durch die Nährstoffe, die sich am Protoplasma anzuhaften vermögen und dem funktionierenden Organ Energie zuführen. Anders, wenn sich ein Toxin verankert. Da werden Rezeptoren in Anspruch genommen, ohne daß äußere Energie zuströmt. Es entsteht ein Mangel an Rezeptoren, ein Defekt der chemischen Protoplasmaorgane.

Was geschieht? Das Protoplasma läßt die fehlenden Rezeptoren neu entstehen. Durch den Toxinreiz wird die Flagge der Not gehißt. Jetzt zeige, was du kannst.

Es wird gearbeitet. Nicht allein die von den Toxinen weggenommenen, gekaperten Rezeptoren werden neu gebildet, sondern mehr als diese. Das Protoplasma arbeitet auf Vorrat. Es tritt eine Überregeneration ein. Das Protoplasma wird reicher an Rezeptoren, als es vorher war, ja so reich, daß es einen Teil der chemischen Ersatzorgane nicht mehr bei sich behalten kann. Es stößt sie ab, sie schwimmen im Blute — Haftgruppen des Protoplasmas als freie chemische Individuen.

Dies sind die Gegengifte. Und was wir erzählt, ist ihre Entstehungsgeschichte nach der Seitenkettentheorie Ehrlichs.

Kommen wieder Gifte, Toxine herein, so gelangen diese Toxine gar nicht mehr ans Protoplasma. Denn die Haftgruppen der Toxine klammern sich gleich an die freischwimmenden Rezeptoren. Was einst am Protoplasma vorging, spielt sich jetzt an diesen neuen chemischen Organen des Blutes ab. Und nicht mehr kann die toxophore Gruppe, der Giftträger im Gift, seine zerstörenden Wirkungen entfalten. Die freien Rezeptoren, die Gegengifte, schützen die Zellen. Das ist die große Kunst, gelehrt von der Not. Wo spezifische Rezeptoren fehlen, da hat der Kaiser das Recht verloren, da kann das Toxin nicht mehr landen, die Landungsbrücke fehlt.

Ein Beleg hierfür: In der Kreuzspinne kommt auch ein Toxin vor, das Arachnolysin. Die giftige Wirkung, der zerstörende Effekt seiner toxophoren Gruppe liegt darin, daß es die roten Blutkörperchen auflöst, wenn es in den Organismus eines Wirbeltieres eingeführt wird. Das Kaninchenblut zum Beispiel wird in dieser Art von Arachnolysin verändert. Nicht aber das Meerschweinchenblut. Warum? Die Seitenkettentheorie sagt: die Kaninchenblutkörperchen, ihr Protoplasma hat eine auf das Arachnolysin passende Haftgruppe. Das Arachnolysin findet eine Landungsbrücke und deshalb Gelegenheit, seine giftige Ladung zu entfalten. Die Blutkörperchen des Meerschweinchens dagegen haben keine solche auf das Kreuzspinnengift eingestellte haptophore Gruppe. Hier ist es dem Arachnolysin unmöglich, sich anzusetzen, es findet im Protoplasma dieser Blutkörperchen kein Plätzchen, wo es sich festhalten kann; es kann sich nicht giftig gebärden. Das Meerschweinchen ist geschützt, immun gegen das Toxin der Kreuzspinne.

Wie diese Seitenkettentheorie ihre Fühler ausstreckt und für Erscheinungen anwendbar wird, an die bei der Aufstellung der Theorie gar nicht gedacht werden konnte, weil sie noch nicht beobachtet waren, dies zeigt folgendes Beispiel: Wenn man einem Pferde Kaninchenblut einspritzt, so läutet es wieder Sturm in den Zellenmassen des Pferdes. Die fremden Gebilde müssen entfernt, aufgesogen werden. Das erste, was wir beobachten, ist, daß die mit dem Kaninchenblut eingeführten roten Blutkörperchen der Auflösung anheimfallen. Es sind Fremdkörper. Diese müssen weg. Die Entfernung wird auf chemische Weise bewerkstelligt. Der Körper des Pferdes entledigt sich durch Bildung von Stoffen, die die Blutkörperchen lösen, dieser injizierten Gebilde.

Das ist nun scheinbar nichts Besonderes. Das Eigenartige, Neue ist jedoch das: das Pferdeblut ist ein anderes geworden. Entnehme ich dem Pferde nach dieser Vorbehandlung Blut, bringe es in ein Glas und setze dazu — im Glas! — rote Blutkörperchen vom Kaninchen, so werden sie aufgelöst. Kein lebender Organismus ist mehr nötig zur Blutlösung. Der ganze Prozeß kann sich im Reagenz vollziehen.

Die neuen Stoffe, auch Abwehrstoffe, die das Pferd in seinem Blute bildete, nennt man Blutlöser, Hämolysine. Aber es gibt die verschiedensten Arten von Hämolysinen. In unserem Falle sind es Hämolysine, die nur Blutkörperchen von Kaninchen auflösen, nicht solche des Rindes. Wollten wir solche, dann müßten wir dem Pferde Rinderblut einspritzen. Die Hämolysine sind demnach spezifisch. Dies sind die feinsten Ausdrucksmittel des Lebenden. Der angegriffene Organismus befreit sich nicht bloß momentan von den Eingedrungenen. Er arbeitet über den Augenblick hinaus, für die Zukunft. Er reguliert seinen stofflichen Gehalt durch Einschaltung von Dauerabwehrmitteln — er gestaltet sich neu.

Die Seitenkettentheorie sagt zu diesem Phänomen folgendes: Das, was durch die Einführung der fremdartigen roten Blutkörperchen neu gebildet wird, ist der Ambozeptor. Im normalen und anormalen Blute ist immer ein anderer Stoff enthalten, das Komplement. Dieses Komplement kann jedoch nicht an die eingedrungenen fremden Blutkörperchen gelangen, weil es keine diesen entsprechende Haftgruppe hat. Es kann nicht landen. Deshalb baut es sich ein Bindeglied, den Ambozeptor, der ist die Brücke vom roten Blutkörperchen und Komplement, das heißt auflösenden Stoff. Der Ambozeptor hat, so sagt die Seitenkettentheorie, zwei Haftgruppen, eine auf die fremden Blutkörperchen eingestellte und eine dem schon vorher im normalen Blute, in unserem Beispiel dem Pferdeblut, vorhandenen Komplement angepaßte. Das Komplement hat die dem Ambozeptor sich einfügende Haftgruppe und außerdem eine Gruppe, deren Wirksamkeit sich in der Auflösung der roten Blutkörperchen entfaltet. Dem Stadium der Immunität, des definitiven Schutzes, geht nicht selten einher ein Stadium der Überempfindlichkeit, der Anaphylaxie.

Die Miesmuschel, welche an den deutschen Küsten in großer Menge vorkommt und bekanntlich eßbar ist, kann zuweilen, namentlich wenn sie in stillem Wasser lebte, ein heftiges Gift beherbergen, das Mytilokongestin. Richet prüfte dieses Gift eingehend, vor allem stellte er dabei fest, daß bei Hunden, wenn man die zweitmalige Injektion (Einspritzung) nach etwa vierzehn Tagen vornimmt, eine wesentlich geringere Dosis nötig ist, um

den Tod herbeizuführen, als wenn man die zweitmalige Injektion schon in kurzer Zeit der ersten folgen läßt.

Das Gift aus den Fangarmen der Seeanemonen, das Aktinokongestin, wirkt bei erstmaliger Einführung nie plötzlich, sondern langsam.

Vom 11. Tage nach der ersten Einspritzung beginnt das Stadium der Überempfindlichkeit. Die geringsten Mengen rufen innerhalb weniger Sekunden die heftigsten Vergiftungserscheinungen hervor. Vom 55. Tage an verschwindet diese Anaphylaxie.

* * *

Der Organismus hat, wenn von Bakterien angegriffen, noch eine andere, kaum glaubliche Fertigkeit. Er lähmt seine Feinde. Aber nicht einzeln. Er fesselt sie an ihren eigenen Fortbewegungsorganen zusammen, so daß sie sich zu Klumpen ballen. Das ist das Werk der Agglutinine.

Auf einer Gallerte sind Typhusbazillen gezüchtet worden. Von dieser Kultur werden geringe Mengen in eine bakterienfreie Bouillon übertragen, so daß sie sich leicht einzeln fortbewegen können. Jetzt bringe ich eine Spur Blut von einem Typhusrekonvaleszenten dazu und untersuche mit dem Mikroskop. Die vor Augenblicken noch bewegungsfähigen, vereinzelt dahinrudernden Bakterien erstarren, sie sammeln sich zu Klumpen, ihre Geißelfäden, mit denen sie in der Nährflüssigkeit herumschlagen, verschlingen sich ineinander, und diese Bakterienflocken setzen sich leise zu Boden. Die Agglutination ist zu Ende. Die Glocken haben ausgeklungen. — In den Agglutininen haben wir demnach ein weiteres wichtiges Mittel für die Zeit der Not, eine chemische Abwehrvorrichtung von großer Bedeutung.

Eine typhuskranke Frau stillt ihr Kind. In ihrem Blut sind Agglutinine in ihrer Milch auch, und das Blut des Kindes wirkt plötzlich auch auf Typhusbazillen ein. Die Agglutinine der Mutter gingen teilweise in die Milch und dadurch in das Blut des Säuglings. Er wird durch die Milch der Mutter künstlich immunisiert. Jedoch nur dann nehmen wir einen Übergang der Agglutinine vom Blute in die Milch wahr, wenn die Typhuserkrankung zur Zeit des Stillens bestand. Wir wissen, daß Agglutinine auch nach Überstehen der Krankheit im Blute sind — aber diese gehen nicht mehr in die Milch über.

— — — Man macht von dem allem, was wir nun gehört haben, in der neuzeitlichen Heilkunde weitgehenden Gebrauch. Doch schon im Altertum scheinen Wahrnehmungen dazu geführt zu haben, sich künstlich gegen die Wiederholung von Erkrankungen oder gegen die Erkrankung selber zu schützen dadurch, daß man den Körper sich an die Gifte gewöhnen ließ.

Wenn der Indier sich in der Jugend von einer Schlange beißen ließ, deren Zahn weniger starkes Gift birgt als bei anderen Schlangen, und wenn er dann zur nächsthöheren, zur giftigeren überging usw., so liegt in dieser aufsteigenden Linie bereits das Verfahren der Gegengiftsteigerung. Der Körper wird natürlicherweise das schwache Gift überstehen können. Von diesem Eingriff bleiben Gegengifte zurück, der Körper ist gefeit und wird nun auch ein Gift ertragen, das stärker ist als das erste. Hätte man ihm jedoch das stärkere Gift zuerst gegeben, so wäre er daran zugrunde gegangen.

So machen wir es auch, wenn wir aus dem Pferdekörper Diphtherieserum uns herstellen. Würden wir das Pferd sofort mit vollgiftigen Di-

phtheriebakterien impfen, so kämen seine chemischen Künste nicht auf gegen den schnellen, verheerenden Einfluß der Bakteriengifte. Schwächen wir aber das Diphtheriegift künstlich ab — man benützt dazu Jodtrichlorid —, so erzielen wir eine Art Grundimmunität, die wir durch wiederholte Einspritzung allmählich immer mehr steigern, um schließlich ein Blut zu erhalten, das sehr reich ist an Gegengiften.

Durch Einführung solchen Blutes, das wir von den Blutkörperchen befreien, in einen erkrankten, im Kampfe stehenden Organismus bereichern wir diesen künstlich mit Gegengiften, wir führen ihm also Verstärkung in Form eigenster Waffen zu — und ist dies rechtzeitig geschehen, so wird der Sieg auf Seite des Angegriffenen sein, wie dies die vielen Erfolge der Diphtherieserumheilung glänzend erwiesen haben.

Bücherschau.

J. J. Rousseaus Bekenntnisse, herausgegeben von Otto Fischer. München 1912, Martin Mörikes Verlag. Preis 2 Mark.

Der Verlag Martin Mörike in München läßt unter dem Titel „Erlebnis und Bekenntnis" eine Sammlung von Selbstbiographien erscheinen, denen sich die Bekenntnisse Rousseaus rechtzeitig zum 200. Geburtstag des großen Genfers angereiht haben. Keine ernsthafte Zeitschrift in Deutschland hat es in der letzten Juniwoche unterlassen, in irgendwelcher Weise den großen Bekenner und Schrittmacher der bürgerlichen Revolution zu feiern. Während die proletarischen Zeitungen mehr oder weniger Wert darauf legten, der großen historischen und sozialpolitischen Bedeutung Rousseaus gerecht zu werden und den Menschen sowohl als sein Wirken aus den sozialen, politischen und kulturellen Verhältnissen der Zeit zu erklären, hat die große Mehrzahl bürgerlicher Blätter ihr Augenmerk fast ganz auf die individuelle Persönlichkeit, den Charakter und das Seelenleben Rousseaus konzentriert, den Menschen und seine Gedankenwelt immer wieder aus individuellen Anlagen, großer Reizbarkeit, innerer Zwiespältigkeit, Ekel an der unwahren Oberflächenkultur seiner Zeit usw. herauskonstruiert.

An diesem Gegensatz liegt weiter nichts Verwunderliches, er entspringt dem Gegensatz zwischen materialistischer Geschichtsauffassung und individualistischen Ideologien oder, was dahinter steckt, dem Interessengegensatz zwischen einer materiell-gesättigten und einer noch hungernden und kämpfenden Klasse.

Zumal unsere bürgerliche Literaturgeschichte ist noch wenig vom historischen Materialismus angekränkelt, der sich sonst fast überall unter dem Zwange der historischen Prozesse der Gegenwart mehr oder minder verkappt und verwässert in die Wissenschaft einschleicht. Zweifellos ist der historische Materialismus zunächst nur eine soziologische Theorie und kann nicht ohne weiteres auch auf die Erklärung der Einzelindividuen und ihrer geistigen Produkte übertragen werden. Die Genesis eines einzelnen Charakters und eines einzelnen Geistesproduktes ist ein viel zu komplizierter Vorgang und von viel zu vielen durch die Forschung nicht näher kontrollierbaren Einflüssen abhängig, als daß wir die ganz bestimmte Eigenart eines einzelnen Menschen und seiner Gedanken durch den Nachweis seiner Klassenlage und seiner materiellen Existenzverhältnisse restlos erklären könnten. Allein gegenüber der ideologischen Geschichtsbetrachtung ist schon viel damit gewonnen, wenn wir beweisen können, daß zum Beispiel Rousseaus Charakter, der Zwiespalt zwischen seinen Idealen und seinem Handeln, seine Flucht vor der Wirklichkeit, seine Reizbarkeit, sein Stolz, alles in der eigenartigen Ausprägung, wie es sich gerade in diesem Menschen zusammenfand, bedingt und beeinflußt war

von den Interessen und Ideologien Genfer Kleinbürgertums, von der wirtschaftlichen Misere und der gesellschaftlichen Verachtung, unter denen der französische Rotürier litt. Die Interessen seiner Klasse und die Ideologien seiner Klasse haben auf Rousseaus Entwicklung bestimmend eingewirkt, und nur weil sie in seinen Gedanken und Werken lebendig waren, haben diese eine ungeheure Wirkung auf ihre Zeit ausgeübt, sind sie zu einem Faktor der Geschichte geworden.

Diese Tatsache will die bürgerliche Literaturforschung nicht sehen, sie begnügt sich damit, die historische oder ewige Bedeutung Rousseaus zu konstatieren, und im übrigen kehrt sie immer wieder zu individualpsychologischen Untersuchungen zurück. Diese lassen der Phantasie, dem Scharfsinn, dem literarischen Ehrgeiz des Verfassers weitesten Spielraum. Faßt man den Menschen wie eine Art Ding an sich und erklärt aus diesem Ding an sich das Werk, so ist es klar, daß nicht nur die verschiedensten Nuancen, sondern auch die widersprechendsten Wertungen möglich sind. Besonders die religiösen oder politischen Ansichten des Historikers färben auf sein Objekt ab.

Dies ist hervorragend der Fall bei der Einführung, die Otto Fischer den im genannten Verlag erscheinenden „Bekenntnissen" vorausschickt.

Der Verfasser beginnt ganz richtig damit, daß er die Falschheit der Kultur des achtzehnten Jahrhunderts kurz skizziert, was freilich nun allmählich zur Spatzenweisheit geworden ist. Als echter Literarhistoriker hütet Otto Fischer sich aber geflissentlich, die Frage nach den materiellen Ursachen dieser entarteten Kultur zu berühren. Für ihn ist Rousseau einfach der Mensch, der die Not der Zeit am quälendsten fühlte, „der erste, der sie äußerte und ihr die Heilung suchte, er begann die große Zersetzung, die bis heute dauert". Wieso und warum Rousseau, gerade dieser Jean Jacques Rousseau dies tat, und warum gerade in der bestimmten Art und Weise und nicht anders, kümmert den Verfasser nicht. Genug, Rousseau hat gefühlt und gesprochen — und darin hat Otto Fischer ja vollkommen recht, nur daß damit auch blutwenig gesagt ist.

Nach dieser Einleitung geht Otto Fischer über zu der Schilderung der Individualität Rousseaus. „Er war groß nur aus Bedürfen und Kleinheit: Ein Unglücklicher, unglücklich von Geburt an, den das Schicksal zum Propheten wollte. Er litt an sich und litt an der Welt, aber sein Leiden und sein Verlangen waren zu groß, als daß er sich mit dieser Welt hätte abfinden können wie die anderen, denen es gut ging." Wer Rousseau schon vorher kannte, sieht in diesen Worten einen ganz richtigen Kern; der junge Mensch oder Arbeiter, dem sie eine Einführung in das Verständnis Rousseaus sein sollen, wird in ihnen nichts anderes finden als unverständliche, klingende Phrasen. Aber nun kommt der Punkt, auf den es Fischer bei der ganzen Abhandlung ankommt. Rousseau glaubte Balsam zu bringen — „aber sein Balsam war Gift. Er mochte eine Leuchte sein, aber er war kein Heilbringer, kein Baumeister und kein Vorbild. Ihm und der Zeit war es Verhängnis, daß das Werk eines Menschen nichts anderes sein kann als dieser Mensch selber ist. Er war auch aufrichtig und von Eifer beseelt, doch aber schwach und arm."

Otto Fischer gebraucht gerne überraschende Redewendungen und kräftige Ausdrücke. Sie verraten Stil und verbergen mangelnde Begründung. Gift — Verhängnis — später Irrstern — Prophet der Verführung — wem sollte das nicht imponieren?

Alle diese Bezeichnungen bergen einen richtigen Kern, sind aber in der absoluten Weise, wie sie dastehen, kolossale Verzerrungen. Freilich ist Rousseau als Mensch „im Träumen groß und vor jedem Greifbaren ohnmächtig". Er möchte alles und wagt nichts. Er entschlüpft vor jeder Aufgabe und jedem Beruf. Aber auch das gilt gar nicht so absolut. Otto Fischer übersieht, daß man keinen „Gesellschaftsvertrag", keinen „Emil" schreiben kann ohne intensivste Geistesarbeit, auch wenn diese Arbeit nicht so fühlbar ist wie der peinliche Fleiß unserer Zunft-

gelehrten. Aber außerdem — was war es, das Rousseau ohnmächtig machte, das die Flucht aus der Wirklichkeit ihm zum Bedürfnis machte? Nur eine angeborene Weichheit? Oder waren es nicht auch die sozialen Verhältnisse, die diese feinorganisierte Seele fortwährend vor die Alternative stellten, sich zu demütigen oder zu hungern? Hätte Otto Fischer so tief geschürft, bis er auf die Fäden gestoßen wäre, die zwischen materiellem und geistigem Geschehen „still, unhörbar fließen", er hätte nicht nur konstatieren können, daß, sondern hätte auch verstanden, warum in Rousseaus Leben und Lehren sich so manches Widersprechende einen konnte. Worin sucht aber eigentlich Otto Fischer das Gift? Selbstverständlich nicht darin, daß Rousseau „im Bau des Staates, in der Übung der Gesetze, in der Bildung der Gesellschaft und in jeder Beziehung des einen zum anderen" Trug und Zerrissenheit sah, Ungerechtigkeit, Unterdrückung, Haß und Laster. Um die Wahrheit und die Nützlichkeit dieser Einsicht zuzugeben, dazu gehört wahrlich nur ein wenig Liberalismus. Das Rousseausche Gift besteht für Otto Fischer in etwas anderem, in dem Radikalismus Rousseaus. Das kann keine wohlgebildete, gut liberale Seele leiden. Unser Herausgeber der „Bekenntnisse" klagt, Rousseau sei schließlich „zum Ideal eines Kommunismus gekommen, der im persönlichen Eigentum schon die Wurzel des Übels entdeckt". Deshalb habe er „Unterwerfung des Individuums unter eine höhere Notwendigkeit" gefordert. Er habe aber die Probe aufs Exempel gemacht, und sie sei mißlungen. In seinen Erziehungslehren, die doch den einzelnen diesem geforderten Zustand näher bringen sollte, sei er ins entgegengesetzte Extrem verfallen. Er habe nicht die Pflicht, sondern den Genuß zum Prinzip erhoben, er lehre nicht handeln, sondern empfinden. So sei Rousseau der Vater der Schwärmerei geworden, der Flucht aus der Wirklichkeit, der Romantik, der Sentimentalität. Auch hier wieder hat Otto Fischer in manchen Einzelheiten recht, im ganzen grundunrecht. Freilich haben auch die Schwärmer, die Empfindsamen, das ganze tatenarme Geschlecht, dem der junge Goethe in den Leiden des jungen Werther ein ewiges Denkmal setzte, ihre Nahrung aus den Schriften Rousseaus gesogen. Nur seltsam, daß auch der Goethe des Faust, der Kant des kategorischen Imperativs, ein so männlicher Dichter wie Maximilian Klinger, um nur wenige aus der großen Schar zu nennen, ebenfalls von Rousseau nicht nur ein wenig befruchtet waren. Die Woge der Empfindsamkeit hatte sich außerdem schon vor Rousseaus Wirken erhoben, ihre Ursachen lagen viel tiefer als in dem Einfluß eines noch so hinreißenden Dichterphilosophen. Wenn aber Rousseau in seiner Erziehungslehre dem Gefühlsleben den Vorrang verlieh, wenn er den edlen Genuß an die Stelle einer düsteren Pflichtenmoral setzte, wenn er dem Erzieher eine scheinbar bescheidene, in Wirklichkeit ungemein wichtige und schwierige Rolle zuwies, so gibt gerade die moderne wissenschaftliche Pädagogik seinen Grundideen vollkommen recht. Rousseau hatte wahrlich gute Gelegenheit gehabt, die Erziehung zu Moral und Pflicht in ihrer ganzen Nutzlosigkeit und Verlogenheit kennen zu lernen. Eine dem kindlichen Seelenleben angemessene Erziehung operiert nicht mit dem „Du sollst", sondern weckt Wunsch und Freude. Das sittliche Bewußtsein der Pflicht ist nicht die Wurzel, sondern die Frucht. Soziale Bindung und individuelle Freiheit schließen sich nicht aus, sondern ein, eine Erziehung zur Pflicht muß eine Erziehung in Freiheit sein.

Das alles aber weiß Herr Otto Fischer so gut wie wir. Er wäre auf seine Einschätzung Rousseaus als Prophet der Verführung sicher nicht gekommen, hätte er nicht die revolutionäre Kraft solcher Ideen in der Geschichte gesehen und für die Gegenwart insgeheim befürchtet. Die französische Revolution ist der historische Beweis für die große und wichtige Wahrheit der Rousseauschen Gedankenwelt. Soweit das im einzelnen überhaupt sein kann, war Rousseau der geistige Vater der Revolution, weil er es gewesen ist, der seiner Klasse und allen Entrechteten seiner Zeit eine Zunge verlieh und eine Richtung wies. Den genauen Weg konnte er nicht weisen, wohl aber die Richtung, und die weist er heute noch. Die revolutionäre Seite der Rousseauschen Gedankenwelt verschafft ihm ewige Bedeutung. Aber ge-

rade dies ist in den Augen Otto Fischers das Gift. Er behauptet: „Die ganze spätere Zeit krankt unter dem Banne dieses Weltempfindens, die allmähliche Auflösung aller Ordnungen und Gestaltung ist ihre Wirkung. Wenn er (Rousseau) Jugend und Gesetz verkündigte, so haben sich daraus nur die Henker der Revolution ein Recht gefertigt, wenn er von Freiheit, Gleichheit und Liebe schwärmte, so hat sich an diesem Taumeltrank immer aufs neue die Menschheit berauscht." Da haben wir also den reaktionären Pferdefuß, jene Furcht vor praktischen Konsequenzen, die das liberale Bürgertum Deutschlands so herrlich auszeichnet. Zudem steckt darin eine echt bürgerliche Überschätzung persönlicher Wirkungen, was davon herrührt, daß unsere Literarhistoriker sich scheuen, hinter die Personen und rein geistigen Zusammenhänge auf die materiellen Grundlagen zurückzugehen. Die allmähliche Zersetzung aller (!) Ordnungen wurde wahrhaftig nicht von Rousseau in Szene gesetzt — das glaubt Herr Otto Fischer trotz seiner absolut gebrauchten Worte wohl selbst nicht —, sondern sie war ein Werk dieser innerlich morschen und korrupten Ordnungen selbst. Rousseau hat nur geholfen, ihre Fäulnis aufzudecken, und hat für den Neubau Steine herzugetragen. Die Henker der Revolution waren nämlich auch Baumeister, und es ist recht bezeichnend für die moderne Bourgeoisie und ihre Intelligenz, daß sie so despektierlich von denen reden, durch deren Henkersarbeit ihnen der Weg freigelegt wurde. Aber auch die christliche Kirche hat seinerzeit einen um den anderen ihrer Kirchenväter als Ketzer verdammt, nachdem man sich über sie hinausentwickelt hatte.

Otto Fischer stellt sich übrigens mit seiner Einschätzung Rousseaus als „Irrstern und Prophet der Verführung" auch in Gegensatz zu den besten und gebildetsten Köpfen im bürgerlichen Lager selbst. Gerade in den Reihen der bürgerlichen Intelligenz ist der Ruf erklungen: Zurück zu Rousseau. Vielleicht *will* sich Otto Fischer in Gegensatz zu ihnen stellen. Das ist interessant und hat den Schein der Originalität. Bei Rousseau war dieses Manöver verhältnismäßig leicht. Man brauchte nur alle Einzelheiten des Charakters und der Ideen dieses Menschen, der sehr viele Angriffsflächen bietet, etwas willkürlich gruppieren, Licht und Schatten nach Geschmack verteilen, das Persönliche betonen, soziale Zusammenhänge und Wirkungen übersehen, und Rousseau war zum Irrstern gestempelt.

Vorsichtig wird gegen den Schluß der Ausführungen ein „Vielleicht" gesetzt: „Vielleicht bedurfte Frankreich gerade dieses Mannes und dieser Lehren." Ja, wozu alle Einführung, wenn nicht gerade das bewiesen werden sollte? In Rousseau war Gift. In jeder Arznei ist Gift. Aber nur ein Übelwollender wird die vergiftende statt der heilenden Kraft in den Vordergrund schieben. Otto Fischer hat geglaubt, seiner Ausgabe der „Bekenntnisse" eine Warnung vorausschicken zu müssen. Ihn ängstigte die revolutionierende Kraft dieses Geistes, so entwarf er aus hundert an sich richtigen Einzelheiten ein schiefes Bild. Hoernle.

Liebknechts Fremdwörterbuch. Dreizehnte Auflage. Neu bearbeitet, berichtigt und vermehrt unter Berücksichtigung der Rechtschreibung nach dem vereinbarten amtlichen Regelbuch. Stuttgart 1913. Verlag von J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. 511 Seiten. Preis 3,20 Mark.

Aus unscheinbaren Anfängen — aus dem Volksstaat-Fremdwörterbuch, das zum erstenmal im Jahre 1874, also vor fast vierzig Jahren, erschien — hat sich dieser stattliche Band entwickelt, der in schmuckem Gewand zum dreizehntenmal erscheint als treuer Ratgeber der Arbeiterklasse.

Die neue Auflage ist von Irene Powa bearbeitet worden nach Grundsätzen, die nur gebilligt werden können. Als ihren Richtweg bezeichnet die Herausgeberin: die möglichst vollkommene Zusammenstellung jener fremdsprachlichen Ausdrücke, wie sie einerseits die fortschreitende Entwicklung in Technik und Industrie, andererseits die vielfältigen Beziehungen zu fremden Nationen von Jahr zu Jahr bei uns einbürgern und von denen allmählich immer weitere Volksschichten durchdrungen

wurden. Der Wortschatz der neuen Auflage ist beträchtlich vermehrt worden, und zwar auch um viele Redewendungen, die kein anderes Fremdwörterbuch aufweist, aber die täglich in Zeitungen, Handelsberichten usw. zu finden sind. Geringere Rücksichten fanden dagegen die rein wissenschaftlichen und technischen Ausdrücke, deren sich ein Laie auch nur ausnahmsweise zu bedienen hat und deren erschöpfende Erklärung in fachwissenschaftlichen Wörterbüchern gegeben ist.

Eine Reihe von Stichproben, die wir dem Bande entnommen haben, hat nirgends versagt; im Gegenteil hat jede dieser Proben uns überzeugt, wie gewissenhaft die Herausgeberin den Zielen gerecht geworden ist, die sie sich gesteckt hat. Die Reichhaltigkeit des Inhaltes wetteifert mit der Übersichtlichkeit der einzelnen Artikel und der peinlichen Sorgfalt, womit jeder Artikel ausgearbeitet ist. So darf der alte Freund in seinem neuen und schönen Kleide auf ein freundliches Willkommen der deutschen Arbeiter rechnen.

Lose Blätter.

Ein Brief Treitschkes. Genosse Waldeck Manasse schreibt uns: Ihr interessanter Artikel über Treitschke hat mir besonders wohlgetan um der Gerechtigkeit willen, womit Sie den politischen Gegner betrachten. Schließlich hat ja auch nur der das Recht auf Achtung seiner eigenen Meinung, der im Gegner die Redlichkeit und den Ernst der Überzeugung respektiert.

Bei der Lesung Ihrer Abhandlung kam mir die Erinnerung an einen vergilbten Brief, den ich einst von Heinrich v. Treitschke erhielt. Ich hörte im Sommer 1889 bei ihm ein Kolleg über italienische Geschichte. Im Hauptberuf war ich damals als Stadtreisender eines großen Spitzengeschäftes tätig. Da bewegte ich mich oft im Laufschritt durch die Straßen Berlins und beeilte mich immer besonders bei der Kundschaft, wenn der Tag der Vorlesung da war.

Es war nicht nur die glänzende Beredsamkeit Treitschkes, der die Jugend mit verhaltenem Atem lauschte; es war vielmehr der imponierende Anblick eines fortdauernden Sieges des Geistes über den Körper. Der unglückliche, taube Mann sprach ohne Komma und ohne Punkte, im Gleichklang einer monotonen Sprechweise, und doch lag auf seinem Gesicht ein Zug von Glück, Begeisterung und Überzeugungskraft, die jeden mitrissen.

Es war ein ästhetischer Genuß, an der Wucht und Pracht seiner Bilder sich zu erfreuen. Aber den Gipfel seiner Redekunst bildete die geniale Art seines Schimpfens. Das klang und grollte wie ein Gewitter, wenn er mit einer prachtvollen Geste seine Blitze auf die österreichischen Erzherzöge „mit der schiefen Lippe" niederschleuderte. Ich habe nie wieder so formprächtig-schön, so künstlerisch-grob und so temperamentvoll-ehrlich schimpfen hören.

Sicherlich habe ich damals mitgetrampelt, obgleich an die Ohren des Professors die erschütternden Geräusche unserer Füße nicht heranreichten. Und wenn sich auch damals schon meine Entwicklung zur historischen Geschichtsauffassung und zum Sozialismus vollzogen hatte, so war ich doch immer wieder von neuem begeistert von der Beredsamkeit und von der Persönlichkeit meines Lehrers.

Am Schluß des Semesters kaufte ich einen Rosenstrauß, den eine junge Freundin mit einem Bändchen in den italienischen Farben versah, und legte ihn während der Pause auf das Katheder. Auf einem Kärtchen standen die Worte: „Heinrich v. Treitschke, man kann wohl Dein Gegner sein, aber nicht Dein Feind!"

Tags darauf bekam ich den Brief, den ich nach dem Lesen Ihres schönen Artikels wieder hervorsuchte. Er ist ein guter Beweis für die richtige Beurteilung, die Sie dem Manne gewidmet haben. Und ich kann von mir sagen, daß der Sinn dieses Briefes auch für mein Leben richtunggebend war. Und dafür blieb ich dem Gegner im Innersten stets dankbar.

So aber lautete der Brief: „Herrn stud. phil. Walded Manasse. Geehrter Herr! Ihr freimütiger Brief gereicht Ihrem Charakter zur Ehre. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre guten Worte und für Ihr freundliches Geschenk. Sie sehen aber aus dieser Erfahrung, wie leicht man sich irren kann, wenn man ohne nähere Kenntnis über Menschen und Dinge abspricht. Das ist heute, im Jahrhundert der Zeitungen, der allgemeine Zeitfehler, und nur wer ihn überwindet, gelangt zu wahrer Bildung. Mit den besten Grüßen Ihr Treitschke."

Aus Hebbels Tagebüchern. Jean Paul tat der Armut in seinen lyrisch-idyllischen Romanen sicher zu viel Ehre an, als er sie zu verherrlichen suchte; sie ist ein Fluch unter allen Umständen, und wenn er das enge Schulhaus seines Quintus Fixlein mit holländischer Sorgsamkeit herausputzen und sich und uns einreden wollte, daß ein anderes als das Begräbnisfest darin gefeiert werden könnte, so ging das eben aus seinem Bedürfnis hervor, sich mit diesem Fluch durch eine poetische Verklärung individuell auszusöhnen, und zeigt nur, wie tief er ihn selbst empfunden hat. —

Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn die lyrische Poesie sich selbst besingt, wenn sie über die Würde des Sängertums in Verzückung gerät, wenn sie die Wunder, die sie schon verrichtet hat, nicht zu vergessen vermag; sie ist dann am weitesten davon entfernt, neue Wunder zu wirken. Kann denn der Dichter die Harfe rühren, wenn er anbetend vor ihr auf den Knien liegt? Ist ein Gefühl, das keinen Gegenstand hat als sich selbst, nicht eine unsinnige Heuchelei? Ja, gibt es auch nur Gedanken, die sich selbst denken? —

Ein echtes Drama ist einem jener großen Gebäude zu vergleichen, die fast ebenso viele Gänge und Zimmer unter als über der Erde haben. Gewöhnliche Menschen kennen nur diese, der Baumeister auch jene. —

Den Keim meines Unglücks kenne ich sehr wohl; er ist mein Dichtertalent. Dieses ist zu groß, als daß ich es unterdrücken, zu klein, als daß es mich für die darauf zu verwendende Sorgfalt verhältnismäßig lohnen könnte. Doch muß ich noch hinzufügen, daß nur der schlimme Weg, den ich durchs Leben machen mußte, mich zu meinem Talent in ein zu übles Verhältnis gestellt hat. Ich fühle es nur zu deutlich: die Handhaben, die Hebel, durch die sich meine Kräfte in Bewegung setzen lassen, sind zerbrochen, und ich bin viel reicher, als mir je gelingen wird, zu zeigen. Nur wer sich in einem ähnlichen Falle befindet, vermag zu fühlen, was dies heißt. Es ist wahr, bei dem ewigen Gott, es ist wahr, ich weiß nichts so gewiß als dies. Wie mir, mag einem Menschen sein, der um sein Bein gekommen ist; wenn er sitzt oder liegt, wird er die volle Gehkraft verspüren und vor keinem Ziele zurückschaudern; steht er aber auf, so ist er lahm und wird gar wohl ausgelacht. Ich bleibe dabei: die Sonne scheint dem Menschen nur einmal, in der Kindheit und der früheren Jugend. Erwarmt er da, so wird er nie wieder völlig kalt, und was in ihm liegt, wird blühen und Früchte tragen. Tieck sagt in diesem Sinne irgendwo: nur wer Kind war, wird Mann; ich erbebte, als ich dies zum ersten Male las, nun hatte das Gespenst, das mich um mein Leben betrog, einen Namen. Wie war nicht meine Kindheit finster und öde! —

Die Kunst ist eine zusammengepreßte Natur und die Natur eine auseinandergelaufene Kunst. —

Alle Mittelmäßigkeit in der Poesie führt zur Heuchelei in Charakter und Leben. —

Die Form hat nie einen Mangel, der nicht vom Inhalt ausginge; der Inhalt hat keinen, der nicht im Dichter selbst wurzelte. Das ist der Grund, weshalb die Kritik die formellen Mängel so streng rügen muß. —

Religion ist die höchste Eitelkeit. —

Für die Redaktion des Feuilletons verantwortlich: Franz Mehring, Steglitz.

Die Neue Zeit

1. Band Nr. 26 Ausgegeben am 28. März 1913 31. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Ein fadenscheiniger Rüstungsvorwand.

Von **G. Ledebour.**

Als Hauptgrund für die geplante enorme Heeresverstärkung in Deutschland wird von den Zeitungsmaklern der bethmännischen Regierung die Kräfteverschiebung in Europa infolge der Begründung des Balkanbundes, seiner Siege und seiner voraussichtlichen Errungenschaften und künftigen Bestrebungen ausposaunt. Aus den verschiedenen Betrachtungen, die von den offiziösen und halboffiziösen Federn zur Rechtfertigung dieses Rüstungsplans uns seit geraumer Zeit aufgetischt werden, läßt sich folgender leitende Gedankengang herausschälen:

Noch bis zum Vorjahr wurde die Wehrkraft der Balkanstaaten sehr gering eingeschätzt. Für den Fall eines allgemeinen europäischen Krieges glaubte man, sie um so weniger als beachtenswerten Faktor in Rechnung stellen zu brauchen, da sie untereinander uneins waren, nicht einmal gegen die Türken zusammenhielten, wie der Griechisch-Türkische Krieg gezeigt hatte, oder, wie es im Serbisch-Bulgarischen Kriege zutage trat, sogar die Waffen gegeneinander kehrten. Um so mehr wurde die westeuropäische Diplomatie überrascht durch das Inslebentreten des Balkanbundes zwischen Bulgarien, Serbien, Montenegro und Griechenland, dessen nach gemeinsamem Plane vorgehende Truppen auf allen Kampfplätzen sofort große Erfolge über die türkische Armee davontrugen.

Der bevorstehende Friedensschluß muß, so wenig sich jetzt auch schon im einzelnen die neue Gebietsabgrenzung voraussagen läßt, doch das Gebiet und die Bevölkerung der Balkanstaaten erheblich verstärken. Zahlenmäßig läßt sich dieser Machtzuwachs an Bevölkerung, knapp berechnet, in runden Zahlen etwa folgendermaßen ausdrücken:

	Gegenwärtig		Künftig	
Bulgarien	4½	Mill. Einwohner	5½	Mill. Einwohner
Serbien und Montenegro .	3½	" "	4½	" "
Griechenland und Kreta .	3	" "	4	" "
Zusammen	11	Mill. Einwohner	14	Mill. Einwohner.

Dazu würden dann noch eventuell als neue Glieder des Balkanbundes kommen:

Das selbständige Albanien mit	1½ Mill. Einwohnern
Rumänien mit	6 " "

Insgesamt würde der Balkanbund, seine Beständigkeit vorausgesetzt, künftig also mindestens 14 Millionen Einwohner, wahrscheinlich sogar 21½ Millionen Einwohner zählen. Das käme nahezu auf die Verdopplung seiner bisherigen Volkszahl und damit auch seiner Wehrkraft hinaus. Wobei noch in Betracht zu ziehen wäre, daß die kriegerischen Erfahrungen und das gesteigerte Selbstvertrauen der Balkanheere deren militärische Leistungsfähigkeit erheblich steigern würden.

Manche Leute glaubten deshalb schon von einer „neuen Großmacht" sprechen zu können, die sich da im Südosten Europas aufgetan habe. Ja, man verlieh ihr die Bezeichnung der „zweiten slawischen Großmacht" und leitete damit zu der Schlußfolgerung über, daß diese slawische Großmacht sich im Falle einer allgemeinen europäischen Konflagration naturgemäß an die Seite der ersten slawischen Großmacht, Rußland, stellen würde. Dem Dreibund (Deutschland, Österreich und Italien) würde also nicht mehr eine Tripelentente, sondern eine Quadrupelentente (England, Frankreich, Rußland und die Balkangroßmacht) gegenüberstehen.

Diese gefahrdrohende Kräfteverschiebung, folgern nun unsere angstgepackten deutschen Patrioten weiter, nötige Deutschland, ganz abgesehen davon, was Österreich-Ungarn und Italien tun werden, zu einer erheblichen Verstärkung seiner Wehrkraft. Um den Kräftezuwachs einigermaßen auszugleichen, den die feindliche Tripelentente durch den Zutritt des Balkanbundes, der slawischen Großmacht, erhalten würde, müßten ungefähr 68 000 Mann jährlich mehr eingestellt und damit etwa 140 000 Mann mehr in den Waffen gehalten werden, was einen Mehraufwand von 1000 Millionen Mark auf einmal und 200 Millionen Mark jährlich erfordere.

Es lohnt sich, die einzelnen Glieder dieser Gedankenkette auf ihre Haltbarkeit zu prüfen.

Richtig ist, daß Europa, besonders seine an chronischer Kurzsichtigkeit leidende Diplomatie durch die Etablierung des Balkanbundes und seine Waffenerfolge überrascht wurde. Nur darf man diese Erfolge nicht völlig der eigenen hohen Leistungsfähigkeit der Balkanheere, sondern muß sie zum guten Teil auch der völligen Zerrüttung des türkischen Heerwesens durch das Hamidische Despotenregiment zuschreiben. Die kurze Reformperiode in der Türkei hat dreißig Jahre des Unheils nicht ohne weiteres ausgleichen können. Sicher ist indes so viel, daß die Leistungsfähigkeit der Balkanheere auch infolge des voraussichtlichen Bevölkerungszuwachses der siegreichen Balkanstaaten erheblich höher angesetzt werden muß als früher. Dabei ist indes andererseits in Rechnung zu stellen, daß die Balkanstaaten infolge der starken Menschenverluste und der Materialzerstörung auch wieder eine Schwächung erfahren haben, die sich noch auf Jahre hinaus bemerkbar machen wird.

Wie steht es nun aber mit dem Auswachsen des zunächst für einen bestimmten Zweck, die Niederwerfung der Türkei gegründeten Balkanbundes zu einer slawischen Großmacht?

Es wäre ein durchaus erwünschtes Ziel, wenn die kriegführenden Balkanstaaten mitsamt Albanien und Rumänien sich zu einem dauernden Staaten-

bund mit gewissen gemeinsamen Zwecken und Einrichtungen zusammenschließen würden. In diesem Sinne hat ja auch der internationale Sozialistenkongreß in Basel Stellung zu dem Problem genommen. Es liegt nämlich in der Natur der Dinge, daß ein solcher Staatenbund gar keine gemeinsame aggressive auswärtige Politik treiben könnte, wie etwa die festgefügten Staaten Deutschland England, Frankreich, Rußland, Italien oder sogar Österreich-Ungarn das tun können, da dazu die Interessen der einzelnen Bundesglieder viel zu weit auseinandergehen. Seine auswärtige Politik müßte sich erschöpfen in der Sicherung von Handelsvorteilen für die Bundesangehörigen und in der Abwehr gegen Angriffsgelüste fremder Staaten. Er würde bei diesem rein defensiven Charakter also ein Element der Sicherheit, Stetigkeit und Friedensbürgschaft in Europa bilden, ähnlich wie in kleinerem Maßstab die Schweiz jetzt schon diese Funktionen ausübt.

Wenn Montenegro, Serbien, Bulgarien und Griechenland sich im Vorjahr zu einer Angriffspolitik gegen die Türkei zusammenschließen konnten, so hatte das damals seinen guten Grund darin, daß alle diese Staaten durch das nämliche Interesse der Befreiung ihrer Volksgenossen von türkischer Fremdherrschaft und der gleichzeitigen Gebietsvergrößerung auf Kosten der zerbröckelnden Türkei zusammengeführt wurden. Sind erst die europäischen Provinzen der Türkei bis auf die thrazischen Gebiete um das Marmarameer herum dem Sultanstaat amputiert und so oder so unter die Sieger aufgeteilt, so hört ohne weiteres die Türkei auf, für Serbien und Montenegro der „Erbfeind" zu sein. Noch weniger hätten Rumänien und Albanien ein Interesse daran, für einen Krieg gegen die Türken die Knochen ihrer Söhne zerschießen zu lassen. Höchstens in Bulgarien und Griechenland, die beide der Türkei benachbart bleiben werden, könnte man auch künftig noch einmal auf solche Pläne verfallen, um neue Gebietserwerbungen an den Küsten des Archipelagus und des Marmarameers einzuheimsen. Dazu ließe sich aber nicht der Balkanbund mobil machen. Der Balkanbund, wenn er wirklich zu einer dauernd gemeinsamen auswärtigen Politik sich auswachsen sollte, würde nur ein Hemmnis für den Ehrgeiz bulgarischer oder griechischer Großmachtspolitiker sein. Wollten sie solche Eroberungszüge gegen die Türkei verfolgen, so bliebe für sie nur der Ausweg der Sprengung des Bundes und der Politik auf eigene Hand, etwa im Bunde mit Rußland übrig. Dem steht aber im Wege, daß künftig die Interessen Bulgariens und Griechenlands einander viel feindlicher gegenüberstehen werden als die jedes einzelnen dieser Staaten gegenüber der Türkei. Unter keinen Umständen könnte der Balkanbund also eine stetige, den europäischen Frieden bedrohende Angriffspolitik gegen die Türkei betreiben. Er wird defensiv sein oder er wird nicht sein.

Wie die Dinge sich jetzt aber bereits entwickelt haben und wie sie eigentlich auf Grund der ethnographischen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel sich entwickeln mußten, ist es bereits höchst unwahrscheinlich geworden, daß der Balkanbund als dauernde bundesstaatliche Einrichtung überhaupt zustande kommt. Wie auch bei dem endgültigen Friedensschluß die Grenzen der Balkanländer gezogen werden mögen — ganz unmöglich ist es, die einzelnen Völker in geschlossenen staatlichen Gebieten voneinander abzugrenzen. Ein jeder der Balkanstaaten wird infolge der außerordentlichen Durcheinanderwürfelung der Volksstämme große Sprengstücke der Nachbarvölker

enthalten und wird Teile des eigenen Volkes in andere Staaten eingeschlossen sehen.

Das hätte weiter keine Gefahren, wenn die Balkanvölker sich bereits zu einem solchen Maße nationaler Toleranz durchgemausert hätten, wie sie in der Schweiz das staatliche Zusammenleben verschiedensprachiger Bestandteile ermöglicht. Aber noch nicht einmal in Österreich oder gar in Ungarn ist die Kulturentwicklung so weit gediehen. Geschweige denn auf der Balkanhalbinsel, deren Völker erst seit kurzer Zeit aus einer jahrhundertelangen entwürdigenden Fremdherrschaft sich losgerungen haben. In diesen Emanzipationskämpfen gegen die Türkenherrschaft, deren Schlußkatastrophe wir jetzt erleben, hat sich ihr Nationalbewußtsein bis zu einer alles überwuchernden Leidenschaft entwickelt. Mit Grauen haben wir es gehört, bis zu welchen Bestialitäten die serbischen und bulgarischen Komitadschis im Blutrausch der Türkenkämpfe sich sogar gegen türkische und albanesische Landleute haben hinreißen lassen. Sobald die Türkengefahr beseitigt war, ist auch die zeitweise unterdrückte nationale Eifersüchtelei unter den Balkanvölkern selbst wieder aufgeflackert. Serben, Bulgaren, Griechen klagen sich gegenseitig nationaler Bedrückung in den eroberten Gebieten an, und Türken und Albanier beschweren sich über Mißhandlungen durch diese zu ihren Herren gewordenen Eroberer, die sie früher als unterworfene Rajah mißachtet haben.

Wiederum ist Mazedonien zum Kampfplatz aller gegen alle geworden. Um die Zerteilung der mazedonischen Beute werden noch die heftigsten Fehden entbrennen, denn in diesem schwergeprüften Lande gibt es keine ausschlaggebende einzelne Völkerschaft. Dort wohnen Griechen, Bulgaren, Serben und Albanesen in annähernd gleicher Zahl durcheinander, und dann gibt es dort auch noch Türken in dichten Ansiedlungen, rumänisch sprechende Kutzowalachen im Pindusgebiet und schließlich die aus Spanien eingewanderten jüdischen Spaniolen in Saloniki, die jetzt mehr über Bedrückung durch die neuen christlichen Landesherren jammern als früher über die Türken. Schon sind die griechischen und bulgarischen Truppen in tagelangen Kämpfen aneinandergeraten. Um den Besitz der Landeshauptstadt Saloniki wird seit Monaten von Bulgaren und Griechen gezankt. Bezeichnend ist es, daß die Ermordung des Königs Georg von Griechenland in Saloniki zunächst von der öffentlichen Meinung einem bulgarischen Komitadschi zugeschrieben wurde, bis sich herausgestellt hat, daß der Mörder ein geistesgestörter Grieche ist. So wird dieser Vorgang politische Folgen wohl kaum nach sich ziehen. Darüber, wem Südmazedonien mit Saloniki zufallen soll, werden die Großmächte wohl durch einen Machtspruch entscheiden müssen, da es sonst nicht ausgeschlossen ist, daß die Bundesgenossen von heute, Griechen und Bulgaren, wegen der vielbegehrten Stadt ernstlich Krieg gegeneinander führen werden. Immer unwahrscheinlicher wird es aber, daß die gegenwärtigen Wirren durch den staatlichen Zusammenschluß der Balkanstaaten zu einem Bundesstaat einen Abschluß finden werden.

Aber ob nun ein dauernder Balkanbund zustande kommt oder nicht, geradezu aberwitzig ist es, dieses hypothetische Staatsgebilde eine „slawische Großmacht" zu taufen, von der eine „panslawistische" Politik in Unterstützung der Zarenpolitik zu erwarten sei.

Nach der vorhin angeführten statistischen Berechnung würden die drei slawischen Staaten des Balkanbundes, Bulgarien, Serbien und Montenegro,

etwa 10 Millionen Einwohner zählen, die drei nichtslawischen, Griechenland, Albanien und Rumänien, etwa 11½ Millionen Einwohner. Die Slawen bilden also die Minderheit. Aber selbst wenn man die 6 Millionen Rumänen nicht mitrechnet, hätten Griechenland und Albanien nicht das geringste Interesse daran, slawische oder vielmehr russische Ausdehnungspläne zu fördern. Ihr Interesse weist ihnen beiden vielmehr den entgegengesetzten Weg.

Obendrein hängt aber auch die ganze panslawistische Idee völlig in der Luft. Weder die geschichtliche Erfahrung noch eine in der Sache selbst liegende innere Notwendigkeit zwingt sogenannten stammverwandten Völkern, das heißt Völkern, deren Sprachen durch gemeinsame Abstammung von einer verschollenen Ursprache miteinander verwandt sind, eine gemeinsame Politik gegenüber allen anderen Völkern auf. Man könnte aus der Erfahrung eher auf das Gegenteil schließen, weil der stärkere Stammesbruder häufig den benachbarten schwächeren Stammesbruder sich zu unterwerfen sucht. Zwischen Deutschen und Dänen ist deshalb keine Liebe verloren. Die germanischen Großmächte Deutschland und England stehen in entgegengesetzten Bundeslagern, ebenso die romanischen Frankreich und Italien. Kaum noch besteht zwischen zwei anderen Völkern ein so langwährender tiefgehender Nationalhaß wie zwischen Russen und Polen. Wenigstens bisher war das der Fall. Neuerdings sucht ja die preußische Regierung durch ihre verfehlte Polenpolitik mit bedauernswertem Erfolg den Polenhaß von Rußland abzulenken und auf Deutschland zu konzentrieren. Schließlich ist der einzige zwischen Balkanvölkern geführte Krieg vor einigen Jahren unter den „stammverwandten" Bulgaren und Serben ausgefochten worden. Wo sind denn nun eigentlich die von Natur zum Zusammenschluß bestimmten Elemente der neuen slawischen Großmacht?

Dieses ganze Gerede vom slawischen Gesamtinteresse, die panslawistische Idee, entstammt der Tatsache, daß bis vor kurzer Zeit es nur einen einzigen unabhängigen slawischen Staat gab: Rußland, den Staat der Großrussen. Alle anderen slawischen Völker, soweit sie nicht, wie Kleinrussen und Polen, von den stammverwandten Großrussen selbst unterdrückt wurden, waren fremdsprachigen Staatskörpern eingegliedert, hauptsächlich der Türkei und Österreich-Ungarn. Die durchaus berechtigten Selbständigkeitswünsche dieser Slawenvölker wurden von den Handlangern des Zaren zu russischen Machtzwecken ausgenutzt. Rußland, das selbst die andersprachigen Slawenvölker in seinem Gebiet brutaler unterdrückte, als irgend eine nichtslawische Nation es tat, trat in der europäischen Politik als „Befreier" der slawischen Brüder auf, um seine eigene Macht zu erweitern. So besonders in den Türkenkriegen. Bulgarien und zum Teil auch Serbien gewannen so ihre Unabhängigkeit. Wie der Zar sich diese Unabhängigkeit aber vorstellte, das zeigte das tückische Treiben der Zarenschergen in dem „befreiten" Bulgarien zur Zeit des Battenbergers.

Das panslawistische Gerede würde sofort verstummen, wenn nicht Deutschland und zum Teil auch Österreich-Ungarn durch eine verkehrte Politik gegenüber einzelnen slawischen Völkern ihm immer wieder Nahrung gäben.

Wohl erwachsen durch die Neugestaltung der Dinge auf der Balkanhalbinsel, insbesondere durch die Entwicklung Serbiens und Montenegros, für Österreich-Ungarn wichtige staatliche Aufgaben, die zur Lösung drängen,

wenn die dortigen Machthaber nicht eine Katastrophe heraufbeschwören wollen. Doch das ist dann zunächst ein innerstaatliches Problem für Österreich-Ungarn, das deutsche Rüstungen in keiner Weise bedingt. Hier kam es zunächst nur darauf an, nachzuweisen, daß die Leute, die in Deutschland die Gefahr einer neuen slawischen Großmacht an die Wand malen, diesen fadenscheinigen Vorwand für ihre Rüstungstreibereien ausnutzen wollen. Es ist dringend notwendig, diesen Popanz in seiner ganzen Nichtigkeit zu entlarven.

Die Beamten und der Staat in Frankreich.

Von **E. Reybel** (Paris).

Der Kongreß des Verbandes der Lehrergewerkschaften Frankreichs hatte im August 1912 beschlossen, eine Unterstützungskasse für die beim Militär stehenden Kollegen zu errichten, und zwar nach dem Muster der Kassen, die in den meisten der Konföderation der Arbeit angegliederten Gewerkschaften bestehen. Außerdem wurde eine Resolution gegen den Völkerkrieg und eine weitere Resolution zugunsten des unschuldig verfolgten Strafsoldaten Rousset angenommen. Die reaktionäre und klerikale Presse erhob darauf ein wüstes Geschrei gegen die „antimilitaristischen und antipatriotischen" Volksschullehrer und begann eine erneute Hetze gegen die weltliche Volksschule. Einige bürgerliche Radikale und eine Anzahl von linksstehenden Zeitungen stimmten in die Klagen gegen die Lehrergewerkschaften ein. Gefälschte Berichte über den Kongreß von Chambéry wurden in die Welt gesetzt. Die Regierung glaubte den Moment gekommen zu einem energischen Vorstoß gegen die ihr unbequemen Beamtenorganisationen. In ihrem Auftrag forderte der damalige Unterrichtsminister Guist'hau die Lehrergewerkschaften am 20. August auf, sich bis zum 10. September aufzulösen. Nach einigem Schwanken jedoch beschlossen die gewerkschaftlich organisierten Volksschullehrer, sich der Aufforderung der Regierung nicht zu fügen und den Kampf mit ihr aufzunehmen.

Dieser Kampf ist für die innere Entwicklung Frankreichs von größter Wichtigkeit. Von seinem Ausgang hängen zum großen Teil die weiteren Fortschritte der Demokratisierung des Landes ab. Soll die bisherige straffe Zentralisation der Bureaukratie noch länger in der Republik bestehen, oder soll die Bahn frei werden für eine weitere demokratische Entwicklung?

Frankreich hat eine eigenartige widerspruchsvolle politische Organisation. Es ist eine parlamentarische, demokratische Republik, deren Regierung von der aus allgemeinen und geheimen Wahlen hervorgehenden Kammer bestimmt wird. Neben dem Parlament aber besteht ein komplizierter Verwaltungsapparat, der von Napoleon I. als beste Stütze seiner Diktatur neben dem Heere aufgebaut worden ist und den die Republik bisher beibehalten hat. Jeder Verwaltungszweig, indirekte Steuern, direkte Steuern, Forstverwaltung, Inneres, Unterrichtswesen, Bibliothekwesen, Handel und Verkehr usw., hat seine straff zentralisierte und streng hierarchisch geordnete Bureaukratie, an deren Spitze der zuständige Minister steht und die ihr Netz über das ganze Land erstreckt. Der Minister, gewöhnlich ein Parlamen-

tarier, der sein Ressort gar nicht oder nur wenig kennt, überläßt die Leitung des genannten Apparats den obersten Beamten. Er selbst ist dem Parlament verantwortlich; die obersten Beamten aber hängen nicht vom Parlament ab, sondern vom Minister; dieser jedoch kann ohne sie nicht auskommen; er ist wegen seiner mangelhaften Kenntnis der Verwaltungsfragen ganz in ihrer Hand. Er ist im Grunde nur ihr Vertreter vor dem Parlament und muß sie schonen; denn er kennt sein eigenes Ressort nur durch ihre Vermittlung und sieht die Details der Verwaltung nur durch ihre Brille. So bestehen denn in Frankreich zwei Gewalten nebeneinander, das auf einer demokratischen Basis aufgebaute Parlament und eine Beamtenaristokratie, die einander mehr oder minder bekämpfen.

Die Beamtenaristokratie hat mehr wie einmal das Übergewicht über das Parlament gehabt. Die obersten Beamten verfügen über das Schicksal von Tausenden von kleineren und mittleren Beamten; sie können auf sie einen Druck ausüben, ihnen ihre politische Betätigung diktieren und durch sie die öffentliche Meinung des Landes beeinflussen. Mehr wie ein Parlamentarier ist durch sie zu Fall gebracht worden. Natürlich macht die Bureaukratie, die von Haus aus träge ist und den Amtsschimmel reitet, ihren Einfluß nur in konservativem Sinne geltend. Sie hat auf die demokratische Weiterentwicklung Frankreichs hemmend und lähmend eingewirkt; namentlich in steuerpolitischen und sozialen Fragen hat sie sich gegen jeden größeren Fortschritt gesträubt. Die Minister natürlich suchten die Macht der Bureaukratie zur Festigung ihrer eigenen, persönlichen Stellung auszunützen und verbündeten sich deshalb mit den obersten Beamten; so schufen sie sich ein Gegengewicht gegen den Einfluß der Parlamentarier. Dagegen mußten letztere danach streben, die Bureaukratie unter den Willen des Parlamentes zu beugen. Das Parlament suchte auf dem Wege der Interpellationen in die einzelnen Verwaltungsfragen einzugreifen, und die einzelnen Parlamentarier schufen sich in ihren Wahlkreisen eine persönliche Klientel namentlich unter den kleinen und mittleren Beamten. Zwischen ihnen, den Spitzen der Hierarchie und den Ministern riß eine korrupte Hintertreppenpolitik ein; die einen verhandelten mit den anderen, um für ihre Günstlinge allerhand Vorteile herauszufeilschen. Die Günstlingswirtschaft wurde zum Charakteristikum des französischen Verwaltungsapparats, zum großen Nachteil des Landes. Die wirtschaftliche Stagnation Frankreichs ist zum Teil auf diese Schäden zurückzuführen.

Die kleinen und mittleren Beamten waren entweder auf die Gunst der Vorgesetzten oder auf die der einflußreichen Parlamentarier angewiesen, wollten sie befördert werden oder ihre Lage verbessern. Und die Parlamentarier sagten ihnen ihre Unterstützung zu unter der Bedingung, daß die Beamten ihrerseits bei den Wahlen zu ihren Gunsten „arbeiteten". Namentlich die Volksschullehrer mußten sich zu Wahldiensten für die bürgerliche, antiklerikale Linke hergeben. Sie waren sehr schlecht bezahlt. Bis vor acht Jahren betrug ihr Anfangsgehalt ganze 900 Franken pro Jahr (720 Mark), das Höchstgehalt 2000 Franken (1600 Mark) nebst freier Wohnung. Die Städte mußten ihnen dazu noch aus kommunalen Mitteln Zuschüsse bewilligen. Die Lehrer wandten sich an die radikale bürgerliche Linke, um Gehaltsaufbesserungen zu erhalten. Sie waren die eifrigsten und geschicktesten Agitatoren für die

radikale Partei und die einflußreichsten Vorkämpfer des republikanischen Gedankens gegen den Klerikalismus und gegen die Reaktion. Ihnen in erster Linie hat der bürgerliche Radikalismus seine entscheidenden Siege über die Rechte und über die gemäßigten Republikaner zu verdanken.

Die Radikalen belohnten die Lehrer mit einer kleinen Gehaltserhöhung — das Anfangsgehalt stieg auf 1100 Franken (880 Mark) und das Endgehalt auf 2200 Franken (1760 Mark) — und mit schönen Versprechungen, denen keine Taten folgten. Ähnlich erging es den Postbeamten, die ebenfalls zur republikanischen Avantgarde gehörten. Die Lehrer ließen sich aber nicht lange am Gängelband herumführen. In jedem einzelnen Departement schlossen sie sich zu „Freundeszirkeln", in den sogenannten „Amicales" zusammen, die ihrerseits einen Landesverband bildeten. Die Regierung mußte dazu ihre Zustimmung geben. Als 1899 der große entscheidende Kampf gegen den Klerikalismus begann, der sechs Jahre später mit der Trennung von Kirche und Staat endigte, da begünstigte man „oben" in weitgehender Weise die „Amicales"; man bedurfte der Lehrer gegen die Pfaffen.

Die Forderungen der Volksschullehrer liefen in erster Linie auf eine Besserung ihrer materiellen wie ihrer moralischen Lage hinaus. Ihre Gehälter waren trotz der 1903 bewilligten Erhöhung gänzlich ungenügend und sind es heute erst recht. Schlimmer noch wurde jedoch von den Interessenten die Abhängigkeit von den politischen Gewalten empfunden. Die Volksschullehrer werden nämlich nicht von den zuständigen Schulbehörden, sondern von den Präfekten, das heißt den Regierungspräsidenten, also von rein politischen Beamten, den Agenten des Ministers des Innern, ernannt und befördert. Damit greifen in die Berufsfragen korrumpierende politische Einflüsse ein. Nicht auf die berufliche Tüchtigkeit hin wird der Lehrer in erster Linie geprüft; wichtiger ist für sein Weiterkommen seine politische Gesinnung und Betätigung. Die bürgerlichen Radikalen halten natürlich an diesem System fest, wodurch sie auf die Lehrer einen Druck ausüben können. Diese hingegen und alle kompetenten Schulmänner und Pädagogen verlangen mit Recht, daß die Volksschule dem Einfluß der politischen Behörden entzogen und allein den zuständigen Schulbehörden unterstellt werde. Eine weitere, wichtige Forderung der Lehrer geht auf die Vermehrung ihrer Freiheiten und der Rechtsgarantien gegen behördliche Übergriffe hin. In den Verwaltungsgerichten, denen sie für alle beruflichen Vergehen unterstehen, haben ihre Vorgesetzten den entscheidenden Einfluß; außerdem hat der Unterrichtsminister das Recht der Maßregelung, auch wenn das Verwaltungsgericht sich dagegen geäußert hat, wie denn letzteres überhaupt nur beratende Stimme besitzt. Die Lehrer verlangen nun, daß in den Verwaltungsgerichten die Delegierten der Lehrerschaft die Mehrheit haben und daß der Minister durch ihren Wahrspruch gebunden werde.

Seit mehr wie zehn Jahren versprechen die bürgerlichen Radikalen, sie werden die Forderungen der Lehrer erfüllen; aber sie haben bisher noch nicht Wort gehalten. Dagegen fahren sie fort, von den Lehrern politische Hörigendienste zu verlangen. Der Lehrer soll in erster Linie Wahlagitator sein für die radikalen Abgeordneten oder Kandidaten. Inzwischen hat sich aber in der Lehrerschaft eine tiefe, innere Wandlung vollzogen. Die Mehrzahl der Berufskollegen schlossen sich den „Amicales" an, deren Mitgliederzahl auf über hunderttausend stieg. Dadurch mußte das Machtgefühl der

Organisierten steigen. Sie begannen, den Herren des Tages gegenüber eine freiere, energischere Sprache zu führen. Zugleich zog in ihnen der Geist des Sozialismus ein. Hunderte von ihnen schlossen sich der Sozialdemokratie an und nahmen für sie die Werbearbeit auf. Bereits bei den Kammerwahlen 1906 wurden eine Reihe von Wahlkreisen, die in erster Linie von sozialistischen Volksschullehrern bearbeitet worden waren, von unseren Genossen erobert. Unter den damals Gewählten befand sich der Genosse Alexander Blanc, selbst ein Dorflehrer, der indes 1910 seinem radikalen Gegner unterlag und seitdem seinen Beruf wieder aufgenommen hat. Die bürgerlichen Demokraten mußte diese Linksschwenkung der Lehrer stutzig machen; sie waren darüber erbost. Zwar traten sie offiziell noch immer für die Forderungen der Lehrer ein; innerlich aber schalten sie über sie und brachen ihr Wort. Der Riß zwischen der Lehrerschaft und dem bürgerlichen Radikalismus wurde dadurch vergrößert.

Bald fanden die sozialistisch denkenden und fühlenden Lehrer, daß die „Amicales", die auch die gemäßigteren Elemente unter ihren Kollegen umfassen, zu schwerfällig waren und zu sachte auftraten. Um ihre Forderungen mit größerem Nachdruck vertreten zu können, bildeten sie gewerkschaftliche Organisationen, die sogenannten Lehrergewerkschaften, die sich 1905 zu einem Landesverband zusammenschlossen. Ein großer Teil der gewerkschaftlich organisierten Kollegen verblieb nebenbei noch in den „Amicales", die anderen traten aus ihnen aus. Auf jeden Fall waren die Gewerkschaften nur eine Avantgarde der Lehrerschaft, die den „Amicales" das Rückgrat steifen und sie zu energischen Taten hinreißen sollten. In der Tat wurden durch sie zahlreiche „Amicales" aufgerüttelt und mit einem neuen, sozialistischen Geiste erfüllt.

Die Lehrer waren die ersten Beamten gewesen, die sich zu Berufsorganisationen und dann sogar zu Beamtengewerkschaften zusammenschlossen. Die Briefträger und die Kleinbeamten der Post- und Telegraphenverwaltung folgten noch im Jahre 1905 ihrem Beispiel und versuchten bereits im März 1906 den ersten Beamtenstreik, der allerdings kläglich mißglückte. Vorher schon hatten die mittleren Post- und Telegraphenbeamten ihren „Allgemeinen Verband" gebildet, der unter der energischen Leitung des Genossen Sübra rasch zu großem Einfluß gelangte. Dann organisierten sich die Beamten der Pariser Präfektur (Regierungspräsidium) gewerkschaftlich; die kleineren und mittleren Beamten der Verwaltung der indirekten Steuern, der einzelnen Ministerien usw. schlossen sich zu allgemeinen Berufsverbänden zusammen, die faktisch nichts anderes als gewerkschaftliche Organisationen sind, wenn sie auch nicht den Namen Gewerkschaften beanspruchen. Die Regierung konnte ihnen nichts anhaben; denn das Vereinsgesetz von 1901 gewährt allen französischen Staatsbürgern, also auch den Beamten, die Vereinsfreiheit, die nur für die religiösen Kongregationen eingeschränkt ist.

Diese Beamtenorganisationen haben von innen heraus das bureaukratische System unterminiert. Ihr Zweck war von Anfang an die Wahrung der Interessen der organisierten Kollegen, vor allem gegen die Übergriffe der oberen Behörden. Dazu war in erster Linie der Kampf gegen das Günstlingswesen, gegen die Vetterleswirtschaft nötig. Die Organisationen setzten sich über die Spitzen der Verwaltung hinweg mit den Ministern

und den parlamentarischen Fraktionen in Verbindung und unterbreiteten ihnen ihre Klagen und ihre Forderungen. Die parlamentarischen Fraktionen und die einzelnen einflußreichen Abgeordneten verhandelten sehr gerne mit ihnen, denn sie erhielten dadurch Aufschluß über gar manche Verwaltungsinterna und damit die Möglichkeit, ihren Einfluß auf die gefürchtete Bureaukratie zu steigern. Aber das hierarchische System bekam ein sehr großes Loch. Weder zum Schaden der Beamten noch zum Schaden des Landes. Das Gefühl der persönlichen Sicherheit und Würde, die Lust an der Arbeit, die nicht mehr mechanisch verrichtet wurde, wurden bei den Beamten gehoben. Eine Reihe von wichtigen Betriebsverbesserungen und von Reformen wurden von den Organisationen angeregt und auf ihr Drängen durchgeführt, namentlich in der Postverwaltung, zum großen Nutzen des Publikums. Infolge der gesteigerten Arbeitsfreudigkeit der Beamten, die sich nicht mehr bloß als Maschinen fühlten, sondern wie denkende Menschen in ihrem Ressort handeln konnten, wurden so ganze Verwaltungszweige besser. Sogar das gesamte Land hat damit ein großes Interesse, ein Lebensinteresse an der Entwicklung der Beamtenorganisationen. Die straff durchgeführte Hierarchie in der Bureaukratie macht die kleinen und mittleren Beamten, die eigentlichen Arbeitsbienen in der Verwaltung, zu mechanisch arbeitenden Sklaven; sie stärkt die Routine, die Trägheit und tötet jede Initiative. Die Organisationen dagegen heben im Gegenteil ihr Selbstgefühl und wecken den Geist der Initiative, wodurch in die ganze Verwaltung ein neuer, alles belebender Zug kommt.

Für den bürgerlichen Staat aber bergen die Beamtenorganisationen eine große Gefahr. Indem sie das Selbstgefühl der Beamten heben, bringen sie sie naturgemäß der Gedankenwelt des Sozialismus näher. Das ist namentlich bei den Volksschullehrern und den Postbeamten der Fall gewesen, deren Führer seit Jahren schon mit einigen Ausnahmen der sozialistischen Partei angehören. Die bürgerliche Regierung hat auch die Gefahr erkannt, die ihr drohte. Als Ende 1904 und 1905 die Einigung der Sozialisten und die geräuschvolle Agitation der Konföderation der Arbeit plötzlich das Klassenbewußtsein bei der bürgerlichen Linken stärkten, wurde das demokratische Ministerium Combes durch das weniger links stehende Ministerium Rouvier ersetzt, das auch sofort schärfere Saiten gegen die Arbeiterbewegung aufzog. So stellte es gegen die Lehrergewerkschaften Strafantrag, um durch die Gerichte entscheiden zu lassen, ob die Beamtengewerkschaften gesetzlich seien oder nicht. Die Lehrer und die Briefträger stellten sich nun auf folgenden Standpunkt. Die Regierung könne nur *den* Beamten das Koalitionsrecht verweigern, denen sie einen Teil ihrer Regierungsgewalt, ihrer politischen Macht übertragen habe, den Präfekten, den Unterpräfekten (Regierungspräsidenten, Landräten), den Polizeikommissaren usw., die die eigentlichen Ausführungsorgane der Regierung als politische Macht seien. Alle anderen Beamten jedoch seien nur Angestellte des Staates, der sie als Arbeitgeber, als Industrieller in seinen Industriebetrieben angestellt habe und bezahle. Weder die Lehrer noch die Postbeamten seien Träger der politischen Regierungsgewalt, sondern nichts weiter als Lohnarbeiter, die in Staatsbetrieben beschäftigt sind. Als Lohnarbeiter aber stehe ihnen das Koalitionsrecht zu auf Grund des Gewerkschaftsgesetzes von 1884, das allen Lohnarbeitern, ob sie in staatlichen oder privaten Betrieben beschäftigt

seien, die Koalitionsfreiheit garantiere. Demgegenüber formulierten die Regierungsorgane eine andere Theorie: die Staatsbeamten haben vor den in Privatbetrieben beschäftigten Arbeitern eine Reihe von Rechten voraus; der Staat garantiere ihnen namentlich ein ständiges Gehalt und eine Pension; dafür müsse er ihnen auch gewisse Pflichten auferlegen. Das Streikrecht könne er ihnen nicht gewähren; ein Streik in einem Privatbetrieb treffe nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von Leuten; ein Streik in den staatlichen Betrieben aber schädige die ganze Nation.

1905 wurde aber diese Streitfrage noch nicht ausgetragen. Der Kampf gegen den Klerikalismus war noch nicht beendet, und die bürgerliche Linke bedurfte noch der Beamten und ihrer Organisationen gegen die Reaktion. In der Kammer kam es zu einem Kompromiß. Man beschloß, die bereits bestehenden Beamtengewerkschaften zu dulden, bis die Frage gesetzlich geregelt sei. Der Stein war aber im Rollen; die Organisation der Beamtenschaft konnte nicht mehr aufgehalten werden. 1906, nach dem ersten Poststreik, kündigte das Ministerium Clemenceau ein Beamtenstatut zur gesetzlichen Regelung der Rechte und Pflichten der Beamten an; die Minister und eine Spezialkommission arbeiteten auch mit großem Eifer an diesem Statut, ohne aber eine einigermaßen befriedigende Vorlage zustande zu bringen. Man wollte den Beamten das Streikrecht nicht gewähren und im Gesetz die Mittel und Wege zur schleunigen Unterdrückung eines Beamtenstreiks festlegen; da man ihnen aber das Recht der freien Organisation nicht mehr entziehen konnte, wurde man sich darüber klar, daß es eben kein Mittel zur Verhinderung eines Streiks gab. So verschleppte man das Beamtenstatut und ließ das 1905 beschlossene Provisorium bestehen. Das Ministerium Clemenceau wurde 1906 sogar genötigt, die während des Briefträgerstreiks im Frühjahr desselben Jahres gemaßregelten Briefträger ohne Ausnahme wieder einzustellen.

Dasselbe Ministerium, das bekanntlich die Front gegen links richtete, suchte nun auf Schleichwegen der Beamtenbewegung Abbruch zu tun. 1907 wurden die Leiter des Lehrerverbandes, der Postbeamten-, der Briefträgergewerkschaft gemaßregelt, weil sie in einem offenen Briefe an den Ministerpräsidenten Clemenceau in scharfen Worten seine Kritik an den Beamtenorganisationen zurückgewiesen hatten. Doch auch sie wurden mit zwei Ausnahmen wieder in ihre Ämter eingesetzt, da ihre Kollegen treu zur Fahne hielten und auf die Parlamentarier einen Druck ausübten. Die Macht der Organisationen trat dann so recht zutage bei dem großen Poststreik im März 1909. Da die Regierung die Lohnforderungen der Beamten brutal abgelehnt hatte, kam es zu Demonstrationen; die Regierung suchte die Bewegung mit Gewalt niederzudrücken, trieb aber nur alle Beamten in den Streik. Das einmütige Ausharren des gesamten kleinen und mittleren Postpersonals, das von den anderen Beamtenorganisationen finanziell unterstützt wurde, zwang Clemenceau zum Nachgeben. Der Streik endete mit einem vollen Siege der Beamten. Leider ließen sich mehrere Führer nach diesem schönen Erfolg zu Unklugheiten hinreißen; die Einigkeit unter den Beamten verschwand; ein abermaliger Streik wurde unvorbereitet vom Zaune gebrochen und endete mit einem Fiasko. Die Folgen aber des ersten erfolgreichen Streikes konnten nicht verwischt werden. Weder Regierung noch Kammer wagten es, gesetzliche Maßnahmen gegen einen Beamtenstreik durchzu-

drücken. Ja noch mehr: sämtliche bei dem verunglückten zweiten Streik gemaßregelten Beamten wurden noch im Jahre 1909 wieder eingestellt. Es hatte genügt, daß sämtliche Beamtenorganisationen energisch für ihre gemaßregelten Kollegen von der Post eintraten und sich durch keine Drohung abschrecken ließen, um die Regierung zum Nachgeben zu zwingen. Das ist der beste Beweis für die Macht von starken und zielbewußten Beamtenorganisationen. Bisher hat die Regierung nur solche Maßregelungen aufrechterhalten können, die auf berufliche Vergehen in der Arbeit zurückzuführen sind, aber nicht auf die politische oder gewerkschaftliche Betätigung.

Sie hat dann auch sich der weiteren Entwicklung der Beamtenbewegung nicht widersetzen können. Im Jahre 1910 bereits schlossen sich der allgemeine Verein der Postbeamten und die Briefträgergewerkschaften zu einem Gesamtverband des Postpersonals zusammen. Noch in demselben Jahre schlossen sich die Lehrer- und Briefträgergewerkschaften trotz des Regierungsverbots offiziell den Gewerkschaftskartellen und der Konföderation der Arbeit, der französischen Gewerkschaftszentrale an, deren syndikalistische Leitung dem französischen Spießer besonders verhaßt ist. Und die Regierung mußte gewähren lassen. Sie mußte weiter mit den Beamtenorganisationen verhandeln, mußte ihre Delegierten empfangen, ihre Forderungen teilweise anerkennen. Als 1910 die Bischöfe einen Kreuzzug gegen die weltliche Volksschule begannen, da war es nicht der Staat, sondern es waren die Lehrerorganisationen, die den Kampf aufnahmen und durchfochten, die gegen die Bischöfe Strafanträge stellten und die so wichtige weltliche Schule zu sichern wußten.

So hat die Beamtenbewegung in wenigen Jahren die ganze Verwaltung umgestaltet. Das Prinzip der strengen Unterordnung, der Hierarchie kann nicht mehr aufrechterhalten werden. An seine Stelle ist eine Art von Konstitutionalismus getreten, der zur Hebung der materiellen und moralischen Lage der mittleren und kleinen Beamten sehr viel beigetragen hat. Unter dem Drucke der Organisationen haben Regierung und Parlament in den letzten acht Jahren mehr für die Beamten getan als in den dreißig vorhergehenden Jahren. Aber, wie bereits angeführt, hat die Beamtenbewegung sehr viel zur Schärfung des bürgerlichen Klassenbewußtseins bei den Demokraten beigetragen. Sie lauern förmlich auf die Gelegenheit, um ihr Abbruch zu tun; freilich nur auf Schleichwegen, denn einen offenen Kampf wagen sie nicht. Dazu sind die Beamtenorganisationen schon zu mächtig. So wollte das Ministerium Poincaré die bereits angeführten Resolutionen des Kongresses von Chambéry zu einem Schlage gegen die Lehrergewerkschaften ausnützen, obwohl die Lehrer recht energisch sich dagegen verwahren, eine antimilitaristische oder antipatriotische Kundgebung geplant zu haben, und erklären, sie haben sich nur gegen den Chauvinismus wenden wollen, der die Rechte der anderen Nationen nicht anerkennt. Die Regierung hat aber bisher nur eines erreicht: sie hat die Einigkeit in der Beamtenbewegung gefestigt. Der Verband der „Amicales" der Volksschullehrer hat sich sofort mit den Lehrergewerkschaften solidarisch erklärt; gegen seine 100 000 Mitglieder ist der Minister machtlos. Zugleich haben die anderen Beamtenorganisationen in präzisen Resolutionen erklärt, sie werden den Lehrern beistehen und mit ihnen sich gegen jedes Attentat auf die Vereinsfreiheit energisch wehren.

Nicht nur die Vereinsfreiheit gilt es zu wahren, sondern auch die Gedankenfreiheit. Die Volksschullehrer beanspruchen für sich das Recht der vollen Gedankenfreiheit; sie wollen sich keine offiziellen Dogmen aufdrängen lassen, weder religiöse noch hurrapatriotische Dogmen; sie verlangen vielmehr das Recht, alle Lehren kritisch zu prüfen. Freiheit der Kritik, das ist ihre Losung. Sie wollen ihren Schülern keine auswendig gelernten Sprüche vorplaudern, sondern aus ihrer Überzeugung heraus lehren. Vor allem soll die Volksschule die Schule des Volkes sein. Deshalb wollen die Lehrer sich nicht vom Volke absondern, sondern sich ihm nähern und namentlich mit dem Proletariat zusammenleben und zusammenwirken. Sie haben erkannt, daß die weltliche Volksschule nur dann sich entfalten und alle ihre Früchte tragen kann, wenn sie sich auf das klassenbewußte Proletariat, das heißt auf den Träger des Kulturfortschrittes stützt. Da, wo die Arbeiterorganisationen schwach sind in Frankreich, da wird auch die weltliche Schule am meisten befehdet, da blüht auch die Konkurrenz, die Pfaffenschule. Deshalb wollen die Lehrer trotz aller Befehle von „oben" sich nicht von den proletarischen Organisationen trennen.

In klaren Worten, ohne jede Übertreibung, aber ohne jede Mutlosigkeit haben die Lehrer diesen ihren Standpunkt auseinandergesetzt. Und ihre Erklärungen haben auch auf manchen bürgerlichen Demokraten Eindruck gemacht. Die Radikalen wagen es nicht, mit ihnen zu brechen. Sie kennen nur zu genau den großen Einfluß der Lehrer auf die aufgeklärten Volksmassen, besonders auf die jüngeren Generationen. Die Regierung selbst hat bisher es noch nicht gewagt, auch nur einen der sich widersetzenden Lehrer zu maßregeln, sondern hat sich mit geringeren disziplinarischen Strafen begnügt, obwohl keine einzige Organisation, keine einzige Gewerkschaft sich aufgelöst hat, sondern alle vielmehr dem Befehl des Ministers Trotz bieten. Nun sollen die Gerichte über die Gesetzlichkeit der Beamtengewerkschaften entscheiden. Die Lehrer sind entschlossen, in letzter Linie die Entscheidung des obersten Gerichtshofs, des Kassationsgerichtes, anzurufen und von ihm einen klaren Entscheid darüber zu verlangen, ob auf Grund der bestehenden Gesetze gerade sie das Koalitionsrecht nicht besitzen.

Wie aber auch der Entscheid der Gerichte ausfallen mag, die Beamtenorganisationen werden nicht umfallen und nicht verschwinden. Wenn die Beamtengewerkschaften gerichtlich aufgelöst werden, dann werden die betreffenden Kollegen neue Organisationen auf Grund des Vereinsgesetzes von 1901 bilden; die Lehrer werden sich den „Amicales" wieder anschließen. In den neuen Organisationen wird derselbe gewerkschaftliche, proletarische, fortschrittliche Geist herrschen wie in den aufgelösten; nur die Namen werden anders lauten. Und die Regierung wird mit ihnen genau so rechnen müssen wie bisher. Die Beamtenorganisationen haben bereits über das alte bureaukratische System gesiegt. Sie haben sich zu einer Macht entwickelt im Staate, die für Freiheit und Fortschritt wirkt. Keine Regierung kann ihnen ihre bisherigen Erfolge wieder entreißen oder gar sie auflösen. Sie sind mit zu wichtigen Faktoren des proletarischen, revolutionären Befreiungskampfes geworden.

Zur Revision des Binnenschiffahrts- und Flößereigesetzes.

Von **Paul Müller** (Berlin).

I.

Im Binnenschiffahrtsgebiet der Elbe, Oder und märkischen Wasserstraßen tobt seit dem 15. Februar ein Streik der Binnenschiffer (Steuerleute, Bootsleute, Maschinisten und Heizer), wie ihn so gewaltig und imposant dieser Beruf noch nicht sah. Abgesehen von den an sich minimalen Lohnforderungen stellen die am jetzigen Kampfe beteiligten Gruppen die Forderung nach Einführung der Nacht- und Sonntagsruhe; gekämpft wird heute in diesem größeren Teil der deutschen Binnenschiffahrt um die Einführung der Nachtruhe. Eine Forderung, die nicht neu ist und auch nicht nur für das bestreikte Gebiet, sondern für die gesamte deutsche Binnenschiffahrt wiederholt gestellt und in Wort und Schrift vertreten worden ist. Eine Forderung, die seit vielen Jahren Gegenstand amtlicher Verhandlungen und Enqueten wie auch neuerdings parlamentarischer Erörterungen gewesen ist. Gefordert wird in erster Linie die reichsgesetzliche Regelung der ganzen Materie. An Bundesrat und Reichstag richteten infolgedessen die interessierten organisierten Arbeiter in erster Linie ihre wohlbegründeten Forderungen auf folgender Basis:

A. Für die Decksmannschaften:

Nachtruhe.

1. Während der Fahrt: Eine gemeinsame ununterbrochene Mindestruhezeit von 8 Stunden. Ausnahmen hiervon sind zulässig bei Havarien, Hochwasser, Sturmwind und Eisgefahr.

2. Beim Stilliegen: Eine gemeinsame ununterbrochene Mindestruhezeit von 10 Stunden während des Aufenthaltes der Fahrzeuge in den Häfen, an den Umschlagsplätzen und sonstigen Stationen.

Sonntagsruhe.

1. Für die Schlepp- und Güterschiffahrt völlige Sonntagsruhe.

2. In der Personenschiffahrt ist während der Saison jeder dritte Sonntag und in den Wochen, in welchen ein Sonntag nicht gewährt wird, ein Tag in der Woche freizugeben. Während der übrigen Zeit des Jahres tritt völlige Sonntagsruhe ein.

B. Für das Maschinenpersonal:

Auf Schiffen, die sich in der Fahrt befinden, eine tägliche Mindestnachtruhe von 8 Stunden, die nur bei Havarien, Hochwasser, Sturm oder Eisgefahr unterbrochen oder verkürzt werden darf. Während der Ruhezeit, die zwischen 8 Uhr abends und 6 Uhr morgens gelegt sein soll, muß die Fahrt eingestellt werden.

Auf Schiffen, die sich im Hafen befinden, an Anlegestellen liegen oder sich außer Betrieb befinden, soll die Mindestruhezeit 10 Stunden betragen.

Auf größeren Fahrzeugen oder soweit dies bei mangelhaften Anlagen der Kessel- oder Maschinenräume sonst notwendig erscheint, muß eine Ablösung des Maschinenpersonals in Zeiträumen von drei bis vier Stunden angeordnet werden.

Mit Ausnahme der Personenschiffahrt ist an Sonn- und Festtagen der Betrieb, das Beladen und Entladen der Schiffe zu untersagen.

In der Personenschiffahrt ist im Sommer, soweit der Sonntag aus betriebstechnischen Gründen nicht freigegeben werden kann, in der Woche ein Ruhetag zu gewähren, während im Winter möglichst die Ruhetage auf den Sonntag verlegt werden sollen.

Es sind dies die Forderungen, die von den Reichskonferenzen der hier benannten Gruppen aufgestellt sind.

Während sich der Reichstag wiederholt mit großer Majorität direkt und indirekt für die reichsgesetzliche Regelung der Nacht- und Sonntagsruhe in der Binnenschiffahrt ausgesprochen hat, verhält sich die Reichsregierung trotz des gewohnheitsmäßigen offiziellen Schlendrians zwar nicht vollkommen und prinzipiell ablehnend, widersetzt sich aber der reichsgesetzlichen Anerkennung; sie ist sonst aber bereit, die Frage territorial auf dem bekannten, ziemlich krummen und mit tausend Wenn und Aber gepflasterten Wege der Verordnung durch die zuständigen Landesbehörden „lösen" zu lassen. Dieses Vorhaben der Reichsregierung wird mit dem Hinweis auf alle möglichen angeblich bestehenden beruflichen und betriebstechnischen, in den verschiedenen Binnenschiffahrtsgebieten verschieden gestalteten Schwierigkeiten zu begründen versucht. Diese Verschiedenheiten sollen die einheitliche und reichsgesetzliche Einführung der Nacht- und Sonntagsruhe zur platten Unmöglichkeit machen: der bekannte offizielle Einwand, der stets erhoben wird, wenn die Regierung davor zurückschreckt, den Interessen des Großkapitals ernstlich zu nahe zu treten. Kein Wunder, wenn die Reichsregierung mit ihren verschwommenen Plänen und limonadenhaften Vorschlägen nicht nur dem stärksten Mißtrauen der Binnenschiffer begegnet, sondern auch auf deren schärfsten Widerspruch stößt. Dazu reizen ihre Maßnahmen und Vorschläge auch förmlich an. Ihr Erstlingsversuch auf dem Rheinstrom und ihre entsprechenden Vorschläge auf einer Koblenzer Konferenz am 21. November vorigen Jahres bestätigen das nur. Dort blieb die Regierung mit ihren Vorschlägen nicht nur mehr als zu weit hinter den sachlichen Forderungen der Binnenschiffer zurück, nein, sie verböserte die Sachlage noch dadurch, daß sie mit ihren Vorschlägen selbst noch hinter der heutigen tariflichen Regelung der Nachtruhe auf dem Rheinstrom, die sie vordem selbst als vorbildlich erachtet hatte, weit zurückblieb. Durch dieses ihr Verhalten provozierte sie nachstehende Erklärung der beteiligten Binnenschiffer auf einer am 15. Dezember in Köln a. Rh. stattgefundenen Konferenz:

Die Regierungsvorschläge sehen vor:

1. Eine mindestens siebenstündige, zusammenhängende Nachtruhe für die Schiffsbesatzungen auf Schlepp- und Güter-, Dampf- und Motorschiffen sowie Schleppkähnen, welche vom Schiffsführer in die Zeit von 6 Uhr abends bis 8 Uhr morgens gelegt werden muß;
2. daß die Ruhezeit nicht für das Schiff, sondern für die Person gelten soll;
3. daß der erste Oster-, Pfingst- und Weihnachtsfeiertag, der Karfreitag und monatlich ein Sonntag als Ruhetag gelten sollen.

Die Konferenz erklärte diese Vorschläge in keiner Hinsicht für ausreichend und erhob folgende Forderungen:

1. Einführung einer gemeinsamen, ununterbrochenen Mindestnachtruhe von 8 Stunden für alle in der Binnenschiffahrt und Flößerei beschäftigten Personen;
2. daß diese Nachtruhe in die Zeit von 8 Uhr abends bis 6 Uhr morgens zu verlegen ist;
3. in Häfen und Umschlagsplätzen eine Nachtruhe von mindestens 10 Stunden;
4. für die Schlepp- und Güterschiffahrt eine völlige Sonntagsruhe;
5. für die Personenschiffahrt wöchentlich mindestens einen Ruhetag.

Die Konferenz fordert nach wie vor die reichsgesetzliche Regelung dieser Materie und erkennt an, daß bei ihrer Durchführung in bestimmten Fällen auf die Schiffahrtsverhältnisse hinreichend Rücksicht genommen werden muß.

In Rücksicht darauf, daß diese Materie im Sinne vorstehender Forderungen bereits ihre teilweise tarifliche Regelung auf dem Rheinstrom gefunden hat und damit die Möglichkeit ihrer Durchführung erwiesen ist, fordert die Konferenz die gesetzgebenden Körperschaften des Reiches auf, denselben baldigst gesetzliche Anerkennung zu verschaffen.

Mehr Rücksicht auf die jeweiligen Berufs- und Betriebsschwierigkeiten bei Lösung einer an sich so schwierigen sozialpolitischen Forderung kann man doch wirklich von den Arbeitern nicht verlangen. Daß auch hier Decks- und Maschinenpersonal konform gehen, sei nur nebenbei festgestellt.

Fordern also einerseits die Mannschaften seit Jahren energisch die Nacht- und Sonntagsruhe, anerkennen auch maßgebende amtliche und private Kreise die Notwendigkeit ihrer Einführung — das Großunternehmertum in der Binnenschiffahrt sträubte sich mit aller Gewalt gegen die Anerkennung dieser so selbstverständlichen Forderung namentlich durch die Reichsgesetzgebung und ließ es sogar über diese Forderung zu dem gegenwärtigen Riesenkampf in der Binnenschiffahrt kommen. Noch im November 1912 petitionierte der „Zentralverein für deutsche Binnenschiffahrt" in Gemeinschaft mit vielen Handelskammern beim Reichstag gegen diese selbst vom Reichsgesundheitsamt und der Kommission für Arbeiterstatistik als notwendig und durchführbar anerkannte Forderung und bezog sich in der Begründung auf eine am 22. März 1912 von ihm gefaßte Resolution, in der er unter anderem erklärt:

1. daß es aus Gründen, die in der Natur des Schiffahrtsbetriebs liegen, nicht angängig ist, die Arbeitszeit in einem unregelmäßigen Betrieb gesetzlich einheitlich zu regeln,

2. daß der Beweis für die Notwendigkeit eines gesetzgeberischen Eingreifens weder durch die Verhandlungen des Beirats für Arbeiterstatistik noch durch das Gutachten des Reichsgesundheitsamtes erbracht worden ist,

3. daß auch durch die angestrebte zwangsweise Beschränkung der Bewegungsfreiheit des Binnenschiffahrtsbetriebs nicht allein die Schiffahrtsunternehmungen selbst, sondern auch die Interessen von Handel und Verkehr auf das schwerste geschädigt werden,

4. daß mit einer solchen Schädigung der Binnenschiffahrt, die ohnehin, wie allgemein bekannt ist, sich in einem Notstand befindet, der bereits die königlich preußische Staatsregierung zur Ergreifung besonderer Maßnahmen veranlaßt hat, am letzten Ende auch eine Schädigung der Arbeitnehmer, insbesondere durch eine dann notwendig werdende Herabsetzung der Löhne, verbunden sein muß,

5. daß durch eine Verkümmerung der Binnenschiffahrt die auf Kosten des Staates beziehungsweise der Gesamtheit der Steuerzahler unterhaltenen und verbesserten Wasserstraßen in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung beeinträchtigt und daß auf denjenigen Wasserstraßen, auf denen Schiffahrtsabgaben erhoben werden, die fiskalischen Interessen des Staates auf das empfindlichste geschädigt werden,

6. daß aus allen diesen Gründen die Bestrebungen nach gesetzlicher Regelung der Sonntags- und Nachtruhe in der Binnenschiffahrt im Interesse der Aufrechterhaltung der Lebensfähigkeit, insbesondere der Wettbewerbsfähigkeit der Binnenschiffahrt gegenüber den Eisenbahnen, im Interesse von Handel, Industrie und Landwirtschaft und damit auch im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt mit allem Nachdruck bekämpft werden müssen.

Trotz eines entgegengesetzten Antrags der Petitionskommission erledigte der Reichstag diese Petition mitsamt ihrer arbeiterfeindlichen Begründung durch Übergang zur Tagesordnung.

Über die Notwendigkeit der Einführung der Nacht- und Sonntagsruhe, insbesondere der Nachtruhe, bestehen heute außer in Unternehmerkreisen begründete Zweifel nicht mehr; können nicht bestehen in einem Beruf, in dem Arbeitszeiten von 18, 24, 30 und selbst 40 Stunden gar nicht so selten sind. Über die Möglichkeit ist man sich auch in amtlichen Kreisen klar, und wäre man es noch nicht, die Tatsache, daß über 200 Unternehmer im Gebiet der Elbe, Oder und märkischen Wasserstraßen außer auf dem Rhein die Nachtruhe — wenn auch vorerst nur die fünfstündige — infolge des Streiks tariflich anerkannten, hätte die Möglichkeit der Durchführung dieser Forderungen zur Evidenz erwiesen. Jene neuerlichen Abmachungen basieren auf folgender Grundlage. Anerkannt wird:

1. Eine gemeinsame ununterbrochene Nachtruhe von 5 Stunden für das Jahr 1913, von 6 Stunden für die übrige Dauer des Tarifs.
2. Die Nachtruhe ist an Mann und Fahrzeug gebunden und fällt in die Zeit von abends 6 Uhr bis morgens 6 Uhr.
3. Anfang und Ende der Nachtruhe wird durch den Schiffsführer bestimmt.
4. Wird das Fahrzeug durch elementare Ereignisse an der Fahrt behindert, so fällt die Nachtruhe aus, wenn die Behinderung der Zeitdauer der vorgeschriebenen Nachtruhe gleichkommt oder diese überschreitet. Voraussetzung ist, daß die Mannschaft während der Fahrtunterbrechung zu Arbeiten nicht herangezogen wurde, andernfalls ist die Nachtruhe nachträglich zu gewähren.

Und trotzdem greift die Reichsregierung nicht ein, beugte dem Riesenstreik nicht vermittelnd vor, macht ihm kein Ende durch eine bundesratliche Anerkennung dieser Kardinalforderungen der Binnenschiffer. Das beweist die Ohnmacht der Reichsregierung dem interessierten Unternehmertum auch in der Binnenschiffahrt gegenüber, namentlich in sozialpolitischen Fragen.

Für den Laien mag es überhaupt ganz unverständlich erscheinen, wieso und warum eine Arbeitergruppe wie die Binnenschiffer und auch die Flößer um eine so selbstverständliche Forderung wie die Einführung der Nacht- und Sonntagsruhe überhaupt erst kämpfen müssen. Dieser Kampf ist eine natürliche Folge der heutigen rückständigen, ja man kann sagen mittelalterlichen Rechtslage der Binnenschiffer und Flößer überhaupt. Diese Rechtslage wiederum ist eine selbstverständliche Folge der buntscheckigen, sich einander aufhebenden, jedem modernen Rechtsempfinden hohnsprechenden und verletzenden Gesetzgebung, der die Binnenschiffer und Flößer heute leider noch unterstehen. Ihre Rechtslage entspricht auch nicht der modernen Entwicklung des ganzen Gewerbes und der sozialen Bedeutung des Berufs selbst. Während von der amtlichen Zählung 1882 insgesamt 20 390 Fahrzeuge mit 2 100 705 Tonnen Ladefähigkeit erfaßt wurden, stellte sie 1907 26 235 Fahrzeuge mit 5 914 020 Tonnen fest. Hier sind Dampf-, Segel- und Schleppfahrzeuge zusammengefaßt. Seit 1907 ist die deutsche Binnenschiffahrtsflotte selbstverständlich im ständigen Wachsen begriffen. 1910 waren nach der offiziellen Statistik bei den drei zuständigen Berufsgenossenschaften (West- und Ostdeutsche und Elbschiffahrtsberufsgenossenschaft) insgesamt 18 136 Betriebe katastriert, deren Fahrzeuge eine Gesamtbemannung von 56 051 Personen aufwiesen. Auch die Verkehrs-

statistik der deutschen Binnenschiffahrt und Flößerei läßt ihre Bedeutung im Wirtschaftsleben erkennen. Sie erfaßte 1910 insgesamt 937 756 Fahrzeuge, die 95 792 984 Tonnen Ladung auf einer Fahrstrecke von 14 846,8 Kilometer transportierten. In der Flößerei wurden 1 245 695 Tonnen Floßholz befördert. Und die deutsche Binnenschiffahrt und der Binnenschiffahrtsverkehr auf allen Wasserstraßen ist in ständiger Entwicklung in technischer und kommerzieller Hinsicht begriffen. Die 55 000 bis 60 000 in diesem Beruf heute schon gegen Lohn beschäftigten Personen kann man unmöglich andauernd in einen gesindeordnungsmäßigen sozialrechtlichen Ausnahmezustand versetzen. Deshalb wird von den interessierten organisierten Arbeitergruppen (Decks- und Maschinenmannschaften) in erster Linie eine grundlegende Revision des Binnenschiffahrts- und Flößereigesetzes gefordert. Nach ihrer Auffassung ist es die Aufgabe der Gesetzgebung, die Vertrags- und Rechtsverhältnisse der in der Binnenschiffahrt und Flößerei gegen Lohn beschäftigten Personen fortschrittlicher, den neuzeitlichen Berufsverhältnissen und Rechtsanschauungen entsprechender zu gestalten.

Die geltenden, das Vertrags- und Rechtsverhältnis der in der Binnenschiffahrt und Flößerei tätigen Personen regelnden gesetzlichen Bestimmungen erfüllen diese Aufgabe nicht, können sie nicht erfüllen, weil sie in ihrer Rückständigkeit und Unzulänglichkeit formell ebenso unhaltbar wie prinzipiell reaktionär sind. Sie versetzen die in der Binnenschiffahrt und Flößerei tätigen Personen in einen Ausnahmezustand und tragen weder den neuzeitlichen Rechtsauffassungen noch den sich in ständiger Umwälzung befindlichen Betriebs- und Berufsverhältnissen Rechnung.

Diese Bestimmungen bezeichnen zwar die in der Binnenschiffahrt und Flößerei tätigen Personen als gewerbliche Arbeiter, schränken aber ohne Grund die dem gewerblichen Arbeiter zur Seite stehende vertrags- und privatrechtliche Gesetzgebung zu deren Nachteil erheblich ein. Sie lassen Fragen von einschneidender Bedeutung für die Gestaltung der sozialen und rechtlichen Lage der Binnenschiffer und Flößer vollkommen ungelöst, beeinträchtigen die Sicherheit des Fahrzeugs, gefährden Leben und Gesundheit der Besatzung und verletzen so die Rechte der Schiffsmannschaften.

Von dieser Auffassung ausgehend, forderte die am 10. und 11. November 1912 in Hamburg tagende Reichskonferenz der Binnenschiffer und Flößer nach einem von mir gehaltenen Referat:

1. daß eine durchgreifende Revision der Gesetze betreffend die Binnenschiffahrt und Flößerei vom 15. Juni 1895 und 20. Mai 1899, soweit ihre Bestimmungen auf das Vertrags- und Arbeitsverhältnis irgendwelchen Einfluß haben, herbeigeführt wird;

2. daß eine Übereinstimmung zwischen diesen zu revidierenden vertragsrechtlichen Bestimmungen und den Teilen der Gewerbeordnung, des Bürgerlichen Gesetzbuches und des Gewerbegerichtsgesetzes hergestellt wird, soweit sie auf die Binnenschiffer und Flößer Anwendung finden;

3. daß solche vertragsrechtliche Sonderbestimmungen im Binnenschiffahrtsgesetz geschaffen werden, die unter hinreichender Berücksichtigung der Berufs- und Betriebsverhältnisse a. die Kündigungsfristen, b. die Hin- und Rückbeorderung, c. den Landurlaub, d. den Gerichtsstand, e. das Verhältnis zwischen Schiffer und Mannschaft, f. Lohnzahlungsperioden, g. die Verteilung von Berge- und Hilfslohn, h. die Verjährungsfristen, i. die Ansprüche bei Havarien der Binnenschiffer und Flößer regeln.

Im engsten Zusammenhang mit den rechtlichen Verhältnissen in der Binnenschiffahrt steht meines Erachtens die Bemannungsfrage und die Frage der Sicherheitsverhältnisse an Bord der Fahrzeuge selbst. Auch hier herrscht die privatkapitalistische Willkür und behördliche Schlamperei auf allen Stromläufen und Kanälen vor. Was wir in dieser Hinsicht an territorialen behördlichen Verordnungen haben, steht auf dem Papier, ist theoretisch auffrisiert und praktisch ohne Wert und Wirkung. Namentlich in Streikzeiten (1912 auf dem Rheinstrom und 1913 auf der Elbe, Oder und märkischen Wasserstraßen) herrschten und herrschen im Bemannungswesen mit Wissen und Willen der Behörden anarchische Zustände vor. Eine gesetzliche Handhabe, diesem Unfug zu steuern, bestand und besteht nicht. Deshalb fordern die Binnenschiffer und Flößer generell:

a. eine reichsgesetzliche Regelung des Bemannungswesens für die gesamte deutsche Binnenschiffahrt;

b. Aufhebung der diesbezüglichen privaten Vorschriften und lokalbehördlichen Verordnungen;

c. Festsetzung der Mannschaftsstärke nach dem Tonnengehalt der Schiffe auf allen deutschen Wasserstraßen unter Berücksichtigung der Schiffsgattungen und der jeweiligen Sonderverhältnisse auf den verschiedenen Hauptwasserstraßen;

d. hinreichende Garantien für die Qualität der Mannschaften;

e. hinreichende Entschädigung für Mehrleistungen irgendwelcher Art für den Fall der Mannschaftsverminderung an die verbleibenden Mannschaften;

f. behördliche Kontrolle über die Durchführung der gesetzlichen Bemannungsvorschriften.

Auch die Maschinisten und Heizer fordern eine reichsgesetzliche Regelung der Bemannung der mit eigener Triebkraft ausgerüsteten Fahrzeuge sowie Aufhebung der teilweise bestehenden lokalen und polizeilichen Bestimmungen. Maßgebend soll dabei sein die Größe der Heizfläche und die Maschinenstärke unter Berücksichtigung der Schiffstypen und der Wasserverhältnisse.

Die Interessen an diesem ganzen sozialen Fragenkomplex, namentlich aber an der geforderten Revision des Binnenschiffahrts- und Flößereigesetzes, sind naturgemäß nicht die gleichen; je nach der sozialen Stellung der Binnenschiffahrtsinteressenten sind sie verschieden. Von den 133 Paragraphen des Binnenschiffahrts- und den 33 Paragraphen des Flößereigesetzes, also zusammen 166 Paragraphen, sind es höchstens 30 bis 35 Paragraphen, die für die Arbeiter von unmittelbarer rechtlicher Wirkung sind; sie weisen zivil- und vertragsrechtliche Bestimmungen auf, während im übrigen das Binnenschiffahrts- und Flößereigesetz privatrechtliche Verhältnisse der Binnenschiffahrt und Flößerei regelt. Gegen den vertragsrechtlichen Teil des Gesetzes wendet sich meine Kritik, in ihm finde ich alle die für die Binnenschiffer und Flößer so schwere Nachteile mit sich bringenden Einschränkungen gegenüber dem an sich gewiß nicht lückenlosen allgemeinen Arbeiterrecht in Deutschland, wie wir es in der Gewerbeordnung, dem Bürgerlichen Gesetzbuch und, soweit der Gerichtsstand in Frage kommt, auch im Gewerbegerichtsgesetz paragraphiert finden. Alle die hier angezogenen Reichsgesetze sind zum Teil auch für die Binnenschiffer zuständig, da nach dem § 21 des Binnenschiffahrtsgesetzes die Schiffsmannschaften der Gewerbeordnung unterstehen. In allen für das Vertragsverhältnis entscheidenden Fragen unterstehen sie aber dem

Binnenschiffahrts-, also einem separaten, noch dazu Ausnahmegesetz. Zum allergrößten Teile und in allen entscheidenden Fragen hebt das Binnenschiffahrtsgesetz die fortschrittlichen Bestimmungen zum Beispiel der Gewerbeordnung auf, macht sie für die Schiffsmannschaften rechtlich unwirksam. Dieser gesetzliche Dualismus gestaltet die Rechtslage der Schiffsmannschaften ebenso rückständig wie kompliziert. Es fehlt heute für die Binnenschiffahrt und Flößerei ein einheitlich-zwingendes Recht. Die Mängel, die sich daraus ergeben müssen, liegen auf der Hand; sie lassen sich am deutlichsten aus den Forderungen erkennen, die ich vorstehend zusammengefaßt habe. Diese Mängel kritisieren, heißt die vorstehenden Forderungen in prinzipieller und sachlicher Beziehung begründen.

II.

Das heute geltende Binnenschiffahrts- und Flößereigesetz vom 15. Juni 1895 bezw. 20. Mai 1898 ist, soweit es regelnd in das Vertrags- und Arbeitsverhältnis eingreift, prinzipiell so reaktionär, praktisch so rückständig wie nur möglich. Es wird in seinen entscheidenden Punkten von dem Geiste der ultrareaktionären Seemannsordnung in ihrer alten und neuen Fassung von 1872 bezw. 1902 beherrscht. Es ist dehnbar, lückenhaft und deshalb in jeder Hinsicht unzulänglich. Raffinierte Unternehmer und engherzige Behörden und Richter können es drehen und wenden wie eine Wagendeichsel. Entweder nimmt es gar keine oder auch zu weitgehende Rücksicht auf die Eigenarten des Berufs beziehungsweise Betriebs, zum Nachteil der — Schiffsmannschaften natürlich. Es kollidiert in seinen einschlägigen Bestimmungen mit dem allgemeinen gewerblichen Recht und schlägt den neuzeitlichen Rechtsauffassungen aller modernen Menschen direkt ins Gesicht. Jedenfalls haben seine Väter auf die grundstürzenden Umwälzungen im gesamten Gewerbe, auf die moderne Umwandlung vom Segel- zum Dampfschiffbetrieb, auf die ständig auftretenden technischen Neuerungen aller Art, auf die rapide fortschreitende Betriebs- und Kapitalskonzentration, auf die statistisch nachweisbare Steigerung der gesamten Mannschaftsziffern und auf die offenbar stark zunehmende Proletarisierung im Binnenschiffahrtsgewerbe nicht die allermindeste Rücksicht bei der Formulierung der heute geltenden Rechtsgrundsätze genommen.

Strittig könnte die Frage sein, ob wir für die Binnenschiffer und Flößer nach dem Beispiel der Seemannsordnung und ihrer Nebengesetze ein Spezialgesetz fordern sollten. Mir erscheint die Seemannsordnung als Beispiel recht wenig geeignet, eine solche Forderung zu begründen. Ausgehend von der grundsätzlichen allgemeinen Forderung nach einer Kodifikation des deutschen gewerblichen Arbeiterrechtes, müssen wir hier zunächst eine moderne Umgestaltung des Teiles des Binnenschiffahrtsgesetzes fordern, der das Vertrags- und Arbeitsverhältnis der Binnenschiffer und Flößer regelt; ferner, daß zum mindesten eine Übereinstimmung mit dem heute nach der Gewerbeordnung geltenden allgemeinen Arbeiterrecht herbeigeführt wird, wenn man es nicht vorzieht, die Binnenschiffer und Flößer ganz generell der Gewerbeordnung zu unterstellen. Ich halte diesen Weg, so einladend er auf den ersten Blick auch scheinen mag, nicht für gangbar aus dem einfachen Grunde, weil ich anerkenne, daß auch hier die Gesetzgebung doch wohl gewisse Rücksichten auf die nicht wegzuleugnenden Eigenarten des Gewerbes wird nehmen müssen. Unnötig, an dieser

Stelle zu sagen, daß diese Rücksichtnahme keine übertriebene und einseitige sein darf.

Von diesem Standpunkt ausgehend, halte ich in erster Linie die §§ 5 bis 6, 8, 20 bis 25, 85, 95, 117 bis 118 des Binnenschiffahrtsgesetzes und die §§ 18 bis 21 des Flößereigesetzes für dringend revisionsbedürftig. Außerdem wäre ein Nebengesetz zu schaffen, das die Bemannungsfrage zu regeln hätte, da ja sämtliche Bundesratsverordnungen dem Mitbestimmungsrecht des Reichstags entzogen sind. Es ist ein absurder Zustand, daß auch in der Bemannungsfrage keinerlei Rücksicht auf die tatsächlichen Verhältnisse genommen wird. Hatten früher die Fahrzeuge eine Tragfähigkeit von 600 bis 800 Tonnen, so sind heute Fahrzeuge von 1400 bis 1800 Tonnen, auf dem Rhein selbst über 3000 bis 3600 Tonnen, fast die Regel. Die Bemannungsstärke ist aber fast dieselbe geblieben; unbefahrene Leute, selbst Frauen und Jugendliche gelten bei eventuellen behördlichen Mannschaftszählungen als schiffahrtskundige, das heißt vollgültige befahrene Leute. Bei einer Zählung durch die Organisation hatten von 4297 Fahrzeugen 1048, also ungefähr 25 Prozent, eine in jeder Hinsicht ungenügende Besatzung, selbst nach den heutigen total unzulänglichen strombehördlichen Verordnungen. Dasselbe trifft auf den Rhein und auf die Floßbesatzungen zu. Es gibt Flöße von 130 bis 150 Meter Länge und 75 bis 100 Zentimeter Tiefgang, die nur mit zwei Mann besetzt sind — eine Besatzung, die entschieden zu schwach ist.

Gewiß, auch die Rechtsverhältnisse der wirtschaftlich vollkommen abhängigen, also unselbständigen Schiffer und Schiffsführer (also nicht Schiffseigner, auf dem Rhein auch Setzschiffer genannt) liegen sehr im argen. Auf sie beziehen sich die §§ 7 bis 20 des Binnenschiffahrtsgesetzes. In diesen Paragraphen, die ich selbstverständlich gleichfalls für dringend revisionsbedürftig halte, sind nur die Pflichten des Schiffsführers seinen Auftraggebern gegenüber festgelegt, von Rechten findet man dort keine Spur. Der § 20 unterstellt die Schiffsführer nur formell der Gewerbeordnung, soweit ihr § 133a in Frage kommt; aber auch nur, „soweit hier (im Binnenschiffahrtsgesetz) nicht ein anderes bestimmt ist"! Also auch die Schiffsführer sind der Willkür ihrer jeweiligen „Brotgeber" ausgeliefert; nicht nur auf Grund des Binnenschiffahrtsgesetzes, sondern auch nach den einschlägigen Bestimmungen des Handelsgesetzbuches.

Die Bestimmungen der von mir oben angezogenen Paragraphen des Binnenschiffahrtsgesetzes, die für die Schiffsmannschaften gelten, beziehen sich auf a. die Kündigungsfristen, b. die Hin- und Rückbeförderung, c. den Landurlaub, d. den Gerichtsstand, e. das Verhältnis zwischen Schiffer und Mannschaft, f. Lohnzahlungsperioden, g. die Verteilung von Berge- und Hilfslohn, h. die Verjährungsfristen, i. die Ansprüche bei Havarien.

Trotz der §§ 122 bis 124a der Gewerbeordnung wird die Kündigungsfrist für die Binnenschiffer willkürlich festgesetzt und nur zu oft mit Wissen und Willen der Gerichte durchbrochen. Selbst die kündigungslose Entlassung aus nichtigen Anlässen ist gang und gäbe. Die Gewerbegerichte treffen zum Nachteil der Mannschaften die widersprechendsten Entscheidungen. Es fehlt an einer gesetzlich festgesetzten, für beide Teile gleichen, möglichst kurzen Kündigungsfrist, die zwingend sein muß.

Vollkommen ist der Schiffsmann der Willkür ausgeliefert, soweit die Übernahme der Kosten für die Hin- und Rückbeförderung bei Beginn und Beendigung des Dienstes in Frage kommt. Diese zu tragen, ist selbst nach der Seemannsordnung in allen Fällen unstreitig Pflicht des Reeders. Es fehlt aber eine dahingehende einheitliche, klare und zwingende Bestimmung im Binnenschiffahrtsgesetz, und die Gerichte entscheiden deshalb nach Gutdünken bald so, bald so.

In eine sklavische Abhängigkeit bringt der § 23 des Binnenschiffahrtsgesetzes den Schiffsmann, soweit die Pflicht zur Dienstverrichtung und das Recht auf Landurlaub in Frage kommt. Ihm geht der § 22 voraus, der die Pflicht zum Dienstantritt ausspricht und folgenden Wortlaut hat: „Die Verpflichtung des Schiffsmanns zum Dienstantritt beginnt, wenn nichts anderes verabredet ist, mit dem Abschluß des Dienstvertrags. Tritt der Schiffsmann den Dienst nicht binnen vierundzwanzig Stunden an, so braucht er nicht mehr angenommen zu werden. Der Anspruch des Schiffseigners auf Schadenersatz wird hierdurch nicht berührt."

Der § 23 hat folgenden Wortlaut: „Der Schiffsmann ist verpflichtet, in Ansehung des Schiffsdienstes den Anordnungen des Schiffers Folge zu leisten und jederzeit alle für Schiff und Ladung ihm übertragenen Arbeiten zu verrichten. Er darf das Schiff ohne Erlaubnis des Schiffers nicht verlassen. Verunglückt das Schiff, so hat der Schiffsmann für Rettung der Personen und ihres Gepäckes sowie für Sicherstellung der Schiffsteile, der Gerätschaften und der Ladung den Anordnungen des Schiffers gemäß nach besten Kräften zu sorgen."

Man mag den § 22 noch hinnehmen, der § 23 widerspricht allen vernünftigen sozialpolitischen Grundsätzen. Er ist fast wörtlich der Seemannsordnung entnommen. Er läßt der Willkür freiesten Spielraum, verpflichtet zum Kadavergehorsam, schließt jede Beschränkung der Arbeitszeit aus, macht jede Nacht- und Sonntagsruhe illusorisch, hebt mithin alle Schutzbestimmungen, die irgendwo für die Schiffsmannschaft getroffen sind, restlos auf. Wird er angewandt, so ist nicht einmal eine Begründung dafür erforderlich. Hier ist also wirklich eine weitgehende Einschränkung am Platze, wenn anders die später zu treffenden Maßnahmen zur Einführung der Nacht- und Sonntagsruhe nicht eine Farce sein und bleiben sollen.

Äußerst kompliziert und deshalb bedenklich ist heute der Gerichtsstand der Binnenschiffer und Flößer, soweit sie Streitigkeiten aus dem Lohn- und Arbeitsverhältnis austragen wollen. Sie unterstehen der Gewerbeordnung, folglich auch dem Gewerbegerichtsgesetz. Im § 27 des Gewerbegerichtsgesetzes heißt es:

> Zuständig ist dasjenige Gewerbegericht, in dessen Bezirk die streitige Verpflichtung zu erfüllen ist oder sich die gewerbliche Niederlassung des Arbeitgebers befindet oder beide Parteien ihren Wohnsitz haben.
>
> Unter mehreren zuständigen Gewerbegerichten hat der Kläger die Wahl.

Demgegenüber bestimmt der § 6 des Binnenschiffahrtsgesetzes:

> Das Gericht des Ortes, von dem aus die Schiffahrt mit dem Schiffe betrieben wird (Heimatort), ist für alle gegen den Schiffseigner als solchen zu erhebenden Klagen zuständig, ohne Unterschied, ob er persönlich oder nur mit Schiff und Fracht haftet.

Unter mehreren hiernach in Betracht kommenden Orten gilt als Heimatort der Ort, wo die Geschäftsniederlassung, bei mehreren Niederlassungen die Hauptniederlassung und in Ermanglung einer Geschäftsniederlassung der Wohnsitz des Schiffseigners sich befindet.

Ist ein Heimatort nicht festzustellen, so gilt als solcher der Ort, wo der Schiffseigner zur Gewerbesteuer oder Einkommensteuer veranlagt wird.

Wer diese Bestimmungen mit den realen Binnenschiffahrtsverhältnissen vergleicht, wird die Schwierigkeiten anerkennen, in denen sich der Binnenschiffer befindet, wenn er sein Recht suchen will gegen einen Schiffseigner, der an einem Orte seinen Sitz hat, wo sich kein Gewerbegericht befindet. Er muß dann an das zuständige Amtsgericht mit seiner Klage. Verschleppung, hohe Unkosten und Schwierigkeiten bei der Zeugenbeschaffung spielen dann eine große entscheidende Rolle und verleiden es dem Schiffsmann, sein Recht überhaupt zu suchen. Hier muß Wandel geschaffen werden in der Weise, daß jedes erreichbare Gewerbegericht für Binnenschiffer zuständig ist.

Auch das Verhältnis des Schiffers zum Schiffsmann muß präziser gestaltet werden.

Wenn über die Zeit der Lohnzahlung nichts anderes „vereinbart" ist, so kann der Schiffsmann am Schlusse jeder zweiten Woche die Auszahlung des verdienten Lohnes verlangen.

Diese Bestimmungen im § 24 des Binnenschiffahrtsgesetzes sind so dehnbar und unpräzise wie nur möglich. Vor den willkürlichsten „Vereinbarungen" schützen hier den Schiffsmann auch nicht die §§ 115 bis 119a der Gewerbeordnung. Deshalb muß eine bedingungslose achttägige Lohnzahlungsperiode gefordert werden.

Nach § 117 des Binnenschiffahrtsgesetzes verjähren die aus den Dienstverträgen herrührenden Forderungen der Schiffsbesatzung schon nach einem Jahre. Darin erblicke ich eine durch nichts begründete Härte gegen die Mannschaften. Die Frist ist zu kurz. Zwei bis drei Jahre Frist müssen mindestens gefordert werden.

Auf Berge- und Hilfslohn hat der Binnenschiffer keinerlei Anspruch, ist also in dieser Beziehung schlechter gestellt wie der Seemann. So will es der § 93 Absatz 3 des Binnenschiffahrtsgesetzes, der lautet:

Wird ein in Gefahr befindliches, von der Schiffsbesatzung verlassenes Schiff, oder wird aus einem solchen vom Untergang unmittelbar bedrohten Schiffe die Ladung ganz oder teilweise geborgen, so hat der Berger Anspruch auf Bergelohn.

Wird außer den bezeichneten Fällen ein Schiff oder dessen Ladung aus einer Schiffahrtsgefahr durch die Hilfe dritter Personen gerettet, so haben diese Anspruch auf Hilfslohn.

Der Besatzung des Schiffes steht ein Anspruch auf Berge- oder Hilfslohn nicht zu.

Also der Anspruch auf Berge- und Hilfslohn besteht, nur die Besatzung ist von diesem Anspruch ausgeschlossen. Ein bitteres Unrecht, ein Ausnahmegesetz gegen die Mannschaften, für das ich bisher einen vernünftigen Grund noch von keiner Seite vernommen habe. Hier sollte man sich die Seemannsordnung zum Vorbild nehmen, die hier dem Handelsgesetzbuch folgt. Im § 749 des Handelsgesetzbuchs wird bestimmt:

Wird ein Schiff oder dessen Ladung ganz oder teilweise von einem anderen Schiffe geborgen oder gerettet, so wird der Berge- oder Hilfslohn zwischen dem Reeder, dem Schiffer und der übrigen Besatzung des anderen Schiffes in der Weise verteilt, daß zunächst dem Reeder die Schäden am Schiffe und Betriebsmehrkosten ersetzt werden, welche durch die Bergung oder Rettung entstanden sind, und daß von dem Reste der Reeder eines Dampfschiffes zwei Drittel, eines Segelschiffes die Hälfte, der Schiffer und die übrige Besatzung eines Dampfschiffes je ein Sechstel, eines Segelschiffes je ein Viertel erhält.

Der auf die Schiffsbesatzung mit Ausnahme des Schiffers entfallende Betrag wird unter alle Mitglieder derselben mit besonderer Berücksichtigung der sachlichen und persönlichen Leistungen eines jeden verteilt. Die Verteilung erfolgt durch den Schiffer mittels eines vor Beendigung der Reise der Besatzung bekanntzugebenden Verteilungsplans, der den jedem Beteiligten zukommenden Bruchteil festsetzt.

Gegen den Verteilungsplan ist Einspruch bei demjenigen Seemannsamt zulässig usw.

Für die Schiffsmannschaften in der Binnenschiffahrt müssen zum mindesten dieselben Sätze gelten, was ausdrücklich gefordert wird. Um so mehr, als doch auch sie bei Verrichtung von Berge- und Hilfsarbeiten nicht nur erhebliche Mehrleistungen zu verrichten haben, sondern ihr Leben und ihre Gesundheit bestimmten Gefahren aussetzen.

Ferner erblicke ich ein schweres Unrecht — gleichwie in der Seeschiffahrt — darin, daß die Schiffsmannschaften auch in der Binnenschiffahrt bei folgenschweren Havarien und Schiffsverlusten keinerlei Ersatzansprüche stellen können, wenn ihr Hab und Gut dabei verloren geht. Sowohl die §§ 78 bis 91 des Binnenschiffahrtsgesetzes als auch die fraglichen Bestimmungen des Handelsgesetzbuchs (§§ 700 bis 724) sehen im Havarie- oder Verlustfall nur die eventuellen Entschädigungen für Schiff und Ladung vor, schließen aber die Mannschaften von jedem Entschädigungsanspruch für ihr verlorenes Gut aus. Wie der Schiffseigner und -verlader tragen doch auch die Mannschaften an Bord ein ständiges Risiko, sie sind vollkommen unschuldig an Havarien und Schiffsverlusten, haben keine Möglichkeit, diese und andere Gefahren abzuwehren, aber für ihren Schaden kommt im Unglücksfall niemand auf. Hier muß den Schiffseignern die Schadenersatzpflicht auferlegt werden. In erster Linie dem schuldigen Teil. In Fällen, wo beide Teile für schuldig befunden werden, mögen sie die Entschädigungspflicht zu beiden Teilen erfüllen.

Damit hätte ich die Hauptmängel des Binnenschiffahrts- und Flößereigesetzes (letzteres, soweit seine §§ 18 bis 21 in Frage kommen) dargelegt und seine unbedingte Revisionsbedürftigkeit nachgewiesen. Auf all die unwesentlichen Mängel einzugehen, erübrigt sich an dieser Stelle.

Die sozialdemokratische Fraktion des Reichstags wird nicht umhin können, die Forderung nach einer durchgreifenden Revision des Binnenschiffahrtsgesetzes in die Form eines Initiativantrags möglichst bald zu kleiden, nachdem die gesamten Mannschaften einen dahingehenden dringenden Wunsch geäußert haben. Ich weiß nur zu genau, daß die Erfolgaussichten eines solchen Antrags keine rosigen sind. Die parlamentarischen Mühlen mahlen äußerst langsam. Aber Regierung und Reichs-

tag können sich versichert halten, daß jede Verweigerung oder künstliche Verzögerung der hier geforderten Revision des geltenden Rechtes der Binnenschiffer und Flößer nur zur Folge hätte, daß der wirtschaftliche Kampf um soziale und sozialpolitische Forderungen in der Binnenschiffahrt und Flößerei nur noch stärker entbrennen würde! Der gegenwärtige Kampf der Binnenschiffer im Gebiet der Elbe, Oder und märkischen Wasserstraßen würde dann nur eine Art Ouvertüre zu diesen großen entscheidenden Kämpfen darstellen, die für die Binnenschiffahrt und damit für Handel und Industrie von weitesttragenden Folgen sein müßten. Wenn Regierung und Reichstag diese vermeiden wollen, so müssen sie sich beeilen, einer Entwicklung der Dinge in dieser Richtung vorzubeugen durch die geforderte Revision!

Literarische Rundschau.

Alexander VI. und sein Hof. Nach dem Tagebuch seines Zeremonienmeisters Burcardus. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Stuttgart, Robert Lutz. XX, 356 Seiten.

Italien, das ökonomisch Deutschland bis zum sechzehnten Jahrhundert voraus war, entwickelte auch früher wie dieses den fürstlichen Absolutismus. Der Kirchenstaat blieb davon nicht unberührt. Ebenso wie in Deutschland während der Reformation Kirchenfürsten sich kirchlichen Besitztums bemächtigten, um es in erblichen Familienbesitz zu verwandeln, was am ausgedehntesten der Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen, Albrecht, vollzog, so finden wir in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts bei den römischen Päpsten das Streben, nicht nur ihre Familienmitglieder — die „Nepoten" — mit Kirchengut zu bereichern, sondern direkt den Kirchenstaat in einen Familienbesitz, in einen weltlichen Staat zu verwandeln. Wäre dies Streben geglückt, dann stand zu erwarten, daß diese neue Macht ganz Italien an sich zog und es in einen nationalen Staat in gleicher Weise verwandelte, wie es um dieselbe Zeit für Frankreich und Spanien gelang. In der Tat erwartete Machiavelli etwas Derartiges.

Das hätte aber das Ende der katholischen Kirche bedeutet. Noch früher und ausgeprägter wäre die abendländische Christenheit in nationale Kirchen auseinander gefallen, als sie es im Zeitalter der Reformation tatsächlich getan. Rom hätte die Beherrschung Italiens mit dem Verzicht auf die Ausbeutung der christlichen Welt erkauft. Das mochte für eine päpstliche Familie ein lockendes Ziel sein, nicht aber für die päpstliche Bureaukratie. Als daher die Gefahr des Abfalls Deutschlands von der päpstlichen Kirche drohend wurde, setzte in dieser eine gewaltige Gegenbewegung gegen das Streben nach Verwandlung des Papstes in einen rein weltlichen Herrscher ein. Es fand für immer ein Ende.

Seinen Höhepunkt hat dies Streben unter dem Papst Alexander VI. erreicht (1492 bis 1503), mit seinem weltlichen Namen Rodrigo Borgia (oder Borja), dem seine Geliebte Vanozza de Cataneis vier Kinder geboren, darunter Cesare und Lucretia, denen er fürstliche Stellungen zu schaffen suchte. Vor allem trachtete er danach, seinem ältesten Sohne Cesare Borgia eine gewaltige Macht in Mittelitalien zu schaffen, die ihn instand setzen konnte, nach des Vaters Tode entweder als dessen Nachfolger das Werk der Begründung der Dynastie Borgia mit der Residenz Rom zu vollenden oder doch aus dem kommenden Papst das Werkzeug dieser Dynastie zu machen. Der vorzeitige Tod Alexanders und der Umstand, daß gerade zu diesem Zeitpunkt Cesare schwer erkrankt war, brachte dies Werk zum Scheitern, das beide

mit vollster Rücksichtslosigkeit und souveräner Verachtung aller herkömmlichen Moral gefördert hatten, bewundert von dem glühenden Patrioten und großen Denker Machiavelli, der Cesare Borgia als das Muster eines Fürsten, als den „Messias Italiens" pries, aber beschimpft und verabscheut von allen Feinden des Papsttums, dem gerade damals furchtbare Kritiker erstanden, die alle nicht begriffen, daß niemand jemals das Papsttum als internationale Macht mehr gefährdet hat wie Alexander VI.

Die Familie Borgia lebt seitdem als Ausbund aller Schlechtigkeit in der Geschichte fort.

Einer der Höflinge des Papstes Alexander war der Straßburger Geistliche Johann Burkhard, latinisiert Burcardus, der an den päpstlichen Hof ging und dort rasch aufstieg. Im Jahre 1481 kam er nach Rom, und 1483 erhielt er eine Anstellung im päpstlichen Zeremonienamt, dessen Vorsteher er bald wurde. Als Alexander VI. den Heiligen Stuhl bestieg (1492), fand er Burkhard bereits als Zeremonienmeister vor, und dieser hat Alexander noch um drei Jahre überlebt. Seit dem Jahre 1483 führte Burkhard bis zu seinem Tode ein genaues Tagebuch, das für die Vorkommnisse am päpstlichen Hofe eine wichtige Quelle geworden ist. Leider ist sie nur in mangelhaften Abschriften an die Öffentlichkeit gekommen. Von katholischer Seite wird behauptet, diese Kopien enthielten Fälschungen und Einschiebungen zuungunsten des Papstes, aber man hat sich gehütet, eine Korrektur durch Veröffentlichung des Originals zu ermöglichen. Ob jenes Original, wie die einen behaupten, vernichtet, wie andere annehmen, in den Geheimarchiven des Vatikan sorgfältig versteckt ist, wird sich völlig einwandfrei zurzeit kaum feststellen lassen. Aber das eine spräche ebensogut wie das andere dafür, daß die vatikanischen Bewahrer des ursprünglichen Manuskriptes alle Ursache hatten, es der Welt vorzuenthalten, da es den päpstlichen Hof in keinem besseren Lichte erscheinen ließ als die Abschriften.

Es ist jedoch übertrieben, wenn man aus den Tagebüchern, wie sie uns vorliegen, den Schluß zieht, die Borgias seien der Abschaum der Menschheit gewesen, hätten den Gipfel der Verworfenheit erklommen.

Wer so naiv ist, die katholischen Redensarten ernst zu nehmen und von einem Papste zu verlangen, er stehe außer und über der Gesellschaft, er sei ein Heiliger, wird in dem Lebenswandel Alexanders freilich ausgiebigen Anlaß zu den schärfsten Brandmarkungen finden. Wer ihn dagegen mit den Augen des materialistischen Historikers betrachtet, ihn als Kind seiner Zeit zu verstehen sucht, wird finden, er ebenso wie sein Sohn Cesare seien die echten Typen italienischer Renaissancefürsten gewesen und hätten sich durch jene ihrer Taten, die einwandfrei festgestellt sind, von ihren Kollegen weder im Guten noch im Bösen besonders unterschieden. Sie kennzeichnen den fürstlichen Absolutismus in seiner revolutionären Zeit, der Gesetz und Recht und Sitte mit Füßen trat, dem bloß die Gewalt imponierte, der einzig an die Gewalt appellierte, dem gegenüber die wildesten anarchistischen Terroristen unserer Zeit reine Waisenknaben sind.

Wären die Borgias für ihre Zeit außergewöhnliche Scheusale gewesen, wie hätte ein Machiavelli wagen dürfen, sie als Musterfürsten hinzustellen! Dabei ist zu bemerken, daß er sie noch pries nach dem Tode Alexanders, als Cesare bereits verfemt war und seine Lobpreisung nur Nachteil bringen konnte. Sie war also sicher aufrichtig gemeint.

Die Hauptvorwürfe, die man den Borgias macht, sind ihre Grausamkeit und Hinterlist gegenüber oppositionellen Elementen, namentlich widersetzlichen Adligen, und ihr Genußleben. Aber weder in der einen noch in der anderen Beziehung unterschieden sie sich von ihren Klassengenossen. Die Mittel, durch die zum Beispiel um die gleiche Zeit Ludwig XI. von Frankreich seine absolute Gewalt gegenüber dem Adel durchsetzte, unterschieden sich in nichts von denen der Borgias. Und wie stand es mit Heinrich VIII. von England? Oder später Peter dem Großen von Rußland? Daß es den deutschen Fürsten nur an Kraft ihrem Adel gegenüber,

nicht an Blutdurst und Tücke fehlte, bewiesen sie bei ihren Hinschlachtungen der niedergeworfenen Bauern. Was Marx vom Kapital sagt, daß es „zur Welt kommt, vom Kopf bis zur Zeh, aus allen Poren, blut- und schmutztriefend", das gilt auch von der modernen Monarchie, in Italien wie in Frankreich, in England wie in Deutschland oder in Rußland.

Als Beleg dafür sind allerdings die Tagebücher des päpstlichen Zeremonienmeisters sehr belehrend, aber man höre auf, als unerhörte individuelle Verirrungen etwas hinzustellen, was die ganze Klasse kennzeichnet.

Und was das Genußleben anbelangt, so entspricht das, was den Borgias vorgeworfen wird, nicht nur der fürstlichen, sondern vielfach sogar der bürgerlichen Moral jener Zeit, die von der unserigen sehr verschieden war.

Für unser modernes Empfinden klingt es freilich höchst anstößig, wenn wir etwa folgenden Bericht hören:

> Am Abend des letzten Oktobers 1501 veranstaltete Cesare Borgia in seinem Gemach im Vatikan ein Gelage mit fünfzig ehrbaren (!) Dirnen (meretrices honestae), Kurtisanen genannt, die nach dem Mahl mit den Dienern und anderen Anwesenden tanzten, zuerst in ihren Kleidern, dann nackt. Nach dem Mahl wurden die Tischleuchter mit den brennenden Kerzen auf den Boden gestellt und rings herum Kastanien gestreut, die die nackten Dirnen auf Händen und Füßen zwischen den Leuchtern durchkriechend auffammelten, wobei der Papst, Cesare und seine Schwester Lucretia zuschauten. Schließlich wurden Preise ausgesetzt, seidene Überröcke, Schuhe, Barette und anderes für die, welche mit den Dirnen am öftesten den Akt vollziehen konnten. Das Schauspiel fand hier im Saale öffentlich statt, und nach dem Urteil der Anwesenden wurden an die Sieger die Preise verteilt. (S. 315.)

Sicher erscheint uns das eine eigene Art für einen Papst und eine Fürstin, sich zu amüsieren. Aber fast noch eigenartiger wirkt es, daß der fromme Straßburger Geistliche uns dies Amüsement ganz trocken erzählt, ohne im geringsten auch nur Befremden zu verraten, nicht anders, als ein moderner Zeremonienmeister in seinem Tagebuch etwa von einer Truppenparade oder einem Ordensfest berichten würde. Das wird erklärlich, wenn man jene Vorkommnisse an den Anschauungen nicht unserer, sondern ihrer Zeit mißt.

Die Nacktheit war damals nichts Anstößiges. Männlein und Weiblein pflegten zusammen zu baden, mitunter ohne jegliches Kleidungsstück. Ja, es kam vor, daß „wohlerzogene Bürgerinnen" sich zu Hause auszogen und nackt durch die Straßen ins Bad liefen.

Wie ungeniert man in jenen Zeitläuften war, davon gibt uns Burkhard selbst ein Beispiel, wenn er nicht eine Orgie beschreibt, sondern einen sehr ehrbaren Vorgang, die Eheschließung Gofredo Borgias, eines der Söhne des Papstes Alexander, mit Sancia von Aragon, Tochter des Königs Alphons II. von Sizilien. Er erzählt, wie das Brautpaar am Abend in das Hochzeitsgemach gebracht wurde:

> Das Brautpaar betrat die geheime Kammer, wo ihm das Bett bereitet war, während der Legat mit dem König draußen blieb. In der Kammer entkleideten die Frauen und Fräulein das Paar und legten es zusammen ins Bett, den Bräutigam zur Rechten der Braut. Als sie so nackt unter Leintuch und Decke dalagen, traten der Legat und der König ein. In ihrer Gegenwart wurde das Paar von den Damen bis zur Nabelgegend aufgedeckt und der Bräutigam küßte ohne Scheu die Braut ab. Der Legat und der König blieben hier etwa eine halbe Stunde im Geplauder; dann verabschiedeten sich alle von dem Paar. (S. 124.)

Man wird zugeben müssen, daß Zeitläufte, in denen derartige Hochzeitszeremonien üblich waren, mit anderem Maße zu messen sind als die unseren.

Auch die Prostitution wurde im fünfzehnten Jahrhundert anders betrachtet als heute. Bei öffentlichen Festlichkeiten spielten die Prostituierten eine große Rolle. Den einziehenden Landesvater wußten die Stadtväter nicht besser zu ehren, als daß

sie ihm die Insassinnen der Freudenhäuser zum Willkomm entgegensandten. Eines der bekanntesten Bilder Makarts stellt dar, wie Kaiser Karl V. bei seinem Einzug in Antwerpen von nackten Dirnen geleitet wird.

Ebenso gebräuchlich war es, den Fürsten und hohen Herren die Benützung der Frauenhäuser freizustellen, ja, diese Häuser wurden vor ihrer Ankunft besonders hergerichtet und festlich geschmückt. Man glaubte, den Fürsten keine größere Freude zu machen, als wenn man ihnen freien Eintritt ins Frauenhaus gewährte. Als Kaiser Siegmund 1484 einige Zeit in Ulm blieb, wurden die Straßen beleuchtet, sobald der Kaiser oder sein Gefolge in das gemeine Tochterhaus gingen. Zwanzig Jahre vorher war der Kaiser mit 800 Pferden nach Bern gekommen und verweilte hier mehrere Tage. Da erließ der Rat in den Frauenhäusern der Stadt den Befehl, ihre Insassen sollten alle Herren vom königlichen Hofe freundlich und unentgeltlich empfangen, und die Stadt selbst bezahlte die Dirnen anstatt des Kaisers. Dafür dankte Sigismund öffentlich dem Berner Stadtmagistrat. (W. Rudeck, Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland, S. 33.)

Es sind also weniger besondere persönliche Eigenschaften Alexanders VI. als Eigenheiten seiner Zeit, die wir aus den Tagebüchern Burkhards erfahren. Sie werden dadurch nicht weniger wichtig.

Leider bilden aber die kulturhistorisch bemerkenswerten Darstellungen nur einen kleinen Teil der Mitteilungen des deutsch-römischen Höflings. In erster Linie ist er Zeremonienmeister und dementsprechend ein kleinlicher, trockener Pedant, den fast nur Zeremonien interessieren, über die er aufs genaueste berichtet. Die gräßlichsten Mordtaten berichtet er mit völliger Gleichgültigkeit. Wird aber irgend ein Zeremoniell verletzt, da zeigt er, daß auch er moralischer Entrüstung fähig ist.

Alles andere ist ihm Nebensache und wird nur nebenbei, wenn überhaupt, erwähnt. Selbst in der vorliegenden Ausgabe, die nur einen Auszug bildet, muß man sich durch ein Übermaß der langweiligsten Details durcharbeiten. Immerhin, wer diese Mühe nicht scheut, wird in dem Buche ein anschauliches Bild des Papsttums am Vorabend der deutschen Reformation finden. K. K.

Brougham Villiers, **Modern Democracy.** A Study in Tendencies. London 1912, T. Fisher Unwin.

Der Verfasser dieses Buches, der bereits ein Werk über die sozialistische Bewegung in England geschrieben hat, ist ein Mitglied der I. L. P. Die vorliegende Arbeit soll die gegenwärtige politische Haltung der englischen Arbeiterpartei, als deren wesentliche Merkmale die organisatorische Einheit mit den Arbeitermassen und die geistige Einheit mit dem entschiedeneren bürgerlichen Radikalismus bezeichnet werden dürfen, rechtfertigen. Im Grunde ist das Buch aber eine Theorie des politischen Opportunismus, der sich auf einer eigenartiger materialistischen Grundlage aufbaut.

Der Grundgedanke des Buches ist die Anschauung, daß die Politik der verschiedenen Parteien auch wider deren Willen von den durch sie vertretenen Wählermassen beherrscht wird. Die beiden demokratischen Richtungen, der Radikalismus und der Sozialismus, entspringen zwar ganz verschiedenen Wurzeln (Individualismus und Kommunismus), aber in ihrem Kontakt mit der wirklichen Welt machen beide einen steten Prozeß der Anpassung an wirkliche Bedürfnisse durch. Das Resultat dieses Anpassungsprozesses ist weder Radikalismus noch Sozialismus, sondern etwas völlig Neues, der oft formlose, unphilosophische Volkswille oder die Demokratie. Der Kampf zwischen Radikalismus und Sozialismus wird dadurch nicht ein Kampf zwischen zwei Gedankenrichtungen, sondern nur ein Kampf zwischen zwei Parteien; und die Politik beider Parteien wird kontrolliert von der Demokratie selber und geformt nach ihrem Ebenbilde.

Die Politik einer Klasse ist nur der Reflex der Taten und Bestrebungen der Angehörigen dieser Klasse im privaten Leben, aber beeinflußt durch die Konventionen der anderen Klassen. Maßgebend ist die Auffassung des Durchschnittsmenschen der betreffenden Klasse, der kein klares Klassenbewußtsein hat, und obschon ihm ein gewisses Klassenvorurteil eigen ist, dennoch dem jeweiligen Mittelpunkt des allgemeinen sozialen Gewissens ziemlich nahesteht.

Die Arbeiterklasse wird ihre Politik genau so gestalten, wie sie alles andere gestaltet hat. Die Klasse, die die Gewerkschaften und Genossenschaften geschaffen hat, wird den Staat mehr und mehr kooperativ gestalten und auf einem Minimallebensstandard bestehen. Aber nicht nur die Ziele, sondern auch die Methoden der Demokratie werden in der Politik dieselben sein wie im privaten und sozialen Leben: nämlich nicht revolutionär und sprunghaft, sondern langsam und stetig aufbauend und opportunistisch. Die Demokratie ist nach einem Worte Fouriers garantistisch, das heißt sie verlangt vom Staate, daß er dem Arbeiter ein gewisses Mindestmaß von wirtschaftlichem Wohlergehen garantiere. Die intellektuellen Führer der Arbeiter mögen revolutionär sein und die Palliative gering schätzen, weil sie gewissermaßen außerhalb der sozialen Frage stehen, aber der Arbeiter ist „philiströs, praktisch, garantistisch", weil ihn seine Lebensbedingungen dazu zwingen.

Der Liberalismus ist seit den Wahlreformen von 1867 und 1884 modernisiert worden. Das Erstehen der neuen Wählerschaft hatte unmittelbar die Wirkung, die sozialen Fragen in den Vordergrund zu schieben. Die Bodentheorie Henry Georges gewann immer mehr Anhänger unter den Liberalen. Die I. L. P. hatte den Liberalismus in der Provinz mächtig beeinflußt, bevor es noch eine unabhängige Arbeiterpartei gab. Die liberalen Kandidaten mußten ihren Forderungen Konzessionen machen, und so kamen immer mehr fortschrittliche Liberale ins Parlament. Die Partei wurde garantistisch.

Auch der Sozialismus ist im Kontakt mit der Demokratie modernisiert worden; er wurde opportunistisch. Dem intransigenten Kommunistischen Manifest folgte die S. D. P. mit ihrem Palliativprogramm, dieser die Fabian Society und die I. L. P. und schließlich die Labour Party.

Nach diesen Ausführungen müßte man eigentlich zu dem Schlusse gelangen, daß der Radikalismus und die Arbeiterpartei für alle Zeiten zusammengehören. Dies ist aber nicht des Verfassers Ansicht. Ein dauerndes Bündnis ist zwischen dem heutigen Liberalismus und der Arbeiterpartei nicht möglich, weil die liberale Partei von reichen Leuten finanziert wird, während die Arbeiterpartei von den Groschen der Arbeiter unterhalten wird. Deshalb wird der Liberalismus in den industriellen Distrikten auf die Dauer nicht gedeihen können; er wird sie nach und nach der Arbeiterpartei überlassen und sich auf ländliche Gebiete zurückziehen müssen. Diese Entwicklung zeigt sich jetzt schon darin, daß die Liberalen immer mehr der Bodenreformagitation ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Aber auch die neue liberale Agrarpartei wird auf die Dauer nur eine Arbeiterpartei sein können, die mit der industriellen Arbeiterpartei zusammengeht.

Das Hauptverdienst des Buches scheint uns darin zu liegen, daß es dem kritischen Leser eine Fülle interessanter Aufschlüsse über Ursprung und Wesen des modernen englischen Sozialliberalismus gibt. Es wird auch manchen das Verständnis des eigenartigen Charakters der heutigen englischen Arbeiterpartei näherbringen. Aber die Rechtfertigung dieses Charakters wird einen marxistischen Sozialisten schwerlich überzeugen. Die Anschauung, daß Parteien nicht von Theorien beherrscht werden, sondern von dem gewissermaßen instinktiven Streben ihrer philiströsen Anhänger, hat ja einen bestechenden materialistischen Klang und enthält wohl auch ein Körnchen Wahrheit, aber als Grundlage zu einer politischen Theorie benutzt, ist sie die reinste Ideologie. Wenn die Bedürfnisse einer Klasse ihre

politische Haltung bestimmen, warum sollten gerade die minder intelligenten Mitglieder diese Bedürfnisse am richtigsten erkennen? Richtig ist freilich, daß die englische Arbeiterpartei bis jetzt die politische Entwicklung der zurückgebliebensten ihrer Anhänger widerspiegelt. Ein großer Teil des Buches ist eigentlich eine umständliche Darlegung dieser von niemand bestrittenen Tatsache. „Villiers" meint aber damit den Beweis erbracht zu haben, daß dies auch so sein und bleiben müsse. Die Apotheose des Durchschnittsphilisters ist freilich die bequemste theoretische Grundlage des politischen Opportunismus. Eine Partei braucht dann nicht mehr bestimmte, der Erkenntnis realer Verhältnisse entnommene Grundsätze aufzustellen und im Schweiße ihres Angesichtes die Wähler dafür zu gewinnen suchen, sondern sie forscht nach den Instinkten der zurückgebliebenen Wähler — die, wie der Opportunismus hoffen darf, die Mehrzahl ausmachen — und macht sich zu ihrem Sprachrohr. Grundsätzliche Politik ist nicht nur oft schlecht lohnend, sondern auch wissenschaftlich falsch. Der Opportunismus ist zum Dogma erhoben.

Auf diese Weise läßt sich weder der Bestand noch die Politik der englischen Arbeiterpartei rechtfertigen. Auch ihre Erfolge im Vergleich zu denen der englischen sozialistischen Organisationen sind kein Beweis ihrer Richtigkeit, denn die Arbeiterpartei ist noch jung, und ihre Erfoge sind zu wenig sichergestellt. Die Rechtfertigung der Arbeiterpartei liegt weder in ihren Erfolgen noch in ihrer politischen Haltung, sondern in ihrer prinzipiellen Grundlage, ihrer Organisation.

Der Gedankengang des Buches hat aber auch noch einen anderen Haken. Es spricht sehr viel vom Liberalismus und von der Arbeiterpartei. Wie steht es aber mit der konservativen Partei? Auch diese ist eine „demokratische" Partei so gut wie die anderen, nämlich in dem Sinne, daß sich die große Mehrheit ihrer Wähler aus Arbeitern zusammensetzt. Wird nicht auch sie im Kontakt mit der wirklichen Welt „modernisiert", bis sie schließlich gleichfalls den politischen und sozialen Instinkten des Durchschnittsphilisters Ausdruck gibt? Dann sähen wir alle drei Parteien in holder Eintracht demselben erhabenen Ziele nachjagen.

Allein, trotzdem wir die leitenden Gedanken des Buches für falsch halten, möchten wir wiederholen, daß es eine Menge anregender und aufklärender Betrachtungen enthält und jedem zur kritischen Lektüre empfohlen werden kann, der sich ein besseres Verständnis der in der englischen Arbeiterpartei heute vorherrschenden Geistesrichtung verschaffen will. J. Sachse, London.

Der Schutz der Arbeitswilligen, Rechtsgutachten des Oberverwaltungsgerichtsrats Blüher. Dresden 1912, Druck und Verlag von F. Emil Boden, G. m. b. H. 112 Seiten.

Die Broschüre berichtet, was eigentlich auf dem Gebiet des Arbeitskampfes alles vorgekommen ist und vorkommen kann. Aber nur in dem Überblick über die heutige Anwendung des geltenden Rechtes bietet der Verfasser eine zwar unvollständige, aber immerhin brauchbare Zusammenfassung. Bemerkenswert ist, daß der Verfasser ausdrücklich zugeben muß, daß durch §§ 1 und 24 des Reichsvereinsgesetzes „auch das Organisationsrecht des gewerblichen Arbeiters im vollen Umfang und weit über § 152 Absatz I der Gewerbeordnung hinaus gewährleistet und gegen Beschränkungen gesichert ist". Der Oberverwaltungsgerichtsrat kommt also zu entgegengesetzter Schlußfolgerung als der Staatssekretär Delbrück in seiner Antikoalitionsrechtsrede. Und dabei erstrebt auch Blüher, die Arbeiterbewegung lahmzulegen, nur empfiehlt er nicht Verdrehungen bestehender Gesetze und auch nicht Erlaß neuer, sondern als sofort verwendbare Mittel werden angepriesen die Einwirkungen auf die „Imponderabilien des Wirtschafts-, Gesellschafts- und Staatslebens": Steigerung des Pflichtgefühls „gegenüber anderen", Achtung der Interessen anderer, Erhöhung der Achtung vor der staatlichen Ordnung und des Vertrauens zu ihrem Schutz; Pflege des Gemeinschaftsgedankens zwischen Unter-

nehmer und Arbeiter. Aber er merkt selbst, daß derlei nebulose Phantasien im harten Kampfe des Tages keine zureichenden Mittel sind, und deshalb schlägt er auch behördliche Maßnahmen vor, aber wieder ohne neue Gesetze. Junge Beamte sollen in Industriegebiete abkommandiert werden. „Geeignete Kräfte sollten regelmäßig Vortragsreisen halten." Das ist die ethische Seite — ihre Ergänzung findet sie in einer Empfehlung der berüchtigten Schnellfeuerjustiz, die anläßlich des Ruhrstreiks gelobt hat, und schneidigen Vorgehens der Polizei. Entweder soll allgemein: „Anweisung" an die Polizeibeamten ergehen, Streikposten als „Störung und Gefährdung des Verkehrs" wegzuweisen, und jeder „Ungehorsam" unter eine Ordnungsstrafe gestellt werden. Oder speziell: es soll für die Dauer eines auch nur geplanten Ausstandes durch Polizeiverordnung mit Beschränkung auf die betreffenden Ortsteile das Postenstehen schlechtweg verboten werden. Nur das „nicht aufdringliche" Anbieten von Handzetteln soll gestattet bleiben. Ein gesetzliches Streikpostenverbot hält er für undurchführbar, auch würde es nicht viel nützen, drittens müßten Arbeiter und Unternehmer dann gleich behandelt werden (!), viertens wäre die Vorlage im Reichstag nicht durchzubringen, fünftens würde der Kampf um diese Forderung allen Arbeitern die Augen öffnen und Agitationsstoff in Fülle liefern.

Also: kein offenes, ehrliches Gesetzesverbot, sonden kniffliche, hinterhältige Verwaltungsmaßnahmen zu gegebener Zeit!

Ferner soll allen Gewerkschaften eine hübsche Anzahl von Haftpflichten, eventuell durch Verleihung der Rechtsfähigkeit, aufgehalst werden. Dann aber sollen die immerhin abgrenzbaren Ausnahmebestimmungen der §§ 152, 153 der Gewerbeordnung aufgehoben und dafür unter dem Deckmantel des gemeinen Rechtes in das kommende Strafgesetzbuch Bestimmungen so unklarer und allgemeiner Natur aufgenommen werden, daß die Klassenjustiz Bewegungsfreiheit genug hätte, alles zu packen, was ihr beliebt. Der Verfasser schlägt zum Beispiel vor, zu ahnden, was gegen die guten Sitten oder die Verkehrsanschauungen „gröblich verstößt".

Die Schrift ist typisch. Sie beweist aufs neue, daß der Anschlag gegen das Koalitionsrecht im Zusammenhang mit dem neuen Strafgesetzbuch erfolgen soll und daß die juristischen Wortführer der Kapitalisten von diesen sich nur durch die Hinterhältigkeit ihres Vorgehens unterscheiden. G. Obuch.

Zeitschriftenschau.

Die Nr. 1 der „Prowswestschenie" bringt uns einen Artikel von W. Iljin über die **„Wahlresultate"**, in dem der Verfasser den bolschewistischen Standpunkt in der letzten Wahlkampagne verteidigt. Er beweist, daß der Kampf nicht nur zwischen zwei Parteien (der Regierungs- und der Oppositionspartei) stattgefunden hat, sondern daß drei Parteien (die Reaktionären, die Liberalen und die Demokraten unter der Führung der Sozialdemokraten) miteinander gekämpft haben. Er behauptet, daß die russische Demokratie keinen Sieg davontragen wird, wenn es ihr nicht zuvörderst gelingt, das Ansehen der Kadetten bei den Massen zu untergraben. Nur das demokratische Lager besitzt genügende Macht, um die politische Freiheit zu verwirklichen. Daher wäre es durchaus falsch, die psychologische und politische Bedeutung der jüngsten Wahlkampagne ausschließlich vom parlamentarischen Standpunkt aus zu betrachten. Die Stellungnahme der verschiedenen Parteien zu den politischen Streiks vom Jahre 1912 besagt sehr viel mehr als alle konstitutionellen Programme und alle Wahlaufrufe. Die Liberalen selbst können zur Macht nur gelangen nach dem Siege der Demokratie, der trotz ihrer Unschlüssigkeit errungen wird. Die Tatsachen haben gezeigt, daß die Kadetten mit ihrer Parole von den beiden feindlichen Lagern die Demokratie zu täuschen und sich alle Früchte

der politischen Wiederbelebung des Volkes zuzueignen beabsichtigen, wogegen ein wirklich „öffentlicher" oder „europäischer" Wahlkampf allein darin bestehen konnte, die Demokratie dem Einfluß der Liberalen zu entziehen. Dieser erbitterte Kampf gegen die Kadetten war die dringendste Notwendigkeit im letzten Wahlkampf, denn die Kadetten haben sich noch schlimmer gezeigt, als wir es vermutet hatten. Die Gegner des sozialdemokratischen „Reformismus" haben bewiesen, daß sie nicht nur den gesamten Forderungen des Proletariats treu bleiben, sondern auch, daß sie die praktischsten Politiker sind; denn es ist der Entscheidungskampf der Massen, der jene Stoßkraft verbürgt, die die Regierung unter anderem nötigt, Konzessionen zu machen, Reformen zu verwirklichen oder wenigstens für eine gewisse Zeit die ihr fatale Belebung der Volksmassen zu dulden.

Dieses Heft enthält noch viel Interessantes. Trojanowsky spricht in seinem Artikel **„Der Krieg und die Internationale"** über die Ursachen der antimilitaristischen Agitation der Sozialisten und über den Baseler Kongreß. Ein Artikel von **„Politikus"**, **„Der orientalische Knoten"**, handelt vom Balkankrieg; Zinowjeff schreibt über **„Die ersten Schritte der sozialdemokratischen Fraktion in der vierten Duma"**; Ceslav Gursky bringt einen Artikel über **„Die Versicherungskampagne in St. Petersburg"** und berichtet von den Versuchen der Regierung und der Kapitalisten, das neue Gesetz über die Arbeiterversicherung ohne Beihilfe der Arbeiter und zu ihrem Nachteil durchzuführen. Dem energischen Protest der Arbeiter gelang es, bis zu einem gewissen Grade den Ränken der Regierung entgegenzuwirken. Durch Streiks und Forderungen haben die Arbeiter die nicht gewählten, sondern von der Regierung ernannten Delegierten gezwungen, den Sitzungen der von Bureaukraten und Kapitalisten gebildeten Komitees, die die Entwürfe der Krankenkassenstatuten ausarbeiten sollten, fernzubleiben usw. Sie haben ferner von der Regierung die Erlaubnis erzwungen, Versammlungen abzuhalten, um über jene Entwürfe zu beraten und wirkliche Arbeiterdelegierte zu wählen. Diese Kampagne muß zur Organisation des russischen Proletariats und zur Erweckung seiner Tatkraft beitragen. So werden Regierung und Arbeitgeber in ihren Berechnungen wieder einmal enttäuscht werden.

Die Nr. 1 des „Sovremennyj Mir" enthält einen Artikel von Gr. Zyperowitsch über **„Die Mode"**. Es ist dies eine Fortsetzung der Serie von Studien über die verschiedenen Erscheinungen des modernen Lebens, die der Verfasser seit zwei Jahren veröffentlicht. Er zeigt, welche Rolle der Kapitalismus und die verschiedenen Gesellschaftsklassen in der gegenwärtigen Umwandlung der Mode spielen; er studiert die mannigfachen Methoden des zunehmenden Eindringens der Mode in alle Bevölkerungsschichten, er zeigt alle Abweichungen und inneren Widersprüche der zeitgenössischen Mode und beweist, daß die Lösung der Frage der Mode sowie der Frage der Kunst im allgemeinen eng verbunden ist mit der bei weitem größeren und bedeutsameren Frage der Umwandlung der kapitalistischen in die kollektivistische Form der Produktion.

G. Stiekloff.

An unsere Leser. Auf den Artikel über Parteipolemik von Kautsky ist uns eine Entgegnung des Genossen Mehring zugegangen, die wir akzeptierten. Da aber zu befürchten war, diese könnte der Ausgangspunkt einer großen Polemik werden und uns die augenblickliche politische Situation für die Ausfechtung einer derartigen Polemik zwischen Parteigenossen ungeeignet erscheint, haben wir Genossen Mehring ersucht, im Parteiinteresse die Veröffentlichung seiner Entgegnung vorläufig zurückzustellen. Er hat unserem Ersuchen stattgegeben.

Die Redaktion der Neuen Zeit.

Für die Redaktion verantwortlich: Em. Wurm, Berlin W.

